

Allgemeiner
literarischer Anzeiger
für das evangelische Deutschland.

Zwölfter Band.

Allgemeiner
literarischer Anzeiger
für das evangelische Deutschland.

Kritische Rundschau
und Besprechung der bedeutenderen Erscheinungen
auf dem Gesamtgebiete
der in- und ausländischen Literatur, Kunst und Musik.

In Verbindung
mit einer großen Zahl namhafter Männer der verschiedenen Wissenschaften
herausgegeben von
O. Andreaä,
Pfarrer zu D. = Wilmersdorf
bei Berlin.
Dr. H. Cremer u. **Dr. O. Böckler**,
ordentl. Professoren der Theologie
in Greifswald.

Zwölfter Band.
Juli—Dezember 1873.



Gütersloh, 1873.
Druck und Verlag von C. Bertelsmann.

Inhalt des zwölften Bandes.

(Juli bis Dezember 1873.)

I. Uebersichten.

Die Phänomene des Spiritismus. Uebersicht der neuesten auf sie bezüglichen Literatur	1
Zur neuesten social-ethischen und religionsphilosophischen Literatur Englands.	11. 81
Kirchmanns, F. G. v., Philosophische Bibliothek.	22. 165. 249
Die Mission, ihre Stellung und Aufgabe in der Gegenwart. Von Dr. Kalkar.	89. 177
Zur neuesten Literatur über römisches Staatsrecht. Von Regierungsrath Rudloff.	161
Zur Charakteristik der neuesten exegetischen und kritischen Literatur Neuen Testaments.	241. 336
Zur Kritik von David Strauß: Der alte und der neue Glaube.	321. 401
Streiflichter auf den Haushalt der Natur. Von Gottlieb Sylvester.	407

II. Recensionen 29. 98. 184. 263. 341. 413

III. Referate aus Zeitschriften.

Anzeiger für Kunde der deutschen Vorzeit	318	Kirchenzeitung, protest.	154. 392
Ausland	235. 464	Nachricht u. Mittheilung aus Rußland	154. 392
Jahrbücher, preussische	316	Nuova Antologia	467
Kirchenzeitung, evang.	154. 392	Revue, russische.	159. 319. 471
—, allg. luth.	154. 392	Zeitschrift, theologisch	315. 397
—, neue evang.	154. 392	Zeitschrift für deutsche Culturgeschichte	237
—, reform.	154. 392	Zeitschrift für Protestantismus.	154. 392

IV. Kurze Literaturberichte 79. 238. 399

Register.

(Die großgedruckten Zahlen weisen auf die 1. Abtheilung.)

Abel, Begriff der Liebe	116	Beß, das Grundbübel der Jugendbildung	306
Affen-Religion, die,	311	—, die Schule	300
Ahsfeld, Erzählungen fürs Volk	234	—, Aufgaben eines Unterrichtsgesetzes	300
Alford, book of Genesis	82	Beyer, neue Mittheilungen über Rückert	75
Allein in London	455	—, was hat das d. Reich vom Jesuitismus	48
Anthropos, Schlaraffade	311	Biarowsky, Senfkörner	424
Arnheim, Grammatik der hebr. Sprache	114	Bibliothek, philos., von Kirchmann	22 165 249
Arnim u. Brentano, des Knaben Wunderhorn	78	Blüthen der Jesuitenmoral	45
Bachmann, Hengstenberg u. d. ev. Kirchengtg.	73	Böhl, Forschungen nach einer Volksbibel	416
Baierlein, Mission in Indien	273	Bohanns, fünf geistl. Gesänge	79
—, nach und aus Indien	358	Boos, Martin, Biographie	138
Ballien, biblische Geschichte für Kinder	308	Borßstädt, deutsch-franz. Krieg 1870	124
—, preussisch-deutsche Geschichte	289	Bormann, Pädagogik für Volksschullehrer	51
Baer, der vorgeschichtliche Mensch	295	Börschenstein, Johannes Buel	431
Bartels, Schulgeographie	356	Brachvogel, Männer der neuen dtisch. Zeit	133
Bast, Fürst Bismarck	390	Brandes, Gesch. d. kirchl. Politik Brandenbgs.	120
Beaulieu-Marconnay, Ernst Aug. v. Sachsen	210	v. Brandt, Heinrich von Brandt	200

Breest, moderne Glaube des Prot.-Vereins	440	Freysbe, altdeutsches Frauenlob	208
Bühlmann, eine Schulreise in Deutschland	372	Friedrich d. Großen ausgewählte Werke	225
v. Bussfe, Herzog Magnus von Livland	434	Froitzheim, de Taciti fontibus	365
Caspers, Auslegung der Evangelien	425	Fürs deutsche Reich	385
Cassian, Lehrbuch der allg. Geographie	355	Gagarin, the Russian Clergy	12
—, Weltgeschichte für Töchter Schulen	289	Geißler, ev. Predigtstudien	104
Challis, Transl. of the epistle to the Romans	87	Gerechtigkeit, göttl., und Errettung	387
Christensen, de Fontibus a Cassio Dione	366	Geschichte, bibl., für Schule und Haus	141
Chronik, allgem. kirchliche,	187	Giffel, Carolus Linnaeus	297
Church and the age	15	Glöckler, Joh. Jakob Moser	233
Clöter, Katechismus über die Offenb. Joh.	104	Goethes Briefe an Eichstädt	225
Cohn, über Batterien	294	Gothelfsmir, Ehescheidungsprozeß	140
Colenso, new Bible commentary	82	Gottschall, König Pharao	454
—, Pentateuch and book of Joshua	83	Grafmann, die Begriffslehre	195
McColl, Disciple life	14	—, Erdgeschichte	57
O'Connor, Comm. on the Epistle to the Romans	87	Graue, die kirchliche Lehrfreiheit	438
—, Epistle to the Hebrews	88	Greßler, Himmel und Erde	292
Cremer, bibl. theol. Wörterbuch	263	Grosse, erzählende Dichtungen 5 6	383
Crookes, Spiritualismus u. Wissenschaft	1	—, der Wajunger Noth	384
Danneil, Bräderschaft der Aderknechte	211	Grote, aus der Kinderstube	381
Davis, Principien der Natur	2	Grote, Leibnitz und seine Zeit	206
—, der Zauberstab	2	Grübner, Inhalt des Religionsunterrichts	219
—, der Reformator	2	Güldenstube, Pneumalologie	1
—, der Arzt	2	Guntisberg, eine Deutsche im Osten	233
Deimling, die Segnungen d. menschl. Gesellsch.	352	Habermann, christl. Morgen- u. Abendgebete	110
Demmer, Leisefaden der Kirchengeschichte	420	v. Hagen, die Franzosen in Halle	347
Deutschland in Wort und Bild	457	Hagen, Gründe, zur röm. Kirche zurückzuf.	189
Diedhoff, obligatorische Civilehe	50	Halmer, Prinz Rosa Stramin	311
Diegel, Werth des Kirchenbesuchs	422	Haltans, Das Kriegsbuch	890
Dielein, deutsches Lesebuch	369	Hammond, Outlines of textual criticism.	81
—, die Poesie in der Volksschule	312	Hare, Geister-Manifestationen	1
Diegel, Niederjagd	60	Hare, Memorials of a quiete life	14
Dittmar, histor. Atlas	353	Hartmann, Buddens redivivus	43
—, deutsche Geschichte	288	—, Beichtreden	274
Dolbert, Styl Niccolo Pisano's	78	Hegel, populäre Gedanken aus f. Werken	197
Dorner, Augustinus	418	Heiget, Ludwig I von Baiern	128
Dörpfeld, Grundlinien e. Theorie des Lehrp.	374	Held, Arbeiterpresse der Gegenwart	139
Dräseke, der Weg des Friedens	426	v. Hefort, Maria Luise v. Oestreich	433
Dreeser, Perlen aus Schleswigs Sagenschatz	313	Herbst, Königsgeburtsstagsreden	307
Dröse, Einführung in die deutsche Literatur	445	—, Johann Heinrich Voß	135
Dröschmann, Grade der Intelligenz	110	Hessey, Moral difficulties	19
Ed, neue deutsche Civilprozeß-Ordnung	434	Hirzel, Gesch. der class. Philologie	365
Eckstein, Venus Urania	451	Hoffmann, Goethes Hermann und Dorothea	77
Edmunds, amerikan. Spiritualismus	1	—, Humor aus der Kinderstube	456
Eichwaldt, Johann Smidt	433	Höhlbaum, Reichschronik des Berth. Höneke	198
Engel, Christenthum oder Heidenthum	440	—, Beiträge z. Quellenkunde Livlands	200
Engelhardt, Casualpredigten	275	Höinghaus, die neuen Kirchengesetze	436
Erläuterungen zu Kant Religion d. bloß. Vern.	22	Hollensteiner, Bau des Reiches Gottes	413
Anthropologie	168	Huber, kirchl. polit. Wirksamkeit d. Jesuiten	351
Schleiermachers Monologen	249	—, der Jesuiten-Orden	344
—, philol. Sittenlehre	251	Hugues, Confoederation der Reformation	419
Eichenbach, Wilhelm von Orange	447	Humnus, das Leben Fenelons	428
Fechner, deutsche Fibel	369	Jannasch, der Musterstich	350
—, Erstes Lesebuch	369	Janzen, Rochus Friedrich Graf zu Lynar	131
—, Begleitwort zur deutschen Fibel	369	Jesaja, liber, ed Baer	29
Fichte, Versuch e. Kritik aller Offenbarung	249	Jhne, Römische Geschichte 3.	65
Fischer, Kritik des luth. u. heid. Katechismus	189	John, Lehrpredigten	105
—, Leisefaden der Chemie	294	Jugend- und Volksbibliothek	459
Flammberg, vom treuen Kunrad	233	Jung, Darwin	148
Fler, Pflanzenleben in Indien	441	Junius, krit. Gang durch die heil. Schrift	191
Flores theologiae moralis Jesuitarum	45 102	Justi, Winkelmann in Italien	314
Fraas, die alten Höhlenbewohner	62	Kahle, Geschichte des Reiches Gottes	56
Fragmenta Evangelia	85	—, Grundzüge der ev. Volksschulterziehung	373
Franklin-Expedition, die	460	Kahnitz, die deutsche Reformation	419
Freund, wie studirt man Philologie	364	Kaiserlieder, herausg. v. Wachsmann	312
		Kalisch, Commentary on the Old. Test. II	83

Rameke, Zinstabelle für die neue Mark	211	Otto, deutsche Dichter und Wissenschaften	75
Rane, Nordpolfahrer	460	—, der Menschenfreund	458
Reck, Sedan	382	Otto u. Schramm, vier große Bürger	299
Rein, Elemente der analyt. Geometrie	212	Paine, physiology of the soul and instinct	17
Reinert, das Deuteronomium	184	Perth, mystische Erscheinungen	1
Kirche, die luth. des Großherz. Hessen	437	Pestalozzi, Eusebius und Gertrud	429
Kirchner, Gedanken über christl. Erziehung	375	Pistorius, Evangelium von Jesu Christo	423
Kirsch, das deutsche Volksschulrecht	213	Post, Naturwissenschaft des Rechts	277
Kistling, M. L. Seyffert	431	Postel, Naturgeschichte	293
Krabbe, wider die Richtung des Staatslebens	282	Poulett, Bildung der vulkan. Krater	58
Krande, arithm. Exempelbuch	212	Preger, Dantis Matelda	368
Kräzinger, Kirchenvereinigung d. Ref. z. Luth.	44	Pröhle, Friedrich II. u. die deutsche Literatur	74
—, Schulgesetz-Entwurf für Hessen	379	v. Pückler-Moskau, Briefwechsel	431
Krüger, Sprachlehre für Volksschulen	368	Rabiger, über die Bekenntnisfrage	437
Koch, Verhältniß der Kirche zur Schule	53	Ramjaner, Luthers Katholicismus im Seminar	104
Köhler, Stoffe zu Katechismusunterredungen	220	Rathmann, Maria die Mutter des Herrn	109
Kohut, unser 3 Dichtergenossen	111	Rauch, Einheit des Menschengeschlechts	60
Kolbe, Erzbischof Adalbert und Heinrich V	66	v. Raumer, Geschichte der Pädagogik	146
Königreich Jesu, das 1000jähr. u. d. luth. R.	103	Rawlinson, hist. illustrations of old test.	19
Kühel, Begriff der gesunden Lehre	421	Regesta Pontificum Romanorum	272
Kugler, Christoph v. Württemberg	117	Reis, Lehrbuch der Physik	212
Kühne, graph. statist. Atlas	353	Reh, Himmel und Erde	292
Kussnitzky, Joel, Amos, Obadja	98	Riggenbach, der apostol. Glaube	100
Laas, die Pädagogik des Joh. Sturm	370	Riggenbach, Reise nach Palästina	443
Lang, Epistel-Bearbeitung für Lehrer	220	Richter, Bilder aus den Verein. Staaten	361
Lauchardt, Feenmärchen	386	Richter, Erziehung der weibl. Jugend	53
Lausch, Buch der Kindermärchen	457	Ritter, Joh. Caspar Lavater	138
Laumann, Gebetsblätter	126	Robinson, Comm. on the Ep. to the Rom.	87
Lebberhose, Leben Joh. F. Flattichs	430	Rohling, Prophet Jesaja	29
Lettres d'une amie maternelle	300	v. d. Ropp, Erzbischof Werner von Mainz	67
Lezer, über Walthar von der Vogelweide	568	Roque, Gebatter Tod	308
Lehmann, Behandlung der gemischten Ehen	51	Rosenkranz, Einl. u. Erl. zu Hegels Encycl.	253
Lübker, Reallexicon	364	v. Rougemont, Liebe und Glaube	109
Luthardt, Festings Prosa	76	Rudolph, Handbuch f. deutsche Stylübungen	223
Lütken, Predigt	274	Rühl, Textquellen des Justinus	114
Lutwende, das christliche Kirchenjahr.	220	Rückers Lehrerkalender	461
Mähler, Geschichte der Himmelskunde	289	Sammlungen für Liebhaber christl. Wahrh.	73
Marbach, Gesch. d. deutschen Predigt	44	Sammlung gemeinverst. wiss. Vorträge	294
Maus, Lieberschule	392	Sandey, Authorship of 4. gospel	85
Maurer, Katharina Luther	207	Sartorius, Nothwendigkeit d. kirchl. Bef.	188
Meyer, Fortbildungsschule	376	Sätze, 73, v. Einfluß d. Aenderung in d. Lehre	281
Moor, das Leben Jesu	191	Schäfer, Flattich u. sein pädagog. System	147
Mommsen, Römisches Staatsrecht	161	Schaubach, Familienbibliothek	388
Mücke, Conrad II u. Heinrich III	343	Schiller, Gesch. des röm. Kaiserreichs	341
Milde, deutsche Volksbücher	231	Schirmacher, Beiträge z. Gesch. Mecklenburgs	68
Müller, das Bild eines Jüngers	277	Schmidt, Aufgaben zum Kopfrechnen	212
—, über die Sünde	113	Schmidt, Entstehung der kirchl. Christuslehre	113
Münter, über Korallenthiere	295	Schmidt, Herder als Knabe	459
Mürbter, 14 Briefe über christl. Erziehung	308	Schmidt, der Protestantenverein	283
Muskers, unter den Patagoniern	361	Schneider, Krieg der Triple-Allianz	285
Natural science, relig. creeds	18	Schneider, Roger Bacon	427
Naturwissenschaft, die gesammten	57	Schneider, Roussseau und Pestalozzi	429
Naumann, Nachklänge	391	Schöberlein, Geheimnisse des Glaubens	263
Nicolai, zur Neujahrszeit im Pastorat	456	Schöpffer, Reil und Voß	450
Nietzsch, Unzeitgemäße Betrachtungen	321	Schorn, Geschichte der Pädagogik	144
Nichols, Kunst mit 6 Pence zu leben	353	Schramm, bleibende Bedeutung Jesu	113
Nippold, Richard Rothe	71	Schreib- und Hülfskalender f. Geistliche	461
—, Ursprung u. der altkath. Bewegung	351	Schulz, Berlinisches Lesebuch	144
Oberländer, Westafrika	461	Schupp, Friedr. Wilhelm der gr. Kurfürst	133
Olearius, Anweis. zur Krankenpflege	273	Schütz, Katechesen über Luthers Katholicismus	221
Oliver, Tochter d. s. Försters	387	v. Seebach, die Wellen des Meeres	294
Ouden, die Wiener Weltausstellung	349	Seebach, am Fuß des Delberges	231
v. Oesterzee, Werth und Gebrauch d. h. Schr.	423	Seisenberger, Klagelieder des Jeremias	268
v. Oesfeld, kirchenpolit. Reformgesetze	436	Sengler, Goethes Faust	227
Ostertag, Bilder aus dem Reiche Gottes	300	Sewin, Erklär. der 3 ersten Evangelien	99
Otto, auf hohen Thronen	127	Sheseth, Comm., Jeremiah and Ezechiel	84

Smith, Credibility of christ's religion	15	Urtheil über d. Gesehentw. Volksschulwesen	378
Spieß, Religionsunt. d. Krebschaden d. Zeit	55	Vaterunser, Das heilige	109
Springer, Fr. Christoph Dahlmann	202	Vinde, im Bann der Jungfrau	230
Spurgeon, Treasury of David	84	Vogel, Deutsche Geschichten	143
Staat, der preuß., und die Kirche	282	Volksbibliothek, christliche	459
Staat, der preuß. u. die kirchl. Frage	48	Von Haus zu Haus	462
Stäbelin, Erasmus Stellung z. Reformation	273	Vorträge, protestantische, 1—4	112
Stählin, Katholicismus u. Protestantismus	196	Vulgate New Testament	85
Stade, Erzählungen aus der röm. Geschichte	288	Wadernagel, Kleinere Schriften	314
Staudenmeier, Lehrpredigten	106	Wadernagel u. Grubler, Erinnerungen	360
Stein, Geographie	354	Wagner, Entdeckungsreisen	457
Steinacker, Christenthum u. Humanität	111	Wagner, Judenthum in der Volksschule	377
Stoll, Erzählungen aus der Geschichte	289	Waldner, Freie Luft in Schule und Haus	143
Stolz, Kohlschwarz mit rothem Faden	463	Wasserschleben, landesherrl. Kirchenregiment	50
Stolz, gesammelte Werke	359	Weber, Reiseerinnerungen aus Rußland	356
Stöckner, unsre Zeit	460	Wayer, Der Graphit	59
Strack, aus dem Frauenleben	209	Weigel, für Kanzel und Haus	108
Strack, die moderne Schule	305	Weinholz, Deutscher Kriegsgefang	389
Stricker, der Blitz	295	Weis, Der alte u. der neue Glaube	192
Süskind, Krieg wider Frankreich	126	Weiß, Theologie des N. Testaments	30
Thaer, über ländl. Arbeiterwohnungen	138	Wendel, ev. Gebetbüchlein	110
Thelemann, der Jesuitenorden	352	Wiesner, Wildgenossen	232
Tholud, Uebersetz. u. Ausleg. der Psalmen	416	Wilson & Palmer, ordnance survey of Sinai	20
Thompson, Kirche u. Staat i. d. Ver. Staaten	435	Wirth, Bilder aus der Pflanzenwelt	60
Tobien, Denkwürdigkeiten Westfalens	344	Wollschläger, Zeitreihe der Päpste	272
Trebitz, der Trutenbaum	386	Zachariä, moderne Schöffengericht	278
v. Treitschke, histor. u. polit. Aufsätze	69	Zahn, christl. trostreiche Grabgesänge	79
Trimpelmann, Perpetua u. Felicitas	458	Zeglin, Winke üb. Fortbildung d. Lehrers	142 216
Twissien, Ideen der asiat. Culturvölker	62	Ziese, ich glaube, darum rede ich, 25 Predigten	276
Tyndall, Das Wasser	59	Zöllner, die Kräfte der Natur	59
Unitate, de, ecclesiae et de conc. oecum.	279		

I. Aufsätze allgemein wissenschaftlichen, cultur- und literar-historischen Inhalts.

Die Phänomene des Spiritismus.

Uebersicht der neuesten auf sie bezüglichen Literatur.

- I. 1. **Güldenstucke**, Baron Ludw. v., **Positive Pneumatologie**. Die Realität der Geisterwelt, sowie das Phänomen der directen Schrift der Geister. Historische Uebersicht des Spiritualismus aller Zeiten und Völker. (XIII n. 264 S.). Stuttgart, 1870. H. Lindemann.
2. **Gare**, Dr. med. Robert, **Experimentelle Untersuchungen über Geister-Manifestationen**. Als eine wissenschaftliche Streitschrift gegen die jüngsten Dogmen des Vaticanischen Concils über die allein wahre und unfehlbare Inspiration und Offenbarung, in Auszügen aus der 5. amerik.-englischen Ausgabe in's Deutsche übersezt von Gregor Constantin Wittig u. herausg. von Alexander Aksákw Kais. Russ. Hofrath zu St. Petersburg 2c. 2c. — (LXXXI n. 196 S.) Leipzig, 1871. Franz Wagner.
3. **Will. Crookes**, **Der Spiritualismus und die Wissenschaft**. Experimentelle Untersuchungen über die physische Kraft. N. dem Russ. n. Engl. in's Deutsche übersezt von Gregor Constantin Wittig u. herausg. von Alex. N. Aksákw, Kais. Russ. Collegien-Rath 2c. 2c. (XXII n. 120 S.) Leipzig, 1872. Franz Wagner.
4. **John Worth Edmonds**, **Der Amerikanische Spiritualismus**. Untersuchungen über die geistigen Manifestationen. N. dem Amerik.-Engl. in's Deutsche übersezt von G. C. Wittig und herägg. v. Alex. Aksákw. — (240 S.) Leipzig, 1873. Franz Wagner.
- II. **Perty**, Maxim., Prof. zu Bern, **Die mythischen Erscheinungen der menschlichen Natur**, Dargestellt und gedeutet. Zweite vermehrte und verbesserte Auflage. 2 Bde. (XXVIII, 445, und VI, 498 S.). Leipzig und Heidelberg, C. F. Winter.

Die unter I, 1—4 genannten Werke dürften so ziemlich das Bemerkenswertheste sein, was während der letzten Jahre in deutscher Sprache zu Gunsten des Spiritismus veröffentlicht worden, während in Nr. II die eingehendste und in vieler Hinsicht die gewichtigste Kritik aller zum Spiritismus gehörigen und mit ihm verwandten Erscheinungen geboten wird. Es ist dieß freilich eine Kritik, die weil sie von einem der spiritistischen Doctrin in mancher Hinsicht nahe stehenden Standpunkte aus geübt wird, selbst wieder mehrfach zur Kritik herausfordert und der Correctur oder Ergänzung durch anderweite kritische Beleuchtungen des Gegenstandes, wie sie in verschiednen kleineren Aufsätzen oder Zeitschriften-Artikeln enthalten sind, bedürftig erscheint.*)

In dem Werke des Baron v. Güldenstucke (das übrigens nur deutsche Neubearbeitung der schon 1857 zu Paris erschienenen „Pneumatologie positive et expérimentale“ desselben Verfassers ist) findet man Mittheilungen über eine Reihe von Entdeckungen und Erfahrungen auf spiritistischem Gebiete gemacht, in welchen sich, wenigstens nach des Verfassers Ansicht, der wahre Höhepunkt und wissenschaftliche Abschluß des bisher seitens des Spiritismus Erforschten ankündigt. Es ist das „Phänomen der directen Schrift der Geister,“ entdeckt vom Verfasser und von seinen Fremden, dem Grafen d'Arches und dem General v. Breuvère zu Paris in den Jahren 1853—1856, worüber hier Aufschlüsse ertheilt werden.

*) Vgl. daher noch: „Der Spiritismus in Nordamerika und Europa; ein Zeichen der Zeit“, von Dr. D. Zöckler (im „Beweis des Glaubens“ Bd. VI, 1870, S. 339—364); — „Der Spiritismus und die Spiritisten“ von Mor. Busch (im „Daheim“ 1870, Nr. 11—13); — „Der Spiritismus und die Wissenschaft“, von Dr. Buddensieg „Deutsche Blätter“ von Jüllner 1873, S. 223 ff.); — auch die Referate in der Neuen evangelischen Kirchenztg. 1866, Nr. 27 f.; 1871, Nr. 12. 49; 1872, Nr. 18, n. s. f. — Auf verschiedene Artikel ausländischer Blätter und sonstige Erzeugnisse der außerdeutschen Literatur wird weiterhin in unfrem Aufsätze Bezug zu nehmen sein.

Alle früher (seit dem ersten Hervortreten spiritistischer Phänomene in Nordamerika und England zu Ende der 40er Jahre) bekannt gewordenen Erfolge menschlichen Verkehrs mit der Geisterwelt, alles Tischklopfen, Tischrücken, und Tisch-Schweben, alles unsichtbar bewirkte Glockengeläute und Vibrieren musikalischer Instrumente, alles mündliche oder schriftliche Weissagen sensibler Medien zc., wird an Wunderbarkeit weit überboten durch die direct und ohne alle menschliche Vermittlung zu Papier gebrachten geheimnißvollen Schriftzüge, womit die genannten Herren Anfangs spärlicher, seit dem denkwürdigen 1. August 1856 aber auf das Reichlichste (an diesem Tage allein mit 30 Proben verschiednen Umfangs) von unsichtbarer Geisterhand beschenkt wurden. In allen möglichen Sprachen der Erde, zum Theil auch in den altclassischen, erscheinen diese schriftlichen Mittheilungen aus der anderen Welt, deren Hr. v. Güldenstubbé bloß bis zum 3. 1870, also innerhalb 14 Jahren, über 2000 erhalten haben will, abgesehen. Eine große Verschiedenheit des Bildungsgrades der mittheilenden Geister dokumentirt sich in ihnen, wie denn manche, besonders von den griechisch oder lateinisch abgesehen, nicht ganz frei von Sprachfehlern erscheinen, andere in ihrer Handschrift oder in den nicht selten beigelegten Zeichnungen (wie z. B. Kreuzen, abkürzenden Namensschiffen u. dgl.) eine große Nachlässigkeit verrathen, und dabei fast sämmtliche so weit davon entfernt sind, als kalligraphische Muster gelten zu können, daß der von einem früheren Kritiker des Güldenstubbé'schen Buchs gebrauchte derbe Ausdruck „Schmieralien“ kaum als eine zu harte Bezeichnung ihres Charakters gelten darf.*) Auch ihr zwischen den Extremen trivialer Abgeschmacktheit und biblischer Correctheit hin und her schwankender religiös-ethischer oder praktisch-philosophischer Inhalt bietet der Kritik, besonders der vom evangelisch-rechtgläubigen Standpunkte aus geübten, mancherlei Angriffspunkte dar. Namentlich daß von Geistern hervorragender Persönlichkeiten der Welt- und Kirchengeschichte (wie Socrates, Plato, Cicero, Cäsar, St. Paulus, St. Johannes, Augustinus, Abälard, Ludwig v. Heil., Napoleon zc.) vielfach die unbedeutendsten Dinge, ja stellenweise recht alberne Gemeinplätze aufgeschrieben worden sein sollen, erscheint im höchsten Grade schwerbegreiflich, ja unglaublich, und legt den Verdacht nahe, daß Mystificationen oder grobe Selbsttäuschungen des Verf. stattgefunden haben möchten. Was derselbe zur Rechtfertigung sowohl der Thatsächlichkeit als des religiös-philosophischen Gehalts des Mitgetheilten vorbringt, unterliegt starken Bedenken. Jedenfalls fehlt viel daran, daß es ihm gelungen wäre, auf Grund der geschilderten Erscheinungen ein System von wahrhaft wissenschaftlichem Gehalt und Charakter, eine spiritistische Wissenschaft, würdig des stolzen Titels einer „positiven und experimentellen Pneumatologie“ zu errichten.

Die unter 1, 2—4 aufgeführten Werke verschiedner Verfasser gehören als neueste Lieferungen zu der seit etwa 6 Jahren im Verlage von Franz Wagner in Leipzig erscheinenden, vom kais. russischen Hofrath Alex. Aksakow unter Mitwirkung des Breslauer Privatgelehrten G. C. Wittig herausgegebenen „Bibliothek des Spiritualismus“, welche früher schon Uebersetzungen mehrerer Hauptwerke des jetztlebenden Koryphäen der spiritistischen Literatur Nordamerika's, Andrew Jackson Davis gebracht hatte.**) Sie tragen nach Form und Inhalt

*) H. Leo in der Evang. Kirchzeitg. 1858 (in einer Rec. der ersten [französl.] Ausg. des Güldenstubbé'schen Buchs), S. 190.

**) Davis, A. S., Die Principien der Natur, ihre göttlichen Offenbarungen und eine Stimme an die Menschheit. Aus der dreißigsten Ausgabe des amerikanischen-englischen Originals mit Autorisation des Verfassers in's Deutsche übersetzt von Gregor Constantini Wittig, Uebersetzer sämmtlicher übrigen Schriften desselben Verfassers über Harmonische Philosophie. 2 Bände. 1869. (Preis 6½ Thlr.)

Derselbe, Der Zaubersab. Eine Autobiographie. Aus der vom Jahre 1853 bis 1855 erschienenen fünften (nunmehr zwölften) amerikanischen-englischen Ausgabe mit Autorisation des Verfassers in's Deutsche übersetzt von Demselben. 1868. (Preis 3¼ Thlr.)

Derselbe, Der Reformator. Harmonische Philosophie über die physiologischen Laster und Tugenden und die sieben Phasen der Ehe. Aus der im Jahre 1855 zuerst erschienenen (nunmehr vierzehnten) amerikanischen-englischen Ausgabe mit Autorisation des Verfassers in's Deutsche übersetzt und vor allen übrigen Werken zuerst herausgegeben von Demselben. 1867. (Preis 3¼ Thlr.)

Derselbe, Der Arzt. Harmonisch-philosophische Ideen über den geistigen Ursprung und die höhere Bestimmung des Menschen, sowie Versuch einer durchaus neuen Lösung der Frage nach dem wesentlichen Grundprincipe der Gesundheit, der Krankheit, des Schlafes, des Todes und der Heilung.

einen anderen Charakter als v. Güldenstübke's Buch, das sich verglichen mit ihrem buntschiedig compilirten, aus diversen Aufsätzen und Excerpten zusammengestellten Inhalt immer noch als ein Werk aus Einem Gusse ausnimmt.*) Auf das Phänomen der „directen Geisterschrift“ wird in ihnen geringeres Gewicht gelegt. Desto mehr ist in ihnen, besonders in dem vorzugsweise voluminösen, das den Namen des Chemikers Dr. Hare an der Spitze trägt, von dem durch diesen erfundenen s. g. „Spiritoskop“, sowie von den durch dasselbe und einige andre ähnliche Geisterbeobachtungsinstrumente zu erzielenden Resultaten die Rede. Möglichst zahlreiche wissenschaftliche Autoritäten der alten und neuen Welt werden als Zeugen für die Thatsächlichkeit dieser experimentell vermittelten Geister-Manifestationen eingeführt. Was indessen aus diesen wissenschaftlichen Bezeugungen hervorgeht, ist keineswegs gleichbedeutend mit Bewahrheitung aller einzelnen Voraussetzungen und Thatsachen des behaupteten Verkehrs mit der jenseitigen Welt, also mit Bestätigung der spiritistischen Doctrin in ihrem vollen Umfange. Schon die mannichfachen Differenzen zwischen den von den Geistern erhobenen Aussagen über religiöse Angelegenheiten, — ihre bald mehr orthodox- protestantisch oder -katholisch, bald mehr pantheistisch oder rationalistisch klingenden Bekenntnisse, ihre Zwiespaltigkeit betreffs der Frage, ob die wiederholten Verleiblichungen (Reincarnationen, Seelenwanderungen) der Geister bloß nach diesem Leben in höheren himmlischen Sphären, oder auch schon auf unsrem Planeten innerhalb der Menschheitsgeschichte stattfinden,**) ihm bald schroffere bald mildere Opposition gegen gewisse Dogmen der Kirche, insbesondere die vom Teufel, der Hölle und der ewigen Verdammniß, von welchen sie alle zumal nichts wissen mögen — schon dieß alles ist geeignet, Bedenken gegen die Zuverlässigkeit dieser angeblichen neuen Offenbarungen aus dem Jenseits zu erwecken. Nicht minder bedenklich ist es aber auch, daß unter den als Anhänger spiritistischer Doctrin im Texte, ja theilweise sogar auf den Titeln dieser Bücher citirten Männern der Wissenschaft sich nicht Wenige befinden, welche die betr. Phänomene keineswegs als wirkliche Geisterkundgebungen aus der jenseitigen Welt, sondern lediglich als gewisse, bisher noch weniger erforschte Wirkungen natürlicher oder psychischer Kräfte gedeutet wissen wollen. Selbst der englische Chemiker Crookes, dessen auf dem Titel von Nr. 2 vorangestellter Name den Anschein erweckt, als rühre der Hauptinhalt dieser Schrift von ihm her, während er doch nur einen kleineren Theil derselben (S. 46—99) verfaßt hat, — bleibt im Wesentlichen bei Statuirung einer gewissen „psychischen Kraft“ stehen, welche den verschiednen Erscheinungen des Spiritismus als geheimnißvolle Ursache zu Grunde liege und von welcher das, was Andere anders, z. B. Graf Gasparin als „Fernwirkung des Willens“, Prof. Thury in Genf als „Psychode“ oder „electenische Kraft“, Richardson als „Nervenäther“, Carpenter als „unbewusste Hirnthätigkeit“ (unconscious cerebration) und Balfour Stewart als „elektrobiologische Kraft“ bezeichnet hätten, nicht wesentlich verschieden sei.***) Nur im Sinne dieser „psychischen“ oder „vitalen“

Nach der vierzehnten amerikanisch-englischen Ausgabe des Originalwerks in's Deutsche übersetzt von Gregor Constantin Wittig. 1872. (Preis 3% Thlr.) — Brumkend und voll schwülftigen Humors, wie die Titel, erscheint der Inhalt dieser Werke, ein seltsames Gemisch von scheinbar wissenschaftlichen Darlegungen mit confusen Unsinn und extrabaganter naturphilosophischer Speculation. Der religiöse Standpunkt ist der eines ziemlich crassen materialistischen Pantheismus; nur gelegentlich mit rationalistisch-sentimentalen Anklängen an biblisches Christenthum verbrämt.

*) Das Werk Nr. 3: „Der Spiritualismus und die Wissenschaft“ von Crookes u. s. schließt z. B. nicht weniger als eilf verschiedene Aufsätze in sich, von welchen nur zwei, und keineswegs gerade die umfangreichsten oder bedeutendsten, von dem als Autor genannten Crookes herrühren (vgl. unten).

**) Die erstere Ansicht, oder die eigentliche Seelenwanderungslehre, vertritt, im Anschluß an Allan Kardec (1869), an dessen Jünger und begeisterten Grabredner Camille Flammarion (vgl. z. B. dessen neueste Schrift: „Récits de l'Infini“ sowie das Referat darüber im Allgem. lit. Anzeiger, Juni 1873, S. 449 ff.) u. A., die Mehrzahl der nordamerikanischen und britischen Angehörigen der Secte zugethan. Die Ersteren nennen sich in der Regel „Spiritisten“ (Befürworter der „doctrine spirite“), die Letzteren zeigen eine gewisse Vorliebe für den Namen „Spiritualisten“. Doch ist dieser Namensunterschied keineswegs allgemein recipirt; auch scheint die ganze Meinungsdifferenz keine sehr tiefgreifende oder consequent festgehalten zu sein. Vgl. Meurer im S. 4 (Juli 1872) der „Spiritisch-rationalistischen Zeitschrift“, S. 125.

***) Vgl. Agénor Cte de Gasparin, Science versus „Spiritualism“, New-York 1857 (Paris 1854); Thury, Les Tables parlantes, Genève 1855; — und im Uebrigen „Athenaeum“, Nr. 11, 1871; auch Magazin für die Literatur des Auslands 1871, Nr. 48. 50.

Kraft erkennt ferner der Physiker C. F. Varley in London die spiritistischen Phänomene als thatsächlich an; dergleichen der durch seine spectroscopischen Untersuchungen berühmte Astronom Huggins und der Mathematiker A. de Morgan (1871), von welchen jener sich einst im Londoner „Athenäum“ (Jan. 18. 1872) ausdrücklich gegen den Verdacht, eigentlicher d. h. geister- und gespenstergläubiger Spiritist zu sein, verwahrt hat, dieser aber mit seinem öfters citirten Ausspruch: „die natürlichen Erklärungen des Spiritismus seien leicht, aber kläglich mangelhaft, die spirituale Hypothese sei ausreichend, aber freilich lastend schwer“ doch wohl auch nur auf das Unbefriedigende der bisherigen wissenschaftlichen Deutungen des Phänomens hinweisen, keineswegs sich als eigentlichen spiritistischen Gläubigen oder Adepten bezeichnen gewollt hat.*) Auch der berühmte Londoner Rechtsgelehrte Dr. Edw. Cox ist nur in dem Sinne als Patron der spiritistischen Sache aufgetreten, daß er jene psychische oder vitale oder Nervenkraft als deren geheimnißvolles Agens genauer untersucht wissen wollte. Und die hauptsächlich auf seine Anregung hin zusammengetretene Londoner „dialectische Gesellschaft“ zur Prüfung der spiritualistischen Phänomene beschließt ihren 1871 erstatteten ausführlichen Bericht über ihre Thätigkeit mit der allerdings nicht unbedingt skeptisch, aber doch auch nichts weniger als geistergläubig lautenden Erklärung: es sei sehr zu wünschen, „daß die Eine wichtige physikalische (sic) Thatsache, deren Existenz bewiesen worden ist, nemlich daß Bewegung erzeugt werden könne in festen Körpern ohne materielle Berührung, durch eine bisher noch unbekannte Kraft, die innerhalb einer unbestimmten Entfernung vom menschlichen Organismus aus wirke und über das Reich der Muskelthätigkeit hinausgehe, weiterer wissenschaftlicher Prüfung und Untersuchung behufs Ermittlung ihrer wahren Quelle, Natur und Beschaffenheit unterworfen werde.“**) — Ein nicht ganz so günstiges Ergebniss lieferte eine (gleichfalls im J. 1871) seitens einiger russischer Gelehrter angestellte Prüfung der einschlägigen Erscheinungen. Mr. Daniel Dunglas Home, — der berühmteste aller Geistesher England's, ein wahrer Heros und Tausendkünstler auf dem Gebiete der spiritischen Ekstase, der einen Meter hoch über dem Fußboden schwebend sich 30—40 Ellen weit fortzubewegen vermag, ja der einst aus dem Fenster eines 85 Fuß hoch über der Straße, im obersten Stock eines Hauses der Victoria Street in London, durch unsichtbare Geisterhand hinaus, und zum Entsetzen der anwesenden zahlreichen Gesellschaft, durch ein andres ziemlich entferntes Fenster wieder hinein gehoben worden sein soll, — wollte in Gegenwart mehrerer Petersburger Akademiker eine öffentliche Probe von seiner staunenswerthen Kunst und Kraft ablegen, machte aber so vollständiges Fiasco, daß ihm keines der bekannten Kunststücke, wie er sie sonst an Tischen, Gasflammen zc. auszuüben pflegte, vor jenen Männern der Wissenschaft glücken wollte und er daher einer anfänglich in Aussicht genommenen Wiederholung der Versuche in neuer Sitzung durch plötzliche Abreise von St. Petersburg aus dem Wege gieng. Der einzige angesehene Gelehrte, den es hier wenigstens theilweise auf seine Seite zu bringen und zu öffentlicher Bezeugung des thatsächlichen Vorhandenseins einer höheren Kraft in ihm zu bewegen gelang, der Chemiker Prof. Butlerow, gieng in seiner dergestaltigen Erklärung auf keine Weise über dasjenige hinaus, was auch Crookes, Varley, Huggins zc. anerkannt hatten, nemlich das Vorhandensein einer außerordentlichen psychischen Kraft in ihm; er war übrigens dabei so gefällig, als Ursache für den Mißerfolg in jener öffentlichen Prüfungssitzung ein vorübergehendes Unwohlsein des Hrn. Home anzunehmen. Was Hofrath Atjaskow in der zweiten der oben gen. Schriften („der Spiritualismus und die Wissenschaft“, S. 24 ff.) zur Entlastung des durch diese St. Petersburger Vorgänge compromittirten Home sagt, gipfelt hauptsächlich in diesem wenigstens nicht ganz ungünstigen Zeugnisse des Prof. Butlerow. — Ein Mehreres als eine ungewöhnlich kräftige Nerventhätigkeit oder fernwirkende psychische Energie wollen selbst manche Schriftsteller von erklärt spiritistischer Richtung in den betr. Phänomenen nicht gefunden wissen. Ein Hr. Julius Meurer spricht

*) Vgl. Buddensieg a. a. D., S. 225 f. und Perty, Bd. II, S. 495.

**) Report on Spiritualism of the Committee of the London Dialectical Society, together with the Evidence, oral and written, and a Selection from the Correspondence. London, Longmans, Green u. Co.

sich sowohl in seinen „Spiritisch-philosophischen Reflexionen über den menschlichen Geist“ (Leipzig 1871), als in seiner, zusammen mit Hrn. Oswald Nütze herausgegebenen „Spiritisch-rationalistischen Zeitschrift“ (1872, Heft 5, S. 169 ff.) bezüglich der Existenz einer jenseitigen Welt und einer Fähigkeit ihrer Geister zur Einwirkung auf das Diesseits ganz und gar problematisch (gleichsam im Sinne des theologischen argumentum a tuto) aus. Er erklärt sich bereit, auf jede supranaturale Erklärung der spiritistischen Phänomene, falls die Ergebnisse der exacten Naturforschung eine zwingende Nöthigung dazu ergeben sollten, eventuell verzichten, sich also mit der rein psychologischen oder physiologischen Hypothese begnügen zu wollen, mittelst deren er ohnehin auch schon bisher bei Beleuchtung der betr. Erscheinungen vorzugsweise, unter Zurückstellung der Annahme von Geisteroffenbarungen u. dgl., operirt hat.*)

Es scheint nach dem allem, als sei in der That von den bei Beurtheilung der spiritistischen Erscheinungen möglicherweise einzunehmenden Standpunkten dieser physio- oder psychologisch erklärende der alleinberechtigte. Weder die Zurückführung der betr. Vorgänge auf bloßen Betrug und listige Gauklerkünste (wie in dem Sauer'schen Roman „die Spiritisten“, oder wie theilweise wenigstens in dem Vortrage von Rechenberg über den Spiritismus),***) noch die angelologisch-dämonologische Hypothese, von der aus die orthodoxen Theologen Rom's vorzugsweise gern ihre Kritik an der Erscheinung üben,****) noch endlich die von G. H. v. Schubert und anderen gläubigen Protestanten mit Vorliebe gehegte Auffassung derselben als verbotener Nekromantie nach Art derjenigen der Hexe von Endort — keiner dieser Gesichtspunkte scheint ein wahrhaft befriedigendes Verständniß der mannichfaltigen Thatfachen vermitteln zu können, von welchen die Augen- und Ohrenzeugen spiritistischer „Sesssionen“ Bericht geben. Zumal auch die überaus zahlreichen Nuancen auf dogmatischem Gebiete, wie sie, nicht selten

*) Dieser rationalistischen Schattirung des Spiritismus sind freilich die wenigsten periodischen Organe desselben zugethan; die meisten huldigen mehr oder weniger entschieden der Reincarnationslehre, sei es in der Allan Kardec'schen, sei es in irgendwelcher anderen Fassung. Auf dem Umschlag der Meurer-Nütze'schen Zeitschrift werden nicht weniger als 19 Blätter dieser Art aus verschiedenen Ländern der alten und neuen Welt aufgeführt, nemlich: „Licht des Jenseits“ von Const. Delhez, Wien, Singerstr. 7. (Preis fl. 6½. — 5 W.) — La Revue spirite, journal d'études psychologiques. Paris, librairie spirite, Rue de Lille No. 7. (Prix 12 frs.) — Le Spiritisme à Lyon. Lyon, M. Finet, rue Cuvier 69 (Prix 6 frs. 50 cts.) — Le Phare, journal spirite bis-mensuel. Liège (Belgique), Faubourg Ste Marguerite. (Prix 4 frs.) — Human nature, a monthly Journal p. 6 d. à Nummer. London, J. Burns, progressive library, 15 Southampton Row, Holborn W. C. — The spiritual Magazine, a monthly Journal p. 6 d. à Nummer. London, J. Burns, progressive library, 15 Southampton Row, Holborn W. C. — The Spiritualist, monthly 3 d. London. — The Medium and Daybreak, weekly 1 d. London. — The Christian Spiritualist, Edited by F. R. Young, published monthly, 2 d. London. — The Banner of Light. Boston, 15 sh. — The present Age. Michigan, 15 sh. — Swiatlo Zagrobowe, Director W. Letronne, Lemberg (Galizien). (Pr. fl. 4. 10 kr. 6. W. p. A.) — Annali dello spiritismo in Italia, Director Niccifero Filalete, Torino, (10 Lira). — La Salute. Bologna, (6 Lira). — El criterio espiritista. Madrid, (120 R). — El Espiritismo. Sevilla, (40 R). — Revista espiritista. Barcelona, (40 R). — El progreso espiritista. Zaragoza, (10 pesetas semestral). — El Echo d'alem-tumulo (spir. Monitor von Brasilien). — Zu diesen soll seit 1872 noch ein holländisches Blatt: „Het Spiritisch Tijdschrift“ (sGraven Haag) hinzugekommen sein. Dagegen soll die französische „Revue spirite“ eingegangen und durch ein Journal von ähnlicher Richtung: „Le Concile de la libre pensée“ ersetzt worden sein (Perty, II, S. 5).

**) Die Spiritisten. Roman von Carl Marquard Sauer. Drei Bände. Hannover, C. Rümpler. 1872. — C. M. Rechenberg, Der Spiritismus. Vortrag, geh. im akad.-philos. Verein zu Leipzig. Leipzig, Rößberg 1870 (vgl. die Besprechung in Bd. 6, S. 352 d. Allg. lit. Anzeigers).

***) So Gougenot des Mousseaux, La Magie, Paris 1860; Mr. de Mirville, La Pneumatologie des Esprits et de leurs influences fluidiques 4 vols. Paris 1863–65; P. Maignon, Les morts et les vivants, Paris 1862; H. Martin (Doyen de la faculté des lettres à Rennes), „Les sciences et la philosophie“, Paris 1869.

†) v. Schubert, Die Zaubereisünden in ihrer alten und neuen Form betrachtet, Erlangen 1854. — Vgl. G. Leo und E. Hengstenberg in der oben cit. Kritik der Gildenshuber'schen „Pneumatologie positive“ Ev. Kirchenzeitung 1858, theilweise auch Zöckler im „Beweis des Glaubens“ 1870 a. a. D.

bis zu grellen Widersprüchen sich steigend, in den Aussagen der angeblichen Geister aus dem Jenseits hervortreten, erscheinen mit der Annahme eines objectiven und wirklich übernatürlichen Charakters der betr. Erscheinungen schwer verträglich. Daß neben fast vollständiger römischer Rechtgläubigkeit, wie ihn z. B. ein Theil der Güttenstube'schen Geister, oder auch das dem merkwürdigen Buche der ungarischen Baronessa Adelmata Bay angeblich als inspirirende Ursache zu Grunde liegende geistige Princip vertreten,^{*)} auch ultrarationalistische und materialistische Theorien durch manche Medien vorgetragen werden; daß z. B. die Affenursprungslehre nicht bloß schon vor einem Jahrzehnt, um die Zeit da Dixon den Stoff zu seinem „Neu-Amerika“ sammelte, seitens nordamerikanischer Spiritistenzirkel, sondern noch jüngst seitens einzelner Geister, die sich in Gegenwart von Mor. Busch in einem Leipziger Zirkel vernehmen ließen, aufrechterhalten wird:^{**)} diese auffallende Buntgefärbtheit der überhaupt in diesen Kreisen zur Aussage gelangenden Standpunkte und Ansichten scheint sich vorzugsweise leicht zu begreifen, wenn man sie als den Wiederhall dessen, was die sterblichen Medien selbst denken und meinen, auffaßt, also vom Standpunkte der psychologischen Hypothese oder der Annahme eines ganz natürlichen inneren Zusammenhangs zwischen dem f. g. Tagesbewußtsein und dem „medianimisch inspirirten“ Zustande der betr. Personen aus beurtheilt.

Es läßt sich erwarten, daß namentlich naturwissenschaftliche Fachmänner, — soweit sie die in ihren Kreisen überhaupt immer noch vorherrschende spröde Abneigung gegen irgendwelches prüfendes Eingehen auf die in Rede stehenden Erscheinungen überwinden und nicht den bekannten Beispielen eines Arago oder Alex. v. Humboldt, sondern dem Vorgange von Wallace, Crookes, Tyndall und einigen Anderen folgen^{***)} — diese psychologische Hypothese entweder ausschließlich, oder doch mit besonderer Vorliebe festhalten und von ihr aus alles hieher Gehörige sich klar zu machen suchen werden. Auch Prof. Perty in seiner oben genannten Schrift nimmt diesen Standpunkt ein. Schon in der vor fast 12 Jahren (1861) erschienenen 1. Auflage dieses Werks, sowie in der 1863 veröffentlichten kleineren Schrift: „Die Realität magischer Kräfte und Wirkungen“ (einer Entgegnung auf einige, hauptsächlich von materialistischer Seite her wegen des Inhalts der „Mystischen Erscheinungen“ erfahrene Angriffe) hatte er, gleich zahlreichen verwandten Phänomenen, auch die des Tischrückens, Geisterklopfens, Geisterbefragens u. auf gewisse magische Kräfte der psychischen Natur des Menschen zurückgeführt und sie möglichst mit Hilfe dieser Auffassung wissenschaftlich zu erklären versucht. Er führt in der vorliegenden, ansehnlich erweiterten (fast das doppelte

*) „Geist, Kraft, Stoff.“ Herausgegeben von Katharina, Adelmata und Dedon Bay. Wien, Ad. Holzhausen 1870. — Sehr gut katholisch klingen auch viele Sätze in des Honorer Advokaten André Pèzzani Schrift: „Le Pluralité des Existences de l'âme“, Paris 1865, worin u. a. sogar das Dogma von der unbefleckten Empfängniß Mariä vertheidigt wird, freilich auf Grund der Allan Kardec'schen Reincarnationstheorie, die an und für sich stark gegen die römische Kirchenlehre verstößt.

**) S. Mor. Busch's Bericht über einen Besuch im Leipziger Spiritistenzirkel des Grafen v. Poninsky, im „Daheim“ 1870, S. 202. Vgl. Hepworth Dixon, „Neu-Amerika“, S. 340 (deutsche Ausg.), wo über gewisse nordamerikanische Medien weiblichen Geschlechts bemerkt wird: „Von diesen Seherinnen haben wir gelernt, daß die Menschen einst wie die Affen waren, daß selbst damals aber die Frauen den Männern voranstanden, da sie weniger behaart waren und aufrechter standen, als ihre Genossen“. Demnach wäre also diesen Spiritistinnen das Geheimniß der „geschlechtlichen Zuchtwahl“ bereits ungefähr 8–10 Jahr früher durch ihre Geister enthüllt worden, als Darwin („Vom Ursprung des Menschen“ 1871, Kap. 8 ff.) dasselbe in wissenschaftlicher Gestalt entwickelte!

***) Ueber die vornehm ablehnende Haltung Arago's und Alex. v. Humboldt's gegenüber den Phänomenen des Spiritismus s. Perty II, S. 5 f. Ueber Wallace's, Crookes', Barley's u. aa. angesehener Naturforscher günstigere Urtheile s. z. Theil schon oben, und vgl. den Aufsatz in „The Nineteenth Century“ 1871: „Spiritualism and its recent converts“ auch A. Dohrn im „Ausland“ 1871, sowie Perty, II, 495. Ueber einen Versuch des berühmten Physikers Tyndall zu wissenschaftlicher Prüfung der spiritistischen Experimente in einem Londoner Zirkel s. dessen „Fragments of Science for unscientific people, (London 1871), p. 432 ss., und vgl. die darauf bezüglichen skeptischen Bemerkungen Zöllner's: „Ueber die Natur der Cometen (Leipzig, 1872), S. LV. — Neuestens hat auch der berühmte Leipziger Physiologe Czermak in seinen Vorträgen „über Schlaf und Hypnotismus“ sich auf sehr schroff abschlägige Weise über den Spiritismus geäußert und solche naturwissenschaftliche Gesehrte, die wie Crookes, Hare, Wallace u. den Lehren desselben irgendwelchen Glauben schenken, des Ehrennamens von „Naturforschern“ für fernher nicht mehr würdig erklärt.

des früheren Umfangs haltenden, deßhalb auch in 2 Bände getheilten) neuen Auflage des größeren Werks eben diese Theorie in erweiterter Betrachtung durch. Es ist das schon in einigen naturwissenschaftlichen und naturphilosophischen Schriften der 30er und 40er Jahre*) von ihm gelehrt „geodämonische Princip“, d. h. jene als Ausfluß aus dem Allgeist unsren Erdkörper bildende, belebende und beherrschende geistige Individual-Macht des „Geodämon“ — neben welcher er auch einen Hermodämon, Aëriodämon, Diodämon (Geist des Merkur, Mars, Jupiter) u., und über welcher er einen Heliodämon (Sonnengeist) statuiert —, aus dessen Einwirkung er gleicherweise die sämmtlichen Lebensregungen der organischen Reiche unsres Planeten, wie auch die verborgnen Kräfte der Magie und Mantik, oder der f. g. Nachseite der irdisch-menschlichen Natur, herleitet. „Was nur auf der Erde erschienen und geschehen ist, von den ersten Anfängen ihrer Bildung an, der Scheidung und Gruppierung der Stoffe, bis zur Entstehung der Organismen, zuletzt des Menschen und den Umwandlungen und Schicksalen der Menschheit, fließt Alles aus dem Princip der Erde, dem Geodämon, stellt seine Offenbarung und Entwicklung dar: darum ist Alles auf der Erde miteinander verbunden, Alles von Allem abhängig, durch Alles bestimmt. Nicht etwa der Geist der Menschheit ist der Geodämon, denn diese ist ja selbst seine höchste Entwicklungsstufe, sondern das allgemeine Princip der Erde, in welchem Alles, was auf ihr war, ist und sein wird, verbunden und das in der Mineralwelt, in Luft und Meer, wie in den Organismen wirksam ist, dessen Wehen wir fühlen in der Frühlingspracht, im Erntesegen und im Rauschen des Waldes, im Sturm, Katastroph und Erdbeben, wie wir den Anhauch des höchsten Geistes im Anblick der Sternennwelt fühlen, der uns darum von der Erde zum Unendlichen erhebt . . . Und selbst wenn sich die tiefsten, von uns unabhängigen, nur in seltneren Fällen hervortretenden Kräfte des magischen Lebens vorübergehend aufschließen, so sind nur gewisse Schranken gefallen, und wir vermögen auch dann nur zu fühlen, zu erkennen, zu handeln, wie es den Erdentisproffen bestimmt ist, allerdings in mancher Hinsicht in freierer, subtilerer Weise, aufgenommen in einen größeren Zusammenhang, theilweise entbunden von der individuellen Abgeschlossenheit, — ein Schauen und Wirken im geodämonischen Princip oder Geiste, das von der Erde stammend, auch nur sie umfaßt“ (I, S. 7 f.). Nicht eine Vielheit einzelpersönlicher Erd- oder Elementargeister also — wie in den alten Koboldsgagen etwa, oder wie im Zaubermärchen vom „Schloß in der Höhle Ka Ka“ —, sondern Ein einheitliches tellurisches Princip soll hienach als geheimnißvoller Urgund sowohl der naturgesetzlich, wie der magisch vermittelten Erscheinungen des Erd- und Menschenlebens betrachtet werden. Engel und Dämonen als etwaige mitwirkende Ursachen der magischen Phänomene will der Ref. ganz außer Betracht gelassen wissen, wiewohl er die Möglichkeit der Existenz solcher Wesen an sich nicht leugnet (S. 10). Ebenso will er es zwar nicht geradezu für unmöglich erklären, daß abgeschiedene Menschenseelen sich den noch auf Erden Lebenden irgendwie manifestirten; aber seine Theorie einer wesentlich persönlichen Verursachung aller mystisch-magischen Zustände und Erscheinungen will er durch keinerlei Herbeiziehung dieses Gebiets, das ihm nun einmal als ein durchaus problematisches erscheint, beeinträchtigt wissen.

Es ist interessant zu sehen, mit welcher Anstrengung er danach ringt, das ganze ungeheure Reich der magischen Phänomene — wovon die des Spiritismus immer nur eine, wenn auch hervorragend bedeutsame Provinz bilden — von diesem seinen geodämonisch-pantheistischen Standpunkte aus wissenschaftlich zu begreifen und den Voraussetzungen desselben trotz aller entgegenstehenden Schwierigkeiten zu subsummiren. Bezüglich eines Theils der in Bd. I beleuchteten einfacheren Grundformen magischer Thätigkeit gelingt ihm dieß allerdings auf ziemlich befriedigende Weise; so betreffs der Visionen und Hallucinationen (S. 82 ff.), des Abdrückens (S. 137 ff.), des Nachwandelns, des Lebensmagnetismus und des Schlafwachsens (S. 141 ff. 153 ff.). Aber schon beim Uebergange zu den „Zuständen psychischer Gestörtheit mit

*) So in seiner „Allgemeinen Naturgeschichte“ (Bern 1838), I, 298; II, 138; in seiner „Vorschule der Naturwissenschaft“, S. 164 und f. Schrift „Ueber die Bedeutung der Anthropologie“, S. 138. — Als Anhänger dieser geodämonischen Theorie Perty's hat sich u. a. der Historiker Ludw. Giesebrecht, in dem Vortrage: „Das Wunder in der neueren deutschen Geschichtschreibung“ (Stettin 1868), S. 10 ff. bekannt.

magischer Complication“ entstehen ihm Schwierigkeiten. Die Zustände der Beseffenheit oder Dämonomanie (S. 341 ff.) wollen sich doch nur sehr theilweise diesem seinem Erklärungsmodus fügen, der nur allzusehr an denjenigen Balthasar Becker's in der „Bezauberten Welt“ erinnert und ihn hie und da zu ungebührlich harten Urtheilen über Vertreter anderslautender Erklärungsweisen, z. B. S. 379 über Pfr. Blumhardt als Gegner de Valentis,^{*)} veranlaßt. Beim „Vampirismus“ (S. 383—391) kommt er mit seiner Neigung zum Natürlichen oder Psychologischen erklären so wenig durch, daß er hier im Grunde ebensowenig wie der alte Ranft („Tractat von dem Rauen und Schmatzen der Todten, worin die wahre Beschaffenheit der Hungarischen Vampyre gezeigt wird,“ Leipzig 1734), oder wie Calmet, Piérart, Görres zc., der objectiv supranaturalen Erklärungsweise widerspricht.^{**)} Consequenter hält er wiederum bei Beurtheilung der Erscheinungen der „Zoanthropie“ (Wolfswahnsinn, Werwolds-Verwandlung), sowie der „älteren Magie“, worunter er besonders die Nekromantie älterer Völker sowie das Zauberei- und Hexenwesen des Mittelalters begreift, an seiner subjectiven Erklärungsmethode fest. Für die „Hexerei und Hexenprocesse“ insbesondere (S. 424 ff.) ist ihm sogar Solban Hauptautorität. —

An die Spitze des 2. Bandes erscheinen die Phänomene der „modernen Magie“ gestellt, wozu das Tischklopfen, Psychographiren, Geistersprechen zc., also die spiritistischen Rundgebungen im engeren Sinne gerechnet sind (II, S. 1—77). Ueber einiges im weiteren Sinne zur nemlichen Classe von Erscheinungen Gehörige handeln die folgenden Abschnitte: „Die Spukerei“ (S. 77 ff.), „die magische Fernwirkung“ (nemlich 1. solche „ohne Erzeugung des Bildes der eignen Gestalt,“ S. 122 ff., und 2. solche, die in Erzeugung des Bildes der eignen Gestalt durch Lebende [Doppelgänger, Bilocation, Sich selbst Sehen] oder durch Sterbende bestehen, S. 130 ff.), „Die Geistererscheinungen“ (S. 160 ff.), „Die Wunderheilungen“ (S. 228 ff.) und: „Die verschiednen Formen des magischen Erkennens“ (z. B. ekstatisches Fernsehen und Fernfühlen, geistiges Durchschauen Anderer, Todesahnung, Vorgefühl oder „second sight“ — S. 243 ff.). Ein gewisses unsichres Schwanken betreffs der Frage, ob ein Hereinwirken jenseitiger Geistermächte auf diesen Gebieten zu statuiren oder alles nur psychisch-geodämonisch zu erklären sei, tritt in diesen Abschnitten wiederholt hervor. Ebenso auch in den Schlußabschnitten, welche von „Drakeln, Sehern und Propheten“ (S. 303 ff.), vom „Fernsehen im Traume“ (und zwar sowohl im Gleichzeitiges enthüllenden, wie im prophetischen und epimetheischen oder rücksehenden Traume, (S. 353 ff.), endlich von der „Vereinigung magischen Erkennens und Handelns bei den religiösen Ekstasikern“ (Mystikern, Stigmatisirten und prophetischen Wunderthätern des Alten und Neuen Bundes, — S. 399—487) handeln. So erklärt er es „mindestens für zweifelhaft,“ ob durch die moderne Magie die persönliche Fortdauer des Menschengeistes erwiesen und ein Verkehr mit den Verstorbenen hergestellt wird. Er meint: die ganze Sache des Spiritismus „habe einen zweideutigen Charakter, und die vermeintlichen Aufschlüsse über das Jenseits lehrten uns nichts an-

*) Er nennt hier Blumhardt, anlässlich der bekannten Beseffenheitsgeschichte aus den 40er Jahren „einen in veralteten Vorstellungen befangenen Mann, dessen Verstand ebenso gering, als seine Aufopferung groß war.“ Doch wird andererseits auch de Valenti wegen der Heftigkeit seiner Angriffe auf Bl. scharf getadelte.

**) Vgl. S. 384: „In der traumartig umherirrenden Seele, — einem Wesen, das nicht leben und nicht sterben kann und doch fortfährt, Centralprincip ihres (bereits begrabenen) Körpers zu sein, nagt, von diesem angeregt, der Hunger — und der Durst nach Blut, weil im Blute das Leben ist und der Vampirleib im Grabe nicht mehr selbst Blut bereiten kann. In der Vampirseele waltet deshalb ein blinder naturnothwendiger Trieb und erzeugt die übermächtig herrschende Vorstellung des Bluts und mit ihr den Willen, Blut zu saugen und dieß dem Leibe mitzutheilen. Das Saugen geschieht aber unter Erzeugung der Vision des Verstorbenen im Angegriffenen, auf magische Weise, so daß das gesaugte Blut für den Moment seine physisch-sinnliche Beschaffenheit verliert —, welche aber im Leibe des Vampirs wieder in ihrer Integrität und materiellen Erscheinungsform wieder hergestellt wird“ (!). — Wer's glauben kann, der glaube es! Uns scheint der Verf. dem Umstande, daß die Vampirsagen doch immer nur einen lokal und national-beschränkten (hauptsächlich auf die magyarischen und slawischen Stämme Ostropa's eingegrenzten) Charakter tragen und eben hiemit ihr Nichtbegründetsein in wirklichen Naturthatfachen verrathen, viel zu wenig Rechnung zu tragen.

deres, als was wir uns selbst gesagt haben; der unzweifelhafte Gewinn dürfte bis jetzt nur in der, immerhin werthvollen Erkenntniß bestehen, daß es Phänomene gibt, die nicht nach den bekannten Naturgesetzen erfolgen und daß dem Menschen wundersame Kräfte zukommen, die in anderer als der gewöhnlichen Weise auf die Geister- und Körperwelt wirken“ (S. 13). „Durch gewisse Operationen scheint man,“ sagt er S. 39, „objective Gestalten, nicht bloß visionäre, erzeugen zu können, welche aber nicht wirkliche Wesen, die etwa in den Planetenräumen wohnen („Sideriden“), sondern nach höchster Wahrscheinlichkeit Produkte der Medien und der mit ihnen Operirenden sind.“ So sucht er die bekannten Geister-Photographien für auf geheimnißvolle Weise durch die magische Kraft der Medien hervorgebracht zu erklären, meint indessen: es blieben zu ihrer Erklärung entweder „die magischen Kräfte der Medien, oder fremde Geister übrig,“ und in jedem dieser beiden möglichen Fälle sei „die Art und Weise, wie ein geistiges Wesen auf die ponderable Materie wirken kann, bis jetzt, ja vielleicht für immer unerklärlich“ (S. 58). Ein andres Mal fragt er: „Sind Menschen im ekstatischen Zustande zu solchen Leistungen — wie Hellsehen, Doppelgängerei, Fernwirkung, Wunderheilungen zc. — fähig, warum sollten sie nicht auch die spiritualistischen Phänomene hervorbringen können? warum will man hier andere als geistige Wesen zur Erklärung herbeiziehen?“ Er fügt aber dann sogleich hinzu: „Es soll jedoch nicht geleugnet werden, daß eine Anzahl von Thatfachen sich schwer, vielleicht auch nicht aus den Kräften der Medien und ihrer Umgebung erklären läßt, sondern noch andere, und zwar geistige Wesen voraussetzt. Dann würden, wollte man nicht ganz unbekannte und unqualificirbare annehmen, nur die Geister verstorbener Menschen oder Dämonen übrig bleiben“ zc. (S. 70). Aehnlich urtheilt er S. 77 über einen bestimmten einzelnen Fall (den jener ungarischen Baronin Adeline Bay): „Entweder wurde Frau A. durch ihren anomalen periodisch wiederkehrenden Zustand für die Dauer desselben geistig so verändert, daß sie als eine andre Person fühlte, dachte und schrieb, — dabei denn auch in Folge ihrer magischen Erregtheit über einen größeren Kreis des Wissens, auch über das ihrer Umgebung und Freunde verfügte, — oder man müßte Inspiration durch einen fremden Geist annehmen.“ Auch bei Besprechung der Gebetserhörungen, S. 238 ff. gibt er dieses unentschiedne und schwächliche Schwanken zwischen mehreren Möglichkeiten kund. „Wer endlich wollte es wagen zu leugnen“, fragt er, „daß selbst vom höchsten Wesen aus als Folge des Gebets eine Einwirkung möglich sei, welche dem Betenden Licht verleiht, um bis dahin ihm verborgne Mittel der Hilfe und Rettung wahrzunehmen, und Kraft, sie anzuwenden? Und betreffs der unsterblichen Fortdauer im Jenseits äußert er am Schlusse seiner Untersuchungen“ (II, S. 491) sich lediglich in problematischer, nicht in assertorischer Weise: „Die mystischen Thatfachen scheinen empirisch zu beweisen, daß eine persönliche Fortdauer bestehe, weil andere Erklärungen derselben wenigstens in vielen Fällen kaum ausreichen“ zc. zc.

Dieses schüchterne, unklare Halbiren zwischen supranaturalistischer und naturalistischer Weltansicht, das besonders auch in seiner Beurtheilung der biblischen Wunder hervortritt*), erscheint weder geeignet zur Gewinnung entschiedener Offenbarungsgläubiger, noch dürfte es die dermalen in naturwissenschaftlichen Kreisen herrschende materialistische Richtung befriedigen. Die Materialisten werden dem Verf. abergläubiges Fürwahrhalten von Annenmärchen und Spulgeschichten vorwerfen, während ihm orthodoxerseits Befangenheit in sensualistischer Denkweise, Wunderscheu, Neigung zu rationalistischen Natürlcherklärungen à la Paulus u. dgl. m. nachgesagt werden dürfte. Zum Theil hängt diese unklar vermittelnde Position des Verf. damit zusammen, daß er Katholik ist, mag er immerhin freisinniger Katholik und ultramontan be-

*) I, S. 397 f. erkennt er an: „Kann bereits der Mensch auf magische Weise wirken, um wie viel leichter höhere Geister oder die Gottheit selbst!“ und: „Ueber dem Naturgesetz steht immer die schaffende Allmacht, die hervorbringen kann, was den Kräften der Natur unmöglich ist, und das Wunder in den Weltplan aufgenommen hat, den wir einigermaßen begreifen können, wenn wir neben der physischen Weltordnung auch die geistige und sittliche nicht aus den Augen verlieren“ zc. Nichtsdestoweniger neigt er bei Erörterung der einzelnen Wunder der Heilsgeschichte von Mose an bis auf die Apostel (II, 438 ff.) ziemlich stark zur bloßen Natürlcherklärung oder Zurückführung der betr. Facta auf bloße religiöse Ekstase. Den feurigen Wagen, der den Elias fortrahm, verlegt er rein in die Vision des Elisa (II, 89), u. s. f.

schränkter Denkweise so abgeneigt als nur möglich sein. Er ist nicht ganz frei von gelegentlichen unkritischen Verhalten in Bezug auf den traditionellen Legendem- und Reliquien-Glauben seiner Kirche. Von „Joachim, dem Gemahl der hl. Anna und Vater der Jungfrau Maria“ redet er (II, 452) wie von einer historischen Persönlichkeit. Franz Xaver's Wunder bespricht er wiederholt, ohne nur eine Ahnung von der protestantischerseits neuerdings, durch Venn und Hoffmann, an denselben geübten scharfen Kritik kundzugeben, also im Wesentlichen den glorificirenden Berichten seiner jesuitischen Biographen aus sec. 16 und 17 folgend (II, 229; 476). Ähnlich verhält sichs mit seiner Stellung zur Prophetie des hl. Malachias, deren Herrühren aus dem Ende des 16. Jahrhunderts ihm unbekannt geblieben zu sein scheint (II, 317), gleichwie er auch über verschiedene andre Propheten der neueren Zeit, besonders römisch-katholische, sich mehr oder weniger unkritisch äußert (II, 325 ff.), die Wundercuren des Pater Gafner in viel zu leichtgläubiger Weise bespricht (II, 234 ff.), ja einmal sogar dem Reliquiencultus seinen bescheidenen Tribut entrichtet, indem er meint: „Es ist denkbar, daß an Reliquien heiliger Personen noch ein Residuum der ihnen einwohnenden Kraft haften, welches auf sehr sensible Kräfte noch zu wirken vermag“ zc. (II, 227). Nimmt man zu diesen und ähnlichen Aeußerungen noch seine gelegentlichen harten Urtheile über manche charakteristische Formen und Wirkungen protestantischer Frömmigkeit hinzu (z. B. II, 343 über die Wirkung von Wesley's Predigten; II, 346 über amerikanische und englische Revivals) und berücksichtigt man ferner, daß er nicht wenige Namen älterer Schriftsteller, offenbar weil er sie bloß durch französisch-katholische Vermittlung kennt, statt in der lateinischen oder deutschen, in französischer Form citirt (z. B. Matthieu de Paris, Gregoire de Tours, Guibert de Nogent zc. I, 135, 136 u. ö.), sowie endlich, daß einige hervorragend wichtige evangelisch-theologische Hilfsmittel, z. B. Herzog's Real-Encyclopädie (statt deren stets nur Becker's und Welte's „Kirchenlexicon citirt wird), oder Koskoffs „Geschichte des Teufels“, so gut wie gar nicht von ihm benutzt zu sein scheinen, — so wird man allerdings von einer Beeinträchtigung des wissenschaftlichen Charakters seiner Arbeit nach Form und Inhalt durch seine Zugehörigkeit zur römischen Kirche reden können und müssen.

Aber diese Mängel rauben dem Werke nichts von der hervorragenden Bedeutung, die ihm, verglichen mit so Manchem, was sonst naturwissenschaftlicherseits über das dunkle Gebiet der magisch-mystischen Erscheinungen geurtheilt und geschrieben zu werden pflegt, unleugbar zukommt. Es leidet keinen Zweifel, daß die Mehrzahl dieser naturwissenschaftlichen Erklärungsversuche mit vollem Rechte dem wider die Einseitigkeit und Oberflächlichkeit des Materialismus gerichteten Urtheile unterliegen, wie es der Verf. in seiner Schlußbetrachtung (II, 488 f.) formulirt,* daß aber seine eigne Leistung von dieser Art von Einseitigkeit und Aeußerlichkeit sich im Wesentlichen frei erhalten halten hat. Einiges von dem, was der Verf. zur Deutung der Phänomene der religiösen Mystik und Ekstase sagt, z. B. selbst mehrere seiner Bemerkungen über Jesum (als „den ersten aller Ekstatiker, Propheten und Wunderthäter“, wie er ihn II, S. 451 nennt), erscheinen unmittelbar in apologetischem Interesse verwerthbar; und der Stellung, die er zu den speciell hier in Rede stehenden Thatsachen des Spiritismus einnimmt, wird jedenfalls ein hervorragender Grad von Berechtigung zuerkannt werden müssen, mag sie immerhin der Ergänzung und theilweisen Correctur vom schriftgläubigen Standpunkte aus bedürftig erscheinen. Die große Mehrheit der von ihm vorgetragenen Anschauungen vermag die Probe einer unbefangenen naturphilosophischen Kritik zu bestehen, und wo ihr hypothetischer Charakter entweder vom Verf. selbst hervorgehoben wird, oder, abweichend von seiner Ausführung, hervorgehoben werden muß: da handelt es sich jedenfalls um Thatsachen, deren

*) „Die Materialisten, welche die Seele nur als den Collectivbegriff verschiedner Erscheinungen fassen, welche sämmtlich durch die Thätigkeit der Körperorgane, namentlich des Gehirns, in letzter Instanz durch die Kräfte der materiellen Atome hervorgebracht werden, die unter den bekannten physischen und chemischen Gesetzen stehen, vermögen von ihrem Standpunkte aus das magische Leben nicht entfernt zu begreifen. Ihr Grundirrtum ist, einerseits nur Naturgesetze anzunehmen, andererseits die bis jetzt bekannten Naturgesetze für die alleinigen und für absolute zu halten, während dieselben einerseits nur ein Theil der wirklich bestehenden Gesetze sind, andererseits neutralisirt werden könne, so daß jedes Gesetz und jede Kraft durch eine höhere zu überwinden ist, und alle übrigen durch die höchste Kraft, den Geist“, zc.

richtige Auffassung zu den wirklich schwierigen Problemen der heutigen Wissenschaft gerechnet werden muß und bezüglich deren auch schon nur die muthvolle Aufrechterhaltung ihrer Thatsächlichkeit gegenüber der plumpen Skepsis gemein-materialistischer Denkweise als verdienstlich zu bezeichnen ist. Wir halten das vorl. Werk des Verfassers — neben seiner „Natur im Lichte philosophischer Anschauung“ (1869) unzweifelhaft die bedeutendste seiner zahlreichen Schriften — für einen der originalsten und gediegensten neueren Beiträge zur wissenschaftlichen Anthropologie, für den beachtenswerthesten der bis jetzt vom naturwissenschaftlichen Standpunkte aus gemachten Versuche zur Aufhellung des geheimnißvollen Gebietes der Nachtseite der Natur“, für einen mit außerordentlicher Gelehrsamkeit und Geschicklichkeit abgefaßten großartigen Commentar zu Hamlets Wort an Horatio: „Es gibt mehr Ding' im Himmel und auf Erden, als Eure Schulweisheit sich träumt,“ für einen gewaltigen rocher de bronze des Glaubens an übersinnliche Wesen und Kräfte, dessen Wegschwemmung oder auch nur theilweise Wegspülung durch die unruhigen Fluthen des skeptisch-materialistischen Zeitgeistes schwerlich gelingen dürfte. Wir hoffen deßhalb zuversichtlich auf noch weitere Auflagen des Werkes, möchten aber für diese theils eingehendere Berücksichtigung unsrer im Obigen dargelegten Bedenken, theils Beseitigung einzelner sonstiger kleinerer Versehen, wie summenstellender Druckfehler, unvollständiger oder ungenauer Literaturangaben, unnöthiger Repetitionen identischer Angaben u. dgl. m.) entschieden anrathen. Druckfehler wie das mehrmalige „Greateaks“ (I, 267 f. u. ö.) statt „Greatrakes“ (so richtig II, 228), oder wie „Bauer“ (II, 460) statt „Baur,“ oder wie „Gottholds Sieg- und Siegesboten“ statt „G's Siech- und Siegesbette“ (Titel des bekannten Scriverschen Erbauungsbuchs, II, 388), dürfen nicht mit in eine 3. Auflage hinübergenommen werden. Ebenso wenig solche Nachlässigkeitsfehler wie „des vorigen Königs von Württemberg“ (I, 238) statt „des vorvorigen;“ oder wie „Kaiser Maximian“ (II, 172) statt „Kaiser Arkadius“. — Auch die Beigabe eines möglichst genauen alphabetischen Sachregisters zur leichteren Orientirung in der ungemein reichen Fülle behandelter Materien würde als eine sehr willkommene Bereicherung und Verbesserung zu begrüßen sein.

3.

Zur neuesten social-ethischen und religionsphilosophischen Literatur Englands.

Von Dr. B. in London.

Von den biographischen Studien, die auf den an die Theologie angrenzenden Gebieten in den letzten beiden Jahren gemacht worden sind und denen unsere kritische Darstellung in unserm vorigen Artikel galt, ist der Uebergang zu einer sozial-politischen Monographie vom theolog. Gesichtspunkte aus schon durch die Dringlichkeit und das Interesse erleichtert, welches allen, gerade unserer raschlebigen Zeit eigenthümlichen Versuchen, diese soziale Frage nach verschiedenen Richtungen hin zu lösen, anhaftet. Die Gährung der Gemüther, die sich auch in Deutschland vor die Lösung dieser Frage zunächst noch in den arbeitenden Schichten der Gesellschaft, gestellt sehen, die verblendenden Leidenschaften, die sich unter dem Kampfe zwischen Arbeit und Capital entzünden, die Unzufriedenheit mit der Lohnhöhe und der damit zusammenhängenden Beschaffenheit der gesellschaftlichen Stellung, in der die Klagenden sich finden, und schließlich die theils berechtigten, theils maßlosen Forderungen der Unzufriedenen, haben sich in diesem Mutterlande rasch sich constituirender und scharf sich abgrenzender wie zusammenfassender Genossenschaften in einzelnen Anzeichen, zwar noch in durchaus sachlicher, würdiger und maßvoller Weise, auch schon unter den Theologen (zunächst den Geistlichen und unter diesen

wieder besonders den Landpfarrern) der Independenten Englands, gezeigt.*) Ob dem ersten Schritte ein zweiter folgen wird, bleibt noch ungewiß; das Factum selbst aber zeigt, in welchem Lichte das Strikewesen hier auch in gewiß ernst-christlichen Kreisen angesehen wird und wie kräftig sich der Factor der individuellen Freiheit in alle Lebensverhältnisse hinein verwickelt. Von diesem Gesichtspuncte aus müssen der Gegenwart Beiträge zur sozialen Frage, sofern sie dieselbe weiter bringen, willkommen sein, theologischen Interessen diejenigen vor allen, die nah verwandte Gebiete behandeln entweder vom rein sozialistischen Gesichtspunct aus, oder auch, wie es von dem zunächst zu besprechenden Werke geschieht, mit Zuhilfenahme der neuerdings so sehr in Aufnahme gekommenen, in ihren Voraussetzungen so eminent exact-practischen, und in ihren Schlüssen so eminent theoretischen Statistik.

1) **The Russian Clergy.** Translated from the French of Father Gagarin, Societ. Jesu, by Ch. Du Gard-Makepeace, M. A., London, Burns & Oates, 1872. (Der russische Clerus, überfetzt aus dem Französischen des Pater Gagarin von der Gesellschaft Jesu, von Ch. Du Gard-Makepeace)

geht zum Theil auf die oben aufgeworfenen Fragen ein und erlaubt von seinen statistischen Grundlagen aus manche interessante Schlüsse.

Die Stellung des Verfassers als eines Jesuiten und Russen, verleiht dem Buche seinen objectiven und subjectiven Werth zugleich; denn ein Werk, welches in sachlicher und wohlunterrichteter Weise Dinge und Verhältnisse bespricht, die sich bis jetzt nur die Behandlung der Unwissenheit oder der Gunst haben gefallen lassen müssen, erhebt einerseits den Anspruch gelesen zu werden mit Recht und kann deshalb in seinen objectiven Einzelheiten nur willkommen geheißen werden, andererseits aber darf für die Tragweite der aus den Thatfachen, Zahlen u. gezogenen Folgerungen und der auf diese gegründeten Reflection nicht vergessen werden, daß die Stellung des Verfassers als eines römischen Katholiken gegenüber der russisch-orthodoxen Kirche von klärender und relativer Bedeutung ist. Denn Pater Gagarin behandelt seinen Gegenstand aus voller nationaler Kenntniß der Sache heraus, aber auch mit Bosheit. Seine Kritik ist den Partiegängern für die russische Orthodoxie ebenso verhasst gewesen, wie sie mit ihrer Kälte und Klarheit, einer entgeisterten Warnung gleich, über jene idealistischen latitudinarischen Traumschwärmer in der anglicanischen Hochkirche gekommen ist, die, vor einigen Jahren wahrhaft begeistert und begeisternd ihre Kraft an eine Wiedervereinigung der englischen und der griechisch-russischen Staatskirche gesetzt haben. Die Begeisterung und Hoffnungsfröhlichkeit dieser Unificationsvorkämpfer ist durch dieses Buch ziemlich matt gesetzt und die Hoffnungen sind bedeutend herabgestimmt worden. Grade nach dieser Richtung ist das Buch für das englische staatskirchliche Lesepublicum von beträchtlichem Werthe geworden. Die werthvollsten der das ganze Buch ausmachenden 5 Capp. sind die drei letzten, welche reichliches und gesichtetes Material über die „Geistlichen Schulen“, die Bischöfe und den heiligen Synod bieten. In der Zeichnung besonders der „schwarzen“ und „weißen“ Geistlichkeit hat die Antipathie des römischen Jesuiten offenbar bald zu grelle bald zu dunkle Farben gebraucht, mag sie nun die Schatten über den Schmutz und die stupide Erniedrigung des Dorfpriesters oder die träge Unwissenheit des Mönches legen.

36,000 Parochien in Rußland sind mit ca. 31½ Million Thln. dotirt, von denen die Regierung 4 Millionen übernommen hat, 630,000 Thlr. für die „Häuser und liegenden Güter der Gemeinden selbst“ in Anrechnung zu bringen sind, so daß der Rest von 26½ Million auf die Gemeinden fällt. Die Durchschnittsdotirung einer geistlichen Stelle ist 870 Thlr., von denen dem Pastor die Hälfte, das 3. Viertel dem Diacon und der Rest 2 Clerikern zufällt, die das Kantor-, Küster-, und Vorleseramt verwalten. Wo die Officianten in dieser Vollzähligkeit nicht vorhanden sind, ist das Einkommen des Pastors ca. 550 Thlr., zu denen die Ackerpacht (im günstigsten Falle bis zu 270 Thlr.) kommen, sowie eine große Zahl verschiedenartiger Naturalieferungen. So erhält er allgemein am St. Peterstage von jedem Hausstande 3—5 Eier und ein wenig Milch, die Einschreibung eines jeden jungen Weltbür-

*) Der berühmte Baptistenprediger C. H. Spurgeon hat vor einiger Zeit, allerdings in seinen Organen, die Bildung eines „Strikecomités“ unter seinen Collegen befürwortet, selbstverständlich auf durchaus legalem Wege.

gers bringt einen Laib Brod mit 2—3 Groschen, seine Taufe 3—12 Groschen; eine Verlobung gewährt ihm „einen Laib Brod, Branntwein, eine Gans und manchmal ein Mutter-schwein“, eine Hochzeit $2\frac{1}{2}$ — $4\frac{1}{2}$ Thlr. und ein Begräbniß $1\frac{1}{8}$ — $2\frac{1}{4}$ Thlr.; eine Todtenmesse kostet $11\frac{1}{2}$ — $27\frac{1}{2}$ Sgr., Todtengebete à $1\frac{1}{2}$ —3 Sgr.; ein Geburtstags-Te deum 3— $6\frac{3}{4}$ Sgr., die „Beichte jedesmal 5 Pfg., welche geringe Abgabe in den verschiedenen Stadien der Abendmahls-handlung „mehrmals wiederholt wird.“ Während der Messe „kommt es oft vor, daß der Geistliche mit seinen priesterlichen Gewändern angethan, durch die ganze Kirche schreitet, in der einen Hand das Rauchfaß, die andere offen für die freiwilligen Opfer seiner Beichtkinder.“ Nach einer von Gagarin des öfteren citirten russischen Autorität betragen die freiwilligen Beiträge jährlich 1 Rubel (1 Thlr. $3\frac{1}{3}$ Sgr.) pro Kopf — die männliche Bevölkerung allein gerechnet. Der häufige und übermäßige, aber von den Bauern geforderte Genuß des Branntweins seitens des Geistlichen wirkt tiefe Schlag Schatten auf das sittliche Leben der russischen Priester. Fälle der Betrunktheit in ihren Kreisen scheinen ebenso häufig zu sein, als sie dort sittlich insignificant sind.

Die Zahl der Diaconen in Rußland ist 12,444, denen außer der Nugnießung des eingepfarrten Landes vom Staate ca. 26,700,000 Thlr., (ca. 200 Thlr. pro Mann) zu Theil werden. „Seine (des Diaconen) Existenz ist eine sorgenreiche“, denn seine Bedürfnisse sind dieselben, wie die des Priesters und da seine gesellschaftliche Stellung ihm die Ausübung mancher sonst hülfreichen Profession verbietet, für unterrichtliche Zwecke er aber zu unwissend ist, so ist das Dritteileinkommen des Priesters für ihn nur ein zweifelhafter Nothhelfer. — An die Diaconen reihen sich 63,421 Cleriker, die als Vorleser, Vorsänger, Rister, Räuter zc. verwandt werden; ihr Unterhalt kostet dem Staate 4,000,000 Thlr., pro Mann $63\frac{1}{3}$ Thlr. Während einige von ihnen — von deutscher Sitte darin nicht abweichend — irgend ein Nebengeschäft (Glaser, Buchbinder zc.) ergreifen, so streben doch alle den Ruhm eines „Schnell-Leiers“ an, da „die russische Liturgie außerordentlich lang ist und ein ganzer Tag erforderlich wäre, wenn der Vorleser derselben vernehmlich recitieren wollte“, daher die angestrebte und vielbegehrte Lesevirtuosität. Ja, „zuweilen lesen zwei Personen zu gleicher Zeit an verschiedenen Stellen, um die Sache schneller zu Ende zu bringen.“ —

Die Feindschaft, die lange Zeit hindurch die Leidenschaften der regulären und Welt-Geistlichkeit in Bewegung setzte, wird von der Erreirung des h. Synod seitens Peters des Großen hergeleitet und zwar besonders an die kirchlichen Schulen geknüpft, denen aus den Reihen der Priesterjöhne die Schüler oft mit Gewalt zugeführt wurden, um dann zum geistlichen Stande gezwungen zu werden. Einen andren Beruf zu ergreifen, bedurfte es besonderer Erlaubniß, die jedoch sehr schwer zu erlangen war. Andererseits wurden der Weltgeistlichkeitscarriere verschiedene Hindernisse in den Weg gelegt, sodaß deren Glieder in eine feste, aber zum regulären Clerus gegenwärtliche Verbindung getrieben und die Kasten geschaffen wurden.

Die 954 Klöster, die es 1762 gab, reduzirte Katharina II. durch Entziehung der kirchlichen Güter auf 400; dagegen gab es 1860 9478 Mönche, 2313 Nonnen und 1860 614 Mönchs- und 137 Nonnenklöster. Den Confiscationsgellisten einer einflußreichen Partei haben diese Klöster in den letzten Jahren erfolgreichen Widerstand geleistet, und da die Regierung in dieser Beziehung sehr vorsichtig vorzugehen durch mancherlei Rücksichten gezwungen ist, ist der Reichthum dieser kirchlichen Institutionen immer noch ein enormer. Eine unvorsichtige Anwendung allgemeiner national-öconomischer Prinzipien dürfte leicht eine kirchliche Opposition hervorrufen und die Reihen der dissentirenden Gemeinden verstärken. Selbst der festeste Muth und die klarste Entschlossenheit, wie sie die russischen Staatsmänner auszeichnet, wird sich noch ein- und zweimal bedenken müssen, ehe sie die geschlossene, starre Opposition einer Bauernschaft herausfordern, deren Halbheidenthum sie ganz besonders empfänglich und feinführend für alle religiösen Fragen und auffässig gegen alle anticonservativen Aenderungen, die dort die weiter um sich greifende Stagnation endlich bedrohen, macht.

In scharfem Gegensatz zu diesem Buche über den gesammten Clerus der russisch-griechischen Kirche steht eine von allen Seiten entgegenkommend aufgenommene Darstellung eines protestantisch-englischen Einzel-Pastorats. Durch die Seiten der

2) Memorials of a Quiet Life (Memoriren aus einem Stilleben) by Augustus J. C. Hare, 2 vols. London, Strahan & Co. 1872

weht der Hauch christlichen Geistes und einer energischen, thatmuthigen Gottesliebe in einem Grade, der der ungekünstelten, übrigens in vorrefflichem Englisch dahinsfließenden Darstellung alle Herzen gewinnt. Das Buch ist eine Zierde der Biographie-Literatur und vielleicht das Beste, was uns auf diesem besonderen Gebiete zur Hand gekommen ist. Denn so sehr es den Geist beschäftigt und durch die Einführung des Lesers in die Gesellschaft geistreicher und berühmter Männer, wie Palmerston, Shelburne, Wilberforce, Sir John Malcolm, — der Bischöfe Heber, Stanley und Thirlwall, — Arnold, Whewell, Pusey, Manning, — Sir Joshua Reynolds, Sir Walter Scott, Coleridge, Landor — Bunfen und Mezzofanti, das zeitgeschichtliche Interesse fast nach allen seinen ideellen Seiten hin in Anspruch nimmt, so verleihen doch diese Einblicke in das häusliche Sorgen und Freuen eines stillen Landlebens und in die kräftigen, obwohl stillwirkenden Einflüsse edler Seelen auf ihre nahen und ferneren Umgebungen dem Buche einen besonderen Werth. Den veredelnden Einfluß aber, von dem in diesen stillen Büchern die Rede ist, üben ihre Seiten nun auch noch gegenwärtig auf den Leser aus, der kann nach einem bessern Buche greifen kann, das in gleich anziehender Form ihm die reinigende, mildernde und veredelnde Macht des Christenthums auf die eine und andre Menschenseele darlegte und ihm einen der höchsten Typen christlichen Lebens böte.

Diese Schönheit persönlich-christlichen Werthes und den Segen der Arbeit, die um Christi willen unternommen wird, stellt das Buch dar in dem Leben dreier Mitglieder der edeln und angesehenen englischen Familie Hare, an deren eines die Hauptperson des Buches, Mrs. Augustus Hare, verheirathet war. In dem der Verfasser, ein Adoptivsohn der eben genannten und verstorbenen Dame, allein Briefe und Tagebücher der theilgenommenen Personen reden läßt und dieselben nur in einen losen Rahmen hinein drängt, um die einzelnen Entwicklungen mit einander zu verbinden, eigne Gedanken und eigne Reflexion zurückhält, um im richtigen Tacte diese subjective Objectivität der Selbstbiographin zu wahren, giebt er uns das Leben dieser guten Menschen in enger Verbindung, so daß sich an keiner Stelle das Interesse mindert, diesen Lebensläufen, die, zuerst von einander verschieden, immer mehr in einander eingreifen und sich verweben, bis sie zuletzt eine einheitliche Gruppe um die Hauptperson, Mrs. A. Hare, bilden, die anhaltende Aufmerksamkeit zu schenken.

Miss Leicester ist die Tochter eines Landpredigers, macht in ihrer Jugend verschiedene Ausflüge, zieht dann dem bescheidenen stillen Augustus Hare dessen Freund Martin Stow vor, wird aber, nach dem kurz darauf erfolgenden Tode ihres still Verlobten, Hares Gattin, mit dem sie dann die Pfarre von Alton-Barnes bezog, um dieselbe nach 5 Jahren eines wahrhaft idyllischen Stillebens als Wittve, aber wie eine andre Mutter der Gemeinde wieder zu verlassen. Die ihr noch bleibenden 40 Jahre ihres Lebens verbrachte sie in der Familie ihres Schwagers Julius Hare zu Furstonceau, einem historisch berühmten Schlosse Südenglands, dessen Vergangenheit in großer Ausführlichkeit behandelt wird; in gleicher Weise die mit dem Schlosse verbundenen Geschichte der Hare'schen Familie. — Das ist der ganze Umriss der „Geschichte“ dieses Stillebens, der, an sich ärmlich und unbedeutend, durch seine ideellen Beziehungen an allen Orten das Interesse festsetzt. Denn diesen Lebensbewegungen eines practischen und aufrichtigen Christenthums fehlte der Segen von oben nicht und beides, der Reiz dieses stillen Glücks, das sich geborgen weiß im Heilande, und die Energie der drängenden und treibenden, christlichen Liebe machen den Leser versuchen, auch einmal von „dem Lagen Gutes zu thun“ zu kosten, von dem Mrs. Hare so schön sagt: „Welch ein Segen ist es doch, daß Gottesdienst ein Dienst von solcher Freiheit und solcher Seligkeit ist, daß, wenn wir versuchen, Ihn damit zu preisen, Er diesen Preis auf uns zurückwendet mit solch unendlicher Fülle von Frieden und Trost und daß Er das thut, wenn unser Dienst auch noch so ärmlich und mangelhaft-gewesen ist.“

Der Wahrheit und der in die Arbeit für die Brüder hineintreibenden Macht dieses Segens des Herrn an seinen Knecht ist sich auch der Verfasser von

3) Disciple Life, by the Rev. D. Mac Coll. Glasgow, Maclehose 1872 — (Leben des Jüngers, von D. Mac Coll)

schuft, der, wie Augustus Hare, ein gleichfalls vor der Welt verborgenes, aber dennoch thatenreiches Leben, kein Stilleben geführt hat. Denn das Evangelium in der Hand, Heilandsliebe und Christenmuth im Herzen, Geist im Kopfe und ein beredtes Wort im Munde, hat dieser Mann seine Lebensarbeit der Rettung der unter Glasgow's Industriellen in den sog. „Wynds“ (engen schmutzigen Gäßchen) in Armuth, Laster und Verbrechen untergehenden Ritzchristen zugewandt. In diesem Buche bietet er einem weiteren Lesepublicum die Waffen, mit denen er unter jenen dunklen Existenzen den Kampf gegen das wider alle rettenden Einflüsse sich empörende Triumvirat des Lasters, des Mangels und der Schandthat aufgenommen hat. Die leitende Idee des — sonst ungelehrten — aber in kerniger und schlagender Sprache beschriebenen Buches ist, daß die Geschichte der Evangelien, Christi Leben nicht nur der Vergangenheit angehöre, sondern sich in dem wahrhaften Jünger immerdar wiederholen müsse; dazu aber biete uns das Evangelium zahlreiche und genügende Winke. Indem er auf diese und ihre Anwendung eingeht, entfaltet der Verf. unter streicher Festhaltung der biblischen Grundlagen eine seltene Bekanntschaft mit den Bedürfnissen des menschlichen Herzens, eine kühne und eindringende Kenntniß seiner Irrungen, zugleich aber auch ein herzliches Mitleiden mit dem Unglück und willige Hilfsbereitschaft. Nur das thut dem anregenden und von tiefem sittlichen und christlichen Ernste zeugenden Buche Eintrag, daß nicht selten logische Folgerungen vermisst werden, daß das Streben die Phrase zu meiden und dafür Gedanken von Werth zu geben, in Dunkelheiten fñhrt, deren Aufhellung im mündlichen Vortrag, durch Gesten und lebendige Persönlichkeit vielleicht minder schwierig ist. Der Unwissenheit seiner Zuhörer, wann die 24 Bc. etwa als Vorträge in seiner Wynd-chapel gehalten worden sind, accommodirt sich McColl nie, weder der wirklichen, noch der erheuschelten; aber männliche und kräftige Gedanken finden hier in offenen, klaren und gewählten Worten ihren Ausdruck. Das Buch, das als ein Typus jener literarischen Erzeugnisse über das practische Interesse und die arbeitsfrohe Energie, wie die britische Auffassung des Christenthums seinen Gliedern als Zierde von jeher verliehen, angesehen werden kann, geht, soweit sein Zweck es gestattete, auch auf eine Polemik und Apologetik ein, ist darin aber weniger glücklich, als die auf ausschließlich apologetischem Grunde ruhende kleinere Studie über

1) The Credibility of Christ's Religion, or Thoughts on Modern Rationalism. By Samuel Smith. London: Hodder & Stoughton, 1872. (Die Glaubwürdigkeit der Religion Christi oder: Gedanken über den modernen Rationalismus).

Das vorliegende Buch, von einem Kaufmanne im weiteren Sinne des Wortes verfaßt, und an jüngere Kollegen des Autors gerichtet, macht natürlich keinen Anspruch auf wissenschaftlichen Werth; aber durch eine glückliche Verbindung der Resultate der deutschen theoretischen mit den practischen englischen Studien über den Gegenstand und durch eine zugleich überlegte, männliche, klare Sprache und scharfe Aufstellung der in die Frage herein reichenden Argumente erreicht das Buch den Zweck, den es sich vorgelegt hat, — das Beste, was irgend welcher Art, sei es im Gebiete des Geistes oder der Hand, oder beider zusammen, nachgesagt werden kann.

Diesem Versuche zur Lösung der Knoten, in welche sich in der Gegenwart die Gegenwärtigen des biblischen Christenthums und der Wissenschaft verschlingen, und über welche in England ebenso viele weise und unweise Köpfe wie in Deutschland tisteln, tritt, nur in Gehalt, Zweck, Lesern und Behandlung verschieden, ein andres Werk über Tagesfragen zur Seite:

5) The Church and the Age: Essays on the Principles and Present Position of the Anglican Church. London: Murray. II. series. 1872. (Kirche und Welt; Abhandlungen über die Prinzipien und gegenwärtige Stellung der anglicanischen Kirche.)

Die sogenannte „Anglicanische Partei“ in der Englischen (established) Kirche ergänzt mit dieser 2. Serie, als einer Studie über practische Fragen, den 1. rein theoretisch-theologischen Band. Gegenstände der Untersuchung bleiben in beiden die Fragen der Erziehung und der Stellung der Laienelemente im Kirchenregiment. In dem 1. Artikel dieses Bandes über „Pauperismus“, discutirt Carl Nelson das hervortretende Streben der Gegenwart nach Centralisation aller inneren und äußeren Lebens Elemente eines Volkes nach einem gemeinsamen Punkte, dessen Ueberfüllung durch zuziehende Volksmassen (besonders an den industriellen Cen-

tren) die Armuthsnöthe hebinge. Um den Landbauer an seine Scholle zu knüpfen, und damit den Lockungen der „glücksreichen“ Industriestädte an der nachwachsenden Generation der Landbewohner entgegenzuarbeiten, schlägt der Verfasser eine Aufbesserung der Lage der Letzteren durch bessere Wohnungen und die Hebung ihrer gesellschaftlichen Stellung vor. Mit Ernst wird die Wohnungsfrage auch einmal vom sittlichen Standpunkte aus ventilirt, (welche Behandlungsweise in der Discussion derselben Frage [besonders bei größeren Städten] deutscherseits in alldem Vielgeschreibsel über dieselbe vermißt wird); wenn der Kampf gegen das Laster dort nun wenig erfolgreich sei, könne man in den ruhigen, ländlichen Districten eine starke Hand dem Unfischgreifen der offenen und nackten Sünde entgegenhalten; und jenes promiscue Zusammenpferchen ganzer Familien, das an sich bereits der physische und moralische Untergang derselben sei, müsse hier vermieden werden. Von den gebildeten, höheren Classen, die „noch“ im Besitze der Ländereien seien, müsse in dieser Frage die Initiative erwartet werden, welche gar nicht bald genug ergriffen werden könne. Für die andere Richtung, in der sich die centripetale Kraft der Gegenwart zeige, wird die Hilfe der Kirche mit hereingezogen, welche das öffentliche Almosenwesen gegenüber den nothleidenden Classen in die Hand nehmen müsse. Denn das Streben, das große und auch das kleine Geschäft aus den Händen des Individuums in die concessionirten Gesellschaften zu übertragen, löse die sittlichen Bande, die bis vor Kurzem noch zwischen Arbeitgeber und -nehmer bestanden, und die Festigkeit der geschäftlichen Verbindung hänge nur noch von dem Maaße wechselseitigen Geldvorthelles ab. Wenn dann aber unter den leichtvorgenannten Lösungen des Dienstverhältnisses die Noth über Arbeiter und Arbeiterinnen und ihre Familien komme, so sei einerseits Unterstützung zwar absolut nothwendig, nichts aber nachtheiliger als ein indiscriminirtes Unterstützungssystem oder vielmehr Nichtsystem. Die Warnungen Lord Nelson's in dieser Beziehung sind treffend und vermehren die Aufmerksamkeit, die sich neuerdings diesem systematischen Mangel zugewandt hat und welche dieser werth ist. In einem 2. Artikel, der den neuesten politischen antijesuitischen, und katholischen Maßregeln der deutschen Reichsregierung gegenüber außerordentlich interessant ist, läßt sich Rev. B. M. Cowrie politisch-kirchlich-sozial über „Toleranz“ aus, indem er behauptet, daß das Staatskirchensystem mit religiöser Gleichheit nicht bestehen, daß jede feste Religionsform ohne irgendwelche Restriction ihre Rechte beanspruchen könne, daß aber Niemand den souveränen Gesetzen des Landes gegenüber Bedenken des Gewissens und der religiösen Ueberzeugung vorzuschieben berechtigt sei, — eine Grenze, die allerdings bestimmter ist, als der Grundsatz, daß auf dasjenige sich unsere Toleranz nicht zu erstrecken brauche, „was als ein wirklicher Gegensatz gegen die Wohlfahrt der Gesellschaft nachgewiesen werden könne“ (p. 192). Eine wahre und gerechte Politik sei deshalb „diejenige, welche die vollständige Toleranz selbst in denjenigen Fällen repräsentire, in denen man argwöhnen dürfe, daß das öffentlich angegebene religiöse Motiv mit politischen Parteinigungen im Zusammenhange stehe.“ — In seinem Aufsatz über „Kirchliche Gesetze“ giebt Mr. Brumel in etwas trockner Weise die Quellen der legalen Bestimmungen und die Bedingungen ihrer kirchlichen Anwendung an, aber mit zu spezieller Beziehung auf englische Kirchenverhältnisse, als daß ein genaueres Eingehen in die Einzelheiten vor einem deutschen Lesepublicum gerechtfertigt erschiene. — Zwei weitere Artikel behandeln die Verhältnisse der amerikanischen und orientalischen Kirche; die idealen Hoffnungen, die sich in manchen voreiligen englischen Kreisen an die zwischen orthodox-griechischen und englischen Bischöfen gehaltene Unionconferenz knüpften, werden von Mr. Williams in sachgemäßer Weise besprochen und meistens widerlegt, so daß sich auch in weiteren Kreisen die Ansicht Geltung zu verschaffen scheint, die man von Anfang in Deutschland über die einigungslustigen, aber die Tragweite der Lehr-Differenzen verkennenden englischen und griechisch-russischen Prälaten hegte. — So ist das Buch in fast allen seinen Aufsätzen interessant, ohne freilich immer gründlich zu sein, obwohl bei mehreren Abhandlungen eine Vertrautheit mit der besprochenen Sache vorausgesetzt werden muß, wenn ein Nutzen aus der Lectüre des Buches, die an manchen Stellen nicht leicht ist, resultiren soll. Dieser Tadel trifft indessen mehr die Form als den Gehalt und das Räsonnement der beiden Bände; soweit letzteres auf die fraglichen Punkte eingeht, befriedigt es. — In weit höherem Maße ist diese letztere, an ein vorherige Vertrautheit mit dem Gegenstande anknüpfende Bemerkung,

wenigstens für den Leserkreis, für den es bestimmt ist, treffend bei einem neueren Werke, das in der wissenschaftlichen Werthbestimmung und Stufenreihe der von „Tagesfragen“ handelnden Werke des letzten Jahres am höchsten steht und welches die Nothwendigkeit, auf weiterer oder engerer Basis eine Versöhnung zwischen den Naturwissenschaften, Physiologie zc. und den aus der Vergangenheit uns überkommenen Anschauungen über die tiefsten Fragen unseres Anfangs und Endes zu finden, von neuem ins Licht stellt.

Dr. M. Paine's Buch:

6) **Physiology of the Soul and Instinct, as distinguished from Materialism; with Supplementary Demonstrations of the Divine Communication of the Narratives of Creation and the Flood.** By Martyn Paine, A. M. M. D. L. L. D. New-York: Harper & Brether. 1872 (Physiologie der Seele und des Instincts* in ihrer Unterscheidung vom Materialismus (Mit Beiträgen über die biblische Schöpfungs- und Fluthgeschichte.) zc.

ist in Bezug auf umfassende Gelehrsamkeit und Schärfe der Entwicklung unzweifelhaft ein tüchtiges Werk und um so willkommener, als es in verständiger, und sachgemäßer Behandlung seines Gegenstandes eine vielbesprochene, bald gehässig, bald ungründlich behandelte Frage einer mächtigen wissenschaftlichen Theorie unserer Tage untersucht. Der Verfasser geht davon aus, daß in dem geistigen Gebiete des Menschen ein Etwas uns entgegentritt, für dessen Existenzbeweis bis jetzt außer den Lehren der Offenbarung nichts vorgebracht worden ist, ja nicht einmal der physiologische Beweis, während der Materialismus das gesamte physiologische Gebiet für sich in Anspruch genommen hat und zwar mit dem Vortheil, daß er all seine Arbeiten dem äußeren Sinnen und der geistigen Trägheit der Menschen zuwenden konnte.“ Es müsse dabei als ein entschiedener Nachtheil angesehen werden, daß „der Geist“ in seiner Unterscheidung vom Stoffe bisher in der ausschließlichen Behandlung der Metaphysiker gewesen sei, die, nach der Verstandesseite hin zwar gelehrt, speculativ-gewandt und mit voller Hingebung an den Gegenstand, diese geistige Seite des Menschen dennoch zu abstract von dessen Organismus aus behandelte hätten. Dem diese Untersuchungsart habe nun jene Reaction bedingt, die sich in die Form eines nackten Materialismus kleide. Dr. Paine aber schreibt sein Buch, weil er bei der Wichtigkeit des Gegenstandes für das ganze Geschlecht, den Schwierigkeiten in der Behandlung der Frage, bei dem vollständigen Mangel an practischer Klarlegung derselben von Seiten der Metaphysiker und besonders bei der Ueberbandnahme materialistischer Theorien hofft, jedem Ernstgesinnten und damit auch dem Materialisten einen Dienst zu thun durch einen zuverlässigen Beweis von der Existenz der Seele als einer unabhängigen, selbstthätigen unsterblichen und geistigen Substanz (essence).“ Denn wenn es gelänge, die Theorien des Materialismus als unhaltbare nachzuweisen und die vollständige und unumstößliche Ueberzeugung von der Existenz einer so beschaffenen Stelle zu verschaffen, so müßten dadurch selbstverständlich unsere Begriffe von einer schöpferischen Kraft und unserer Abhängigkeit von derselben befestigt werden, zu gleicher Zeit auch diejenigen von dem Urfange und den Ansprüchen unserer sittlichen und religiösen Verantwortlichkeit. Solche Ueberzeugung, welche auf klarem, an die Sinne sowohl wie an den Verstand appellirenden Beweise sich gründe, habe dem menschlichen Geschlecht bisher trotz aller ihrer dringenden, dahin bezüglichen Wünsche gefehlt. Diesem Mangel abzuhelpen, giebt der Verfasser nun allerdings in dem 2. (dem Haupt-) Capitel eine gute und lehrswerthe Abhandlung, die auf physiologischen Voraussetzungen ruht und „die substantielle Existenz und selbstthätige Natur der Seele“ klarzustellen sucht.

Indessen geht der Verfasser nicht mit der wünschenswerthen Gründlichkeit auf das ein, was er sich zur Aufgabe gemacht hat; er hat sein Ziel zu weit gesteckt und verspricht mehr, als er hält. So sehr man auch in Bezug auf dieses Ziel mit ihm sympathisiren kann, und so unumstößlich er auch einige physiolog. Facta erweisen mag, für welche eine materielle Ursache nicht bewiesen werden kann, welche dabei aber andererseits doch nicht ohne Ursache sein kann, so versteht seine physiolog. Methode ihn dennoch nicht mit einem Beweise über die absolute Natur des Grundes der Seele. Wenn der Physiolog sie als nicht materiell nachweist, hat er von den gleichen Prämissen ausgehend, ein Recht sie mental zu nennen. Das Bewußtsein allein giebt uns Zeugniß von der Welt des Geistes, über welchen wir auf anderem Wege nichts zu finden im Stande sind. Der Versuch daher, das Reich unseres Geistes allein von

seiner physiologischen Seite zu betrachten, ist ein Grundirrtum; allein an das Bewußtsein, kann und darf in dieser Beziehung die forschende Frage gerichtet, und seiner klärenden Antwort allein darf vertraut und muß gehorcht werden. Anzunehmen, daß dies Bewußtsein trüge, heißt, nach Hamilton, annehmen, daß „Gott ein Betrüger und die Wurzel unserer Natur eine Lüge ist.“ Denn in der That wäre uns die Möglichkeit genommen, zwischen Wahrheit und Irrthum zu unterscheiden.

Es ist aber ein erwiesenes Factum, daß das Bewußtsein uns das unzweideutigste Zeugniß gegen die materialistische Theorie an die Hand giebt. Wir sind der Existenz eines Selbst, als des Subjectes einer gewissen Classe mentaler Phänomene, uns auf das bestimmteste bewußt; wir wissen genau, daß wir nicht unsere Gedanken, noch unsere Gefühle noch unsere Willensbewegungen sind, und sobald wir eines bestimmten Gedankens uns bewußt werden, so folgern wir daraus nicht die Existenz eines andern unbekannten Selbst als der Basis jenes Gedankens. Vielmehr constituiren dieser Gedanke und das denkende Selbst zusammen das Object eines einzelnen, bestimmten Bewußtseinsactes. Ferner sind wir uns nicht nur eines persönlichen, sondern eines unveränderlichen, bleibenden Selbst bewußt, da unsere Ideen, Gefühle zc. vergehen, aber unser Selbst unter all diesem Wechsel dasselbe bleibt. Wäre demnach unsere Selbst-Persönlichkeit nicht durchaus verschieden von dem materiellen Organismus, so könnten wir nicht für eine Stunde, ja nicht einmal für zwei aufeinander folgende Momente dieselbe Persönlichkeit bleiben. — Selbstverständlich gehen die Materialisten auf dieses Fundamentalarargument gegen ihre Theorie nicht ein, sie wollens auch nicht verstehen.

In den folgenden Capiteln geht der Verfasser sodann auf die Untersuchung verschiedener wissenschaftlicher Theorien, „die mit der geoffenbarten Existenz der Seele, einem zukünftigen Leben und der Existenz eines persönlichen Schöpfers in Gegensatz stehen,“ ein, widerlegt die materialistische Hypothese von der „Transformation der Kräfte“, sofern ihre Vertheidiger übersehen, daß das Leben existire vor dem Organismus und daß demnach „Leben da sei, damit ein Organismus da sein könne.“ Schließlich vertraut der Verfasser, daß Skepticismus und Materialismus bereits in ihrer tiefsten Tiefe angekommen seien, wohl etwas zu voreilig; irgend eine Weiterentwicklung der Theorie könne fortan nur in der rechten Richtung eintreten.

Bei unserer Sympathie mit dem Ziele und Zwecke des Verfassers müssen wir bedauern, daß er seine Angriffe und Beweisführung auf allzuviel Punkte ausdehnt; es ist keine Einheit und ruhige Durchdringung des Gegenstandes vorhanden; eine Beschränkung des Verfassers auf weniger zahlreiche und vielseitige Punkte würde unzweifelhaft einen ruhigeren Fluß und eine größere Gleichmäßigkeit und Genauigkeit zur Folge gehabt haben.

Auf demselben Gebiete, aber mit einem von Paine abweichenden Zwecke arbeitend, versucht der Verfasser von

- 7) **Natural Science, Religious Creeds and Scripture Truth**, What they teach concerning the Mystery of God; by the Author of the „Divine Footsteps in Human History“. London, W. Blackwood & Co. 1872. (Naturwissenschaft, Glaubensbekenntniß und Schriftwahrheit; ihre Lehre über das göttliche Geheimniß, vom Verfasser von: „Göttliche Spuren in der menschlichen Geschichte.“)

einen von den zahlreichen Sühneversuchen zwischen moderner Wissenschaft und der biblischen Wahrheit. Auf breiter Grundlage sucht das Buch die beiden Hauptfragen zu lösen: „Sind die naturwissenschaftlichen Facta mit dem Schriftinhalt in Einklang zu bringen“ und die andre: „Sind die bestehenden Glaubensbekenntnisse als die genaue und erschöpfende Auslegung der h. Schrift anzusehen?“ Auf allgemeine, etwas stark nach Tagesphrasen klingende Voraussetzungen hin wird einerseits zwar die strenge Verbindlichkeit und Autorität der h. Schrift für die tiefgehenden Fragen der Religion und Sittlichkeit gefordert, andererseits aber in etwas leichtfertig-herabsetzender Weise von dem bleibenden Werthe der Bekenntnisse und ihrer Autorität gesprochen. Die auf dem betretenen Felde der religiös-wissenschaftlichen Polemik sich bietenden Schwierigkeiten werden nur im allgemeinen berührt, nicht im einzelnen gelöst, vielleicht weil diesem ersten Bande eine sechsbändige Fortsetzung verheißen ist, dagegen gehen die Anfangscapitel mit Eifer und Gewandtheit auf die Bekämpfung des Materialismus ein. In glücklicher und tüchtiger Beweisführung werden die Resultate dieser Wissenschaft verfolgt und ihr

Problem zu der Alternative einer Anerkennung von Gott oder eines Nichts gezwungen. Während indessen des Verfassers Position gegenüber wissenschaftlichen Voraussetzungen auch von seinen Gegnern gebilligt werden kann, ist seine Stellung zur Schrift und deren Autorität viel zu wenig präcisiert, eine Folge des schon oben berührten Latitudinarismus; die kühnen Ter-giversationen in der Behandlung des Schrifttextes und das frische und flinke Geschick, sich denselben für die eigne Ansicht dienstbar zu machen, werden die zunächst und in erster Linie in der Unklarheit der biblischen Stellung liegende Schwierigkeit vermehren, daß die Wissenschaft in ihren Vertretern Voraussetzung und Folgerung des vorliegenden Buches acceptire. Und da bei alledem in der Auslegung schwieriger Stellen der h. Schrift (cf. z. B. die Vision Eze-chiels) die nöthige kritische Klarheit und Ruhe vermißt wird, so können doch die ja auch vor-handenen Vorzüge des Buches, die Klarstellung mancher in diesen raschlebigen Zeiten so leicht vergessener und verachteter Wahrheiten, dem guten Willen des Verfassers nicht die Anerkennung und den Ruhm einer gleich guten Ausführung einbringen. Vielleicht daß sich die folgenden Bände über die Mittelmäßigkeit dieses ersten erheben.

Ueberhaupt scheint nichts mehr zur wahrhaften Erkenntniß und Förderung des Gegen-standes zu besorgen zu sein, als diese literarische Sündfluth, die seit nun ca. einem Jahrzehnt den deutschen, englischen, holländischen und dänischen Büchermarkt überschwemmt. Nachdem die Verufenen die Sache in Betracht gezogen und die beiderseitigen Positionen in klarem Licht ge-stellt, sind die Unberufenen schwacherzige und mattgeistige Nachtreter Luthardis, Zollmann's Christliebs, (um zunächst nur von den Deutschen zu reden, deren Werke nun einmal der volle Born bleiben, aus denen man hier die Gründlichkeit und Wucht der alle feindlichen Positionen niederwerfenden Ströme ungestraft sich holen zu dürfen glaubt) geworden. Das ist z. B. auch der Fall mit zwei Büchern, die sich der speciell biblisch-kritischen Apologetik zuwenden. So verschließt sich das erste

8) **Historical Illustrations of the Old Testament.** By the Rev. G. Rawlinson, M. A. (Christian Evidence Committee for Promoting Christian Knowledge) London 1872.

nicht nur den Resultaten der neueren Kritik, indem es im Streben, den verderblichen und grenzenlosen Neuerungen gegenüber die alten Positionen zu retten, aus ganz falsch verstande-nem Conservatismus in die alten Geleise einmündet, sondern es ist in seiner eignen Argu-mentation auch von zahlreichen Irrthümern entstellt. Auf die kritischen Schwierigkeiten über die Authenticität der Bücher und ihre Verweisung in bestimmte Perioden wird nicht eingegangen, und als ob die Interessen der Kirche und Schrift durch die Freiheiten, selbst einer besonnenen Kritik geschädigt würden, müssen die einzelnen Stücke der h. Schrift „in der Hauptsache von Augenzeugen der Ereignisse abgefaßt sein: der Pentateuch wahrscheinlich von Moses; Josua von einem „Ältesten“, der ihn überlebte; Samuel von Samuel; die Bücher der Könige und Chronica von gleichzeitigen Propheten; Esra, Nehemia und Daniel selbstverständlich von den Trägern ihres Namens; Esther von einem Zeitgenossen des Xerxes. — Während hier so in Mischung des Sicherem und Nachzuweisenden auf historischem Gebiete mit den Resultaten der Kritik kurzer Proceß gemacht wird, geht derselbe Proceß auf sprachlichem Gebiete in einem an-deren Buche vor sich. Indem Dr. Hefsey auf das Verdienst einer streng-wissenschaftlichen Ar-beit keinen Anspruch erhebt, glaubt er sich damit auch den Pflichten der philologischen Wissen-schaft entziehen zu dürfen. Die gestellte Aufgabe einer Lösung der

9) **Moral Difficulties, connected with the Bible,** being the Boyle Lectures for 1871; By I. A. Hessey, D. C. L. Aus demselben Verlage. London, 1872. (Schwierige sittliche Fragen in der Bibel)

übersteigt des Verfassers Kräfte. Die Verbindung so vielen Mißverständnisses biblischer Stellen mit einem wohlgefälligen Selbstgefühl, der man auf diesen Seiten häufig begegnet, ist um so mehr zu bedauern, als der bekannte Zweck der Vorlesungen und die Absicht des Verfassers, beides unzweifelhaft das Beste am Buche, gut sind und unsere vollständige Theilnahme haben. Denn bei solch formeller Behandlung, die an den philologischen Schwierigkeiten (cf. z. B. die Bemerkung zu p. 167, wo strive — My spirit shall not always strive with man — die sinnrichtige und unzweifelhafte Uebersetzung sein soll, während doch das hebräische Wort außerordentlich schwer und vieldeutig ist) leichten Ganges und bequemer Eile vorüber hüpfst,

kann man auf Resultate natürlich nicht rechnen. — Beide Werke bestätigen eben als Specimina einer matten Mittelmäßigkeit, unsere obige Bemerkung und unsere Besorgniß vor dem weiteren Schriftstellervergehen auf diesen Gebieten.

Warum nicht auf denjenigen arbeiten, für die der Brit die rechte Geistesnahrung, Augenschärfe und Beutelsfülle besitz! Von Biographien nicht zu reden, welcher Nation Literatur kann sich der englischen in der Reisebeschreibung und Entdeckungs- wie Ausgrabungsberichterstattung zur Seite stellen? darin Rechtes zu leisten, dafür hat man hierzulande auch Sinn und Freigebigkeit genug, um den literarischen oder antiquarischen Wünschen zu genügen. Der Büchermarkt ist im letzten Jahre auch nicht arm an derartigen lobenswerthen Veröffentlichungen gewesen; über mehre zu reden, verbietet uns jedoch der Zweck dieser bloßen „Uebersicht über die neueste Englische Literatur.“ Das eine, auf welches wir um des durchforschten, mit biblischer Wissenschaft durch seine Vorgeschichte verwandten Landstriches willen eingehen, ist eine willkommene Gabe:

10) *Ordnance Survey of the Peninsula of Sinai*, made by Capts C. W. Wilson and H. S. Palmer, R. E. under the direction of Colonel Sir Henry James, R. E., Director-General of the Ordnance Survey. 5. vos. (Southampton) 1872. (Officieller Bericht einer Expedition nach der Sinai-Halbinsel unter Direction von Col. Sir. H. J. ausgeführt von Capts. E. W. W. und H. S. P.).

Fünf prächtige Bände, deren 3 erste, mit den Photographien der interessantesten Orte, bereits früher veröffentlicht worden waren, bringen das Werk zum Abschluß. Sir Henry, der Leiter der Vermessung sowie der Publication, bespricht in der Vorrede die Vorgeschichte der Expedition, zu der die einleitenden Schritte von einem alten Sinatreisenden, dem Rev. Pierce Butler, und nach dessen Tode von Rev. George Williams und Capt. H. S. Palmer, R. (oyal) E. (ngineer) ausgingen. 1868 verließ die Expedition unter dem Befehle der beiden im Titel genannten Kgl. Ingenieure mit noch 7 andern Gelehrten und Ingenieuren England und arbeitete ca. 6 Monate auf der behandelten Halbinsel, über die uns nun, als ein Resultat jener Arbeiten, eine Uebersicht geboten wird.

In einem tüchtigen einleitenden Aufsatze discutirt zunächst Rev. Williams im allgemeinen die Tragweite dieser Durchforschungsarbeiten dem biblischen Exodusberichte gegenüber, während Capt. Wilson die eingehenderen Fragen in einem folgenden Capitel vornimmt, in welchem er so ziemlich Alles giebt, was das Gebirge historisch interessantes seit Moses Gesetzgebung bietet und was sich auf einige Mönchsniederlassungen und Klostergründungen beschränkt. — Den Hauptwerth des Werkes bildet jedoch die in ihm gebotene Bestimmung des „Berges des Gesetzes“ und der Zug-Straße der Israeliten aus Egypten nach dem Sinai. Hier haben wir statt vager Hypothesen, die sich auf die widerstreitenden Berichte früherer Reisenden gründeten, erschöpfende Argumentation, sichere Prüfung und definitiven Beweis auf Grund von Messungen, Karten etc. Die Resultate sind in Bezug auf die streitigen Punkte im Exodus folgende: der Jebel Musá auf dem Haupt-Gebirgszuge der Halbinsel entspricht — (wegen seiner Entfernung von Egypten, seiner Bodenbeschaffenheit und seiner Umgebung) — den Bedingungen, die der biblische Bericht an den „Berg Gottes“ stellt, nicht der Berg Serbal, der andere Prätendent. Der Lagerplatz der Israeliten unten am Berge wird klar bewiesen(?), die Ankunfts- und Abmarschsaacte (auf der tiefer gelegenen Straße über Wády Taiyebé, der Seeküste entlang bis Wády Feiran und über Wády es Sheikh das Thal entlang bis zum Jebel Musá, von hier dann auf der gewöhnlichen Straße nach Akaba über das jetzige Ain Huderah) sowie die Lage von Raphidim in unmittelbarer Nachbarschaft des Berges Serbal (an einen in der Nähe befindlichen Felsen knüpft sich eine arabische Tradition über die Deffnung des Felsens durch Moses) erwiesen.*) — Der Beitrag von Cpt. Palmer, eine descriptive Geographie der Halbinsel, giebt in schöner Verbindung wissenschaftlicher Präcision mit ausdrucksvoller und lebendiger Darstellung das gegenwärtige Aussehen des Landes, und indem P. dem

*) Doch vgl. das erst jüngst wieder vom dem Aegyptologen Dr. G. Ebers („Durch Gosen zum Sinai“, Leipzig, 1872) zu Gunsten der Annahme, daß der Serbal der wahre Sinai der Bibel sei, Geltendgemachte.

Leser alle Daten anbietet, welche die physische Geographie zu liefern im Stande ist, gibt er Anleitung zu einem Schlusse auf die Halbinselbeschaffenheit zur Erodusperiode. Es folgen „beschreibende Einzelheiten“ der Vermessungen, astronomische Bestimmungen, barometrische und hypometrische Höhen-Angaben, topographische Noten, alle von Ept. Palmer's Hand, gleichsam ein Modell, wie der Bericht einer Vermessungs-Commission sein sollte; — klar, wissenschaftlich und nicht nur lesbar, sondern anregend und interessant auch in diesen sonst ermüdenden Einzelheiten. — Antiquarischen Wünschen kommen die Beiträge Ept. Wilson's entgegen, der über die von der Expedition entdeckten Steinidentmaler, Gräber und Gebäude berichtet. Zahlreiche hieroglyphische Tafeln, welche, aufgefunden und entziffert, die industriellen Unternehmungen der benachbarten ägyptischen Könige in den sinaitischen Kupferbergwerken geben, bilden einen schätzenswerthen Beitrag zur Aegyptologie und sinaitischen Geschichte wie Archäologie. — Andere Mitglieder der Expedition liefern Beiträge über die Geologie der Halbinsel, ihre Fauna und Flora, Längen- und Breitenbestimmung, die Nomenclatur der sinaitischen Orte, so daß deren Zusammenfassung mit einem vorzüglichen Index an der Spitze das Muster eines wissenschaftlichen Reiseberichtes ergibt. — Man vermist auf den ersten Blick nur eine eingehende Abhandlung über die aufgefundenen „sinaitischen Inschriften“, indessen zeigt eine Anmerkung bereits die Vorarbeiten zu deren Veröffentlichung, die dann als Anhang zu dem vorliegenden Werke gedruckt werden soll, an. Von diesem Anhang werden wir in Bezug auf einen engern oder weiteren Leserkreis etwa dasselbe zu erwarten haben, was in Prof. Palmer's Aufsätze über die sinaitischen Namen bereits der Fall ist; während nämlich die Form der andern Aufsätze, selbst in den specielleren wissenschaftlichen Angaben, der Absicht der Herausgeber, für weitere, allgemein gebildete Kreise verständlich zu sein, vollständig entspricht, erfordert die nach der Seite der Gelehrsamkeit sowohl wie der Belehrung vortreffliche Arbeit Palmer's einiges Vorstudium. Dem begrenzteren Leserkreise werden die Namen fast aller auf den gewöhnlichen Karten vorkommenden sinaitischen Orte sowie deren Etymologie geboten, ferner Excurse über die Beduinen und ihre Traditionen sowie eine (sehr kurzweilige) Paraphrase der arabisch-muhammedanischen „Erodusversion.“ — Die Wichtigkeit solcher erschöpfenden und genauen Berichte für ein gründliches Studium der h. Schrift liegt auf der Hand; wenn in ähnlicher Weise der „Palestine Exploration Fund“ seine beabsichtigte Erforschung des heiligen Landes ausführt, wird das kritische Studium der h. Schrift eine neue Anregung gewinnen und die thörichten Conjecturen und unmöglichen Identificationen, die jeder bade- und gebirgsreijemüde schlichte Wandersmann sich an den zahlreichen heiligen Stätten erlaubt, werden uns erspart bleiben. Dazu aber sind Arbeiten aus Ept. und Prof. Palmer'schem Kopfe uns handnothwendig: die des sprachkundigen, orientalistischen Professors ganz besonders nach anderer Seite hin, hinsichtlich deren die englisch-theologische Wissenschaft lange Zeit nur Nachtreterin und -beterin der deutschen geblieben ist, nach welcher sie jedoch in den letzten Jahrzehnten bedeutende Fortschritte in der Richtung auf Selbstständigkeit gemacht hat, so daß sie in vieler Beziehung ihrer deutschen Schwester gleich kommt, ja in mancher sogar ihr Muster zu werden beginnt, nämlich auf dem Gebiete der exegetischen Theologie, über welches wir in einem demnächstigen Artikel zu referiren gedenken.

Philosophische Bibliothek oder Sammlung der Hauptwerke der Philosophie alter und neuer Zeit.
 Unter Mitwirkung namhafter Gelehrten herausgegeben, beziehungsweise übersezt, erläutert
 und mit Lebensbeschreibungen versehen von J. G. v. Kirchmann. Berlin 1868—1873. 2.
 Heftmann. Erstes bis hundert und zwei und fünfzigstes Heft.

IV.

Erläuterungen zu Kants Religion innerhalb der Grenzen der bloßen Vernunft (50. Heft).

In der den Erläuterungen vorausgehenden Vorrede setzt der Erläuterer den realistischen Standpunkt auseinander, von welchem aus er das Verhältniß der Religion zur Wissenschaft betrachtet und sucht von da aus dem Kantischen Werke die demselben nach seiner Auffassung zukommende Stelle in dem Kampfe des Glaubens mit der Wissenschaft anzuweisen. Die Einsicht in das Wesen der Religion ist nach ihm bedingt durch die Erkenntniß des Gegensatzes von Gewißheit und Wahrheit, so wie des Gegensatzes von den Gefühlen der Lust und den Gefühlen der Achtung (Ehrfurcht, Abhängigkeit) innerhalb der menschlichen Seele. Aus dem angenommenen Gegensatz von Gewißheit und Wahrheit, die er kurzweg mit Glauben und Wissen gleichstellt, leitet er dann in seiner flüchtigen und oberflächlichen Art die Unversöhnbarkeit des Glaubens und der Wissenschaft ab. Der Glaube, der nach ihm aus den Achtungsgefühlen entspringt und nach und nach sich bis zu der Vorstellung der einen Gottheit und zuhöchst des allmächtigen, allwissenden und allweisen christlichen Gottes ausbildet, ist ihm veränderlich, während das Wissen, die Wissenschaft, die Erkenntniß, weil ihre Quellen: die Wahrnehmung und das gesetzmäßige Denken es seien, unveränderlich ist! Denn wenn hier auch zeitweise Rückschritte eintreten, so könnten sie doch bald erkannt und der wahre Weg wieder eingeschlagen werden. Die Veränderlichkeit des Glaubens finde ohne Ausnahme in jeder Religion und ununterbrochen statt, wenn auch so langsam, daß der Einzelne während seines Lebens sie nicht bemerke (ungefähr wie die Verwandlung der Arten des Organischen nach Darwinscher Annahme). Da die Wissenschaft stetig wachse, indem einmal gewonnene Wahrheiten (Erkenntnisse) für die Ewigkeit und für die ganze Menschheit gewonnen seien, so komme unvermeidlich der Glaube, die Religion allmählig gegen die Wissenschaft in Nachtheil und sei in der Gegenwart zu einer Macht gelangt, welche die Meinung erwecke, daß die Macht des Glaubens sich nicht lange mehr gegen sie zu halten vermögen werde. Allein der Erläuterer selbst will dieser Meinung nicht beitreten, weil dergleichen Erwartungen übersähen, daß das schlechthinige Abhängigkeitsgefühl des Menschen einen unsterblichen Gegensatz zu seinen Lustgefühlen bilde. „Jenes kann vielleicht (!) gemäßigt, und der sich darauf stützende Glaube an ein überfüllliches erhabenes Wesen durch die Kraft der Erkenntniß beschränkt werden; allein die völlige Beseitigung des religiösen Glaubens wird nach der besonderen Natur des Menschen selbst bei der allgemeinsten Verbreitung der Erkenntniß kaum zu erwarten sein.“ Nach einem langen Kampfe des Glaubens und der Wissenschaft hat nach dem Erläuterer die Wissenschaft es möglich gemacht, die Natur dieses Kampfes selbst zu erkennen und zuletzt einen unparteiischen Standpunkt zu gewinnen, nämlich den, daß die Wissenschaft sich nicht mehr mit dem Glauben um dessen Wahrheit streite und den Glauben nicht als Lehre, sondern als Thatsache behandle. Weil aber nach ihm diesen reinen Standpunkt der Wissenschaft zu erreichen nur wenigen vergönnt war und ist, deshalb gestaltete und gestaltet sich der Kampf zwischen Glauben und Erkenntniß zu einem Kampfe innerhalb des Glaubens allein. Die gläubige Gemeinde spaltet sich in zwei Lager (das der Conservativen und das der Reformer). Zu den Reformern zählt der Erläuterer Hufi, Luther und noch andere Zeitgenossen, Faustus, Socinus und seine Anhänger, Kant, Schleiermacher. Kants „Religion innerhalb der Grenzen der bloßen Vernunft“ wird zu den Ueberhebungen der kirchlichen Reformparteien gestellt. Dieses Werk könne nicht als ein philosophisches gelten, da Kant den Standpunkt der reinen Wissenschaft noch nicht erreicht habe. Nach seiner Erziehung und nach seinem Empfinden habe er einen großen Theil des christlichen Religionsinhaltes aus seinem Glauben nicht fallen lassen können. Da er die Unmöglichkeit der Erkenntniß des Religionsinhaltes selber in der Kritik der reinen Vernunft erwiesen habe, so sei er genöthigt gewesen für seinen Glauben eine Hilfe in der Moral zu

suchen, die sich nach seiner Meinung doch auch auf die Vernunft stütze. Daher habe er auch für seinen Glaubensinhalt die Quelle und das Fundament in der Vernunft zu besitzen geglaubt. Daraus habe sich ihm der Gegensatz der natürlichen Religion zu den bestehenden (statutarischen) gebildet, seine natürliche Religion habe sich ihm in Moral verwandelt, der beibehaltene geringe Glaubensinhalt sei ihm nur Mittel für jene gewesen und für den Cultus und Gottesdienst außerhalb dieser Beziehung habe ihm alles Verständniß gefehlt.

Dieser Standpunkt der Erläuterers leidet nun aber an schweren Gebrechen. Es liegt ihm weder eine haltbare Logik, noch eine gründliche Psychologie zu Grunde. Metaphysik ist für ihn nicht vorhanden. So fällt er einem flachen Empirismus und Naturalismus, Realismus genannt, anheim, der ihn ganz unfähig macht, die großen Fragen der Wissenschaft zu lösen. Nicht der Forscher, der dem eminenten Werth der Erfahrung Rechnung trägt, sondern der Empiriker, der sich auf die alleinige Geltung der Erfahrung stützt, rafft zunächst gelegene Elemente der Erfahrung zusammen, räsonirt über sie hin und her nach mangelhaft geprägten Verstandeskategorien und nimmt von vornherein alles für höchstens bloß mögliche, im Grunde aber für phantastische Vorstellungen, was über sie hinausgeht. Daher leugnet er die Vernunft als Vermögen der Ideen und damit alle Geltung von Ideen und meint mit dem Vermögen des Verstandes und des Sinnes auszureichen, ohne zu bedenken, daß nach naturalistischen Voraussetzungen, die doch selber nicht als Erfahrungen, sondern als zu den Erfahrungen hinzugebrachte Gedanken (so verkehrt sie sind) gelten können, der Verstand in der organisierten Materie, Mensch genannt, nicht bloß nicht erklärlich wäre, sondern sogar gar nicht vorkommen könnte.*) Der reine Empirist müßte also seinen Verstand dazu gebrauchen, seinen und allen Verstand zu leugnen, gleich jenem Manne, der den Aft absägte, auf dem er saß. Wie sich der reine Empirist wundern müßte, Verstand in sich anzutreffen, da er ihn aus der Materie nicht erklären kann, derselbe ihm auch nicht als angeboren gilt, so müßte er sich auch wundern, Achtungsgefühle in sich vorzufinden, die ihm gleichfalls nicht als angeboren gelten könnten und die er also aus Einflüssen der Erziehung ableiten müßte, ohne zeigen zu können, woher sie denn in die ersten Erzieher gekommen seien und hätten kommen können. Auch nur die Anlage zu deren Aufnahme kann er nicht erklären und er kann überhaupt nichts erklären, sondern nur Thatfachen auffassen und auf der Oberfläche sich bewegende Verstandesreflexionen darüber anstellen, weil sie ihm faktisch von Statuten gehen. Das Gesetz des Widerspruchs ist ihm ebenfalls nur ein Faktum des Bewußtseins und kann ihm nur zur Controlle der innern und äußeren Wahrnehmungen dienen, ohne ihm entfernt Mittel der Erklärung der Erscheinungen an die Hand zu geben.

Grapengießer behauptet in seinem achtungswerthen Werke: „Erklärung und Vertheidigung von Kant's Kritik der reinen Vernunft wider die „sogenannten“ Erläuterungen des Herrn P. H. v. Kirchmann“ mit Recht, daß die Philosophie des Wissens des Erläuterers (1. Heft der Philos. Bibliothek) im höchsten Grade mangelhaft sei, eine Behauptung, die er (S. 2—6) mit triftigen Gründen ausführt. Der Veränderlichkeit des Glaubens (doch wohl der Glaubenden, nicht ebenso der Gegenstände des Glaubens) die Unveränderlichkeit des Wis-

*) E. Du Bois-Reymond (Ueber die Grenzen des Naturerkennens) räumt ein (S. 17), daß nicht allein bei dem heutigen Stand unserer Kenntniß das Bewußtsein aus seinen materiellen Bedingungen nicht erklärbar ist, sondern daß es auch der Natur der Dinge nach aus diesen Bedingungen nie erklärbar sein würde. Er erkräftet dieß auch auf die niederste Art des Bewußtseins. S. 25 sagt er: „Durch keine zu erfindende Anordnung oder Bewegung materieller Theilchen läßt sich eine Brücke in's Reich des Bewußtseins schlagen.“ (Vergl. S. 26, 27, 28). Damit steht freilich im Widerspruch die Behauptung (S. 32), daß E. Vogt schwerlich zu tadeln sei, wenn er die Seelenthätigkeit als Erzeugniß der materiellen Bedingungen im Gehirn hinstelle; fehlerhaft erscheine nur, daß er die Vorstellung erwecke, als sei die Seelenthätigkeit aus dem Ban des Gehirns ihrer Natur nach so begreifbar, wie die Absonderung aus dem Ban der Drüse. Wenn aber die obige Aeußerung E. Vogts „schwerlich“ zu tadeln ist, der kann sich vom Materialismus nicht gründlich losgesagt haben und es begreift sich, daß Michelet trotz der oben eingeräumten Unmöglichkeit der Erklärung der Empfindung, des Bewußtseins, des Geistes aus dem Materiellen in seiner Beurtheilung einer Rede E. Zellers: Hegel und der Empirismus (S. 15), sagen kann, Du Bois-Reymond habe uns neulich, auch in einer öffentlichen Rede, mit Schrecken davon überzeugt, wie der Empirismus, nicht minder als der Atomismus stets zum reinen Materialismus führe.

sens entgegenzustellen, geht schon darum nicht an, weil das Wissen der Menschheit ebenso in der Entwicklung begriffen ist wie der Glaube. Ueberdies ist bei Vielen nicht Alles, was sich für Wissen ausgibt oder auch dafür gehalten wird, wirkliches Wissen. So ist sehr Vieles von dem, was moderne Naturforscher für Wissen halten, nicht wirkliches Wissen. Wie denn z. B. der Eine zu wissen glaubt, das Organische entspringe aus dem Unorganischen, der Andere, es sei in der Wurzel gar niemals entstanden, sondern von Ewigkeit her existirend, gar nicht zu reden von noch viel exorbitanteren Wissens-Vorgebungen, zu welchen der Erläuterer ein ganz artiges Contingent stellt. Räumt man auch ein, daß das fortgeschrittene und reichlich hinzugevonnene wirkliche Wissen mit gar manchen zeitlichen Formen und Einkleidungen des Glaubens aufgeräumt hat, so kann man doch mit Zug behaupten, daß bei allen, in welchen die wirkliche Substanz und der ewige Gehalt des Glaubens mehr oder minder erschüttert worden ist, nicht des unansehbaren Wissen die Ursache war, sondern außer den persönlichen Veräbungen die Wirkungen der hierarchischen Entstellungen und was damit zusammenhängt einerseits und die Pseudowissenschaft des Deismus, Pantheismus, Naturalismus und Materialismus andererseits. Mag Paul de Lagarde sonst der Berichtigung, theilweise der Widerlegung bedürfen, so hat er doch jedenfalls ein treffendes Wort gesprochen, wenn er den Materialismus als das notwendige Correlat des Jesuitismus bezeichnet und, nachdenklich genug, hinzufügt: „Das Wasser in diesen communicirenden Röhren steht stets gleich hoch. Staatsmänner werden aus dem Abnehmen des Materialismus auf das Abnehmen des Jesuitismus schließen, und so lange erstere auf dem alten Flecke ist, wissen, daß ihre Maaßregeln gegen den letzteren einen Erfolg nicht gehabt haben.“*)

Nach dem Erläuterer wohnen in derselben menschlichen Seele das schlechtthinige, also unvertilgbare Abhängigkeitsgefühl und der schrankenlose Wissenstrieb dicht bei einander und führen in ihr einen Kampf auf Tod und Leben, in welchem nach und nach der Wissenstrieb zu größerem und immer größerem Siege gelangen soll, so jedoch, daß nur wenige hervorragende Geister zum vollen Siege des Wissenstriebs durchdringen, die also die diamantenen Pforten des Unmöglichen sprengen müßten, da ihre Niesenkraft sogar vermögen soll, des schlechtthinigen Abhängigkeitsgefühls ledig zu werden. So gibt der Erläuterer die menschliche Seele einem fast für Alle unaustilgbaren Zwiespalt anheim, und während er im Widerspruch mit sich selbst ihn für Einige für lösbar erklärt, soll für sie diese Lösung in einem platten Empirismus und Naturalismus bestehen. Daß von diesem seichten Standpunkte aus in der Hauptsache nicht viel Befriedigendes von den Erläuterungen selbst erwartet werden kann, liegt auf der Hand. Einige Punkte müssen wir indeß doch hervorheben.

Der Realismus will trotz Dem und Jenem doch einen Zusammenhang des Sittlichen mit der Religion entdeckt haben, welchen er naiv genug (50. Heft, S. 2, 3) in folgender Art vorträgt: „Danach entspringt das Sittliche nicht aus der Vernunft, sondern aus den Geboten erhabener Autoritäten, als welche das Volk, der Fürst und die Gottheit geschichtlich auftreten. Gott gilt dabei dem Realismus nicht als ein wirklicher, da hieüber die Philosophie nicht entscheiden kann, sondern als ein geglaubter, der nach der Lehre der Religion seinen Stellvertreter oder Vermittler auf Erden in einem höchsten Priester oder einer weltlichen Autorität hat. Solcher Glaube hat auf das Gemüth des Gläubigen dieselbe Wirkung, als wenn das, was er glaubt, wirklich wäre.“ Angenommen solch ein Glaube, wie immer einmal vorhanden, könnte die im Text weiter angegebenen Wirkungen haben, würde er sich sammt allen ihm beigelegten Wirkungen nach dem Erläuterer nicht im Gebiete des Wahns bewegen, da er anderwärts keineswegs bei der Behauptung der Unbeweisbarkeit des Daseins Gottes stehen bleibt, sondern wenn nicht geradezu zur Leugnung desselben fortreift, doch seinen Un-

*) Ueber das Verhältniß des deutschen Staates zu Theologie, Kirche und Religion von Paul de Lagarde. S. 23. Möchten doch gediegene Theologen diese Schrift einer Prüfung unterziehen! Sie sagt den Confectionen Hartes, aber sie bringt doch auf das Evangelium und will nur durch dasselbe vorwärts kommen. Sie kennt die Gefahr, welcher F. v. Kirchmann unterlag, Mängel und Fehler durch den Radicalismus loswerden, „den Teufel durch Beelzebub“ austreiben zu wollen. Das ist eine durchsichtige Verhüllung des Radicalismus, Achtung dem Glauben zu bezeigen, den man für auf Wahn gegründet erklärt.

glauben deutlich genug durchblicken läßt? Da der Erläuterer den Glauben in Bausch und Bogen nimmt, so ist ihm auch der Glaube an den „Stellvertreter Gottes“ Konsequenz des christlichen Glaubens und er erschrickt nicht, von diesem Gesichtspunkte aus (S. 5) zu sagen: „Für das Mittelalter mit seinem starken Glauben waren die Scheiterhaufen gegen die Ketzer nicht bloß ein Mittel der Gewalt, sondern eine sittliche Pflicht.“ Was kann anders hinter diesen confusen Concessionen stecken, als die Tendenz, alle Religion als unvernünftig radical zu vertilgen.

Die Confusion des Erläuterers setzt sich ungenirt fort in seinen Bemerkungen über Kants Lehre „vom radicalen Bösen“ in der menschlichen Natur. Eine befriedigende Kritik der heiligen Lehre Kants kann nur einer tiefsinnigen Philosophie gelingen. Geniale Andeutungen zur Ausführung einer solchen finden sich in den Werken Baaders. Dem Erläuterer aber ist die Auflösung der ohwaltenden Schwierigkeiten höchst einfach. „Nach realistischer Auffassung ist „das Sittliche“ erst durch den Menschen selbst, und zwar allmählig mit dem Auftreten der Autoritäten und dem Anwachsen von deren Geboten entstanden. Vorher gab es für den Menschen weder Gutes noch Böses.“ Eine verwirrtere und leichtere Erklärung wird sich schwer aufreiben lassen. Allein nach dem Erl. ist diese einfache und natürliche Auffassung des Bösen schon (nicht von dem Stifter, sondern) von den Stiftern der christlichen Religion verlassen worden. Dieß hindert aber nicht den Erl., den kirchlichen Autoritäten die Berechtigung zuzuschreiben, den Glauben an die veränderten Lehren zu gebieten, zwangsweise aufzu-erlegen und die Widersetzlichen selbst mit dem Tode zu bestrafen. Was der Erl. weiterhin über die Zurechnungsfähigkeit beibringt, wiederholt nur früher Gesagtes und erhebt sich nicht über den bekannten Determinismus. Kants Behauptung, daß seine Lehre von der intelligiblen (zeitlosen) That, in welcher jeder Mensch seinen Charakter bestimmt habe, mit der Erzählung der Bibel vom Falle des Menschen übereinstimme, bestreitet der Erl. übrigens nicht mit Unrecht. Auch die Unzulänglichkeit der Lehre Kants von der Möglichkeit der Wiederherstellung der Kraft zum Guten im Menschen nach seiner Voraussetzung vom radicalen Bösen im Menschen zeigt der Erläuterer (S. 15) mit triftigen Gründen.

Nicht unwichtig schildert der Erl. (S. 18 ff.) den Versuch Kants, den geschichtlichen Personen und Thatfachen der christlichen Religion (bloß) moralische Ideen unterzuschieben, womit er über die Halbheit nicht hinauskommen konnte. Nur ist das Heilmittel dieses Uebels, welches der Realismus vorschlägt, endlich die Frage über die Wahrheit des Inhaltes der Religion ganz fallen zu lassen, noch ungleich verkehrter und würde zur völligen Aufhebung der Religion führen. Diese gewollte Aufhebung blickt denn auch deutlich genug aus der (S. 24) angenommenen völligen Trennung der sittlichen und der natürlichen Welt hervor, d. h. aus der völligen Beseitigung Gottes, in welcher allein ein solcher Zusammenhang begründet sein könnte. Das Ungenügende der Auslassungen Kants über die Wunder (S. 26 ff.), der ihre Wahrheit für die Zeit Jesu dahingestellt sein läßt und nur gegen Zulassung von Wundern in der Gegenwart protestirt, war dem Erl. leicht zu zeigen; was er aber selber darüber vorbringt, ist doch nur Humbug und nur der naive Ernst, womit er seine realistische Auffassung vorträgt, verhindert, es für Verhöhnung zu nehmen.*) Die Möglichkeit des Siegs des Guten im Menschen hat nach Kant zur Voraussetzung, daß trotz der Wahl des Bösen in dem angenommenen intelligiblen überzeitlichen Akte ein Keim des Guten in ihm geblieben sei. Daher kann der Mensch nach Kant auf ebenso unerklärliche Weise, wie jene überzeitliche Wahl des Bösen statt haben, sich wieder zum Guten wenden, durch eine plötzliche Sinnesänderung, die demselben indeß unerkennbar und unbegreiflich bleibt. Daß diese Theorie nicht haltbar ist, war nicht schwer zu erkennen, nicht minder das Ungenügende der Auslegung christlicher Dogmen als Verflummung moralischer Begriffe. Aber der Erl. zeigt auch die Schwäche von Kants Auffassung des Wesens der Kirche, und leitet nicht ohne Grund Kants Unterordnung des Staates im Verhältniß zur Kirche aus den Einflüssen der Zeit ab. Der Erläuterer hebt

*) Man vergleiche dagegen in dem Werke: die Geheimnisse des Glaubens von R. L. Schöberlein die Abhandlung: das Wunder (von S. 178—197 und: Schleiermachers Lehre vom Wunder und vom Uebernatürlichen im Zusammenhange seiner Theologie 2c. von Dr. S. Lommatsch, bef. v. S. 143 bis Schluß.

die Auffassung Kants vom Wesen der Kirche zutreffend mit den Worten hervor (S. 29): „Nach Kant ist die Kirche eine ethisch-bürgerliche Gesellschaft nach Tugendgesetzen; diese Vereinigung geschieht, um dem Bösen und der Verführung entgegenzuwirken. Man sieht, daß, wie für Kant die Religion bloß Moral ist, ebenso auch die Kirche nur zu einer Beförderungsanstalt der Moral sich gestaltet. Der eigentliche Cultus, die Anbetung Gottes und all jene Handlungen, durch welche der Mensch sein Aufgehen in Gott und sein Sichselbst Wiederfinden in ihm zur Anschauung bringt und so sein Gefühl der Ehrfurcht, Andacht und Hingebung an den unendlich erhabenen Gott bethätigt, dies Alles verschwindet bei Kant in ein bloßes Mittel, die Moralität zu befördern.“ Daß diese Auffassung bald genug auf Widerspruch stoßen mußte, erkennt auch der Erl. an, der, abgesehen von dem Hintergrunde seiner negativen Wissenslehre insoweit recht gut sagt: „Solche Verflachung der religiösen Begriffe macht es verständlich, wie Schleiermacher bald darauf so allgemeine Zustimmung finden konnte, als er die Religion wieder auf das Abhängigkeitsgefühl des endlichen Menschen von dem unendlichen Gott gründete, welches nur ein anderes Wort für das Gefühl der Andacht und Ehrfurcht ist. Trotz aller Hoheit, welche der Moral innewohnt, fühlt doch der fromme Christ, daß die Religion ihm mehr ist als bloße Moral; deshalb die begeisterte Zustimmung zu Schleiermachers Lehre, der diesen Kernpunkt weiter zur Geltung brachte; deshalb das Festhalten an dieser Lehre noch in der Gegenwart, trotz der Mängel, welche im Uebrigen ihr anhaften.“ Der Erl. findet es (S. 30) auffallend, daß Kant einerseits dem Menschen weit überwiegend die Verlockungen zum Bösen nicht von den Trieben (Kant sagt: nicht sowohl von seiner eigenen rohen Natur, sofern er abgefordert da ist, von Menschen, mit denen er in Verhältniß oder Verbindung steht), sondern von der Gemeinschaft mit andern Menschen kommen läßt, andererseits aber doch nothwendig findet, daß die Menschen sich vereinen, um das Böse zu verflüchten und das Gute zu befördern. Hierin ist aber doch ein Widerspruch nicht zu finden, da eine Vereinigung unter ethischen Gesetzen gemeint ist, welche unstreitig den aus der Gemeinschaft entspringenden Versuchungen und Verlockungen entgegen wirken kann. Die Schwierigkeiten der Moral-Theorie Kants liegen in anderen Momenten, vorzüglich in seiner Hypothese der intelligiblen überzeitlichen Entscheidungs-Wahl oder That und deren Verhältniß zu der zeitlichen Entwicklung des Menschen. Daß sich Kant genöthigt sah, um die Gründung eines ethischen Gemeinwesens verständlich zu machen, auf Gott als obersten Gesetzgeber zurückzugehen, nicht zwar, um, was ihm sein Criticismus verbot, die ethischen Pflichten aus ihm abzuleiten, sondern um alle wahren Pflichten zugleich als Gottes Gebote vorstellen zu können, möchte doch darauf deuten, daß er die Abstraktheit, die Unlebendigkeit seines formalen Moralprinzips als auf die Autonomie der praktischen Vernunft gegründet empfunden haben muß. Es war zu erwarten, daß sich der Realismus des Erläuterers (S. 33) gegen die Unterscheidung der unsichtbaren und der sichtbaren Kirche sträuben werde. Aber an sich ist Kant bezüglich dieser Unterscheidung nicht zu tadeln. Wohl aber ist die Nachweisung im Wesentlichen begründet, daß Kant durch seine Auffassung der Religion als Vernunftmoral verhindert war, die Bedeutung des kirchlichen Gottesdienstes, Cultus u. z. zu fassen und zu würdigen. In Bezug auf die Auslassungen Kants (S. 35—39) über den Kampf zwischen den Anhängern des überlieferten Kirchenglaubens und denen, welche diesen Glauben in seinem Inhalte mehr oder weniger den Fortschritten der Bildung entsprechend verändern wollen“, wiederholt der Erläuterer schon früher Gesagtes und empfiehlt aufs Neue das Ergebniß seines Realismus, nach welchem Alles jenseits der Wahrnehmung Liegende dem Glauben, der dem Wechsel seines Inhaltes unterworfen sei, angehöre. So kann er denn weder mit den Auslegungen der Bibel, wie sie Kant, noch mit denen, wie sie Schleiermacher, noch mit jenen, wie sie Hegel versucht hat, einverstanden sein. Zum Theil aus anderen Gründen stimmen wir bei; denn die moralische Auslegung reicht nicht aus, ebenso wenig die des bloßen Abhängigkeitsgefühls und jene, die sich in der Verwandlung des Religionsinhalts in dialektische Begriffe und speculative Ideen bewegt, nicht minder. Ob andern Philosophen die Auslegung besser gelingen sein möge, wird, wenigstens hier, nicht untersucht. Schwerlich hätte irgend ein Anderer solche Untersuchung mehr verdient, als Baader. Hegels Dialektik, so wie sie den Widerspruch als nothwendiges Moment in der Entwicklung der Erkenntniß behauptet, ist nicht haltbar, da sie aber nur auflösbaren

Widersprüchen als Momenten Berechtigung einräumt, so darf sie doch wohl nicht so genommen werden, als genire Hegel überhaupt kein Widerspruch und als habe er einen Freibrief für alle möglichen Widersprüche ausstellen wollen, sonst hätte er sich völlig des Rechtes beraubt, abweichende Lehren durch die Nachweisung ihrer Widersprüche zu widerlegen. Wie dem nun auch sei, so fragt es sich, ob wir dem Erläuterer beipflichten können, wenn er (S. 39) sagt: „Erst allmählig dringt der rein wissenschaftliche Standpunkt hindurch, welchen die Bibel als ein geschichtliches Ereigniß seiner Zeit nimmt und mit dem Glauben nicht um seinen Inhalt streitet, sondern nur seine Entstehung als geschichtliche Thatsache zu erforschen sucht. Dieser Standpunkt bedarf nicht jener Hülfsen der Auslegungskunst, die Kant und Andere empfehlen; er nimmt den Inhalt so rein und in seinem natürlichen Sinne, wie bei jeder andern Urkunde der Geschichte, und anstatt diese großartigen Schöpfungen des Menschengeistes in die flachen Begriffe der neuesten Moral umzuwandeln, bewundert er vielmehr die Größe dieser Bildungen und die Kraft des Menschengeistes, der zu allen Zeiten sein Höchstes aufbot, um das Erhabene auch in der höchsten Vollkommenheit sich gegenüberzustellen.“

Zugegeben, daß die Entstehung des Glaubens wie der Bibel von der freien Wissenschaft zu erforschen sei, so ist doch nicht abzusehen, wie der Realismus als Empirismus und Materialismus dazu befähigt sein kann. Der Realismus setzt unbewiesen voraus, daß die Bibel menschlichen Ursprungs, Schöpfung des Menschengeistes sei und er schneidet sich im voraus die Möglichkeit ab, zu einer andern Erklärung ihrer Entstehung zu gelangen. Wenn es ihm Ernst damit wäre, daß er über die Frage von dem Dasein Gottes nicht entscheiden könne, so müßte er wenigstens die Möglichkeit des Daseins Gottes festhalten, dann aber müßte er auch die Möglichkeit der Offenbarung Gottes, die Möglichkeit des göttlichen Ursprungs der Bibel (ohne darum nothwendig mechanische Inspiration anzunehmen), einräumen. Er geht aber über den Umkreis seiner eigenen Behauptung hinaus, wenn er sich von dem reinmenschlichen Ursprung der Bibel überzeugt erklärt. Die Großartigkeit derselben leugnet er nicht*), aber er bebiet sich ihrer zur Verherrlichung des Menschengeistes, ohne im Mindesten zu erwägen, daß wenn die Menschheit, immer realistisch gedacht, nie über den Realismus hinausgeblückt hätte, erhabene Schöpfungen wie die Bibel unmöglich gewesen wären, so wie auch nicht abzusehen ist, wie der Realismus für die Zukunft irgend welche großartige, erhabene Schöpfungen soll erwirken können. Im Gegentheile würde er im gleichen Maße seiner Ausbreitung alles Großartige und Erhabene unmöglich machen. Seine Leugnung des Vernunft-Vermögens und der Ideen, seine Ableitung des Menschen aus dem Thier als solchem, entziehen dem Großartigen und Erhabenen jeden realen Boden. Daß der Realist dennoch vom Erhabenen ergriffen werden kann, beweist nur, daß seine Theorie die anerzogene höhere Natur in ihm nicht vernichten kann. Die Aufgabe, welche der Erl. stellt, durch die vereinte Benutzung aller Wissenschaften die Bibel zu erklären, ist mit den Mitteln der realistischen Philosophie, die nur Verstandesgesetze und innere und äußere Wahrnehmung kennt, nicht zu lösen. Wenn Kant (S. 40 ff.) den Uebergang des Kirchenglaubens zum reinen Religionsglauben verlangt, so hat er freilich nur seinen moralischen Vernunftglauben im Auge, anstatt daß er, wenn er tiefer in das Wesen des christlichen Glaubens eingedrungen wäre, das Bedürfniß der Versöhnung und Ausgleichung der christlichen Confessionslehren hätte hervorheben sollen. Zu zeigen, wie der Erl. thut, daß für den Christen nicht die Religion aus der Moral, sondern die Moral aus der Religion fließt, gewährt nicht Befriedigung, so lange dabei von bloß subjektiver Gewißheit die Rede ist. Sonderbar nimmt es sich aus, wenn der Erl. hierarchische Lehren, wie jene vom Ablass (mit Kants Worten: von einem unerschöpflichen Fond zur Abzahlung gemachter oder noch zu ma-

*) Die goldenen Worte der Bibel. Ein Lebensbuch für Jedermann. Zum ersten Male systematisch geordnet von Adolph Rohut, Leipzig, 1873. Herrmann. — Sehr schön sagt A. Rohut im Vorwort: „Es gibt in der ganzen Weltliteratur kein Werk, worin die erhabensten Ansichten über Gott, Religion und unsere heiligsten idealen Güter, die schönsten und sinnigsten Anschauungen über Natur und Welt, die gewaltigsten und tiefsten Ideen, die je nur ein Menschenherz bewegten, so wie auch die wahrhaft vernichtenden 'Gottesworte gegen alles Schlechte und Gemeine in solch' unaussprechlichen Flammenzügen eingegraben wären, wie in der Bibel, jenem Buche, das so treffend, „das Buch der Bücher“ genannt wird.“

hender Schulden), mit Fundamental-Lehren des Christenthums in eine Linie stellt, bloß weil es Leute gab und gibt, welche in ihrer Urkunde und Finsterniß an sie glaubten und glauben.*) So gut er sich diese Gleichstellung erlaubt, könnte er sich auch erlauben, die päpstliche Infallibilitätslehre zu den Lehren des Urchristenthums zu rechnen, bloß weil sie von so und so Vielen blindlings geglaubt wird. Kants Ansicht vom allmäligen Untergang der positiven Religionen tritt der Realist (S. 43) nur aus dem Grunde nicht bei, weil er das Abhängigkeitsgefühl der menschlichen Seele für einen so wesentlichen Bestandtheil der menschlichen Seele hält, daß sie nie ganz davon los kommen kann (also auch er nicht). Er traut dem Realismus als der alleinigen Macht der Erkenntniß nicht viel mehr zu, als das tiefe Gefühl der Abhängigkeit im Zaume zu halten!

Die weiteren Erläuterungen von S. 44—66 bewegen sich in der Richtung einer Kritik, welche den Begriff einer nothwendigen Entwicklung der Menschheit zum Grunde legt, damit Alles in Relationen auflöst und so zu jener falschen Weitherzigkeit gelangt, die sich in ihrem beziehungsweise Geltenlassen des Höchsten und Niedrigsten, des Glaubens, Aberglaubens und Nichtglaubens, des Moralischen und Nichtmoralischen, des Wissens und Nichtwissens für unübertreffliche Tiefe der Einsicht hält. Diese Beurtheilungsart offenbart sich z. B. (wie S. 46) in der Aeußerung: „Nimmt man nun das Unheil als Maasstab, was der Kirchenglaube (in Bausch und Bogen genommen) im Laufe der Jahrhunderte veranlaßt haben soll, so ist dieser Maasstab zwar greifbarer; der Schmerz ist etwas Positives; aber das Urtheil wird einseitig, wenn es, wie bei Kant, nur das Ueble aufzählt und das Gute bei Seite läßt. Wäre hier überhaupt eine Vergleichung beider Seiten möglich, so dürfte die Waagschale zu Gunsten der Kirche sich neigen, wie schon Macauley in der Einleitung zu seiner Geschichte Englands mit treffenden Gründen dargelegt hat.“ Dieses in solcher Fassung ohnehin an Mangel der Unterscheidung leidende Zugeständniß soll aber dem vermeintlichen Rechte der realistischen Wissenschaft nichts benehmen, den religiösen Glauben als zwar nothwendige, aber doch als reine Phantasie zu betrachten. Die aus der Ehrfurcht und Anbetung eines erhabenen überirdischen Wesens von selbst folgende Moral gilt am einen Orte (S. 45) dem Erl. immer als eine reine, also selbstsuchtfreie, am andern aber vereinreignet ihm der Unsterblichkeitsglaube, der doch von der christlichen Religion untrennbar ist, die Moral, während sich die realistische Moral hoch über die Erwartung oder gar das Verlangen nach Unsterblichkeit erhebt (S. 24). Die Weitherzigkeit des Realismus, sofern sie die Religionen zwar als phantastische, aber nothwendige Thatsachen nimmt, läßt die Reinheit der Moral doch wieder für alle Religionen gelten und versteigt sich zu der charakteristischen Consequenz: „die alten Mexikaner vollzogen ihre Menschenopfer zu Ehren ihres Gottes in derselben rein sittlichen Gesinnung, wie Abraham in solchem Sinne zur Opferung seines Sohnes bereit war!“

(Fortsetzung folgt.)

*) Wie Baader über die Ablässe dachte, ist zu ersehen aus der Schrift: Bligstrahl wider Rom, 2. Aufl. S. 51 ff. Vergl. bezügliche Hinweisungen in der Schrift: Kirche und Staat von Fr. Hoffmann.

II. Recensionen.

Theologie.

Liber Jesajae. Textum masoreticum expressit, e fontibus Masorae varie illustravit, notis criticis confirmavit S. Baer. Praefatus est edendi operis adjutor Fr. Delitzsch. 96 S. gr. 8. Lipsiae, 1872. B. Tauchnitz. 7 $\frac{1}{2}$ Sgr.

Delitzsch giebt uns in seinem Vorberichte Aufschluß über die Quellen, die sie bei dieser Ausgabe benützt haben, sowie über die Sorgfalt, welche bei der Veranstaltung derselben angewendet wurde, beklagt es auch, daß diese Mühe, die sich der so eifrige und gewissenhafte Forscher in der Eruirung des richtigen Textes, S. Baer, gegeben habe, so wenig Anerkennung finde. In der That gebührt Hrn. Professor Delitzsch reichen Dank dafür, daß er eine so bedeutende Kraft, wie sie in jenem Manne uns gegeben ist, der in der Kenntniß der Masora und der kritischen Hilfsmittel zur Erforschung des richtigen Textes alle Neueren übertrifft, so vortreflich zur Veranstaltung einer verbesserten Ausgabe des biblischen Textes zu verwerthen versteht. Den Anfang zu diesen korrekteren Editionen machten dieselben durch die Herausgabe der Genesis vor drei Jahren, und nun folgt das wichtige Buch des Propheten Jesajas. Gerade die Herausgabe dieser einzelnen Bücher ist eine sehr wünschenswerthe, zumal für Studierende, welche nicht immer den ganzen Band des alten Testaments mitzuschleppen Lust haben werden, sondern das einzelne biblische Buch, über das gelesen wird, zu erhalten wünschen müssen. Wird ihnen nun, wie hier, eine so korrekte, klar und scharf gedruckte und zugleich so billige Ausgabe geboten, die an Tüchtigkeit und Vollendung alle bisherigen Ausgaben übertrifft, so ist kein Zweifel, daß dieselbe sich bald Bahn brechen und weite Verbreitung finden wird. Dem Gelehrten ist sie ohnehin durch den Reichthum der kritischen Beigaben und die außerordentliche Sorgfalt, welche auf

die Verbesserung des Textes verwendet wurde, nothwendig, und auch manche praktische Geistliche, denen daran liegt, den richtigsten Text zu besitzen, werden sich in den Besitz derselben zu setzen suchen. Die Herausgeber haben außer den bisher schon bekannten Hilfsmitteln auch ganz neu aufgefundene benützt. Es hat der fleißige Epäher nach alten Codices, Schapira aus Jerusalem, einen alten Pergament-Codex aus dem 14. Jahrhundert aufgefunden, der Varianten aus dem Codex des Sillel enthält, leider jedoch nicht mehr vollständig ist. Einen zweiten hat Jakob Sappir in Südarabien angekauft, der von Bär benützt werden konnte; derselbe überwiegt den ersteren noch im Alter und hat eine sehr genaue Punctuation und Vocalisation. Ein dritter Codex, der sehr alt ist, wurde im Jahre 1868 von der Bibliothek zu Paris jenem Sappir abgekauft, aus dem die Herausgeber ebenfalls Notizen erhielten. Hierdurch waren sie nun im Stande, den Text des Jesajas, der bisher in mancher Hinsicht noch zu wünschenswerth übrig ließ, in größtmöglicher Correctheit herzustellen, und bei der Tüchtigkeit der beiden Herausgeber wird wohl kein Leser zweifeln, daß er hier eine wirklich werthvolle Arbeit vorfinde. Der Text selbst füllt 64 Seiten, die kritischen Beigaben, welche die gewählten Lesarten weiter begründen, und denen dann noch einzelne Uebersichten beigelegt sind, reichen bis S. 96, auf welcher aus Versehen ducenti ausgelassen ist. Die Buchhandlung verdient für die saubere und bei aller Schwierigkeit so sorgfältige Arbeit die ehrenvollste Anerkennung. E.

Kohling, Prof. Dr. Aug. Der Prophet Jesaja übersezt und erklärt. Mit Bischöflicher Approbation. 388 S. Münster, 1872. Cöppenrath. 1 $\frac{1}{6}$ thlr.

Von dem Gesamtcommentar über „die heiligen Schriften des Alten Testaments,“ herausgegeben „nach katholischen Principien“ von „einem Verein befreundeter Fachgenossen“, war bereits der Commentar zu den Psalmen von

Prof. Köhling erschienen und hat in Blättern der verschiedensten Richtungen günstige Besprechungen gefunden. Mit dem gleichen Beifall verdient der vorliegende Band des Sammelwerkes aufgenommen zu werden. Das ganze Unternehmen füllt eine empfindliche Lücke in der katholisch-theologischen Literatur aus und stellt sich in würdiger Weise ähnlichen Gesamtcommentaren evangelischer Gelehrten zur Seite.

Der Verf. gibt eine Uebersetzung des hebräischen Textes in gefälliger, fließender Form mit eingehenden Erklärungen derselben. Auf das hebräische Original wird im Commentar selbst nicht näher eingegangen, so daß das Werk sich auch für Laien eignet, welche des Hebräischen nicht kundig sind. Nur in Beilagen werden Noten gegeben zur Erläuterung einzelner Stellen des Grundtextes wie der alten Uebersetzungen, vorzüglich der Septuaginta und Vulgata. Der Verf. ist der einschlagenden exegetischen Literatur durchaus mächtig und berücksichtigt dieselbe ohne schwerfällige Breite. Auch die Entzifferungen der assyrisch-babylonischen Keilschriften sind zu Rath gezogen, bis auf die beiden neuesten Schriften von Schrader, die später als der Commentar erschienen.

Als von katholischem Standpunkt geschrieben bezeichne ich den Commentar selbst. Der Verf. stellt es als ein Glaubenspostulat auf, daß der ganze Jesaja echt sei und bemerkt (nicht mit Unrecht), daß weit weniger die sprachlichen Eigenthümlichkeiten der für unecht erklärten Stücke das kritische Urtheil herausforberten als eine principielle Anschauung von der Prophetie. Als Hauptgrund für die Echtheit aller Kapitel wird der Umstand aufgeführt, daß es bei der Annahme eines oder mehrerer Pseudojesajas befremdend sei, daß der Name nur des Einen unter verschiedenen Verfassern sollte erhalten sein und das Buch ausschließlich einem Verfasser zugeschrieben werden — ein Einwurf, welcher freilich die kritische Untersuchung aller prophetischen Schriften von vornherein abschneidet. — In der Auslegung der messianischen Stellen verharret der Verf. bei der Annahme direct-messianischer Weissagungen. So habe bei dem 9, 5 verheißenen Kinde der Prophet nicht etwa einen irdischen Königssohn im Sinne; und nur von den Zuhörern des Propheten lasse sich denken, daß sie sich „auf ein Davidsreich als Weltreich, regiert von Gottes gerechtem friedlichem Gesetz, in nächster Zukunft Hoffnung machten, daß sie den jungen Königssohn Sizia selbst als das messianische Kind ansahen.“ Im Sinne des Propheten aber soll die Benennung des verheißenen Kindes als „starker Gott“

deutlich die gottmenschliche Natur des Erlösers bezeichnen.

Wir heben diese Stelle hervor, um den Standpunkt des Verf. zu kennzeichnen, den wir achten müssen, wenn wir auch der Meinung sind, daß die Hoffnung eines Gottmenschen als Erlösers dem ganzen N. T. fremd ist und sich auch aus dieser Stelle nicht erweisen läßt. Die Weissagung einer Erlösung unmittelbar durch Jehova und einer Errettung durch einen menschlichen Messias, die im N. T. neben einander herlaufen, haben erst in der neutestamentlichen Erfüllung ihre Zusammenschließung gefunden.

Müssen wir jedoch hier eine vom Verf. abweichende Meinung kund geben, so haben wir wieder anzuerkennen, daß er sich durchaus nicht über offenbar Thatsächliches verblendet zeigt. So erkennt er an, daß mit der 7, 14 verheißenen „alma als Mutter des Messias“ Kindes nicht geradezu eine unbesleckte Jungfrau bezeichnet sei, gibt auch zu, daß weder die Uebersetzung der Septuaginta noch die der Vulgata eine solche ausdrücklich meine; nur daß jenes Wort die Bedeutung „Jungfrau“ nicht ausschließe, vertheidigt er mit Recht.

Auf weitere Einzelheiten, in denen wir mit dem Verf. nicht übereinstimmen, einzugehen, ist hier nicht der Ort. Wir sprechen lieber noch einmal unsere Freude aus, daß die katholische Theologie, die in der Exegese namentlich des N. T. lange gesäumt hat, dieses gediegene Buch erzeugte. Es macht seiner ganzen Anlage nach keinen Anspruch, neben die mehr philologisch gehaltenen Commentare ebnbürtig zu treten, erfüllt aber durchaus seinen Zweck einer sorgfältigen sachlichen Erklärung des Propheten.

—s—

Weiß, Dr. Bernhard, Prof. der Theologie zu Kiel. Lehrbuch der biblischen Theologie des Neuen Testaments. Zweite vollständig umgearbeitete Auflage. XIII. 704 S. Berlin, 1873. Herg.

Da die erste Auflage des vorstehend genannten Werkes in dieser Zeitschrift noch nicht besprochen ist, so darf der Referent ein Zwiefaches für seine Anzeige beanspruchen: ein Mal, daß die Anzeige dieses nach Inhalt wie Form hervorragenden und auf seinem Gebiete bis jetzt einzig dastehenden Werkes einen etwas größeren Umfang einnehme, theils um den Lesern in den ganzen Reichthum wie die Eigenthümlichkeit des Werkes einen Einblick zu gewähren, theils um des Verf. Standpunkt wie Auffassungen im Ganzen wie im Einzelnen zu charakterisiren, resp. zu beurtheilen; sodann aber daß der Referent, der sich des

mühsamen Geschäftes der Vergleichung mit der ersten Auflage nicht überhoben hat, doch darauf verzichtet, den Unterschied der zweiten, jetzt zu besprechenden im Einzelnen nachzuweisen. Es kann letzteres auch um so mehr unterlassen werden, als im Wesentlichen die „vollständige Umarbeitung,“ wie die Vorrede es selbst andeutet, sich auf die Form, nicht auf den Inhalt, die Anlage, die Grundanschauungen und den Standpunkt bezieht. „Das Ganze ist übersichtlicher, die Gliederung vereinfachter; Detailsausführungen sind in die Noten verwiesen; die fortlaufende Darstellung ist fließender und durchsichtiger geworden. Wo es an rechter Abrundung und voller Klarheit fehlte, ist die Darstellung fast eine ganz neue geworden. Die neuere Literatur ist sorgfältig berücksichtigt, die eignen Auffassungen eingehender begründet und vertheidigt.“

Wir sagten zuvor, daß vorliegendes Werk auf seinem Gebiete einzigartig sein. Wie bekannt hat über dieser theologischen Disciplin bisher sowohl nach ihrem alttestamentlichen als neutestamentlichem Zweige der Unstern geschwebt, daß wir stets *opera posthuma* — aus den Vorlesungen des Verfassers erhalten haben. Wir erinnern auf erstem Gebiete nur an die Arbeiten von v. Cölln, Luz, Steudel, Hävernick, und auch das in Aussicht stehende von Dehler trägt denselben Charakter; und auf dem neutestamentlichen Gebiete, insbesondere die von Schmid und Baur. Gegenwärtig kann nun die neuere Wissenschaft in jedem dieser beiden Gebiete auf ein hervorragendes Werk verweisen: wir meinen H. Schults (früher in Basel, jetzt in Straßburg): *alttestamentliche Theologie*; die Offenbarungsreligion auf ihrer vorchristlichen Entwicklungsstufe; 2 Bde. 1869; und das vorliegende von Weiß; denn Hahn's Theologie des neuen Testaments, sehr umfangreich angelegt, liegt bis jetzt nur in ihrem ersten, schon 1854 erschienenen Bande vor. Wie sehr auf neutestamentlichem Gebiet ein neues den Ansprüchen und Forschungen der Gegenwart entsprechendes Werk Bedürfnis war, zeigt der Umstand, daß schon nach wenigen Jahren eine zweite Auflage nötig wurde. Und in der That, was die umfangreiche Anlage, wie die sorgfältige Behandlung im Einzelnen, die solide Forschung und den exacten Fleiß, und was wir rückhaltslos betonen müssen, die Ausführungen vieler Abschnitte anlangt, so dürfte dem Werke, dem der Verf. schon durch eine Reihe trefflicher Leistungen vorgearbeitet hatte, allseitig ungetheilte Anerkennung zu Theil werden. Wenn wir demselben dennoch nicht unsere ungetheilte Freude und unseren vollen Beifall ausdrücken

können, so beruht dies auf dem Umstand, daß wir des Verfassers Grundanschauung von der Aufgabe der biblischen Theologie nicht völlig theilen; und darum glauben wir, wie dies nach der Vorrede zu schließen, auch schon von anderen gegen die erste Auflage scheint ausgesprochen zu sein, daß das Werk die Idee dieser Wissenschaft noch nicht vollkommen realisiert. Ehe wir daher das Werk im Einzelnen dem Leser vorführen, müssen wir uns mit dem Verfasser über seine Aufgabe, welche er sich gestellt, auseinanderlegen.

„Die biblische Theologie des N. T. ist nach S. 1 die wissenschaftliche Beschreibung der im N. T. enthaltenen religiösen Vorstellungen und Lehren.“ Es ist bekannt, daß erst allmählig die Aufgabe der biblischen Theologie klar fixirt worden ist, wonach sie, wie der Verf. es auch richtig bestimmt, eine historische, nicht kritische Wissenschaft ist, und abgesehen von dem Ausdruck „Beschreibung“, für den der Verf. in den Erläuterungen nach unserem Dafürhalten, den angemesseneren Ausdruck „Darstellung“ gebraucht, und den er auch wohl nur des Wohlklangs wegen in Rücksicht auf das folgende Wort: „Vorstellungen“ vermieden zu haben scheint, dürfte in der Begriffsbestimmung wohl nur die Unterscheidung von Vorstellung und Lehre in Anspruch genommen werden. Der Verf. unterscheidet beide nicht weiter; was die Apostel lehren, sind ihre Vorstellungen und keine fremdartig entlehnten Ansichten; und ihre Vorstellungen haben sie auch nicht für sich behalten, sondern gelehrt. Noch eine andere Frage wäre, ob überhaupt der Ausdruck „Vorstellungen“ angemessen ist. Aber wie es hier an scharfer Bestimmung zu fehlen scheint, so bedarf auch der Zusatz: „die im neuen T. enthaltenen“ einer Begränzung. Wir stimmen hier wieder zu, daß auch die „ethischen Fragen“ erörtert werden müssen; und in Bezug auf sie alle den Ausdruck „Vorstellungen“ anzuwenden, will uns bedenklich sein; noch mehr, wenn wir darunter die dogmatischen Erörterungen verstehen sollen. Es tritt hierbei der Standpunkt der Subjectivität der Verfasser, resp. der Apostel in den Vordergrund, wie er sich uns nicht berechtigt erweist, und wie sie auch niemals selbst es angesehen haben. Ihre „Lehrformen“ haben nicht bloß ihre Einheit in den heilsgeschichtlichen Thatfachen der in Christo erschienenen Gottesoffenbarung, sondern ihr Lehrgehalt hat in der Gottesoffenbarung seinen Ausgang, Grund und Inhalt. Diese darzustellen ist Aufgabe der biblischen Theologie, aber ihre Aufgabe ist nicht die im N. T. überhaupt enthaltenen religiösen Vorstellungen darzustel-

len. Zu letzteren gehören jedenfalls, um von den Vorstellungen der Pharisäer, der Sadducäer, der Frommen des Volkes, der Gegner des Paulus, wie sie in Jerusalem, im Galaterbrief, in Corinth, in Ephesus, in den Pastoralbriefen auftreten, ganz abzusehen, doch z. B. wohl die Johannes des Täufers, des Apollos, Barnabas u. a. Sollen die Vorstellungen dieser aller dargestellt werden? Der Verf. hat es nicht gethan. Es fehlt also eine nähere Bestimmung. Denn die von ihm später hinzugefügte: „die alle ihre Einheit in Christo haben“ würde die zuletzt genannten nicht ausschließen. Es folgt hieraus, daß eine „rein historische“ Disciplin der vorliegende nicht sein kann. Aus den Erläuterungen S. 3 ergibt sich, daß die Darstellung beschränkt sein muß auf die Vorstellungen der verschiedenen Hauptträger des von Christo gewirkten religiösen Bewußtseins und Lebens, und zwar, wie aus dem Zusammenhang erhellt, sofern diese in Schriften dasselbe zum Ausdruck gebracht haben; also auf die „Vorstellungen und Lehren der neutestamentlichen Schriftsteller.“ Darnach erwarten wir die des Matthäus, Marcus, Lucas, — des Petrus, Paulus etc. Und in der That. Der Verf. beschreibt die Vorstellungen, welche Matthäus und Lucas etc. gehabt, indem er mit Recht davon ausgeht, daß Alles was in ihren Schriften enthalten ist, auch ihre Vorstellung und Lehre gewesen; ebenso bei Johannes, dessen Vorstellungen er aus seinem Evangelium und den Briefen schöpft; „eine strenge Scheidung, heißt es S. 594, zwischen der aus treuer Erinnerung stammenden Substanz der Reden Jesu und ihrer johanneischen Auffassung und Darstellung ist woher möglich noch nöthig, da dieselben nur in der von dem Evangelisten überlieferten Gestalt sein geistiges Eigenthum, aber auch nur in ihr maßgebend für seine Lehranschauung sein konnten.“ Wir sehen hier noch von der Möglichkeit dieser Scheidung ab; aber wenn derselbe Grundsatz, der für des Johannes Vorstellungen maßgebend ist, doch auch für Matthäus, Marcus, Lucas gelten muß, so dürfte man eine ebenso eingehende Darlegung der Vorstellungen dieser Schriftsteller erwarten; und zwar genau die jedes einzelnen gesondert. Wollten wir nun auch bei den Synoptikern von dieser Sonderbehandlung absehen, weil der Inhalt im Großen und Ganzen namentlich zwischen Matthäus und Marcus übereinstimmend ist, und nur eine Gesamtbehandlung der Vorstellungen der Synoptiker erwarten, so mußte dieselbe aber doch viel eingehender sein, als sie vom Verf. auf 20 Seiten gegeben wird; statt dessen werden nur die unterscheidenden Eigenthümlichkeiten besprochen.

— Nun sollte man erwarten, daß der bei Johannes befolgte Grundsatz auch bei Paulus angewendet wurde. Das ist aber nicht der Fall. Die Vorstellungen des Paulus, wie sie aus seinen Schriften geschöpft werden, sind in vier verschiedenen Theilen, aber in keiner Gesamtdarstellung vorgeführt — und zwar, wie der Verf. sagt, entsprechend den verschiedenen Lebensperioden des Apostels, in denen sich seine Lehre entwickelt hat; wobei es aber auffallend ist, daß diese Perioden der Stellung der Kritik zu seinen Schriften entsprechen, sofern die Kritik sowohl die Pastoralbriefe, als die Gefangenschaftsbriefe, als die an die Thessalonicher, als seine Reden in der Apostelgeschichte als unpaulinisch angegriffen und zum großen Theil verworfen hat. — Ferner sollte nicht auch hier diesen kritischen Fragen gegenüber sein (S. 595) bei der Frage nach der Aechtheit des Johannes-Evangeliums aufgestellter Grundsatz gelten: „Die biblische Theologie hat ein höheres Interesse als an der Frage, ob das Evangelium direct vom Apostel herrührt?“ Sollte nicht auch hier dies höhere Interesse dieses sein, das zu erörtern, was der Apostel Paulus in seinen Schriften und seinen überlieferten Reden bezeugt hat, als nur die — mit Rücksicht auf die Kritik — einzeln behandelten Schriften nach ihrem Lehrgehalt in verschiedenen Abschnitten vorzuführen. Abgesehen von unvermeidlichen Wiederholungen, ergibt sich dabei gar keine Uebersicht von den Gesamtanschauungen. Wir meinen die Kritik muß der biblischen Theologie dienen, aber nicht ihre Aufgabe bedingen und zu ihren Zwecken lösen lassen. Bei solcher Behandlung tritt die biblische Theologie lediglich in den Dienst der Kritik. Die Aufgabe wäre gewesen bei der Darlegung des Paulinismus auf etwaige im Lauf der Entwicklung des Lebens sich findende Abweichungen oder Eigenthümlichkeiten späterer Zeiten aufmerksam zu machen. Die Lehre der Schriftsteller darzulegen, nicht der einzelnen Schriften muß die Aufgabe sein.

Dieselbige eigenthümliche Behandlung zeigt sich aber auch, im Widerspruch mit seiner Begriffsbestimmung im ersten Theile. In jeder biblischen Theologie erwartet man eine Darstellung der Lehre Jesu zu finden. Auch unser Verf. sagt S. 9: „eine Darstellung der Lehre Jesu, sofern dieselbe die authentische Erläuterung über die Bedeutung seiner Person und seiner Erscheinung gab, muß den grundlegenden Abschnitt der biblischen Theologie bilden.“ Wir stimmen vollständig zu. Aber wenn es nun S. 10 heißt: „die biblisch-theologische Darstellung der Lehre Jesu

hat nicht zu fragen, was Jesus gesagt, sondern was von den Aussprüchen Jesu und in welcher Form es die älteste Ueberlieferung besaß,“ so können wir nicht einstimmen. Wie? Sollte sie wirklich nicht zu fragen haben, was Jesus gesagt — da dies doch wie der Verf. kurz zuvor sagt, grundlegend für die ursprünglichen Vorstellungen der neutestamentlichen Schriftsteller ist, den Ausgangspunkt bildet, in ihr die Auffassung der ältesten Verkündiger des Evangeliums von der Bedeutung Jesu und seiner Erscheinung wurzelt und damit die Grundlage für das Verständniß ihrer religiösen Vorstellungen und Lehren gegeben ist. Auf Jesu Lehre, nicht auf der ältesten Ueberlieferung ruht der Apostel Lehre. Wenn der Verf. solche Darlegung in eine wissenschaftliche Darstellung des Lebens Jesu verweist, so dürfte letztere doch eine andere Aufgabe zu lösen haben: nämlich den Entwicklungsgang der Unterweisung Jesu und seiner Selbstbezeugung im Wort vor den verschiedenen Kreisen seines Volks, wie an seine Jünger in ihren verschiedenen Stadien der Ausbildung darzustellen. Aber der Verf. beschränkt die Aufgabe der biblischen Theologie in dieser Hinsicht noch weiter. „Sie fragt nur, welche Aussprüche Jesu die ältesten neutestamentlichen Schriftsteller ursprünglich besaßen.“ Welches sind denn diese? Doch — um mit dem Verf. zu reden — Petrus, dessen erster Brief nach ihm vor die Zeit der Wirksamkeit Pauli in Kleinasien fällt; Jacobus, dessen Brief ebenfalls der vorpaulinischen Zeit angehört. Also was diese ursprünglich besaßen? Nicht auch was Paulus und Johannes davon gehabt? Und fragen wir, woher wir dies entnehmen sollen, so könnte doch nur die Antwort sein: was sie in ihren Briefen von Aussprüchen Jesu mittheilen. Es versteht sich von selbst, daß der Verf. darauf verzichtet. Es bedarf also wieder einer näheren Bestimmung: der Verf. meint, wie es in den Erläuterungen späterhin heißt: „die älteste Ueberlieferung über Jesu Aussprüche“ und will damit die Johanneische Ueberlieferung ausschließen, und sich nur auf die drei synoptischen Evangelien beschränken, „in welchen sich die älteste Ueberlieferung findet.“ Nun sind aber die Worte des Verf. sehr genau zu fassen. Abgesehen davon, daß diese nun nicht die ältesten neutestamentlichen Schriftsteller überhaupt sind, so darf nach dem Verfasser die biblische Theologie diese drei auch nicht als Quelle für die Lehre Jesu ansehen; denn sie sind nicht die älteste Ueberlieferung von Jesu Aussprüchen, sondern sie enthalten nur diese älteste Ueberlieferung, und diese selbst ist aus unseren Synoptikern erst auszuflechten. Natürlich kann „diese Ausföhrung nur mittelst einer sorgfältigen Quel-

lenkritik vollzogen werden,“ „und ihre Resultate hat die biblische Theologie für ihre Darstellung axiomatisch aufzunehmen.“ Daß der Verf. hierbei seiner eigenen Evangelienhypothese folgt, ist durchaus gerechtfertigt, und kann nicht wie es geschieht, als willkürlich bezeichnet werden. Aber wir können nur nicht zugestehen, daß eine solche Darlegung der Lehre Jesu in die biblische Theologie gehört; sondern entweder in die Darstellung des Lebens Jesu, oder aber richtiger: — sie ist nur eine theologische Vorarbeit für die Kritik des Lebens Jesu. Auch hier bestätigt sich wieder unsere vorher schon anderswo gemachte Beobachtung: des Verf. biblische Theologie steht nur im Dienste der biblischen Kritik. Sein erster Theil giebt nicht was die neutestamentlichen Schriftsteller an Jesu Aussprüchen und Lehren darbieten, sondern was des Verf. Kritik aus diesen Quellen für ursprüngliche Lehre Jesu glaubt halten zu können. Was der Verf. darbietet hat seinen Werth für die von der Wissenschaft anzustellenden kritischen Untersuchungen; wenn er nun selbst gesteht, daß „wir darin den vollen Reichthum der Aussprüche Jesu nicht besitzen“, ja wenn es nur, wie die Kritik erwiesen, ein sehr einseitiges Bild der Lehre Jesu ist, und andererseits, wie er einräumt, im Johannes-Evangelium nach Inhalt und Form authentische Aussprüche Jesu sind (S. 36), und das Bild der Lehre Jesu von anderer Seite gegeben wird, so dürfte die Aufgabe der biblischen Theologie die sein müssen, aus beiden Quellen die Lehre Jesu nicht durcheinander, sondern um der Kritik Rechnung zu tragen neben einander und vergleichend darzustellen und auch, so weit die Quellen selbst Anlaß und Andeutungen dazu geben, die Einheit aufzuzeigen.

Noch von einer anderen Seite giebt des Verf. Standpunkt in dieser Wissenschaft Anlaß zu einer abweichenden Auffassung. Was Nitsch in seiner Auffassung von der biblischen Theologie als selbstverständlich hingestellt, daß Leben und Lehre nicht zu trennen sei, hat der Verf. zu wenig beachtet und zu leicht abgewiesen. Muß es Aufgabe der biblischen Theologie sein, die in ihr niedergelegte Gottesoffenbarung in Christo — abgesehen von ihrer in der Kirche erlangten Ausgestaltung — darzulegen, dann kann von den heilsgeschichtlichen Thatfachen in der Geschichte Jesu nicht Umgang genommen werden; es handelt sich um diese Thatfachen und um das rechte Licht das uns die Zeugen derselben gebracht.*) Die

*) Zu vergl. S. 585: allerdings nicht die Geschichtigkeit der jungfräulichen Geburt darzuthun ist Aufgabe der b. Th., wohl aber möchten wir behaupten, den Werth und die Bedeutung nach dem N. T. 3

Heilsoffenbarung hat sich in der Erscheinung Christi nicht vollendet; es gehört, worauf Christus selbst hinweist, zur Gottesoffenbarung wesentlich hinzu die Geistoffenbarung Jesu Christi in den Aposteln. Was diesen thatsächlich in der persönlichen Gemeinschaft und ihrem Lebensverkehre mit Jesu und offenbarungsmäßig durch den Geist des erhöhten Christus gegeben ist, — woran der Geist sie erinnerte, die Wahrheit in die der Geist sie geleitet, die Zukunft, die der Geist ihnen enthielt hat, — dies verbürgt die adäquate Erkenntniß der durch die biblische Theologie aus der Schrift zu entwickelnden Gottesoffenbarung. Es führt noch bei Weitem nicht in jene Verirrung, welche nur eine unterschiedslose Einheit behauptet, wohl aber dazu, was dem Verf. zu sehr bei seinem Streben überall eine Entwicklung aufzudecken, abhanden gekommen ist, die Einheit in der Mannichfaltigkeit aufzuzeigen. Es ist nach unserem Dafürhalten kein unberechtigter Anspruch, wofür es S. 11 erklärt wird, „die Genesis der vorliegenden Vorstellungen und Lehren aus den verschiedenen auf die Verfasser einwirkenden Momenten darzulegen.“ Wir möchten noch einen Schritt weiter gehen, daß außer diesem Nachweis auch die Zurückführung auf die einheitliche Grundlage und vor Allem die Voraussetzungen wie die angedeuteten Ergebnisse der Aussagen verfolgt werden müssen, was nicht immer als dogmatisirende Eintragung angesehen werden kann. Alle neutestamentlichen Jünger haben nicht bloß ihre Einheit in derselben Thatsache der Offenbarung in Christo, sondern sie stehen auch unter der Wirksamkeit desselben einigen Geistes Christi und kommen alle aus derselben Vorschule und haben zur Voraussetzung die im gleichen Lichte erkannte Gottesoffenbarung im alten Bunde. Auch nach dieser Seite scheint der Verf. die Einwirkung Christi und seines Geistes auf seine Zeugen viel zu gering anzuschlagen, wenn er S. 10 sagt: „daß sie das alte T. nur als das Eine Lehre enthaltende Gotteswort lesen, dessen Sinn nicht aus dem contextlichen Zusammenhang und den geschichtlichen Voraussetzungen jeder einzelnen Stelle, sondern aus ihrem zunächst liegenden Wortlaut entnommen wurde.“ Wie paßt dies wohl zu des Paulus Behandlung alttestamentlicher Geschichten oder Citate? wie zum Brief an die Hebräer? — Man wird allerdings nicht den Paulus durch den Johannes zc. erklären dürfen, aber zur Erläuterung heranziehen, wenn man dann auch zuweilen darauf verzichten muß, eine Entwicklungsstufe anzunehmen und statt der Verschiedenheit die Einheit in der Mannichfaltigkeit gefunden hat. Nicht „welche religiösen Vor-

stellungen in jeder einzelnen der Urkunden vorliegen“ ist nachzuweisen, sondern was jeder Zeuge nach seinen Urkunden uns bezeugt hat, und dies, wenn es in einzelnen Fällen geboten erscheint, in den verschiedenen Stadien seines Lebens.

Da die Kritik der biblischen Schriften in der biblischen Theologie nur voraus gesetzt wird, so kann es nur Aufgabe des Referates sein, dieselben kurz zu erwähnen, aber nicht zu besprechen, geschweige zu bekämpfen. Ueber die Evangelien spricht sich der Verf. S. 11 und S. 136 ff. aus. Das Marcus-Evangelium beruht auf direct apostolischer Verkündigung, ist von den beiden anderen Synoptikern benutzt, ruht aber wie auch diese auf der von Papias erwähnten Schrift des Matthäus, welche den reichsten Schatz direct apostolischer Ueberlieferung von Worten Jesu und von einzelnen Zeugen aus seinem Leben enthielt. Unser Matthäus stammt nicht vom Apostel, hat sie nur am treuesten und vollständigsten benutzt und mit Hilfe des Marcus bearbeitet; Lucas hat es freier gethan, aber manches aus ihr erhalten. Die älteste apostolische Quelle (von Matthäus) hatte aber sicher keine Geburts-, Leidens- und Auferstehungsgeschichten und was unser Matthäus hat, entbehrt hierin der unmittelbaren apostolischen Ueberlieferung. Den Reden der Apostelgeschichte in dem ersten Theile liegen glaubwürdige schriftliche Quellen zu Grunde; über den ersten Brief des Petrus und den des Jacobus ist vorher schon gesprochen; nicht so günstig urtheilt W. über die Reden Pauli; die in Athen gehaltene ist wesentlich treu wiedergegeben; von den Briefen sind ihm die Pastoralbriefe nur unter der Voraussetzung ächt, daß sie in einer uns sonst unbekannten Lebensperiode des Apostels geschrieben sind. Der Colosser- und Epheserbrief ist in Caesarea geschrieben; der Hebräerbrief, bald nach 65, und zwar an Leser in Palästina, ist nicht aus paulinischem, sondern urapostolischem (2. 3) Kreise hervorgegangen; die Unächtheit des zweiten Petrusbriefes ist noch nicht als entschieden zu betrachten; Judas, ein Bruder des Jacobus; die Apokalypse spielt auf das Jahr 70 an, und stammt aus dieser Zeit; „wahrscheinlich vom Apostel Johannes.“ „von dem das Evangelium und die Briefe nur dann herrühren können, wenn seine Lehranschauung eine vielfach andere geworden;“ „manche Räthsel lösen sich leichter, wenn nur auf Grund seiner Mittheilungen das Evangelium entstanden ist;“ „die Reden hat er in freier erinnerungsmäßiger Reproduction wiedergegeben;“ „er hatte aber noch ein relativ klares

Bewußtsein über die in seinen Erinnerungen an die Worte Jesu gegebene Grundlage.“

Die Eintheilung und Anordnung hängt natürlich von des Verf's. Ansichten über die Quellen ab. Vorangeht im ersten Theile die Lehre Jesu nach den ältesten Quellen; dann folgt „weil die Geschichte des apostolischen Zeitalters lehrt, daß die beiden Hauptrichtungen, welche die innere Entwicklung desselben bestimmen, die urapostolische und paulinische sind, im zweiten Theil der urapostolische Lehrtropus in der vor- — und im vierten Theile derselbe in der nach-paulinischen Zeit; dazwischen als dritter Theil: der Paulinismus; endlich im fünften: die johanneische Theologie. Nur wer den Petrus- und Judasbrief so früh setzt wird in ihnen Quellen für den sonst sehr dürftigen urapostolischen Lehrtropus haben, welchen W. aus den Reden bis Apg. 15 entnimmt, also meist aus den Reden des Petrus, und aus einer des Jakobus; auch die des Stephanus rechnet er in diese Reihe; ebenso wird im vierten Theile der Hebräerbrief für den bedenklich sein, der für seinen Verf. den Apolos hält: daher er mit des Lucas, des Paulus'schüler Schriften, in diesen Theil nicht einzuordnen sein würde.

Was die Behandlung der einzelnen Theile anlangt, so schiebt der Verf. jedem eine Einleitung voraus, in welcher er sich über die Quellen, aus denen zu schöpfen ist, und über die Vorarbeiten ausspricht; es entspricht dem Character eines Lehrbuches, daß der Hauptinhalt in kurzen Paragraphen gedrängt vorangeschickt und dann in den Erläuterungen entwickelt und begründet wird; ebenso daß die Literatur sorgfältig angegeben und auch kritisch besprochen ist. In Rücksicht auf die Literatur erlauben wir uns noch folgende kleine Nachlese. Zu § 5. Riggs's Aufsatz über die biblische Theologie in Herzogs Realencyclopädie; ist sehr gedrängt, aber wie stets, gehaltreich. Bei der Besprechung der bisherigen Leistungen können wir aus den vorangeschickten Gründen der Beurtheilung des Werkes von Schmid und des Leitfadens von v. Dostertze nicht völlig beitreten. Mit Recht führt er als Hülfsmittel § 8. als Rahnis Dogmatik wegen der im ersten Bande gegebenen bibl. theol. Ausführungen an; aber ebenso zu beachten sind die in den dogmatischen Werken von Thomastus, Philippi u. a. sehr eingehend gegebenen und nach biblisch-theologischen Gesichtspunkten behandelten Schriftbeweise.*)

Indem wir zur Darlegung des Inhaltes übergehen, kann es nur unsere Aufgabe sein, Einzelheiten anzudeuten, in denen unsere Auffassung von der des Verf's. abweicht. Im ersten Theile wird die Lehre Jesu nach den vorhin schon angedeuteten ältesten Quellen entwickelt und zwar — wie dies auch in allen übrigen Theilen trefflich durchzuführen versucht ist nach den durchaus richtigen Gesichtspunkten, daß kein dogmatisch fertiges Schema angelegt werden darf, in das der Gehalt einzuzwängen ist, daß vielmehr nach dem jedem Lehrtropus eigenthümlichen Mittelpunkt gesucht und von diesem aus das Ganze abgeleitet werden muß. In diesem Theile geschieht es vom Gesichtspunkte des Reiches Gottes aus. Die Vortischast von demselben als verwirklicht im Messias, durch sein Selbstzeugniß und seine Wirksamkeit; sodann die Gerechtigkeit des Reiches Gottes, die messianische Gemeinde und die messianische Vollendung.

Bei diesem ersten Theile vermiffen wir eine zusammenhängende Uebersicht von der dem Selbstzeugniß des Messias vorangehenden Vorbereitung durch das Zeugniß des Täufers. Aus der Bußpredigt des Täufers hätte sich auch der richtige Begriff der *πρωτοι* ergeben, daß derselbe nicht wie S. 46 gesagt wird, das ganze Volk in seinem nationalen Glende, in geistlicher wie politischer Hinsicht bezeichnet; ebenso, daß wie in ihr das Kommen des Messias, ja sein Gekommensein der Höhepunkt war, so auch in Jesu Zeugnissen von Anfang an die Erfüllung der Weissagung in seiner Person gegeben ist, weshalb er denn auch in der Bergrede ganz öffentlich sein *εγω δε* dem Moses und den Alten gegenüberstellt. Die

sen, die Lehre von der Kirche 3 Bd., — und Köstlin, das Wesen der Kirche nach Lehre und Geschichte des N. T. 1872, 2 Aufl. — Ebrard Lehre vom h. Abendmahl. — Köstlin der Glaube 1859. — Luthardt, die Lehre vom freien Willen — Weber, vom Zorne Gottes. — Bender, der Wunderbegriff des N. T. 1871. — Bucher, des Ap. Johannes Lehre vom Logos 1856; — Keerl, die Lehre des N. T. von der Herrlichkeit Gottes. 1864. Rauwenhoff, de vita in homine aeterna 1857. — Brückner, de notione vocis *ζωη* 1858. — Mau, de christologia n. T. observationes 1843. — Bodemeyer, die Lehre von der Kenosis 1866. — Endlich noch Koch de Petri doctrina per diversas vitae quam egit apostolicae periodos sensim explicata. 1854; der Verf. spricht von des Petrus Ansichten, als er Schüler und Begleiter des Herrn war, — als er die Kirche in Jerusalem gründete; — als er die Samaritaner und den Heiden Cornelius in die Kirche aufnahm, — als er mit Paulus in Jerusalem und Antiochien zusammenkam — und zuletzt was er in seinem ersten Briefe gelehrt.

*) Außerdem nennen wir noch: van Dostertze; Christologie 3 Theile; Rotterdam 1855 ff. — der dritte Theil deutsch: das Bild Christi nach der Schrift. 1864. — Peter-

Predigt vom Gottesreich (S. 50) im Gleichniß vom Säemann hätte auch jene Auffassung der *πρωτοί* verhindern sollen; das Gleichniß Mrc. 4, 26 ff. dürfte nicht als Umbildung erscheinen, wenn die Pointe erkannt ist. Beim Gleichniß vom Senfkorn kann der Hinweis auf die Vögel (gegen S. 51) doch wohl eine Andeutung sein, daß das Gottesreich sich über Israel hinaus ausdehnen werde, und wenn man zum Salzgleichniß bei Lucas noch das Lichtgleichniß in der Bergrede hinzunimmt, so dürfte damit das Gleiche klar ausgesprochen sein. Aber hier laufen wir wieder Gefahr, daß diese Worte der Bergrede erst späterer Zusatz sein sollen — und zwar, weil sie diese universelle Beziehung haben: Aussprüche, die deshalb vom Verf. weder in der Lehre Jesu, aber auffallenderweise auch nicht in der Charakteristik des Matthäusevangeliums verwerthet werden.

Wenn der Verf. S. 55 gegen des Rezenten Auffassung vom Menschensohn spricht, daß die Einzigkeit des Menschensohnes nicht in seiner höheren göttlichen Natur gesucht werden darf, weil die Darstellung von einem solchen jedenfalls dem Volksbewußtsein völlig fremd war, so bedurfte es dafür doch erst des Beweises; und dann wie viel war dem Volksbewußtsein fremd, was erst das Eigenthum desselben werden sollte? Ein schriftgläubiger Israelit mußte aber viel mehr aus der Danielstelle entnehmen, als daß er mit einem göttlichen Verufe kommen würde, wie ihn keiner je besaßen. Liegt dies aber im Daniel vor, dann gilt was der Verfasser S. 49 richtig von der Messiaserwartung sagt: ein Produkt des Schriftstudiums, das mittelst der Wirksamkeit der Schriftgelehrten in den Synagogen nothwendig ins Volksbewußtsein übergehen mußte — oder vielleicht noch richtiger durch Jesum erst an seine Jünger und dann durch diese in weitere Kreise kommen konnte. Die auch Geß vorgeworfene dogmatisirende Eintragung bei Matth. 11, 10, worin er eine Hinweisung auf das göttliche Wesen Jesu findet, im Widerspruch mit dem Verf. der nur das Repräsentationsverhältniß anwenden will, wäre doch nur dann gerechtfertigt wenn nicht der „Sohnesbegriff“ vorhanden wäre; durch diesen fällt auf diese und ähnliche Stellen, ja auf die ganze Christologie das rechte Licht; und das Gleichniß Mrc. 12, 6, bloß als allegorisirende Ausmalung (S. 59) unberücksichtigt zu lassen, wäre nur dann zulässig, wenn es die einzige Stelle wäre, in der vom Sohne Gottes die Rede ist. So wenig wie aus dem Veruf Jesu (S. 55) sein Heimatlossein sich erklärt, sondern vielmehr aus seinem überirdischen Wesen, so wenig auch aus demselben seine Gottes-

sohnschaft: „zum höchsten Veruf kann nur der Erwählte der göttlichen Liebe berufen sein.“ Diese Auffassung wird den Aussagen vom Sohne Gottes keinesweges gerecht. Dies zeigt sich recht deutlich (S. 56), wenn der Verf. von den Wiederkunftsreden sagt, daß in ihnen noch nicht die Vorstellung von Christo als einem himmlischen Wesen das auf die Erde herabgekommen sei liege; während doch jene Worte in ihrer Beziehung auf die Danielstelle ausagen, daß der bei Daniel geweissagte vor ihnen stehe, freilich in Niedrigkeit und jetzt von ihnen gerichtet, dereinst aber selbst zum Gericht kommen werde. Jetzt sei er noch nicht in den Wolken gekommen, es werde aber von nun an geschehen. Wir können dem beim Verf. durch seine ganze Christologie in allen Lehrtropen sich hindurch ziehenden Grundsatz nicht beistimmen, daß die Erkenntniß des ewigen göttlichen Wesens Jesu erst von der Thatfache seiner Erhöhung zu göttlicher Herrlichkeit ausgegangen sei. Schon diese Wiederkunftsreden sprechen dagegen, und es ist keinesweges richtig, daß er das tiefste Geheimniß seiner Person erst nach der Vollenbung derselben, welche erst den Schlüssel zu seinem Verständniß gab, mit klaren Worten aussprechen konnte. Wir wollen das Johanneische Selbstzeugniß nicht als Instanz dagegen heranziehen; aber die § 17 „vom Gottessohn“ besprochenen Stellen müssen vom Verf. nach diesem Canon ausgelegt, ihre Tiefe verlieren; und alle diesem Canon widersprechenden Auslegungen müssen sich wieder gefallen lassen als dogmatisirende Eintragungen beschuldigt zu werden, während man dem Verf. um seines Canons willen mit noch größerem Recht den Vorwurf des Gegentheils, der dogmatisirenden Entleerung machen kann. Dahin rechnen wir z. B. wenn er Matth. 11, 27 bloß von der innigsten Vertrautheit deutet, und Mrc. 13, 32, wo der Sohn sich über Menschen und Engel stellt, auch nur von der Vertrautheit mit den göttlichen Rathschlüssen, die ihm in seinem Sohnesverhältniß noch am ehesten zukommen könnte, versteht; im offenen Widerspruch mit S. 66, wo der Verf. sagt: „an seinem Verhältniß zu den Engeln beweist sich am natürlichsten seine Weltstellung; über die Engel erhaben kann nur ein göttliches Wesen sein.“ Wenn der Verf. nach diesem Grundsatz die Stellen deutet, die vom erhöhten Christus sprechen, so muß derselbe Grundsatz auch an anderen Stellen angewandt werden können. Zweierlei Maß darf die Exegese nicht anwenden. Wenn aber diese Stellen entscheidend sind, dann wird der Sohnesname nicht als Ehrenprädicat angesehen werden können, am wenigsten in der Verheißungsgeschichte; — und im Munde d. Hohenprie-

sters Mrc. 14, 61, der nach seiner jüdischen Theologie diese Bezeichnung verstehen konnte, wird sie auch anders verstanden werden müssen.

Wie kann eine unbefangene Exegese als Canon aufstellen: nur in dem im a. T. gebräuchlichen und aus ihm seinen Zeitgenossen geläufigen Sinn konnte Jesus den Sohnesnamen auf sich anwenden. Die erste Hälfte acceptiren wir, indem wir meinen, daß im a. T. mehr im Sohnesnamen liege, als der Verf. will, nach dem der Name auf die Engel übertragen dieselben als Glieder der himmlischen Gottesfamilie bezeichne (zu vergl. dagegen Schulz alttestam. Theol.) und auch sonst nur das Liebesverhältniß Gottes zu den damit bezeichneten findet; die andere Hälfte aber hat Jesus in zahlreichen Fällen zu Schanden gemacht, insonderheit indem er die falschen Volksvorstellungen vom Messias wie vom Reiche Gottes, wie von der pharisäischen Wertgerechtigkeit bekämpfte. Und lehrt er nicht Vieles, wovon erst hernach ihnen das richtige Verstandniß aufgehen konnte und sollte? Ebenso müssen wir S. 59, Anm. 3. willkürlich nennen, wo es heißt: über das ursprüngliche Wesensverhältniß des Sohnes zum Vater konnte das synoptische Selbstzeugniß Jesu keine Auskunft geben — warum nicht? „Weil es nicht den Gesichtskreis derer, an die es gerichtet völlig überschreiten sollte? Erst die apostolische Lehrentwicklung konnte auf diese Fragen eingehen.“ Also Alles bei Johannes von Jesu hierauf bezüglich Gesagte ist erst apostolische Aussage? Also Jesus, auch als der Erhöhte, im Widerspruch mit S. 56, konnte es nicht? Auch als Erhöhter hat er nicht in Wirklichkeit Matth. 28, 18—20 gesprochen? Nein — es ist nur das Bewußtsein der Gemeinde gewesen! (S. 99). Welches sind die Stellen, in denen er S. 56 als der Erhöhte nach der Vollendung über das Geheimniß seiner Person sich klar ausgesprochen hat? — Nicht minder hätte die Person des Täufers auch auf den Verus Jesu Licht fallen lassen. Auch der Verus des Täufers war ein ganz einzigartiger und Jesus hat ihm eine allen Menschen gegenüber einzigartige Würdestellung gegeben. Letzteres nur von Jesu auszulagen ist daher zu wenig. In demselben § 18 vom Gesalbten, — (im a. B. wurden auch die Priester gesalbt, was S. 61 Anm. übersehen ist,) ist es eine nicht klar gemachte Aussage, wenn es heißt: „eine ihm zur willkürlichen Verfügung stehende Allmacht besitzt er nicht“, denn mit Recht kann gefragt werden: besaß er sie zur Ausrichtung seines Messianischen Verus? Nach dem Verf., wie S. 61 steht nicht: „die Wunder sind nicht als Ausflüsse einer ihm eigenthümlichen göttlichen Allmacht gedacht.“ Wir wollen gegen

diesen Satz nicht die Johanneischen Stellen und das was der Verf. S. 606—508 sagt geltend machen; aber auf die ihm gegebene *ἐκβολή* zur Vergebung der Sünden hinweisen, mit welcher auf seine *ἐκβολή* Wunder zu thun ein recht klares Licht fällt; (Mrc. 2, 1—12) aus dieser Aussage, welche der Verf. nicht beachtet, hätte sich mehr entnehmen lassen, als aus der Versuchungsgeschichte; wenigstens, was der Verf. ihr entnimmt, daß der Messias ohne ausdrücklichen Befehl Gottes kein Wunder thun kann, — das liegt in derselben nicht. Es ist hier auf Matth. 11, 27 *πάντα μοι παρέδοθη* zu verweisen; allerdings zur willkürlichen Verfügung stand ihm seine *δύναμις* nicht; sie war eben eine *ἐκβολή*. Ähnliche Bedenken haben wir denn auch gegen sein göttliches Wissen. Im weiteren Verlauf der Christologie würden wir die an Pl. 110, 1 angelehnte Frage Jesu nicht dahin verstehen, daß es sich darum handle: „woher er von David abstammen müsse“; auch würden wir aus dieser Stelle mehr entnehmen, „als daß Jesus ein einzigartiges persönliches Verhältniß zu Gott gehabt“, indem wir auf den Umstand Gewicht legen, daß David den Messias als „seinen Herrn“ bezeichnet; ebenso können wir (S. 65) den dritten Tag in der Auferstehungsankündigung nicht proverbial für kürzeste Frist nehmen; auch ergänzen (S. 67) wir bei Matth. 11, 27, wem der Sohn offenbaren will, nicht „was er vom Vater weiß“, sondern nach dem Zusammenhang „den Vater“, was viel mehr sagen will, und so dem Joh. 1, 18 gesagten entspricht. S. 71 deutet der Verf. die Ablehnung des *αἰαδός*, weil der Mensch nur gut werden kann“, übersehen aber, daß Jesus sich im gleichen Zusammenhang als sittlich *τέλειος* hinstellt, also von sich aus sagt, was er von den Seinen fordert vollkommen zu sein, wie der Vater im Himmel; zu wenig besagt (S. 74), die Macht über die Weltreiche als das Lenken der Herzen zu fassen; S. 76 erkennen die Dämonen in Jesu nicht bloß den Messias, sondern auch den Sohn Gottes, wozu als Beleg die wichtige Stelle hier § 17 hinzuzufügen ist. Ebenso dürfte die Bezeichnung: Satan und seine Geister, als den Reden Jesu fremd, doch auch Luc. 11, 17 ff.; Mrc. 3, 23 ff., zu Grunde liegen; S. 79 ist der Eid „als Produkt der Sünde“ mißverständlich. Wenn S. 92 gesagt wird, daß die Verufung der Heiden nicht im Verus und in der Absicht Jesu gelegen, so ist letzteres zu viel behauptet. Schon die alttestamentliche Weissagung hätte davon zurückhalten können, und nicht erst, weil es sich im Lauf der Wirksamkeit Jesu herausstellt, daß Israel unempfänglich blieb, mußte die Verufung der Heiden in Aussicht genommen wer-

den. Wo bleibt die Danielische Weissagung vom Menschensohn als der sich Jesus erkannte und bekannte? Alle seine Reden tragen von Anfang an universalistischen Character, — beziehen sich auf die Menschheit; es ist daher die Annahme daß die älteste (nicht mehr vorhandene) Ueberlieferung keinen Auftrag Jesu an die Zwölfe gehabt, der auf die Mission unter den Heiden lautete, durchaus nicht zu rechtfertigen, um so weniger, wenn Stellen wie Mrc. 13, 10 erst vom Marcus sollen umgeformt und Matth. 24, 14 umgewendet sollen wiedergegeben sein. Soll Mrc. 14, 9 *eis θλον τον κόσμον* auch späterer Zusatz sein? Ueber eine Organisation seines Reiches soll Jesus nichts bestimmt haben; aber wenn nach S. 109 das vollendete organisiert gedacht ist, so doch auch sicherlich des gegenwärtige, sich vollendende, zumal ein Reich ohne Organisation nicht denkbar ist; dazu hatte Jesus seine Jünger auch in mancherlei Beziehungen schon vorbereitet z. B. in der Stellung der Jünger zu ihm; beim Lagern des Volkes bei der Speisung; er hat sich nicht bloß darin „nicht getäuscht gesehen, daß Petri Wirkksamkeit der Gemeinde ihren festen Bestand und gesicherten Zusammenhalt geben werde,“ sondern er hat ihn dazu bestimmt und erwählt, daß er dies sein soll; ja hat sein Glaubensbekenntniß als den festen Grund dazu hingestellt, hat in der Abendmahlsstiftung keinen anderen Gedanken als den *eis ἀναμνησιν*, also der Wiederholung haben können. Der Lohn ist nach (S. 103), keinesweges nur ein jezeitiger, dagegen Mrc. 10, 30; des Propheten und Gerechten Lohn, der uns nicht richtig gedeutet scheint, spricht auch dagegen. Die Umwandlung der ganzen Menschenwelt soll nicht von Jesu in den Blick gefaßt sein, nur die Israel; aber nach Matth. 26, 13; Mrc. 14, 9 soll das Ev. in der ganzen Welt verkündet worden (vergl. schon vorher); und wenn nach S. 107 von allen vier Enden der Erde die Auserlesenen versammelt werden, wird doch auch das Evangelium dahin zuvor gebracht worden sein müssen. Uns scheinen die Wiederkehrpreden zu sehr nach den jüdischen, aber nicht alttestamentlichen Vorstellungen beschränkt zu sein. Die richtige Auslegung dürfte doch eine andere sein. Die Ausführungen von Geß sind nicht berücksichtigt. Im Allgemeinen erscheint uns dieser Theil der am wenigsten gelungene, der Verf. steht auch hier zu sehr unter den Schranken der Kritik, freier wird der Verf. in den folgenden Theilen.

So erscheint uns im zweiten Theile: der urapostolische Lehretropus in der vorpaulinischen Zeit, den er aus den Reden der Apostelgeschichte, des Stephanus, dem ersten

Briefe des Petrus und dem des Jacobus schöpft der petrinische Lehrbegriff*) besonders geschickt und in seiner Eigenthümlichkeit klar entwickelt. S. 128 und 164 ist *ἀδύνατον* wohl richtiger *παρά τῷ θεῷ* zu deuten; S. 129 *ἀσχυρὸς* wohl aus § 15 zu erklären als *τῆς ζωῆς*, ebenfalls ist § 24 das wichtige Gebet der Apostel zu Jesu nicht berücksichtigt, S. 131 die Bezeichnung „Name“ zu sehr von dem Wesen seiner Person getrennt. Daß die erste Jüngergemeinde die Geistesgabe ohne Taufe empfangen habe (2, 33) dürfte doch durch 2, 38 widerlegt werden; ebenso widerlegt sich aus den obigen Bemerkungen über Jesu Stellung zu den Heiden die Behauptung S. 141, daß die Apostel keinen Auftrag zu der Heidenmission gehabt hätten, nur die Zeit wann und der Weg, wie es geschehen sollte, war ihnen vorenthalten, aber nicht, „daß“ sie zu ihnen gehen sollten. S. 148 ist 1 Petr. 1, 2 *πνεῦμα* nicht als Prinzip der Gnadengaben zu fassen, sondern als das des *ἀγαπῆς* also des christlichen Lebens. Sehr bedenklich gegen des Verf. Ansicht von der Zeit der Abfassung des Briefes erscheint seine Bemerkung zu der er sich gezwungen sieht, S. 149: daß die im Brief erwähnten Heiden vor der Zeit zum Heile von Gott hinzugehan seien, daher er lieber eine Beziehung auf die Heidenchristen gar nicht finden will. S. 154 vermissen wir die Beziehung der Taufe zur Wiedergeburt; zu wenig sagt *οἱ ἐν χριστῷ* aus, wenn es auf Christum als Vorbild bedeutet wird; S. 163 kann *πνεῦμα χριστοῦ* nicht heißen, der Geist, der in Christo thätig war, sondern nur der von Christo ausging, die Präexistenz ist nicht zu beseitigen und das höhere Wesen in Christo keinesweges als der ihm mitgetheilte Gottesgeist zu denken. (S. 165). In § 53 hätte der Verf. den Gedankengang des wichtigen Abschnittes Jac. 2, 14 ff. entwickeln sollen; der Verf. meint, daß Jacobus von einem ganz anderen göttlichen Acte rede, als Paulus. Wir notiren nur seine Auffassung, und bemerken noch, daß die christologischen Anmerkungen im Jacobus-Briefe in der Anmerkung S. 179 zu kurz weggekommen sind, daß der Glaube der Dämonen (2, 19) mit dem der Christen, wenn auch nicht seinem Inhalt, so doch seinem Wesen nach identisch sei, dürfte wohl zu viel behauptet sein; ebenso wenig kann aus dem in 2. 23 gebrauchten Ausdruck *ἐνληρώσθαι* geschlossen werden, daß Jacobus dieses göttliche Urtheil wie eine Weissagung angelehnt habe, wie denn auch aus 5. 15. 16 der Schluss ungerechtfertigt ist, daß Sündenverge-

*) Hierzu lag dem Verf. seine Erstlingsarbeit (vom Jahre 1856) auf diesem Gebiete vor.

bung ohne Vermittlung Christi gedacht erscheine. S. 192 vermessen wir eine Deutung von *τροχὸς τῆς γενέσεως*.

Im dritten Theile wird der Paulinismus in seinen schon zuvor angedeuteten vier Entwicklungsstufen dargelegt; die umfanglichste ist die zweite nach den vier großen Lehr- und Streitbriefen in neun Capiteln (S. 224–405) wir halten diesen Theil für den vorzüglichsten ungeachtet wir auch hier gegen des Verf. christologische Darstellung wie gegen die über den heiligen Geist mehrfache Einwendungen zu machen haben.

In der Einleitung giebt der Verf. eine Charakteristik des Apostels, die wir noch mehr im Anschluß an seine Briefe gegeben und durch Belege aus denselben bezeugt hätten. Da er sich auch hier schon auf die vier großen Briefe beschränkt so ist es natürlich keine vollständige allseitige Charakteristik. Der Verf. hebt dabei mit Recht die dem Apostel zu Theil gewordene Erscheinung hervor, sowie seine rabbinisch dialectische Schulbildung, — aber doch gar nicht seine Stellung zur Offenbarung Gottes im alten Bunde. Im Einzelnen bemerken wir des Verf. Ansicht über „die paulinische Apokalypse“ nach den Thessalonicherbriefen. Der im zweiten Brief geschilderte bevorstehende Abfall wird auf die Feindschaft des Judenthums gegen das Evangelium gedeutet, die sich zum vollen Abfall von Gott und seinem Gesetze gesteigert habe. Wir meinen, daß der Apostel nur einen Abfall vom Glauben an Christum geweissagt habe, worauf der Zusammenhang in dem Briefe, wie mit den Danielischen Weissagungen, wie endlich — und das ist der Fehler des Verf. der die apostolischen Auffassungen zu sehr von dem Zusammenhang der Zeit isolirt — mit den Andeutungen des Herrn und namentlich des Johannes hinweist. Daher können wir auch mit ihm in dem *κατέχων* nicht den römischen Kaiser finden, sondern halten die von v. Hofmann, Luthardt, Baumgarten, Auberlen, v. Dettingen, Niggenbach vertretene auf der Analogie mit dem Propheten Daniel ruhende Auffassung für die richtige. Was die *νεοπλητοίμενοι* betrifft, hätte der Verf. wohl mehr v. Hofmann, statt oder neben Hölenmann berücksichtigen sollen.

Die Entwicklung des Lehrsystems geht von der allgemeinen Sündhaftigkeit aus; statt in S. 65 die menschliche und göttliche Gerechtigkeit nach seiner pharisäischen Auffassung allgemein zu charakterisiren, hätte der Verf. hier den Apostel aus seinen Briefen reden lassen sollen; dann würde er auch wohl nicht behaupten, daß der Ap. aus seiner pharisäischen Vergangenheit den Begriff der Gerechtigkeit mitgebracht habe, sondern, wie er ihn auf der

folgenden Seite aus dem alten Testamente erklärt, ihn aus dem Gesichtspunkt und vom Standpunkt des Gesetzes im alten Bunde herleiten. Auch S. 255 wird der damaligen jüdischen Theologie zugeschrieben, was dem Erzähler der Genesis zuschreiben ist (zu vergl. Schulz a. Th. 374.)*) Ebenso wenig kann die Anthropologie ohne den Ausgang von dem alten Testament zu nehmen, genügend fundamentirt werden.

Hätte dies der Verf. mehr berücksichtigt dann würde er S. 285 nicht nur von der höchsten Wahrscheinlichkeit reden, daß Paulus den verderblichen Einfluß Adams auf sein Geschlecht auf die durch Zeugung vermittelte Blutsgemeinschaft zurückgeführt habe, (zu vergl. Schulz, a. a. O. I S. 384, II 154); auch S. 239 den wenigstens sehr mißverständlichen Ausdruck vermieden haben: es kann vorausgesetzt werden, daß Alle gesündigt haben; daß Gen. 2. 17 natürlich nur an den physischen Tod zu denken sei, ist doch wohl nicht so natürlich, wenigstens Schulz I. c. I. S. 394 findet es mit Recht anders. Der wichtige Zusatz *ὅτι οὐκ* Ephes. 2. 3 kann aus dem Gegensatz und dem Zusammenhang, der von der Kindschafft spricht nur von der leiblichen Abstammung verstanden werden; beides ist Röm. 2, 14 verschieden, daher diese Stelle nicht zur Vergleichung paßt. Das wichtige *οὐτως* Röm. 5, 12 soll nur darauf hinweisen, — daß bei dieser ersten Sünde der Tod als Strafe derselben bestimmt war; besser will es sich aus v. 15. 17. 18 erklären: in Folge davon, daß der Tod aller Menschen mit der Sünde und dem Tode des Einen zusammenhängt. Röm. 1, 25 (S. 253) ist *παρά* wohl nicht: „mit Umgebung“ zu deuten. Ebendasselbst fehlt die wichtige Stelle Gal. 4, 8. 9 und wenigstens ein Hinweis auf die später besprochene Stelle 1 Cor. 10. 20. Daß S. 255 von Paulus im Galaterbrief die heidnische religiöse Unwissenheit auf eine unverschuldete Unreise“ zurückgeführt werden soll, erklärt sich wohl nur aus dem öfter irrenden Bestreben des Verf. überall**) Entwicklung in Auffassungen und Ansichten nachweisen zu wollen, widerlegt sich aber zur Genüge daraus, daß Paulus sie als Knechte unter die Sünde verkauft bezeichnet, die Knechtschafft aber ist ohne Verschuldung nicht zu denken. — Wenn nach S. 264 d. Ap. die Personen des a. T. und die ganze Geschichte des Volks

*) S. 254 dürfte die rabbinische Tradition der P. folgen soll, schon alttestamentliche Darstellung sein. cf. Deut. 44, 2 und dazu Volk, der Segen Moses S. 25.

**) vergl. auch S. 297, 417.

typisch gefaßt, so folgt doch wohl auch, daß er die Institutionen unter diesen Gesichtspunkt gestellt. S. 281 behandelt der Verf. den Gebrauch des alten Testaments bei Paulus nach allen seinen Briefen — und schließt den der bisher besprochenen Lehrtypen mit an; leider kommt dabei der Gebrauch Jesu vom a. T. viel zu kurz weg. — Durch „die Zeit der Gnade“ (wo S. 516 der Begriff der Gnade zwar eingehend besprochen, aber doch nicht scharf genug bestimmt wird, namentlich das Verhältniß zur Barmherzigkeit nicht beachtet ist) bahnt sich der Verf. den Uebergang zur Christologie. Hier scheint uns der Gesichtspunkt S. 279 sehr bedenklich, wo der Verf. sagt: „Nicht zunächst der Mensch Jesus, sondern der im Himmel weilende Christus ist es, an den hier Paulus und die Heidendriften ihr gesamtes religiöses Bewußtsein anknüpfen.“ Der Verf. trennt, was eng zusammenhängt; und beachtet nicht, daß es einen Unterschied macht, wodurch Paulus zur Gewißheit gekommen ist, Jesus sei der Messias und der Sohn Gottes, und wie er überhaupt zu Christo steht, und von ihm zeugt. Dadurch wird denn die ganze Christologie unter einen Gesichtspunkt gestellt, der uns nicht berechtigt scheint. Nicht minder unpaulinisch ist von Christi gottgleicher Würdestellung und Würdebezeichnung zu reden, und demgemäß nur den erhöhten Christus als das Ebenbild Gottes zu fassen. Denn (gegen S. 282) 1 Cor. 2, 8 ist *κύριος τῆς δόξης* nicht zu erklären: der hernach Herr der Herrlichkeit geworden ist, sondern der es schon war, ehe und als sie ihn kreuzigten; und daß 2 Cor. 4, 6 Christus nicht, weil er diese *δόξα* in seiner Erhöhung an sich trägt, das Abbild Gottes ist, sollte die richtige Deutung von *πρόσωπον* zeigen; P. denkt auch wohl nicht diese *δόξα* als Lichtsubstanz, die ihm wegen seines überirdischen Seins eigen ist, sondern er denkt sie ihm als seinem Wesen, das *εἰκὼν τοῦ θεοῦ* ist, gebührend: sie ist die in seiner geoffenbarten Erscheinung hervorgetretene Majestät, die seinem Wesen gebührt; die auf Erden nicht von Allen erkannt ist, jetzt aber auch ohne Anerkennung der Menschen unverkennbar sich kund gegeben hat. Auch Meyer l. c. sieht sich zu dem Zugeständniß genöthigt, daß Christus sie auch im Stande der Erniedrigung gehabt habe. Sehr fraglich ist es uns auch, ob S. 283 1 Cor. 15, 45 von der Auferstehung und nicht vielmehr in Parallele mit dem ersten Adam von der Menschwerdung zu verstehen ist. Bei der folgenden Untersuchung über die paulinische Fassung des Sohnesbegriffs geht W. wieder aus von dem spezifisch persönlichen Verhältniß des Messias zu Gott — als er-

wählter Gegenstand der göttlichen Liebe, mit Bestreitung der ewigen Zeugung aus Gott, der metaphysischen Wesensgleichheit mit Gott. Zwar bekämpft er hier wie auch sonst die „neuerdings wiederholten völlig unzulässigen Umdeutungen“; aber völlig gerecht wird er wie schon zuvor angedeutet dem Begriffe nicht. Der „Vatername“ steht nicht in Beziehung auf seine Auferweckung, sondern in Beziehung auf sein Wesen; schon Röm. 1, 4, hätte gegen seine Behauptung beweisen können. Christus der Sohn Gottes, ist geboren aus dem Samen Davids; aber als Sohn Gottes in Kraft bis dahin in Schwachheit und Niedrigkeit, eingesetzt, besser erwiesen seit der Auferstehung. Die Auferstehung mit ihrer *δόξα* ruht auf seiner Sohnschaft, auf seinem göttlichen Wesen, nicht umgekehrt. Ob P. in dieser Stelle an Jesu Salbung mit dem h. Geiste anknüpft (S. 291), erscheint uns mehr als zweifelhaft; wenn dies *πνεῦμα* aber sein Wesen mit constitutirt, dann ist kein Grund Baur zu widersprechen, daß der andere Adam zum *πνεῦμα ζωοποιόν* schon mit der Menschwerdung geworden ist; nur ist falsch, Christum mit Baur den paulinischen Menschen zu nennen. Auf den himmlischen Ursprung „schließt“ P. nicht aus seiner himmlischen Leiblichkeit; sondern die Auferstehung ist ihm umgekehrt der thatsächliche Beweis von seinem himmlischen göttlichen Wesen. Der letzte Adam ist Christus nicht erst durch die Auferstehung geworden, sondern schon durch sein Kommen vom Vater, als Sohn in die Welt, und durch sein geboren werden vom Weibe. (293). Muß doch W. selbst auf „Wesen und Schöpfung“ Christi, wenn auch nur in einer Anmerkung verweisen, denn in B. 47 „der andere Mensch ist vom Himmel“ kann an seine himmlische Leiblichkeit nicht gedacht werden, nur an den Ursprung seiner Person. Nicht bloß auf Offenbarung und Inspiration des Apostels, sondern auch auf die alttestamentlichen Grundlagen möchten wir für das Paulinische Zeugniß von Christo dem Sohne Gottes verweisen. So finden wir denn auch den Fortschritt vom Petrus zum Paulus nicht wie Weiß S. 234 will darin, daß jener vom präexistenten Messiasgeist, dieser aber vom präexistenten Gottesohn spricht; denn nach richtiger Deutung spricht jener vom Geiste des präexistenten Christus, nicht anders als dieser von Christo und seinem Wirken im alten Bunde.

Es ist richtig, daß Paulus sich das Problem nicht gestellt hat, über das Verhältniß des Sohnes zum Vater, über die immanente Trinität Aussagen zu machen; aber ob nicht Aussagen vorhanden sind, aus denen auch unfere Auffassung noch weiter sich rechtfertigen

läßt, dürfte doch nicht abzuweisen sein. Und solche finden wir 2 Cor. 13, 13, 1 Cor. 8, 6, 12, 3—6 u. Wenn Weiß in solchen Fragen öfter das Dogmatifiren vom Apostel fern gehalten wissen will, so hat er doch selbst S. 301 nicht umhingebracht, ihm ein „streng dogmatisches Formuliren“ beizulegen. Wir möchten kaum so weit gehen; aber nach jenen — und anderen Stellen — hat er auch die obigen Probleme in sein Denken und Lehren mit aufgenommen, ohne sie dogmatisch streng formulirt zu haben. Hierher ist denn auch wohl unser Widerspruch gegen W. in Betreff der Aussagen vom heiligen Geist gehörig, den er überall als „göttliche Kraft“ gedacht findet, aber nicht als selbstständige Persönlichkeit. Stellen wie Gal. 4, 6 (zu vergleichen Wiefeler) werden aus rhetorischer Absichtlichkeit erklärt, und die herkömmlichen Auffassungen als unhermeneutisches Pressen des Ausdrucks bezeichnet; und gegen ein selbstständiges Subject in Hebr. 13, 13 soll die Vorstellung einer Antheilnahme (*κοινωνία*) sprechen, welche auf einen sachlichen Besitz auf's deutlichste weist, aber doch nicht nothwendig. Unter diesen Vorwurf fällt denn auch Meyer mit seiner göttlichen Trias. — Im Folgenden theilen wir seine Auffassung von *δικαιοσύνη* (S. 304) nicht; durch die Sünde ist Gott die Feindschaft gegen die Menschen nicht gleichsam, sondern wirklich aufgedrungen; die Auferstehung wird (S. 306) dann doch auch als Werk Christi zuweilen angesehen: abgesehen von allen Stellen, in denen von seiner *ἀνάστασις* die Rede ist, doch auch 1 Thess. 4, 14, Phil. 3, 10, und so auch Röm. 6, 5, Mißverständlich ist S. 312: daneben ist der Glaube die zuversichtliche Ueberzeugung von der Wahrheit des Evangeliums.“ S. 314 wird es als unpaulinisch bezeichnet, daß Gott dem Menschen die Gerechtigkeit Christi anrechnet; aber Röm. 4, 6 wird statt *notis* v. 5 *δικαιοσύνη* zugerechnet; wenn wir 5, 17 von der *δωρεά τῆς δικαιοσύνης* und 1 Cor 1, 30 von Christo, lesen daß er geworden ist uns zur Gerechtigkeit, so möchte jener Gedanke nicht so unpaulinisch sein. S. 315 ff. vermissen wir die Verwerthung der für das Wesen des Glaubens wichtigen Stelle Röm. 10, 9. 10. Daß in den Thessalonicherbriefen die *notis* ausschließlich im Sinne von zuversichtlicher Ueberzeugung von der Wahrheit zu fassen sei, scheint gegen die Zusammenstellung derselben mit Liebe und Hoffnung in 1, 3, und 5, 8 zu streiten. Als Eigentümlichkeit wird es bei B. gefunden, daß der Geist das Prinzip des neuen Lebens sei; (S. 325) aber 1 Petr. 1, 2 ist nicht beachtet; zu vergl. S. 333. Wenn S. 337 im h. Abendmahl nicht an den verkörperten Leib

Christi gedacht werden soll, sondern an den für uns getödteten, und dabei auf Röm. 7, 4 verwiesen wird, so sagt doch diese Stelle grade das Gegentheil davon. Nicht um eine Gemeinschaft mit dem getödteten Christus handelt es sich, sondern um die mit dem Leibe und Blut des für uns getödteten und auferstandenen. Es ist eine unrichtige Behauptung, daß für den Christen Christus zunächst nothwendig der gestorbene sei. Es ist der gestorbene und auferstandene; eines nicht ohne das andere. Nach S. 95 von der Ehe wäre auch ein Abschnitt „von der Obrigkeit“ durchaus berechtigt und nöthig gewesen.

Bei der Lehre der Gefangenschaftsbriefe sucht der Verf. überall Fortbildungen in der Auffassung nachzuweisen: daher ein ganzes Kapitel „die fortgebildeten Lehren“ überschrieben ist. Dahin rechnet er die ewige Erwählung (aber Röm. 16, 25, 1 Cor. 2, 7). Christus der Centralpunkt des All, (aber 1 Cor. 15, 28, Röm. 11, 36). Die bekannten christologischen Aussagen Col. 1 und 2, werden auch nur auf den erhöhten Christus-bezogen. Unrichtig scheint (S. 444) Ephe. 6, 1 dahin gedeutet, daß nur vom unbedingten Gehorsam, wie im A. T. die Rede sei. Dabei wird der richtige Zusatz *ἐν κυρίῳ*, nicht beachtet. Derselbe setzt ein Verhältniß der Kinder zu ihrem Herrn, zu Christo voraus; und ist analog wie S. 388 zu deuten, und dann kann man wohl nicht umhin, anzunehmen, daß hier die aus 1 Cor. 7, 14 mit „Nothwendigkeit sich ergebende Kindertaufe“ schon vollzogen ist, wie denn auch v. Hofman auf diese Stelle mit Recht Gewicht legt. S. 453 scheint uns der Text und Anm. 4 von der *χάρις* nicht recht in Einklang zu stehen; *καταργήσας τὸν θάνατον* ist wohl mehr, als „den Anspruch nehmen“, zu vergl. 1 Cor. 15, 54, Ebr. 2, 14. Den Grund, weshalb die Pastoralbriefe das Christenthum hauptsächlich als Lehre fassen, findet W. in den Zeitverhältnissen (S. 448), sollte derselbe nicht noch mehr darin liegen, daß Paulus an seine Schüler, als zu den Lehrern des Evangeliums in der Gemeinde redet (zu vergl. S. 460)?

Im Hebräerbrief (dessen Lehre der erste Abschnitt des vierten Theiles darstellt) sieht W. nach dem Vorgang von Riehm eine gereifere Form des urapostolischen Judenthums und hält (was doch wohl fraglich ist) den Verf. nach 2, 3 für einen Schüler der Urapostel. Wenn W. hier analog mit S. 139 „der Paulinismus des Lucas“ auch den Paulinismus des Hebräerbriefes zusammenfassend dargestellt hätte, so dürfte die allgemeine Grundanschauung doch vielleicht anders erscheinen. In der Gruppierung des

Inhalt: der alte und neue Bund, der Hohepriester, das Opfer, die Güter und Pflichten des neuen Bundes, würde der christologische zweite Abschnitt dem Gedankengang des Briefes mehr entsprechen, wenn nach demselben unterschieden worden wäre: der Offenbarer und Mittler des neuen Bundes; der Mittelpunkt ist nicht bloß „der Hohepriester.“ Im Anschluß an unsere obigen christologischen Ausführungen beim Ap. Paulus können wir es daher nicht als Fortschritt bezeichnen, daß hier der Sohnesbegriff metaphysisch gewandt sei (S. 494); die Rede 1, 8, 9 geht nur scheinbar über Paulus hinaus; 2, 11 kann es *ἐὸς* wie alle Ausleger außer Bengel richtig anerkennen, nicht auf Abraham gehen. Christi Sein bei Gott wird bei Paulus klar als „reich sein“ bestimmt (gegen S. 496); S. 497, ist 13, 8 nicht berücksichtigt, und die S. 526 gegebene Auslegung möchte den tiefen Gehalt der Stelle nicht wiedergeben; auch gegen die Auffassung des *τελειούν*: zur sittlichen Vollkommenheit führen, müssen wir uns erklären (zu vergl. Riehm); ebenso daß die Sünde als besleckende Schwachheitsünde gedacht sei (dagegen 12, 1, 10, 26; *ἀνομιὰτα* nennt er sie, weil in der Zeit der *ἀνομία* gethan (S. 512). In 2, 9 sollte die Idee der Sühne nicht geläugnet werden. Zu einseitig ist S. 538 2 Petr. 1, 4 nur von der Heiligkeit zu deuten. — Sehr bedenklich ist die Auffassung der Apokalypse von der unmittelbar nahe bevorstehenden Zukunft, weil sie sonst völlig isolirt da stände. Aber auch im Vergleich zu der Weissagung des A. B., deren Abschluß sie ist? Nach ihm ist die gottfeindliche Macht das römische Imperium der Flavien. (S. 131). — Die Charakteristik der synoptischen Evangelien hätte nach dem Standpunkt des Verf. viel eingehender ausfallen müssen; sehr fraglich ist es, aus den angeführten Stellen auf den hohen Werth zu schließen, den Lucas auf die Wohlthätigkeitsübung gelegt hat (S. 519); ebenso wenig können wir die Annahme theilen, daß die Synoptiker das Wunderbare in Jesu Leben sinnenfälliger aufgefaßt (S. 582) (Mrc. 5, 30 soll von magischer Wunderkraft die Rede sein). Das Reich Gottes wird auch bei Mrc. als Reich Christi vorausgesetzt: 10, 37, 13, 27.

Der letzte, 5. Theil, behandelt die Johanneische Theologie, eine neue Revision seines früheren Werkes. Nach derselben soll (S. 599) bei Joh. kein Gegensatz zwischen Judenthum und Christenthum sein, (aber doch ein gewisser 1, 17); der Sohnesbegriff soll kein metaphysisches Verhältniß bezeichnen (S. 606); Christus das Organ des Vaters, wenn auch kein selbstloses (S. 608), in ihm

die vollkommenste Theophanie. Ich und der Vater sind Eins, geht nur auf das Wirken (ganz gegen den Zusammenhang); die Paratipien 3, 13 und 1, 18 werden imperfectisch aufgefaßt, unsere Auffassung von *παρά* in 1, 14 soll sprachwidrig sein, rechtfertigt sich aber aus dem *ἐλπί παρὰ τοῦ θεοῦ* 7, 29, 6, 46. Nicht bloß Gottes *ὁὐκα*, auch seine eigne hat der Sohn geoffenbart (S. 608). In 17, 3 finden wir keine Begriffsbestimmung des ewigen Lebens, sondern den Weg gezeigt um zu demselben zu kommen (626), wie W. denn dasselbe einseitig vom Begriff des *γινώσκειν* aus faßt, und die Begriffe Licht und Leben identisch nimmt. Beim Sündenbegriff wird diejenige Seite nicht beachtet nach der sie als Verunreinigung gefaßt wird (13, 10, 15, 3, 1, 3, 3, 1, 9.) Für den Sühnebegriff im *ἐπέε* dürfte die S. 634 übersehene Stelle 17, 19 von besonderer Wichtigkeit sein. Auch nach Joh. wird bei der Wiedergeburt auf die umzugestaltende Vergangenheit reflectirt; das zeigt sowohl des Nicodemus Frage (wenn er alt ist), als besonders der Gegensatz von *σὰρξ* und *πνεῦμα* in 3, 8. S. 657 ist das Citat 19, 33 wohl besser aus Exod. 12, 46; in der Rede an den heidnischen Pilatus 18, 37 kann der Satz: aus der Wahrheit sein, wohl nicht von der Wahrheitsoffenbarung im a. T. verstanden werden (S. 659). Die Wirksamkeit des Geistes ist nicht ausschließlich als offenbarende zu denken (674); 7, 39 kann darauf nicht beschränkt werden, ist vielmehr nach 3, 5 zu fassen.

Wir glauben durch die gegebene Darstellung den Lesern ein getreues Bild des vorliegenden Werkes gegeben zu haben. Sollen wir unser Urtheil am Schluß nochmals zusammenfassen, so wird es sich bestätigt haben, daß die vorliegende neuteamentliche Theologie — so sehr sie alle Kritik von sich ausschließt — doch in einem Maße derselben dient, und von ihr beeinflusst ist, wie es das Wesen der biblischen Theologie gefährdet und deren Aufgaben nicht zur Lösung kommen läßt. Was die unter den von Verf. gemachten Voraussetzungen gegebene Darstellung im Einzelnen anlangt, so haben wir weder Alle Lichtseiten und wohl gelungenen Partien nennen können und wollen, ebenso wenig, als wir Alles angeführt, womit wir nicht übereinstimmen. Dazu ist der gegebene Stoff zu umfangreich. Wir heben aber nachdrucksvoll hervor, daß des Verf. Exegese eine im Ganzen objectiv ist; zuweilen hätte vielleicht die gegebene Auffassung eine Begründung oder aber tiefere Erschöpfung nöthig gemacht, die Darstellung ist im Allgemeinen und das ist besonders anzuerkennen, nicht dogmatisirend,

weder nach den dogmatischen Begriffsbestimmungen noch den herkömmlichen Schematen; der Verf. ist überall bemüht gewesen, die biblischen Begriffe und Auffassungen darzulegen, die entsprechenden Ausdrücke und Gruppierungen nach den vorhandenen Andeutungen zu geben, resp. zu benutzen. Er hat ferner mit größter Gewissenhaftigkeit und Sorgfalt meist alle Stellen, die sich verwerthen ließen benutzt und entwickelt. Die Stoffgruppierung ist in den einzelnen Abschnitten übersichtlich; die Paragraphen sind präcis, allerdings zuweilen auf Kosten der Deutlichkeit, so daß erst die erläuternden Ausführungen Licht geben. Es mag den Verf. die Form des Lehrbuches zu dieser Stoffcheidung und Behandlung veranlaßt haben; an sich ist es nicht sehr empfehlenswerth. Uebersichtlich — und das ist ein Desiderium, das sich grade bei des Verf. Standpunkt recht fühlbar macht — wäre es gewesen, wenn derselbe die Vergleichen mit anderen Lehrbegriffen oder früheren Lehrstufen nicht gelegentlich in Anmerkungen oder im Texte nur berührt, sondern entweder am Schluß jedes Abschnittes oder jedes Lehrstückes zusammen und übersichtlich gegeben hätte. Hierfür ist Niehms Lehrbegriff des Hebräerbrieves vorbildlich. Das sehr dankenswerthe Sach-Register reicht doch dazu nicht aus, ersetzt wenigstens das Wünschenswerthe nicht. In Bezug auf die Seitenüberschriften würde es uns praktischer erscheinen, wenn auf den linken Seiten die Angabe der Theile oder noch besser der Abschnitte stände, statt der Capitel; man würde dadurch sofort orientirt, um welche Lehrbegriffe es sich an einem bestimmten Orte handelt. Druckfehler, sind uns nur wenige, außer den vom Verf. selbst angegebenen, aufgestoßen. Wir bemerken die auf S. 58, 99, 129, 170, 350. Abgesehen von dem von uns bekämpften Standpunkt des Verf. gehört seine Leistung was Vollständigkeit, Reichhaltigkeit und Beherrschung des Stoffes anlangt zu der hervorragendsten der neueren Zeit auf diesem Gebiete. Wir stehen nicht an, ihm mit unserm Danke auch das Bekenntniß auszusprechen, reiche Anregung und Belehrung, auch grade an solchen Stellen, in denen wir ihm nicht folgen können, empfangen zu haben.

M.

L. Schulze.

Hartmann, C. F., Pastor zu Stolberg am Harz. **Buddeus redivivus**, oder Darstellung der kirchlichen Alterthümer der 3 ersten christlichen Jahrhunderte, zusammengetragen aus den Schriften der Kirchenväter und Apologeten dieser Zeit, sammt deren älteren Commenta-

toren, von Buddeus; nach dessen Tode herausgegeben von Johann Georg Walch. Aus dem Lat. und Griech. übersetzt. 127 S. Stolberg a. H. u. Leipzig. J. Heinzelmann. 1 thlr.

Es ist das A. G. Spangenberg'sche *Compendium antiquitatum ecclesiasticarum* (ed. J. G. Walch. Lips., 1733), das hier, 140 Jahre nach seinem Erscheinen, in sorgfältig gearbeiteter, angenehm lesbarer deutscher Uebersetzung — ohne irgendwelche Zusätze, Abänderungen oder Verbesserungen des Texts — von Neuem an's Licht tritt. Den Titel *Buddeus redivivus* hat der Uebersetzer gewählt, weil Joh. Georg Walch, als Herausgeber des Originaltextes, seinen 1729 verstorbenen Schwiegervater Dr. Franz Buddeus in Jena für den indirecten oder moralischen Urheber („suasor atque auctor“) des Büchleins erklärt habe, während auf den längere Zeit im Hause des Buddeus zu Jena verweilenden, später katholisch gewordenen A. G. Spangenberg nichts als die literarische Conception und Ausarbeitung des von Buddeus gesammelten Materials zurückzuführen sei. Daß nur der Name eines Buddeus, der ohne Zweifel einem den geachteten Theologen des vor. Jahrhunderts. angehört und insbesondere auch auf dem Gebiete der kirchlichen Archäologie einen guten Klang hat,*) sich besser zur Wiedereinführung des Schriftchens eignet, als dieß mit dem des eigentlichen Verfassers der Fall gewesen sein würde, daß „*Buddeus redivivus*“ besser klingt, als „*Spangenberg rediv.*“, soll in keiner Weise geleugnet werden. Dennoch müssen wir, bei dem immerhin nur indirecten Antheil, den der ehrwürdige Jenaer Theologe an der Entstehung jenes *Compendium* hatte, daran zweifeln, ob dem Hrn. Uebersetzer ein volles und unbedingtes Recht zur Wahl jenes Titels zustand. Und auch für den Fall seiner Berechtigung hiezu mußte er sich doch noch fragen, ob eine unveränderte „*Neubelebung*“ oder „*Wiedererweckung*“ des alten Buddeus=Spangenberg zeitgemäß sei? Die Vorzüge des vorl. *Compendium*s verglichen mit den ähnlichen Lehrbüchern aus früherer Zeit sind ja unleugbar; und noch jetzt wird mancher weniger Unterrichtete die darin enthaltene Zusammenstellung archäologisch-bedeutsamer Aussprüche der KVB. der

*) Vgl. seine Praef. zur Grischow'schen lat. Bearbeitung der *Origines* Bingham's (Hal. 1722 sq.), seine „*Ecclesia apostolica*“ (1729), viele Dissertationen in seinen „*Parerga*“, „*Miscellanea*“, seinem „*Syntagma*“, etc.

3 ersten Jahrhunderte mit Nutzen lesen und, neben unmittelbarer Belehrung, mannichfache Anregung in apologetischer, ja in praktisch-erbaulicher Hinsicht daraus gewinnen können. Aber an einen solchen „Buddeus-Spangenberg redivivus“, den man Theologiestudirenden der Gegenwart als allseitig zuverlässiger Führer auf dem Gebiete der ältesten kirchl. Alterthumswissenschaft empfehlen könnte, würde doch ungefähr ebenso viel commentirender, kritisch-beachtender und ergänzender Thätigkeit des Herausgebers zu wenden gewesen sein, wie Hase i. Z. seinem „Hutterus redivivus“ gewidmet hat. Schon gleich das erste Kapitel: „Ueber die heiligen Orte“ (S. 1—11) bietet eine Menge von Ausführungen dar, die dem mit den neueren und neuesten Forschungen auf diesem Gebiete, zumal den kunsthistorischen und kunstgeschichtlichen, auch nur einziger Maassen Vertrauten als entschieden veraltet erscheinen müssen; man denke nur allein an die neueren Katafomben-Forschungen, auf die S. 4 f. nicht einmal durch eine kleine Anmerkung hingewiesen wird. Ähnlich ist's mit allem Weiteren, wie denn namentlich betreffs der im Buch II (S. 53 ff.) behandelten heiligen Handlungen die Bezugnahme auf die jüngsten cultisch-liturgischen Forschungen eines Höfling, Harnack, Schick, Riefloth, v. Bezschwig, Maier, Gesele, Probst, Bonwetsch u. nur zum großen Schaden für die ganze Darstellung unterblieben ist. — Wir vermögen dem allem zufolge das Schriftchen nur bedingterweise, als zwar dem praktischen, aber nicht dem wissenschaftlichen Interesse förderlich, zu empfehlen.

Marbach, Joh. Geschichte der deutschen Predigt vor Luther. 1. Lieferung. 96 S. Berlin, 1873. F. Henschel. 15 gr.

Daß das Unternehmen, von welchem uns die erste Lieferung vorliegt, ein dankenswerthes ist und ein bisher wenig cultivirtes Gebiet der Homiletik in ersterlicher Weise anbauet, wird der Kundige nicht in Abrede stellen, und wir nehmen daher gern Kenntniß von dem Plan, die Geschichte der deutschen Predigt vor Luther in geordneter Folge vorzuführen. Man gelte es überhaupt noch an einer genügenden Geschichte der Homiletik, so liegt ganz besonders die genannte Periode noch sehr im Dunkel, aus welchem etwa nur die Namen Berthold von Regensburg und Tauber hervorstechen, und das Vorurtheil, die Predigt vor Luther sei, mit ganz spärlichen Ausnahmen, durchweg lateinisch gewesen, ist noch immer weit verbreitet. Die Schätze, welche die Ver-

manisten der neuen Zeit so reichlich aus dem Mittelalter zu Tage gefördert haben, benützt der Verf. in seinem Interesse, um die deutsche Predigt zur Anschauung zu bringen, und nach der ersten Viefierung zu urtheilen, die sich freilich größtentheils mit der Vorgeschichte beschäftigt, und der noch 7—9 andre folgen werden, können wir eine fleißige Arbeit und eine Bereicherung der homiletischen Literatur erwarten. Die „Vorgeschichte“ beschäftigt sich mit der Zeit bis zum 9. Jahrhundert, in welcher abgesehen von der Missionspredigt nur einige Versuche zur Einführung der deutschen Predigt gemacht wurden, namentlich durch Karl den Großen und seine Zeitgenossen. Die Hindernisse, namentlich von Seiten Roms, welches stets die nationalen Bestrebungen mit Mißtrauen verfolgte, waren noch zu erheblich, als daß die Arbeiten der Gelehrten unter Karl von nachhaltigem Erfolg hätten sein können, zumal die Rohheit des Volks solchen Bemühungen nicht förderlich war. Erst vom 10. Jahrhundert an sind deutlichere Spuren der deutschen Predigt nachzuweisen, wenn auch die Ungunst der Zeit und die mangelhafte Bildung der Geistlichen eine Blüthe noch nicht aufkommen ließ. Der Verf. will seinen Stoff in 3 Abschnitten behandeln: 1) die Zeit von 900—1250, als die Periode der Abhängigkeit von der Kirche; 2) von 1250—1400, als die Periode der Selbstständigkeit; 3) von 1400—1520, die vorreformatorische Zeit. Wie dies im Einzelnen durchgeführt ist, und ob es dem Verf. gelingen wird, den Stoff auf diese Weise genügend zu ordnen und allen Erscheinungen gerecht zu werden, vermögen wir aus dieser 1. Lieferung noch nicht zu ersehen, hoffen aber bald ein Weiteres mittheilen zu können.

Gr.

F.

Kräzinger, Dr., evangel. Pfarrer, Mitglied des historischen Vereins für das Großh. Hessen. Die Kirchenvereinigung der Reformirten und Lutheraner in Rheinhausen. Ein kirchen- und culturgeschichtlicher Versuch bei Gelegenheit des rheinheffischen Unionsjubiläums. 65 S. gr. 8. Mainz, 1872. v. Zabern. 10 gr.

Wie man auch über die Union selbst denken mag, so muß man doch vorliegende Arbeit als eine recht verdienstvolle anerkennen; sie zeigt uns die bedauerlichen kirchlichen und theilweise auch politischen Zustände in der vor der französischen Revolution 28 Herrschaften angehörigen, so reich gesegneten Pro-

ving; sie verweist uns auf den tiefen Verfall des kirchlichen Wesens unter der französischen Herrschaft und auf den traurigen Zustand desselben bei der Wiedervereinigung mit Deutschland. Das Kirchenvermögen war meistens auf ein Minimum reducirt, wo nicht gänzlich zu Grunde gerichtet worden; die meisten Pfarreien waren gering dotirt, so daß manche Pfarrer nur kümmerlich leben konnten; auch ließen nicht wenige derselben in Beziehung auf Fähigkeiten und Lebenswandel viel zu wünschen übrig. Die Kirchen- und Pfarrhäuser waren unter der französischen Herrschaft vernachlässigt worden und bedurften bedeutender Reparaturen. Dazu kam ein buntes Durcheinander in confessioneller Beziehung. Abgesehen von der katholischen Bevölkerung lebten Luthreraner und Reformirte in denselben Gemeinden beisammen; sie hatten abgesonderte Pfarrsysteme, Kirchen und Schulen. Pfarrer und Lehrer nagten bisweilen am Hungerbrod, die Gemeinden waren nicht im Stande, die sonstigen zwiefachen Parochial- und Schullasten zu tragen. Gewiß, wenn irgendetwas, so war hier Grund zur Union vorhanden. Sie wurde nicht gemacht; sie machte sich von selbst. Die Regierung verhielt sich mehr zurückhaltend; sie veranstaltete eine doppelte Abstimmung des Volks, ließ aber sonst den mehrmals zur Berathung berufenen Geistlichen, resp. dem Ausschuß derselben möglichst freie Hand. Sie bestätigte die mit biblischen Worten gefasste Unionsformel bezüglich der Abendmahlslehre, sowie die sonstigen Bestimmungen in Betreff des äußeren Ritus, des Kirchenvermögens u. dergleichen. Dagegen wurde der vorgelegte Katechismus- und Verfassungsentwurf nicht publicirt, sondern blieb unbenuzt und unbeachtet bei den Alten. Der Verf. hat dieses Alles genau und actenmäßig dargestellt. Den Inhalt zeigen folgende Kapitelüberschriften: 1. Zustände vor der Union. 2. Beibehaltung der Confession oder Einführung der Union in Rheinheffen? 3. Das Verlangen der Geistlichen nach Kirchenvereinigung. 4. Die erste Abstimmung in den Gemeinden am Anfange des Jahres 1818. 5. Die Bildung eines Ausschusses zur Berathung der Kirchenvereinigungsform. 6. Der Synodalconvent zu Wörzstadt. 7. Die nach Ablehnung der Wörzstädter Beschlüsse vorgeschriebene fragmentarische Behandlung der Unionsache. 8. Die zweite Abstimmung in den Gemeinden im Jahre 1820. 9. Die zweijährige Verzögerung und ihre Folgen. 10. Die Reaction des Landesherrn. 11. Der Mainzer Kirchenrath und die Unionsurkunde. 12. Die Feier des Vereinigungsfestes vor fünfzig Jahren. 13. Die Kirchenleitung nach der Union. 14. Schluß. Anhang. Die Unionsurkunde. R. Str.

Jesuiten-Literatur.

Flores Theologiae Moralis Jesuitarum, quos in eorum hortis collegit omnibusque ingenuis catholicis hominibus, praesertim sacerdotibus dedicavit Catholicus. Motto: Quae Jesuitarum doctrina sit, non ex obscuris sermunculis, sed ex ipsorum libris, qui jam, Dei munere, magno numero extant, judicandum est. [Jac. Gretseri, S. J. opera, tom 11, p. 21.]

Auch unter dem deutschen Titel: **Blüthen der Jesuiten-Moral**, in ihren Gärten gesammelt und allen gebildeten Katholiken, besonders den Priestern gewidmet von einem Katholiken. Celle, 1873. 8. XII u. 92 S. Literarische Anstalt von Aug. Schulze. Brosch. 18 sgr.

Ein würdiges und zeitgemäßes Seitenstück zu der im Februarh. d. J. in diesen Blättern von uns besprochenen Schrift: „Der Jesuitismus getreu nach der Natur gezeichnet von einem bekehrten Jesuiten.“ Leipzig, 1872. Der ungenannte Verfasser geht von der unleugbaren Thatsache aus, daß die „Väter der Gesellschaft Jesu“ in den letzten zwanzig Jahren in der katholischen Welt eine Stellung von immer größerer Bedeutsamkeit eingenommen und einen stets wachsenden Einfluß gewonnen haben — Einfluß auf den ganzen katholischen Episcopat, ja selbst auf das Oberhaupt der Kirche, und in letzter Zeit sogar auf das vaticanische Concil. Und doch steht es fest (wie man schon aus den zahlreichen dem Orden in neuester Zeit dargebrachten Huldigungen schließen muß) daß viele, ja wohl die bedeutend größere Zahl der von den Jesuiten Geleiteten diese noch wenig oder gar nicht kennen, namentlich von Seiten der in ihrer Moral zu Tage tretenden Grundsätze und Lehren. Weil nun die seither meistens von Angehörigen der protestantischen Confession herausgegebenen Schriften über die Moral der Jesuiten „ihre Aufgabe schon deshalb verfehlten, weil sie für die Grundsätze und Regeln der katholischen Beichtanstalt oft nicht das gehörige Verständniß hatten,“ so hat es der Verfasser, selber ein Katholik, für nothwendig erachtet, seinen katholischen Brüdern einschließlich des Klerus über die famose Jesuiten-Moral die Augen zu öffnen. Diesen Zweck sucht er in völlig objectiver Weise dadurch zu erreichen, daß er aus einer Anzahl schwer zugänglicher Jesuiten-Werke eine Reihe

lateinischer Quellauszüge mit daneben gestellter wortgetreuer deutscher Uebersetzung (soweit die Stellen nicht „unübersetzbar“ waren) hat abdrucken lassen. Ueberdies versichert der Herausgeber vorliegender Schrift im Vorwort ausdrücklich, daß ihn bei deren Abfassung „nicht etwa feindliche Gesinnung gegen die Jesuiten, sondern nur die Liebe gegen unsere heilige Kirche“ geleitet habe. Die in dieser Schrift mitgetheilten Aussprüche der Jesuiten sind größtentheils kleineren Werken derselben, sogenannten Compendien, entnommen, weil die Sentenzen in solchen kurz und bündig ausgesprochen zu sein pflegen, während sich in den größeren Werken meist lange Abhandlungen finden, aus denen Citate gewöhnlich einen größeren Raum erfordern würden. Namentlich sind die kleinern Werke von Alloza und Burghaber benützt, weil diese selten, daher weniger bekannt, und doch sehr charakteristisch sind. Uebrigens sind auch Excerpte aus den größeren Werken von Bellarmin, Laymann, Tamburini, Eskobar, Filliucius, Hurtado, Henriquez u. mitgetheilt. Das Kapitel über das VI. Gebot ist wenigstens nicht ganz mit Stillschweigen übergegangen: tiefer, als geschehen, wollte der Herausgeber „aus Gründen der Sittlichkeit“ diese Materie nicht berühren; „sonst hätten aus dem Sündenregister (Somme des péchés) des Jesuiten Baunh, der sich den Beinamen „qui tollit peccata mundi“ erworben hat, aus der Moral des Filliucius und aus dem schweren Folianten des Sanchez über die Ehe eine Menge „unübersetzbarer“ Stellen beigebracht werden können.“ Vorangestellt ist dem Text ein Verzeichniß der excerpirten 45 Autoren nebst Angabe der Ordens-Obern, die den Werken derselben die Approbation erteilt haben. Denn bekanntlich durfte kein Jesuit ohne Erlaubniß des Ordensgenerals oder wenigstens des Provinzials etwas drucken lassen, und die Schriften der Jesuiten tragen durchweg die Approbation dieser Obern an der Stirn — mithin ist der ganze Orden für dieselben haftbar. Wollte man aber sagen: die alten Jesuiten waren andere Leute als die heutigen, letztere sind von einem andern Geiste beseelt; so ist darauf zu antworten: der Orden ist derselbe geblieben, die heutigen Jesuiten sind in der Erbschaft der alten getreten, der Geist des Ordens hat sich nicht geändert. Man vergleiche nur die Aussprüche der alten mit den Grundsätzen eines Jesuiten, der unser Zeitgenosse ist, des Paters Gury, und man wird zugeben müssen, daß der Herausgeber Recht hat.

Buß in Freiburg und der weiland Pater Roh behaupten bekanntlich mit vollster Ent-

schiedenheit, der Grundsatz, daß der Zweck die Mittel heilige, finde sich nicht nur nicht in den Constitutionen, sondern sei überhaupt von keinem Jesuiten je aufgestellt worden. Ja letzterer hatte sogar durch öffentliche Bekanntmachung einen Preis von 1000 thlr. demjenigen ausgesetzt, der das Gegentheil nachweisen würde. Obgleich nun — abgesehen davon, daß dieser heillose Grundsatz dem ganzen Moralsystem der Jesuiten offenbar zu Grunde liegt — noch bei Lebzeiten des Paters Roh nachgewiesen wurde, daß in Busembaums *Medulla theologiae moralis* (Lib. VI.) mit dünnen Worten zu lesen steht: es sei erlaubt vor dem Richterstuhl des Gewissens, die Wächter zu berauschen, indem man ihnen z. B. eine Speise oder einen Trank gibt, der sie einschläfert, ebenso auch Schloß und Riegel zu erbrechen, „quia cum finis est licitus etiam media sunt licita“, so hat der Preissteller doch nicht für gut befunden, sein Wort einzulösen. Uebrigens kommt jener Satz bei Busembaum mehrmals vor z. B. Lib. VI, Tract. VI. De usu matrimonii; man sieht, er gilt dem Autor als ein feines Beweises bedürftiges Axiom. Aus vorliegender Blumenlese ersieht man jedoch, daß nicht bloß Busembaum, sondern noch viele andere Jesuiten älterer und neuerer Zeit diesen Grundsatz in mannichfaltiger Modulation ausgesprochen haben, z. B. Ludovicus Wagemann, *Synopsis theol. moral. Oeniponti* (Innsbruck) 1762: „Finis determinat moralitatem actus“; Edm. Voit, *Theologia moral. Wirceburgi* 1769: „Cui concessus est finis, concessa etiam sunt media ad finem ordinata.“ Ja, nach Sylvester Jordan findet sich in den Constitutionen (P. VII, c. 5*) für den General die Vollmacht, jede Todsünde in ein verdienstliches Werk umzuschaffen, also daß der Zweck des Ordens jedes Mittel heiligt.

Doch wir kehren zu unserer Sammlung zurück, um dem Leser noch einige dieser Flores von so specifischem Dufte vorzulegen. Der Raumersparniß wegen citiren wir nur ausnahmsweise die Werke der betreffenden Autoren, sonst aber nur die Pagina vorliegender Anthologie.

Cardinal Robert Bellarmin († 1621)

*) Die fragl. Stelle unterliegt verschiedner Auslegung. Da aber der weiland Professor Jordan zu Marburg, wie er in seiner Autobiographie erzählt, einst Zögling des Jesuiten-Collegiums zu Innsbruck war, also Gelegenheit hatte die Grundsätze des Ordens genau kennen zu lernen, und da seine Auslegung dem Wortsinne der Stelle entspricht, so scheint kein triftiger Grund vorhanden zu sein, deren Richtigkeit zu bezweifeln.

S. 2: Spiritualis potestas potest mutare regna et uni auferre atque alteri conferre tanquam princeps spiritualis, si id necessarium sit ad animarum salutem . . . Ergo Pontificis est judicare, Regem esse deponendum vel non deponendum. —

Haeretici excommunicari jure possunt, ut omnes fatentur, ergo et occidi, . . . quia excommunicatio est major poena quam mors temporalis.

Johannes de Alloza aus Lima (1677) sagt unter andern S. 16: Haeretici impenitentes morte puniuntur. — S. 17: Licitum est relicta opinione tutiore vel probabiliori sequi minus tutam et minus probabilem. —

Ebendasselbst: Delectatio non in ipso peccato, sed in subtili modo illud faciendi non est peccatum.

Adam Burghaber (1671) S. 22: Orestes saepe labitur cum foemina; quia tamen occasionem hujus lapsus proximam alsque famae nota vitare nequit ceteraque requisita facit, absolvi potest quoties cum suo relapsu redit.

Thomas Tamburini († 1675) S. 38: Tangere manum, faciem, brachia, pedes, mamillas mulieris, si fiant inter solutos ex joco, curiositate, levitate, nihil habent mali praeter jocum.

Turpia loqui et turpia cantare. Si haec facias ob bonum finem (!), causa v. g. studii, nihil peccas.

Franz Suarez († 1617), pag. 53: Non est intrinsece malum uti amphibologia, etiam jurando: unde nec semper est perjurium.

Georg Gohat († 1679), pag. 76: Licitum est filio gaudere de paricidio parentis a se in ebrietate perpetrato propter ingentes divitias inde ex haereditate consecutas.

Johannes Mariana (1605), den Ranke, wenn wir uns recht entsinnen, für den gelehrtesten und wissenschaftlich bedeutendsten unter den Jesuiten erklärt, rühmt den Mörder Heinrichs III. von Frankreich, Jacobus Clemens, mit vollen Baden*) und sagt in seinem berücktigten Buch *De rege et regis institutione*, approbirt von dem Provincial Franz de Galarca mit Vollmacht des Generals Claudius Aqua viva, pag. 56:

*) *De Rege et regis inst.* Lib. I. p. 53: „Jacobus Clemens . . . cognito a theologis, quos erat seiscitatus, tyrannum jure interimi posse, . . . caeso rege ingens sibi nomen fecit.“

„Equidem in eo consentire tum philosophos tum theologos video, eum principem, qui vi et armis rempublicam occupavit, nullo praeterea jure, nullo publico civium consensu perimi a quocunque, vita et principatu spoliari posse“ . . . und weiter in denselben Werke pag. 64: „Hoc omne genus pestiferum et exitiale (principum s. tyrannorum) ex hominum communitate exterminare gloriosum est“ — wozu der Herausgeber bemerkt: „Gegen diesen frommen Väter aus der Gesellschaft Jesu sind die heutigen Social-Demokraten fast unschuldige Kinder.“ Wir setzen noch Folgendes hinzu: Um das Gewicht und die Tragweite jener Worte gehörig zu würdigen, darf man nicht außer Acht lassen, daß die Jesuiten unter schlechten Königen und Tyrannen im Grunde nur feyerliche oder der Kirche nicht ganz gehorsame Herrscher verstehen. Rossius, Zeitgenosse Bellarmins, Verfasser des mit dem glühendsten Fanatismus geschriebenen Buches *De justa reipublicae christianae in reges impios et haereticos auctoritate*, Antwerp, 1592, sagt gerabeg: „Reyerische Könige sind schlechter als Hunde; sie sind der Religion gefährlicher als der Sultan; sie können über keine Christen herrschen, kein Christ darf mit ihnen umgehen, ihre Ketzerei beraubt sie ihrer Würde. Keiner braucht ihnen mehr zu gehorchen; sie müssen auf Befehl der Kirche getödtet werden. Sie ziehen sich aber das Verbrechen der Ketzerei zu, wenn sie sich in kirchliche Angelegenheiten mischen, Keger nicht aus der Kirche treiben, feyerliche Bücher nicht vertilgen, Versammlungen der Keger nicht hindern, die Ausbreitung der Kirche nicht unterstützen, sich weigern die Decrete der Kirchenversammlungen bekannt zu machen“ (Vgl. Dr. H. Wisemann, *Die Lehre und Praxis der Jesuiten*. Gekrönte Preisschrift. Cassel, 1858. S. 109 f.) So sprach man unter einem Fürsten, der wieder zur katbolischen Kirche übertrat, der sogar die Gesellschaft Jesu in Frankreich aufnahm, und dessen einziger Fehler darin bestand, daß er nicht alles that, was der Papst und die Jesuiten wollten. Uebrigens steht Mariana mit seiner verwegenen Doctrin von dem tyrannocidium keineswegs vereinzelt da. Nach Krug (*Dikäopolitik*, S. 270) haben unter den frommen Vätern der S. J. 36 den gemeinen Todtschlag, 75 den Königsmord vertheidigt. Und trotzdem wagen die Jesuiten und ihre Freunde zu behaupten, es gäbe keine festere Stütze der Staaten, als die Gesellschaft Jesu!! Credat Judaeus Apella! —

(Schluß folgt.)

Beyer, Franz, Pastor. Was hat das neue deutsche Reich vom neuen Jesuitismus zu erwarten? Ein Vortrag auf Grund der Moral-Theologie des Jesuitenpaters Professor Gury gehalten zu Elberfeld und Barmen 1872. 26 S. Barmen. Wiemann. 6 Sgr.

Wie Verf. im Vorwort sagt, will er zu so vielen in der Luft schwebenden Reden und Gegenreden über den Jesuitismus nicht eine neue Rede ähnlicher Art hinzufügen, sondern sichere, authentische Thatlichkeiten geben, aus denen der Hörer sich selbst ein Urtheil bilden könne.

Diese Absicht scheint uns aber der Verfasser nach einer Seite hin wenigstens nicht erreicht zu haben, wie wir in Folgendem nachweisen wollen. In strengem Anschluß an Gury's Moral — oft das Buch wörtlich citirend — entwickelt er, wie vor ihm Kink und Keller, die grundverderblichen Principien der jesuitischen Moral sammt den daraus folgenden Consequenzen. Es ist ja nicht zu leugnen, daß diese Moral eine dem Evangelium schon in den Grundprincipien geradezu ins Angesicht schlagende ist, und daß unsere der röm.-kathol. Kirche angehörenden deutschen Brüder wie mit einem Gift insicirt werden, wenn nichts als diese Moral ihnen geboten wird.

Aber es scheint, als ob Verf. mit der Weise, in der man jetzt in Deutschland überhaupt gegen die römische Kirche vorgeht, völlig einverstanden sei. Nur einmal, und da nur in einer Anmerkung, äußert er sich über die jedem ernstern Christen sich aufdrängende Frage, wodurch denn allein ein entscheidender Sieg über die verderblichen jesuitischen Grundsätze und damit über den Jesuitenorden davon getragen werden könne: „durch die Geistesmacht der evangel. Kirche.“ Im Uebrigen wird ein solches Vorgehen der Regierung wie in den Fällen Ramazanowsky und Crementz gut geheißt und nicht Einmal hervorgehoben, wie die evangelische Christenheit in so Vielem solidarisch (?) mit der römisch-katholischen Kirche und nicht nur zur römisch-kathol. Kirche gehörenden Jesuiten (?) verbunden sei, ohne daß erstere „den Jesuitismus als eine Stütze für den Thron und Altar ansehen muß.“ Nichts thut uns mehr noth, als daß wir bei dem allgemeinen Abfall vom Christenthum uns dessen bewußt werden, was uns mit allen ernstern Christen aus allen christlichen Kirchen verbindet. Wir vermiffen es demnach schmerzlich, daß Verf. nicht in der rechten Weise eine Lanze für die Autorität gebrochen hat, wo doch der Protestant-

verein und mit ihm die große Menge vorzüglich deshalb so wüthend über die röm.-kathol. Kirche und den Jesuitenorden herfahren, weil diesen Pseudoprotestanten das Bewußtsein von einer Autorität völlig abhanden gekommen ist.

R. L.

Kirchenrecht. Kirchenpolitische Broschüren.

Der preussische Staat und die kirchliche Frage mit besonderer Berücksichtigung der Fabri'schen Vorschläge für Verfassung der evangelischen Kirche in Preußen. 8. 64 S. Oldenburg, 1873. Schulze'sche Buchh.

Der Verf. erklärt von vorn herein, daß er in dem Kampfe zwischen Rom und Preußen entschieden auf Seiten des Staates steht und in den bis jetzt erlassenen Spezialgesetzen nur Palliative gegen die römische Krankheit sieht, die einer gründlichen Cur bedürfe. Er ist der Ueberzeugung, daß die alte Streitfrage zwischen Staat und Kirche jetzt ihre definitive Erledigung finden wird, er sieht dieser Lösung mit klassischer Ruhe und göttlichem Humor entgegen, und er will nun seinerseits zur Klarstellung aller hiebei in Frage kommenden Verhältnisse beitragen. Der Standpunkt, von dem aus er die neue Ordnung der Dinge bemerkstelligen will und die alte Ordnung kritisiert, ist der des Protestantens-Vereins, zu dem sich der Verfasser, nach allen Anzeichen ein Geistlicher, entschieden bekennt. Die orthodoxen Christen sind ihm ein Dorn im Auge, ihre Macht gilt es besonders zu brechen. Ihre Richtung schildert er mit den charakteristischen Worten: sie betrachten wie die indischen Nabelbeschauer nur die Conf. Augustana invariata, Articuli Smale, divi Lutheri und Formula Concordiae Sancti Chemnitzii (der übrigens mit tz oder c zu schreiben ist) und sagen dann in heiliger Verzückung durch alle Tonarten: Rejicimus, repudiamus, damnamus. Seine Phantasie möchte hier doch ein wenig über das Gebiet der Wirklichkeit ihn hinausgetragen haben; in unsere Ohren ist dieser Gesang wenigstens noch nicht erklingen und wir leben doch mitten in einer orthodoxen Geistlichkeit. Die orthodoxe Partei innerhalb der evangelischen Kirche gilt ihm als protestantischer Jesuitismus, der in Hengstenberg gipfelte und in schlauer Weise in die einflußreichen Stellen der evangelischen Kirche schlüpfte, um das Gebäude der Union zu unterminiren. Es war

nur eine jesuitische Politik, die sie übten; eine Zeit lang heuchelten sie Anhänglichkeit an die Union, dann aber warfen sie die Maske ab, sobald sie ihre politischen Freunde stark genug glaubten, sie zu schützen. Wenn sich so der Verf. einerseits in den entschiedensten Gegensatz gegen die Orthodoxie stellt, so kann er andererseits auch jenem extremen Liberalismus nicht Recht geben, der an die Stelle von Religion und Kirche ein Anders setzen will: Bildung und Schule. Was er gegen diese Verkehrtheit bemerkt, sind goldene Worte, ebenso was er gegen die ehemalige Parole des Liberalismus: absolute Trennung von Staat und Kirche vorbringt. Er zeigt hier überall ein gesundes Urtheil, allein wenn er nun seinen eigenen Standpunkt begründen und dessen Konsequenzen ziehen will, so können wir hier nicht die gleiche Klarheit und den praktischen Verstand finden. Die Ausführung seiner Pläne würde wohl schlimme Folgen nach sich ziehen. Die Grundsätze, die er aufstellt, sind folgende: unbedingte Unterordnung der Kirche in ihren äußeren Angelegenheiten unter die Gesetze des Staats, Unabhängigkeit der Kirche von der staatlichen Verwaltung, verfassungsmäßig geordneter Einfluß des Laienelements zunächst auf die Verwaltung des Kirchengutes und der Kirche, Steuern, welche zu erzwingen der Staat das vollste Recht hat. Diese Grundsätze sucht er nun dadurch zur Geltung zu bringen, daß überall das Laienelement das Uebergewicht erhält. Denn das Walten der Geistlichkeit gilt ihm als das höchste Uebel für die Kirche; die bisherige Kirche ist ihm eine Geistlichkeitskirche; in sie muß um jeden Preis Brezche geschossen werden. Nur wenn das Laienelement das Uebergewicht erhält, ist eine Besserung der kirchlichen Zustände zu erwarten; denn alles Verderben der Kirche ist davon ausgegangen, daß die Geistlichkeit nach und nach das Regiment in die Hand erhielt. Auch die Reformation hat sich davon nicht frei gehalten. Der gute Anfang, den Luther anfangs machte, ging gar bald in die alte Verfehrtheit über, und die jetzige evangelische Kirche steht nach des Verf. Anschauung auf demselben Standpunkt, wie die katholische. Herrschaft über den Staat, um ihn für kirchliche Parteizwecke auszunutzen, ist bei beiden das letzte Ziel. Und dieß behauptet er auf Grund der Ansicht, die evangelische Kirche sei nichts, als die Kirchenbehörden; die Gemeinde sei für nichts geachtet.

So sieht er denn die einzige Rettung der Kirche in der Hebung, ja Bevorzugung des Laienelementes und in dem möglichst energigischen Einflusse des Staates, der hie und da geradezu zwingend gegen die Kirche aufzutreten hat.

Wir verkennen nicht den richtigen Kern der Wahrheit, der in diesen Behauptungen liegt. Das ist ja einer der wesentlichsten Sätze der Reformation, daß die ganze Gemeinde, nicht bloß die Geistlichkeit die Kirche bildet und daß alle durch den Glauben zu Priestern Gottes werden, daß also auch alle durch lebendige Bethätigung an der Kirche ihren Glauben betheiligen sollen. Allein der Fehler, in welchen er, wie jeder Protestantenvereinler, verfällt, ist der, die ganze Masse des Christenvolkes ohne Unterschied für vollgültige Christen anzusehen, die ohne Weiteres alles Geistliche zu richten verstehen. Der Satz des Apostels, daß der natürliche Mensch vom Geiste Gottes nichts vernimmt, ist ihm ein Räthsel, darum kennt er auch keine Schranke für die Bethätigung der Mitgliedschaft. Alle Bedingungen derselben sind rein äußerlicher Natur, kein Moment des inneren Christenlebens und dessen Bethätigung findet eine Berücksichtigung. Auf diese Weise aber wird das Wohl der Kirche der Massenherrschaft überantwortet und der Ausgang derselben läßt sich sehr wohl begreifen; es ist der Untergang aller kirchlichen Zucht und Ordnung. Daß der Verf. dieß nicht selbst begreift, liegt in dem Irrthume, dem er sich über die große Menge hingiebt. Er meint, es sei ganz unmöglich, daß ein Geistlicher Atheismus und Materialismus von der Kanzel predige, die göttliche Offenbarung leugne und Christum zu einem gewöhnlichen Menschen degradire. Da müßten ja die Gemeinden stumpfsinnige Massen sein, die ohne Prüfung das annehmen, was ihnen von der Kanzel gebracht würde. Er ist der guten Zuversicht, daß gegen Ausschreitungen in Forderung und Lehre der beste Damm in dem sittlichen Ernste der protestantischen Gemeinde liege. Er meint sogar: das frivole Bild, das Renan von Christus in Gethsemane entworfen habe, hätte Alle mit Ekel erfüllt. Dem ist aber nicht so, sondern ein guter Theil der heutigen Christenheit hört diesen Sirenenstimmen mit innerer Freude zu. Auf dieser trügerischen Voraussetzung ruht aber das ganze Gebäude der Kirchenverfassung, das der Autor konstruirt. Dasselbe muß daher, so viele unzweifelhaft treffliche Bausteine der Verf. auch herbeischafft, nothwendig in sich zusammenfallen. Das 2. Hauptbedenken sehen wir in dem ausgedehnten Maasse von Gewalt, welches der Verf. dem Staate über die Kirche einräumt. So bleibt sie die Sklavin des Staates in den unwürdigen Fesseln, die er selbst mit Recht beklagt, in der leidigen Verquickung mit den politischen Parteien, die immer der Tod jedes gesunden kirchlichen Lebens waren, und deren heillose Folgen er selbst beklagt. Wie stimmt

daß zu den apostolischen Bräuchen, daß der König allen Beschlüssen der Synode erst durch seine Sanctionirung rechtsverbindliche Kraft ertheilt, daß er diesen Kirchengesetzen bei denen, welche sie angehen, Geltung verschaffen soll? Das hieße wahrlich, im Geiste beginnen, im Fleische enden. Der 3. Anstoß ist uns in der Art gegeben, wie er Geistliche und Laien einander entgegenstellt, als wären jene, die er S. 60 doch als gewissenhafte Männer schildert, gleich Räubern und Dieben auf allen Seiten mit Wachen zu umstellen und trügen nicht auch die Sorge für die Gemeinde auf ihrem Herzen. Doch hat allerdings dieses Buch viel Anregendes, Interessantes, auch lehrreiche Gegenbemerkungen gegen Fabri.

E.

Wasserschleben, Dr. H., (Veh. Justizrath und Prof. a. d. Universität Gießen). **Das landesherrliche Kirchenregiment.** 45 S. Berlin, 1872. Carl Habel. (Heft 16 der deutschen Zeit- und Streit-Fragen). 7½ sgr.

Die Zeiten des landesherrlichen Kirchenregiments sind vorbei. Nicht eine Modification, nur eine totale Beseitigung dieses Regiments ist der Kirche heilsam. Dieses bei Betrachtung der Entwicklung des modernen Staates von selbst sich darbietende Ziel muß man mit dem Verf. für das richtige Ziel halten. Das ist aber auch alles, was Ref. bei Beurtheilung der vorliegenden Broschüre guthießen kann. Der Verf. steht auf protestantenvereinigtem Boden. Es geht ihm deshalb der innere Verus, in kirchenrechtlichen Fragen ein kirchliches und ein rechtliches Votum abzugeben, vollständig ab. Was ist ihm die Kirche? „Eine öffentliche Corporation im Staate“, die „durch Predigt, Seelsorge, Zucht und Regiment auch ihrerseits an der Förderung sittlicher Cultur und dadurch an der Realisirung der staatlichen Zwecke und Aufgaben“ mitarbeitet (S. 23). Das Wort des Herrn: „mein Reich ist nicht von dieser Welt“ existirt sonach für den Verf. nicht. Seine kirchenpolitischen Anschauungen sind ungefähr dieselben, wie die des Leipziger Kanonisten Dr. Friedberg; dagegen bekämpft er eifrig einen v. Scheurl, Kliefoth, gelegentlich auch Dove zc. Er citirt mit Beifall den heftigen Pfarrer Krigler, welcher in einer Broschüre über „die Kirchenverfassungsfrage“ gelagt hatte: „Religion und Kirche seien dem Volke auch jetzt noch theuer, aber — der Unterschied von Theologen, Christenthum und Christenthum sei ihm gleichfalls eine theuer erkaupte Errungenschaft, es sehne sich nach

Bereinfachung, Vertiefung, Verwirklichung des Christenthums, aber nicht nach der Herrschaft der reinen Lehre, oder der über der Gemeinde in einsamer Höhe schwebenden göttlichen Institution, und einem hierarchischen Pastoren- und Bischofsamt.“ Natürlich legt er großen Werth auf synodale Einrichtungen und erwartet alles Heil von ihnen. Es könnte scheinen, als ob sein Herz insbesondere für Hessen-Darmstadt, das jetzt mit dieser neumodischen Verfassung versehen werden soll, in hoffnungsfreudiger Erregung schlage, wenn er nicht gerade im Gegensatz zu etwas in Hessen absolut nicht Existirendem die Behauptung wagte, daß die kirchlichen Gegensätze „in Folge der ganz natürlichen Gegenwirkung gegen die bisherige Herrschaft oder doch Begünstigung extremer Glaubensrichtungen“ scharf ausgepißt seien. Wann sind in Hessen, oder auch in Baden, Württemberg, Preußen, die extremen Glaubensrichtungen begünstigt worden? Wann sind besonders in Hessen jemals Lutheraner zu kirchenregimentlichen Stellungen berufen worden? Oder will Herr W. in Abrede stellen, daß deßhalb gerade auch dort sich die kirchlichen Gegensätze sehr ausgepißt haben? Gerade in Hessen konnte der Verf. die schönsten Studien darüber machen, wie die Begünstigung des Rationalismus und Unionsliberalismus zur Verwandlung des Kirchenfriedens in einen Kirchhofsfrieden sehr wesentlich beigetragen hat. Es ist schade, daß der Verf. sich einseitig an jene Aeußerung Krigler's gehalten und das gesehen hat, was nicht existirt, nicht aber das, was existirt.

O. K.

Dieckhoff, Dr. Aug. Will., Prof. theol. zu Rostock. **Die obligatorische Civilehe.** — Ein Vortrag. 8. 24 S. Leipzig, 1873. Just. Naumann.

Dieser Vortrag wurde am 9. Decbr. 1872 in der Aula der Rostocker Universität vor einem gebildeten Kreise gehalten, und ist um so zeitgemäßer, als diese Frage ihrer unschwer zu errathenden Entscheidung immer näher rückt. Er stellt es darin als unnöthig dar, daß der Staat über die Einführung der Nothcivilehe hinausschreiten will; alle die Bedürfnisse, auf die man hinweise, erforderten die obligatorische Civilehe nicht. Diese sei allein, und dann allerdings eine wesentliche Consequenz der angestrebten Trennung der Kirche vom Staat. Durch sie aber wird das Ehegesetz des Staates von dem Ehegesetze Gottes geschieden, und die wesentliche Bedeutung der obligatorischen Civilehe ruht also darin, daß sie ein Glied in der Kette der Bestrebungen

ist, welche auf die Lösung des öffentlichen Lebens unsers Volkes und des Staates vom Christenthum hindrängen. Dieß aber kann gewiß kein aufrichtiger Christ wünschen, er kann also auch keinesfalls für die Einführung dieses Institutes stimmen. Die Aufgabe der Kirche wird also, wenn diese Einrichtung ins Leben getreten ist, hauptsächlich die sein müssen, jenem reißend dem Absturze zuweilenden Strome der Gottlosigkeit mehr und mehr einen kräftigen Damm durch eine innere religiöse Kräftigung des Volkes entgegenzusetzen. Dann aber hat sie auch die ganz veränderte Stellung ins Auge zu fassen, welche sie auch in dieser Beziehung zum Staate einnehmen wird. Bisher wollte der Staat sich wenigstens prinzipiell nicht von den Ordnungen Gottes losreißen. Anders wird das Verhältniß, wenn er sich absichtlich und mit vollem Bewußtsein auf naturalistische Basis gestellt hat. Dann ist eine Eheschließung dadurch, daß sie vor der staatlichen Behörde statt gefunden hat, noch nicht so qualificirt, daß nur einfach der kirchliche Segen als Abschluß des Ganzen zu folgen hätte, sondern die Kirche hat erst zu prüfen, ob nicht jene staatliche Eheschließung eine ihren Lehren und Gesetzen widersprechende war. Das Ehegesetz des Staates will ja dann ganz unabhängig vom Ehegesetze der Kirche sein, beide stehen dann für sich als gesonderte Mächte. Der Eheschluß auf Grund jenes macht die Ehe bloß bürgerlich legitim, und sofern der Christ der weltlichen Obrigkeit unterthan sein muß, hat er sich auch dieser Ordnung zu fügen. Die Ehe ist aber dadurch noch nicht kirchlich legitim. Das wird sie erst durch den kirchlichen Trauungsakt, der zum öffentlichen Vollzug bringt, was bei der bürgerlichen Eheschließung nur latitirt. Geschlossen ist sie allerdings auch schon durch den bürgerlichen Akt, aber sie ist noch nicht öffentlich von der Kirche unter Gottes Wort und Ordnung gestellt. Erst durch die kirchliche Trauung wird sie öffentlich zu der von Gott festgestellten Unauflöslichkeit gebunden. — Diese Gedanken hebt der Verf. mit aller Schärfe und Bestimmtheit hervor und hat hiedurch dazu beigetragen, den Werth und die Bedeutung der kirchlichen Eheschließung klar zu erfassen. E.

Cohoff, J. M., Pfarrer und Schulspectator zu Aplerbeck. **Die Behandlung der gemischten Ehen.** Die einschlägige Praxis der römischen Kirche und die durch dieselbe veranlaßten Nothwehr-Maßregeln der evangel. Kirche Westfalens für ernsthaftere Protestanten und

billig denkende Katholiken dargestellt und gewürdigt. Gütersloh. Bertelsmann. 4 Sgr.

Der ausführliche Titel der Broschüre, die insbesondere durch den vielbesprochenen Fall der in Lippspringe geübten Kirchenzucht veranlaßt ist, gibt uns über den Inhalt derselben Aufschluß. Der Verfasser sucht aus dem aggressiven Verfahren der römischen Kirche die Nothwendigkeit der getroffenen Gegenmaßregeln der weltlichen Provinzialsynode zu erhärten, die mit denselben Waffen der Kirchendisziplin sich verteidigt, mit denen auf Seiten des Gegners gekämpft wird. In der Forderung, daß die aus gemischten Ehen hervorgehenden Kinder ausschließlich der katholischen Kirche angehören sollen, macht dieselbe ihre seit dem westfälischen Frieden nicht aufgegeben Position geltend, daß sie allein das Recht des Bestehens habe, die evangelische aber nur als ein abgefallenes Glied zu betrachten sei. Es ist deshalb die Pflicht der evangelischen Kirche, solchen Annahmen an dieser Stelle mit aller Energie zu begegnen, und die bisherigen Erfolge einer strengen Kirchenzucht auch ihrerseits sind nach den beigebrachten Zeugnissen ermunternd gewesen. Es ist ein Stand der Nothwehr, bis der Staat seinen Gesetzen über die Gleichberechtigung der Confessionen allseitig nachdrückliche Geltung verschafft. Im Uebrigen muß auf das Schriftchen selbst verwiesen werden. L.

Pädagogik.

Bormann, A., Geh. Regierungsrath und Ehrenmitglied des königlichen Provinzialschul-Collegiums zu Berlin. **Pädagogik für Volksschullehrer,** auf Grund der allgemeinen Bestimmungen vom 15. October 1872, betreffend das Volksschul-, Präparanden und Seminarwesen. Berlin, 1873. Wiegandt u. Grieben. 1 1/2 thlr.

Die vorliegende Schrift ist eine Umarbeitung von dem ersten und zweiten Theil der Schulkunde des Verf., veranlaßt durch die auf dem Titel erwähnten Bestimmungen durch welche die Regulative modificirt, resp. aufgehoben worden sind. Wir finden auf 300 Seiten ein reiches Material und zwar in einer Weise verarbeitet, daß wir daraus erkennen, der Verf. sei seines Stoffes vollkommen mächtig und darum befähigt gewesen, denselben compendiös und doch in anschaulicher lichtvoller Darstellung zu be-

handeln. Allerdings hätten wir gewünscht, daß durch weitere literarische Notizen die Leser in den Stand gesetzt worden wären, sich am rechten Orte weitere Belehrung zu suchen, da in diesem Buch manches Wissenswürdige übergegangen und manches nur in einzelnen charakteristischen Zügen dargestellt werden konnte. Wir denken zunächst an den I Theil: „Aus der Geschichte der Erziehung und des Unterrichts.“ Auf 64 Seiten werden 25 Gegenstände resp. Personen aus der Geschichte der Pädagogik behandelt. Die beiden letzten Kapitel schildern Pestalozzi und die wechselseitige Schuleinrichtung. Was diesseits liegt, wird unberührt gelassen. Also nichts von Dinter, Diesterweg, den Regulativen &c. Sicherlich ein Mangel, der nur durch Hinweisung auf die betreffende Literatur und namentlich auch auf die neueren Schriften über die Gesch. der Pädagogik überhaupt und des Volksschulwesens insbesondere einigermaßen gut gemacht werden konnte. Gerade in kürzeren Lehr- und Handbüchern halten wir eine solche Hinweisung für unumgänglich nothwendig. Allerdings hat der Verf. den einzelnen Abschnitten literarische Notizen über die betreffenden Monographien beigelegt, aber abgesehen davon, daß diese keineswegs vollständig sind, glauben wir behaupten zu dürfen, daß mitunter über die betreffenden Abschnitte weitere Belehrungen besser in allg. Schriften wie Schmid's Encyclopädie, Kaumer und Karl Schmidt Gesch. der Pädagogik &c. zu finden sind, als in den Monographien. Uebrigens wiederholen wir: der Verf. hat auf 64 Seiten geleistet, was in solchem Volumen nur irgend geleistet werden konnte. Noch mehr mußte sich der Verf. beschränken, da er im zweiten Theil die nöthigen Belehrungen aus der Psychologie auf 14 Seiten und aus der Logik auf 8 Seiten dargeboten hat. Und doch hat er auch hier durch die zweckmäßige Auswahl und lichtvolle Darstellung allen billigen Anforderungen entsprochen, und so viel Stoff verarbeitet, daß die weiter folgende Erziehungs- und Unterrichtslehre daran anknüpfen und darauf fortbauen konnte. Wir geben zur Erläuterung die behandelten Abschnitte an. Aus der Psychologie: Wesen der Seele. Leben der Seele. Die Sinnesempfindungen. Die Vorstellungen. Das Gedächtniß. Die Einbildungskraft. Die Aneignung der Vorstellungen. Der innere Sinn. Die Gefühle. Das Begehren. Der Verstand. Die Vernunft. Aus der Logik: Die Begriffe. Die Erklärungen. Die Eintheilungen. Die Urtheile. Die Schlüsse. Auf S. 79 ist bei der Erklärung der Begriffe „deutlich“ und „richtig“ ein kleiner lapsus zu erwähnen —

vielleicht liegt er im Schreiben oder Drucken — beide werden als identisch mit denselben Worten definirt. Der zweite Theil enthält auch noch die allgemeine Erziehungs- und Unterrichtslehre. Auch dieser Abschnitt streift noch in die Psychologie über, gleichwie die früher gegebenen psychologischen Abschnitte fort und fort auf die pädagogische Verwerthung verweisen. Mitunter läßt sich der Verf. schon allzu weit in die specielle Unterrichtslehre ein, z. B. S. 99 wo vom Schreiben die Rede ist. Uebrigens bekräftigen auch hier alle Bemerkungen und Belehrungen den theoretisch und praktisch gebildeten Schulmann. Besonders zu beachten ist, was über die erzieherischen Einwirkungen der Schule gesagt ist. Der dritte Theil behandelt: die specielle Unterrichtslehre (Methodik) des Schulamts, die Schulverwaltung, den erweiterten Amtskreis des Lehrers, die Fortbildung desselben. In allen diesen Abschnitten ist auf die preussische Gesetzgebung, insbesondere auf die neuere hingewiesen. Wir wünschen, daß bei der in verschiedenen Staaten projectirten neuen Schulgesetzgebung die preussischen Bestimmungen, namentlich in Bezug auf die religiöse Erziehung und den Religionsunterricht nicht außer Acht gelassen würden. Wir erwähnen nur die Bestimmung über den Katechismusunterricht; worüber es heißt: „Die Einführung in das Bekenntniß der Gemeinde wird durch die Erklärung des in derselben eingeführten Katechismus unter Heranziehung von biblischer Geschichte, Bibelsprüchen und Liederversen oder ganzen Liedern vermittelt; dabei aber ist Ueberladung des Gedächtnisses zu vermeiden.“ Daß der Verf. nicht zu den Pädagogen gehört, welche das Band zwischen Kirche und Schule gewaltsam zerreißen und eine confessions-, resp. religionslose Schule herbeiführen möchten, bedarf für denjenigen, welcher seine früheren Schriften kennt, kaum einer besonderen Erwähnung. Er weist auch in dieser Schrift darauf hin, daß die der Schule übergebenen Kinder bereits durch die Taufe der evangelischen Kirche angehörten, und daß sie als Glieder derselben angesehen und behandelt werden müßten. Der evangelische Lehrer dürfe mit den ihm von der Kirche zur Verwaltung und zur Verwerthung übergebenen Schätzen des göttlichen Wortes und der ev. Lehre nicht beliebig schalten und die ihm anvertrauten evangel. Christenkinder nicht nach eigener Meinung unterweisen; sondern er sei gehalten, das was er lehre, mit der Lehre der Kirche in Uebereinstimmung zu lehren. Es wird dem Lehrer dringend empfohlen, sich durch Gebet, durch unausgesetzten Verkehr mit dem göttlichen Worte, durch Theilnahme am öffentlichen

Gottesdienst und den Gebrauch der in der Kirche dargebotenen Gnadenmittel immer mehr die rechte Weihe für seinen Beruf zu verschaffen. Besonders zu beachten ist der Abschnitt, welcher die Ueberschrift hat: „Der erweiterte Amtskreis des Lehrers.“ Es bezieht sich dieser Abschnitt zum Theil auch auf die kirchlichen Nebenfunctionen, sowie auf die außerdienstlichen Thätigkeiten, durch welche der Lehrer Nutzen und Segen in der Gemeinde verbreiten kann. Der Lehrer solle neben gewissenhafter Pflege des Unterrichts besonders die Erziehung ins Auge fassen; er solle fleißig mit den Eltern verkehren, und dieselben für möglichst harmonisches Zusammenwirken mit der Schule in erziehlicher Hinsicht zu gewinnen; er soll besonders auf verwahrloste Kinder, Waise, Taubstumme, Blinde u. sein Augenmerk richten. Auch die Werke der inneren Mission: Verbreitung von guten Büchern, sowie Anlegung von Ortsbibliotheken, Beförderung von Kleinkinderschulen, Empfehlung und Pflege der Hausandacht u. werden ihm empfohlen, und so glauben auch wir die vorliegende Schrift Allen, die es mit Kirche und Schule wohl meinen, bestens empfehlen zu können.

R. Str.

Roch, Otto, Pfarrer in Iptitz. **Ueber das Verhältniß der Kirche zur Schule** mit besonderer Rücksicht auf die im Königreich Sachsen bevorstehende neue Schulgesetzgebung. Separatabdruck aus der Wissenschaftlichen Beilage der Leipziger Zeitung mit erläuternden Anmerkungen. 48 S. Dresden, 1872. Am Ende. 7 $\frac{1}{2}$ sgr.

Der Verf. hatte über den fraglichen Gegenstand einen Aufsatz in der wissenschaftlichen Beilage der Leipziger Zeitung veröffentlicht, und dieser hatte auch in den außerhalb des geistlichen und Lehrerstandes stehenden gebildeten Kreisen Beifall gefunden. Deshalb fühlte er sich veranlaßt, die darin oft nur andeutungsweise niedergelegten Gedanken und Anschauungen etwas näher darzulegen und, wo es ihm wünschenswerth schien, durch mehrfache Citate zu motiviren. Er wünscht und hofft, daß dieses dem gebildeten Publikum gebotene Schriftchen dazu beitragen könnte, manche Vorurtheile gegen den geistlichen Stand und den von demselben in Anspruch genommenen Einfluß auf die Schule zu beseitigen, die Ansichten darüber aufklären und eine gerechtere Würdigung der dabei in Frage kommenden Verhältnisse bei dem Landtage mit anbahnen zu helfen, als dies nur der Meinung

der Gegner der Kirche möglich sein würde. Letzteres ist nun, so weit es uns bekannt geworden ist, nicht geschehen, da die Berathungen über das Schulgesetz in der sächs. Kammer keineswegs eine für die Kirche günstige Stimmung verrathen haben. Doch thut dieser Umstand dem Werth des Schriftchens keinen Abbruch. Der Verf. behandelt den Gegenstand mit Ruhe und Besonnenheit, und läßt sich durch die mitgetheilten Aeußerungen leidenschaftlicher Erbitterung der Lehrer gegen die Kirche und den geistlichen Stand nicht zu gleichen Aeußerungen fortreißen. Doch war es ihm darum zu thun, die Extravaganzen der Finken und äußersten Finken unter den Lehrern, wie solche bei Versammlungen und in pädag. Zeitschriften hervorgetreten sind, offen darzulegen zur Warnung für Alle, welche noch Liebe zu der Kirche haben. Und hier heißt es in der That: „Wer Ohren hat, zu hören, der höre!“ Doch ist der Verf. keineswegs gewillt, allen ausgesprochenen Forderungen der Lehrer ein non possumus entgegen zu stellen. Er wünscht die Schulaufsicht von der kirchlichen Euphorie getrennt und besonderen Schulinspectoren anheimgegeben zu sehen. Der Ortschulvorstand soll mit dem Innern der Schule nichts zu thun haben, sondern nur auf die äußere Ordnung sein Augenmerk richten. Die Lehrerbefoldungen sollen ansehnlich erhöht, der niedere Kirchendienst soll vom Schulumat getrennt werden u. Dagegen erkennt der Verf. der Kirche nicht bloß ein historisches, sondern ein inneres, im Wesen der Kirche und Schule begründetes Recht an die Schule zu. Diese habe nicht bloß dem Staate tüchtige Bürger, sondern auch der Kirche gläubige Glieder zu erziehen. Der Schule soll daher der Religionsunterricht verbleiben, aber die Kirche könne das Aufsichtsrecht über diesen und die religiöse Erziehung überhaupt nicht aufgeben. Confessionsloser Religionsunterricht sei nicht möglich, ebenso sei unbedingte Lehrfreiheit, resp. Lehrwillkühr nicht zu dulden u. Wir empfehlen das Schriftchen ernstlich Allen, die für Kirche und Schule Interesse haben.

R. Str.

Richter, Dr. Otto W. J. **Die Erziehung der weiblichen Jugend in deutschnationalem Sinne, mit besonderer Berücksichtigung der höheren Töcherschule.** Mit einem Anhang: Ueber die weiblichen Berufsschule. Zweite stark vermehrte Auflage. 77 S. Leipzig, 1872. Siegmund u. Volkering. 10 sgr.

Der Verf. ist mit den Früchten der bisherigen weiblichen Erziehung und besonders der höheren Töchter Schulen wenig zufrieden. Die Erziehung der weiblichen Jugend müsse sich im Interesse der Familie, der Gesellschaft bessern; darum müsse auch der Staat jene Passivität aufgeben, in welcher derselbe bis jetzt den höheren Töchter Schulen gegenüber verharrte. Er werde es thun müssen, nicht nur mit Rücksicht auf das Wohl einzelner Glieder seiner Gesellschaft, sondern auch mit Rücksicht auf sein eigenes Wohl. Er werde den Bildungskstätten für die weibliche Jugend ein festes System geben müssen, bei dessen Befolgung besser als bei der bisherigen Systemlosigkeit für den künftigen Beruf des Weibes gesorgt werde. Die Bestimmung führe das Weib zunächst in den engen Kreis der Familie, sodann in zweiter Linie auch in den weiteren Kreis der Gesellschaft. In der bisherigen Organisation der s. g. „höheren Töchter Schule“ habe man dadurch gefehlt, daß man die gesellschaftliche Seite der weiblichen Bildung als die Hauptsache aufgefaßt und in den Vordergrund gestellt habe; der Familienberuf des Weibes sei von den Pädagogen der Mädchenschule unterschätzt worden. Vor Allen müsse die höhere Töchter Schule wieder zur Pflanzstätte des deutschen Familienlebens gemacht werden. Der Familienberuf des Weibes erfordere aber, daß die Erziehung auch der höheren Töchter Schule eine doppelte Richtung einschläge, und einer idealen, sowie einer praktischen Seite genüge. Jene könne durch keine andern Fächer kräftiger gefördert werden, als durch den religiösen, den deutschen und den geschichtlichen Unterricht. Nicht blos in einer directen Belehrung über die sittlichen Grundsätze des Christenthums müsse der Religionsunterricht in der höheren Töchter Schule bestehen; sondern derselbe müsse in das tiefere Verständniß der heiligen Schrift als der Grundquelle des Glaubens einführen, und im Anschlusse an dieselbe bestrebt sein, die Schülerinnen zur völligen Erfassung der christlichen Wahrheiten anzuhalten; aber man hüte sich das junge Pflänzlein zu überladen und zu erschöpfen durch eine zu große Fülle von Memorirstoff. Der Verf. räumt der Religion bei der Erziehung des weiblichen Geschlechtes eine wichtige Stellung ein, und ist nicht zufrieden damit, wenn man an den jetzigen höheren Töchter Schulen derselben auf der oberen Stufe zwei, auf der unteren drei Stunden zutheilt, doch ist er ein entschiedener Gegner der über den ganzen Religionsunterricht ausgedehnten Catechismusunterweisungen, und glaubt es noch entschiedener tabeln zu müssen, wenn dieselben die höhere Töchter Schule wahrhaft beherrschen. — Besondere

Bedeutung legt der Verf. dem deutschen Unterricht bei. Neben der Formseite, die man nicht außer Acht lassen dürfe, müsse in der Töchter Schule der ästhetischen besonders Rechnung getragen werden. Man müsse schon bei dem ersten Unterricht in der Muttersprache sein Hauptbestreben darauf richten, die Schönheiten derselben, wie sie in der poetischen Literatur zur Erscheinung treten, dem zarten Gemüth zugänglich und auf dasselbe aufmerksam machen; schon frühe müsse eine auf richtige Liebe zur Poesie und zu guter, edler Lectüre wach gerufen werden. Doch dürfe neben der ästhetischen Behandlung der Literatur, auch die Beachtung der grammatischen Formeln nicht völlig vergessen werden.

Der Gesang müsse zur Bildung des Gemüths sorgfältig gepflegt werden; doch habe dieselbe nicht den Zweck Virtuositäten zu erziehen. Ebenso wenig dürfe sie dahin führen, daß ihre Zöglinge später in der unverantwortlichsten Weise mit Musikübungen verthölen.

Bei dem Geschichtsunterricht komme es darauf an, in dem Leben, namentlich in dem Aufblühen und Hinsterben der Völker das ewige Walten sittlicher Gesetze, in diesen Gesetzen den ewigen Gesetzgeber schauen zu lehren: zu lehren, wie die Völker in reiner Sittlichkeit und wahrhaft humaner Bildung die einzige Grundlage ihres Gedeihens und Aufschwungs besäßen; zu lehren, wie über den Geschichten der Völker strafend und segnend die allgewaltige Gottheit schwebt. Die vaterländische Geschichte sei in den Vordergrund zu stellen, um wahrhaft patriotische Gesinnung zu pflegen; es müßten eingehende Lebensbilder, namentlich von edlen Frauengestalten vorgeführt werden. Ähnliches bemerkt der Verf. über die Behandlung der Geographie und Naturwissenschaften.

Auch im Rechnen stellt der Verf. keine allzugerungen Forderungen; er verlangt außer den gewöhnlichen Rechnungsarten selbst einen Anfang mit der Buchstabenrechnung etwa bis zu den Gleichungen 1. Grades. Die Bemerkungen über Zeichnen, Handarbeiten u. dgl. übergehen wir, um noch weiter hinzu zu fügen, daß der Verf. den Unterricht im Französischen und Englischen beschränkt wissen will; nur eine von beiden Sprachen solle obligatorisch sein, jedoch Auswahl der Schülerinnen oder deren Eltern. Er erwartet von dem Unterricht in der französischen und englischen Sprache keine unmittelbare Förderung der weiblichen Bildung, sondern schon wegen der Beeinträchtigung anderer Gegenstände von größerer Wichtigkeit, Benachtheiligung derselben. Weiter äußert sich der Verf. über die Zusammenfügung des Lehrercollegiums: Leh-

verinnen sollen hauptsächlich in den unteren Klassen und bei Nebenfächern verwendet werden. Er fordert pädagog. Seminaristen für die praktische Ausbildung der wissenschaftlichen Lehrer höherer Töchterschulen. Auch über die Ausbildung junger Mädchen für das praktische Berufsleben spricht er sich aus; er ist kein Freund der Emancipation, will aber, daß den ledigen Frauen die Möglichkeit geboten werde, sich selbständig zu ernähren. Wir haben mit Fleiß die Ansichten des Verf. ausführlicher mitgetheilt, weil wir glauben, daß dieses die beste Empfehlung für das kleine, aber inhaltsreiche Schriftchen ist, auch wenn man nicht in jeder Beziehung mit dem Verf. übereinstimmen kann.

R. Str.

Spieß, Dr. Edmund. Ist in Wirklichkeit der Religionsunterricht der Krebschaden unserer Zeit? Beleuchtung und Widerlegung der von Dr. Fris Schulze gegen Religiosität, Religionslehrer und Religionsunterricht erhobenen Vorwürfe und Beschuldigungen. Jena, 1873. Frommann.

Raum sollte man glauben, daß es möglich wäre, den Religionsunterricht in unseren Schulen als den Krebschaden unserer Zeit zu bezeichnen; und doch hat dies ein gewisser Fris Schulze gethan. Er hat nicht bloß gegen die allensfallsigen oder vermeintlichen Verirrungen einer starren Orthodorie, gegen die vielfach angefochtenen Regulativbestimmungen, gegen Ueberladung der Schüler mit Memoriestoff, gegen den allzufrühen — wie man wenigstens behauptet — Katechismusunterricht und die allzu abstrakte Behandlung desselben, sondern gegen jeden und allen Religionsunterricht seine Stimme erhoben. Sein mitunter frivoler Vortrag über diesen Gegenstand hat in der Versammlung der thüringischen Lehrer, die im Oktober v. J. zu Jena gehalten wurde, großen Beifall geerntet, so daß der Vorsitzende ihm den Dank für seine „goldenen“ Worte, aussprach. Dieser Feind Christi verlangt, der Religionsunterricht soll erst mit dem 14. Jahre beginnen; vorher solle nur Unterricht in einer religionslosen Moral erteilt werden. Sittlichkeit müsse nicht aus religiösen Motiven geübt werden, sondern um ihrer selbst willen. Weder dürfe die Bibel, noch ein auf Grund der Bibel verfaßtes Buch dem Religionsunterricht zu Grunde gelegt werden. Man müsse ein Buch schaffen, welches die Sittlichkeit lehre an ganz concreten Beispielen und Erzählungen. Diese Beispiele dürften nicht bloß aus der Bibel

genommen werden — der gute Herr ist also doch so gnädig, die Bibel nicht ganz zu verworfen —, sondern aus dem täglichen Leben, aus dem Leben sittlich edler Männer, aus den Werken großer Dichter und Schriftsteller, aus der Geschichte nicht bloß unseres Volkes, sondern auch anderer Völker. Als sittliches Muster sollte nicht bloß Christus, sondern auch Buddha und Confucius hingestellt werden.

Gäbe es ein solches Buch, so könne man mit vielem Nutzen täglich eine Stunde dazu aussetzen, damit die Kinder das Recht der Menschen, diesen Augapfel Gottes kennen lernten. Unsere Zeit sei irreligiös im Sinne der Kirche, aber sittlicher als die kirchlich-religiösesten Zeiten. Der Religionsunterricht stehe im Widerspruche mit der Entwicklungshöhe unserer Zeit, sowohl in geistiger als sittlicher, als theologischer, als pädagogischer Hinsicht. Namentlich klagt der Herr die Bibel an, daß sie die Unsitte gefördert habe. Man solle an den Lehren derselben nicht einige Fäden abschneiden und daran herumspicken, man müsse die ganze biblische Lehre mit ihrer Supranaturalismus stürzen und beseitigen, müsse tabula rasa machen mit den „alten Judenthümern“. Natürlich fehlt es bei diesen Erörterungen nicht an leidenschaftlichen Ausfällen gegen die Pfaffen, die dafür verantwortlich sein sollen, daß noch nicht alle unsere Zeitgenossen auf dem Höhepunkt der Bildung und Anschauung stehen, wie der gelehrte Herr Doctor und Weltverbesserer, der wahrscheinlich seinen Namen schon als den des größten Reformators und Wohltäters der Menschheit mit unauslöschlichen Zügen ins Buch der Geschichte geschrieben sieht.

Gegen diese und ähnliche Extravaganzen ist nun die vorliegende Broschüre gerichtet. Der Verf. nimmt sich der schwer angeklagten Geistlichkeit mit Wärme an und zeigt, wie diese namentlich auf dem Gebiete der Pädagogik Anerkennenswerthes geleistet hätte. Er weist darauf hin, wie auch die Dichterheroen, Goethe, Schiller u. a. m. keineswegs so antireligiös gewesen seien, als sie F. Schulze zur Unterstützung seiner Ansichten darstellen möchte. Er vertheidigt die Bibel gegen die frivolen Angriffe auch durch Citate von Aeußerungen hervorragender Geister unseres Volks z. B. Goethes, Herders u. a. m. Freilich die Aussprüche Herders werden auf F. Schulze keinen besonderen Eindruck machen, da sich derselbe nicht entblödet, den Weimarer Generalsuperintendenten — er war ja ein Geistlicher — der Heuchelei zu beschuldigen. Zur Charakterisirung der vorliegenden Gegenschrift nur eine Stelle, S. 32 heißt es: „Wir leugnen nicht, daß der

Religionsunterricht wie an allgemeinen so an besondern Fehlern leidet, und daß er der Verbesserung ebenso bedürftig, wie fähig ist. Die Behauptung, der Religionsunterricht sei der Krebschaden unserer Zeit und der versuchte Beweis, daß die Religiosität mit Unsittlichkeit und die Irreligiosität mit Sittlichkeit gepaart sei, richten sich selbst, nihil probat, qui nimium probat.

Seiner prophetischen Warnung am Schlusse der Schrift: „Dogmen werden vernichtet und Staaten blühen in Macht und Ansehen; aber die Sittlichkeit zerfällt und die Staaten zerfliegen in Schutt und Trümmern,“ halten wir entgegen: „Staaten und Reiche sind zerfallen, philosophische Systeme in Trümmer und Vergessenheit gerathen, das Christenthum hat sie alle überlebt. Himmel und Erde werden vergehen, hat Christus gesagt, aber meine Worte vergehen nicht. So lange noch ein Mensch auf Erden athmet, wird das religiöse Gefühl der Abhängigkeit von einem Herrn und Richter unseres Lebens, von einem Vater und Versorger der Seinen, von einem Ordner und Lenker der menschlichen Geschichte, wird das Bewußtsein der Verantwortlichkeit und Schuld vor Gott und das Verlangen nach Veröhnung, wird die Hoffnung auf ewiges Leben in der Brust nicht verlöschen. Und darum soll der Anfang der Weisheit, welchen die Kinder lernen, bis ans Ende der Tage sein: Furcht Gottes, Liebe Gottes!“ Das walte Gott!

R. Str.

Kahle, J. Herm. Königl. Seminar-Director in Bittow. **Die Geschichte des Reiches Gottes im Alten und Neuen Bunde.** Ein Hilfsbuch für Seminaristen und Lehrer. 2. vermehrte und verbesserte Auflage. gr. 8. 422 S. Breslau, 1872. 1 thlr. 8 sgr. gebdn. (mit Titel) 1½ thlr.

Das Buch ist zunächst, wie schon der Titel besagt und im Vorwort noch weiter ausgeführt wird, für Seminaristen bestimmt. Dasselbe „soll die im evangelischen Volksunterricht so durchaus notwendige, aber bis dahin mehr erstrebte als wirksam dargestellte Aufeinanderbeziehung von Bibel, Katechismus und Gesangbuch concreter und darum deutlich zeigen; es soll insbesondere für einen möglichst anschaulichen Katechismus-Unterricht einen soliden Unterbau liefern und so zugleich den leider immer noch hie und da beliebten dogmatisirenden Katechismus-Unterricht an seinem Theil beseitigen helfen; es soll von der wissenschaftlichen Methode sich gänzlich frei halten, und

doch in seinen Entwicklungen auf dem Boden evangelischer Wissenschaft fußen; endlich möchte es das die freie Bewegung des Unterrichtenden und die sichern Fortschritte des Lernenden hemmende Nachschreiben, Notiren, Dictiren und Ausarbeiten gänzlich überflüssig machen.“ Verf. spricht sich selbst noch eingehender über seine gewiß richtigen Ziele aus. Er hält für den Zweck alles Unterrichts „Einsicht und Uebung und dadurch Erziehung, d. i. im Religionsunterricht, wenn mans recht verstehen will, Erbauung“. Seine Methode dabei ist kurz und schlagend „Schrift aus Schrift“; aber er setzt wohlweislich hinzu „und so viel als möglich immer aus dem Vollen heraus“. Gerade in diesem letztern Ausdruck hat der Verf. das Richtige getroffen und sich selbst trefflich charakterisirt. Das Buch ist in der That „aus dem Vollen heraus“ geschrieben und vermag daher vortreffliche Dienste zu leisten, eben so unterrichten zu lernen. Das Buch ist nicht mühsam am Stübchen zusammengetragen, sondern aus einer reichen Lebenserfahrung, einer vieljährigen frischen und fröhlichen Schulpraxis, und dazu auch aus einer immer im Zusammenhang mit der Wissenschaft gebliebenen Forschung heraus erwachsen. Der Baum mit kräftigem Stamm, vollem Blättergeschmuck und dazu schönen, Herz und Sinn erlabenden Früchten läßt auf guten Boden, sorgsame Pflege und den Segen noch vieler anderer günstiger Umstände schließen. Wir freuen uns des reichhaltigen Buches von Herzen. Verf. hat darin die mühevollen, aber auch belohnte Arbeit eines guten Stückes seines Lebens niedergelegt. Man braucht nur hinzuzugreifen in den reichen Inhalt, so wird man, daß ich so sage, manchen alten, lieben Bekannten antreffen, dessen man sich herzlich freut: ein durchschlagendes Wort aus einem schönen Lied oder dem Katechismus, eine tiefe oder seine dogmatische Untercheidung, ein ansprechendes Wortspiel, ein passendes Citat, sei es wörtlich, sei es durch Hinweisung auf ein größeres Werk (besonders: Luther, v. Gerlach, Kurz, Dächsel, Michow, Zeller u. a.) — kurz die Geschichten und Worte der Schrift müssen so zum Verständnis und zur Erkenntnis kommen, sie müssen aber auch eine Herzens- und eine Gewissens-Sache werden. Fast möchte Ref. über eine zu große Fülle des erklärenden Stoffes klagen; aber das hätte nur dann seine Berechtigung, wenn der Zweck des Buches nicht ganz genau angegeben wäre. Es soll ein „Hilfsbuch“ sein, nicht zum banausischen, mechanischen Gebrauch oder vielmehr Mißbrauch, sondern zum Studium für Seminaristen und Lehrer. Aber es mag auch den Geistlichen und Religionslehrern höherer Lehr-

anstalten zur catechetischen Vorbereitung und Anregung dringend empfohlen sein. Die Brauchbarkeit des Buches wird noch erhöht durch einen gedrängten, aber sehr übersichtlichen „Kirchengeschichtlichen Anhang“, der mit der Rückseite der „Feldbdiaconie“ des letzten Krieges und den „dunklen Schatten“ der letzten 60 Jahre schließt; ferner durch eine „Zeittafel“, auch durch einen in der 2. Auflage hinzugekommenen, aber für die Besitzer der 1. Auflage einzeln (für 5½ sgr.) zu beziehenden „Nachtrag“, enthaltend „ausführliche Behandlungen und Entwürfe zu solchen“ —, und ganz zuletzt durch ein sehr vollständiges „Inhalts-Verzeichniß“ und ein „Namen- und Sachregister“. Wir wünschen dem Buche auch in dieser neuen Gestalt eine noch weitere Verbreitung. Die Ausstattung ist nach Papier und Druck durchaus gut, auch durch reiche Anwendung verschiedener Schrift sehr zweckmäßig.

M.

F. G.

Naturwissenschaft.

Die gesammten Naturwissenschaften.

Für das Verständniß weiterer Kreise und auf wissenschaftlicher Grundlage bearbeitet von Dippel, Gottlieb, Gurlt, Koppe, Mädler, Masius, Moll, Nauck, Nöggerath, Quenstedt, Reclam, Reis, Romberg, Zsch. Eingeleitet von H. Masius. 3. neubearb. und bereich. Auflage. In 3 Bdn. 1. Bf. Essen. Baderfer. 7½ sgr.

Bei der außerordentlichen Ausdehnung der Naturwissenschaften ist es einem Einzelnen nicht mehr möglich, so in allen Zweigen orientirt zu sein, daß er der Aufgabe genügen könnte, ein Gesamtbild derselben zu entwerfen. Wir sehen es daher als ein gutes Zeichen an, wenn sich eine Reihe Fachgelehrter verbindet, um nach einem gemeinschaftlichen Plane ein in allen Theilen gleich vollständig ausgeführtes Bild der Naturwissenschaft zu entwerfen. Die Namen der Männer, die zu dem vorliegenden Werke sich vereinigt, sowie die Theile, welche Ref. in der früheren Auflage kennen gelernt, bürgen dafür, daß das Unternehmen in einer der deutschen Wissenschaft würdigen Weise durchgeführt werde.

Von der neuen Auflage liegt das erste Heft vor, eine kurze Einleitung von Masius und die Mechanik von Professor Dr. Zsch enthaltend. Dieselbe giebt in 2 Abschnitten I. Die Gesetze der Bewegung. II. Die Kräfte

in der Natur. Mit großer Klarheit und überall mit kurzer historischer Darstellung der Entwicklung der betreffenden Lehrer werden hier die wichtigsten Kapitel aus dem so umfangreichen Gebiete der Mechanik dem Leser vorgeführt und die im gewöhnlichen Leben vorkommenden Fälle der Anwendung z. B. der Wage u. dergl. näher erörtert. Bei der Erörterung der letzteren findet sich eine kleine Ungenauigkeit, die wir hier erwähnen wollen, weil sie zwar für gewöhnliche Wagen gar nicht, wohl aber für Dezimalwagen sich bemerklich macht und vielleicht manchen Leser auffallen dürfte. Wenn es S. 46 heißt: „Auch mit einer solchen (d. h. ungleiche Arme zeigenden) Wage kann man jedoch, wenn man will, genau wägen und zwar durch doppelte Wägung, indem man den Körper zuerst auf die eine, dann auf die andere Wagschale bringt: das richtige Gewicht ist das arithmetische Mittel beider Wägungen“, — so ist das für gewöhnliche Wagen insofern richtig, als das arithmetische Mittel in solchen Fällen so wenig von dem mathematisch richtigen aber umständlicher zu findenden Resultate abweicht, daß man es unbedingt für die Praxis benutzen kann. Genau genommen ist das richtige Gewicht = der Quadratwurzel aus dem Producte der Gewichte aus beiden Wägungen. Für die Dezimalwage ist das zu wissen nöthig und sofort durch Rechnung zu erproben. — Auch die Ausstattung des Werkes ist eine solche, daß dasselbe denjenigen wohl empfohlen werden kann, welcher zu seiner Orientirung in den Naturwissenschaften ein gutes und zuverlässiges Werk sich anschaffen will. Das ganze soll nach dem vorstehenden Prospect 40 Bieferungen à 7½ sgr. umfassen, der I. Bd. außer Mechanik noch Physik und Meteorologie, das Wichtigste aus der physikalischen Technologie und Chemie und chemische Technologie enthalten. Der II. wird das organische Leben schildern, (Physiologie, Zoologie und Botanik.) Der III. die anorganische Natur: (Mineralogie, Geologie, das Meer, Astronomie.)

Wir behalten uns vor, später noch über dieses Werk zu referiren. P.

Grafmann, Robert, Die Erdgeschichte oder Geologie. Stettin, 1873. Grafmann. 1½ thlr.

Eine Darstellung der Entwicklung der Erde nach der gewöhnlichen plutonistischen Ansicht, ohne spezielle Schilderung der einzelnen Formationen in ihren localen Verschiedenheiten. Der Verf. sucht die Geologie offenbar in ein System zu bringen und eine Regelmäßigkeit und Gesetzmäßigkeit nachzuweisen,

wo eine solche nach dem jetzigen Standpunkte unseres Wissens nicht nachweisbar ist. Er unterscheidet Zeiträume der Erdgeschichte. 1. Die Schälengeschichte oder Urgeschichte, in der wieder die Dunszeit der Erde, die Meereszeit und die Inselzeit (nach der Laplace'schen Theorie) unterschieden werden. 2. Die Hügengeschichte oder die Uebergangsgeschichte, die in die Grundzeit, die Waſſerzeit und die Rissezeit getheilt wird. 3. Die Gebirgsgeschichte, welche in Kohlenzeit, Kupferzeit und Salzzeit sich gliedert. 4. die Alpengeschichte, bei der die Turnzeit, die Kreidezeit und die Fragzeit, schließlich die Fluthzeit als Unterabtheilungen angenommen werden. Der Verf. sucht überall die Temperatur, die Dicke der Schichtenreihen, das zerstörte Material, die Tiefe des Meeres u. zu berechnen und weil er keine Rechnungsfehler macht, glaubt er, daß alle seine Zahlen, wenn auch nur als „erste Annäherungen“ sicher seien. Wir haben es hier offenbar mit einem Autodidakt zu thun, der sehr viel gelesen und darüber nachgedacht hat, aber nicht im Stande ist, Sicheres und Unsicheres in den Angaben der Geologen zu unterscheiden und sich deswegen die Mühe gegeben hat Berechnungen anzustellen auf Voraussetzungen hin, deren Unsicherheit von jeder darauf zu gründenden Rechnung abhalten sollte, wie z. B. die Bischoff'schen Sätze über die Erhaltung einer Basaltkugel, die dem Verf. genügen, um daraus für jede Formation die Temperatur zu berechnen. Ebenso verwendet er die bekannten Versuche über die Einwirkung von Wasser auf die Silicate von Rogers, um die Bildung des Granites aus der Uralva nicht nur zu erklären, sondern auch um daraus den Betrag von Hebungen und Senkungen zu berechnen. Es werden dann für jede der verschiedenen Zeiten und zwar für ganz bestimmte Jahreszahlen von der 0 an, wo die Erde zuerst Wasser aus der Atmosphäre empfing bis zu 10 Millionen Jahren darnach, die Wärme der Oberfläche nicht nur, sondern auch die mittlere Tiefe der Meere, die Höhe der Inseln über dem Meere u. dergl. ebenfalls in Tabellen berechnet und immer wieder die Versicherung der Sicherheit derselben beigelegt.

Daß bei einem so vollständigen Mangel aller gefundenen Kritik, die vor Allem in der Geologie nöthig ist, mit solchen Berechnungen unberechenbarer Verhältnisse nichts gewonnen sei, bedarf wohl keiner Auseinandersetzung, ebenso wenig das, daß aus demselben Grunde viel positiv Unrichtiges von dem Verf. angenommen ist, wie z. B. die Angabe, daß alle Sandsteine auf dem Festlande abgelagert seien und daß sie alle Versteinerungen von Pflanzen

enthielten u. dergl. Zur Belehrung möchten wir das Buch Niemandem empfehlen.

P.

Poulett, Scrope, Die Bildung der vulkanischen Regel und Krater. Unter Uebersetzung des Verf. übersetzt von C. L. Griesbach. Mit Zusätzen und Holzschnitten. XII. 62 S. Berlin, 1873. Oppenheim.

Der durch seine vieljährigen Untersuchungen an Vulkanen, namentlich auch durch sein ausgezeichnetes Werk über die erloschenen Vulkane der Auvergne bekannte Verf. hat in einer größeren Abhandlung nochmals die viel discutirte Frage über die Bildung der vulkanischen Regel gründlich erörtert. Die von L. v. Buch und Al. von Humboldt vor langer Zeit aufgestellte Meinung, daß die Bildung der Vulkane und Krater vorzugsweise durch Emportreibung der vorher horizontalen Erbrinde Statt habe und daß die Anhäufung des ausgeworfenen oder ausgegossenen Materials nur einen geringen Theil daran habe, wird hier gründlich widerlegt. Die beigegebenen Holzschnitte machen die Beweisführung sehr anschaulich. Zum Schluß hebt der Verf. noch die Wichtigkeit hervor, welche diese Frage, ob Erhebung oder Aufschüttung, für den Begriff des Vulkanismus überhaupt hat und glaubt, daß sie die Ansichten über „die Maschinerie, durch welche die großen terrestrischen nicht vulkanischen Bergketten erhoben wurden, und auch mit Bezug auf die Zeit, welche dieser Proceß beansprucht, sehr beeinflussen“, worin wir ihm vollkommen beistimmen.

Wie aus mehreren Stellen hervorgeht, glaubt der Verf. daß die ältere Hebungstheorie C. v. Buchs noch die herrschende unter den deutschen Geologen sei. Es ist dies jedoch eine falsche Voraussetzung, die übrigen dem Werthe der Abhandlung keinen Eintrag thut.

P.

Cyndall, Joh., Das Wasser in seinen Formen als Wolken und Flüsse, Eis und Gletscher mit 26 Holzschnitten. 228 S. Leipzig, Brockhaus Internationale wissenschaftliche Bibliothek I. Bd. 1¹/₃ thlr.

Unter dem letzteren Titel soll eine Reihe von Werken aus dem Gebiete der Social- und Naturwissenschaften mit besonderer Berücksichtigung der neuesten Fortschritte in denselben von bewährten Fachgelehrten mit wissenschaftlicher Schärfe, doch in ansprechender, allen Gebildeten verständlicher Darstellung verfaßt,

erscheinen. „Ein Kreis von Gelehrten Englands, Deutschlands, Frankreichs, und Amerikas hat sich auf Anregung hervorragender englischer Autoren dazu vereinigt, dieses Unternehmen ins Leben zu rufen und mit gemeinsamen Kräften zu fördern.“ Ein gemeinsamer Plan liegt der Bibliothek zu Grunde, die demnach nach ihrer Vollendung ein abgerundetes Ganze bilden soll. Vorläufig sind 37 Bände von je 15–25 Bogen angekündigt aus sämtlichen Gebieten der Naturwissenschaften. Jedes Bändchen bildet ein Ganzes für sich und ist einzeln zu haben.

Gewiß wird Jeder eine derartige Vereinigung anerkannt tüchtiger Fachmänner zu einem gemeinschaftlichen Zusammenarbeiten als ein sehr erfreuliches Zeichen ansehen, als einen Beweis, daß sich die Ueberzeugung immer mehr Bahn bricht, einerseits, daß naturwissenschaftliche Bildung in den weitesten Kreisen wünschenswerth sei, daß aber andererseits diesem Zwecke dienende Schriften, wenn sie demselben entsprechen sollen, nur von solchen ausgehen können oder sollen, welche vollständig in dem Gebiete zu Hause sind, auf dem sich die betreffenden Schriften bewegen.

Wir glauben auch, daß kein besserer Anfang hätte gemacht werden können, als mit dem vorliegenden Bändchen von Tyndall. Einmal ist der Gegenstand, den derselbe behandelt, das Wasser in seinen Formen als Wolken und Flüsse, Eis und Gletscher, ein solcher, der wohl das gemeinste Interesse in Anspruch nimmt. Dann ist auch der Verf. wie nicht leicht ein Anderer befähigt, in der anziehendsten und klarsten Weise theils Bekanntes in ein neues Licht zu stellen, theils Unbekanntes und selbst das Schwierigste deutlich und faßlich darzustellen. Auf dem Gebiete der Gletscherkunde beweist sich der Verf. ohnedies auf seinem eignen Grund und Boden, da seine unter den größten Müheligkeiten und Gefahren errungenen Resultate die Gletscherfrage zu einem Abschlusse gebracht haben und nur noch untergeordnete Fragen der Untersuchung bedürfen.

Möchten auch die folgenden Bändchen mit demselben Geiste und derselben Klarheit verfaßt sein, dann würde dieses Unternehmen sicher als eines der verdienstlichsten von den 4 zu demselben (wenn auch nur in einzelnen Gelehrten) zusammengetretenen Nationen anerkannt werden und dazu beitragen das geistige Band zu festigen, das dieselben immer verbunden halten sollte.

P.

Der Graphit und seine wichtigsten Anwendungen. Von Dr. H. Weger, Prof. d. Chemie in Nürnberg. (Sam-

lung gemeinverständl. wiss. Vorträge, herausgegeben von Rud. Birchow und Fr. v. Holzendorff, VII Serie, Heft 160), Berlin, 1872. 40 S. 8. Vaiden'scher Verlag. 6 Sgr.

Der Verf. verbreitet sich über die frühere Verwechslung des Graphits mit Wasserblei, über sein natürliches Vorkommen und über seine künstliche Entstehung, über die wahrscheinliche Krystallform, über seine Natur als stets unreiner Kohlenstoff und den steten Aschenrückstand, über die Bischoff'sche Ansicht seiner Entstehung auf organischem Weg und die Gründe dafür, über andere Entstehungsweisen z. B. des Hochofengraphits, über Schafhäutl's Bildung sowohl, als Auflösung des Graphits auf nassem Weg, über Gas- oder Retortengraphit, über seine Bildung aus Cyanverbindungen, über seine Verwendung zu Bleistiften und wegen seiner Unschmelzbarkeit zu den bekannten Passauer Schmelztiegeln, sowie zu Ofenschwärze, dann zu schützender Anstrichfarbe oder zum Poliren (dem „Graphitir“) des Schießpulvers, endlich zum Leitenmachen der Formen in der Galvanoplastik und zu platinisirten Graphit-Batterien auf elektrischen Telegraphen. Ueberall werden geschichtliche und statistische Nachweise beigebracht, und die Abhandlung ist zugleich belehrend und unterhaltend geschrieben.

W.

G.

Die Kräfte der Natur und ihre Benutzung. Eine physikalische Technologie, bearbeitet von Jul. Zöllner. 2. verbesserte Auflage. Gr. 8°. 510 S. Leipzig und Berlin, 1872. Verlag von D. Spamer. (Auch 2. Band des neuen Buchs der Erfindungen n. 6. verm. und verbess. Aufl. Mit 4 Tonbildern und über 500 Textfiguren nebst Titelbilde.)

Das inhaltsreiche und sehr gut geschriebene Buch behandelt: Geschichte der Physik, das Metermaßsystem, Windmühle und Schiffschraube, Hebel und Flaschenzug, Wagen und Aräometer, Pendel und Centrifugalmaschine, Barometer und Manometer, Luftballon und Luftschiffahrt, Luftpumpe und atmosphärische Briefpost, hydraulische Maschinen, Pumpen und Feuerpistolen, das Licht, Spiegel und Spiegelapparate, Prisma und Spectralanalyse, Camera obscura, Auge, Panorama, Chromatrop und Stereoscop, das Teleskop, das Mikroskop, die Elektrirmaschine, den Blitzableiter, Galvanismus, elektrisches Licht und

Galvanoplastik, elektromagnetische Apparate, den Telegraphen, den Compaß, die Welt der Töne, das Sprachrohr, die musikalischen Instrumente, das Thermometer, den Dampf und die Dampfmaschine. Alles wird vortreflich illustriert und gemeinverständlich erklärt und beschrieben. Es ist ein ächtes Volksbuch und für die Hand aller gebildeten Stände geeignet, wie kein zweites mehr, für Lehrer der Physik ein vortreffliches Hülfsmittel.

W.

G.

Bilder aus der Pflanzenwelt von G. Wirth. 1. Bändchen. Ausländische Culturpflanzen, deren Erzeugnisse Gegenstände unseres alltäglichen Gebrauchs und wichtige Handelsartikel sind. Mit 16 Figurentafeln. gr. 8°. 126 S. Langensalza, Schulbuchhandlung von F. G. L. Grefler.

Von einem größeren Pflanzenwert liegt vorläufig das erste Bändchen über ausländische Cultur- und Handelspflanzen hier vor. Folgen werden noch 5 Bände, nämlich über ausländische Culturpflanzen, die nicht zugleich Handelsgewächse sind, über hervorragende heimische Pflanzen, über die niederen Gewächse oder Kryptogamen und über die urweltlichen Pflanzen. Die vorliegenden Proben über die wichtigsten Handelsculturpflanzen sind in hohem Grade befriedigend, mit außerordentlicher Sachkenntniß und fleißigster Benutzung aller Nachrichten und Quellen geschrieben. Alles liest sich fließend und verständlich, und die Mittheilungen über Behandlung der betr. Gewächse an Ort und Stelle, über ihre Aufzucht und Einführung bei uns, über ihre Wirkung, ihren Nahrungs- oder sonstigen Gebrauchswerth, und besonders auch die botanische Schilderung der jedesmaligen Pflanze selbst lassen an Deutlichkeit und Ausführlichkeit nichts zu wünschen übrig. Sprache und Darstellung ist der Art, daß sich der Titel „Bilder aus dem Pflanzenleben“ durchaus gerechtfertigt findet. Behandelt werden: Der Kaffeebaum (18 Seiten), der Theestrauch (14 S.), der Cacaobaum (8 S.), das Zuckerrohr (11 S.), die Gewürzpflanzen, als: Gewürznelken, Muskatnuß, Zimmt, Pfeffer, Vanille (19 S.), der Chinabaum (6 S.), der Reis (4 S.), die Baumwolle (10 S.), Kautschuk und Guttapercha nebst andern, z. B. giftigen Milchsaftbäumen (Hyä = Hyä, Manihottelle u. a. Euphorbiaceen, Opium u.) (16 S.), der Delbaum (8 S.), Indigopflanze (4 S.) und der Mahagonibaum (3 S.). Das Buch wird sich als eben so angenehme, als beleh-

rende Lectüre ein größeres Publikum sichern und besonders der Lehrerwelt willkommen sein.

W.

G.

E. C., Diezel's Niederjagd. 3. verm. und verbess. Auflage. Berlin, Wiegand und Hempel. 15 illustr. Lieferungen à 10 Sgr.

Diezel's Niederjagd hat sich schon in den früheren Auflagen eines großen Beifalls erfreut. Im Prospect zu dieser neuen Auflage heist es: „Sein Schwiegersohn, der k. bayrische Oberförster Böller in Hammelburg, hat auf Grund eines reichen Nachlasses von Diezel selbst das Buch ergänzt und sorgfältig revidirt. Was er dem Leser bietet, soll kein Lehrbuch der Jagdwissenschaft sein, der praktische Jagdbetrieb ist der Schwerpunkt der Aufgabe, welche er sich gestellt und nach dem Urtheil aller Kenner glänzend gelöst hat.“

In Diezel's Schrift gleicht jeder Satz einem sorgfältig gepflanzten Baume; da ist Nichts flüchtig niedergeschrieben, Alles ist auf die Dauer berechnet und Zuverlässigkeit ist der Schmuck dieser auf Erfahrung und Beobachtung gestützten Arbeit.“

Was das Gebiet und den Inhalt der Niederjagd betrifft, so sind dahin aufgenommen: die Abrihtung des Vorstehhundes, der Hase, das Kaninchen, das Rehwild, der Dachs, der Fuchs, der Wolf, das Feldhuhn, die Waldschnepfe und Becassine, die Ente, die Gans, die Raubvögel, die Schießkunst, endlich das Schieß- und Jagdpyferd.

Die sprachliche Darstellung des Buches ist in der That klar und durchsichtig, so daß der Leser nicht ermüdet. Auch dem Nichtjäger gewährt vielmehr die Lectüre, schon wegen der Eigenthümlichkeit und Objectivität der Jagdsprache, Interesse ähnlich demjenigen, welches Brehm's Thierleben oder Artikel von Guido Hammer, R. Ruß u. in den illustrierten Familienjournalen erregen. Und für Jäger von Fach werden in der sehr eingehenden Schrift alle möglichen erwünschten Aufschlüsse gegeben.

W.

G.

Anthropologie. Urgeschichte. Culturgeschichte.

Rand, P. M., (Rector der königl. Studienanstalt St. Stephan und Direktor des königl. Studienseminars St. Joseph u. c.). **Die Einheit des Menschen-**

geschlechts. XI u. 428 S. Augsburg, F. Butsch Sohn. 2 $\frac{1}{3}$ thlr.

Apologetische Erörterungen über die Einheit d. h. hier: den einheitlichen Ursprung des Menschengeschlechts (seine Abstammung von Einem Paare,*) würden als mehr oder minder überflüssig, oder wenigstens als einer nun überwunden und veralteten Entwicklungsstufe der Apologetik angehörig zu bezeichnen sein, vorausgesetzt daß die darwinsche Theorie wirklich, wie zuweilen behauptet wird, als die jetzt weit und breit herrschende Schule auf naturwissenschaftlich-anthropologischem Gebiete gelten müßte. Aber da einerseits gerade auf anthropologischem Gebiete diese die Entwicklung sämtlicher Organismen aus einer ganz geringen Zahl von Urformen behauptende und ebendamit auch über den Ursprung des Menschengeschlechts monogenistisch lehrende Theorie wohl eine größere Zahl von Gegnern als von Anhängern besitzt (man denke an die Opposition so bedeutender anthropologischer Gelehrter wie Birchow, Bastian, Schmarda, Siebel, R. Andree, G. Fritsch, W. Perth, A. de Quatrefages u. wider den Darwinismus!), und da andererseits nicht wenige Vertreter der darwinistischen Anschauungen trotz der in diesen enthaltenen principiellen Begünstigung des Monogenismus in der That entschiedene Polygenisten sind (R. Vogt, E. Hädel, Schaaffhausen, F. v. Hellwald u.): so erscheint es doch keineswegs überflüssig, muß vielmehr als verdienstlich und zeitgemäß gelten, die angeführten Gegengründe gegen die Abstammung unseres Geschlechts von Einem Urpaare einer genaueren wissenschaftlichen Prüfung zu unterwerfen und ihnen gegenüber das Recht der biblisch-kirchlichen Lehre und Denkweise über diesen (auch in ethisch-philanthropischer Hinsicht nichts weniger als gleichgiltigen) Punkt als ein unverjährtes dazuthun. Dieser Aufgabe hat sich der Verfasser des vorl. Werkes mit warmer Begeisterung für die religiös-sittliche Würde und Bestimmung der Menschheit und gestützt auf eine Fülle solider Kenntnisse auf anthropologisch-ethnologischem und linguistischem Gebiete unterzogen, und demgemäß für einige in das Thema von der Einheit des Menschengeschlechts einschlagende Fra-

gen, besonders für die nach der Möglichkeit oder Wahrscheinlichkeit einer Bevölkerung Amerikas und Ozeaniens von der alten Welt aus, wahrhaft Bedeutendes geleistet. Wir wüßten nicht, wo das hier bezeichnete Problem, dessen Schwierigkeiten bekanntlich in gleichem Verhältnisse zu dem vielseitigen Interesse stehen, welches es darbietet, anderwärts mit gleicher Gründlichkeit und reicher Gelehrsamkeit behandelt worden wäre, wie das hier auf S. 266—376 geschehen ist. Das Ergebniß der geführten Untersuchung ist eine entschiedene Befestigung in der wissenschaftlichen Ueberzeugung von der Gemeinsamkeit des Ursprungs der Indianerbevolkerung. Amerika's und der Südpazifischen Inseln einerseits und der Menschheit der alten Welt andererseits, — einer Ueberzeugung, für welche der Verf. auch solche Gewährsmänner wie Alex. v. Humboldt und Oscar Peschel anzuführen in der Lage ist und für die er noch Andere (z. B. auch den jetzigen „Ausland“-Redakteur v. Hellwald, einen früheren Gegner dieser Ansicht und Vertheidiger des Autochthonismus der Amerikaner) anführen gekonnt hätte.

Abgesehen von dieser vorzugsweise verdienstlichen Ausführung, der wahren Glanzpartie des Werkes, bietet dasselbe doch auch manche Angriffspunkte für eine schärfer eindringende Kritik, besonders vom sprach- und religionswissenschaftlichen Standpunkte aus, dar. Was S. 54 ff., im Anschlusse an Edkins, Wedemer u. A., zu Gunsten der Möglichkeit einer Zurückführbarkeit sämtlicher Sprachen der alten und neuen Welt auf Eine gemeinsame Wurzel gesagt wird, scheint uns doch zu sanguinisch. Die Erkenntniß, daß der Weg der vergleichenden Sprachforschung für sich allein überhaupt nicht zum Ziele des Erweises einer einheitlichen Abstammung unseres Geschlechts führen könne, weil zahlreiche Stämme sich gewaltsam von der gemeinsamen Wurzel losgerissen und das Urgepräge ihrer Sprache geflüchtlich bis zu absoluter Unkenntlichkeit entfielt haben, hätte hier eine wirkksamere Berücksichtigung finden müssen. Auch den Nachweis dafür, daß kein absolut religionsloses Volk existire, macht unseres Erachtens der Verf. sich allzu leicht (S. 57 ff.). Eine unkritische Uebertreibung involvirt der Satz auf S. 374: „Auch gibt es sehr viele Anhaltspunkte, welche mit großer Bestimmtheit darauf hinweisen, daß Leute kaukasischen Stammes, Phönicië, Aegypten und Carthager, von Nordafrika aus nach Amerika gekommen seien;“ die hiefür angeführten Bemerkungen Pinkerton's (in Rawling's „Researches“ etc., p. 375) tragen zur Wahrscheinlichmachung dieser Behauptung ebenso wenig bei, wie das weiter-

*) Daß „Einheit des Menschengeschlechts“ und „Abstammung desselben von Einem Urpaare“ nicht ohne Weiteres identisch sind, scheint der Verf. laut S. 17 zu verstehen. Doch sagt er später, S. 24, ausdrücklich: „Man würde sich in einem großen Irrthum befinden, wenn man glauben wollte, daß mit der Aneinheit auch schon die Abstammung von Einem Paare bewiesen wäre“ u. Vgl. auch S. 177.

hin aus Cantu's „Allg. Weltgeschichte“, Münter's „Religion der Carthager“ zc. Beigebracht. — Eine linguistisch-ethnologische Ungenauigkeit ist es, daß der Verf. zu wiederholten Malen die Hottentotten Südafrika's den Negervölkern subsumirt (S. 252, vgl. S. 169, 248, 303), während sie doch zu der von den Negern grundverschiedenen Gruppe der Koi-Koin, dieser Verwandten der s. g. Bantu-Völker, gehören (vgl. G. Frisch, die Eingeborenen Südafrika's, S. 261 ff.). — Auf einigen Punkten hat der Katholicismus des Verf. der Weite seines Blicks und der Unbefangenheit seines Urtheils Beschränkungen auferlegt; so zu wiederholten Malen da, wo genauere Bekanntschaft mit der evangelischen Missionsliteratur ihm reichere Belege für das von ihm Gesagte zuführen, oder auch Einzelnes davon zu modificiren vermocht hätte, z. B. S. 258 („Aussterben der Naturvölker“), S. 248, 251 zc. — Ein sehr wesentliches Versäumniß endlich ist es, daß der Verf. der Frage nach dem Alter des Menschengeschlechts keinerlei specielle Erörterung gewidmet, und sich namentlich mit denjenigen darwinistischen Monogenisten, die zwar eine einheitliche Abstammung unsres Geschlechts behaupten, dafür aber ein viele Myriaden, oder gar Hunderttausende von Jahren betragendes Alter desselben postuliren (so z. B. D. Pöschel: „Die Lage des Paradieses.“ Ausland 1867, Nr. 47) auseinanderzusetzen unterläßt. Daß er selbst mit der biblischen Altersbestimmung des Menschengeschlechts übereinstimmt, erhellt allerdings aus verschiedene Andeutungen. Aber eine eingehendere Rechtfertigung dieser Ansicht gegenüber jenen anderslautenden Bestimmungen wäre darum dennoch wünschenswerth gewesen, wünschenswerther vielleicht, als die anhangsweise beigegeben (auch durch eine Abbildung: vergleichende Nebeneinanderstellung eines Menschen- und eines Gorillaskletons, illustrierte) Erörterung des Thema's „Mensch und Affe“ auf S. 376–412, die zwar an sich recht lehrreich und gediegen, aber doch nicht in so unmittelbarem Zusammenhange mit dem Hauptgegenstande der Schrift stehend erscheint, wie eine auf die Altersfrage bezügliche Darlegung gewesen sein würde.

Recht verdienstlich ist die außerdem am Schluß S. 413–428 beigegebene tabellarisch-übersichtliche „Zusammenstellung verschiedener Einteilungen des Menschengeschlechts“ von Meiners (1793) an bis auf Welcker und „Häckl“ (so schreibt der Verf. mehrere Male irrthümlich, S. 427). — Die äußere Ausstattung des Buchs ist eine vortreffliche.

3.

Fraas, Dr. Oscar, Die alten Höhlenbewohner. Der Birchow-Holzendorffschen „Sammlung gemeinverständlicher wissenschaftlicher Vorträge“ Heft 168). 32 S. 6 Sgr.

Der Verf. bietet in diesem Vortrage eine meisterhafte gebrängte Zusammenstellung alles dessen, was die geologische und paläontologisch-archäologische Durchforschung der alten Knochenhöhlen Belgiens, Frankreichs und Deutschlands (auf diese 3 Länder beschränkt sich in der Hauptsache der Kreis seiner Betrachtung) bis jetzt an relativ sicheren Resultaten bezüglich der Kulturzustände und des Alters der sie einst bewohnenden Menschen ergeben hat. Abweichend von der Mehrzahl der auf diesem Gebiete thätigen Forscher, insbesondere der belgischen und französischen, rückt Fraas, auf Grund seiner in hohem Grade umsichtigen und besonnenen Erwägungen, „das Leben und Treiben dieser Höhlenmenschen nicht in unbegreiflich weite Formen, aus denen keine Verbindung in unsre Zeit herüberführt,“ — er sieht vielmehr in ihnen „die ersten Einwanderer von Osten her, die von dem Festlande Europa überhaupt zum ersten mal Besitz ergriffen und die — bereits dem arischen Stamme angehörten“ (wie die vorzugsweise dolichocephale Gestalt der von ihnen herrührenden Schädelreste zeige), die also auch keineswegs hinter die uns bekannten Zeiten der menschlichen Geschichte hinauszurück zu seien. — Wir empfehlen das lehrreiche Schriftchen allen denen, die durch den seitens mancher Geologen mit ungeheuren Zahlenangaben auf dem Gebiete der menschlichen Urgeschichte getriebenen Schwundel etwa einmal betrauscht gewesen sein und an den unangenehmen Folgen solchen Rausches leiden sollten, zu heilsamer Ernüchterung.

3.

Twetten, C., Die religiösen, politischen und socialen Ideen der asiatischen Culturvölker und der Aegypter in ihrer historischen Entwicklung dargestellt. Herausgegeben von Professor Dr. M. Lazarus. 2 Bde. VI. 674 S. 8°. Berlin, 1872. Ferd. Dümmler's Verlagsbuchh. 4 Thlr.

In unserer Zeit, wo die Fachwissenschaften sich in engere und immer engere Grenzen umschranken, wird uns selten ein groß angelegtes Werk zu Theil aus der Feder eines Mannes, dessen nächste Lebensaufgaben einem ganz andern Gebiete angehören als dem einer speciellen Wissenschaft. Jedermann in

Deutschland ist Carl Twesten, der verstorbene Sohn des Theologen, durch seine politische Wirkksamkeit bekannt. Daß aber er, dessen Beruf ein richterliches Amt war, sich in seinen Mußestunden mit eingehenden Studien der Geschichte des Alterthums beschäftigte, wird den Meisten überraschend sein; auch hat seine lebhafteste Betheiligung an der Politik bald diese stillere Arbeit unterdrückt. Das jetzt erschienene posthume Werk ist nach langjähriger Vorbereitung in den Jahren 1856 bis 1859 geschrieben worden. Schon die Herausgabe durch Prof. Lazarus bürgt dafür, daß es nicht ein gewöhnliches Dilettantenbuch ist.

Das Werk war darauf angelegt, eine Geschichte der Ideen wie der alten asiatischen Völker und der Aegypter, so auch des classischen Alterthums und der christlichen Welt zu geben. Es ist unvollendet geblieben, und nur die Einleitung, welche die Geschichte der Menschheit im Allgemeinen nach ihrer Auffassung, Darstellung und Erklärung behandelt, und die Darstellung der altorientalischen Ideen sind erschienen, in drei Büchern, von denen das erste die Einleitung umfaßt, das zweite die Rastenstaaten behandelt, nämlich Indien und Aegypten, und das dritte die Nationen Vorderasiens, nämlich Babylonier und Assyrier, Iranier, Phöniciier, Israeliten. — Man sieht aus dieser Inhaltsangabe, daß der dem Buche gegebene Titel nicht ganz entsprechend ist; er drückt nicht aus, daß nur die alten Culturvölker Asiens gemeint seien und wäre auch mit dieser Beschränkung noch zu weit, da dann doch jedenfalls auch die Chinesen noch eingeschlossen sein sollten.

Das Buch will, wie der Titel besagt, keine Geschichte der Thatfachen geben, sondern die das Volksleben bewegenden Ideen historisch entwickeln. Nicht die Geschichte selbst sondern ihre Erklärung ist sein Zweck. In dieser Erklärung hat Twesten mit unverhüllter Offenheit seine Anschauung von aller Geschichte vorgetragen. Sie basiert auf dem bestimmtesten Naturalismus. Doch können wir den Worten des einen entgegengegesetzten Standpunkt einnehmenden Herausgebers beipflichten, wenn er sagt: „Der Kampf des Naturalismus und Idealismus kann nur gewinnen durch den Eintritt eines so ernsten, eifrigen Kämpfers wie Twesten; er kann nur gewinnen, wenn der sonst meist übereilte und ungeschulte Naturalismus in Twesten einen so nachhaltigen, besonnenen, sagen wir geradezu nüchternen Vertreter findet.“ — Müssen wir vom Standpunkt einer christlichen Geschichtsbetrachtung uns mit dem entschiedensten Widerspruch gegen Twestens Erklärung der Geschichte wenden, so müssen wir doch zugeben,

daß sein Werk derart consequent durchgeführt ist, daß es eine wirkliche Widerlegung ermöglicht — was wohl von den wenigsten Producten des modernen Naturalismus gesagt werden kann — und daß es der Widerlegung werth ist. Doch ist an diesem Orte weniger eine Polemik gegen die Tendenz des Buches am Plage, als eine Andeutung dieser Tendenz. Was das Buch erstrebt, spricht die Einleitung unverhohlen aus. Sie macht einen bedeutenden Theil des Ganzen aus und ist dem Verf. offenbar die Hauptsache. Die Darstellung der Geschichte selbst soll die Axiome, welche dort ausgesprochen sind, nur erhärten.

Von den Thatfachen der Geschichte ausgehend, will der Verf. die Gesetze des Geschehens suchen und zu einem Systeme ordnen; denn nur die systematische Behandlung verleiht der Darstellung eines bestimmten Gebietes den Charakter des Wissenschaftlichen, Philosophischen. Die Philosophie ist nicht mehr als „das Streben, alle Wahrheiten und Begriffe in ein geordnetes Ganzes zu bringen.“ Unter den drei Hauptrichtungen der Philosophie, der theologischen oder supranaturalistischen, der metaphysischen oder abstracten und der „positiven“, kommt allein der letzten das Prädicat der „rein wissenschaftlichen“ zu. — Die theologische Anschauungsweise hat ihren Grund darin, daß der Mensch nach Analogie der eigenen Bewegung, auch die Bewegungen der Natur auf Willensacte zurückführte, welche ihrerseits weiter die Annahme eines wollenden Wesens nothwendig machten. Die erste Stufe der Religion ist der Fetischismus, welcher alle Naturdinge für belebt hält. Doch mit seiner fortschreitenden Herrschaft über die ihn zunächst umgebende Natur rückte der Mensch die übermenschlichen Willensmächte in weitere Ferne — die Götter des Himmels — oder band sie an allumfassende Gegenstände — Erde und Meer. An sich selbst Körper und Geist unterscheidend, trennte er später Gottheit und Welt. Die Götter wurden von den körperlichen Dingen gelöst: aus dem Fetischismus ward Polytheismus. Mit der Erforschung der Gesetzmäßigkeit in den Naturereignissen wurden weiter die Götter aus Naturmächten mehr und mehr „intelligente und moralische Wesen.“ Das Bedürfniß aber der vertieften Reflexion, eine letzte Ursache des Seins zu finden, stellte frühzeitig an die Spitze des Pantheons bei verschiedenen Völkern einen höchsten Gott. Einen Gott als den einzigen hinzustellen, ward für ein ganzes Volk am frühesten bei den Hebräern versucht; aber erst mit dem Christenthum ward wirklicher Monothismus.

Es folgt eine Kritik des Glaubens an

Offenbarung, Wunder, Gebetserhörnung. Als charakteristisch sei eine Aeußerung über das Gebet wiedergegeben: „Es wird überhaupt nur gebetet, so weit die theologische Theorie reicht, so weit lebendige Willensacte geglaubt werden. Das religiöse Alterthum rief in allen Dingen des Lebens die Götter an, Kinder und Böbel thun es noch jetzt: auch Gebildete wenden sich wohl in äußeren Angelegenheiten an ihren Gott, wenn tiefe Trauer oder eine andere Leidenschaft des Herzens die Einsicht des Verstandes ausschließt; sobald sie sich bestimmen, thun sie es nicht mehr.“ Endlich ein Urtheil über den gegenwärtigen Stand der theologischen Weltanschauung. Es lautet traurig, wäre erschreckend, wenn es wirklich so stände: „Die Theologie ist, statt an der Spitze der Intelligenz zu stehen, in den feindlichsten Gegensatz gegen alle Fortschritte der Wissenschaft getreten; statt die Räthsel der Welt zu lösen, quält sie sich ab, ihre eigenen Grundlagen zu beweisen.“ „Eine wirkliche Harmonie des systematischen Denkens kann die Religion nimmer wieder herstellen. Das Salz ist dumm geworden. Es ist Zeit, ein Ende zu machen.“

In ähnlicher Weise wird die Entwicklung der metaphysischen Richtung skizzirt. Auch sie ist nach Zweiten im Aussterben und muß ein Gebiet nach dem andern der positiven Wissenschaft abtreten. Die Gegenwart darum und die Zukunft gehört allein der „positiven“ Philosophie, welche „nichts anderes sein will als die systematische Zusammenfassung der einzelnen Wissenschaften, die jedem Versuche widerspricht, die Philosophie als etwas für sich bestehendes, von den übrigen Wissenschaften unabhängiges, auf andern, ihr ausschließlich zukommenden Grundlagen beruhendes hinzustellen. Denn „alle unsere Kenntniffe sind relativ, durch unseren Organismus und die Einwirkung der Dinge auf denselben bedingt. Die innere Natur der Dinge, das Wesen einer Kraft, den Grund, warum an gewisse Formen oder Organe gewisse Kräfte gebunden sind, können wir nicht weiter erklären.“ — „Alle Wissenschaft ist durch Induction zu construiren; ohne Erfahrung gibt es keine Kenntniffe. Nach den Vorarbeiten des Aristoteles und Baco von Verulam hat zuerst Comte in seiner positiven Philosophie eine einheitliche, rein auf der inductiven Methode fußende encyclopädische Theorie aufgestellt. Mit welchem Recht jene beiden großen Philosophen als Vorläufer des naturalistischen Franzosen betrachtet werden, lassen wir dahingestellt. Nach Zweiten ist es ihnen eine Ehre, daß sie voranleuchteten „dem Stern der goldenen Morgenröthe, dem Boten eines großen hellen

Tages“ d. i. — — Comte! In Comte's Sinne wird nun eine übersichtliche Beleuchtung der fünf ersten der von ihm aufgestellten Grundwissenschaften gegeben. Das vorliegende Werk ist — so scheint es — das Bruchstück einer Darstellung der sechsten und letzten, der Sociologie d. i. der Wissenschaft von der Gesellschaft. — Es fehlt offenbar eine Verbindung zwischen der Einleitung und der folgenden geschichtlichen Darstellung, so daß sich nicht genau erkennen läßt, wie der Verfasser sein Werk dem Ganzen der Wissenschaft eingegliedert wissen wollte.

So weit die Einleitung. Wir hätten ungefähr jedem der darin aufgestellten Sätze principiell zu widersprechen. Nur ein Widerspruch sei hier erhoben. Der Verf. will die Geschichte reconstituiren ohne die Annahme eines in ihr wirkenden lebendigen Gottes, den er nicht glaubt. Der Gottesglaube soll ein Fündlein sein des kurzichtigen Geistes unserer Voreltern, entstanden aus den rohen Anfängen des Fetischismus. Daß dies die älteste Religionsform sei, ist eine oft aufgestellte aber gänzlich unerwiesene Behauptung, hat also kein Recht, in die „positive“ Wissenschaft aufgenommen zu werden. Die Sprachforschung, eine „positive“ Wissenschaft, deren Resultate von dem Verf. anquerkennen waren, kommt nicht zu diesem Ergebnis. Man beachte die arischen Sprachen. Der in fast allen derselben vorkommende Name zur Bezeichnung der Gottheit im Allgemeinen oder des höchsten Gottes (der sich aus der Zeit vor Scheidung der Stämme herleiten muß), nennt die Gottheit nach dem lichten Himmelsgewölbe — nicht nach einem dem Menschen nahe liegenden Gegenstand, sondern nach der äußersten Erdsferne. — In den semitischen Sprachen sind verschwindend wenige Gottesnamen entnommen von der Bezeichnung eines Dinges der sichtbaren Welt; fast alle, und zwar gerade die fast allen Dialecten gemeinsamen, nennen die Gottheit mit einem Eigenschaftswort (der Starke, der zu Fürchtende, der Erhabene u.). Sollten nun auch diese semitischen und jene arischen Gottesnamen einer Epoche angehören, welche jenem angeblichen ältesten Fetischismus erst folgte, so ist doch mindestens die Sezung des Fetischismus als der ältesten Religionsform ein Axiom, das keinen historischen Halt hat. Daß jene Gottesnamen auf einen ursprünglichen, nicht zwar ausgesprochenen sondern unbewußten Monothetismus deuten — auf Henotheismus, wie zuerst Schelling diesen Gottesglauben genannt und wie ihn dann Max Müller aus der vergleichenden Sprachwissenschaft glänzend entwickelt hat — dieß hat noch Niemand zu

widerlegen vermag, es läßt sich aber freilich auch nicht beweisen, so wenig das Dasein Gottes dem demonstirt werden kann, der ihn nicht glauben will.

Bei Iwestens Darstellung der Geschichte als einer Entwicklung der Menschheit rein aus sich selbst heraus, ohne Annahme einer höhern Leitung, ohne Segung eines einheitlichen Zieles, mußte insbesondere die Geschichte des Volkes Israel ohne alles Verständniß behandelt werden. Ist sie doch, deutlicher als die Geschichte anderer Völker, ganz gestaltet aus dem Ineinandervirken des göttlichen und menschlichen Factors und bleibt unbegreiflich, wenn sie nicht vorbereiten sollte auf ewige Ziele der Menschheit. — Mit Liebe ist dagegen behandelt die Geschichte der Iranier, vielleicht deshalb, weil der persische Geist dem germanischen am nächsten steht, noch mehr wohl deshalb, weil der Verf. hier Ideen ausgestaltet fand, die an Erhabenheit denen des alten Testaments wie des Christenthums nicht nachstünden und die er aus Oppositionsucht gegen die anspruchsvolle und exclusive Offenbarungsreligion mit glänzenden Farben malt. — Ganz kurz, wie es scheint unvollendet, ist der Abschnitt über die Phönicië.

Iwestens Darstellung der alten Geschichte des Orients, ohne eigene Einsicht in die Quellen geschrieben, kann nicht Anspruch machen auf neue Resultate der Einzelforschung. Aber so sehr wir ihre Gesamtanschauung bekämpfen, wir müssen ihr zugestehen, daß sie reich ist an einzelnen geistvollen Apercüs, die Licht werfen in manchen dunkeln Zusammenhang der geschichtlichen Entwicklung.

Dem Werke fehlt zu seiner Vollendung nicht nur die Geschichte des klassischen Alterthums und der modernen Culturvölker, sondern auch ein abschließender Ueberblick über das Dargestellte, in dem das Gesamtergebnis gezogen und mit den Axiomen der Einleitung verknüpft würde. Doch ist es für den Leser unschwer, das Facit im Geiste des Verf. zu ziehen. Möchten die ungelösten Räthsel, welche ein solches Endergebnis stehen läßt, Viele zu der Erkenntniß führen, daß auf diese Weise, auch mit den besten Mitteln, die Gesetze der Geschichte nicht können gefunden werden, daß sie vielmehr nur dann in ihrer Vollständigkeit können erkannt werden, wenn über dem Realen der erscheinenden das Ideale einer unsichtbaren Welt besteht, nicht minder „positiv“ als jenes; wenn die Gottheit, welche alle Völker geglaubt, nicht ein Erzeugniß ist der menschlichen Beschränktheit, sondern eine lebendige Kraft, die in der Geschichte wirkt.

— s —

Geschichte.

Thyne, Wilh., Römische Geschichte. Dritter Band. Die äußere Geschichte bis zum Falle von Numantia. Mit einem Plane von Karthago. gr. 8. S. VIII u. 368. Leipzig, 1872. Engelmann. 1 thlr. 15 sgr.

Diese römische Geschichte, über deren zweiten Band wir im sechsten Bande des literarischen Anzeigers 1870 S. 437—438 berichtet haben, sollte nach der ursprünglichen Absicht des Verfassers in drei Bänden zum Abschluß gebracht werden. Der jetzt vorliegende dritte Band führt dagegen die äußere Geschichte nur bis auf die Zeit der Griechen und enthält noch nicht die entsprechende Periode der inneren Geschichte, nur in sieben Capiteln des fünften Buchs den Kampf um die Herrschaft im Osten. Die früheren Vorzüge sind auch hier zu rühmen, eine selbstständige Auffassung wie verständige Beurtheilung der geschichtlichen Begebenheiten. Die Thatsachen sind vorwiegend nach den Quellen erzählt ohne Einmischung subjectiver Ansichten, freilich hätten einzelne Stellen noch berücksichtigt sein können, z. B. für Livius scheint Thyne nicht angenommen zu sein, denn er tabelt S. 97 seine „Flüchtigkeit“, und S. 219 eine pomphaffe Erklärung. Die kurzen knappen Sätze des Verfassers aber erleichtern ungemein das Verständniß seiner Darstellung, welche übrigens klar und durchsichtig ist. Die jetzige Ausdehnung des Werkes, welche sich innerhalb mäßiger Grenzen hält, hat veranlassen können, manche bisher wenig berücksichtigte Einzelheiten der äußeren Geschichte Roms in die Erzählung mit aufzunehmen, z. B. eine lebhafte Schilderung der Demüthigung von Rhodos (S. 225—230). Ueber den gewichtigen Fürsprecher der rhodischen Gesandten in Rom, den alten Cato (S. 227), konnte noch auf Gell. VII 3. verwiesen werden. Gleich spannend und interessant ist die Belagerung, Erstürmung und Zerstörung Karthago's (S. 284 ff., 300—311) erzählt worden. Die von dem Verfasser S. 309 erwähnte Vermischung gegen Jeben, welcher auf der Stätte des verwüsteten Karthago eine neue Stadt zu gründen unternehmen würde, ergänzen wir durch die Stelle aus Bellej I. 12: *Odium ultra metum durat*. An der Glaubwürdigkeit der erzählten Geschichte, Hasdrubal's Gemahlin habe nach der Zerstörung von Karthago ihren Gatten als Feigling und Verräther verflucht, vor seinen Augen erst ihre beiden Söhne und dann sich selbst in die Flammen

des brennenden Tempels gestürzt, erhebt der Verfasser einige Zweifel und bezeichnet dieselbe als einen „Theatereffect“ S. 308 Anm. 2. Das Eilen Philipps von der Schlacht bei Rhynostephalä „nach Hause“ S. 47 konnte genauer bezeichnet werden: nach Tempe (Liv. XXXIII, 10). Die Verkündung der Freiheit auf dem Isthmus für die Griechen war durch Anführung der schönen Worte aus Livius XXXIII, 32—34 noch mehr hervorzuheben. Percensuerat omnes gentes, quae sub ditione Philippi regis fuerant. Audita voce praeconis, majus gaudium fuit, quam quod universum homines acciperent.“ „Bei der Flucht des Königs Philipp nach der Schlacht von Pydna S. 212 ist vielleicht zur Charakterisirung der Wuth seiner Umgebung die Stelle aus Liv. XLIV, 45 noch anzuziehen „quidam ausunt media ex concione succellamare: Abite hinc, ne, qui pauci supersumus, propter vos pereamus.“ Den liebenswürdigen Charakter des Scipio Aemilianus bezeichnen wir zusätzlich zu S. 299 durch ein Lob aus Bellej. I, 12: Nihil in vita nisi laudandum aut fecit, aut dixit ac sensit. Solche aus den Classikern citirte Stellen, wenn man will geflügelte Worte, beleben sehr günstig eine geschichtliche Darstellung; unser Erachtens hätten daher die Lateiner ausgiebiger nach dieser Richtung benutzt sein müssen. „Die Annahme des Verfassers S. 105, daß „eine übelwollende, rücksichtslose und unehrliche Politik“ Roms die Griechen zu einem Verzweiflungsgang getrieben habe, und daß (S. 270), „in der Persidie der römischen Politik die unmittelbare Veranlassung zum Untergang der griechischen Selbständigkeit zu erkennen sei“ dürfte aber doch zu hart sein. Die S. 45 erwähnte Bewaffnung mit dreißig Fuß langen Speeren ist wohl ein Druckfehler. Der am Schlusse beigefügte Plan von Karthago erläutert sehr übersichtlich die Erzählung von der Zerstörung dieser Stadt. Mögen die noch folgenden Bände die staatliche Entwicklung des römischen Volks gleich befriedigend darstellen, und möge so für die innere Geschichte dieses Weltvolks eine dem jetzigen Standpunkte der Wissenschaft entsprechende Grundlage des Verständnisses in weiteren Kreisen gewonnen werden.

Adlff.

Kolbe, Dr. Friedrich. Erzbischof Adalbert I. von Mainz und Heinrich V.
gr. 8. 149 S. Heidelberg, 1872. Carl Winter's Universitätsbuchhandl. 1 thlr.

Die vorliegende Monographie über Erzbischof Adalbert I. von Mainz ist ein schätzbare Beitrag zur genaueren Erforschung eines wichtigen Abschnittes der mittelalterlichen Ge-

schiechte, der Zeit Kaiser Heinrichs V. Denn mit dieser allein beschäftigt sich hier der Verfasser und verspart die Darstellung des Verhältnisses von Adalbert zu Kaiser Lothar auf eine spätere Gelegenheit. In der That ist aber auch der Stoff so groß, daß diese Trennung nicht ungerechtfertigt erscheint, wenn man es auch auf der andern Seite bedauern mag, auf diese Weise eines zusammenhängenden Gesamtbildes der mächtigen Persönlichkeit verlustig zu gehen. Der Verf. hat seinen Stoff in fünf Abschnitte vertheilt. Zuerst handelt er von Adalbert vor seiner Erhebung zum Erzbischof. Er zeigt, wie Adalbert als Kanzler Heinrichs zugleich dessen erster Rathgeber und Vertrauter, seine rechte Hand, ja, wie sich Heinrich selbst einmal ausdrückt, die Hälfte seiner Seele ist, wie er den lebhaftesten Antheil nimmt an den Unterhandlungen mit Paschalis II. über die Investitur, wie er stets mit Schärfe den kaiserlichen Standpunkt vertritt und wohl auch der gewaltsamen Gefangennehmung des Papstes, mit der zunächst im Jahre 1111 der Streit endigte, nahe stand, sei es nun daß er, wie die Zeitgenossen glaubten, diese Maßregel erfonnen und Heinrich, angerathen, sei es daß er sie bloß gutgeheißen hat. Zum Lohne für seine Dienste erhielt Adalbert das Erzbisthum Mainz von Heinrich, der inzwischen den gefangenen Papst zur Einwilligung in die Laieninvestitur und zur Kaiserkrönung gebracht hatte. Für immer schien Adalbert mit Heinrich verbunden zu sein. Allein „eine nahe Zukunft schon zeigte, daß weder die Mitschuld an begangenen Verbrechen, noch das Gefühl der Dankbarkeit hinreichend stark waren, ein dauerndes Band zwischen zwei selbstsüchtigen und herrschbegierigen Charakteren zu begründen.“ Kaum ein Jahr verging und es erfolgte der plötzliche, räthselhafte Abfall Adalberts vom Kaiser, sein Uebertritt auf die päpstliche Seite. Der Verf. sieht den Hauptbeweggrund zu diesem dunkeln Schritte, bei welchem Adalbert sich der Sache der Kirche nur als Vorwandes bedient habe, in seiner ungemessenen Ehr- und Herrschsucht. „Unter Heinrichs V. straffem Regimente war eine selbständige Politik für einen deutschen Fürsten nicht möglich; Heinrich wollte nicht seine Herrschaft mit den Fürsten theilen, seine despotische Natur ging darauf aus, die fürstlichen Gewalten zu brechen oder sie als Mittel für seine Zwecke zu benutzen. Mit Adalbert's ehrgeizigem Streben jedoch vertrug es sich nicht, einem despotischen Machthaber als Werkzeug zu dienen, er wollte herrschen, eine selbständige Rolle spielen, an der Spitze der Fürsten auf die Geschichte des Reiches bestimmend einwirken. Das war eine Aufgabe, die eines Erzbischofs von Mainz würdig war. Zu diesem Ziele

aber war nur auf dem Wege der Opposition gegen das Kaiserthum zu gelangen, nur die Beschränkung der kaiserlichen Gewalt sicherte dem deutschen Fürstenthum seine Selbständigkeit. Adalbert hat dies rasch begriffen, als der erste Vertreter der fürstlichen Gewalt nahm er mit Entschiedenheit der Traditionen jener Politik auf, die in den Zeiten Heinrichs IV. so große Erfolge errungen hatte. Durch den Bund der fürstlichen Macht mit der Kirche war das Kaiserthum gedemüthigt worden; diesen Bund versuchte Adalbert zu erneuern, um an seiner Spitze die höchste gebietende Stellung im Reiche, der sich auch der Kaiser beugen mußte, zu erlangen: dies war ein Ziel, das selbst einen zügellosen Ehrgeiz reizen konnte und das zugleich in der Vergangenheit seine politische Begründung fand." (S. 58. 59.). Es ist hier nicht der Ort, auf die Einzelheiten des nun folgenden Kampfes, sowie der endlichen Friedensbestrebungen einzugehen. Der Verf. schildert sie an der Hand der Quellen, namentlich des von Jaffé neu edirten *codex Udalricus*, in eingehender und ausführlicher Weise, und bespricht dann am Schlusse noch das Verhältnis zwischen Adalbert und Kaiser Heinrich nach dem Wormser Concordat. Das Buch des Verf. ist mit warmer Theilnahme geschrieben. Aufgefallen ist uns in der sonst guten Diction der Ausdruck S. 69: „Die dem Kaiser vergeißelten Mainzer“, statt: als Geißeln übergebenen; sowie S. 83: „Den entbliebenen Alerus“, statt: aus gebliebenen. Die äußere Ausstattung ist sehr gut.

F. E.

von der Kopp, Dr. Goswin. Erzbischof Werner von Mainz. Ein Beitrag zur deutschen Reichsgeschichte des 13. Jahrhunderts. gr. 8. 196 S. Göttingen, 1872. Vandenhoeck und Ruprecht. 1 thlr.

Der Gegenstand der obigen Schrift, die wir unbedenklich als das Muster einer kritischen Monographie bezeichnen können, ist Werner von Eppenstein, der gewaltige Erzbischof von Mainz während des Interregnums und der nächsten darauffolgenden Jahre (1259—1284). Der Verf. enthält sich grundsätzlich eines ausführlichen Eingehens auf die inneren Zustände und Verhältnisse des Bisthums Mainz in kirchlicher wie weltlicher Beziehung; er schildert lediglich die Thätigkeit Werners als Reichsfürst. Dadurch gewinnt aber gleichzeitig seine Darstellung ein weiteres, als etwa nur locales Interesse; sie wird, wie der Verf. auch auf dem Titel angedeutet hat, ein „Beitrag zur deutschen Reichsgeschichte“ und zwar,

wie gesagt, ein sehr werthvoller und dankenswerther.

Nach einer kurzen Einleitung bespricht der Verf. im ersten Abschnitt die Thätigkeit Werners während des sog. Interregnums bis zum Tode König Richards; der zweite Abschnitt zeigt seine Bemühungen für die Neugestaltung des Reichs und die Herbeiführung einer Königsgewalt, die auf Grundlage der Eintheiligkeit aller Kurfürsten ruhen sollte. Im dritten Abschnitt endlich wird die Theilnahme Werners an der Regierungsthätigkeit Rudolfs, und seine Politik gegenüber demselben dargestellt.

Von dem was die Leser im Einzelnen in diesem Buche zu finden haben, sowie von der Auffassung im Allgemeinen, die der Verf. der Regierung Werners zu Theil werden läßt, gibt den besten Begriff die übersichtliche Zusammenfassung, mit der die Schrift schließt und die wir hier der Hauptsache nach wörtlich wiedergeben wollen.

Das Hauptbestreben Werners ist, sein Fürstenthum nach Außen hin zu vergrößern und, man kann wirklich sagen, abzurunden, namentlich am Rhein. In den Mitteln, zu diesem Ziel zu gelangen, ist er nicht wählerisch; gelingt es nicht durch Geld und Kauf, so durch das Schwert, zu dem dann die ihm zu Gebote stehenden geistlichen Strafen hinzutreten. Nach Innen ist er ernstlich bemüht, die durch die Wirren und Fehden im Vermögen wie in der Moral heruntergekommene Geistlichkeit wieder zu heben; andererseits aber unterdrückt er als weltlicher Fürst und Landesherren allmählich oder durch Zwang die ihm widerstrebenden Elemente und weiß die Grundzüge der fürstlichen und landesherrlichen Oberhoheit mit Entschiedenheit geltend zu machen. Doch ist er dabei durchaus kein Gegner der Reichsgewalt, vielmehr weiß er seine Interessen stets mit denen des Reiches zu vereinen, wie die Wahl Rudolfs zeigt, an deren Zustandekommen er sich in hohem Maße theilte. Der neue König durfte nicht zu mächtig sein, daher konnte selbst seine Freundschaft mit dem Pfalzgrafen Ludwig ihn nicht bewegen, ernstlich für dessen Wahl zu wirken. Dagegen den Grafen von Habsburg unterstützt er aufs Nachdrücklichste — gefährlich war er ihm nicht und soviel Macht mußte er doch besitzen um den Frieden im Reich aufrechterhalten zu können. Kaum schlägt aber der neue König eine den Fürsten keineswegs allzufreundliche Politik ein, so tritt Werner im Verein mit Köln und Trier ihm entgegen. Doch steht er gewissermaßen immer in der Mitte zwischen den Parteien und veranlaßt selbst durch sein Nachgeben einen nochmaligen Ausgleich. Als aber die Macht Rudolfs gefährlich zu werden droht und sein Streben, sich eine Hausmacht zu be-

gründen, immer deutlicher hervortritt, so ist Werner sofort wieder bereit durch einen engeren Bund mit seinen beiden Mitkurfürsten der fürstlichen Gewalt am Rhein der königlichen gegenüber das Uebergewicht zu verschaffen, ohne aber den offenen Kampf mit dem König zu wollen. Der König sollte nur zur Anerkennung gewissermaßen der Rechte des Kurfürstenkollegs neben den der Reichsgewalt gebracht werden. Als Rudolf ihm hierin entgegenkommt, ist er gleich zur Versöhnung bereit. Nur wo seinem fürstlichen Interesse von Rudolf direct entgegengetreten wird, läßt er sich keine Einmischung gefallen. Im Ganzen kann man daher wohl sagen, Werner von Mainz fühlte sich zuerst als erster Fürst des Reiches und dann erst als erster Vasall des Königs, das Interesse seines Fürstenthums stand ihm immer höher als das des Königs und Reichs, nur suchte er beide nach Möglichkeit zu vereinen und auszugleichen. Das Königthum sollte kräftig im Reiche bestehen, ihm zur Seite aber die Fürsten und zwar die Kurfürsten als dasjenige Element, nach dessen Willen der König sich richten, mit dem er Hand in Hand gehen sollte. —

Auf den Text folgen außer einer Beilage noch 389 Regesten zu Werners Geschichte. Die Ausstattung des Buches ist vorzüglich. Möge es weite Verbreitung und Anerkennung finden! F. E.

Schirmacher, Dr. Friedrich, Professor an der Universität zu Rostock. Beiträge zur Geschichte Mecklenburgs vornehmlich im dreizehnten Jahrhundert. gr. 8. 556 S. 16 Blätter Skizzen; 1 Ansicht und 1 Karte. Rostock, 1872. Ernst Ruhn's Verlag. 4 1/2 thlr.

Die vorstehende Publikation umfaßt sechs Arbeiten, welche von Schülern des Herausgebers in dessen historischem Seminar ausgeführt und von ihm sodann, jede mit eigenem Titel und eigener Paginierung, zu dem vorliegenden stattlichen Bande vereinigt sind. Alle behandeln sie die Mecklenburgische Landesgeschichte, ein Thema, dessen Bearbeitung an sich nahe lag und auch durch die vorausgegangene Veröffentlichung des Mecklenb. Urkundenbuchs veranlaßt und erleichtert worden war. Wenn man so auf der einen Seite nur ungern darauf verzichtet, auch Gegenstände der allgemeinen Reichsgeschichte in einem Institute, wie dem Rostocker historischen Seminare bearbeitet zu sehen, so kann man andererseits der Mecklenburgischen Landesgeschichte nur Glück wünschen zu der vielfachen Förderung, die ihr durch so tüchtige Kräfte und in so sachgemäßer Weise zu Theil geworden ist. Es kann

hier natürlich nicht unsere Aufgabe sein, jede einzelne Arbeit eingehend zu analysiren und mit kritischen Bemerkungen zu begleiten, es möge genügen, den Lesern mit einigen Worten zu zeigen, über welche Gegenstände sie in unserem Buche Belehrung zu finden erwarten dürfen.

Die erste Arbeit von Dr. Gustav Floerke behandelt „die vier Parochial-Kirchen Rostocks“ (137 S.). Es sind die Kirchen St. Nicolai, St. Petri, St. Marien und St. Jakobi, deren Baugeschichte hier an der Hand der Urkunden, wie mit Hülfe der Formen ausführlich untersucht und dargestellt wird, wobei 16 Skizzentafeln, sowie eine Ansicht Rostocks aus dem 16. J. nach einem im German. Museum befindlichen Original zur Erläuterung dienen. Dann folgt Franz Schildt mit einer „Geschichte der Stadt Wismar von der Gründung bis zum Ende des 13. Jahrhunderts“ (134 S.). Der Verf. behandelt erst die innere, dann die äußere Geschichte der Stadt. In jener bespricht er: Gründung, Name und Gebiet der Stadt; Wismar als Residenz; Rath und Beamte der Stadt; Privatleben einzelner Rathsmannen; Kirche und Schule, Klöster und Hospitäler; Bürger und bürgerliches Leben; Rechtspflege; in dieser: Verhältniß Wismars zu den mecklenburgischen Fürsten und Wismars auswärtige Beziehungen. Der Arbeit ist eine Karte von Stadt und Gebiet Wismar beigegeben. In etwas kürzerer Weise hat Th. Herrlich die „Geschichte der Stadt Rostock bis zum Jahre 1360“ bearbeitet. (68 S.). Er handelt nach einander von der Gründung der deutschen Stadt Rostock; Heinrich Borwin I. und seine Söhne; Verleihung des Lübschen Rechts an die Stadt (1218); Heinrich Borwin III. Herr von Rostock seit 1227; Erweiterung der Stadtrechte durch die Privilegien der Jahre 1252 und 1264; Regierung Waldemars; Entwicklung der lokalen Verhältnisse, der Straßen, Märkte u.; Hopfenbau und Brauereiverhältnisse, Stellung der Rostocker Landesfürsten gegenüber der Entwicklung der städtischen Freiheit und Selbständigkeit; Umfang der fürstlichen Rechte und Befugnisse; Rath und Patriciat der Stadt; Geld-, bußenregister und Rämmererechnungen; Spezialgeschichte der Rostocker Hospitäler und Klöster. Nach einer kleinen Arbeit von Adolf Grimm: „Die Mecklenburgische Kirche unter Bischof Brunward (1192—1238)“ (26 S.) folgt wieder eine größere: „Geschichte des Klosters Doberan bis zum Jahre 1300“ von F. Compert. (164 S.). Die Hauptabschnitte behandeln: Veranlassung zur Gründung des Klosters; Gründung Doberans; Zerstörung des Klosters Alt-Doberan und Errichtung eines neuen im wendischen Dorfe Doberan; festlie-

gender Besitz des Klosters; Einnahmen und Ausgaben des Klosters; Rechte des Klosters; Stiftungen von Klöstern, Entsendung von Conventen, Gründung von Kirchen und Verhältniß des Klosters zu den in seinen Besitzungen gelegenen Kirchen; Bewohner des Klosters, die in den Urkunden überliefert sind und ihre Funktionen. Den Schluß bildet eine Abhandlung von W. Beckmann: „Die Gewerbe Mecklenburgs im 13. Jahrhundert“. (27 S.). F. E.

Treitschke, v., H. Historische und Politische Aufsätze. Vierte vermehrte Auflage. gr. 8. Erster bis dritter Band. Leipzig, 1871. Hirzel. 5 thlr.

Diese drei vom Neuem erscheinenden stattlichen, vom Verleger elegant ausgestatteten Bände sind als Batterien bezeichnet worden, welche dem Freunde zum Schutz, dem Feinde zum Trug aufzufahren seien. In der That hat Treitschke im Kampfe der seit dem italienischen Kriege verfloßenen entscheidenden Jahre immer mitten im Streit gestanden, und im Erfolg des schriftstellerischen Wirkens wohl jeden anderen Publicisten übertroffen. „Es bleibt — meint der Verfasser selbst, in der Zuweisung an Gustav Freitag — ein vermessenes Unternehmen, in einer so rasch wachsenden Zeit politische Schriften, die den breiten Stempel des Tages an der Stirn tragen, aus der Neue herauszugeben. Ich darf es wagen, denn der Kern meiner Überzeugung ist unerschütterlich geblieben, wenigleich ich manchem Irrthum entwachsen bin.“ Gestatten wir ihm auch gerne eine Berechtigung zu diesem stolzen Worte, so müssen wir andererseits anerkennen, daß manche seiner Schriftstücke eine mehr als literarische Bedeutung haben, sie waren politische Thaten und sind Grund- wie Ecksteine in dem Neubau unseres Staats geworden. Die Resultate seiner wissenschaftlichen Arbeiten sind ihm selbst mehr als wissenschaftliche Resultate, sie sind ein Stück seines Lebens. Treitschke besitzt einen ungemeinen Scharfsinn, alle Eigenthümlichkeiten eines Gegenstandes, welche er brauchen kann, zu entdecken und mit einander zu combiniren. Er ist dabei doch gerecht, unbefangen und verurtheilungsfrei, er wird nie anders sein wollen, als mit seinem Zweck in Verbindung steht. Der Enthusiasmus, welcher ihn befeelt, ist der Enthusiasmus des Willens und der That, er will die Nation zu seinem Glauben fortreißen, sie in Bewegung bringen; es kommt ihm darauf an, mit ihr in Fühlung zu bleiben. Nicht mit Unrecht ist er ein radicaler Aristokrat, ein Realist voll hochfliegenden Idealismus ein religiöser Freigeist genannt worden, aus dessen Schriften man

allerdings Vieles lernen kann. Die Bedeutung der oben genannten historisch-politischen Aufsätze haben wir im sechsten Bande des allgemeinen literarischen Anzeigers 1870 S. 441—444 in der damals vorliegenden ersten Ausgabe anerkannt. In der jetzigen vierten Auflage ist eine mehr systematische Anordnung getroffen worden und alles dasjenige weggelassen, was lediglich für den Zweck der Tagespolitik bestimmt war. Der erste Band bespricht Charaktere vornehmlich aus der ersten deutschen Geschichte, welche Vorkämpfer der modernen Ideen gewesen sind: Milton, Lessing, Fichte E. A. v. Wangenheim, L. Uhland, F. L. Dahlmann, u. Neu hinzugekommen ist eine Erinnerung an den Vorkämpfer des Einheitsstaates Carl Mathy. Außer diesen genannten Charakterbildern, welche einen Beitrag zur Geschichte der ungeheuren Wandlung geben sollen, welche unser Volksleben seit den napoleonischen Tagen durchgemacht hat, enthält der Band noch biographische Umrisse von Heinrich von Kleist, Hans von Gagern, Otto Ludwig, Lord Byron und der Radicalismus, Friedrich Hebbel. Einzelne Urtheile wollen wir wiedergeben. Lessing hat die sittliche Gesinnung vorgezeichnet, daraus alle wissenschaftliche Forschung entspringen soll. Nie hat ein Schriftsteller getreuer jenes Wort erfüllt, das seltsam genug zuerst angesprochen ward in einer Nation, die es nicht versteht — das Wort: *le stile c'est l'homme*. Dramatisch bewegt, wie das Leben selber strömt sie dahin, diese schmucklose, wasserklare Prosa — dem Unkundigen ein Rind der Laune, des Augenblicks, dem Tiefblickenden ein Werk vollendeter Kunst, die schwierigste aller Schreibweisen, denn unerträglich verlegend muß jeder triviale Gedanke, jede falsche Empfindung sich verrathen unter dieser leichten, nichts verbergenden Hülle. (S. 57). — Fichte hat zuerst mit einiger Bestimmtheit den Plan verkündet den König von Preußen als einen „Zwingherrn zur Deutscherheit“ an die Spitze des gesammten Vaterlandes zu stellen. Fichte's Bedeutung für die Geschichte unserer nationalen Politik findet der Verfasser (S. 137) in der sittlichen Einwirkung auf die Gesinnung des modernen Geschlechts. Hoch über die Fachgelehrten und die Publicisten hinaus erhebt sich der Redner an die deutsche Nation, wenn er mit der Kühnheit des Propheten das Ethos unserer nationalen Politik verkündet, wenn er den zerplitterten Deutschen den Geist der echten Vaterlandsliebe predigt, der über den Tod hinaus zu haßen und zu lieben vermag. Wahr bemerkt der Verfasser in der Charakteristik Hans v. Gagern's, daß dieser zu jenen Männern gehöre, welche wir uns am liebsten im Alter

vorstellen; jene milde Weisheit, die an dem jüngeren Manne leicht fälschlich als Mangel an Grundfägen erscheint, steht dem alten Herrn, der in dem Garten von Hanau seine Reben zieht, vortrefflich zu Gesicht. Lernen wir von Gager, mit gleicher Reinheit des Sinnes, gleicher Unermüdlichkeit, aber mit einer ganz anderen Kraft des Hasses und der Liebe die vaterländischen Dinge zu ergreifen, bei gleichem Vertrauen zur menschlichen Gattung um vieles nüchterner und härter zu werden gegen die Personen (S. 194). Hans v. Gager wollte ebenso wenig wie E. A. v. Wangenheim, dem die folgende sehr ausführliche Darstellung (S. 195—207) gewidmet ist, von Preußen Deutschlands Rettung kommen sehen, beide wirkten in dem „Aberglauben an die Cultur fördernde Macht der Kleinstaaten; Gager spielte dilettantisch mit dem Gedanken des Bundes der Kleinstaaten, während Wangenheim in Württemberg diesen Plan zu verwirklichen trachtete und, noch bei Lebzeiten von seinem Volk vergessen, für immer bewies, daß jeder Versuch einer deutschen Reform ohne Preußen nur neue Zwietracht säen kann und nothwendig enden muß in einer kläglichen Sonderbündelei, von der das Volk sich widerwillig wendet. (I, 197). Mit Recht sagt der Verfasser am Schluß der Charakteristik Wangenheims (I, 266): „Wer die Summe zieht, wird jene herbe Klage nicht unterdrücken können, welche leider jedes Blatt der deutschen Bundesgeschichte uns entlockt: köstliche Kräfte fruchtlos vergeudet.“ Beide Aufsätze über Gager und Wangenheim geben überdies in ihren auf genauen Studien beruhenden Mittheilungen eine allerdings nicht sehr erfreuliche Einsicht in das damalige Kraftleere und dennoch aufgeblasene Treiben der Kleinstaaten. Die gelegentlich vorkommenden Aeußerungen über die preussischen Zustände von und in den Freiheitskriegen befanden eine eingehendere und allseitige Kenntniß jener Zeitereignisse auf Seiten des Verfassers, als in irgend einem der vielen schon vorhandenen, theilweise sehr gepriesenen Geschichtsbüchern über jene Zeit anzutreffen ist. Aus der Charakteristik Dahlmann's erwähnen wir dessen Glaubensbekenntniß: „Mir bleibt immer der Eindruck, daß uns Deutschen vornämlich Macht nöthig sei, weit mehr als Freiheit; und wie die nöthige Macht im Welttheile uns auf anderem als monarchischen Wege zu wachsen soll, will mir nicht klar werden.“

Der zweite Band umfaßt vier Gruppen zusammengehörender Ausführungen, welche den Gesamttitel führen: Die Einheitsbestrebungen zersplitterter Völker. Zwei dieser Aufsätze: das deutsche Ordnungsland Preußen, und: die Republik der vereinigten Niederlande behandeln Gestaltungen, welche nach ih-

rem Verfall neu entstanden sind. „Dem Preußen ziemt es nicht, sich selbstgefällig an dem Glücke der Gegenwart zu weiden. Doch bleibt es erquickend, zu gedenken, wie die zähe Arbeit vieler Geschlechter ein gutes Land gerettet hat aus dem großen Schiffsbruche der deutschen Kolonien. Alltäglich noch tragen Deutsche die Segnung der Cultur gen Osten.“ (II, 75). Den vereinigten Niederlanden gegenüber will Treitschke gerecht und redlich ein treues freundschaftliches Verhältniß, also daß uns unser Strom, den Holländern ihr weites Hinterland zu schrankenlosen Verkehre offen stehe. Nur ein Mittel giebt es, uns Deutsche wider unseren Willen über diese bescheidenen Gedanken hinauszutreiben. Wenn der nächste europäische Krieg die Belgier als Deutschlands Freunde, die Holländer als unsere Feinde finden sollte, dann würde Holland durch thörichtes Mißtrauen sich selber ins Verderben stürzen — dann, nur dann müßten wir versuchen, die Lande des Niederrheins wieder hineinzuzwingen in das große Volksthum, das sie einst aufgaben. (II, 543). — In dem zu Freiburg 1864 abgefaßten und wörtlich wieder abgedruckten Aufsatze Bundesstaat und Einheitsstaat findet sich bei dem Abschnitt „Preußen und unsere Zukunft“ folgende Stelle (II, 240): Nur die Macht des größten deutschen Staates kann die Macht der kleinen Höfe zur Unterwerfung unter eine nationale Centralgewalt zwingen. Selbst den Bundesstaat, — dies Geringste, was wir zu fordern berechtigt sind, — werden wir nie erreichen, wenn die Nation nicht den Muth besitzt, im äußersten Falle kühnlich weiter zu schreiten und den Einheitsstaat zu schaffen, welchen beim Morgengrauen der Befreiungskriege Deutschlands größter Patriot, Carl vom Stein, für das Vaterland ersahnte.“ — *Cavour*, der Gegenstand des dritten Aufsatzes, ist, wie bereits in der früheren Anzeige hervorgehoben wurde, so recht ein Mann nach dem Herzen Treitschke's, doch nicht in der Beschränkung, als ob das Urtheil durch persönliche Hingebung bestochen sei; kein Fehler bleibt unaufgedeckt, kein Irrthum unerwähnt. Man merkt jeder Zeile die Liebe und die Bewunderung an, mit welcher das Urtheil niedergeschrieben wurde; auch die Detailzeichnung ist meisterhaft; „so wie es endete in seiner Thaten Fülle, erscheint sein Leben als ein Bild des höchsten Mannesglücks und jener Jugend, die hochgemuth mit dem homerischen Hector spricht: Ein Wahrzeichen nur gilt — das Vaterland zu erretten. Und doch überkommt uns selbst vor diesem Leben erschütternd das Gefühl, wie groß ein Volk ist und wie klein ein Mann. Denn gewaltiger noch als das Bild des Mannes selber bleibt der majestätische Hintergrund, von dem die Erscheinung sich erhebt: diese Auf-

erstehung einer großen Nation, die abermals der Welt verkündete, daß christliche Völker nicht sterben können.“ (II, 400).

Den Hauptinhalt des dritten Bandes bildet nach dem im Eingang enthaltenen Bemerkungen über Freiheit (S. 1—42) der Aufsatz über Frankreichs Staatsleben und der Bonapartismus, S. 45—490. Als der Verfasser im Jahre 1865 diese Schrift über Bonapartismus zuerst herausgab, wurde ihm oftmals einseitiger Nationalstolz vorgeworfen. Heute hat er die traurige Genugthuung, daß seine härtesten Urtheile über den politischen Charakter der Franzosen von jedem deutschen Zeitungsblatt überboten worden. Das damals schon ungünstige Urtheil ist jetzt nach allen zu Tage getretenen Erbarmlichkeiten und hohlen Renommistereien des Nachbarlandes nicht noch geschärft worden. Der Krieg von 1870 hat bewiesen, daß Niemand wahrer und richtiger Frankreich beurtheilt hat als Treitschke. Thiers*) sollte die auf Frankreichs politische Lage begünstigten Aufsätze zum Nutzen und Frommen seiner Landsleute ins Französische übersetzen lassen. Hören wir sein Urtheil über Napoleon III. „Als die Hoffarth des übermüthigsten der Völker durch beispiellose Schande gezüglicht wurde, da brach auch über den Erwählten des Volks das Strafgericht herein. Emporgehoben durch die Massen, durch die Launen des Volksgemüths, ging er auch unter durch den Unverstand der Masse. Die Sorge vor dem Unwillen der Pariser hielt ihn ab, jenen Zug nach Chalons und Paris zu vollenden, der vielleicht noch retten konnte, trieb ihn auf den Weg nach Sedan, abwärts in's Verderben. Seltsam, wie der erste und der dritte Napoleon einander ähnelten auf ihrem letzten Feldzug, nur daß der Nefse unendlich kleiner erschienen als der Oheim — wie sie beide vor dem Kriege noch einmal vom Volke auf den Schild gehoben wurden, beide erschüttert an Leib und Seele, ein Schatten ihrer selbst, beide auf dem letzten Schlachtfelde durch die angeborne Gemeinheit ihres Bluts verhindert wurden, einen edlen Tod zu suchen, beide endlich die grenzenlose Untreue ihres Volks erprobten.“ (III, 422). Der letzte Aufsatz behandelt das constitutionelle Königthum in Deutschland, und fordert den Liberalismus auf, falschen Idealen zu entsagen, damit er seine ganze volle Kraft für die große Frage einsetzen könne, deren Lösung über das Schicksal des deutschen Parlamentarismus entscheiden werde. Der Liberalismus muß zurückkehren zu der alten deutschen Ueberzeugung, daß kriegerische Kraft die Voraussetzung aller politischen Tugenden bleibt, daß der preussische Waffenruhm ein

ebenso edles, ebenso redlich verbientes Kleinod bildet in dem reichen Schatze deutscher Ehren, wie die Thaten unserer Dichter und Denker, daß die Heiligkeit des Fahnenreißes, die bei uns unbedingt feststeht, ein Zeugniß giebt für die sittliche Kraft unseres Volkes. (III, 540). Wir sind freilich nicht in der Lage, alle in diesem Aufsatz zu Tage tretenden Behauptungen vertreten zu wollen; namentlich müssen wir den liberalen Anschauungen entschieden widersprechen, welche sich gegen das Herrenhaus und für eine unbedingte Einführung der Selbstverwaltung geltend machen. Man merkt zu deutlich, daß hier dem Verfasser jede eigene staatsrechtliche Erfahrung und Kenntniß der maßgebenden Verhältnisse fehlt. Aber ungeachtet dieses Widerspruchs wünschen wir, daß diese Abhandlungen Bausteine zu einer Geschichte des neunzehnten Jahrhunderts bleiben mögen; denn auch die äußere Form der Darstellung ist elegant und fast ebenso wunderbar wie mächtig, obgleich auch andererseits der ununterbrochene gleichförmige Rebestrom öfter einformig und ermüdend wirkt. Durch angebrachte Farbenabstufung wäre der Schreibart ein neuer Reiz des Wechsels und der Mannigfaltigkeit zu verleihen gewesen. Möge eine ungetheilte Theilnahme des Publikums den Verfasser in der Absicht bestärken, eine Geschichte Deutschlands während unseres Jahrhunderts zu schreiben. Adlff.

Biographie.

Nippold, Fr., Richard Rothe. Ein christliches Lebensbild, auf Grund der Briefe Rothes entworfen. I. Band. XX. u. 545. Wittenberg, 1873. G. Rölling. 2 $\frac{2}{3}$ thlr.

Ein Lebensbild in Briefen analog dem Schleiermacherschen ist immer etwas Eigenartiges und Anziehendes; es eröffnet Blicke und Seiten, welche für gewöhnlich in Biographien hervorragender Männer wenig zur Geltung kommen. Darum erachten wir die vorliegende Gabe, welche uns den seligen Rothe in einem, wenn auch nicht ganz neuen, doch immer sehr anziehenden und liebenswürdigen Lichte erkennen läßt, trotz des Reichthums der biographischen Mittheilungen, die bereits vorliegen, als etwas Dankenswerthes und glauben, daß Jeder dieses Buch als wohlthuende und interessante Lectüre gern in die Hand nehmen wird. Zu viel kann doch über einen Mann, wie dieser „einsame Denker“ einer war, nicht leicht geschrieben werden, besonders wenn er selbst aus dem Buche zu uns spricht; und wir sind nicht der Meinung, daß bereits die Zeit gekommen ist, wo

*) Oder nunmehr Mac-Mahon. (d. Red.)

man Nothe zu den Todten lege, ihn unter einer bestimmten Rubrik in die Kirchengeschichte unterbringen, und sich so mit ihm absinden darf. Nothe gehört der evangelischen Kirche mit vollem Recht, und wir sollen uns ihn nicht nehmen lassen, auch nicht dulden, daß sein Name als Parteiname gemißbraucht werde. Und wenn man lernen muß, den Kirchenpolitiker von dem Gottesgelehrten zu trennen, so wird man doch sicher, was jener etwa genommen hat, in diesem reichlich wiederfinden. Daß der Herausgeber bei der Fülle brieflichen Materials eine Auswahl getroffen und viele Briefe nur referirend angeführt hat, kann nur gebilligt werden, und wir haben nicht mit ihm zu rechten, ob gerade diese Auswahl die objectiv richtigste war, oder ob nicht vielleicht noch manches Mitgetheilte hätte ausgeschieden werden können, weil uns der Einblick in die Quellen abgeht. Eine andre Frage ist die, ob nicht die Methode, nach welcher z. B. das Leben Schleiermachers in Briefen angeordnet ist, wo bekanntlich der Herausgeber auf alle eigene Thatat verzichtet und es den Leser überlassen hat, den Zusammenhang herzustellen, vorzuziehen gewesen wäre, sodaß etwa nur bei größeren Abschnitten ein summarischer Ueberblick gegeben worden wäre. Es hat die häufige Unterbrechung Nothes durch den erläuternden oder referirenden Herausgeber bisweilen etwas Ermüthendes und Staunendes. Doch bescheiden wir uns mit unfrem Urtheil gern in der Gewißheit, daß dem Herausgeber der von ihm beliebte Weg als der erspriechlichste, vielleicht auch der übersichtlichste erschienen ist, und fügen hinzu, daß derartige secundäre Bedenken den Werth des Buchs an sich nicht wesentlich berühren, daß wir vielmehr für die Sorgfalt womit das Material zusammengetragen und gesichtet worden ist, Dank schuldig sind.

Der vorliegende erste Band, welchem bald der zweite abschließende folgen soll, reicht bis zur Heimkehr aus Italien im Jahr 1828, umfaßt also die Periode des Jünglings- und angehenden Mannesalters. Wir begleiten den Jüngling aus dem elterlichen Hause, in welchem eine gewisse nüchterne und rationale Frömmigkeit gepflegt wurde, auf die Universität Heidelberg, wo damals freilich ein anderer Geist wehte, als jetzt, und wo Daubs imponirender Geist von nachhaltigem Einfluß auf den Jüngling wurde. Nachdem Heidelberg mit Berlin vertauscht war, wo Nothe nicht recht heimisch werden konnte, übte Neander einen sehr wohlthätigen Einfluß auf ihn aus, und außerdem kam er hier zum ersten Male in nähere Berührung mit dem Kreis der religiös Erweckten, welche sich um den Baron Kottwitz sammelten. Noch inniger wurde er mit den auf Erinnerung des religiösen

Lebens gerichteten Gläubigen durch seinen Aufenthalt auf dem Wittenberger Seminar in Beziehung gesetzt, wo der Freundschaftsbund mit Heubner, Stier u. A., begründet wurde, auch seine Verlobung mit Louise von Brück, der Schwägerin Heubners, sich anbahnte. Auf diese Zeit, welche von entschiedener Bedeutung für Nothes Entwicklung war, folgt ein Jahr wissenschaftlicher Vorbereitung in Berlin, welchem die Habilitation sich anreihen sollte. Statt dessen kam seine Berufung als Gesandtschaftsprediger nach Rom, die Ordination, Verheirathung und das bewegte Leben der Weltstadt. Den Reichtum dieses römischen Aufenthalts vermögen wir nicht einmal flüchtig anzudeuten und erinnern nur an den freundschaftlichen Verkehr mit Bunsen und andern hervorragenden Persönlichkeiten, wodurch diese Zeit eine besondere Bedeutung gewann.

Durch die reichliche Mittheilung der Nothes'schen Selbstzeugnisse und vertraulichen Aeußerungen erhält das Buch einen Hauch der Frische und Lebendigkeit, der es sehr werthvoll und anziehend macht, sowohl wegen des daraus klar erkennbaren Entwicklungsgangs des Mannes, als auch wegen der in jene Zeit fallenden Ereignisse, welche der Leser wie in einem Spiegelbild vorüberziehen sieht. Durch die von dem Herausgeber beliebte Methode der Verbindung und referirenden Verknüpfung der Documente jedoch kommt ein subjectives Element hinein, wodurch uns Nothes Bild zuweilen getrübt worden ist, und die Biographie in Etwas den Charakter einer Tendenzschrift erhalten hat. Denn so müssen wir es ansehen, wenn die Perioden der innern Vertiefung, in denen die religiöse Gefühlsinnigkeit Nothes recht lebendig erwachte, und sein Aufenthalt in den spezifisch-christlichen Kreisen, denen nur eine gewisse Erclusivität und Schroffheit eignet, schlechthin als Periode des Pietismus, — nicht in gutem historischen Sinne des Worts, sondern im Sinne eines krankhaften Gefühlschriftthums gekennzeichnet wird. Wie viel Nothe dem Wittenberger Seminar verdankt, und wie nachhaltig die dort gewonnenen Eindrücke für sein ganzes Leben gewesen sind, kann Keinem zweifelhaft sein. Der Umgang mit Stier, Heubner, Tholud u. A. ist sicherlich mehr als vorübergehende Neigung und die ganze „pietistische“ Zeit unleugbar mehr als bloßer Durchgangspunkt zur höheren Erkenntniß und zur Genesung von krankhaften Amandlungen gewesen. Darum hat es uns nicht wohlthunend berührt, daß diese durch so vieles Schöne Nothes Gemüthsleben so treu widerspiegelnde Zeit lediglich als unklare Gefühlsrichtung und als ein unreifer Uebergangspunkt bezeichnet, daß, um nur Eins zu erwähnen, das Gefühl, das der Sohn den Eltern gegenüber vor dem

beabsichtigten Genuß des heiligen Abendmahls ausspricht und die Bitte um Verzeihung als „melancholische Gemüthsstimmung“ beurtheilt werden, und daß es von dem Kreis der Erweckten und spezifisch Gläubigen heißt, er habe mit Klugheit und Consequenz Rothe zu gewinnen gesucht. Daß die Wittenberger und Breslauer Zeit nicht ohne Schroffheit und eine gewisse Einseitigkeit verlaufen ist, wollen wir nicht in Abrede stellen. Es wird sich diese Erscheinung immer bei einem lebendigen Umschwung der Anschauungen und bei einer schnellen Erfassung des neuen Standpunkts wahrnehmen lassen. Aber daß diese Zeit zugleich eine Periode tiefer Erweckung und warmer Begeisterung war, die für die ganze Folgezeit von entscheidender Bedeutung gewesen ist, werden wir uns nicht ausreden lassen. Fast müssen wir befürchten, beim bevorstehenden II. Bande der Biographie die Wahrnehmung machen zu müssen, daß das Verhältniß Rothés zum Protestantenverein als die reife Frucht seiner Entwicklung und als normales Resultat seines Entwicklungsganges dargestellt werden wird; wenigstens werden schon in der Einleitung, welche sehr verdienstvolle Charakteristiken Rothés zusammenstellt, fast lauter Wortführer des Protestantenvereins, wie Zittel, Schenkel, Holzmann, u. A. citirt; die beachtenswerthe Darstellung von A. Schell wird ganz ignoriert. Und daß in die Vorrede sogar der Synod'sche Handel hineingezogen und behauptet wird, in Synod solle Schleiermacher aus der Kirche herausgedrängt werden, ist eine mindestens überflüssige Zuthat, gegen welche der Verleger sogar sich in einer Note verwahren zu müssen geglaubt hat.

Trotzdem hat uns das Buch wohlgethan und wir können es nur als eine anmuthende und anregende Lektüre empfehlen. Und wenn wir das treffliche Porträt des vollendeten Rothés anschauen, mit welchem das Buch geschmückt ist, und die Unterschrift lesen: „Nicht nach Ruhe sehne ich mich, aber nach Stille“, so können wir nicht anders, als ausrufen: *Have pia anima!*

Gr.

F.

Bachmann, Dr. Joh., ordtl. Prof. d. Theol. zu Rostock. **Hengstenberg und die Evangelische Kirchenzeitung.** Ein Vortrag, auf Veranstaltung des Evangel. Vereins zu Berlin gehalten am 10. Febr. 1873. (Besonderer Abdruck aus der Evang. Kirchenzeitung). 35 S. Berlin, Trowitsch u. Sohn.

„Nicht bloß aus den gedruckten Jahrgängen der Kirchenzeitung, sondern auch aus reichen handschriftlichen Quellen, welche die

dankeuswerthe Bereitwilligkeit ihm erschlossen, hat der Verf. dieses Vortrags sein Material geschöpft. Auf diese Weise ist es ihm in der That wohl gelungen, seinen Lesern „gleichsam mitten im Kriegsrath zu belauschen und die Geschichte des Kampfes nach den Acten des Hauptquartiers zu berichten.“ Daß er bei der Entstehungszeit der Ev. Kirchenzeitung — jener für die Geschichte des wiedererwachenden deutsch-evangelischen Glaubenslebens und der theologischen Ueberwindung des Rationalismus so bedeutsamen Epoche der Jahre 1826, 27, 28, welchen außer der Gründung von Hengstenbergs Zeitung auch der Anfang von Neanders Kirchengeschichte, die Begründung der Theol. Studien und Kritiken, die Leipziger Disputation A. Hahns angehören — mit besonderer Ausführlichkeit verweilt, ist selbstverständlich und bedarf keiner besonderen Rechtfertigung. Doch hätte vielleicht auch jene zweite bedeutungsvolle Epoche in der bisherigen Geschichte des Blattes, die seines allmählichen Ueberganges in das lutherische Felda-lager (seit 1846. 1848) nemlich, in ähnlicher Ausführlichkeit dargestellt werden sollen; wenigstens vermißt man in dem S. 31 herüber Bemerkten jedwede Mittheilung aus Briefen oder sonstigem handschriftlichem Material, von woher gewiß mancher interessante Beitrag zur Geschichte dieses Zeitabschnittes zu entnehmen gewesen wäre. Freilich hätten derartige eingehendere Mittheilungen über die innere Entwicklungsgeschichte des Blattes in ihren späteren Stadien kaum mit dem praktischen Zwecke und der knappen Zeit eines Vortrags in Einklang gebracht werden können. Was für diesen Zweck hauptsächlich zu leisten war, hat der Verf., namentlich auch durch Verflechtung einer anregenden Skizze von Hengstenbergs Jugendzeit und Bildungsgang (bis zur Begründung der Rztg.) in seine Darstellung, auf wahrhaft geschickte Weise geleistet. X.

Sammlungen für Liebhaber christlicher Wahrheit und Gottseligkeit. Vom Jahre 1872. Zum Besten der Pilger-Mission. 384 S. Basel, C. F. Spittler. 14 sgr.

Dieser neue Jahrgang der bekannten seit 1784 erscheinenden erbaulichen Zeitschrift (jährl. 12 Hefchen à 2 Bogen kl. Oct.) bringt wieder 1. mehrere treffliche erbauliche Betrachtungen, besonders eine Reihe von „Blicken in das Leben des Apostels Paulus“ als Fortsetzung der bereits in den vorhergehenden Jahrgängen enthaltenen Aufsätze unter derselben Ueberschrift (von Pf. Dr. E. Stähelin); 2. zwei Biographien frommer christlicher Männer, nemlich a) „Erinnerungen aus dem Leben des engl.

„Hauptmanns Trotter“ († 1870) b) Dr. Gottl. Heinr. Zeller“ († 1864). — Möge auch dieser 88. Band der reichgezeichneten Zeitschrift an vieler Herzen sich als Quelle reiner und kräftiger geistlicher Erquickung bezeugen.

Deutsche Literaturgeschichte.

Pröhle, H. Friedrich der Große und die deutsche Literatur. Mit Benutzung handschriftlicher Quellen. (XII u. 302 S. kl. 8.) Berlin, 1872. Lipperheide.

Das Verhältniß Friedrichs d. Gr. zu den Repräsentanten der deutschen Literatur seiner Zeit eingehender nach den Quellen darzustellen, ist an sich ein ganz berechtigtes Unternehmen. In der vorliegenden Schrift macht nun freilich jenes Verhältniß nur einen sehr geringen Bruchtheil des Stoffes aus; denn daß dasselbe nur ein vorwiegend negatives war, ist eine Thatsache, an welcher Pröhle mit bestem Willen nichts hat ändern können. Den größeren Theil der Schrift füllen literarhistorische Untersuchungen, in welchen Gleim's, Kleists, Ramlers, Langemarch's, Stilles, Wielands, S. G. Langes, J. N. Uzens Leben und Wirken mit jener Gründlichkeit nachgegangen wird, mit welcher man bisher nur dem Leben und Wirken Göthes und Schillers nachzuforschen gewohnt war. Den interessantesten Theil der Schrift bilden die, S. 197—302 als Anhang mitgetheilten Briefe und Aktenstücke. Der vorangehende Text der Schrift selbst leidet in formeller Hinsicht an einer, bei solchen Forschungen freilich kaum ganz zu vermeidenden Zerstückelung und Verbröselung, an Mangel einheitlicher Ueberschau, in materieller an einer sichtlichen Ueberschätzung der, größtentheils noch durchaus zopfigen Produkte jener Zeit. Wie ein Autor, welcher nicht höher schwört, als auf Lessing und Göthe, dazu kommen kann, die „preussische Dichterschule:“ eines Lange, Kleist, Pyra, Uz, Ramler, Gleim in Parallele mit dem Göttinger Hainbund zu setzen, ist schwer begreiflich; aber er ist in dieser Hinsicht so besungen, daß er folgenden Vers von Götz:

Besta, Ceres, Aphrodite
Nahmen oft mit gleicher Güte
Einen Strauß von Majoran
Oder Rosen oder Myrthen
Aus den Händen armer Hirten
Statt der Hefatomben an

für „schon ganz Schillerisch“ erklärt! (S. 175). — S. 146 behauptet er, Klopstock habe „aller Geschichte zum Trotz“ die Hermannschlacht an den Fuß der Roßtrappe verlegt. Man

wird aber höchstens sagen dürfen, er habe für die Scenerie der Hermannschlacht die Anschauung von der Roßtrappe hergenommen. Die S. 44 f. für das Ignorirtwerden Klopstocks von Seiten Friedrichs d. Gr. gegebene Erklärung: daß Bodmer und Sulzer mit Klopstock zerfallen waren und sich darum beim König nicht für ihn verwendeten, ist viel zu äußerlich. Fr. d. Gr. hat auch ohne solche Verwendung den Namen Klopstocks jedenfalls nennen hören, und hätte sich um Klopstocks Messias bekümmern können, und würde es auch gethan haben, wenn ihm der Gegenstand sympathisch gewesen wäre. — Zu religiösen Fragen nimmt der Verf. eine eigenthümliche Stellung ein. Er beklagt, daß Fr. d. Gr. als Knabe „mit Bibelsprüchen gequält“ worden sei (S. 4) und lobt seinen Vater Fr. Wilh. I. daß er „nicht mit Bibelsprüchen um sich warf, wenn er zornig war.“ „Der religiöse Aberglaube von Klopstocks Vater fand sich bei dem Sohne nur noch in der Form einer gebildeten Predigerphantasie wieder“ (S. 122.) Wenn Klopstock in der Ode an Fanny 1748 nach dem Tode „unaussprechlich süße Freuden, die das Lied nicht singt“ — (Pröhle setzt dafür: „die selbst das Lied verschweigen muß“) — erwartet, so scheint Pröhle dies nicht im christlichen Sinn, sondern im Sinn eines unheimlichen Houri-Himmels aufgefaßt zu haben, denn er steht in dieser Stelle „ein großartiges Gemisch von Heidenthum und lutherischer Orthodoxie,“ und lobt den Dichter, bei dem sich „diesmal's rein christliche Weltanschauung mit dem echt Menschlichen in Verbindung setze.“ (S. 138 f.) Und wenn Klopstock nach Metas Tod um Sidonie Dirich wirbt, so ist dies „ein Versuch, den Himmel mit seinen irdischen Gütern schon auf Erden zu erlangen.“ (S. 141) Das Wöllnersche Religionsedikt war ein Fehlgriß, und konnte Heuchler erzeugen; ob darum der Vf. ein Recht hat, Wöllnern selbst der Heuchelei zu beschuldigen (S. 188), steht dahin. S. 191 wirft Pröhle den bekannten Regulativen „eine heuchlerische Benutzung der Traditionen Friedrichs d. Gr. vor, welche das ganze deutsche Volk mit Recht empört habe.“ S. 295 revocirt er dies jedoch, insofern er keineswegs „die zu Grunde liegende, in gewisser Hinsicht sogar volksthümliche religiöse Richtung überhaupt für heuchlerisch, sondern nur „den Gegensatz der Regulative gegen die deutsche Nationalliteratur“ für „unwahr“ halte. Auch an einzelnen andern Stellen ist er so gütig, auszusprechen, daß er nicht alle Religiosität für Heuchelei halte, und in Bezug auf sittliche Fragen zeigt er im ganzen ein ernstes und gesundes Urtheil. A. C.

Beyer, Dr. C. Neue Mittheilungen über Friedrich Rückert u. kritische Gänge u. Studien. Zwei Theile. Leipzig, 1873. Froberg. 3 1/2 thlr.

Herr Dr. Beyer, dessen verdienstliche Bemühung den reichen Strom der Rückert'schen Lyrik in die Herzen einer dankbaren Mit- und Nachwelt zu leiten schon früher Anerkennung gefunden, hat in den inhaltsvollen beiden Bänden der oben genannten Schrift seinen hieher gehörenden Arbeiten zunächst einen gewissen Abschluß verliehen. Sie vereinigen nämlich in sich die Resultate der liebevollsten Detailforschung zur Aufklärung der Lebensverhältnisse des Dichters, insofern deren Kenntniß uns wiederum zum besten Verstehen der mannichfaltigen Dichtungen dieses productivsten aller deutschen Lyriker verhilft — mit den sorgfältigsten Sammlungen alles dessen, was als Material zu einer kritischen Gesamtausgabe des Dichters angesehen werden muß. In Bezug auf den zuerst genannten Theil der Arbeit sind die Originalbeiträge des Verf., die er mit unendlicher Mühe zum Theil dadurch herbei zu schaffen gewußt, daß er verschiedene Freunde Rückerts zur Mittheilung ihrer persönlichen Erlebnisse veranlaßt hat, ebenso dankenswerth, als die instructiven und berichtigen Bemerkungen, mit denen er einige in letzter Zeit erschienene literarische Denkmale aus dem Kreise der Rückert'schen Freunde und Verehrer — z. B. Dr. Kühners „Dichter, Patriarch und Ritter“ (Frankfurt 1869) ausstattet und begleitet hat. Wir können in der That behaupten, Hr. Dr. Beyer habe durch Leistungen von der Art z. B. des ersten Aufsatzes in dem obigen Buche (Zeittafel über Rückerts Leben und Werke) u. A. uns einen Reichthum von biographischen Erinnerungen aufgeschlossen, die an manchen Stellen Rückert selber bei Lebzeiten kaum sicherer aus seinem Gedächtniß hätte reproduciren können.

Empfangen aber diese auf ein verflorenes Dichterleben bezüglichen Untersuchungen ihren Werth besonders durch die begeisterte Hingebung, mit welcher ein dankbares Gemüth — dankbar für die schönste Erhebung, die es in jahrelangem geistigen Verkehr mit einem reichen Dichtergenius gefunden — nun auch bis in die letzten Lebensbedingungen der dichterischen Productionen einzudringen versucht: so dürften doch als noch wirkungsvoller und bedeutender für das letzte Ziel des H. Verf. diejenigen Abhandlungen der vorliegenden Bände angesehen werden, in denen er mit bewunderungswürdiger Kritik der kritischen Seite seiner Aufgabe gerecht geworden ist. Wir meinen zuerst die abschließende Rückert-Bibliographie, in welcher sämtliche erste [Drucke der

Rückert'schen Publicationen von 1811—1870 zusammengestellt werden, eine Zusammenstellung, welche das Material liefert zu der trefflichen Abhandlung des 2. Bandes: „Kritischer Nachweis zu Rückerts gesammelten Gedichten,“ welcher Nachweis, nach der Reihenfolge der Erlanger und Frankfurter Ausgabe gearbeitet, aus den Originaldrucken die reichste Varianten-Nachlese zur Vergleichung darbietet. — Dann aber giebt uns das vorliegende Buch die Aussicht in eine noch bevorstehende vollständige Publikation bisher zerstreut gebliebener Gedichte, von deren Reichthum — sie werden nach Hrn. Dr. Beyers Angabe 2 stattliche Bände füllen — der Verf. uns durch Mittheilung köstliche Proben, namentlich aus der Periode der vaterländischen Lyrik Rückerts, eine bedeutende Vorstellung giebt (Bd. 2. p. 228—306.). Die umsichtige und vielseitige philologische Arbeit, der sich der H. Verf. zur Herstellung eines treuen Bildes des verklärten Dichters unterzogen hat, erscheint in der That völlig entsprechend der beispiellosen Productivität, durch welche derjenige, dem alles zum Gedicht wurde, der erste Lyriker der Gegenwart geworden ist. Man kann nicht das kleinste Gedicht in dem zuletzt erwähnten Aufsatze des Hrn. Dr. Beyer lesen, ohne, berührt durch seinen bleibenden Werth in irgend einem Betracht, für die Wiederauffindung und Bewahrung desselben dem Verf. des Buchs dankbar zu sein.

W. A. S.

Otto, Franz. Deutsche Dichter und Wissensfürsten im XVIII. und XIX. Jahrhundert. In Lebensbildern für die deutsche Jugend und das Volk. Mit 60 Text-Illustrationen u. I u. II 8°. 158 u. 96 S. Leipzig, D. Spamer. 1 thlr.

Diese neueste Veröffentlichung des beliebten Spamer'schen Jugendschriften-Verlags gibt uns, in zwei Abtheilungen geschieden, umfänglichere Lebensbeschreibungen bedeutender Persönlichkeiten unseres Volkes, welche ihrer Zeit das Gepräge ihres Geistes aufgedrückt haben und an dem geistigen und sittlichen Fortschritt der Menschheit rüstig mitarbeiteten. Ganz besonders ist hier die letzte klassische Literaturperiode Deutschlands ins Auge gefaßt, die ja allerdings von hervorragendem Belang für die ganze Welt gewesen ist.

Diese in mancherlei Hinsicht so merkwürdige und große Zeit tritt der Jugend plastisch entgegen in den Lebensbeschreibungen des ersten Bandes, welche Winkelmann, Lessing, Klopstock, Herder, Schiller und Göthe umfassen, während im zweiten die deutschen Wissensfürsten des 18. und 19. Jahrhunderts,

insbesondere Alexander von Humboldt eingehende Behandlung erfahren, gegen welchen die beiden Leopold von Buch und Karl Ritter auch räumlich zurückstehen.

Die Zusammenstellung des Buches ist recht hübsch und viel Bildungsstoff für die Jugend in engem Rahmen hier vereinigt. Die Thatsachen selbst sind möglichst anschaulich und anregend erzählt, und wer sich hineinliest, wird Freude und Belehrung vollauf geboten finden. Auch auf das Detail der Personen ist liebend eingegangen und im Einzelnen eine gute Abrundung in den Lebensläufen erzielt.

Freilich, wie der Titel schon ahnen läßt, waltet der panegyrische Ton im Buche etwas stark überall vor. Der moderne Kultus des Genius feiert darin seine Triumphe. Alles ist edel, vortrefflich, erhalten bei diesen „Wissensfürsten“ und „Helden des Geistes.“ Die Schattenseiten finden die zarteste Entschuldigun^g oder gänzliche Verschweigung, z. B. Göthes langjährige wilde Ehe und sonstiges dissolutes Leben; auf Hauptpastor Göge wird bei Lessings Leben hergebrachter Maßen weidlich losgezogen, unterchiedslos und unkritisch Alexander von Humboldts häßliche Charakterzüge (s. Barnhagens Tagebücher!) großmüthig übergegangen, u. A. m. Wir wollen damit nur andeuten den Geist des Buches. Zwar der gereiften Jugend ist die Kenntniß eines jeden Details nicht nothwendig zu wissen bei solchen Lebensbildern, aber man darf doch nicht Alles ihr im Lichte zeigen wollen, man pflanzt sonst absichtlich ganz falsche Vorstellungen derselben über die Gelehrten und ihre Zeit ein. An und für sich wird es dem Ruhme dieser modernen Geister keinen Abbruch thun, wenn auch der Jugend angedeutet wird, wie erschütternd tragisch in deren Leben der Schatten sich oft bemerklich macht. Nur in dem Lichte des Christenthums vermögen wir Beides gerecht zu beurtheilen: das Große, das sie vollbracht, und die Grenze, die ihnen trotz all ihrer Verdienste von höherer Hand gesteckt war.

Daß davon nicht besonders viel in dem vorliegenden Werke zu finden sei, ist nicht erforderlich zu beweisen. Andern Lesern mag dies als kein Mangel erscheinen, ja sie mögen diesen Umstand vielleicht noch nach ihrem Sinne finden. Wir unserer Seits können denselben an einer sonst empfehlenswerthen Jugendschrift nur mit Schmerzen vermissen.

Bd.

Euthardt, Aug., Lessings Prosa, für Schule und Haus ausgewählt. gr. 8. VII. u. 375 S. Nördlingen, 1883. Beck.

Die Bedeutung der Lessingschen Prosa auch nur noch mit einem Worte hervorzuheben, wäre überflüssig. Der Werth derselben, besonders auch für die Schule, ist allgemein anerkannt, und keine eine gründliche und wissenschaftliche Bildung anstrebende Anstalt wird in ihrem Lehrplan und Lesebuch nicht wenigstens einige Abschnitte aus derselben haben. Sie ist bis jetzt das unerreichte Muster und die beste Lehrmeisterin für geordnetes Denken, kritische Forschung, Präcision und Klarheit des Ausdrucks und gewinnt an Bedeutung, je mehr gedankenlose Phrase, Oberflächlichkeit, Unwahrheit, Geschraubtheit und Unnatur des Ausdrucks überhand nehmen. — Lutherardt will in dem vorliegenden ein für die oberen Klassen der Mittelschulen (in Baiern Bezeichnung der Gymnasien), geeignetes Hilfsbuch für den Unterricht in der deutschen Sprache geben. So enthält dasselbe nach einer kurzen Einleitung über die Bedeutung Lessings, einem kurzen Ueberblick über sein Leben und einigen Bemerkungen über die Textrecension (zu Grunde liegt die von Maltzahn durchgesehene Bachmannsche Gesamtausgabe) 161 Abschnitte, theils Stücke aus längeren Abhandlungen theils Briefe, welche uns zugleich durch das Einhalten chronologischer Folge ein anschauliches Bild von der schriftstellerischen Entwicklung sowie dem Lebensgange Lessings geben sollen. Die Auswahl ist zu billigen, gibt uns ein vollständiges Charakterbild des Mannes, führt uns das literarische Gesamtleben jener Zeit vor Augen und enthält die hinsichtlich kritischer Untersuchung und dialectischer Erörterung für die Schule verständlichsten und bildendsten Partien. Nur hätten wohl etwas weniger Briefe rein privaten Inhalts und statt deren noch mehr und größere Abschnitte aus der Dramaturgie, Raokoon u. dgl. gegeben werden können, zumal eine speciellere Kenntniß des Lebensgangs und der Lebensbeziehungen des Mannes hier nur von untergeordneter Bedeutung sein kann. Ein zweckmäßig angelegtes Sachregister ermöglicht es, die in dem Buche enthaltenen Ansichten, Urtheile u. Lessings rasch aufzufinden.

Wenn nun freilich L. das Buch in der Schule eingeführt wissen will, so wird er darin wenig Anstoss finden. Bei der beschränkten Stundenzahl, welche dem deutschen Unterricht zugemessen ist, ist weder in Secunda noch in Prima die Zeit zu gewinnen für die Lectüre dieses Buches, wenn man nicht andere wichtige Literaturproducte, mit denen die Jugend bekannt gemacht werden muß, ganz außer Acht lassen will. Für die Lectüre in der Schule enthält ein Lesebuch wie das von Hopf und Paulsief hinlänglich genug Stoff aus Lessing. Aber eine jede Schülerbibliothek sollte das Buch anschaffen, auch die Lehrer es

einzelnen Schülern „für das Haus“ zur Anschaffung empfehlen und recht fleißig auf den Werth desselben hinweisen.

Dr. F. Heußner.

Hoffmann, Wilh. Rud., Goethes Hermann und Dorothea, in gemeinsamer Darstellung erläutert. Mit einem Vorwort von Carl Rosenkranz. 87 S. Breslau, 1872. J. May und Comp. 10 Sgr.

Vorausgeschickt ist dem Schriftchen, wie schon der Titel sagt, ein kurzes Vorwort von Prof. R. Rosenkranz in Königsberg, worin derselbe erklärt, daß demjenigen, welcher durch eine geschickte Zusammenfassung der Hauptresultate der Forschungen über Hermann und Dorothea in einer allgemein ansprechenden Form sich über den hohen sittlichen wie ästhetischen Werth dieser nationalen Idylle eine gründliche und angenehme Belehrung verschaffen wolle, dieser Vortrag (?) des Herrn H. bestens empfohlen werden könne. In der 20 S. umfassenden Einleitung kritisiert H. kurz die bisher erschienenen Beurtheilungen und Erläuterungsschriften, dann folgt auf 10 S. eine kurze Erörterung über Zeit und Verhältnisse, in denen Goethe seine Idylle schrieb, über Idee und Absicht derselben, über den Vorzug der epischen Behandlung des dem Dichter vorliegenden Stoffes vor der dramatischen u. dgl. Von S. 35 an folgt die an die einzelnen Gefänge und den Gang des Gedichtes sich eng anschließende Erläuterung, und die letzten 8 Seiten fassen die Charakteristik einzelner Personen noch einmal kurz zusammen, zeigen die Symbolik, die ästhetische und ethische Idealität des Gedichtes, seine Wirkung und Erfolge.

Nicht ohne Werth ist die Uebersicht und Besprechung der bisher über Hermann und Dorothea erschienenen Beurtheilungen und Erläuterungen, von Schlegels Kritik in der Allg. Literaturzeitung von 1797 an bis zu Gude's Erklärung im zweiten Bande seiner Erläuterungen deutscher Dichter vom Jahre 1866. Wobei freilich eine Anzahl von Schulprogrammen ganz außer Acht gelassen ist, die zum Theil sehr schätzenswerthe Beiträge für das Verständniß und die ästhetische Würdigung enthalten.

In den Erläuterungen will H., wie er ausdrücklich erklärt, nicht etwa neue Gesichtspunkte eröffnen, sondern nur „in leicht faßlicher Darstellung gebildeten Lesern aller Stände die unvergängliche Schönheit des Kunstwerks erschließen“, wobei er die vorher von ihm besprochenen Erläuterungsschriften sorgfältig benützt

und die treffliche Auslegung berühmter Interpreten oft wörtlich anführt. Wenn aber Rosenkranz die Arbeit eine geschickte Zusammenfassung der Hauptresultate in allgemein ansprechender Form nennt, aus der man sich über den hohen sittlichen wie ästhetischen Werth eine gründliche und angenehme Belehrung erschaffen könne, so ist dieses Urtheil m. E. zu günstig und bedarf nothwendig einer Beschränkung. Zu vollem Verständniß und gründlicher Würdigung gehörte nothwendig eine klarere Darlegung des dem Dichter vorliegenden Stoffes und wie er denselben für seine Zwecke änderte, eine klarere Darlegung des historischen Hintergrundes, eine eingehendere Erörterung des nationalen Charakters, welche sich am besten in einer ausführlichen zusammenhängenden Charakteristik der einzelnen Person ergeben hätte. Es müßte bestimmt auf die Dekonomie und künstlerische Geschlossenheit des Gedichtes hingewiesen werden, nachgewiesen werden, wie der Dichter in echt poetischer Weise uns Zeit und Ort der Handlung nicht in zusammenhängender Schilderung sondern in dem Fortgang der Handlung auf das schönste und anschaulichste vorführt u. dgl. Indem aber hier die Erklärung sich an eine ausführliche Reproduction des Inhaltes anschließt, wird vieles ganz Ueberflüssige gegeben und die einzelnen guten Bemerkungen, welche eingeflochten sind, muß man erst mühsam sich zu einem Gesamtbild der einzelnen Seiten zusammensuchen. Dabei erhält sich der Verf. von manchen trivialen Bemerkungen nicht frei, die Form ist zuweilen geschraubt, unklar und unsorgfältig. Als ein Muster ansprechender und gründlicher Beurtheilung möchte ich diesem Schriftchen Hoffmanns das Vilmar's über Goethes Tasso gegenüberstellen; dann wird es klar werden, wie viel dem vorliegenden fehlt, um dem ausgesprochenen Zweck völlig zu entsprechen.

Auffallend ist in der Orthographie der Gebrauch des ss. Es scheint, als ob der Verf. das s ganz verbannen wolle, und so finden wir denn die abenteuerlichen Formen, daß, Abßluß, erschloß, riß, Einßluß, muß (das Plattdeutsche, so Klaus Groth, unterscheidet ik matt als Präß, ik muss als Präß.) läßt, vergißt u. s. f. Alle die angeführten Schreibweisen sind weder historisch noch durch den Mißbrauch der Neuzeit gerechtfertigt, und es ist im höchsten Grade tadelnswerth, daß ein Mann, der über deutsche Literatur schreibt und demnach wohl Anspruch darauf erhebt in der deutschen Sprache und Literatur bewandert zu sein, den in der Orthographie herrschenden Unfug in dieser Weise stützt. Für die nun doch neben obigen Wörtern vorkommende Schreibweise: erläßt, veranlaßt oder gar Ver-

hält niß dürfen wir wohl mehr den Sieger verantwortlich machen.

Dr. F. H.

Des Knaben Wunderhorn. Alte deutsche Lieder, gesammelt von L. A. v. Arnim und Clemens Brentano. Erster Band. 1. Lieferung (64 S. gr. Roy. Oct.). Wiesbaden, H. Killinger. u. Co.

Diese neue Prachtausgabe des köstlichen Volkslieder-Schatzes — von dem Göthe bekanntlich einst sagte: „Von Rechtswegen sollte dieses Büchlein in jedem Hause, wo frische Menschen wohnen, am Fenster, unterm Spiegel, oder wo sonst Gesang- und Kochbücher zu liegen pflegen, zu finden sein, um aufgeschlagen zu werden in jedem Augenblicke der Stimmung oder Umstimmung, wo man denn immer etwas Gleichnendes oder Anregendes fände“ — wird gewiß eine ansehnliche Zahl dankbarer Abnehmer finden. Die von Maler H. Marté in München herrührenden Illustrationen, meist Titelbignetten zu Anfang der bedeutenderen Lieder, von C. G. Specht meisterhaft xylographirt, bilden eine Zierde der auch im Druck trefflich ausgestatteten Sammlung. Die musikalische Redaction, in theilweiser kritischer Revision der beigegebenen Liedertexte bestehend, liegt in den Händen des mit besonderem Geschick hierzu ausgerüsteten Prof. Anton Birlinger in Bonn, von welchem auch die in der vorl. 1. Liefg. enthaltende Vorrede verfaßt ist. — Als Zugabe zu den Liedern der 3 Originalbände wird eine neue Sammlung von Volksliedern, sowie eine Quellenangabe sämmtlicher Lieder in Aussicht gestellt. Eine genauere Schätzung des Werthes der ganzen Sammlung ist natürlich unmöglich, bevor sie vollendet vorliegt. Doch darf man sich nach dem vorl. Probehefte wohl Bedeutendes versprechen.

Kunstgeschichte. Kunst.

Dobbert, Dr. Ed. Ueber den Styl Niccolo Pisano's und dessen Ursprung. 8. 89 p. München, 1873. Th. Ackermann.

Der große Bildhauer Nic., der um das Jahr 1204 geboren wurde und dessen berühmtestes Werk die Kanzel zu Pisa war, die er um das Jahr 1260 erbaute, ist bis jetzt in der Ursprünglichkeit und Unvorbereitetheit seiner Leistungen ein Räthsel. Lübke sagt in seiner Kunstgeschichte von ihm: Die Erscheinung dieses wunderbaren Meisters ist noch immer unaufgeklärt. Er meint, derartige Bauten

müßten damals wie eine Nothwendigkeit in der Luft gelegen haben; er findet es sehr unwahrscheinlich, den Einfluß deutscher Kunst auf ihn in Anspruch zu nehmen. Sein Schlußurtheil geht dahin: Man wird schließlich immer wieder auf den freien Blick und die der Antike sympathische Geistesrichtung Nic. als den letzten Erklärungsgrund zurückgreifen müssen. Der Verf. unsers Werkes kommt im Wesentlichen auf das gleiche Ergebnis. Einen Einfluß der deutschen Kunst auf den großen Meister kann er nicht wahrnehmen, obgleich er zugiebt, daß die deutsche Kunst damals höher stand als vorpisanische Kunst in Italien und obgleich es ihm als sehr wahrscheinlich erscheint, daß der große Kaiser Friedrich II. der selbst ein Freund der Antike war, eine Verbindung zwischen deutscher und italienischer Kunst herstellt. Wir stimmen nach genauer Prüfung des gegebenen Materials vollständig diesem Urtheile bei; es ist auch nicht Ein Anhaltspunkt gegeben, der auf solchen Zusammenhang hinwiese. Wenn auch unsere nordische Kunst damals leise Anklänge an die Antike hatte, so sind sie wesentlich verschiedener Art von der Nachahmung unsers Meisters. Uns scheint das Bedeutsamste zur Lösung des Räthfels, daß in Nic. ein Meister auftritt, der plötzlich von all seinen Vorgängern sich bedeutend unterscheidet und der in ausgezeichnete Weise die Formgebung handhabt, jene Erzählung zu sein, die Vasari (ed. Le Monnier p. 258. 259) giebt, wo es heißt: Es waren unter den von der Pisaner Flotte erbeuteten Marmorwerken einige antike Sarkophage, die dann später in das Campo santo verlegt wurden. Das schönste Werk darunter war ein Sarkophag mit der Jagd des Meleager (oder vielmehr, wie Le Monnier corrigirt, ist es die Hippolytus-Sage und rechts eine Eberjagd). Nic. erkannte die Güte dieses Werkes, es gefiel ihm sehr, er wandte nun so viel Eifer und Fleiß auf die Nachahmung dieser Männer und einiger anderer guten Skulpturen, daß er binnen Kurzem für den besten Bildhauer seiner Zeit galt. Dieß war offenbar der eine Faktor, der das Große schuf, was wir in dem Begründer der Proto-Renaissance bewundern. Der andre war der mächtige Aufschwung des Handels und Culturlebens in der Vaterstadt des Künstlers. Der Verf. hat dieses Moment absichtlich unerörtert gelassen, weil er es für unpassend hielt, in einer stylgeschichtlichen Arbeit von der nächsten Aufgabe, die Denkmäler selbst reden zu lassen, sich zu entfernen. Allein es handelte sich ja doch um die Erklärung jenes Räthfels: wie ist Nic. dieser große Meister geworden? — das aber läßt sich ohne Berücksichtigung der Culturgeschichte seines Vaterlandes nicht lösen. Wir wären vielmehr für dahin ein-

schlagende Mittheilungen dem Verf. dankbar gewesen. Der dritte Faktor endlich war die Geisteskraft und künstlerische Begabung des Mannes. Diese war allerdings eine hervorragende, die sich nicht mit der gewöhnlichen Handhabung der Kunst begnügen konnte, sondern, sobald sie einmal Höheres schaute, davon im innersten Wesen wie von einem Blitze getroffen war, der das ureigenste Ahnen entzündete. Doch danken wir es dem Verf. daß er auch die Schwächen des Meisters nicht verschwiegen, sondern im Einzelnen nachgewiesen hat, wie er zu äußerlich an dem antiken Vorbilde haften blieb und das Gewonnene noch nicht im innersten Geisteswesen zu verarbeiten verstand. E.

Bojanns, W. E. Fünf geistliche Gesänge für Sopran mit Begleitung des Pianoforte. Frankfurt a. O., im Selbstverlage.

Diese „fünf Gesänge,“ von welchen Nr. 1—3 bereits seit längerer Zeit vorlagen, sind nun mit den so eben herausgekommenen Nummern 4 und 5 nunmehr vollständig erschienen und nicht bloß im Buchhandel, sondern auch bei dem Componisten zu beziehen, und zwar bei diesem franco gegen frankirte Einsendung von 21 Sgr. zu ermäßigtem Preise. (Nr. 1 und 4 kosten je 3 Sgr. Nr. 2, 3, 5 je 5 Sgr.) Das Ganze ist wie jede einzelne Nummer bereits von Sachkennern und Freunden ernster Hausmusik warm empfohlen worden. Als besonders gelungene Compositionen heben wir hervor: Nr. 1 „Siehe, Gott ist mein Heil,“ Nr. 3: „Es-sollen wohl Berge weichen“ u., und Nr. 5: „Herr, ich traue auf dich.“ X.

Bahn, Johannes. Christliche trostreiche Grabgesänge (Arien) gesammelt und bearbeitet. Nürnberg, 1873. Gottfr. Böhe. (Vom Königl. protest. Ober-Consistorium in München den Königl.

Bayr. Pfarrämtern und Cantoren empfohlen).

Mehrfacher Aufforderung Folge leistend hat Bahn, der in der Kirchenmusik hochverdiente Mann, diese 15 Grabgesänge herausgegeben, damit solche nicht christlichen Lieder, die den Leidtragenden ein rechter Trost und Ermunterung sind, an den Gräbern gesungen werden, und nicht die saden rührhaften Lieder, die wie ein Glas lauwarmes Wasser auf die kräftige Speise folgen, die im Gotteswort und der Predigt gereicht worden ist.

Die meisten dieser 15 Lieder finden sich dem Text nach zerstreut in älteren größeren Gesangbüchern, wie im Marburger, Geraer, Hessen-Darmstädter, Freylinghausen'schen u. Nr. 1 ist eine schöne freie Uebertragung des altchristlichen Hymnus: Jam moesta quiesce, vom Herausgeber selbst.

Von den Melodien gehören die der sechs ersten Lieder dem 16. und 17. Jahrhundert an; die Melodien der folgenden 9 Lieder finden sich dagegen erst bei Freylinghausen Drogel, König u. stammen also aus der Zeit, da der rechte Kirchenliedert im Verklingen war. Zwar sind auch diese letzteren noch durchaus würdige Melodien, reichen jedoch an Kraft und Tiefe nicht an die aus der älteren Zeit. Besonders schön sind die Melodien der Lieder 2—6 (von Nikol. Hermann, Sebast. und Mich. Frank u.).

Außer Nr. 7, das in diesem etwas schwierigeren Satz von J. S. Bach stammt, hat Verf. die Melodien vierstimmig gesetzt und zwar so, daß sie für einen einigermaßen geübten kirchlichen Gesangsverein nicht allzu schwer zu erlernen sind.

Wöchten doch diese trefflichen, werthvollen Lieder den nicht bloß armseligen, sondern oft auch grundverderblichen Gesängen mitammt ihren gehaltlosen Melodien, die man so oft an Gräbern erschallen hört, rechten Abbruch thun und reichen Segen bringen. R. L.

IV. Kurze Literaturberichte.

Naturgeschichte.

Diana, Blätter für Jagd- und Hundesfreunde. Originalzeichnungen von Fr. Specht. 1. Lief. Stuttgart, 1872. Schichardt u. Eber. 2 thlr.

Die Kaningenzucht. Nach M. Medares von Rob. Dettel. 4. Aufl. Weimar, 1873. Voigt. 1/2 thlr.
Die Truthühner- und Perlhühnerzucht. Nach Maridat-Dubiez von Rob. Dettel. 2. Aufl. Weimar, 1873. Voigt. 12 sgr.

Jahresbericht des Westphälischen Vereins für Vogelschutz, Geflügel- und Singvögelzucht, 1872. Von Dr. Landois. Münster. Druck bei Jos. Kridt.

Kinkelin, Fr., Ueber Ernährung. Basel, 1872. Schweighauser. gr. 8o. 32 S.

Oppel, Dr. R., Thiergeschichten. Mit 24 Taf. Wiesbaden, 1873. J. Neidner.

Gädel, Ernst, Die Kalkschwämme. Eine Monographie. 1. Band. Berlin, 1872. Reimer.

Altum, V., u. Landois, G., Zoologie. 2. Aufl. Freiburg in Br., 1872. Herder's Verlag.

Darwin, Ch., Der Ausdruck der Gemüthsbewegungen bei den Menschen u. Thieren. Deutsch von B. Carus. Stuttgart, 1872. Schweizerbart.

Rupf, R., Die gefiederte Welt, 1873.

Gredler, Prof. B., Fauna der Kriechthiere und Lurche Tyrols (Progr. d. Gymn. zu Bozen).

Grabau, Andr. Herm., Ueber die Raumann'sche Conspiralrele etc. Inaugural-Dissertation. Leipzig, 1872.

Maxregeln zur Verhütung der Rinderpest. Deutsche Reichsgesetze mit Erläuterungen. Band 20. Mit Anmerkungen von Prof. Gerslach. Berlin, 1872. Kortkamp.

Deutsche Thierschutz-Zeitung „Ibis“, 1872. Nr. 12. 1873 Nr. 1. 2.

Atlas öfver Scandinaviens Däggdjur (Säugethiere). Stockholm, Em. Grons, 1872.

Gisfel, J. F. H., Carolus Linnaeus. Ein Lebensbild. Frankfurt a. M., 1873. Sauerländer.

Bericht des Vereins der Vogelfreunde in Württemberg. Stuttgart, 1872.

Stein, Dr. S. F., Die Echinienkrankheit und deren Auftreten in Frankf. a. M. Frankf. a. M., 1873. Auffarth.

Victor Ritter v. Tschusi-Schmidhofen. Schützt und heget die Vögel. Mit 7 Holzschn. Wien, 1872. Fähy u. Fried.

Largher, Dr. med. D., Mélanger de Pathologie comparée et de Tératologie. Paris, 1873. Assolin.

Stölker, Dr. C., Ornithologische Beobachtungen. 2. Reihenfolge. St. Gallen, 1873. Zollikofer.

Kölliker, A., Dritter Beitr. z. Lehre von d. Entwicklung der Knochen. Würzburg, 1873.

Nowicki, Prof. W., Besch. einer neuen Käferart (Clythra Kluczykii). Krasan, 1872.

Martin, P. L., Unsere Sänger in Feld u. Wald. Stuttgart, 1873. Berg u. Müller.

Schmidt, Prof. Dr. W. H., Baumann's Naturgeschichte für Schulgebrauch. 9. Aufl. 184 S. Frankf. a. M. Sauerländer.

Sam. Schilling's Grundriß d. Naturgesch. Das Thierreich. 11. Aufl. 288 S. 720 Abbildung. Breslau. Ditt.

Rossmann, Dr. R., Beiträge zur Anatomie der schmarogenden Mantensfüßer. Separatabdr. aus den Arbeiten des zoologischen Instituts in Würzburg.

Semper, Prof. Dr. C., Kritische Gänge. Separatabdr. aus ebendenselben.

Möbius, Prof. R., Die wirbellosen Thiere der Ostsee. Kiel, 1873. Schmidt u. Klanig.

Das neue Buch der Erfindungen, Gewerbe u. Industrie. 6. ungarb. Aufl. Leipzig, D. Spamer.

Fleischer, Dr. Emil, Titrimethode als selbstständ. quart. Analyse. Leipzig, 1871. Barth.

Die gesammten Naturwissenschaften. Für weitere Kreise auf wiss. Grundlage bearb. von Dippel, Gottlieb, Koppe, Mödler, Masius etc. 2 Bände. Essen, 1873. Bader.

Der praktische Thierarzt. Von J. Heinrich. Berlin, 1873. Wiegandt u. Hempel.

Milchsecretion „keine“ Raceneigenschaft. Quellenstudie von Dr. Mengel, Danzig, Rafemann.

Klingan, Dr., Handbüchlein über Maul- und Klauenpeuche. Grag, 1873. Leykam-Josefsthaf.

Robbe, Prof. Dr., Handbuch der Samenkunde. Berlin, 1873. Wiegandt und Hempel.

Thür, Prof. Dr., Ueber ländl. Arbeiterwohnungen. Berlin, 1873. Lüderitz.

Löbe, Dr. W., in Leipzig, Ueber landwirth. Futtermittel. Berlin, 1872. Wiegandt u. Hempel.

v. Gohren, Prof. Dr., Die Naturgesetze der Fütterung der landw. Nutzthiere. Leipzig, 1872. Hirschfeld.

J. v. Kirchbach's Handb. für Landwirth. Von Dr. R. Birnbaum. 8. Aufl. Berlin, Wiegandt u. Hempel.

Bauch, C., Handb. des Gemüße- und Obstbaues. Leipzig, 1872. Quandt u. Händel.

Reinwarth, C., Ueber die Steinatzablagerungen bei Stassfurt und die dortige Kali-Industrie. Dresden, 1871. Schönfeld.

Hartmann, Dr. S., Einde. Zeugung, Fortpflanzung, Befruchtung und Vererbung.

v. d. Goltz, Prof. Dr., Die ländl. Arbeiterfrage und ihre Lösung. Danzig, 1872. Rafemann.

Gaubner, Dr., Die Gesundheitspflege der landwirth. Säugethiere. Dresden, 1872. Schönfeld.

Musik. Geschichte der Musik.

Chrlieh, H., Schlaglichter und Schlag Schatten aus der Musikwelt. Berlin, Guttentag. 1 thlr.

Kolbe, Desc., Kurzgefaßte Harmonielehre. Leipzig, Breitkopf und Härtel. 20 gr.

Härtinger, M., Das Grundgesetz der Stimmbildung für den Kunstgesang. Mainz, Schott's Söhne. 15 gr.

Denner, A., Clavier-Unterrichts-Briefe. 1. Curs. 20. Aufl. Leipzig, Händel. 1 thlr.

Marg, A. B., Die Musik des 19. Jahrhunderts und ihre Pflege. Methode der Musik. 2. unveränderte Aufl. Leipzig, Breitkopf und Härtel. 2 thlr. 20 gr.

Schuré, Ed., Richard Wagner und das musikal. Drama. A. d. Franzöf. übers. Hamburg, D. Meißner. 10 gr.

Signale für die musikalische Welt. 31. Jahrg. 1873. Nr. 1. Leipzig, B. Senff. (compl. 2 thlr.).

Euterpe, Eine Musik-Zeitschrift für Deutschlands Volksschullehrer. Herausgegeben von F. W. Eering. 32. Jahrg. 1873. Nr. 1. (Pr. für alle 10 Rrn 1 thlr.).

I. Rufsätze allgemein wissenschaftlichen, cultur- und literar - historischen Inhalts.

Zur neuesten exegetisch-theologischen Literatur Englands.

Von Dr. B.

[Vgl. Allg. lit. Anzeiger Bd. XI, S. 241 ff., 321 ff. und Bd. XII, S. 11 ff.]

In einem jungen, gut beabsichtigten, aber weniger gut ausgeführten Versuche führt uns ein Mr. Hammond in dieses theologische Gebiet und zwar zunächst in das Specialfach der neutestamentl. Textkritik ein. Seine, wie es scheint erste kritische Studie:

1) *Outlines of Textual Criticism applied to the New Testament.* By C. E. Hammond, M. A. Oxford, Clarendon Press 1872. (Grundlinien einer Textkritik des Neuen Testaments.)

ist im ersten Sinne eine Compilation der bessern englischen Untersuchungen über neutestamentliche Kritik, und erst im zweiten eine selbständige Arbeit. Der Compilationswerth wird aber einerseits verringert durch das Nichteingehen auf die in diesem Zweige unschätzbaren Studien Lachmanns und Tischendorfs, wogegen Scrivener und Dr. Tregelles dem Verfasser offenbar Lieblingsautoritäten sind, und andererseits werden die Resultate der eignen Arbeiten Hammond's auf wenigen Raum beschränkt, während Manuscriptlesarten, patristische Citate, Kritikregeln und Discussionen in Frage gezogener Stellen fast das ganze kleine Buch füllen. Das Resultat bleibt demnach dasjenige, welches man von einer Compilation erwarten muß: ein Fortschritt wird nicht gemacht, neue Erkenntnisse nicht geschaffen, das alte Wissen aber in gefälliger, faßlicher Form gegeben, und in der Compilation ein übersichtliches Handbuch für Anfänger geschaffen. —

Seine merkwürdigen Begriffe über den Werth der einzelnen Autoritäten führen den Verfasser aber auch im einzelnen irre, obgleich wir sämtliche Mißgriffe in Contumaz zu verurtheilen weit entfernt sind. So enthält zum Beispiel Codex E. (das Ephrem. M. S.) nicht Theile aus sämtlichen Büchern des N. T., da der 2. Brief Johannis und an die Thessalonicher fehlen; auf die Gothische Version (die Hammond in ihrer letzten Ausgabe in der Ritzsch'schen Encyclopädie zugänglich gewesen wäre,) ist ungenügende Rücksicht genommen worden; in Bezug auf Luc. 22, 43 und 44 sind die Echtheits-Bedenken nicht „without sufficient reason“ (cf. die Lachmann'sche Parenthese und die Philogenianische Versionsbemerkung); das Verhältniß der Peshito zum Curetonianischen Texte ist falsch bestimmt, und verrieth die Behauptung über Marc. 16, 9—20, daß diese Stelle canonisch echt und inspirirt, aber nicht authentisch sei, nicht die Tregelles'sche Gedankenverwirrung, der die gleiche Stelle als einen authentischen anonymen Zusatz zu Marcus' Bericht charakterisirt? — Es ist jedoch auf der andern Seite wegen der ansprechenden Uebersicht über das im Buche Gegebne, die dem event. Leser manche Nachschlagenmühe ersparen wird und wegen der geringen Ansprüche, die man dormalen noch in hiesigen theologischen Kreisen an kritische Arbeiten legt, nicht unmöglich, daß das kleine Buch den Erfolg, den es um seiner guten Absicht, nicht um deren Ausführung willen, verdienen mag, gewinnt. Solche — wissenschaftlich noch unreife — Früchte gedeihen nicht übel auf englischen Boden, weil man da mit unglaublicher Naivetät sich auf gefährliche Gebiete wagt und es zum Theil wohl versteht, compilatorische Geschicklichkeit unter dem Scheine eigner selbständiger Studienerfolge zu verthüllen. Speculative und kritische Selbständigkeit bedarf ebenso der Entwicklung als einer strengen, bildenden Zuchtmeisterin des Geistes. — Es ist etwas ganz anders um die rein exegetischen Studien,

zu denen andre Voraussetzungen gehören und die darum an sich gewisse Chancen des künftigen Gedeihens haben. So haben deutsche Vorarbeiten dem vor kurzem verstorbenen, hier allgemein hochgeachteten Dechanten von Canterbury wesentlich seinen auszeichnenden Namen eines theologischen Gelehrten verschafft. Nachdem seine neutestamentl. Commentare, welche eine geschickte Verarbeitung de Wette und Meyer'scher Studien sind, ihn zum ersten englischen neutestamentlichen Exegeten und zum Hauptrepräsentanten der anglicanischen Vermittlungstheologie (um diese hier noch nicht gebildete Bezeichnung herüberzutragen) gemacht haben, ist eben noch

2) **The Book of Genesis and Part of Exodus: a Revised Version with Marginal References and an Explanatory Commentary.** By H. Alford, D. D. London, Strahan & Co. 1872. (Das Buch Genesis und ein Theil des Exodus: eine neu durchgesehene Uebersetzung mit Randcitataten und erklärendem Commentare.)

veröffentlicht worden. Das hinterlassene Fragment reicht bis zum 25 c. des Exodus incl. und sollte der 1. Beitrag eines beabsichtigten, vollständigen Commentares über das A. T. sein. Obgleich kein bedeutender „Hebräer“ und wesentlich ohne eine kritische Geistesrichtung, nur mäßig bekannt ferner mit der umfangreichen Literatur über seinen Gegenstand und erst seit kurzem mit den alttestamentlichen theologisch-historischen und philologischen Studien beschäftigt, hat der Verfasser es dennoch verstanden auf Grund der Delisch'schen, Knobel'schen, Keil'schen, Kalisch'schen und Ewald'schen Vorarbeiten einen übersichtlichen Beitrag zur alttestamentl. Commentarliteratur zu geben; aber auch nicht mehr als das. Es war überhaupt die Frage, ob der Dechant sich auf dieses hebräische Sprachgebiet mit Erfolg wagen durfte, nachdem er seinen schriftstellerisch-wissenschaftlichen Ruhm durch neutestamentl. Studien begründet; denn schon die Ausführung des Gegebenen ist derjenigen über das N. T. nicht gleich. Eine mit großer Discretion und zu löblichem Zwecke gemachte Compilation, zeigt das Buch eine Werthschätzung geachteter Gegner, macht seine Concessionen an Geschichte und Culturentwicklung in aufrichtiger Sprache und geht ehrlich mit seinem Urtheil heraus; die sichern Resultate der modernen Kritik werden unbedenklich angenommen, das Unhaltbare in falschem Conservativismus nicht blind vertheidigt und festgehalten, und es geschieht kein Textzwang. Die Elohist- und Jehovisttheorie wird angenommen, die Zusammenfügung mehrerer Fragmente, die sich unzweifelhaft widersprechen, ebenso behauptet wie der Ausschluß der mosaïschen Verfasserschaft von sämtlichen Stücken; die Geschichte vom Fall ist eine Allegorie, die „Söhne Gottes“ Genes. 6, 2 bezeichnen Engel und die Anläufe der modernen Kritik auf verschiedene Stellen werden zu Ungunsten der alten Authenticitätsvertheidiger begünstigt durch rasche und indiscretime Annahme ihrer Resultate. — Indem der Verfasser so, in maffer Consequenz mit der einen Hand aufgebend, mit der andern festhaltend, für seinen vermittelnden Standpunkt sich fast ausschließlich auf die deutsche Theologie stützt und nur Hengstenberg gleich fern von seinen Seiten hält wie den Bischof von Natal, so kann, wenigstens für den Standpunkt der deutschen Theologie von positiven Resultaten des Buches keine Rede sein. Dagegen macht die in den Kreisen der negativen Theologen sich immer weiter Bahn brechende Apotheose des oben erwähnten Bischofs Colenso „als eines Kritikers und Exegeten, der in England das Hebräische allein verstände, und der auf einer Stufe mit den besten Deutschen und niederländischen Kritikern stehe“, dem entsprechend dessen Veröffentlichungen zu epochmachenden Werken. Aus seinen exegetisch-kritischen alttestamentl. Arbeiten heraus hat Colenso, dessen kampfesreiche theologische Entwicklung einen an die Schicksale des in den Hafen des Protestantenvereins eingelaufenen Baumgarten erinnert, zunächst eine neue Streitschrift gegen eine neue staatskirchliche Arbeit losgelassen.

3) **The New Bible Commentary by Bishops and other clergy of the Anglican Church** Critically Examined by the Right Rev. John William Colenso, D. D., Bishop of Natal. Parts II. III. u. IV. Exodus. Levit. u. Deuterion. London, Longmans, Green & Co. 1872. (Eine kritische Untersuchung des „Neuen Bibelcommentars von Bischöfen und andern Geistlichen der englischen Staatskirche.“ Von J. W. C.)

In dieser im wesentlichen auf dieselben Punkte hinauslaufenden, weil von gleichen Voraussetzungen ausgehenden Wiederholung seiner Polemik gegen die Genesis jenes „kirchlichen“ Commentars, betrachtet C. das Werk, das er angreift, als einen mit mühevoller Sorgfalt gemachten Versuch einer Bestätigung traditioneller Theologie und vorgefäster orthodoxer Ansichten. Die Verfasser jener Arbeit beschuldigt er einer strafbaren Unwissenheit und einer absichtlichen

und wohlüberlegten Blindheit gegenüber den Resultaten der modernen Kritik. Und dann veröffentlicht er seine eigne Arbeit, deren Aufstellungen man selbstverständlich als die kritischen Donnerkeile anzusehen hat, mit denen er seine unkritischen Gegner vernichtet.

- 4) **The Pentateuch and Book of Ioshua, Critically Examined.** By the Right Rev. I. W. Colenso, D. D., Bishop of Natal. Part IV. London: Longmans, Green & Co. 1872. (Der Pentateuch und das Buch Josuah, kritisch untersucht von I. W. C.)

Ein Schüler der drei bedeutenden deutschen Gelehrten, Ewald, Hitzig, Knobel, deren Citate seine Seiten nicht verlassen, kommt E. natürlich den vorgefaßten Meinungen einer „alt und unfähig gewordenen“ Orthodogie gegenüber zu Resultaten, die, basirend zugleich auf umfassendem, exactem Wissen und geistescharfer Argumentation, seine bisherigen Ansichts- und Voraussetzungengegnossen zu einer schärferen Revision ihrer auf die „allerletzte kritische“ Arbeit gegründeten Schlüßansichten veranlassen müssen. — Indem wir uns auf diesen Seiten eine im anderen Falle sicherlich sehr lebhafte Polemik über seine Endurtheile versagen, bieten wir der Kenntnißnahme der Leser dieser Blätter die Hauptpunkte des Buches in kurzer Angabe an. Colenso versucht zunächst zu beweisen, daß die levitische Gesetzgebung des Pentateuch vollständig das Produkt einer viel späteren Zeit ist, und daß der Pentateuch in seiner jetzigen Gestalt erst nach der Gefangenschaft etwa um 450 v. Ch. v. erschien. Er geht in scharfsinniger Weise den Spuren einer späteren Gesetzgebung, die von Ezechiel begonnen, von Jeremias fortgesetzt und von Esra beendet worden sein soll, nach. So werden der Pentateuch und Josuah noch jünger als Watte sie macht. Und dies ist nach Graf und Röllin die neueste Phase dieser Altersfrage, deren Zifferblatt wieder einmal eine andre Stunde zeigt: v. Bohlen's Ansicht, von dem Scharfsinne und der Gelehrsamkeit Zuchs und Ewald widerlegt, wird, wenn auch in anderer Form, wieder ins Leben gerufen von Graf, auf dessen Arbeiten Colenso neben den Röllin'schen Untersuchungen weiter baut, ohne indessen mit ihnen zu den gleichen Folgerungen zu kommen. — Der Verfasser trennt dann in scharf abge sonderte Theile die ursprüngliche Version im Exodus, Numeri, Deuteronomium und Josuah, die späteren Stücke im Leviticus, die über den Rest des Pentateuchs verstreute deuteronomistische Legislation, scheidet genau die Zeitalter des Jehovisten und Elohisten und zieht dann in längere Betrachtung das legislatorische Werk Esras in Verbindung mit dem samaritanischen Pentateuch. —

In gleichem Geiste und derselben kritischen wie exegetischen Methode, aber mit größerer philologischer Gewandtheit abgefaßt, auf gleichen Voraussetzungen ruhend und die gleiche Tendenz verfolgend ist

- 5) **A Historical and Critical Commentary on the Old Testament.** With a New Translation. By M. M. Kalisch, Ph. D., M. A. Leviticus, Part II. In demselben Verlage. (Ein historischer und kritischer Commentar zum Alten Testament mit einer neuen Uebersetzung. 2. Theil, Leviticus.)

In dem vorliegenden Commentare findet sich zunächst ein neuer Zug, was die Form betrifft: sie ziehen sich nämlich durch sämtliche Kapitel zahlreiche und werthverschiedene Abhandlungen und Excurse über die Fastengesetze, den Versöhnungstag, die vorgeschriebenen Reinigungen, die Ehegesetze der Bibel und verwandte Gegenstände und endlich über die Engel- und Geisterlehre. Am wenigsten befriedigt unter diesen Arbeiten der Aufsatz über das neue Testament und dessen ceremonialgesetzliche Bestimmungen, deren Auflösung und Ungültigkeit für seinen neuen Bund Jesus Christus nicht nur nicht beabsichtigt haben, sondern für deren „Weiterbestehen er ängstlich wachsam“ gewesen sein soll (cf. dagegen den ersten Theil der sogen. Bergpredigt und den tieferen Sinn der Parabeln unseres Herrn). Indem Dr. Kalisch für seine Schlußfolgerungen sich erst seine Methode zurechtlegt in einem „Entwicklungsgesetz“, nach welchem die hauptsächlichsten israelitischen Gesetzesbestimmungen 3 Stadien, ein physisches, historisches und theokratisches oder geistliches durchliefen, findet er in dem das ganze levitische Institut durchdringenden Geiste einen hohen Grad religiös-politischer Zucht. Der Staat gehe nach dem Exil ganz in der Kirche auf. Was Großartigkeit der Auffassung anlange, so falle Leviticus dem Deuteronomium gegenüber bedeutend ab wegen seines harten und strengen Cere-
monialismus und seines Hierarchismus, während es ihm in geistlicher Tiefe und sittlichem Tacte vorzüglicher als jenes erscheint (cf. aber gegen dieses „Resultat“ das prophetische Feuer

und den prophetischen Geist im Deuteronomium und dagegen den Sacerdotalismus des Leviticus). Nach der Rückkehr aus Babylon hätten die Israeliten die Absorption des Staates in die Kirche nicht mehr verhindern können und ihre Monarchie und unabhängige Existenz als ein Volk sei unwiederbringlich verloren gewesen. — Mit Colenso gemeinsam setzt Kalisch die schließliche Redaction des Pentateuch auf ein nachexilisches Datum herab, und so gehört kein Theil des Leviticus, der das Produkt verschiedener, zu verschiedenen Zeiten schreibender Verfasser ist und seine gegenwärtige Form nach jenem Entwicklungsgeetze erst allmählig empfing, vor das 7. Jahrh., dem auch das 5. Buch Moses angehört, da sämtliche Gesetze des Leviticus als späteren Ursprunges als die entsprechenden deuteronomischen Bestimmungen angenommen werden. Das ganze Buch ist demnach seiner Hauptsache nach nachexilisch und eine schriftstellerische Leistung mehrerer Priester, durch deren hierarchische Aspirationen und Denkweise es überall gekennzeichnet ist. So culminiren gleichfalls die Reden der Propheten Ezechiel, Jesaias und Jeremias in nichts weiterem als in einem starren Ceremonialismus, diesem levitischen gleich. (!) Den erhabenen Vorschriften der (— früheren —) Propheten seien in Verbindung mit einer formenreichen Tempelverehrung priesterliche Institutionen gefolgt, die es nicht vermochten, sich über den tödtenden Buchstaben hinwegzusetzen und den Geist wahrer Religiosität zu fördern. — Die negativ-kritische Pentateuchliteratur ist mit den beiden eben besprochenen Arbeiten unzweifelhaft in eine neue Phase getreten, deren Positionen, wenn die Geister in jenem Lager nicht erschlaffen und gleich fruchtbar bleiben, vielleicht für 1—2 Jahre „bleibender“ Werth zugesprochen werden darf; dann aber wird ja wohl über diese Resultate einer extrem-freisinnigen Richtung die comparative Macht einer noch ungezügelteren Nachfolgerin kommen, die mit den Vorzügen der beiden vorliegenden Werke, der Schärfe der Argumentation auf dem fest angenommenen Boden und der philologischen Gewandtheit doch auch die Hauptfehler derselben beseitigt, — den eines vorurtheilsvollen Ausgangspunktes, von dem aus dann alle Geisteskräfte und -gewandtheiten in den einen Dienst der Erreichung des bereits vorgelegten negativen Zieles gestellt werden. —

Zu der prophetischen Literatur des A. Test. hat endlich R. Driver einen Beitrag geliefert in seinem Buche:

- 6) **A Commentary upon the Books of Jeremiah and Ezekiel**, by Mosheh Ben Shesheth. Edited from a Bodleian M. S., with a Translation and Notes, by S. R. Driver, B. A., London, Williams & Norgate, 1872. (Ein Commentar zu Jeremias und Ezechiel von Moses Ben Shesheth. Herausgeg. von R. S. D.)

Der Text des in der bodleianischen Bibliothek in Oxford (Huntingdon, Coll. 567.) sich befindlichen M. S. nimmt 35 Octavseiten in Anspruch und ist jetzt zum erstenmale gedruckt worden. Die begleitenden Noten und die Einleitung sind mit Gewandtheit angefertigt worden und zeugen von Kritikgeschick für hebräische Texte. Der hier behandelte versetzt den gelehrten Rabbi in den Anfang des 13. Jahrhunderts und macht ihn zum Verfasser noch verschiedener anderer Commentare über biblische Bücher. Aber der Werth dieser bereits 6½ hundertjahralten Auslegung ist weniger grammatisch und sachlich als bezeichnend für den damaligen Stand der Auslegungswissenschaft; denn obgleich Ben Shesheth zuweilen eine gute Bemerkung macht, die auch für andere Ausleger noch einen Werth behielt, so ist die gegenwärtige Exegese auf Grund der modernen philologischen Errungenschaften, selbst in grammatischer Beziehung zu einer gründlicheren Bearbeitung befähigter als der gelehrte Rabbi oder seine jüdischen Autoritäten. Wesentlich Neues hat das Buch in keiner Weise zu Tage gefördert, und wenn's nicht zur Erweisung des editorischen Geschickes von Mr. Driver geschehen, so weiß man nicht recht, wozu diese mühsame Entzifferung aus einem schwerlesbaren Texte des 13. Jahrhunderts vorgenommen worden ist.

Von weiterreichendem Nutzen und darum um so willkommener ist des berühmten Baptistenpredigers C. H. Spurgeon kleines und anspruchslos auftretendes, aber geistvolles und packendes Buch:

- 7) **The Treasury of David: Containing an Original Exposition of the Book of Psalms, a Collection of Illustrative Extracts from the whole range of Literature, a series of Homiletical Hints upon almost every verse; and Lists of Writers upon each psalm**, by C. H. Spurgeon. Vol. III. Ps. 53—78. London, Passmore and Alabaster 1872 (Der Schatz Davids: eine selbständige Auslegung des Psalmbuchs, eine Samml-

lung erläuternder Auszüge aus dem ganzen Literaturbereiche, eine Reihe homiletischer Winke fast auf jeden Vers und Verzeichniß der Ausleger jedes Psalms. Von C. G. Sp.)

Dieses Buch bildet den 3. Beitrag zu des Verfassers großem Werke über die Psalmen und besitzt die gleichen auszeichnenden Eigenschaften wie dessen Predigten. Auf kritische Sichtung und philologische Gelehrsamkeit macht Spurgeon keinen Anspruch, aber seine Originalität in der Auffassung des Textes und seiner Tragweite, seine Unabhängigkeit von anderen Auslegern, die treffenden Bilder, die demonstratio ad hominem, mit der er seine Auditorien ebenso packt, wie seine Leser, denen er diese Bände bietet, der anziehende Reiz, der ansehnliche Haufen dankenblütiger in der Auslegung, seine elegante und zugleich die Seelen anfassende und eindringliche Sprache, sein scharfer, geistvoller common sense, der ihn vor allen andern auszeichnet, die wunderbare Gewalt des Wortes, die ihm in jeder Tonart über geistliche Wahrheiten zu Gebote steht und damit die salbungreiche und geistvolle geistliche Redekraft ersetzen jene formellen Mängel und lassen einen in einem derartigen Werke das Fehlen alles gelehrten Apparates vollständig vergessen. Des Neuen in der Auffassung der einzelnen Psalme, ja Verse ist aber so viel, daß der uns gewährte Raum auf diesen Seiten uns von einem genaueren Eingehen auf diese geistvollen homiletischen Resultate absehen lassen muß. Gewißlich ist das theologische Gebiet, zu welchem dieses Buch ein Beitrag ist, eins von denjenigen, auf dem der praktische englische Geist keine tauben Blüten treibt, sondern füßlich der formenvolleren, gehaltenen deutschen Kanzelberedtsamkeit als Vorbild, sofern es wenigstens ein Packen und Bewegen der Massen gilt, dienen kann. —

Bei unserm Uebergange zur neuesten Literatur des Neuen Test. bieten sich zunächst zwei philologische Werke, die einem hier längst fühlbar gewordenen Mangel abhelfen, ohne selbst irgend wie bedeutend zu sein.

8) *Fragmenta Evangelica, quae ex antiqua recensione versionis Syriacae Novi Testamenti (Peshito dictae) a Gul. Curetone vulgata sunt.* Graece reddita textuique Syriaco editionis Schaafianae et Graeco Scholizianae fideliter collata. 2 Partes. Curante I. R. Crowfoot, S. T. B. London: Williams & Norgate 1871 u. 72.

Das Werk ist eine fleißige Arbeit und ein nützlicher Beitrag zu den Collationen der verschiedenen Lesarten des griech. N. T.s, um so mehr als selbst die neuesten Kritiker einen vollen Text der Curetonianischen Evangelien nicht zu geben pflegen, sondern sich gewöhnlich mit der Angabe der verschiedenen Lesarten, in nicht grade genauer Weise, begnügen. Crowfoot hätte für das Griechische nur nicht den Scholz'schen, sondern Tischendorf'schen Text, und für das Syrische nicht Schaaf, sondern die gute Lee'sche Ausgabe zu Grunde legen sollen. Die Angaben der verschiedenen Lesarten sind nicht sorgfältig gesichtet, und des Verfassers Syrisch reicht nicht so weit als sein Griechisch. — Eine ähnliche Gabe bietet, der gelehrten Welt ausschließlich, ein Wiederabdruck der Vulgata sammt der in Rheims 1582 gedruckten englischen Uebersetzung:

9) *The Vulgate New Testament, with the Douay Version of 1582, in Parallel Columns* (Bagster & Sons, London 1872) (Die neutestl. Vulgata mit der Uebersetzung von Douay von 1582 in Parallel-Spalten.)

Die äußere Ausstattung empfiehlt das Werk sehr und obgleich die lateinische Version sich in verschiedenen bekannten Drucken findet, so wird doch diese sorgfältige englische Uebersetzung hier gleichfalls vielen willkommen sein; dieselbe ist wörtlich, gebraucht jedoch mehr lateinische als sächsishe Wörter, behält auch mehrere griechische „parasceue, pasche, azymes, didrachma, paraclete etc. bei. Warum diese neutestl. Version die Douay'sche und nicht vielmehr die von Rheims heißt, ist nicht ersichtlich; jener Name trifft vielmehr die älteste lateinische Version, deren Drucke viel seltner sind und deren Wiederveröffentlichung von der englischen Gelehrtenwelt ersehnt wird und sich an diese Ausgabe sehr passend anschließen würde.

Eine fernere kritische Gabe über einen Theil des N. T. bietet uns in gefälliger Form und in relativer Vorzüglichkeit Mr. Sanday in seinem Buche

10) *The Authorship and Historical Character of the Fourth Gospel, considered in reference to the Contents of the Gospel itself: a Critical Essay.* By W. Sanday, M. A.; London, Macmillan & Co. 1872. (Die Verfasserhaft und der historische Charakter des 4. Evangeliums, vom Inhalte des Evangel. aus betrachtet: ein kritischer Versuch. Von W. S.)

Indem der Verfasser sich auf dieses schwierigste Gebiet der neutestl. Kritik begiebt und das vielbestrittne Problem der johanneischen Verfasserschaft aufnimmt, versucht er von innern Gründen aus den historischen Charakter und die Echtheit des neutestl. Stückes zu beweisen durch folgende Methode: Capitel nach Capitel wird für sich einzeln vorgenommen, der exacte Werth seiner historischen Data genau und mit einer von reicher Belesenheit und Scharfsinn zeugenden Gewandtheit bestimmt und diese Detailarbeit erst am Schlusse aufgegeben, wo die gewonnenen Einzelergebnisse in die Gesamtübersicht und das Schlussurtheil zusammengefaßt werden. Der Verfasser geht mit freiem Geiste in die Einzelheiten ein, urtheilt im allgemeinen ziemlich vorurtheilsfrei und arbeitet mit einem Fleiße und einer bewältigenden Kenntniß seines Gegenstandes, daß die Genauigkeit in der Weise und dem Ziele seiner Argumentation sowie in den Schlussresultaten als ein verdienter Lohn für seine Sorgfalt und Mühsalung anzusehen ist. Im Allgemeinen arbeitet Sanday auch selbständig und hat sich frei von dem das Urtheil so leicht gefangennehmenden Einflusse gewichtiger Autoritäten (englischer wie deutscher) gehalten; nur in der Discussion über das Philosophem, auf dem das ganze Evangelium ruht, ist der Einfluß der deutschen Kritiker nicht zu verkennen. In der Werthbestimmung einzelner hervorragender Werke über sein Thema (Reim, Hilgenfeld, de Wette, Sir R. Hanson etc.) kommen Irrthümer und Ungenauigkeiten vor; Meyer's Commentar dagegen wird hoch erhoben unter Nichtberücksichtigung mehrerer bekannter englischer Werke über den Gegenstand. Indem der Verfasser den historischen Charakter und die Echtheit des Johanneischen Stückes herstellt, versucht er in allen Fällen der synoptischen Abweichung von seinem Schriftsteller die Correktheit von dessen Angaben auf Kosten der drei andern Evangelisten herzustellen, macht aber freilich auch andererseits in Bezug auf den durchgehend-johanneischen Charakter sämtlicher Stücke bedenkliche Concessionen: „Der Apostel hat nicht nur Bruchstücke verschiedener Reden zusammengestellt, sondern hat auch ihren Gehalt in solchem Grade umgeformt, eingefügt und entwickelt, daß wir nicht mehr im Stande sind eine Linie zu ziehen, wo das Alte aufhört und das Neue beginnt“ und „von dieser Rede muß ein beträchtliches Stück weggenommen werden, das viel mehr die Worte des Evangelisten als die wirklich gesprochenen wieder giebt.“ Abgesehen jedoch von diesen gefährlichen Concessionen behandelt der Verfasser seinen Gegenstand mit Kraft und Geschick, denen gegenüber unbedeutendere Ungenauigkeiten verschwinden. Wenn er in der Rettung der johanneischen Verfasserschaft des Evangeliums um seiner discreten Benutzung deutscher und holländischer Arbeiten von seinen Gegnern der Abhängigkeit und ärgerer Dinge beschuldigt wird, so ist das für ihn kein unseiner Ruhm, denn S. ruht sich nicht sowohl auf den Resultaten der positiven deutschen Arbeiten aus, sondern geht in einen lebendigen Kampf mit den deutschen negativen Kritikern ein. Er hat seiner Partei in England mit seinem Buche und der klaren Darlegung der kritischen, strittigen Punkte in demselben einen entschiedenen Dienst gethan, dessen lobende Anerkennung ihm auch eine kleinliche, aus Mücken Elephanten machende Kritik nicht verkleinern wird. Denn es sieht einem verbissenen Recensenten wahrhaft ähnlich und lächerlich aus, wenn er das einen andern Geist als seinen eignen widerspiegelnde Buch dadurch herabsetzen will, daß er seinen Verfasser der absoluten Unkenntniß der einschlägigen Literatur dafür bezichtigt, daß „er (Sanday) unter dem Eindrucke zu schreiben scheine, als ob die Horae Hebraicae von Schöttgen mehrere Auflagen erlebt hätten,“ und weiterhin seine griechische und exegetische Auslegungscapazität sofort in Frage zieht, weil er Joh. 19, 28 die Worte: „daß die Schrift erfüllet würde“ — wobei der Recensent noch dazu falsch citirt — auf das Vorhergehende, nicht auf das Folgende beziehe. Gegen dergleichen unüberlegte und oberflächliche Angriffe, die der angegriffenen Position ebenso sehr eine Ehre sind als sie der vertheidigten nur Unehre machen, wird sich der Werth und die Bedeutung dieses Buches, das einer guten und nur vielumfochtenen Sache in guter Absicht dient und eine tüchtige und selbständige Verarbeitung deutscher Vorarbeiten ist, immerdar halten. —

Ueber die Apostelgeschichte hat der theologische Büchermarkt des letzten Jahres nichts geboten. Dagegen ist die Literatur über die paulinischen Briefe reichlicher gewesen, ohne freilich solche Blüthen zu treiben, daß ihre eingehendere Besprechung von dem Interesse der Leser dieser deutschen Blätter bedingt würde. Wir heben deshalb, aus der Menge sichtend, nur die folgenden hervor:

- 11) 1. **A Translation of the Epistle to the Romans;** with an Introduction and Critical Notes. By Rev. I. Challis, M. A., F. R. S., F. R. A. S. Cambridge: Bell & Deighton. (Eine Uebersetzung des Briefes an die Römer; mit einer Einleitung und kritischen Noten.)
- 12) 2. **A suggestive Commentary on St. Pauls Epistle to the Romans,** with Critical and Homiletical Notes. By the Rev. Th. Robinson. Vol. I. London, R. D. Dickinson. 1872. (Ein Commentar über den Brief St. Pauli an die Römer, mit kritischen Noten und homiletischen Vorschlägen.)
- 13) 3. **A Commentary on the Epistle to the Romans.** By the Rev. W. A. O'Connor, B. A. London, Longmans, Green & Co. 1872. (Ein Commentar zum Briefe an die Römer.)

Aus dieser Liste ist das unter Nr. 3 verzeichnete Werk das anspruchloseste, aber ansprechendste und tüchtigste. Von exegetischem Geschick zeugend und in scharfer und gewandter Argumentation versucht das kleine Bändchen, ohne freilich, wie seine obigen beiden Vorgänger etwas wesentlich Neues zu geben, des Briefschreibers Meinung klarzulegen, wenn sie dunkel ist, die Folge und Beziehung der einzelnen Argumente anzugeben und die concise Sprache St. Pauli in breitere Ausführlichkeit zu übersetzen. Die Arbeit eines gelehrten, und zugleich bescheidenen Verfassers trifft das Buch an den schwierigeren Stellen, in denen es sich an die besten Ausleger hält, den Sinn des Apostels, während z. B. in Nr. 1 Mr. Challis sich eine besondere Grammatik erfindet, um zu seinen gewünschten, doctrinären Zielen zu gelangen. In der That sind diese beiden Punkte die Charakteristik und die Fehler des Buches. Nach längeren polemischen Präliminarien gegen Alford, Ellicott, Fichtfoot und die „Five Clergymen“, verwendet der Verfasser seine grammatische Sorgfalt auf den bestimmten Artikel und den Aorist, so jedoch, daß aus seinen Behauptungen und Proben schon sein Streben herauszulesen ist, die griechische Grammatik nach seinen doctrinären Voreingenommenheiten umzubilden; wenn diese grammatischen Kunststücke darum an sich schon werthlos sind, so werden sie noch anstößiger unter dem vollen Lichte solchen Zweckes. Es wird mit großer Ausführlichkeit, wie es scheint an der Hand der letzten Ausgabe des Paulinischen Lehrbegriffs von Huxer, auf die paulinische Lehre vom „Gesetz“ eingegangen, sowie auf die Begriffe „natürliche und geistliche Schöpfung.“ Der Römerbrief ist nach dem Verfasser eine Philosophie jener geistlichen Schöpfung und faßt sich in folgenden Lehrpunkten zusammen: die Sünde besteht allein durch die Uebertretung des göttlichen Gebotes von seiten des menschlichen Willens. So bedingte Adam durch seinen ersten Ungehorsam die Sünde und eine sündliche Natur, und wie diese nun durch natürliche Zeugung auf alle seine Nachkommen übergegangen ist, so durch den Gehorsam Christi die Gerechtigkeit auf alle, auf dem Wege einer geistlichen Zeugung; durch natürliche Zeugung also wurde die Menschheit zu Sündern, durch geistliche Zeugung zu Gerechten. Die Herrschaft der Sünde und des Todes war eher als diejenige der ewigen und allgemeinen Gerechtigkeit. Sündentod bedeutet das Sterben des Leibes und schließt das gesammte Leiden des Fleisches ein. Wirkung dieses Todes ist Befreiung von der Sünde d. h. Rechtfertigung. Das Opfer des Sohnes Gottes am Kreuz beweist die Wirksamkeit solches Leidens, da er, aus Liebe und aus Mitleid mit unserer Gebundenheit an „das Gesetz der Sünde und des Todes“ alle übeln Folgen dieses Gesetzes in ihrer schmerzlichsten Form trug, um uns zu zeigen, daß der einzige Weg zur Herrlichkeit durch die Schmerzen und Bitterkeiten des Todes gehe.“ — Die Mängel und Irrthümer in dieser Auslegung des Apostels sowie in der den Theorien angepaßten Uebersetzung werden zum Theil vermieden in dem unter Nr. 2 verzeichneten Werke, welches einen weiteren Beitrag zu dem von Dr. van Doren in Aufsicht genommenen Commentar zum ganzen Neuen Testamente bildet. Das Werk ist nach den redactionellen Prinzipien von Lange's großem Bibelwerke angelegt, und behandelt demgemäß in genauer Reihenfolge jede Phrase des Apostels, wenn sie wichtig genug erscheinen, auch einzelne Worte, zu denen homiletische Gedanken, Themen, Ausführungen zc., natürlich nicht ohne Breiten und mit gewandter Hineintragung subjectiver Ideen in den Text gegeben werden. Die Tragweite der einzelnen Worte in doctrineller und homiletischer Beziehung wird nicht selten übertrieben, nach Fremdem gefaßt, so daß im ganzen genommen das Buch den beschönigenden Namen eines Hilfsmittels für bücherlose Prediger nicht halb so sehr verdient als den Vorwurf eines Efelbrückenangebotes für geistlose Schwäher.

Noch während Vorstehendes niedergeschrieben wurde, kommt ein weiterer Beitrag zur

neutestl. Exegese aus der Feder des unter 3 genannten Römerbriefcommentators zu unserer Kenntniß:

14) *The Epistle to the Hebrews; with Analytical Introduction and Notes; by the Rev. W. A. O'Connor, B. A. Longmans, Green & Co. London 1873.* (Der Brief an die Hebräer mit einer anal. Einleitung und Noten).

Die oben auf die paulinische Briefbearbeitung gemachten Bemerkungen finden auch hier ihre Anwendung; denn hinwiederum ist durch das ganze Buch das Verfassers Streben nach Selbstständigkeit und eignem Urtheil zu erkennen. Durchweg geht O'Connor seinen eignen Weg, auf dem wir ihm leicht an der Hand seiner kurzen, bescheidenen, einfachen und körnigen Anmerkungen folgen können. Andererseits freilich wird der Werth des Buches beträchtlich dadurch herabgesetzt, daß von eigentlichen Resultaten nicht die Rede sein kann; denn die selten gründlichen Arbeiten, welche grade die exegetische Literatur dieses neutestl. Briefes zieren, von Bleek, Rinemann, de Wette, Delitzsch, Riehm, Tholuck und andrer sind in ihren Resultaten aus einer falschen Scheu des Verfassers viel zu wenig berücksichtigt worden. Dazu kommt, daß das Buch nicht den Anspruch erhebt, einen Beitrag zur wissenschaftlichen Theologie zu liefern, sondern mehr auf einen Leserkreis unter religiös angeregten und gebildeten Laien berechnet ist. Auf die tiefen Beziehungen des im Briefe angeregten Zusammenhanges und Unterschiedes zwischen alt- und neutestamentlichem Opfer, auf das messianische Hohepriestertum Christi wird nicht genügend eingegangen und sprachlich sind die verschiedenen Irrthümer offenbar von einer ungenügenden Kenntniß des griechischen Idioms bedingt (cf. c. 1 2 κληρονόμον πάντων soll heißen inheritance of all men („das Erbe aller Menschen“), ibid. v. 3: χαρακτήρ τῆς ὑποστάσεως αὐτοῦ wird erklärt durch an expression of his purpose („ein Ausdruck seines Zweckes“) „da ὑπόστασις im N. Test. immer mit „Zweck“ (purpose) übersetzt werden könne.“ Das schwierige Citat c. 1, 10—12 aus Psalm 102, 25—27, das selbst Tholuck jene wichtige Concession abzwang, wird obenhin mit der — übrigens irrigen — Behauptung abgefertigt, „die Juden seien mit der Anschauung, daß der Messias der Baumeister des Himmels und der Erde sei, vertraut gewesen.“ Der „Altar“ c. 13, 10 ist nicht „der Thron Gottes“, noch bezeichnet die „Hütte“ den „ganzen Bereich des christlichen Gehorsams“ und „die der Hütte pflegen“ geht nicht auf Christen demzufolge, sondern auf die Mitglieder des alttestl. Bundes. Die Verbindungsfrage des wichtigen Verses endlich, c. 13, 8 mit dem Vorhergehenden oder Folgenden wird stillschweigend übergangen u.

Es ist fast die Grenze der wissenschaftlichen Voraussetzungen, auf der der Verfasser an mehreren Stellen seines Buches sich zu befinden verräth, in weit höherem Maße wenigstens als in seiner Bearbeitung des Römerbriefes. Denn sprachlich-grammatische Vorkenntnisse sind auch die Werthbedingung für Bücher, die Laienkreisen geboten werden sollen; wäre nicht die Güte der sachlichen Bemerkungen, auch die Einleitung, dem Buche eine Zierde, welche die grammatischen Mängel wenigstens in etwas paralyßiert, so müßte auch dieser neueste Beitrag zur neutestl. Exegese unter die große Zahl derjenigen traumseligen und füklichen Scripturen gerechnet werden, die in selbstgefälliger Beschaulichkeit und unglaublicher Entstehungsschwindigkeit in zahlreichen Kreisen der Secten und Secteins das Tageslicht erblicken und den Gläubigen in Sonntagschulen, Missionsversammlungen, Vestry-Halls u. käuflich angeboten und in den betreffenden Denominationsorganen kritiklos und unwahr auf die Ruhmesstafel wissenschaftlicher oder homiletischer Bedeutung gehoben werden. Das O'Connor'sche Buch hat hingegen seine relative Bedeutung und läßt, je mehr der Verfasser sich mit dem Geiste und den Formen der von ihm überetzten Sprache vertraut gemacht haben wird, für fernere Arbeiten weitere Vorzüge erwarten. —

Der deutsche Leser wird sich aber nicht mit Unrecht wundern, wenn er diese Vorzüge, sofern sie von einer rein speculativen Behandlung des Gegenstandes abhängig sind, auf einem Gebiete erblickt, auf dem er sie vielleicht am wenigsten von dem praktischen, den wirklichen Lebensbedürfnissen zugewandten Geiste der Briten erwartet hätte, nämlich auf dem Felde der speculativen oder systematischen Theologie. — Eine Uebersicht über die bemerkenswerthesten dahin gehörigen Erscheinungen aus der jüngsten Vergangenheit gedanken wir demnächst in diesen Blättern zu bieten.

Die Mission, ihre Stellung und Aufgabe in der Gegenwart.

Ein Blick in die Zeit und die Tagesliteratur.

Von Dr. S. Kalkar in Kopenhagen.

(Vergl. Allg. lit. Anz. März und April 1873.)

II.

Die Hauptaufgabe der Mission bleibt freilich dieselbe zu allen Zeiten, nämlich diejenige, welche des Herrn Abschiedsworte (Matth. 28, 19) seiner Gemeinde, oder, wenn man will, seinen Aposteln anbefahl. Aber die kirchengeschichtliche Entwicklung der Mission zerfällt in ihre Epochen, ihre nicht bloß chronologischen, sondern idealen, oder ethischen Zeitabschnitte, in deren jedem ein besondrer Plan Gottes mit der Menschheit zu Tage tritt. Auf *σημεῖα τῶν καιρῶν* sollen wir Acht haben (Matth. 16, 3; Luc. 12, 57). Nicht von den historischen Zeiträumen, *χρόνοι*, redet hier der Herr, sondern von den ethischen oder idealen Zeitabschnitten, *καιροί*, innerhalb deren eine neue Offenbarung des göttlichen Weltplans stattfindet. Die Verwechslung der einen mit der andern hat schon oft irre geführt. Wollen wir zur Klarheit darüber kommen, welches die Aufgabe dieser unsrer Zeit sei in Betreff der Ausbreitung des Evangeliums in der heidnischen Welt: so müssen wir einen Blick werfen auf den Gang und den gottbestimmten Endzweck, welchen die Mission in den vorausgegangenen Epochen gehabt hat. Nur durch aufmerksame Beobachtung der *σημεῖα τῶν καιρῶν**) können wir einen sicheren Standpunkt gewinnen, auf welchem wir den Kampf aufnehmen können gegen gewisse einflussreiche herrschende Vorurtheile und irreführende Anschauungen; nur dadurch werden wir der Gefahr entgehen, einerseits Forderungen geltend zu machen, welche schlechterdings an die Gegenwart nicht zu stellen sind, andererseits unsere Erwartungen unter das gebührende Maß herabzustimmen.

Die herkömmliche Einteilung der Kirchengeschichte in die Geschichte der Urkirche, der des Mittelalters und der neueren Zeit, ist in der Sache selbst begründet. Auch in Hinsicht auf die Mission ergiebt es sich bei näherer Betrachtung, daß jede derselben eine Epoche darstellt mit ihrem besondern Gepräge. Die erste Mission (ungefähr bis Constantin's oder Theodosius Zeit) können wir die soteriologische nennen. Das Christenthum trat den Individuen, den einzelnen Seelen gegenüber, mit dem Anerbieten und der Einladung zum Heile. So erschien es in einer Welt, in welcher von den beiden am meisten in Betracht kommenden Völkern das eine, das vorzugsweise nationale, nämlich das der Juden, seinen Volkscharakter zu einer ebenso eigensinnigen als ohnmächtigen Nationalvergötterung entstellte hatte, das andre, weltumfassende der Römer, in allen unterjochten Ländern des Erdbodens das Volksbewußtsein erstickte. Hinter den Grenzen des römischen Reiches aber lebten die zahlreichen Barbarenvölker, deren Zeit noch nicht gekommen war, auf dem Schauplatz der Welt aufzutreten; daher mußte die Aufgabe des Evangeliums darin bestehen, aus der ganzen „Masse des Verderbens“ die Gläubigen, d. h. diejenigen, welche den Glauben, oder die Botschaft des Heils annahmen, ohne Rücksicht auf Herkunft, Nationalität oder andre zufällige und äußere Verhältnisse zu sammeln. „Die Kirche war also in nationaler Hinsicht damals farblos.“ Dieser soteriologische (d. h. auf die Rettung der Individuen gerichtete) Charakter der ersten, ursprünglichen Mission ist in der That unverkennbar. Der gewaltige Heidenapostel Paulus, das Vorbild aller späteren Sendboten des Heils, ist sich dessen klar bewußt, daß seine Aufgabe nicht sei, ganze Völkerschaften zu christianisiren, der Kirche Christi die Massen einzuverleiben, Nationalkirchen aufzurichten. Er sowie die nachfolgenden Väter, wollten nach dem Vorbilde ihres Herrn und Meisters, nur die zerstreuten Kinder Gottes zusammenbringen (Joh. 11, 52). Nachdrücklich betont er es, daß hier nicht Jude noch Grieche, nicht Knecht noch

*) Als ein besondrer Vorzug der Kirchengeschichte des Kopenhagener Professors Hammerich (3 Bände) verdient hervorgehoben zu werden, daß sie überall den Blick hinlenkt auf die unterscheidende geistige Physiognomie der kirchlichen Epochen. Den Grundgedanken der folgenden Darstellung gab ich schon vor mehreren Jahren in einem Vortrag auf dem nordischen Kirchentage in Christiania (Verhandlungen S. 145).

Freier, nicht Mann noch Weib seien oder gelten, sondern Alle Einer seien in Christo" (Gal. 3, 28). In dieser Epoche erscheint das Christenthum durchaus nicht als eine pädagogische, Völker erziehende Anstalt, sondern als die Anstalt der Erlösung, mit dem Endzweck der heiligen Auswahl aller derer, welche persönlich Gemeinschaft haben wollen an dem Evangelium, dem Worte, das da mächtig ist, selig zu machen durch den Glauben an Jesum Christum. Ueberall aber, wo der soteriologische Gedanke lebendig ist und in den Seelen vorherrscht, da ist die natürliche Folge die, daß das energische Bewußtsein des Gerichts, also zugleich der Endzeiten der Kirche erwacht. Der apostolischen und überhaupt der frühesten Predigt von Christo liegt stets das Eschatologische nahe. „Der Herr kommt in den Wolken des Himmels“: dieser Gedanke beherrscht die Zeit, und fördert mächtig die Sammlung der Gläubigen aus allen Völkern.

Auf diesem Standpunkte blieb das Christenthum nicht stehen. Eine andere Zeit brach an, in welcher die Völker, welche zum Theil Jahrhunderte lang in unruhiger Gährung sich bewegt und umhergetummelt hatten, auf der Bühne der Weltgeschichte erschienen. Inzwischen war das Christenthum selbst eine Weltmacht geworden; und mit dem vierten Jahrhunderte oder etwas später, beginnt diejenige Mission, welche darauf ausgeht, Massen zu bekehren, ganze Volksstämme unter das Joch und den Segen Christi zu bringen. „Das Christenthum gilt hinfort als das völkerbildende Princip dazu bestimmt alle Interessen des Landes zu umschließen und zu beherrschen, allgemeine Unterwerfung fordert, überall wo es missionirt, dieselbe Ordnung und Lehre einzuprägen. Es ist eine Culturmacht geworden, welche die Völker mittels der Zucht des römischen Staates und der Gewalt der Fürsten erziehen will.“ „Hierdurch entsteht Etwas was man bisher nicht gekannt hatte, nämlich Volkskirchen*.“ Während der ersten Jahrhunderte hatte der Bote des Heils sich an die Einzelnen gewandt, und aus den niedrigsten Schichten der Gesellschaft war der Glaube nach und nach zu den höheren emporgestiegen. Jetzt aber begegnet uns die entgegengesetzte Erscheinung. Es wird darauf angelegt, Könige und Fürsten zu gewinnen, deren gewaltiges Gebot die Unterthanen zwingt, die neue Lehre anzunehmen. So deutlich auch einzelne Männer der Kirche, wie Alkuin, das Mißliche dieser Bekehrungsmethode, welche die allgemeine ward, einsahen, und so sehr auch manche Missionare die Freiwilligkeit hoch halten: so ward letztere doch einmal nicht das mittelalterliche Gepräge. Macht,**) Gewalt und List waren es, durch welche die Völker dahin gebracht wurden, die vöterlichen Götter mit Christus zu vertauschen und der umbildenden Wirkung des Christenthums sich zu unterziehen. Das Culturstorische bekommt von jetzt an in den Augen des Beobachters das Uebergewicht. Diese Epoche kann man freilich eine Verdunkelung der eigentlichen Aufgabe des Christenthums nennen, weshalb denn über das finstre Mittelalter oft genug geklagt worden ist. Daß indeß der Herr seine reichen Absichten dabei gehabt hat, als er das Christenthum zur Staatsreligion werden ließ, läßt sich unschwer nachweisen. Wäre doch die Mission unter den damaligen Verhältnissen schwerlich im Stande gewesen, so große Fortschritte zu machen, wie sie gemacht hat, wenn sie nicht getragen wurde durch eine Staats- und Kirchenmacht, welcher die Einheit und Alleinherrschaft der Kirche als das Höchste galt.

Nachdem aber dieses Ziel erreicht war, nachdem die römische Kirche ihren Beruf erfüllt hatte zu der Zeit als das Christenthum in Gefahr stand, seine soteriologische Aufgabe an der Menschheit einzubüßen, da geschah es, daß jene Reaction, welche das ganze Mittelalter hindurch in den vielen, das Heil der einzelnen Seelen über Alles stellenden Secten sich geregt hatte, zu mächtigerer Wirksamkeit und völligerer Entfaltung gedieh, nämlich in der Reformation, mit welcher die neue Zeit anbricht. Sie zertrümmerte die Idee von einer kirchlichen Universalmonarchie, kehrte zurück zum Worte Gottes, und legte wieder den vol-

*) Wir verweisen hier auf die vortreffliche Entwicklung der Missionsaufgabe während des Mittelalters in Jeschütz System der christlich-kirchlichen Katechetik. 1863. I, 478 folg.

**) Bonifacii Epist. 12: Sine patrocinio Francorum nec populum regere, nec presbyteros vel diaconos, monachos vel ancillas Dei defendere possum; nec ipsos paganorum ritus et sacrilegia idolorum in Germania sine illius [regis] mandato et timore prohibere valeo.

len Nachdruck auf das Seelenheil des Individuums. Dieses that sie durch ihr Bekenntniß zu der Rechtfertigung des Sünders allein durch den Glauben. Zugleich aber mußte sie ein trauriges Joch auf sich nehmen, nämlich das des Staatskirchentums. Und unter dieser erneuten Gesezherrschaft vollzog sich jener immer weiter um sich greifende Auflösungsproceß des Glaubenslebens, bis am Schlusse des vorigen Jahrhunderts der große Abfall eintrat, dessen Nachwirkungen, dessen reißend wachsende Entwicklung unsre Zeit ringsumher erblickt. Die Gegenwart trägt in allen ihren kirchlichen, socialen und wissenschaftlichen Erscheinungen unverkennbar ein eschatologisches, große Gerichte ankündigendes Gepräge. Die Staats- und Volkskirchen lösen sich auf und verschwinden. Der bisher das Völkerleben beherrschende Einfluß der Religion weicht zurück vor der Alleinherrschaft des Humanismus, der s. g. Bildung. Gegen göttliche und menschliche Autoritäten erhebt sich ein starker, leidenschaftlicher Widerstand. Der individuelle Wille setzt sich an Stelle der vormaligen, beschränkenden und ordnenden Zucht. Der Streit zwischen Licht und Finsterniß nimmt große Dimensionen an. Eine unruhige Spannung, ein Warten der Dinge, die da kommen werden, geht durch die Christenheit, wie durch die ganze Heidenwelt. Das ist die augenscheinliche Signatur unsrer Zeit. Aber diese hat doch auch ihre Lichtseite. Der Glaube, soweit er vorhanden ist, hat größere Intensivität, als in früheren Tagen; die Predigt ist lebendiger geworden, die Gottesdienste andachtsvoller, der Gemeindegesang (was namentlich von den dänischen Gemeinden gilt) inniger und schwungvoller, das Streben nach einem wahren Gemeindeleben energischer.

Alles dieses hat nun eingewirkt auf den in der Kirche neuerwachten Missionstrieb. Denn derselbe trägt wieder, wie in der Morgenzeit der Christenheit, einen soteriologisch-eschatologischen Charakter. Es währte freilich etwas lange, ehe der Missionsstun innerhalb der evangelischen Kirche erwachte. Theils war diese noch allzusehr hingenommen von der Aufgabe, der erneuten Wahrheit des Evangeliums Eingang und innere Festigkeit zu verschaffen; ferner verzehrte man seine Kräfte im Bruderkriege zwischen Lutheranern und Reformaten; endlich erregte auch das, was aus den letzten Jahrhunderten von solcher Bekehrungsarbeit verlautete, namentlich das Verfahren der Römischen in den neuentdeckten Erdtheilen große Bedenken, und brachte jedenfalls die Mission in Mißcredit. Als der Pietismus wieder ein lebendiges Mitgefühl erweckte für Menschenrecht, so gewann das humanisirende Streben die Oberhand, sogar in der nachfolgenden Zeit des Nationalismus. Daraus entsprang die Toleranz und Religionsfreiheit, die Aufhebung der Sklaverei und Leibeigenschaft. Es war die humane Tendenz, oder das Mitleid mit der Noth der Heiden, was die ersten Missionsversuche der Neuzeit durchdrang, bis man nach manchem Hin- und Herirren den rechten Ernst der Sache verstehen lernte, den wahren soteriologisch-eschatologischen Grund unter die Füsse bekam. Man denkt unter uns Evangelischen nicht mehr an Völkerbekehrungen; man will, wie in jenen frühesten Tagen der Kirche, wieder nur „die Einzelnen sammeln aus der Masse des Verderbens.“ Hat die Reformation es zur Anerkennung gebracht, daß die Bedingung, um in Wahrheit der Gemeinde Christi zu gehören, der lebendige, mit der Wiedergeburt unzertrennlich verbundene Glaube sei: so kann alle unter ihrem Einflusse stehende Arbeit für die Ausbreitung dieses Glaubens sich nur an die Individuen als solche wenden. Hiedurch ist man zurückgekehrt zu dem paulinischen oder apostolischen Standpunkte, und hat das geistige Ziel erkannt, welches der Kirche in der gegenwärtigen Epoche gesetzt ist. Auch die evangelische Missionsarbeit kann sich nur die Bekehrung der Einzelnen zur Aufgabe stellen, nicht die der Völker,**) während sie es, um mit Thiersch's Worten fortzufahren, Gotte überläßt, ob es ihm einmal gefallen werde, eine das ganze Volk umfassende Landeskirche in größeren Gebieten des Heidenthums entstehen zu lassen.***)

Auch von einer andern Seite betrachtet erscheint die Mission in jenen drei obengenannten Epochen als eine dreifache, sofern man nämlich das Heidenthum, welches überwunden werden soll, nach seinen drei Erscheinungen ins Auge faßt: erstlich der antiken bei den classischen Völkern in den drei bis vier ersten Jahrhunderten, zweitens der orientalisirten-gothischen im

*) Fabri, Die Entstehung des Heidenthums. S. 74.

**) Thiersch, Vorlesungen über den Katholicismus und Protestantismus.

Mittelalter, drittens der barbarischen bei den Bevölkerungen der Südsee und Africas, zu welchen letzteren aber die s. g. Culturvölker Asiens mit hinzuzunehmen sind. Halten wir an der leitenden Ansicht fest, daß die gegenwärtige Aufgabe der Mission in den Worten Christi ausgesprochen ist: „Es wird gepredigt werden das Evangelium vom Reich, in der ganzen Welt, zu einem Zeugniß über alle Völker, und dann wird das Ende kommen“ (Matth. 24, 14): so gewinnen wir dadurch einen festeren Standpunkt und klareren Blick, als durch alle phantastischen Erwartungen und hochgeschobenen Pläne, welche sich weder auf das Schriftwort gründen, noch auf die Zustände und Bedingungen der Zeit. Daß hinduische, chinesische, japanesische, kassersche Gemeinden entstehen aus den Einzelnen, welche von der Wahrheit des Evangeliums ergriffen sind, ist nicht zu bezweifeln; ob es aber jemals zu einer hinduischen oder chinesischen oder japanesischen Volkskirche kommt, ob die ungezählten Millionen sich alle noch einmal beugen unter das Kreuz Christi, ob in Zukunft ein andrer Welttheil, als Europa mit welchem übrigen in dieser Hinsicht Nord-Amerika zusammenzufassen sein dürfte, an der Spitze der christlichen und überhaupt aller Bildung stehen, ob der christliche Glaubens- und Erkenntnißschatz durch das in noch unbefehrten Heidenvölkern schlummernde geistige Capital an Reichthum gewinnen wird, — das alles sind Fragen, welche zu beantworten unmöglich ist. Es ist ausgemacht, daß der Zudrang zur Kirche an der einen Stelle rascher, stärker, umfangreicher stattfindet, als an andern: die Südseeinsulaner und Karenen, in neuester Zeit die Kolhs und Madagassen, scheinen der Kirche in Haufen zuzuströmen, während man in Indien, China, Africa, nur einzelne Aehren sammelt. Ob nun hierbei gewisse nationale Eigentümlichkeiten oder Vor- aussetzungen als die entscheidenden Momente wirksam sind, darüber wird erst eine spätere Zeit das rechte Licht geben. Jene günstigeren Erscheinungen reichen aber nicht hin, um den Satz zu entkräften: daß die gegenwärtige Mission sich keine Hoffnung machen dürfe auf Völkerbekehrungen wie sie im Mittelalter stattfanden, sondern sich begnügen müsse mit *ἐκλεκτοῖς παρεπιδήμοις τῆς διασποράς*, mit den einzelnen auserwählten Seelen, welche den Herrn aufnehmen, während sein Evangelium über das Volk im Ganzen nur erschallt „zu einem Zeugniß.“ Gerade als ein solches hat offenbar der Herr die Mission in diese letzten kritischen, verhängnißvollen Zeiten der Kirchenentwicklung verlegt, „da das Ende kommt“, (dessen Tag und Stunde wir freilich nicht wissen), und sie durch ihren eschatologischen Charakter zu erkennen gegeben. Keineswegs sagen wir hienüt, daß nicht Zeiten in dem Leben ganzer Völker eintreten können, — wie auch in dem Leben einzelner Menschen solche Zeiten vorkommen, in welchen eine größere Empfänglichkeit für das gepredigte Wort erwacht, und zwar durch Begebenheiten, durch Bewegungen in der geistigen und physischen Welt, deren tiefste Wurzel sich in Tiefen zurückzieht, in welche unser Blick nicht eindringt. Wir wissen nicht, wann die Stunde schlagen mag, in welcher allem Volke der Ruf zu Herzen geht, und die Schaaren, in zuvor nicht geahnter Weise, herzuströmen zu dem heiligen Berge. Auch hieße es, dasjenige was wir vorhin über die Aufgabe der heutigen Mission äußerten, völlig mißverstehen, wenn man die Meinung darin fände: der Missionar solle nicht allezeit das ganze Volk vor Augen haben, während doch unsres Herrn Befehl lautet: *μαθητεύσατε πάντα τὰ ἔθνη* (machet alle Völker zu meiner Jüngerschaft); die Meinung: der Missionar müsse nicht allezeit sich selbst und Andern vorhalten, daß das Christenthum keineswegs bloß für Diesen und Jenen bestimmt sei, da es für Alle bestimmt ist und die Aufgabe hat, das ganze Volksleben zu durchdringen mit seiner Sauerteigsart, seinen heiligenden Kräften. Dieses ist ja Matth. 24, 14 aufs deutlichste ausgesprochen, wo das Endziel, nämlich die Verkündigung des Evangeliums in der ganzen Welt, hoch aufgerichtet wird, aber freilich zugleich die unaussprechliche Wirkung vor- ausverkündigt: *εἰς μαρτύριον πᾶσι τοῖς ἔθνεσιν*. Vgl. Luc. 24, 17 (mit Dosterzee's treffender Erklärung im Lange'schen Bibelwerke) und Ap. Gesch. 1, 8: *ἐσοθὲς μου μαρτυρεῖς — ἕως ἑσχάτου τῆς γῆς*. Ueberall sehen wir, daß das Zeugniß vor Allen und für Alle erschallen soll, jedoch nicht zu erwarten steht, daß Alle es annehmen. Wir sprechen es aber aus als unsre bestimmte Ueberzeugung, daß man die Bedeutung der gegenwärtigen Mission durchaus verkennt, wenn man Völkerbekehrung als ihre Aufgabe hinstellt. Während man täglich sieht, wie in den christlichen Ländern, wo die Volksmassen vorlängst der Kirche Christi einverleibt sind, eine Schranke nach der andern fällt, und augen-

scheinlich ist, daß die Form, unter welcher bisher das Christenthum noch der Welt erhalten worden ist, zusammenbricht, weil sie verbraucht worden, und daß nur ein geringer Bruchtheil der Christenheit seinem Herrn getreu bleibt, die ungeheure Mehrzahl aber abfällt, während Alles darauf hinweist, daß die Frei- und Individualitätenskirchen sich in unsern Tagen an die Stelle der Volkskirchen setzen wollen, daß somit die Gegenwart sich wieder zu dem Ursprünglichen hinneigt: so ist fürwahr nur geringe Hoffnung vorhanden, daß die in den alten Kirchen abgebrochene Form gerade in der heidnischen Welt wieder aufleben, und der Lebenslauf der Kirche sich wiederholen sollte, damit er nach einem gewissen Zeitraume da anlange, wo wir heute stehen.

Bei dieser Ansicht der Dinge, welcher die heil. Schrift zu Grunde liegt, wird man über das Missionswerk unsrer Tage größere Klarheit gewinnen, als bei jenen nebelhaften Vorstellungen, welchen man so häufig huldigt. Sofern die Predigt des Evangeliums in den Heidenländern zunächst einen eschatologischen Charakter hat, um vor dem einbrechenden Zeitalter zum Zeugniß über die Völker zu dienen: so haben wir gar keinen Grund, verzagt die Häupter zu senken, weil es augenscheinlich nur ein geringer Haufe ist, welcher den Glauben annimmt, während die große Masse dabei beharrt, Opposition zu machen. Denn die Botschaft und Predigt von Christo bleibt dennoch im vollen Sinne ein Zeugniß, möge es sich als ein Geruch zum Leben erweisen, oder als ein Geruch zum Tode, möge es angenommen werden zum Heile, oder verworfen werden zum Gerichte. Darnach wird auch die Arbeit viel nüchterner und sicherer geschehen, wenn der Blick immerdar gerichtet bleibt auf des Herrn Befehl, nicht aber auf das, was man selbst etwa an irgend einem Orte ausgerichtet oder ausrichten kann. Unzählige Male sind namentlich junge Missionare mit allerhand phantastischen Einbildungen, idealischen Erwartungen, hochfliegenden Entwürfen, dazu mit selbstgemachten Missionstheorien, in die Heidenwelt hinausgezogen; und alles dieses — wovon Vieles bloßes Strohfeuer war, das da aufloderte und verschwand — nannten sie inneren Beruf. Ueber solche lustige Gedanken kam dann bald nachher Entmuthigung und Verzagttheit, sobald sie erfuhren, wie wenigen Eingang ihr Wort gefunden hatte, und täglich hinter der Entmuthigung folgte der angeblich begründete Zweifel, ob überhaupt jetzt Missionszeit sei, ob man Etwas ausrichten könne, und ähnliche Bedenken. Auch vermag das bloß menschliche Mitleid mit dem, was man die Noth der Heiden nennt, sei es in irdischer oder geistlicher Beziehung, bei Weitem nicht, ein Menschenherz zu bewahren vor der Versuchung des Kleinmuths und der Verzagttheit: denn Jeder weiß, daß diese Quelle nur allzu leicht und bald vertrocknet. Innere Sicherheit des Berufes aber, Festigkeit des Auftretens und Wandels, Ausdauer im Werke, auch unter den größten Hindernissen, sei es draußen, sei es von der Heimath aus, gewährt uns Nichts, als allein die Ueberzeugung, daß des Herrn Befehl dahin lautet: das Evangelium soll gepredigt werden in der ganzen Welt! und zugleich der unverwandte Blick darauf, daß dieses zu einem Zeugnisse dienen soll. Das beweist uns die apostolische Predigt und ihre Geschichte in unaussprechlichen Zügen. Die ganze Missionsthätigkeit des Paulus beruht auf dieser Grundlage. Wie vielen der heutigen Missionare aber möchte man mit allem Nachdrucke ans Herz legen: „Laß die Todten ihre Todten begraben!“ laß begraben werden alle todten und losen Gedanken deines Herzens; „du aber gehe hin, und verkünde das Reich Gottes!“ (Luc. 9, 60).

Die Gewißheit, daß die Mission recht eigentlich in die letzten, die Entscheidungs-Zeiten der Kirche gehört, also ein eschatologisches Gepräge hat, verleiht allein auch der Gemeinde die rechte Freudigkeit Mitarbeiterin zu sein an dieser großen Sache, und weist dieser Sache die richtige Stelle an im Gemeindegelben. Jederzeit liegt ja der Gedanke nahe, daß in der Heimath genug zu thun sei, genug Heidenthum, genug Jammer und Elend, Gottesleugnung und Unglaube, so daß man mit Bekämpfung aller solcher dem christlichen Leben widerstrebenden Mächte schon vollauf zu thun haben würde; und diese von Gläubigen und Ungläubigen vorgebrachte Einwendung ist unleugbar von großem Gewichte, solange man in Betreff des Missionswerkes auf dem Standpunkte der bloßen christlichen Liebe und der Barmherzigkeit stehen bleibt, wo es allerdings immerdar gilt: *charity begins at home*. Stellt man sich dagegen auf den Befehl Christi, daß das Evangelium aller Creatur, allen Völkern gepredigt

werde zu einem Zeugnisse: alsdann wird die Rücksicht auf die heimische Noth gewiß nicht jener Botschaft, welche die Liebe Christi an die Heiden ergehen läßt, einen Hemmschuh anlegen können, ebenso wenig, wie die Apostel durch den Anblick der Verblendung und des Widerstrebens ihrer Volksgenossen sich zurückhalten lassen, weiter und weiter umherzuziehen, so weit, daß sie schon zu ihrer Zeit mit prophetischem Geistesblicke rithmen konnten, daß „das Evangelium gepredigt sei in aller Welt und aller Creatur, die unter dem Himmel ist“ (Kol. 1, 6. 23). Bekannt ist der Mißbrauch, welcher im orthodoxen Lager von diesem Aussprüche gemacht worden ist, indem man behauptete, daß thatsächlich schon in der Apostel Tagen alle Völker das Evangelium vernommen hätten, und daß nunmehr die erbliche Schuld derjenigen, welche einst das Evangelium verwarfen, auf ihren Nachkommen laste, daß diese also jetzt die gerechte Strafe tragen, weshalb alle Mission eine völlig überflüssige Arbeit sei.*) Die Consequenz dieser Anschauung wäre ein verdamnendes Urtheil über alle Heiden seit der Zeit der Apostel, wofür man gewiß weder in den Bekenntnißschriften einen Grund nachweisen kann, noch in der heil. Schrift.

Durch ein klares Verständniß der Aufgabe und des weltgeschichtlichen Ganges der Mission, wird auch der Blick geschärft für die Mißgriffe, welche so oft wiederkehren bei den Bestrebungen für die Ausbreitung des Evangeliums. Es dürfte auch auf die bisherige Entwicklung ein helleres Licht werfen, wenn wir bei jenen Mißgriffen und unrichtigen Methoden etwas verweilen. Wir erwähnen hier aber die zwei Gegensätze, nämlich die, welche nicht schnell genug vorwärts schreiten können, und die, welche gerade besonders Gewicht legen auf einen langsamen Fortgang in der Sache. Ersteres gilt sowohl von der römisch-katholischen Kirche, welche die Völkerschaften im Fluge bekehrt oder doch zu Christen gemacht sehen will, wie auch von gewissen Richtungen und Bestrebungen in der evangelischen Kirche. In der römischen Kirche tritt das Evangelium vorzugsweise als Gesetz auf, das Christenthum als eine stricte Regel und Ordnung, welche in der Form der Ueberlieferung von Seiten der göttlich bestellten Obrigkeit darzureichen und von den Völkern der Erde anzunehmen sei; wobei die persönliche Aneignung in Glaube und Erkenntniß als etwas Unwesentliches, jedenfalls Untergeordnetes angesehen wird. Weil es nun hierbei darauf ankommt, so Viele wie möglich zu gewinnen (zu annexiren), und zwar so geschwind wie möglich: so wird die Taufe zu einer magischen oder mechanischen Handlung, welche Millionen von Kindern zu der Kirche hinführt, ohne zu fragen, ob in dem Volke auch eine Gemeinde da sei, in deren Schooß sie aufgenommen werden, ob die Bedingungen gegeben seien zu einer christlichen Erziehung. Alle römisch-katholischen Berichte fließen über von Erzählungen, wie viele tausend Kinder in China, in Indien und anderswo getauft seien, wenn die Taufe auch nur auf eine verstoßene und listige Weise ertheilt worden ist.***) Außer der List wird aber auch Gewalt angewandt, als

*) Harless, Zeitschrift für Protestantismus und Kirche. Neue Folge. X.

**) Liceat jam meminisse baptismi clandestini numerosissimae multitudinis infantium, de quo tanquam fructu principis suarum missionum sacerdotes Romani Catholici mirum in modum sibi gratulantur, e. g. cum apud Sinas, ob immensam incolarum copiam ac pleberrumque, adeo civium paupertatem, multa millia de nocte, non sine praesentissimo vitae eorum periculo exponantur, diligentissime curare solent Missionarii, ut, quos possunt, infantes sive ipsi, sive per Neophytos suos christianos quaerant, inventos baptizent, baptizatos autem suo loco, quo inventi sunt, perituros relinquunt. — Aegrotos infantes in domibus animadvertere, et specie medicinae, clam adpersa aqua quasi medicata, et muscitatis verbis sacramentalibus solent tingere. Weismanni Orationes academ. p. 303. Und damit man ja nicht denke, daß die römische Kirche ihre Anschauung von der magischen Wirkung der Taufe, als des Mittels, welches den Anschluß an die Kirche aufs Geschwindeste bewerkstelligt, etwa geändert habe, wollen wir nur anführen, daß Bataillon, Bischof von Centraloccantien selbst erzählt: er trage stets eine Flasche bei sich mit wohlriechendem Wasser, zugleich aber auch eine Flasche mit gewöhnlichem Wasser, und unter dem Vorwande, das Kind zu stärken, gieße er auf dessen Kopf einige Tropfen der ersteren, demnächst aber unbemerkt einige Tropfen aus der zweiten, das Wasser der Wiedergeburt (Vgl. Kalkar, Geschichte der kathol. Mission). Etwas Aehnliches fand auf Madagaskar statt am Sterbelager der Königin Rasoharina d. 1. April 1868. Ein katholischer Consul Laborde taufte sie unter dem Vorgeben, ihr mit Wasser das Haupt kühlen, oder sie magnétisiren zu wollen. „Keiner der Umstehenden bemerkte es“, sagt buchstäblich der katholische Bericht.

das Mittel, welches die Unterwerfung unter die Kirche jedenfalls am schnellsten herbeiführt. Schon Bonifacius hielt es, wie gesagt, für notwendig, daß die äußere Macht der Predigt zur Seite gehe; und jener Lieblingsausruf des Franz Xavier: *Amplius! amplius!* (vorwärts!) begünstigte den Gebrauch von Gewaltmitteln, so oft die Leute, bei denen er missionirte, nicht gutwillig den Glauben annehmen wollten. Er gestand offen ein, daß das Christenthum keinen Fortgang haben würde, wenn die Muskete sie nicht begleite (*que mientras no estuverian debaxo del musquete*). Derselbe Gedanke lag auch jenen kirchlichen Eroberungen zu Grunde, welche im 15. Jahrhunderte als unzertrennlich von den Entdeckungsreisen galten, bei Prinz Heinrich von Portugal*), wie auch bei Columbus; der Name dafür war *conquesta apostolica*. Die griechisch-katholische Kirche in Rußland hat ähnliche Maßnahmen ebenfalls nicht gescheut, und das zwar bis in die neueste Zeit herein, was aufs Engste mit der Uebersetzung zusammenhängt, welche Kaiser Nikolaus (d. 16. Mai 1849) gegen die russischen und polnischen Bischöfe aussprach: „Der wahre Glaube existirt nur in Rußland, in den westlichen Ländern ist er gänzlich verschwunden.“ Daß die Holländer nach der Eroberung Ceylons treulich in den Fußstapfen der Katholiken gingen und den Singalesen den reformirten Glauben aufzwangen, ist genugsam bekannt (Basler Evang. Miss.-Magaz. 1839).

Das Gegentheil des angeführten Begriffes von der Taufe, und dennoch in derselben verkehrten Anschauungsweise wurzelnd, ist ein Verfahren, welches, zumal früher, bei den Engländern ganz allgemein war, nämlich der Versuch, mittelst der Austheilung von Bibeln zu evangelisiren, und zwar in Uebersetzungen sehr unvollkommener Art: denn diese waren meistens von Missionaren verfertigt, welche bei Weitem noch nicht die dazu erforderliche Sprachkenntniß besaßen. Man sollte doch bedenken, daß die heil. Schrift nicht für Heiden geschrieben ist, sondern für das Volk Gottes, und daß der Heide, welchem man sie überreicht, zuvor den Eindruck von christlichen Vorstellungen empfangen haben muß, ehe er verstehen kann, was in die prophetischen und apostolischen Bücher niedergelegt ist. „Der Glaube kommt durch's Hören“, sagt Paulus (*ἡ πίστις ἐξ ἀκοῆς* Röm. 10, 17). Die Apostel brachten keine Bibel mit, sondern Gottes lebendiges Wort auf ihren Lippen; und so verwiesen sie die Hörenden auf das alte Testament, zur Bestätigung dessen, was sie ihnen predigten. „Wenn zuerst Christus durch die mündliche Verkündigung vor Augen gemalt ist, so entsteht hernach sein Bild aus der heil. Schrift aufs Neue und in den sichersten Zügen, bestätigt die mündliche Verkündigung und gewinnt wieder durch dieses das rechte Verständniß.“ (Chrenseuchter). Wenn man darum, weil die Chinesen ein lesendes Volk seien, eine Million Bibeln in China verbreitet hat, so wollen wir freilich nicht behaupten, daß diese Bücher ohne alle Frucht geblieben seien; denn der Herr kam ja auch auf diesem Wege bei Einzelnen ein Johanneswerk gethan haben, zur Anbahnung seines Kommens.**) Aber im Ganzen ist dieser wohlgemeinte Eifer doch ein übel angelegter, weil unbekehrte Chinesen, selbst übrigens in ihrer Art unterrichtete Männer, von dem Gelesenen sich völlig unrichtige Vorstellungen bilden. Wir dürfen ja niemals vergessen, daß in christlichen Ländern das Volk theils durch den Schulunterricht, theils durch das Leben, auch durch das Hören des Wortes Gottes, diejenige Vorbereitung empfängt, durch welche die Bibel verständlich wird, während in der Heidenwelt alle diese Voraus-

*) Er selbst erklärte es als seine Hauptabsicht, Christen zu gewinnen; und die Entdeckung von Congo wurde sofort zur Gründung einer Mission in diesem Negerlande. Leider waren die wohl meinten Franciscanermönche, welche die portugiesischen Schiffe an die africanischen Küsten führten, keine Männer von dem Schlage eines Severin oder Permin. Sie begnügten sich meist mit der äußerlichen Form des Christenthums; und um diese einzuführen, gebrauchten sie nicht selten den „Stab Wehe“, und schlugen den stumpfen Negern das Christenthum durch den Rücken ein. Franz Xavier. Von Benn und Hoffmann. Wiesbaden, 1869. 114 S.

**) Alphonso Esquiroz erzählt in seiner Abhandlung „über die Mission“ in der Revue des deux mondes 1866 p. 826 von einem Karotonger, welcher einen englischen Missionar mit seiner Bibel in der Hand daherkommen sah und ausrief: „Das ist der Gott dieser Leute, und was für ein sonderbarer Gott! Sie können ihn in die Tasche stecken, während unser Gott im Tempel stehen muß.“ Als Missionar Sykes vor dem Könige Natabele davon sprach, welchen Segen er dem Lande bringe: „denn glauben sollten die Leute lernen, und lesen, was Gott ihnen in der Bibel zu sagen habe“ so lachte der König und sagte: „Ich rede zu meinem Volke mit meinem Munde.“ — Man vergleiche die vortreffliche Entwicklung dieser Frage in dem Memorial Volume of the first fifty years of the american Board of commissioners for foreign missions. Boston 1861.

setzungen weggfallen. Ist aber an und für sich eine solche mechanische Anwendung der heil. Schrift als Befahrungsmittels ein Mißbrauch, so wird dieser noch bedenklicher, wenn man erwägt, wie höchst unvollkommen die meisten Bibelübersetzungen in neuerlernte Sprachen sein müssen. Wenn es schon eine sehr schwierige Arbeit ist, die Bibel in eine entwickelte, ausgebildete Sprache zu übertragen: wie viel schwieriger muß dieses Unternehmen sein, wo die Sprache noch gar nicht zum Ausdruck für geistige und christliche Vorstellungen entwickelt und wo der Missionar nach dem Aufenthalte weniger Jahre noch bei Weitem nicht über sie Herr geworden ist. Anstatt mit der britischen Bibelgesellschaft, wie es beständig geschieht, zu lobpreisen, daß die heil. Schrift schon in 200 Sprachen übersetzt worden sei, muß man vielmehr erstaunen über die Kühnheit, mit welcher Mancher sich an ein Unternehmen wagt, welches sicherlich die Kräfte der Meisten übersteigt. Wir haben früher der großen Verdienste erwähnt, welche mehrere Missionare sich durch linguistische Arbeiten erworben haben. Aber die Anerkennung dieser Verdienste wird uns doch niemals abhalten, zu behaupten, daß die höchst unvollkommenen Bibelübersetzungen — zuweilen zusammengestopfelt mit Hülfe von Eingebornen, welche die Frage des Missionars in Betreff eines zu übersetzenden Bibelwortes selbst nicht verstehen mochten — den Lesern geradezu verkehrte Vorstellungen beigebracht haben. Ich will einen Mann reden lassen, welcher in dieser Sache vollkommen stimmberechtigt ist. Der bekannte Missionar W. Buyer hat in seinen „Briefen über die indischen Missionare“ die Sache mit großer Gründlichkeit behandelt. Er äußert u. A. Folgendes: Daß es eine kirchliche anerkannte Uebersetzung gebe, ist freilich sehr wünschenswerth und von großem Nutzen. Dabei ist aber zu bedenken, daß jede Voreiligkeit, mit welcher man eine solche in Indien einführen würde, wo noch so Vieles vorzubereiten ist, einen kaum gut zu machenden Schaden anrichten dürfte. Der Versuch, eine Uebersetzung als normal zu stempeln, während die Sprache sich noch im Schmelzofen befindet, und alle bei einer solchen Aufgabe zu verwendenden Männer täglich noch selbst zu kämpfen haben mit allen Schwierigkeiten eines Ausländers — ein solcher Versuch wäre eine Gedankenlosigkeit. Leider ist die Bibelgesellschaft nur allzu geneigt, diese Sucht nach kirchlichen Bibeln zu begünstigen. Eine von der Bibelgesellschaft angenommene und gedruckte Bibelübersetzung bekommt, wie fehlerhaft und schlecht sie auch sein mag, eine weite Verbreitung, da die Mehrzahl der Exemplare unentgeltlich an die Eingebornen vertheilt wird. Mit allen ihren Mängeln wird sie für den neuankommenden Missionar das Hauptmittel, mit dessen Hülfe er die Sprache erlernt, und für die eingebornen Christen die Quelle aller ihrer Schriftkenntniß. Die in ihr enthaltenen falschen Auffassungen und Ausdrücke gehen nun über in beinahe alle Bücher und Tractate, welche verfaßt und verbreitet werden. Demnach tritt die Bibelgesellschaft, solange sie die Beurtheilung und Verbreitung von Bibelübersetzungen als ihre Sache behandelt, jedem Versuche einer Verbesserung geradezu hindernd in den Weg.“ Sogar von Dr. Carey, welcher durch seine vielen Bibelübersetzungen in hinduische Sprachen berühmt geworden ist, urtheilt derselbe Sachkenner: „Dr. Carey verstand von der Sprache nur wenig. So muß man wenigstens urtheilen nach allen seinen Versuchen in derselben; und auch sein Nationalgehilfe scheint sich lediglich auf den niedrigsten Volksdialekt eines kleinen Districtes verstanden zu haben. Wie viele Anerkennung man Carey's Verdiensten als Sprachkenner und Uebersetzer im Ganzen auch schenken, wie sehr man auch die Schwierigkeiten in Anschlag bringen mag, welche namentlich zu seiner Zeit hierbei zu überwinden waren: so ist doch Nichts gewisser, als daß diese Uebersetzungen ihm nicht gelingen sind. Die Sprache ist in ihnen ein wahres „Bazar-Kauderwelsch“; und kein Gebildeter kann ein Capitel ohne Widerwillen lesen.“ — So lautet das Urtheil eines sachkundigen Mannes, welcher es im Entferntesten nicht darauf abgesehen hat, seine Vorgänger herabzusetzen. Die erfahrensten und tüchtigsten Missionare sind darin einig, daß eine Uebersetzung erst alsdann gelingen kann, wenn eine Kirche in dem Lande schon gegründet ist, und jene Arbeit alsdann von wohlunterrichteten und gebildeten Christen aus der Zahl der Eingebornen ausgeführt wird.**) Auch bei der mündlichen Predigt schweb

*) Letters on Indian missions. London 1841.

**) The churches must be better established; they must have a full and settled ministry; and then they might „expect Luthers to rise up who would set about translating the Word.“ Conference on Missions held in 1860, at Liverpool, p. 224.

der fremdländische Missionar stets in Gefahr bedeutende Schnitzer zu machen. „Der Redner mag immerhin das rechte Wort haben“, bemerkt Christian Intelligencer (1869); „kennt er aber nicht die rechte Betonung, oder ist ihrer nicht mächtig, so wird er vielleicht das Entgegengesetzte sagen von Dem, was er sagen will.“ Einige Beispiele mögen dieß erläutern. Ein Missionar meinte zu sagen: „Gott zürnt über die Sünde“. Zu seinem Erstaunen trampelte die ganze Versammlung mit den Füßen. Er hatte das richtige Wort gebraucht, aber doch durch falsche Betonung gesagt: „Gott vertheidigt die Sünde“. Ein andermal hatte ein Prediger sagen wollen: „Die Götzenbilder sind auszurotten“; weil er eben den Ton nicht auf die rechte Stelle legte, so hatte er, zu seinem Schrecken, gesagt: „Die Götzenbilder sind hoch nöthig“. In Indien, wo die Schwierigkeiten noch gar nicht die größten sind, hatte ein evangelischer Missionar über den Text predigen wollen: „Ich bin das Licht der Welt“. Er gebrauchte aber das Wort *aloo* (Kartoffel) anstatt *alo* (Licht), und erregte natürlich lautes Gelächter!*) Erst später ist man sich klar geworden, daß die Palmyra-Bauern in der Tinnevely-Mission Jahr aus Jahr ein anstatt „Vater unser, der du bist im Himmel.“ gebetet hatten: „Unser Vogel, der du auf dem Palmenbaume bist.“ In der Namaqua-Sprache, wie Josaphat Sahn versichert (1869), ist es bisher noch Keinem gelungen, frei zu predigen. Entweder gebraucht man Dolmetscher, was sein Mißliches hat, oder der Missionar schreibt seine Predigt auf und liest sie ab. Ein einziger unrichtig angebrachter Schnalz der Zunge veranlaßt die sonderbarsten Mißverständnisse, und kann die Wirkung der ganzen Predigt zunichte machen. Missionar Krönlein hat jedoch mehrere große Stücke der Bibel in jene Sprache übersetzt, und sie (in Berlin) drucken lassen. Reschi erzählt von einem Missionare, welcher vor einer großen Versammlung mit besondrer Wärme und zwar, wie er glaubte, auf Tannulisch gepredigt hatte: als er fertig war, hat ihn eine alte Frau verbindlichst, ob er nunmehr nicht auf ihre Sprache ihnen sagen wolle, was er so eben in seiner eigenen geredet habe.***) Die Zahl der Beispiele könnte man leicht um viele vermehren aus den verschiedensten Missionsgebieten; jedoch haben wir überhaupt nur darum bei dieser Sache verweilt, um aufmerksam darauf zu machen, wie äußerst vorstichtig ein Missionar sein müsse, ehe er sich mit Uebersetzen der Bibel abgibt, und welche Einschränkungen der Ruhm der zahlreichen Bibelübersetzungen und ihrer freigebigen Verbreitung erleiden muß. Eine ganz andre Sache aber ist es darum, wo das Gemeindeleben in einem Volke schon während einer längeren Reihe von Jahren Wurzeln geschlagen hat. Daß die Bibelübersetzung als letzte edle Frucht den Abschluß der christlichen Anstalten bildet, alsdann aber in der That ein unentbehrliches Eigenthum der Kirche in solchem Lande ist, das liegt zu Tage. Es mangelt auch keineswegs an Beispielen vortrefflicher Arbeiten der Art; das waren aber nicht flüchtig hingeworfene Versuche, vielmehr das Ergebniß eines vieljährigen Fleißes und einer Vereinigung der tüchtigsten Kräfte. So die von den Wesleyanern besorgte Uebersetzung der Bibel in die Kaffersprache. Vierzehn Jahre nach einander hat der dazu berufene Mann an ihr gearbeitet, und jeder Abschnitt ist wenigstens zwölfmal von competenten Kennern durchgesehen und von Eingeborenen geprüft worden, welche letztere endlich erklärten: die Sprache dieser Bibel stimme durchweg überein mit derjenigen, welche sie selbst predigen.***) Daß ein also durchläutertes Werk überall für das kirchliche Leben ein großer Gewinn sei, wird wohl ein Jeder anerkennen. Der berühmteste und älteste aller jetzt lebenden Kenner der Mission, Alexander Duff hat in einem großen Werke: *India and India Missions* (Edinburgh 1839. 684 p.) die ganze Frage der Bibelübersetzungen für heidnische Länder mit einer solchen Gründlichkeit behandelt, daß wir nicht umhin können, allen Lesern sie anzupfehlen. Mit Evidenz weist er nach, wie die Bibel nicht vor der Predigt vorausgehen dürfe, sondern erst längere Zeit nachher folgen müsse, und daß christlich gebildete und speciell dazu fähige Eingeborne, nicht aber Fremde es seien, welche die Bibel zu über-

*) Christian Work. 1860. p. 259.

**) Roner's Zeitschrift der Erdkunde. IV, 484.

***) Monatliche Auszüge aus dem Briefwechsel und den Berichten der britischen und ausländischen Bibelgesellschaft. 1845. S. 179 folg.

setzen hätten. Er sagt u. A.: Prepare translations before the set time, and the may moulder in depositaries, or be scattered like grain to decay on Alpine rocks, or be choked like seed in an Indian jungle. Prepare them against the set time, when newly implanted dispositions and preparatory trains of sentiment, a full or partial reception of proclaimed truths and a familiarity with adopted terms have paved the way, cleared the wilderness and prepared a soil — and the circulation may be blessed like that of Luthers german version.

(„Schaffet Uebersetzungen vor der Zeit: und sie werden vermodern in den Magazinen oder aufs Gerathewohl ausgestreut werden wie Körner, um auf felsigen Alpenboden zu verderben, oder wie eine Ausaat im indischen Schilfmoor zu ersticken. Schaffet sie zur rechten Zeit, nachdem frisch gepflanzte Geistesrichtungen und vorbereitende Regungen höherer Art, nachdem eine volle, oder doch theilweise Aufnahme der gepredigten Wahrheiten, sowie eine gewisse Vertrautheit mit den entsprechenden christlichen Ausdrücken, den Weg gebahnt, die Wüste gelichtet, einen Boden zubereitet haben: gewiß, die Verbreitung der Schrift kann ebenso gesegnet sein, wie vormalß die der deutschen Uebersetzung Luthers.“).

(Schluß folgt.)

II. Recensionen.

Theologie.

Kusznitzki, Salomo, Joël, Amos, Obadja qua aetate et quibus de rebus sint locuti. 43 pp. 8°. Vra-tislaviae 1872.

Der Verf. dieser Inaugural-Dissertation, welche er zur Erlangung der philosophischen Doctorwürde bei der Breslauer Facultät eingereicht, ein Rabbinatscandidat aus dem Seminar Frankels zu Breslau, gibt in seiner Schrift eine fleißig ausgearbeitete Darstellung des Inhaltes der prophetischen Bücher Amos, Joel und Obadja, mit besonderer Rücksicht auf die geschichtlichen Ereignisse, auf welche sich ihre Reden beziehen, um darnach das sehr verschieden bestimmte Alter des Joel und Obadja anzugeben. Er geht aus von dem Propheten Amos, welcher selbst die Zeit seiner Wirkksamkeit genau bestimmt als unter die Könige Uzia von Juda und Jerobeam II von Israel fallend (also zwischen 809 und 783). Dann wird ausgeführt, daß die Ereignisse, von

welchen Amos redet, gleichfalls die Grundlage der beiden anderen Propheten bilden: alle drei Propheten reden nach dem Verf. von eben demselben Kriege gegen die Edomiter, Joel überdies von dem gleichen Erdbeben, welches Amos erwähnt. Alle drei Propheten seien demnach gleichzeitig d. h. unter Uzia's Regierung zu setzen, so zwar, daß Obadja's Weissagung vor die der beiden andern zu stellen sei; denn er erwähne nur des Krieges gegen die Edomiter, der in den Anfang der Regierung Uzia's falle, nicht aber der übrigen von Amos und Joel erwähnten Ereignisse. Dem Obadja sollen zunächst des Amos Weissagungsreden folgen, welcher das Erdbeben, die Heuschreckenplage und die Dürre als zukünftig verkünde, während Joel von der Heuschreckenplage (die auf das Erdbeben gefolgt sei) als von etwas Vergangene[m] rede.

Dies in Kürze das Resultat der Untersuchung. — Daß die Erwähnung des Erdbebens bei Amos mehr sei als eine Zeitbestimmung, ist sehr zweifelhaft; die Erklärung der Stellen, in welchen der Verf. ein Erdbeben als zukünftig verkündet findet von dem „Hirten,

der als Naturkundiger aus vielfachen verschiedenen Erscheinungen das Erdbeben voraussehen konnte", ist sehr kühn. Es wird weiter entschieden in Abrede gestellt, daß Amos auf die Assyrier Bezug nehme. Allein die gedrohte Wegführung jenseit Damask läßt sich nicht verstehen, wenn der Prophet nicht auf die Assyrier deuten wollte. Daß damit nur allgemein „ein entfernter Ort“ bezeichnet werde, ist sehr unwahrscheinlich. Und warum sollten die Assyrier außerhalb des Gesichtskreises dieses Propheten liegen? Es ist irrig, wenn man früher die Nachstellung der Assyrier in Vorderasien meist erst vom achten Jahrhundert an rechnete. Nach der Inschrift des assyrischen Königs Asurnasir-habal (883—859) war „schon in der ersten Hälfte des neunten Jahrhunderts ganz Phönicien von den Assyriern überschwemmt und tributpflichtig gemacht“ (J. Schrader, Keilschriften und das A. T. S. 65 ff.). So wird durch die neuen Entzifferungen die Annahme Ewalds und And. verstärkt, daß Amos auf die Assyrier hindeutete. — Was übrigens jene Stelle von der Wegführung jenseit Damask (5, 27) und ihren schwierigen Zusammenhang betrifft, so können wir im Ganzen der Auslegung des Vers. beistimmen. Mit Recht erklärt er B. 25 als Frage mit verneinendem Sinne, wonach das äußerliche Opfer von Jahve verworfen wird; das gegenwärtige Israel aber (weil es in äußerlichem Opferdienst allein seine Pflichten gegen Gott zu erfüllen sucht) werde mit seinen Gözenbildern in die Gefangenschaft jenseit Damask wandern. Es ist dies die Erklärung von Ewald, dem hier der Verf. auch im Einzelnen ziemlich ganz beistimmt. Wir ziehen der futurischen Uebersetzung von B. 26 die präsentische vor; jedenfalls aber ist die altbergebrachte Beziehung dieses Verses auf den Wüstenzug aufzugeben. Denn in dem Zeitraum desselben findet der hier erwähnte Dienst des Moloch-Saturn keine Stelle.

Daß Joel's Weissagungsreden der Zeit nach auf die des Amos folgen, ist sehr in Frage zu ziehen; und die Beweisführung, welche sich auf die Meinung stützt, das von Amos (angeblich als zukünftig) erwähnte Erdbeben sei von Joel (4, 16) als vergangen angedeutet, ist durchaus nicht überzeugend. Da ferner bei Joel keinerlei Beziehung auf die Assyrier zu finden, wie bei Amos, ist jener wahrscheinlich diesem zeitlich voranzuordnen. — Für die sehr schwer zu entscheidende Frage über Obadja's Zeitalter ist des Verf.'s Entscheidung (im Wesentlichen nach Jägers Vorgang) eine annehmbare Lösung; doch macht die Erwähnung einer Zerstörung Jerusalems (B. 11—14. 20) es uns wahrscheinlicher, daß Obadja

nach der Wegführung der Juden in die Gefangenschaft weisssagte.

Der Verf. macht keinen Anspruch, diese verhänglichen kritischen Fragen mit vollständiger Bewältigung alles Materials beleuchtet und entschieden zu haben; da aber die Ansichten hier so weit auseinandergehen, hätte es der Schrift eines jungen Anfängers besser gestanden, wenn die eigene Anschauung des Verf. mit etwas mehr Bescheidenheit den abweichenden Resultaten älterer verbienter Gelehrten gegenübergestellt wäre. Die Schrift bietet jedoch, wie man auch über die Haltbarkeit ihrer Aufstellungen im Einzelnen urtheilen möge, einen wohlbedachten und wohlzusammenstimmenden Versuch, die Zeit und den historischen Hintergrund der drei Weissagungsbücher festzustellen. —s—.

Sevin, Lic. Hermann. Privatdocent in Heidelberg. **Synoptische Erklärung der drei ersten Evangelien.** 366 S. Wiesbaden, 1873. Nebner. 2 thlr.

Auf seine synoptische Zusammenstellung der Evangelien läßt der Verfasser jetzt eine synoptische Erklärung derselben folgen, denn Erklärung, nicht Commentar nennt er sein Buch, um den Unterschied seiner Auslegungsweise von der sonst üblichen in den neueren Commentaren kenntlich zu machen, hält es auch für nöthig, in den einleitenden Worten sich über seine Berechtigung, die eben in der Besonderheit seiner Erklärung beruhe, auszusprechen, wenn er die Menge der N. T. Commentare noch um einen vermehre. Indem er nun die leitenden Gesichtspunkte kurz darlegt, deutet er zunächst darauf hin, daß dieses Buch in erster Linie für Studierende bestimmt sei, denen er durch die synoptische Uebersichtlichkeit des Inhaltes der 3 Evang. die Leichtigkeit der Aneignung des Stoffes geben wolle, die sie sonst nur beim Hören des Collegs haben könnten. Er bietet daher nicht eine gesonderte Erklärung der drei Evang., sondern eine synoptische Folge „in 176 Querburchschnitten, statt der drei Längensprofile“. Diese Anordnung ist durch die synoptische Anschauung des Verfassers, die er in seinem früheren Buche dargelegt hat, wesentlich erleichtert, weil nach derselben die Reihenfolge der Abschnitte in den einzelnen Evang. fast gar nicht geändert ist. Es ließe sich gegen die Zulässigkeit dieser Verbindung der drei Evangelien zu einem einheitlichen Werke immerhin manches einwenden, sobald man von der Voraussetzung ausgeht, daß der einzelne Evangelist nicht bloß eine Aufzählung der ihm bekannten evangelischen Facta habe geben, sondern mit derselben uns eine bestimmte Absicht

seiner eigenthümlichen Heilsverkündigung darlegen wollen, sobald man überhaupt von einer schriftstellerischen Individualität derselben etwas bestehen läßt, jedem seinen besondern Charakter zugesteht. Man würde dabei zwar insofern eine synoptische Zusammenstellung angezeigt finden, als das Verhältniß derselben zu einander klar zu stellen, insbesondere die gemeinsame evangelische Geschichte herauszusetzen wäre, aber doch die Erklärung eines jeden für sich nehmen, um jedem sein volles Recht zu lassen. Indessen da auch hierüber der Ausleger verschieden urtheilen mag, ist ihm das Recht zu einer synoptischen Erklärung nicht abzusprechen. Jedenfalls aber tritt dieser Einwand bei der vorliegenden Erklärung gänzlich in den Hintergrund, da der Verfasser es sich zur Aufgabe gemacht hat, alle Fragen, die nicht dem grammatisch lexicalem Gebiete und der rein realen Sachklärung angehören, völlig außer seinem Gesichtskreise zu lassen. Damit berühren wir das Eigenthümliche dieser Erklärung. Es ist bei solcher Tendenz möglich, auf 23 Bogen weitläufigen Druckes sämmtliche 3 Evangelien abzuhandeln, die in dem kurzgefaßten Bengelschen Synonymen doch 300 enge Druckseiten einnehmen. Ein jedes Buch will jedoch nach dem Bedürfnis beurtheilt werden, das zu befriedigen seine Aufgabe ist. Man suche also in dieser Darstellung der Evangelien nicht irgend eine Auskunft über Dinge, die der biblischen Einleitung, oder der Dogmatik oder Ethik, oder gar der Apologetik zuguthun sind; wir haben hier nur eine Darlegung des Wortsinns im nächsten lexicallischen Verstande vor uns, das Buch will „den Sinn der synoptisch. Evangel. so darlegen, wie die Evangelisten ihn meinten und die ersten Leser ihn verstehen konnten.“ Machen wir uns an irgend einem beliebigen herausgenommenen Stück deutlich, was mit diesen doch immer noch weitreichenden Worten für ein Inhalt verbunden ist, also etwa an der Geschichte der Versuchung. Wir dürfen da nicht fragen, wie die Evangelisten sich den Versucher gedacht haben, nicht, welchen ethisch-dogmatischen Gehalt diese Geschichte hat, welchen Inhalt die Versuchung darbietet, wie die Auffassung der jetzigen Exegeten sich zu dem Verständnis der ersten Leser verhält — das alles sind Dinge, die nach des Verfassers Ansicht nicht in die Erklärung gehören, weil besondere theologische Disciplinen sich damit beschäftigen. Wir hören nur, wie oft etwa das Wort Satan noch sonst bei den Synopt. vorkommt, wie der Tempelberg von Josephus beschrieben wird, was etliche Wörter bedeuten u. Das Einzige, was sich über dieses Niveau erhebt, sind 2 Aeußerungen: zu Marc. 1, 13 *μετά* ff. inmitten der Thiere: „die schwerlich Jesum mit Adam parallelisiren sollen“ und

zu *δενόουν αὐτόν*: „es bezieht sich auf das Darreichen von Speisen“. Somit kann der Verfasser mit der Absicht, uns den ursprünglichen Verstand der Worte zu lehren, nur gemeint haben, daß er darlegen wolle, wie griechisch redende Leute dieselben verstanden haben. Den Gebrauch der Lexica und das zeitraubende Nachschlagen in Realwörterbüchern will er möglichst beseitigen. Daß der Verfasser diese seine Aufgabe mit eingehendem Fleiße ausgeführt hat, ist nicht zu leugnen und das Buch für Studierende daher, oder solche, die nicht die nöthigen Hülfsmittel im Besitz haben, zu empfehlen, obwohl der gediegene Commentar Bengels auch für solche Fälle noch vorzuziehen sein dürfte. Die in thunlichster Vollständigkeit beigelegten Wort- und Sach-Parallelen treiben den Leser übrigens an, die Schrift mit sich selbst zu vergleichen und aus ihr selbst den rechten Verstand derselben zu schöpfen.

Löwe.

Riggenbach, Prof. Dr. Ch. Joh. Der apostolische Glaube nach Geschichte und Bedeutung. 80 S. Basel, 1872. Bahnmaier. 8 sgr.

In dem großen Kampf, der um das Apostolicum entbrannt ist, „wo die Trennung der Confessionen durchaus zurücktritt,“ wird den Kämpfern in Deutschland diese Schrift als eine brüderliche Handreichung aus der Schweiz angeboten, und wir begrüßen sie als solche mit Freuden. Was bei uns erst seinen Anfang genommen — das Kampflaufen gegen das Apostolicum — davon erlebt man in der Schweiz theilweise bereits die betrübendsten Früchte. Und somit ist die vorliegende Schrift für uns von um so größerem Interesse, als sie uns an der Schweiz zeigt, welchem Ziele zunächst unsere heutige große Kirchenpolitik mit Unfehlbarkeit zusteuert.

Es gilt Großes bewahren, wenn wir für das Apostolicum eintreten, da es das älteste gemeinsame „Erkennungszeichen“ aller christlichen Kirchen ist. Wenn daher die Gegner es „für eine Schmach halten, daß eine Glaubensformel, die theilweise ganz trasse und unwahre Sätze enthält, überhaupt aber weder den protestantischen noch den apostolischen, sondern den katholischen Glauben ausspricht, immer und immer noch in unserer Kirche gebraucht werden soll,“ so gilt es 1. „geschichtlich nachzuweisen, wie es um den apostolischen Glauben steht und 2. welchen guten Wahrheitsgrund wir durch die Schrift haben“. Nach dieser Darlegung der Aufgabe (1. Theil) ergeben sich als die 2 Haupttheile der Schrift: das Geschichtliche und die Prüfung.

Im Anschluß an die vorzüglichen Arbeiten eines Caspari und v. Bezshwitz und mit Abweisung der Ansichten von Lessing und Grundtvig wird im 2. Theil der Ursprung und die allmähliche Entfaltung des Apostolicums bis zu seiner jetzigen Gestalt dargelegt. Der Taufbefehl Matth. 28, 19 und die in Verbindung mit Act. 19, 2. 3 zu betrachtenden Stellen der Schrift, die von der Taufe „auf Christum“ handeln, erweisen die Taufe der altchristlichen Kirche als die auf den Dreieinigten und sind die biblische Grundlage des Apostolicums und der eng mit ihm verbundenen sog. *regula fidei*. Die bis ins 4. Jahrhundert in den verschiedenen großen Kirchenprovinzen üblichen Taufformulare selbst werden nun um deswillen von den Vätern niemals präcis nach ihrem Wortlaut angegeben, weil die Taufformel zur *disciplina arcani* gehörte. Um so ausführlicher und genauer wird dagegen häufig die resp. *regula fidei* mitgetheilt, die sich, wie schon gesagt, mit dem Taufbekenntniß sehr nahe berührt; ebenso wird der Verlauf der Taufhandlung öfters ziemlich genau beschrieben. Die unserm jetzigen apostolischen Glaubensbekenntniß sehr ähnliche römische Taufformel des Rufinus (um 400 — wohl die erste, welche uns wörtlich mitgetheilt wird) weist zurück auf ältere Taufbekenntnisse. Von ihr aus müssen wir also rückwärts schließen und kommen dadurch auf Novatians Auslegung der Wahrheitsregel (250) und auf dessen Gegner Cyprian; endlich auf Tertullian (um 200), der in seiner Beschreibung der Taufe ausdrücklich der Uebereinstimmung in diesem Punkte mit Rom erwähnt. „Wir werden dreimal untergetaucht, amplius aliquid respondentis, quam dominus in evangelio determinavit“ — welches „amplius“ nach andern Stellen unzweifelhaft mit dem Hauptinhalt des römischen Taufbekenntnisses übereinstimmt.

Für einen gemeinsamen Grundstock der Lehre (*regula fidei*) gegenüber den Irrlehren der Gnostiker treten als Zeugen durch ihre zahlreichen Schriften auch Irenäus, Tertullian, Origenes; und zwar wird dieser gemeinsame Grundstock je nach dem besondern Anlaß bald kürzer gefaßt bald reicher ausgeführt. Aber neben dieser mehr variirenden *regula fidei* hat sich bereits im 2. Jahrhundert ein eng an den Taufbefehl Matth. 28, 19 sich anschließendes Taufbekenntniß herausgebildet, das zwar nicht überall gleichmäßig fixirt war, aber doch im wesentlichen die Sätze enthält, welche die Rufinische Taufformel hat.

Allmählich finden nun noch manche in jenem nicht enthaltene Sätze, die das jetzige Apostolicum hat, allgemeine Aufnahme: theils bringen sie als Auslegung in den Text selbst,

theils dienen sie zur Herstellung des Ebenmaßes der Glieder. Und selbst die spätesten Zusätze: *descensus ad inferos*, *catholica (ecclesia)* und *communio sanctorum* sind auf diese Weise und nicht im Kampf gegen Irrlehrer eingefügt, was der Ort, wo sie zuerst sich finden darthut. Also führt das Apostolicum mit Recht seinen Namen: sein Ursprung weist unzweifelhaft auf die apostolische Zeit.

Aber noch klarer erkennt man dies Recht des Namens, wenn man das Bekenntniß seinem Inhalt nach prüft an dem Zeugniß Christi und der Apostel. (3. Theil).

In ausführlicher Weise wird besonders der am meisten angefochtene zuerst von Rufin gebrauchte Artikel von der Höllefahrt besprochen, die verschiedene Stellung der Reformatoren und Bekenntnißschriften zu demselben dargelegt, dann die Stellen beleuchtet, welche von alten und neuen Exegeten darauf bezogen worden sind.

In dem Resultat seiner Untersuchung kommt Verf. überein mit dem, was die Baseler Bearbeitung des Heidelberger Catechismus über die Höllefahrt sagt: daß Jesus wahrhaftig gestorben und daß seine Seele an den Ort der Todten gekommen ist, wiewohl es unmöglich war, daß er sollte vom Tode gehalten werden; mit den Stellen Luc. 23, 43; 1. Petr. 3, 19; Act. 2, 24. 31. Dabei muß aber „mit der Schrift“ ein Wohnort angenommen werden, „der, wie er die vorchristlichen Todten empfing, so auch diejenigen aufnimmt, die jenen gleichstehen, das will sagen, die zur eigenen Entscheidung für oder wider das Heil in Christo noch keine Gelegenheit hatten. So gibt sich der Artikel, ohne einer falschen Verstärkung Vorhub zu leisten, als ein wahrhaft trostvoller zu erkennen.“

Bei den zwei andern, auch erst spät, und zwar von Südgallien aus in Rom aufgenommenen Artikeln von der *ecclesia catholica* und *communio sanctorum* wird weniger scharf die Biblicität dargethan. „Katholisch“ ist die Kirche erst im Werden; der Artikel: „die Gemeinschaft der Heiligen“ ist nichts als eine Erweiterung des Ausdrucks im alt-römischen Bekenntniß: ich glaube an eine heilige Kirche. Sie ist eine Gemeinschaft, von der wir nur einen schwachen Anbruch erleben; das Bekenntniß zu derselben „stärkt uns aber gegen alle Annäherung der Priester, die uns die Gemeinschaft abprechen wollen und gegen alle Sectenwillkür, die nur in den Schranken ihrer engen Kammer Christum findet.“

Alle andern Artikel — die älteren Hauptartikel — datieren bis in das 2. Jahrhundert und stehen im altrömischen Bekenntniß, von dem schon oben die Rede war. Entweder enthalten sie allgemein anerkannte Wahrheiten

(ich glaube an Gott den Vater u.) oder nicht wegzuleugnende Thatfachen aus Christi Leben (gelitten, gekreuzigt, gestorben) oder aus dem Taufbefehl Matth. 28, 19 sich ergebende Sätze (heiliger Geist, Vergebung der Sünden). Angefochten sind aber noch besonders der Satz: „geboren von Maria“, sowie die „Auferstehung des Fleisches“. Dieselben hängen jedoch eng zusammen mit jener Reihe von Bekenntnissen, deren Mittelpunkt der um unserer Sünde willen gestorbene und um unserer Gerechtigkeit willen auferweckte Christus ist, von welchem Christus aus nach rückwärts und vorwärts geschlossen die Sätze „geboren von Maria“ einerseits und die Auferstehung u. andererseits mit Nothwendigkeit gefordert werden.

Wer den Sohn leugnet, der hat auch den Vater nicht — das ist die letzte Folgerung bei diesem Kampf ums Apostolicum.

In dem Schluß, den „Folgerungen“, wird zunächst durch Nebeneinanderstellung eines treffenden Citats aus Tertullian, worin er die Lehrweise der Gnostiker schildert und eines Gebetes aus der neuen Züricher Liturgie gezeigt, wie der Austerprotestantismus in seiner Verpflichtung der apostolischen Lehre dem alten Gnosticismus gleicht, wie ein Ei dem andern.

An Stelle des „Bekenntnisses“ wollen die Reformer „ein Gelübde der christlichen That, der unbedingten Opferwilligkeit für die Zwecke des Reiches Gottes“ gesetzt wissen, also ein Gelübde, das trotz aller angewandten Mühe — ein Bekenntniß in sich schließt. Es ist nichts anderes als die bittere Feindschaft gegen Christum, welche das Apostolicum angreift und bis zur unglaublichsten Gewissensthyrannei fortschreitet. Darum muß die christliche Kirche ihr Kleinod schützen und sich dadurch bewahren, daß sie gegenüber dem allgemeinen Abfall um so fester an ihm hält. Denn nicht auf Majoritäten beruht die Kirche, sie ist nicht ein Erzeugniß des natürlichen Volkslebens; sie ist vielmehr eine Stiftung Christi in der Menschheit, durch sein Wort und seinen Geist zu Stande gekommen und an diese Kraft auch für ihr Bestehen gebunden. R. L.

Jesuiten-Literatur.

Flores Theologiae Moralis Jesuitarum, quos in eorum hortis collegit omnibusque ingenuis catholicis hominibus, praesertim sacerdotibus dedicavit Catholicus.

Motto: Quae Jesuitarum doctrina sit, non ex obscuris sermunculis, sed ex ipsorum libris, qui jam, Dei munere, magno numero extant, judicandum est.

[Jac. Gretseri, S. J. opera, tom. 11, p. 21.]

Auch unter dem deutschen Titel: **Blüthen der Jesuiten-Moral**, in ihren Gärten gesammelt und allen gebildeten Katholiken, besonders den Priestern gewidmet von einem Katholiken. Celle, 1873. 8. XII u. 92 S. Vitarische Anstalt von Aug. Schulze. Brosch. 18 sgr.

(Schluß.)

Doch wir kehren noch einmal zu unserer vorliegenden Broschüre zurück, um auch den neuesten Moralisten dieses Ordens abzuhehren und wenigstens durch einige Excerpte zu constataren, daß er nicht aus der Art geschlagen ist. Johannes Petrus Gury, Professor im Jesuiten-Collegium zu Rom, schrieb und veröffentlichte unter den Augen des jetzigen Papstes sein Compendium theologiae moralis, edit. in German. 4. Ratisb. 1868, und seine Casus conscientiae in praecip. quaest. theol. moralis. Ratisb. 1865.

Ueber das Verhältniß zwischen Kirche und Staat belehrt uns Nr. 99 des Compendium: Quaeritur, an obliget lex Ecclesiae, quae aliquo gubernio civili prohibente acceptata non fuit? Resp., affirm. per se, quia Ecclesia accepit potestatem suam a Christo, non vero a potestate civili, et proinde est ab illa omnino independens.

Ueber die Macht des Papstes läßt sich Nr. 114 also vernehmen: Quaeritur, an Papa dispensare possit in praeceptis divinis? Resp., potest dispensare ex causa justa in iis, in quibus jus divinum oritur a voluntate humana, ut in votis et juramentis, — also kann er unter Umständen auch vom Untertanen- und vom Eheneid dispensiren.

Die berückichtigte Laxheit dieser Moral wird genügend gekennzeichnet durch Nr. 100: Lex divina positiva et humana non obligant generatim cum incommodo valde gravi seu cum gravi noeuimento, quod per accidentis observationi legis conjunctum est. Wie bequem erweitert wird da auf einmal die „enge Pforte“, von welcher die Bergpredigt redet, zumal wenn man noch zu Hilfe nimmt Nr. 15: Si tentatio diu protrahatur, non necesse est, continuo ei positive obistere, quia hoc nimis molestum (!) foret et scrupulis innumeris obnoxium; und Nr. 220 sq., wo das königliche Gebot des Herrn, den Nächsten zu lieben wie uns selbst, dahin corrigirt wird: Quisque tenetur se ipsum magis diligere simpliciter et absolute, quam proximum. In der That, da mochten die Jesuiten wohl sich rühmen, wie erstaunlich leicht durch

ihre Lehren das Joch Christi werde! Ranke, III. S. 131 ff.

Die Laxheit steigert sich bis zur frivolen Leichtfertigkeit, wenn Nr. 105 lehrt: Satisfacit, qui missam audiendo alicui cogitationi vanae gloriae vel luxuriae adhaeret, vel qui audiens missam intentionem habet furandi; oder wenn Nr. 315, übereinstimmend mit Busembaum, in Beziehung auf die Söblichkeit der Eheverlöbniße folgenden Satz leistet: Non obligatur juramento, qui sic promisit nuptias puellae divitiarum, sanae, virgini, bonae famae, si illa inciderit in paupertatem, infirmitatem, infamiam, fornicationem („auch mit dem Verlobten selbst?“ — fragt der Herausgeber), quia promissio simplex tunc non obligat.

Auch fehlt es bei Herrn Gury ebenso wenig wie bei ältern Moralisten dieses Ordens an obligatam Schmutz, wenn z. B. Nr. 430 folgenden Freibrief ausstellt: Oscula, tactus et aspectus in partes honestas vel parum inhonestas . . . carent omni culpa, si fiant juxta morem patriae, urbanitatis et honestae benevolentiae — zumal wenn dieser Freibrief seine weitere Illustration empfängt durch Nr. 435: Turpia loqui, canere, scribere, audire, . . . si absit prava intentio et periculum libidinosi consensus, simulque adsit legitima (??) causa talia proferendi, scribendi, audiendi, nullum est peccatum. — Noch ärger ist es, wenn Nr. 433 eine bei den Kindermärgen, wie es scheint, leider nicht ganz selten vorkommende Unsitte mit Hilfe des jesuitischen Probabilismus*) folgendermaßen entschuldigt: Probabiliter arguendae non sunt de peccato gravi ancillae tangentes pudenda infantium, dum eos vestiunt, nisi cum mora aut carnali delectatione hoc agant. Das Vergesse freilich in dieser Hinsicht — und damit schließen wir unser Referat — leistet wohl Nr. 450: Tactus impudici cum bestiis, quamvis non sint peccata bestialitatis proprie dicta, tamen specialem habent deformitatem, saltem venialem. Non autem videtur circumstantia necessario declaranda, si quis mediante lingua jumenti aut alterius bestiae voluptatem veneream aut pollutionem in se excitet.

*) Simon de Lessau 1856, De praec. decal. c. 1, art. 4: Sententia probabilis ea est, quae unius viri docti et pii auctoritate nititur. Quamvis una sit probabilior etiam et tutior, tibi quae etiam probabilior et tutior videatur, . . . licet tibi in praxi illam deserere sequendo minus probabilem.

Solchen Grundsätzen also huldigt der Orden, für welchen sich jetzt fast die gesamte katholische Welt und sogar mancher Auster Protestant echauffirt, mit dem sich der Pabst und die heutige Kirche zu identificiren beliebt, unter dessen Joch sich zu beugen der deutsche Episkopat über sich hat gewinnen mögen. Solcher Art ist die von der Societas Jesu vertretene Moral, welche die deutschen Bischöfe in ihrem Hirtenbrief von 1872 unbedingt in Schutz nehmen, — von welcher Bischof Dr. Conrad Martin von Paderborn in seinem zweiten bischöflichen Worte an die Protestanten Deutschlands S. 206 zu sagen wagt: „Die Jesuiten-Moral ist eine sehr unschuldige (?) Sache. Wenn ich völlig darüber gewiß wäre, daß ich nach der Richtschnur dieser Jesuiten-Moral ganz mein Verhalten einrichtete, und daß ich es bis an's Ende meines Lebens danach einrichtete, dann wäre ich um meine künftige Seligkeit nicht bange.“ Möge jeder wahrheitsliebende und besonnene Christ auf Grund obiger Mittheilungen — besser noch auf Grund der ganzen vorliegenden Sammlung von Aussprüchen und Sentenzen der Jesuiten sich darüber klar werden, was er von jenen dreiften bischöflichen Expectationen zu halten hat. Vorliegende Schrift wollen wir der Beachtung unserer Leser bestens empfohlen haben. M.

Das 1000jährige Königreich Jesu auf Erden und die lutherische Kirche — 2 Gespräche zwischen Hans und Kunz zur Abwehr chilastisch-unionistischer Einflüsse Pfarrer Elöter's, Klein 4. 58 p. Nürnberg, 1873. Lbhe. 5 sgr.

Der Inhalt dieser Broschüre ist durch den Titel hinreichend gekennzeichnet. Ihre Absicht ist, durch eine volksmäßige Darlegung der Fehlgriiffe und Irrthümer Elöter's, der bekanntlich zugleich Unionist und Chilast ist, den verwirrenden Einflüssen desselben entgegenzuarbeiten und zugleich zu zeigen, daß das wirklich Gute, was in seinen Bestrebungen liegt, bereits lange im Besitz der lutherischen Kirche sei, das Neue hingegen, was er bietet, theils ungeläuterte und ungehörlich hervorgehobene Privatansicht sei, theils als geradezu falsche Auslegung des göttlichen Wortes bezeichnet werden müsse. Zu diesem Zwecke setzt er seiner oberflächlichen Exegese eine gründliche und verständige Auslegung der Stellen, die vom Reiche Gottes handeln, sowie der wichtigsten Stellen der Apokalypse entgegen, und handelt auch von der Berechtigung der lutherischen Kirche, sich nach dem Namen

Luthers zu nennen. Zugleich giebt er dem christlichen Volke Aufschluß über falschen Unionismus und das Wesen des Protestantens-Bereichs und stärkt dasselbe in der Erfüllung seiner Aufgabe, die von Luther der Kirche wiedergewonnene Wahrheit von ganzem Herzen zu umfassen und an Stelle falscher Hoffnungen zu dem heiligen Hoffnungsziele der Kirche festzuhalten. E.

Clöter, Christoph. Pfarrer: **Katechismus über die Offenbarung St. Johannis.** Fünfter unveränderter Abdruck mit einigen Zusätzen am Schluß. Basel, 1873. Spittler.

Die Behandlung und Auslegung der Offenbarung, sofern sie die Gemeinde in Mitleidenschaft zieht und auf Grund einer als absolut richtig hingestellten Deutung erfolgt, halten wir für irreführend und gefährlich. Dieß ist unsere Ansicht auch über das vorliegende Schriftchen. Wir fürchten sehr, daß die größere Verbreitung, welche es gewonnen hat, nicht zur Wachsamkeit und Rückturnheit, sondern zur Selbsteingenommenheit und eschatologischen Träumereien, die für die christliche Erbauung nichts austragen, führen wird. Pastoren würden wir entschieden rathe, die Verbreitung solcher Tractätchen, wie das vorliegende, und wie deren Pfarrer Clöter mehrere hat ausgehen lassen, zu bekämpfen, und gegebenen Falls davor zu warnen. Sie führen zur Sectirerei, wie uns denn ein bestimmter Fall bekannt ist, in welchem sie den Uebertritt zum Irvingianismus mit veranlaßt haben.

B.

F.

Ramsauer, C. Pastor zu Ostenburg. **Soll der Katechismus Luthers auf dem Seminar und in den Schulen und in den Schulen noch gelehrt werden?** Wider Pastor Brake, 24 S. Oldenburg, 1873. Schulze'sche Buchh. 4 Sgr.

Dies Schriftchen führt uns in einen häuslichen Streit zwischen zwei Oldenburgischen Geistlichen, der bei den wichtigen Streitfragen, die das große Vaterland bewegen, wenig Interesse für das größere Publikum haben wird, welches diesem Sturm im Glas Wasser keine sonderliche Bedeutung beizulegen geneigt sein dürfte. Pastor Brake steht auf einem liberaleren theologischen Standpunkte, — wir vermögen nicht zu sagen, ob er der positiven Union, oder dem Protestantenverein sich zuneigt; doch will er den kirchlichen Einfluß auf den Religionsunterricht in Seminar und der Volksschule ge-

wahrt wissen und verlangt, daß allein die Kirche den öffentlichen Religionsunterricht ordne und beaufsichtige. Dagegen versucht er den Katechismus Luthers, wenn nicht zu beseitigen, so doch als unzulänglich und mangelhaft, daher als ergänzungs- event. ersetzungsbedürftig darzustellen. Hiergegen tritt nun der Verfasser auf und greift einmal die Bekenntnisstellung seines Gegners, sodann seine Katechismustheorie an, — Letzteres, wie uns scheint, mit mehr Glück, als Ersteres. Er redet sich gegen die Union in Eifer, die er freischweg mit Protestantenverein identificirt, wenigstens stellt er die Theologen der Union mit denen des Protestantenvereins in Eine Kategorie und nennt mehr naiv als geschichtlich als Vertreter der Union per excellence Schenkel und Hanne, denen er triumphirend die lutherischen Helden Luthardt, Rahnis, Thomafius entgegenhält; warum er die ihm näher liegenden Medlenburger nicht wählt, können wir nicht sagen. Hat denn Herr Pastor Ramsauer Nichts von einem Zul. Müller, Nitsch, Dörner u. A. gehört, und ist nur Erlanger und Leipziger Theologie nach Oldenburg gedrungen? Wir erlauben uns zu konstatiren, daß es außer Baden einerseits und Sachsen und Baiern andererseits noch ein Königreich Preußen giebt mit den Universitäten Berlin, Halle, Greifswald u. A., deren Theologie kennen zu lernen sich auch der Mühe verlohnt. — Dagegen hat das, was zum Schutz des Luther'schen Katechismus gesagt wird, unsere Zustimmung, und wir können nur wünschen, daß diese Vertheidigung wirksamen Erfolg an maßgebender Stelle haben möge.

Gr.

F.

Predigten. Erbauungsschriften.

Geißler, Moriz. Prediger. **Evangelische Predigt-Studien,** enthaltend zweihundert Predigt-Entwürfe mit ausführlichen Erläuterungen über freie Texte Hamburg, 1872. Koch. Erstes Heft 15 Sgr. Zweites Heft 15 Sgr.

Wir haben gegenüber dieser Sammlung ziemlich weit ausgeführter Predigt-Dispositionen, eine zwiefache Frage zu stellen. Erstens kann man es überhaupt billigen, daß solche Sammlungen erscheinen; und Zweitens, ist in dem vorliegenden Buche geleistet, was man, jene Billigung vorausgesetzt, fordern müßte. In ersterer Hinsicht können wir nur mit „Nein“ antworten. Wohl meint der Herausgeber unserer Sammlung: „Jede Anleitung und Hülfe, die uns bei Ausübung des Predigt-

amtes geboten wird, kann nur eine willkommenes sein. Eine solche sind uns die verschiedenen Commentare, Concordanzen und Bibel- auslegungen, und eine solche sollen die hier folgenden Predigt-Studien sein.“ Aber hier- mit sind sehr verschiedene Dinge zusammen- gemischt und in gleiche Kategorie gebracht. Commentare zc. sind Hülfsmittel für fleißige, Dispositionsammlungen, zumal mit ausge- führten Dispositionen, Ruhbette für faule Pastoren. Diesen Satz halten wir aufrecht, auch gegenüber jenen Predigern, welche eine solche Dispositionsammlung nach Angabe des Herausgebers „mehr zur Anfertigung ei- gener Entwürfe gebrauchen; die Dispositionen langsam und unter Nachdenken lesen, wodurch sie während des Lesens auf eigene Gedanken kommen.“ Auch abgesehen von der Frage, ob ein Pfarrer nicht besser thut, wenn er Zeit und Nachdenken auf den Text selbst verwendet, und ob ihm aus dessen göttlicher Tiefe nicht mehr Gedanken entgegenquellen, als aus den seichten Tümpeln menschlicher „Studien“ glau- ben wir, daß Werke der vorliegenden Art auch in der angegebenen Weise benutzt nur zu ei- nem gemächlichen *dormi secure* dienen werden. Sie überheben den Prediger der Arbeit der Invention der Predigt, des Themas, der Theile. Kurzum, was auf diesem Wege ent- steht, ist ein Ragout aus anderer Schmaus. Die Predigt soll aber lebendiges Zeugniß aus dem inneren Leben des Pfarrers, aus seiner eigenen, freilich auf Grund seiner Kirche ent- standenen und darum von ihr normirten Er- fahrung in Gottes Wort sein. Will man dagegen einwenden, es sei dem vielbeschäftigten Pfarrer nicht immer möglich; er habe nicht die nöthige Zeit, immer solche Predigten auszu- arbeiten: so antworten wir; wer sich mit sei- nem ganzen Personleben dem geistlichen Ante ergibt und sein ganzes äußeres und inneres Leben darauf bezieht: der wird, wenn er nicht eine untergeordnete, unproductive und darum für das Amt unbrauchbare Person ist, in sich eine reiche Quelle haben, aus der er fortwäh- rend schöpfen kann, ohne sich zu erschöpfen. Ein solcher Prediger wird auch bei großer Amtsthätigkeit nicht leicht in Verlegenheit kommen.

Können wir schon an sich Unterneh- men, wie das vorliegende, nicht billigen: so vermögen wir auch der Art und Weise, wie der Verf. vorliegender Predigt-Studien den Predigern unter die Arme zu greifen versucht, keinen Geschmack abzugewinnen. Schon gleich, was in der Vorrede rühmend hervorgehoben wird, muß stutzig machen: „Die sämtlichen Entwürfe enthalten nur die allgemeinen, von allen christlichen, oder prote-

stantischen Parteien anerkannten, evangelischen Wahrheiten, und sind keineswegs confessioneller Natur, weshalb sie von allen Predigern des Evangeliums, welcher Denomination sie auch angehören mögen, benutzt werden können.“ Predigtentwürfe von solcher vagen Allgemein- heit, können doch unmöglich zu etwas anderem anleiten, als zur Verflüchtigung auch des specifisch Christlichen und zu allgemeinen christ- lichen Lebensarten, welche die Gewissen nicht treffen. Und wie die Predigtentwürfe materiell zu allgemein sind, so auch formell. Es werden hier Themata angegeben, über welche man ganze Bücher schreiben könnte; ja von denen man mit St. Johannes sprechen möchte: „sollten sie ganz ausgeführt werden achte ich, die Welt würde die Bücher nicht begreifen, die zu be- schreiben wären.“ So z. B. der Predigt-Ent- wurf Nr. 21 über 1. Tim. 4, 8 „der große Nutzen des Christenthums“ oder gleich: „Nr. 1 über 1. Cor. 1, 20: „Was predigen wir, wenn wir Christum den Gekreuzigten predigen.“ Das sind allerdings „unerschöpfliche Themata“

— so uner schöpflich wie jenes „*de omnibus et quibusdam aliis*.“ Und wie die Themata, allgemein — so die Einteilung rubricenartig. 12—14 Rubren, unter welchen man den, einen Vers umfassenden Text betrachten kann — giebt aber keine Disposition. Kläglich müssen wir die Auswahl und Behandlung der histo- rischen Texte A. T.'s nennen. Für die Aus- wahl selber können wir auch mit dem besten Willen kein leitendes Motiv angeben. Weber das Kirchenjahr, noch sonstige formelle oder materielle Gründe können dabei im Spiele ge- wesen sein. Gegenüber solchen Schäden und Fehlern kann der allgemein- christ-gläubige Charakter, welcher aus den Dispositionen hervorleuchtet, keinen Ersatz bieten. Wir ge- stehen darum offen, daß wir die Prediger, aber noch mehr die Gemeinden bedauern müßten, welche sich aus diesen Predigt-Ent- würfen geistlich nährten. An den uns ganz unbekannten Herausgeber aber richten wir die amtsbrüderliche Bitte; er möge es, trotz dem, in der Vorrede als Beweggrund der Heraus- gabe angeführten „vielseitigen Verlangen“ — mit dem erschienenen Hundert von Predigt- Studien genug sein lassen. Die Unwahrheit des Titels, welcher zweihundert Predigt-Ent- würfe verspricht, will Schreiber dieses gern verantworten.

B.

F.

John, Johann. Dr. theol. und Archi- diaconus zu St. Petri. Lehrpredigten, nach dem Tode des Verfassers heraus- gegeben von Dr. G. Röpe. 8. 279 p. Hamburg, 1872. W. Mauke. 1½ thlr.

Vorliegende Predigten sind zum Besten des St. Petri-Thurnbaues herausgegeben als eine Auswahl aus den vielen trefflichen Predigten, die der Entschlafene hinterlassen hat. Diesen Eindruck hinterließen seine Predigten auf seine Zuhörer, und aus ihrem Wunsche zunächst ist die Herausgabe dieser Sammlung hervorgegangen; allein sie verdienen gewiß auch die Theilnahme eines größeren Publicums. Es sind Lehrpredigten. Sie behandeln die Lehre von Gott, vom Gewissen, von der Sünde, dem Wunder, auch die Lehre von der Kirche, und außerdem sind drei Familienpredigten angereicht im Anschluß an die Evangelien der drei ersten Epiphania-Sonntage. Auch findet sich eine Predigt über die Lehre des Apostels Jacobus vom Thun auf Grund der Epistel am Sonntag Rogate, in der er uns auch eine Andeutung über den Charakter der Hamburger Zuhörerschaft giebt, wenn er sagt: Ich darf bei euch eine lebhaftere Theilnahme, wenn nicht am Christenthum, doch an der Erkenntniß der christlichen Wahrheit voraussetzen, — worauf er dann eine Ueberschau über die ganze Lehre des Apostels vom thätigen Christenthum giebt. Zwei Predigten sind über alttestamentliche Texte gehalten; auch sie sind nur aus einer zusammenhängenden Reihe von Vorträgen entnommen, die er im Jahre 1836 über das Leben Ets hielt. Die eine derselben handelt von der Schwäche des Charakters nach 1. Sam. 3, 11—14, die zweite von der Ergebung in Gottes Willen nach V. 15—18, sie bildete den Schluß jener Reihe von Predigten. Sie sind nun allerdings nicht alle von gleichem Gehalte; namentlich wünschte man hier und da, daß das Texteswort noch mehr ausgebeutet würde. Die Lehre, die der Prediger giebt, ist durchaus schriftgemäß, es findet auch eine reiche Benützung des Schriftwortes Statt, aber es ist der Gesichtspunkt manchmal zu wenig festgehalten, daß die Predigt eine Auslegung des Textes sein soll, der zur Grundlage gewählt ist. Auch sind wir mit der Fassung der Theile nicht immer einverstanden. Es ist z. B. die Partition nicht concinuum: Thema: Von der Schwäche des Charakters 1) Sie besteht — worin? a) sie hat oft den Schein der Liebenswürdigkeit. Doch gestehen wir zu, daß dieses mehr untergeordnete Punkte sind. Im Ganzen verdienen diese Predigten das Lob, daß sie im ächten Sinn der Schrift lehrhaft sind, daß sie auf einer reichen Schriftkenntniß ruhen, daß sie nicht bloß das Thun und Treiben der Menschen, sondern auch ihre innersten Motive scharf und klar zeigen, daß sie die eigene Herzens- und Lebenserfahrung des Predigers fleißig verwerthen und daß sie überall zur reinen Quelle der göttlichen Wahr-

heit führen. Es war daher auch ein schwerer Schlag für die lutherische Kirche in Hamburg, daß binnen wenigen Monaten dieser treue Diener des Herrn und sein Amtsgenosse Nautenberg aus dieser Zeitlichkeit abberufen wurden. E.

Standenmeyer, C. A., Pfarrer in Untertürkheim. **Lehrpredigten.** Die ganze christliche Glaubenslehre im Zusammenhang in Predigten über den zweiten Jahrgang der Evangelien. 2., durch 12 ergänzende Predigten vermehrte Auflage. gr. 8. 692 p. Stuttgart, 1873. Schöber. 1 thlr. 12 sgr.

Der Versuch des Verf., Segen in den Gemeinden dadurch zu stiften, daß er die ganze christliche Glaubenslehre in einem Jahrgang von Predigten entfaltet, ist jedenfalls ein durchaus zeitgemäßer. Denn unserer Zeit fehlt es bei allen ihren unbestreitbaren Fortschritten auf den verschiedensten Gebieten des Lebens doch entschieden an einer gründlichen Erkenntniß der Kirchenlehre, und wir würden gewiß nicht so viele abgünstige Urtheile über die Dogmen der Kirche vernehmen, wenn ein wirkliches Verständniß derselben obwaltete. Daß der Verf. einem wirklichen Bedürfniß Genüge geleistet hat, dafür ist Beweis die Verbreitung, welche dieses Buch gefunden hat, so daß es unserer Empfehlung nicht mehr bedarf. Aber die Anregung möchten wir auch andern Geistlichen geben, daß sie diesen Versuch auch in ihren Gemeinden machten. Gewiß an vielen Orten würden derartige Predigten Anklang finden, nicht bloß um des Neuen und der Abwechslung willen, die ja gewiß auch ihr Recht hat, sondern hauptsächlich deshalb, weil auch die Alten zumal in dieser Zeit des Schwankens und des Zweifels einer Befestigung im Glauben bedürfen. Dazu aber können diese Predigten eine gute Anleitung geben sowohl hinsichtlich der Eintheilung des Stoffes, als auch bezüglich der Art, wie der Verf. seinen Gegenstand behandelt hat. Er hat die möglichste Einfachheit der Sprache sich zum Gesetze gemacht, wie es bei einem Publicum, wie er es hatte, nothwendig war, und diese Einfachheit und Popularität ist ja in allen Fällen zu empfehlen. Dabei zeichnen sich diese Predigten durch eine reiche Gedankenfülle und eine gründliche Kenntniß der Kirchenlehre aus. Der Verf. steht auf dem Standpunkt des, um mich so auszudrücken, Württemberger Lutherthums, das in möglichster Milde die lutherische Lehre entfaltet. Es tritt das z. B. in seiner Predigt über die Sakramente hervor, wo wir

von dem Genuße der Unwürdigen, von der objektiven Kraft und Wirkung des Sakramentes nichts vernehmen, sondern vorwiegend die subjektive Seite betont wird. Er verwirft dort, als katholische Lehre, wenn gesagt wird, das Sakrament wirke auch ohne den lebendigen Glauben, allein hier war doch schärfer zu scheiden zwischen Segenswirkung und Wirkung zum Gerichte, sowie zwischen Kraft und Segen des Sakramentes. In dieser Predigt ist uns einiges Anstößige begegnet. Er bezeichnet als 7. Sakrament der Katholiken das letzte Abendmahl eines Sterbenden, allein dieß ist ja die letzte Delung, und darum durfte er auch nicht sagen: die übrigen 5 heiligen Handlungen sind also noch gut, nothwendig und segensreich, was wir doch von der letzten Delung nicht zugeben können. Ebenso wenig giebt die orthodoxe lutherische Lehre den Satz zu: Jedes Sakrament kann seine Wirkung nur durch den Glauben haben, denn der Glaube ist Bedingung des Segens, aber nicht die Kraft der Wirkung, diese ruht im Befehls- und Verheißungsworte. Ebenso ungenau ist es zu sagen: das Wesen des Sakramentes liege in der geheimnißvollen Vereinigung von Geist und Natur durch die Mittheilung Christi, was für die Taufe nicht der korrekte Ausdruck ist. Auch die Fassung des Gedankens: Beim Gebet ist es den Menschen selbst überlassen, ob er sich in die innigste Verbindung mit Gott setzen will und kann; im Sakrament kommt die göttliche Gnade der menschlichen Gebrechlichkeit zu Hilfe, will uns nicht ganz zusagen; denn auch im Gebete kommt der Geist Gottes mit seinem unaussprechlichen Seufzen uns zu Hilfe. Ueberhaupt hätten wir mehr die Angabe des Unterschiedes zwischen Wort Gottes und Sakrament, als zwischen Gebet und Sakrament erwartet, und bei der Definition der Sakramente muß man beide, Taufe und Abendmahl, berücksichtigen. Von ersterer kann man doch nicht sagen: Christus giebt sich uns hier seiner verklärten Leiblichkeit nach.

Schön und ergreifend ist es übrigens, wie der Verf. überall auf die Herzenserfahrung dringt; sie allein, sagt er, giebt Muth und Kraft zum Bekenntnisse. Ohne Erfahrung ist das Christenthum ein elendes Schattenwesen, Wer aber nicht für den Herrn reden mag, der spielt im Reiche Gottes die Rolle eines stummen Hundes. Etwas kühn ist die Aussage vom Wasser der Taufe: es zielt auf das Blut Christi, das vom Feuer des Lebens und Geistes geröthet ist. Sehr entschieden tritt er für die Kindertaufe ein, die nicht blos die künftige Wiedergeburt des Menschen verheißt, sondern sie verleiht. Die ausführlichen Gründe, die er für sie beibringt, bezeugen, daß hier ein

Mann tiefen, ernststen Nachdenkens redet. Allerdings aber muthet uns diese Aufzählung der acht Gründe für die Kindertaufe so an, als lese sich das besser in einem Buche, als wenn man es bei einem Predigtvortrag anhören müßte. Auch das hl. Abendmahl ergreift er in der ganzen Tiefe, wie es die lutherische Kirche darstellt; es ist, sagt er, ein herrliches Förderungsmittel der Entwicklung des Auferstehungskeimes, der noch in unserer Natur liegt, und Meister Eckart sagt deshalb ganz richtig: Ich würde nie zu trinken begehren, wenn nicht etwas von Gott darin wäre. Hier tritt auch jenes objektive Element des Sakramentes klar heraus, was wir in der Predigt über die Sakramente vermißten. Nicht der Glaube, sagt er hier, und die Andacht des Menschen sind es, welche das Sakrament schaffen, sondern Gottes Wort und die göttliche Einsetzung. Auch jene volle Klarheit über das Wesen des hl. Abendmahles, wie sie besonders die neuere Theologie geschafft hat, finden wir hier vor. Der Hauptzweck und der Segen des hl. Abendmahles ist die Mittheilung des verklärten Leibes und Blutes Christi, Stärkung und Befestigung des Lebens in der Wiedergeburt, Heilsgenuß durch lebendig wirkame Gegenwart des ganzen verklärten Christus; es geschieht im Christen eine innere stille Entfaltung der Auferstehungskräfte Christi durch die Kraft des Abendmahles, und diese ist vom wesentlichsten Einfluß auf die Weihe, Würde, Reinheit und Kraftfälle unsers innern Lebens. Auf einen eigenthümlichen Uebelstand in der Gemeinde oder Gegend, worin der Verf. wirkt, weist eine Stelle seiner Abendmahlspredigt hin, in der er sagt: Es ist gewiß höchst unwürdig und unschicklich, nach empfangenen Elementen das Gotteshaus zu verlassen, wenn man nicht durch körperliche Leiden dazu gezwungen ist. So lange Christus wesentlich da ist, sollen auch die Seimigen da sein, und wer so wenig Scheu und liebevolle Ehrfurcht vor ihm hat, daß ihm ein häusliches Gefühl wichtiger ist, als Er und seine Nähe, der zeigt eine unwürdige Bestimmung.

Als Beweis der milden Anschauung des Verf. sei die Stelle zitiert: Die Regel des Bannes im Abendmahl kann nur durchgeführt werden, wenn einmal wieder in der Kirche die Kirchenzucht nach dem apostolischen Vorbilde gehandhabt wird. Unter den jetzigen Verhältnissen aber, wo sich die Leute gegen die Kirchenzucht überhaupt sträuben, weil sie zuchtlos sein wollen, muß eben die Zeit abgewartet werden, in welcher die christlichen Gemeinden von selbst zur christlichen Zucht der christlichen Kirche zurückkehren werden.

Diese Stellen seiner Predigten werden

übrigens zugleich den Beweis liefern, mit welchem heiligen Ernste, mit welchem Dringen auf ein inneres Christenthum, mit welcher Betonung der eigensten Herzenserfahrung, mit welcher Liebe zur Lehre seiner Kirche und welchem innerlichen Verständniß der Verf. seine Predigten bearbeitet hat. Sollen wir ihm auch unsere Wünsche aussprechen, so wären es diese: Vermeidung aller Fremdwörter, wie absolut, Katastrophe, Moment &c., strengere Revision der Interpunktion, die viel zu wünschen übrig läßt, Korrektur einzelner nicht ganz lichtvoller Sätze z. B. p. 513, 255, 459, oder etwas unpräciser Angaben, wie p. 30, und eine klarere Ueberschau des Gedankenfortschritts, welche das Behalten einer Predigt unendlich erleichtert. Das Ganze hat uns übrigens angesprochen und des Verf. Werk ist ein gutes Vorbild.

E.

Weigel, C. C. evang. Pfarrer. Für Kanzel und Haus. Sprüche, Gedanken und Geschichten zu den Sonn- und Festtagevangelien. 8. 258 S. Erlangen, 1872. Deichert. 16 sgr.

Wir erachten die Predigt keineswegs mit Jean Paul für einen „Nichtfang der Strahlen und Entdeckungen, die aus anderen Wissenschaften, besonders der Philosophie und Dichtkunst ausgehen und von der Theologie gesammelt werden.“ Auch wandelt wir nicht die Wege einer hochtrabenden Rhetoren-Theologie, welche die „Versöhnung des Glaubens mit der Wissenschaft“ als heiligste Aufgabe für Kanzel und Katheder proklamirt. Andererseits erscheint uns die, wenn wir nicht sehr irren, selbst vom seligen Lohse aufgestellte Forderung, daß die Illustrationsmittel der Predigt nur von dem Gebiete des Reiches Gottes bezogen werden dürften, fast als eine Art homiletischer Zwangsjacke, gegen deren Anlegung ernstlichster Returs ergriffen werden müßte, auch wenn nicht längst von Autoritäten, wie Althaus, Luthardt, Uhlhorn, Petri &c. der Beweis geliefert wäre, daß für die Predigt alle irgend erreichbaren Gebiete ausgebeutet werden dürfen zur Beschaffung von Mitteln, dadurch die Erkenntniß der Wahrheit gefördert und die Gewißheit des Glaubens befestigt wird. Ja sicherlich, in einer Zeit, wo neben dem Mamon in den „Ergebnissen der modernen Forschungen“ der andere Pol gesetzt ist, in welchem sich die Aze der culturbesessenen Menschheit dreht, in einer solchen Zeit muß es wenigstens erlaubt sein, auch die profane Geschichte und Literatur, sowie den reichen Sprichwörterchatz und was einem sonst zugänglich ist, für die Predigt in Contribution zu setzen. Oder hat

nicht auch St. Paulus Profanschriststeller citirt? und sehen wir nicht im Vermächtnisse des Herrn: „Alles ist euer!“ — Summa utilitas omnis regula! —

So oft wir darum seither Caspari's „Geistliches und Weltliches“ bei der Vorbereitung für den Religionsunterricht zur Hand nahmen, immer ist der Wunsch in uns rege geworden, daß die altkirchlichen Perikopen von kompetenter Hand in derselben Weise einmal möchten behandelt werden, wie es in so klassischer Vollendung dem Katedismus durch Caspari widerfahren ist. Unser Wunsch ist bezüglich der Evangelien in vorliegendem Werke annähernd in Erfüllung gegangen. Annähernd! Denn wenn neben der asketischen Litteratur in Aussprüchen von Luther, H. Müller, Arndt, Herberger, Starke, Schuppins &c. auch die poetische und Kirchengeschichte hinreichende Berücksichtigung erfahren hat, so vermessen wir doch, neben anderem, auch eine ausgiebige Verwendung des Kirchenliedes und des deutschen und lateinischen Spruchschazes, sowie irgendwelchen Anknüpfung an die in vielen ihrer Vertreter so wohl zu benutzende, weltliche Poesie. — Oder sollte, um nur das Festgesagte durch einige Exempel zu belegen, in einer Bearbeitung des Evangeliums vom Sonntage Quasimodogeniti sich nicht eine passende Stelle finden für den Stoßseufzer Göthe's:

Der du von dem Himmel bist,
Alles Leid und Schmerzen stillest,
Den, der doppelt elend ist,
Doppelt mit Traurigkeit füllst; —
Ach ich bin des Trübens müde,
Was soll aller Schmerz und Lust? —
O süßer Friede komm, o komm in meine Brust, —

unter welchen Seufzer eine Göthe befreundete Frau die Antwort setzte: „meinen Frieden gebe ich euch, meinen Frieden lasse ich euch; nicht gebe ich, wie die Welt gibt; euer Herz verzage nicht und fürchte sich nicht. Jesus Christus.“

Und wenn nach Heine's Geständniß „das Herz im Leibe ist zerrissen — zerrissen und zerschnitten und zerstoßen,“ also daß man mit Venau dem „Rebel“ klagen möchte:

„Nimm fort in deine graue Nacht,
die Erde weit und breit,
Nimm fort, was mich so traurig macht,
Auch die Vergangenheit,“ — dürfte dann

bei dem Ev. am 2. Pfingsttage von der Liebe Gottes in Christo Jesu nicht das Geständniß eines Auerbach seine gute Verwerthung finden:

„Rein Malen und kein Meißeln stillt die Seele;

Sie flieht zu jenem liebevollen Gott, der uns am Kreuz die Arm entgegenbreitet"?

Oder wenn man bei Verlesung des Ev. am Sonntage Rogate sich indignirt fühlt über die Ansicht Kant's, wonach das Gebet „etwas Un sittliches“ sein soll, oder über den Ausspruch Diesterwegs, daß „kein widerwärtiger Anblick denkbar sei, als ein knieender Mensch“, — wird es dann dem frommen Christen nicht eine wahre Erquickung sein, wenn er den alten Aundt sagen hört:

„Wer ist ein Mann?

Der ist ein Mann, wer beten kann!“ —

So könnte, wie es hier nur im Vorübergehen angedeutet zu werden vermochte, nicht allein die weltliche Dichtung, sondern auch die Kunst, Philosophie, Cultur, sammt der betreffenden Geschichte, — kurz: Alles, was lebt und webt, der Wirksamkeit der Predigt dienlich, dem Wachsthum des Reiches Gottes tributpflichtig gemacht werden. Doch gilt auch hier das *μερον ἁριστον* d. h. zuviel ist ungesund.

Schließlich sei noch versichert, daß wir mit unseren Ausstellungen das vorliegende Werk keineswegs in die Rubrik der unreifen Frühgeburten einregistriren wollen. Im Gegentheil, wer nur die ersten fünf Seiten gelesen hat, wird zugeben müssen, daß von dem Verfasser Tüchtiges geleistet worden ist. In unseren Ausstellungen sollte nur eine motivirte Bitte bezüglich der vielleicht bald nöthig werdenden 2. Auflage eingekleidet werden.

L.

H. D.

Rathmann, T. Maria, die Mutter des Herrn. Ein evangelisches Lebensbild, dargestellt in einem Vortrage. II. 8. 67 S. Chemnitz, Focke.

Einen Altar für Maria kann unser evangelischer Glaube nicht vertragen. Aber „durch die Verirrung der übertreibenden Marienverehrung innerhalb der römischen Kirche wird unsrer evangelischen Kirche die Pflicht auferlegt, die ursprüngliche Reinheit des biblischen Lebensbildes der Maria wieder herzustellen, damit ihr unter uns erhalten bleibe die fromme Ehrerbietung, die ihr gebührt, und damit uns das Auge geöffnet bleibe für das Ideal edler Weiblichkeit, welches die Schrift in der Mutter des Herrn zeigt.“

Ich müßte aus der evangelischen Marienliteratur keine Schrift anzugeben, die es so sehr verdiente, wie diejenige T. Rathmanns, dem Lohes'schen Buche über „die weibliche Einfalt“ an die Seite gestellt zu werden. Die Sprache ist klar, nüchtern und keusch, und auch

übergossen von dem Hauche ächt christlicher Poesie, wie die Rose von dem Thau der Morgenröthe. Der Inhalt aber ist streng evangelisch und gerade deshalb voll von „Bedeutung der Holseligen unter den Weibern.“
L. H. D.

Das heilige Vater Unser — eine Anweisung zu seinem Verständnisse und Gebrauche mit Benutzung der besten Auslegungen entworfen vom Verfasser der heiligen Passion, herausgegeben vom christlichen Vereine im nördlichen Deutschland 1873. 144 p. klein 8. 4 sgr.

Der christliche Verein im nördlichen Deutschland, dessen Verlag in Eisleben bei Klöppel sich befindet und der jährlich zwei Schriften herausgibt, welche den Mitgliebrern, die jährlich 1 Thlr. zahlen, unentgeltlich zugestellt werden, hat mit diesem neu erschienenen Schriftchen einen werthvollen Beitrag zur christlichen Volksliteratur gegeben. Was läge auch unsern Christenwolle näher, als sein tägliches Gebet, in das es seines Herzens Begehren legt, recht verstehen lernen, und was konnte man ihm Besseres geben, als das Beste, was darüber von erleuchteten Christen geschrieben wurde? Das ist nun hier nicht etwa äußerlich an einander gereiht, sondern der Verf. hat es innerlich in seinem Herzen verarbeitet und in lebendiger, anregender Weise einheitlich wiedergegeben. Es sind im Ganzen elf Betrachtungen, deren jede den Grundgedanken der betreffenden Bitte zu erfassen sucht und diesen nach seinen wesentlichen Bestandtheilen in guter Ordnung anschaulich, beweglich, einbringend und im Tone des Volkes entfaltet, oft auch zu dichterischem Schwunge sich erhebt, wie es dem Gebete dessen gebührt, der uns hier Kohlen aus dem Wehrauchbecken des Himmels anzündet und geschenkt hat. Möge das Büchlein seinen Weg zum Herzen unsers Volkes finden! Es entspricht dessen Bedürfnisse und darum wird es ihm wohlgefallen.
E.

v. Rougemont, Fr. Liebe und Glaube. Eindrücke eines Pilgers. Autorisirte deutsche Ausgabe. 126 S. Gütersloh, 1873. Bertelsmann. 15 sgr.

Ein eigenthümliches Büchlein, das den Charakter seiner Heimath deutlich trägt, auch noch in der guten deutschen Uebersetzung. In phantasiereicher Weise, bald in Gesprächen oder Selbstbetrachtungen oder Erzählungen, stellt

der Verf. uns die Liebe in ihren verschiedenen Farben und Arten und des Glaubens Segen und Wesen dar. Das deutsche Gemüth wird die schlichte Einfalt bei manchen Abschnitten vermissen, die wir in Büchern religiösen Inhalts zu suchen gewohnt sind. Es ist eben eine duftende Blume aus der Fremde, aber doch aus Gottes Garten. D.

Wendel, H. Evangelisches Gebetbüchlein für die Haus-Andacht zusammengestellt. 151 S. Breslau, Dülfer. geb. 5 sgr.

Der auf diesem Gebiete wohl bekannte Herausgeber bietet uns hier in netter zierlicher Form eine gute Auswahl meist alter Gebete in angemessener und übersichtlicher Ordnung. Daß so viele neue Gebetbücher neben den bewährten alten erscheinen und Absatz finden beweist, daß im deutschen Volke noch gebetet wird. D.

Habermann, Dr. Joh. Christliche Morgen- und Abendgebete. 2c.

Diese vom christlichen Verein im nördlichen Deutschland veranstaltete Ausgabe des edlen Büchleins sei hier nur genannt und somit empfohlen. D.

Antikirchliches u. Antichristliches.

Drosbach, Maximilian. Ueber die verschiedenen Grade der Intelligenz und der Sittlichkeit in der Natur. 110 S. Berlin, F. Henschel. 22 1/2 sgr.

Der Verf. dieser Brochüre, obwohl auf wesentlich materialistischer Grundlage fußend und insbesondere dem Darwinschen Wahne eines genealogischen Urzusammenhangs der Menschheit mit der Thierwelt zugethan, macht dennoch einen Versuch zur Ueberwindung des Materialismus, und zwar indem er intelligentes und moralisches Handeln bereits in die niederen Sphären des organischen Lebens verlegt, also schon den Thieren Verstand und Sittlichkeit zuschreibt. Er berührt sich mehrfach mit Hartmann's Lehre vom Unbewußten; doch lehnt er sich weniger an Hegel'sche oder Schopenhauer'sche Philosopheme an, als vielmehr an Kant (mit dem er u. a. die Auffassung des Stoffs als einer bloßen subjectiven Vorstellung des Menschen gemein hat), und besonders an Herbart, mit dessen idealistischer Atomistik die seinige sich ziemlich nahe berührt, ohne sich freilich mit ihr zu decken. Als charakteristisch für seine Weltanschauung läßt sich

u. a. folgende Satzreihe hervorheben: „Es ist unmöglich, daß zu irgendwelcher Zeit Intelligenz und Moral aus Nichtintelligenz und Nichtmoral entstand; es ist weder ein Zusammenhang noch ein Uebergang denkbar von blindwirkenden Stoffen zur Intelligenz und Moral. Der Zusammenhang wird auch nicht denkbarer, wenn man das Leben und den Geist durch einen Gott mit der Materie vereinigen läßt; denn das Heterogene wird niemals homogen, wenn auch zehn Götter es ausgleichen und vereinigen wollten. . . . Es ist aber auch ganz unnöthig ihn (jenen Uebergang von Stoff zu Geist) anzunehmen und begreiflich machen zu wollen, denn was die gemeine Erfahrung als Stoff ansieht, das ist bei genauerer Betrachtung Vorstellung und in Wirklichkeit gar nicht vorhanden. Was man sieht und tastet, das läßt sich nicht wegleugnen, das ist wirklich vorhanden; aber es ist nicht Stoff, nicht Körper, sondern bewegende Kraft, es sind strebende Wesen auf verschiedenen Stufen ihrer Entfaltung (S. 94 f.)“ . . . „Will man behaupten, die Wesen fingen erst zu einer bestimmten Zeit, an ihr Vermögen zu entfalten, etwa wenn sie bei einer menschlich organischen Verbindungsform angelangt sind, so müßte man einen Grund angeben, warum die Entfaltung gerade bei dieser Form erst anfängt, und es müßte sonach zweierlei heterogene Arten von Verbindungen geben, solche in denen die Fähigkeiten entfaltet, und solche in denen sie nicht entfaltet werden; dann wären wir aber wieder bei einem Dualismus angelangt, mit welchem die Einheit der Welt unverträglich ist. Im Vergleich mit solchem Dualismus ist mir der Materialismus lieber, der, um die Einheit der Welt zu retten, behauptet, Alles sei naturnothwendig und Intelligenz wie Moral nur eine Form oder Folge der Naturnothwendigkeit“ 2c. (S. 104 f.). — Man sieht: Rettung der Einheit der Welt, oder Begründung einer monistischen Weltanschauung, oder, was wesentlich dasselbe ist: Beseitigung der Annahme eines persönlichen Schöpfers als Urhebers der gegenwärtigen Verbindung von materiellem und geistigem Sein in der Welt, — darauf kommt diesem Philosophen alles an, und so ist sein Standpunkt und Verfahren von dem des ordinären geistleugnenden Materialismus lediglich graduell, nicht spezifisch verschieden. — Uebrigens werden derartigen Systeme, die gleich dem gegenwärtigen Intelligenz und Sittlichkeit schon der vormenschlichen organischen Schöpfung beilegen und so das Geheimniß der Schöpfung zu lösen suchen, in nächster Zeit ohne Zweifel noch eine ziemliche Zahl auftauchen, da die Darwin'sche Theorie zu solchen Constructionen

einladet und da Darwin selbst, besonders in seinen neuesten Schriften; „Die Abstammung des Menschen“ und: „Der Ausdruck der Gemüthsbewegungen bei Menschen und Thieren“, mit Versuchen in dieser Richtung vorangegangen ist. Die periodischen Organe der darwinistisch-materialistischen Naturphilosophie wimmeln bereits von spekulativen Aphorismen dieser Art*) und auch umfassendere Werke über historische Anthropologie, Urgeschichte &c., die auf der vorl. Grundlage derartiger Anschauungen wie die hier vorgetragenen fußen, haben hie und da zu erscheinen begonnen. Dahin gehört namentlich D. Caspari's „Urgeschichte der Menschheit mit Rücksicht auf natürliche Entwicklung des frühesten Geisteslebens“ (Leipzig, Brockhaus, 1873, 2 Bde.), ein vieles Phantastische und Abenteuerliche in sich schließender Versuch, nicht bloß bei höheren Thieren, sondern auch in der niederen Thierwelt, der Pflanzenwelt, ja selbst in der anorganischen Schöpfung schon „Sittlichkeit“ nachzuweisen (!), und so das ganze physische Universum als einen „sittlichen Kosmos“ darzustellen, „in dessen Systemen bis zum Krystall und dessen kleinsten Theilchen sich unvergängliche sittlich-ästhetische Formen spiegeln!“

Als apagogische Beweise für das Dasein eines persönlichen Gottes (deductiones ad absurdum der Annahme des Gegentheils) mögen diese und ähnliche Weltanschauungen immerhin einen gewissen Werth beanspruchen. An und für sich sind sie trauriger Unsinn, und diejenigen philosophischen oder theologischen Forscher, denen eingehenderes Studium solcher Schriften zum Zweck ihrer Widerlegung obliegt, verdienen unser aufrichtiges Mitleid.

X.

Kohut, Adolf. Unsere drei Dichterheroen und das Pfaffenthum. Ein Trifolium klassischer Zeugen gegen Ultramontanismus, Jesuitismus und Muckerthum. 8. 104 p. Leipzig, 1872. A. Herrmann. 5 sgr.

Der Verfasser ist kein Verächter der Bibel, das beweist, daß er damit umgeht, ein Werk unter dem Titel: „die goldenen Worte der Bibel“ herauszugeben,**) sein Kampf gilt zunächst der ultramontanen Partei in der katholischen Kirche, der er allerdings glühenden Haß geschworen hat, jedoch auch — und diese un-

glückliche Vermengung beklagen wir — der Kirche überhaupt, wie schon die Ueberschriften einzelner Abschnitte bezeugen, z. B. Beichte, Dogmatiker, Geistlicher, Kirche, Kirchengeschichte, lutherische Pastoren, Prediger, Theologen u. s. f. Wollte der Verfasser einen sittlichen Zweck verfolgen, so hätte er vor Allem scheiden sollen zwischen dem, was ungöttlich und ungeistlich in der Kirche ist, und diesem gebührt mit Recht der Krieg und der entschiedenste Gegensatz; sodann hätte er aber auch das hervorheben müssen, was jene Dichterheroen Anerkennendes über die besprochenen Gegenstände gesprochen haben. Denn keiner jener drei Dichterheroen war so einseitig, daß er nicht neben dem Schatten auch das Licht, neben der Verzerrung auch die Wahrheit anerkannt hätte. Der Verf. hat das allerdings hie und da gethan; so theilt er p. 88 aus Lessing's theol. Streitschriften die schöne Erzählung vom Luther'schen Catechismus mit; im Ganzen aber ist er zu einseitig, weiß nur vom Schatten, gar nichts vom Lichte. Jeder Unparteiische wird ihm sofort entgegen: wenn alle diese Mächte nur Schatten und Nichtigkeit böten, wären sie längst zu Grunde gegangen, es kann also diese Zeichnung keine genügende sein. Wir billigen jeden Kampf gegen Unwahrheit, aber er muß auch selbst durchaus wahr und lauter sein. Zudem ist unter jenen mitgetheilten Stellen der großen Dichter doch auch manches nicht eben große Wort, das besser weggeblieben wäre. In solcher Auswahl sollte nur wirklich Geistreiches geboten werden, nicht auch das Auskehricht der großen Geister. E.

Steinacker, Gust. Pfarrer zu Buttelsdorf bei Weismar. Christenthum und Humanität. Vortrag im Protestantenverein zu Leipzig am 10. Dec. 1872 gehalten. (Protestantische Vorträge. Band IV Heft 6) 18 p. Berlin, 1873. Henschel. 5 sgr.

Der Verfasser hat Recht, wenn er sagt, daß das vorliegende Thema einen solchen Umfang habe, daß es in der Kürze eines derartigen Vortrages nicht abgemacht werden könne. Wir haben dieses Gefühl auch nach Durchlesung desselben empfunden; in die eigentliche Tiefe des Gegenstandes, in die mancherlei Bedenken, die hiebei zu Tage treten, wird man dadurch nicht eingeführt. Wir sagen dieß nicht dem Verf. zum Vorwurfe, denn dieß auszuführen, ist eben auf wenigen Seiten nicht möglich, er hätte deßhalb besser gethan, sein Thema mehr zu begrenzen. Eigentlich ist ja doch die Aufgabe, die er sich

*) Vgl. z. B. die Aufsätze: „Fortschritt bei den Thieren“ und „Verstand und Instinct“ in Nr. 5 ff. und Nr. 18 des „Auslands“, Jahrg. 1873.

**) Ist inzwischen erschienen. D. Red.

zur Durchführung gesetzt hat, die Einwürfe des alten verbißenen Strauß zu widerlegen, daß auch das Christenthum in dem Sinne, wie es der Protestanten-Verein versteht, nicht den Anforderungen der Humanität genüge. Zu diesem Behufe hätte er uns am besten den Begriff, den Strauß von Humanität hat, klar dargelegt und dann ausgeführt, wie auch dieser Begriffsbestimmung gegenüber das Christenthum im Sinn des Protestanten-Vereines, oder wie der Verf. dieß zu bezeichnen pflegt, das Christenthum Christi, vollständig genüge. Freilich möchte diese Aufgabe nicht leicht zu lösen sein, denn diejenige Humanität, welche Strauß vor Augen hat, nämlich das nackt Menschliche in seiner Losgelöstheit von allem Göttlichen und Uebernatürlichen, will das Christenthum entschieden nicht, sondern bezeichnet sie als eine Depression zum Thiere. Es muß vor Allem der Begriff der Humanität klar und bestimmt aufgestellt, er muß gegen die verschiedenen Mißdeutungen, die er erfahren hat, gesichert werden. Diese hätte vorzüglich der Verfasser beleuchten müssen, damit der Hörer oder Leser zu einer klaren Erkenntniß komme. Solche allgemeine Forderungen, wie sie der Verf. bietet: die Humanität sei das reine Menschenthum, alles das, was dem innersten Wesen der Mensch ent spricht, führen zu keiner Klarheit, denn nun entsteht erst die Hauptfrage, was ist dieses innerste Wesen des Menschen? Je nachdem diese Frage beantwortet wird, muß es sich auch entscheiden, ob das Christenthum mit der Humanität konform sei. Wer nicht das Bild Gottes im Menschen anerkennt, wer in ihm nicht die freie, aber durch die Sünde geknechtete, jedoch für die Erlösung bestimmte Persönlichkeit sieht, wer nicht im Menschensohne das Vorbild und Ideal der wahren Humanität erkennt, dem wird man nimmermehr erweisen, daß das Christenthum die rechte Humanität erziele. Das muß man anerkennen und nicht dadurch abschwächen, daß man behauptet, jene Gegner des Christenthums verwechselten nur die zeitliche Form des Christenthums mit seinem wahren Wesen. Dagegen wird Strauß selbst auf das bestimmteste opponiren; denn weil er dem innersten Wesen des Christenthums feindselig ist, deshalb haßt er auch die jeweilige Form und Gestalt desselben, und das Christenthum des Protestanten-Vereines nicht minder, wie das der Kirche, ja am Ende noch mehr, weil er bei der Kirche doch Klarheit, Konsequenz und faßbare Begriffe sieht, hier aber ihm vielfach ein verschwommenes, unklares Wesen begegnet. Das, was man bisher Christenthum zu nennen gewohnt war, soll nicht das rechte Christenthum sein. Nur das

ewig Göttliche in ihm soll einen dauernden Gehalt haben; aber wer scheidet dieses aus und stellt es uns in seinem reinen Wesen hin, daß man es auch erfassen kann, und es uns nicht unter den Händen entschlüpft? Das Christenthum soll der Gesamtorganismus der durch den göttlichen Willen bestimmten Menschheit sein; wie unterscheidet es sich doch dann vom Judenthum? Das Christenthum bezeichnet er als den Ausdruck höchster Humanität, und dennoch soll es seinen unauflöslichen Bund weniger auf theorelischem, als auf praktischem Boden weihen. Warum aber dieß? Das Christenthum ist die höchste Vollendung der Humanität, und dennoch soll es die verschiedenen religiösen Anschauungen als gleichberechtigt anerkennen?

Protestantische Vorträge. Band V, Heft 1—4. Berlin, 1873. Henschel.

Was der Protestantenverein durch seine Predigt und praktische Vereinsthätigkeit nicht erreicht, nämlich einen wirklichen Boden im Volk und Verständniß zu finden, sinitmal seine Kirchen veröden, und seine christliche Liebesthätigkeit — ausgenommen höchstens die Arbeit für den Gustavadohlsverein — verschwindend ist, sucht er durch Vorträge zu gewinnen. Der Buchhandel wird daher mit einer Fluth kleiner Schriftchen überschwemmt, die meistens religiöse Gegenstände behandeln und das gebildete Volk für die Ideen des Vereins erwärmen wollen. Protestantisch heißen sie nicht im Sinne der geistlichen Bedeutung des Wortes, sondern wegen der überall zu Tage tretenden Neigung, gegen den geschichtlichen Protestantismus zu protestiren. Daß diese Schriftchen in weiteren Kreisen Eingang finden werden, möchten wir bezweifeln, denn die gläubig gerichteten Protestanten verlangen zur Befriedigung ihres religiösen Bedürfnisses nach anderer Speise; und die eigentlichen Anhänger der Partei hören wohl gern zu Zeiten etwas Pikantes und freuen sich, wenn gegen Orthodorie und Pietismus losgezogen wird, machen auch gern etwas Skandal mit; — aber solche Vorträge zu lesen und Geld dafür auszugeben, darf man ihnen billiger Weise nicht zumuthen. Daß das Schauffement der Tagespresse für die Männer dieser Richtung künstlich ist, glaubt man gern, wenn man diese Vorträge liest, die doch theilweise einen recht ärmlichen Eindruck machen und unfähig sind, Begeisterung für die Sache zu wecken. Zur Entschuldigung der Oberflächlichkeit ist freilich dies anzuführen, daß in dem knappen Rahmen einer Brochüre so tiefe Probleme, wie sie hier zum Theil behandelt werden, nur flüchtig erlebigt werden

können; aber man dürfte erwarten, daß diese Schwierigkeiten wenigstens angedeutet würden. Doch davon ist nichts zu merken; es geht Alles ganz bequem und leicht.

1. Das bekannte enfant terrible der Fortschrittspartei, Abgeordneter Prediger Müller spricht über die Sünde auf 19 Seiten, selbstverständlich ohne die Probleme, um die es sich hier handelt, auch nur zu berühren. Sünde ist Selbstsucht, so wird ganz richtig erklärt, aber Selbstsucht nicht in der tiefsinnigen Bedeutung, die das Wort etwa bei Zul. Müller hat, sondern lediglich als Verstoß gegen die Gemeinschaft, als Verleugnung des Gemeinschafts-sinns. Daß sie zunächst und vor Allem ein Abfall von Gott sei, wird nicht gesagt, und 1 Mose 3, die tiefsinnigste Urkunde für die Geschichte der Sünde, kommt natürlich nicht zum Worte.

2. und 3. Dr. P. W. Schmidt behandelt die Entstehung der kirchlichen Christuslehre in 2 Vorträgen, (a. der Weg nach Chalcedon, b. das 5. und 6. allgemeine Concil und die fehlbaren Päpste), denen wir Sachkunde und Studium nicht absprechen können. Die Darlegung ist, soweit sie sachlich gehalten ist, instructiv, und der Styl gewandt; — nur muß man dabei vergessen, daß die Vorträge vor einem größeren Publikum gehalten sind, welchem bei dem schwierigen, selbst für den Theologen spröden Stoff und bei der Darlegung des Subordinatianismus und Monarchianismus, der Homousier und Homoiousier, der Marcellianer und Apollinaristen, der Dyophysiten und Monophysiten, angst und bange geworden sein mag. Eine gewisse Unbilligkeit gegen die Wortführer der Orthodogie und principielle Liebhaberei für die verurtheilten Ketzer muß man hingehen lassen, denn der Protestantenverein sieht sich gern in einem ähnlichen Märtyrertum, wie Ariener und Nestorianer, und möchte den Vertretern der kirchlichen Richtung gern allerlei sittliche Mäkel anheften.

4. Die bleibende Bedeutung Jesu endlich hat Dr. R. Schramm zum Gegenstand seines Vortrags gewählt, der bekannte Hofprediger und Reformator von Arolsen, der den Staat Waldeck zum Experimentirfeld für protestantenvereintliche Ideen aufersuchen hat, und es darin schon recht weit gebracht haben soll. Die Wärme, mit welcher von der Person Jesu die Rede ist, hat etwas Wohlthuerndes, — nur freilich, daß das Christusbild des Redners trotz aller Bewunderung und Verehrung, die ihm gezollt wird, über den Christus des alten Rationalismus nicht viel hinauskommt. Auch hier begegnen wir dem beliebten Kunstgriff, daß zuerst der Christus der Kirche als

eine Erfindung bornirter Köpfe und unwissenschaftlicher Zeiten und recht als eine Karikatur gezeichnet wird, welcher gegenüber denn um so bequemer der „Christus der Geschichte“ mit modernen Farben der modernen Zeit vorgehalten wird, nur daß hier Geschichte synonym ist mit hausbackenem Verstand. Ein wirklich geschichtliches Lebensbild zu gewinnen, ist dem Verfasser nicht gelungen, es kam ihm auch nicht darauf an, — sonst würde er vor allen Dingen die historische Basis, auf der dies Bild construirt werden muß, sorgfältiger zu Rathe gezogen haben. Und auch wenn er das Evangelium Johannis verworfen hätte, würde sich doch schon aus den Synoptikern ein etwas anderer Christus herausgestellt habe, als der S. 16 charakterisirte: „der das religiöse Ideal in sich verwirklichte.“ Etwas sophistisch ist es doch, wenn S. 14 auf die Frage, ob Christus ein gewöhnlicher Mensch war, geantwortet wird: nein, ein außerordentlicher, und dann nur die auch von der Kirche stets betonte Wirklichkeit der Menschheit festgestellt wird. Jene Frage muß lauten: War Christus mehr als bloßer Mensch, wenn auch immer ein außerordentlicher, — und darauf muß Herr Schramm mit „Nein“ antworten, denn sein Christus ragt nicht über die Sphäre der menschlichen Natur hinaus, wie denn auch die Sündlosigkeit nur in gewundenen Ausdrücken zugestanden wird. Trivial ist, was über die Möglichkeit der Erlösung durch andre Menschen gesagt wird, daß nämlich auch Menschen, z. B. Eltern, Erzieher und dergl. Andre erlösen können; als ob diese rein sittliche Einwirkung pädagogischer Art den Begriff der Erlösung erschöpfen könnte, und als ob dann die Erscheinung Christi überhaupt noch eine Nothwendigkeit gewesen wäre! Wenn das Gebet zu Christo bei den Gläubigen übel vermerkt wird, so zeigt sich auch hier dieselbe beschränkte und hausbackene Anschauungsweise, die zugleich mit der Geschichte in starke Collision geräth, da doch nicht zu leugnen ist, daß von der Apostel Zeiten her die Anrufung Jesu geübt worden ist. Aber ohne Zweifel hatte auch Stephanus nach des Verfassers Meinung „keine gesunde evangelisch-christliche Frömmigkeit,“ als er im Sterben rief: „Herr Jesu nimm meinen Geist auf.“ Unwahr endlich ist die Behauptung (S. 22), die meisten Männer und fast alle höher Gebildeten seien dem Christusbild der Kirche entfremdet. Gott lob giebt es noch zahlreiche Männer, und hoch gebildete Männer, welche den Trost für ihr Gewissen und Befriedigung für ihr Denken gerade in dem Heiland finden, der in der Kirche seit 18 Jahrhunderten gepredigt worden ist, und die das abgeblaßte moderne Christusbild, von dem ein göttlicher

Zug nach dem andern hinweggethan ist, und das nun bald auf dem Niveau der sündhaften Menschheit angekommen sein wird, nicht als Ausdruck ihrer religiösen Ueberzeugung annehmen können. Das soll sich nur Herr Hofsprenger schramm nicht einbilden, daß die Männer, welche den kirchlichen Christus (d. h. den Christus der kirchl. Scholastik) verwerfen, dafür zum Christus des Protestantenvereins sich wenden. Es ist eine beklagenswerthe Illusion, in der dieser Verein sich häufig befindet, zu meinen, daß die dem Glauben der Kirche entfremdeten Glieder sich mit Ueberzeugung unter sein Panier stellen. Mit dem Protestiren allein ist es eben noch nicht gethan, und zu dem „Nein“, das der Protestantenverein so entschieden hören läßt, muß erst noch ein eben so entschiedenes „Ja“ kommen, ehe wir an seine Lebenskraft glauben können!

Gr.

J.

Philologie. Linguistik.

Rühl, Franz, Die Textesquellen des Justinus. Leipzig, 1872. Teubner, 15 Sgr.

Dieses für Fachmänner bearbeitete und für dieselben höchst wichtige Buch ist ein besonderer Abdruck aus dem VI. Supplementband der Jahrbücher für classische Philologie. — Die Handschriften des Justin, deren es eine ansehnliche Zahl gibt, werden von dem Verf. eingetheilt in italische und transalpinische. Sie sind von verschiedenem Werthe. Das Aechte vom Unächten zu unterscheiden ist dabei nicht eben leicht, besonders rücksichtlich der großen Verschiedenheit der Ueberschriften und Titel des ganzen Werkes; was daher zu rühren scheint, das Justin eine Redaction des Trogus Pompejus ist und seinerseits von Drossius wieder bearbeitet wurde. Der gründliche Aufsatz des Verf., der sich in seinem Urtheil meistens auf Autopsie stützt, wird Philologen von Fach als separates Buch willkommen sein.

G.

G.

Arnheim, H., Grammatik der hebräischen Sprache. Aus dessen Nachlaß herausgegeben von Dr. D. Cassel. 8. Berlin, 1872. R. Gerschel.

Der Herausgeber hat dieses opus postumum des Verfassers auf Ansuchen seiner Familie und aus Pietät für die Anregung, die er ihm in seiner Jugend gab, sowie um der Ueberzeugung willen edirt, daß dieses

Werk zur Förderung der Erkenntniß der hebräischen Sprache und ihrer Literatur einen wesentlichen Beitrag liefere. Denn mit großem Fleiße hat der Verewigte das Material gesammelt, mit umfassendem Verständniß dasselbe gesichtet und geordnet und mit feinem Sprachsinne die Gesetze der hebr. Sprache dargelegt. Der Herausgeber selbst hat mit größter Gewissenhaftigkeit sich an den vorliegenden Stoff gehalten, in einzelnen Dingen selbst über Gebühr, denn daß er die Schreibung der Namen nach hebr. Aussprache also z. B. Tschessel beibehält, war nicht nöthig. Dankenswerth ist die Beigabe einer kurzen Biographie des im Jahr 1869 hingeschiedenen Verfassers, welche von dem Sohne Dr. Joseph Arnheim, Director in Seesen, verfaßt ist. Sie lehrt uns den eminenten Wissensdurst, den unermüdeten Fleiß und die rühmliche Ausdauer kennen, mit welchen er trotz aller Hindernisse seinen Lebenslauf verfolgte. Es ist zu beklagen, daß derselbe durch die vielen Unannehmlichkeiten, die er zu erdulden hatte, nicht noch Höheres zu leisten vermochte. Diese Grammatik ist übrigens die Arbeit von fast 10 Jahren, er sollte es nicht mehr erleben, dieses sein Lieblingswerk veröffentlicht zu sehen.

Zunächst behandelt er die Elemente der Rede: Laut, Sylbe, Wort. Es geschieht dieses in möglichster Kürze und Bestimmtheit. Man sieht, er hat diese Grundelemente scharf ins Auge gefaßt, und wo unser Wissen nichts Entscheidendes mehr zu ermitteln vermag, dieß auch offen bekannt. Wenn er meint, die Namen der Buchstaben seien nicht um der Aehnlichkeit ihrer Form mit dem Gegenstande, nach dem sie ihre Bezeichnung tragen, willen gewählt, sondern nur um ihre Einprägung zu erleichtern, so ist dieß doch zu modern gefaßt, und jedenfalls die Ansicht wahrscheinlicher, daß die ältesten Figuren dieser Buchstaben jenen Gegenständen entsprechen. Wahrscheinlich hingegen finden wir keine Vermuthung, daß auch *et* keine Ausnahme von der Regel, daß der bloße Vokal nie eine Sylbe bildet, gemacht habe, sondern wa gelesen worden sei. Ueberhaupt zeigt sich der Verf. als ein sehr gründlicher Kenner der alten Masorethen und als feiner Beobachter, der namentlich den tieferen Gründen seiner Erscheinungen nachspürt. So hat z. B. seine Erläuterung des sogenannten Dagesch affectuosum sehr viel für sich. Wenn da z. B. Jud. 5, 7 *הָרַלִּי* geschrieben ist, so entstand dieses Dagesch, lehrt er, zu einer Zeit, da die spätere Vokalisation noch nicht bekannt war. Man wählte den Binnenpunkt, um die pausirende Form zu bezeichnen, weshalb jetzt *הָרַלִּי* zu vokalisiren wäre. Man behielt

später aus ängstlicher Scheu vor Aenderung das Dagesch bei. Als Probe, wie er mit philosophischem Geiste die Sprache zu behandeln weiß, geben wir seine Bemerkungen über das Wort. Wir unterscheiden an ihm, sagt er, zwei minder entsprechende Seiten, die den Sinnen zugewandte lautliche, phonetische, und die dem Geiste zugewandte begriffliche, logische Seite. An beiden Seiten unterscheiden wir wieder zwei Gegensätze: die phonetischen Gegensätze sind Konsonant und Vokal, die logischen Gegensätze sind Begriff und Beziehung; und die beiderseitigen Gegensätze entsprechen einander insofern, als bei der Formation das feste logische Moment, der Begriff, an dem festen, mehr oder weniger starren phonetischen Moment, dem Konsonanten, das wechselnde, gleichsam flüssige logische Moment, die Beziehung, dagegen an dem flüssigen phonetischen Momente, dem Vokal, haftet. — eine Bemerkung, die für die hebräische Sprache durchaus zutreffend ist. Neben dieser selbständigen, schöpferischen Behandlung der grammatischen Bestandtheile geht aber zugleich eine stete Hinweisung auf die Bezeichnungen und Regeln der alten jüdischen Grammatiken einher, sowie eine reiche Sammlung von Beispielen. So zählt er uns sämtliche Anomalien auf, wo auf ׁ ein Dagesch gesetzt ist, bemerkt, daß sich dies nie im Pentateuch finde und stellt die nicht unwahrscheinliche Hypothese auf, daß jene daraus entstanden seien, daß die Abschreiber zwei Lesarten, die an sich gleich berechtigt sind, vorfanden und aus Gewissenhaftigkeit beiden gerecht zu werden suchten. Schwieriger ist die Entscheidung, ob man in Formen wie קָהָל eine Verlängerung des Vowels mit unserm Verfasser, oder mit Ewald eine schwache Verdoppelung annehmen soll; doch scheint mir das Erstere natürlicher. Jes. 10, 13 liest er בְּאִבְרֵי , allein offenbar will das קִרִי בְּאִבְרֵי gelesen haben, und dieses ist nicht zu übersetzen: so Fürst wie Unterthanen, da dieser Gegensatz hier nicht indiziert ist, auch nicht mit Delisch: gleich einem Stiere die Thronenden, da hier nicht von den Fürsten geredet wird, auch „Stier“ hier zu gesucht ist, sondern: wie ein Starker die Bewohner. — Besondere Aufmerksamkeit wendet er der Orthographie der verschiedenen Bücher zu und bemerkt hier über den Pentateuch mit Recht, daß die in demselben herrschende sparsame Orthographie sich daraus erklären lasse, daß bei dem fleißigen Studium desselben es der Nachhilfe durch sichtbare Merkmale weniger bedurfte.

In der zweiten Abtheilung behandelt der Verf. die Bildung und Biegung der Begriffs-

wörter (im Inhaltsverzeichnis hier ein Druckfehler), und zwar zunächst das Verbum, dann das Nomen, hierauf Objectiv und zuletzt Zahlwort — Alles in klarer, sachgemäßer Ordnung. Er entscheidet sich bezüglich der Bestimmung über die wesentlichen Bestandtheile der Wurzel für die Ansicht des Dr. Fürst, daß alle dreikonsonantigen Stämme sich durch Verstärkungs-Konsonante aus einer zweikonsonantigen Wurzel entwickelt haben, beobachtet jedoch in der Durchführung des grammatischen Systems die Methode der alten jüdischen Grammatiker und erklärt überall ihre termini technici, was für das Studium der Grammatik nicht ohne Interesse ist. Die Verba theilt er in schöner systematischer Folge in acht Klassen ein, und weiß sie in klarer Uebersichtlichkeit darzustellen. Wie scharf und klar er überhaupt zu scheiden weiß, davon gebe seine Eintheilung der Begriffsworte des Verbum eine Probe. In dem Thätigkeitsbegriff, sagt er, unterscheidet man Umfang und Grad. Dem Umfang nach ist es ein verb. intransitivum, causativum und reciprocum oder reflexivum; letztere beiden bezeichnen das gegenseitige auf sich Wirken, sind aber so unterschieden, daß jenes real unterschiedene, dieses ideal unterschiedene Individuen voraussetzt. Dem Grade nach wirkt die Thätigkeit 1) mit gewöhnlicher, 2) mit intensiver Kraft. Feinsinnig sagt er auch: Der vergrößerte Begriffsumfang also in Niph. Hif. Hof., wird durch erweiternde Formlaute, der gesteigerte Begriffsgrad durch Konsonanten-schärfung charakterisirt. Das Hithp., das beide logische Momente, Extension und Intensität vereint, hat daher auch den zwiefachen Charakter. Auch die Bedeutungen der einzelnen Verbalformen entwickelt er mit systematischer Ordnung; Nifal z. B. hat ihm zuerst reciproce Bedeutung, aus dieser erst entwickelt sich die reflexive, aus dieser die passive. Man dürfte, sagt er hierüber, nur von dem einen Subject absehen, so hatte man das Passivum. Nur hat er hier doch nicht genug erläutert, was zum Refurrire zu dieser offenbar ursprünglich nicht für das Passiv bestimmten Form drängte. Es scheint, daß dem Ohre die rauhen Formen des Passivs mehr und mehr ungewohnt wurden. Ist diese Form einmal Passiv geworden, dann ist der Wegfall von נִי natürlich, es konnte dann nicht mehr ge-

braucht werden, ist keineswegs zu ergänzen; wo hingegen נִי wie in Gen. 4, 18 gesetzt ist, da möchte ich nicht mit dem Verf. dies als das Ursprüngliche bezeichnen, sondern hier hat der Schriftsteller ein aktives Verbum im

Sinne, das ihn zu dieser Construction hin-drängt.

Die dritte Abtheilung behandelt Formwörter und Formlaute, die vierte den Gebrauch der Zeitformen, die fünfte die syntactischen Figuren, die sechste das Accentuationssystem — und zwar dies alles auf eingehendem Studium und durchaus selbständigem Forschen beruhend mit reicher Beispielsammlung und genauer Kenntniß der jüdischen Grammatik, so daß wir in dieser Grammatik einen schätzbaren Beitrag zur Förderung des Verständnisses der in der hebräischen Sprache maßgebenden Gesetze begrüßen dürfen. E.

Abel, Dr. C., Ueber den Begriff der Liebe in einigen alten und neuen Sprachen. (Sammlung gemeinverständl. Vorträge, herausgegeben von Rud. Virchow und Fr. v. Holtendorff. VII Serie, Heft 158 und 159) 63 S. Berlin, 1872. Rüderik'scher Verlag.

Der Verf. beabsichtigt, ein Häuflein nützlicher Bausteine zu dem Gebäude der Sprache, nämlich die Worte zu betrachten, welche die verschiedenen Arten der menschlichen Liebe bezeichnen. Diese Worte auch nur in einer Sprache eingehend zu untersuchen, würde ein Buch geben. Er behandelt die Worte, welche Liebe bezeichnen, zuerst in jeder einzelnen Sprache allein, um ein Bild desjenigen zu geben, das das einzelne Volk darüber gedacht. Die vier Sprachen, die er zur Vergleichung wählt, sind verschiedenen Stämmen und Perioden entnommen. Ebräisch soll die semitische Urzeit vergegenwärtigen, Latein das gebildete europäische Alterthum, Englisch die neue germanische und Russisch die aufstrebende slavische Welt vertreten.

Der Römer unterschied zunächst die freiwillige (*diligere* u. *amare*) und die pflichtmäßige Neigung (*caritas* u. *pietas*). Allgemein war *affectus* und *affectio* (dieses — ein Gebilde der Reflexion); *studium* eine für das römische Wesen charakteristische Art dienstwilliger Zuneigung. — Die Liebe des Engländers ist ein freies Geschenk; die allgemeinste Bezeichnung ist *love*, zunächst die heiße Leidenschaft, zu besitzen, zu genießen, sich der Gegenwart und Sympathie des Geliebten zu erfreuen. Hält diese Empfindung an, so reißt sie zur *affection*. Für eine besondere Seite der allgemeinen Menschenliebe gibt es das besondere Wort *charity*. Fondness ist eine starke Liebe ohne die überzeugte Werthschätzung des *affection*, eine Liebe um der trauten Gewohnheit willen. *Passion* ist heftig entwickelte Liebe, *Liking* nur ein Vernutzen, *Attachement*

der Anfang zur wirklichen Liebe, oder eine bedächtige Hingabe, eine bewußte Zurückhaltung, die der empfundenen Wärme das Gleichgewicht hält.

Im Ebräischen bedeutet *Ahab* die Liebe als reines Gefühl überhaupt zwischen Menschen. Als Leidenschaft ist *ahab* der höchsten dichterischen Ausschmückung fähig, wie z. B. im Hohen Lied die ganze Natur zur würdigen Schilderung ihrer Süßigkeit durchsucht wird. Die Begriffe der thätigen Liebe finden sich in *Chesed* (Liebe und Gnade), in *Racham* (mehr als bloßes Mitleid), eben so sehr gefühlvoll und zart, als wohlthätig, aber auch unwohlthätig als heiße Gottesliebe. *Chen*, *chanan* ist ein ermäßigtes *Chesed*; ist letzteres liebende Gnade, so ist ersteres nur liebende Gunst und bedeutet, von Gott gesagt, ein vertrauliches Verhältniß Gottes zum Menschen. Dann ist es auch Höflichkeitsformel.

Auch im Russischen bedeuten die einen Liebesworte ein reines Gefühl, die andern die liebende Wohlthat oder liebende Absicht der Wohlthat. *Lubov*, *lubiti*, Liebe, lieben, ist die unwillkürliche Zuneigung vom bloßen Gefallen bis zur heißesten Leidenschaft. Daneben *lubesni*, geliebt wegen wirklich liebenswürdiger Eigenschaften, *lubimi*, Favorit nach Willkür, *lubimez* Günstling, *lubovnik* erotischer Liebhaber, *lubesnik* Kurmacher, *vlubtschivi*, von verliebten Wesen, *lubitel* Kunstliebhaber u. dgl. Mit dem realistischen Zug der russischen Sprache hängt die Bildung lossender Diminutive zusammen, von denen der Verf. eine große Anzahl anführt. Einzig ist *labovatsja*, mit den Augen lieben; auch *Sasnoba* „Schauer“, nämlich der beginnenden Liebe. Alles freundliche Gewähren (vom bloßen Wohlwollen bis zur göttlichen Gnade) heißt *milost*. *Mili* heißt „lieb, weil angenehm“, *milovátj*: lieblos, *milovatj* dagegen sich erbarmen. *Blagost* ist ein Wort, welches so hoch über der Launenhaftigkeit des *laboo* und *milost* steht, wie der Himmel über der Erde.

Zulezt gelangt der Verf. (S. 35) zu dem Ergebnis: Die starke Seite in dem Ebräischen ist die Liebe Gottes und der Menschen zu Gott und unter einander. Das Lateinische glänzt durch das Pflichtgefühl, das es in die Liebe legt. Im Englischen begegnen wir einer allseitigen edlen und einsichtigen Ausarbeitung dieses Begriffs. Das russische *Milost*, Gnade, bei allen Gelegenheiten angewandt, bezeichnet die politisch-gesellschaftlichen Zustände, die das Land nun allmählig zu überwinden angefangen hat. Die emphatische Liebe Gottes zu den Menschen (*Blagost*) zeichnet die russische Auffassung am meisten aus. Alle haben ein Wort, das sämmtliche Schat-

tirungen der Liebe umfaßt, mit Ausnahme des Englischen. Die englische Vorstufe für love bei Sachen und Abstracten angewandt ist like „gernhaben“; auch daß es affection, charity u. fondness als bestimmte Begriffe einer warmen Liebe neben sich hat, bezeichnet das Bedürfnis der Sprache, seinem vagen Wesen genauere Gedanken zur Seite zu stellen. — Es dürfte schwer sein, eine Belegstelle dafür aufzufinden, daß die Liebe zum andern Geschlecht den alten Völkern jene innere Erhöhung und Läuterung bedeutet habe, als die sie in ihrer höchsten Potenzirung heute gekannt ist. Daß der Mensch durch dieses völkliche Aufgehen in einen andern selber besser werden lerne, war den Alten noch nicht zum Bewußtsein gekommen. Heute erzählen davon alle Poeten.

Zuletzt vergleicht er die Liebesbegriffe der vier Völker von gemeinsamem Standpunkt aus. Spricht doch eine jede Nation von Liebe und Haß. So ordnet der Verf. die Worte des einen Begriffs nach ihrem inneren Zusammenhang und stellt damit (S. 45) ein Mosaik zusammen, das den Begriff in einer mannigfaltigeren Färbung und Zeichnung zeigt, als eine einzelne Sprache es vermag. In einem Anhang citirt das interessante Schriftchen eine größere Anzahl einschlägiger Sprachbeispiele (S. 51—63).

W.

G.

Geschichte. Kriegsgeschichte.

Kugler, Dr. Bernh. Prof. d. Geschichte an der Universität Tübingen. **Christoph, Herzog zu Württemberg I.** Bd. 412 S. 8. 1868. II. Bd. 640 S. 8. 1872. Stuttgart, Ebner und Seubert.

Welch eine bedeutende Rolle Herzog Christoph von Württemberg (geb. 12 Mai 1515 zu Urach, von 1550—1568 regierender Fürst) in den politischen und kirchlichen Wirren der Reformationszeit gespielt und wie er voll rastloser, unermüdlicher Anstrengung bis an seines Lebens Ende ebenso sehr für das Wohl seines kleinen Landes wie das des großen deutschen Reichs, und vornämlich für die evangelischen Kirchen seiner Zeit gewirkt hat, das ist männiglich bekannt und in kürzern wie ausführlicheren, wissenschaftlichen wie populären Schriften schon vielfach dargestellt worden. Trotz dieser so mannichfachen Arbeiten über den trefflichen Fürsten ist die vorliegende, sehr umfassende Monographie, die uns das Bild seines gesegneten Lebens und Wirkens von neuem vor die Augen stellt, nicht nur als eine

Bereicherung der württembergischen Spezialgeschichte, sondern auch als ein neuer werthvoller Beitrag zur Geschichte der Reformation zu begrüßen, indem sie uns namentlich zugleich ein treues Gemälde der von den protestantischen Fürsten jener Zeit befolgten innern und äußern Politik entwirft, uns ferner aber auch die Ursachen der von ihnen in so wenig befriedigender Weise erzielten Erfolge erkennen läßt. Prof. Kuglers fleißiges Werk verdankt zunächst dem besondern Auftrag Sr. Majestät König Karls von Württemberg seine Entstehung, der die für den 28. Decbr. 1868 in Aussicht genommene 300jährige Gedächtnißfeier des Todes seines erlauchten Vorfahren nicht ohne ein literarisches, dessen vielseitige Verdienste würdigendes Denkmal zu lassen wünschte. Man würde aber irren, wenn man annähme, daß diese an den Verf. von außen herangeratene Aufgabe auf dessen historiographische Gewissenhaftigkeit nachtheilig influirt oder daß er uns etwa eine tendenziöse Lobschrift geboten habe. Wir finden vielmehr in seinem, in frischem, amuthenden Styl geschriebenen und sauber ausgestatteten Buche die großen Tugenden und edlen Charaktereigenschaften des unlängst hervorragenden Mannes wahrheitsgemäß hervorgehoben, aber auch die ihm anhaftenden menschlichen Schwächen und minder lobenswerthen Neigungen durchaus nicht verschwiegen. Gegenüber den früheren ausführlichen Bearbeitungen von Herzog Christophs Lebensgang, Bestrebungen und Thaten tritt Kuglers Monographie in manchen Beziehungen ergänzend und berichtend auf. Zum Zwecke seiner Arbeit stand ihm das handschriftliche Material, welches namentlich das kgl. Staatsarchiv zu Stuttgart in reicher Fülle bewahrt, in ganz anderer Weise zu Gebot als seinen Vorgängern. Er konnte nicht nur viele neue Urkunden benutzen, sondern auch den erst in neuerer Zeit vollkommen zugänglich gewordenen reichhaltigen Briefwechsel des Herzogs, sowie die Correspondenz Pietro Paolo Vergerio's, des zum Protestantismus übergetretenen, mit Christoph zeitweilig in engem Verkehr stehenden ehemaligen Bischofs von Capo d' Istria, verwerthen. Andererseits war es ihm vergönnt, von der handschriftlichen württembergischen Chronik eines Pfarrers Jakob Andrea (Sohn des berühmten Jakob Andrea) Einsicht zu nehmen — und die neuerdings von Kluckhohn herausgegebenen Briefe des mit Christoph in so verschiedenenartigen Beziehungen stehenden edlen Kurfürsten Friedrich III. von der Pfalz mit Berücksichtigung zu können. Auf Grund aller dieser Documente ist es unserem Verf. möglich geworden, namentlich über die auswärtigen Beziehungen Württembergs unter Herzog

Christophs Regierung und über die überaus zahlreichen, durch keine Mißerfolge zu lähmenden kirchlichen und politischen Verhandlungen, welche der rastlos thätige Mann auf Reichs- und Fürstentagen, theologischen Einigungskonferenzen oder durch Gesandte mit deutschen und außerdeutschen Regenten und Staatsmännern im Interesse der ev. Sache lange Jahre hindurch angeregt oder gepflogen hat, manche neue Aufschlüsse zu bieten oder großes Licht zu verbreiten. Kam es Herrn Kugler dabei auch mehr darauf an, die geschichtlichen Vorgänge und Thatfachen in ihrer äußerlich erkennbaren Verknüpfung zur Darstellung zu bringen, als die innern kirchlichen Verhältnisse dieser denkwürdigen Epoche hinsichtlich ihrer dogmatischen und kirchenhistorischen Bedeutung zu würdigen, so hat er uns doch ein Werk geboten, das man nicht, ohne reiche Belehrung und Anregung empfangen zu haben, aus der Hand legen wird.

Der erste Band desselben, der schon 1868 kurz vor der oben genannten Gedächtnisfeier erschien, macht uns mit den wechselvollen Zügen des Glend und durchs Glend“ erzogenen Fürsten bekannt. Wir sehen, wie der erst fünfjährige Knabe, als sein Vater, Herzog Ulrich, 1519 aus seinem Lande vertrieben und Württemberg von Kaiser Karl V für Habsburg in Besitz genommen worden war, seine Heimath verläßt, unter der Obhut des Erzherzogs Ferdinand, des nachmaligen Kaisers, in Innsbruck erzogen wird und nachher mancherlei schwere Erfahrungen am kaiserlichen Hoflager wie später im Dienste Königs Franz I von Frankreich zu machen hat, bis er 1534 nach der Schlacht bei Lauffen in das seinem Hause wieder zugefallene Herzogthum zurückkehrt, mit seinem eigenthümlich gearteten Vater sich versöhnt und nach den Wirren des schmalkaldischen Kriegs und des Interims endlich als dessen Nachfolger die Regierung des ihm von österreichischer Seite immer noch nicht ganz zugestandenen Landes selbständig ergreift. Wir betrachten dann an der Hand unsers Verf., wie der in die besten Mannesjahre getretene, das Wohl seiner Unterthanen auf väterlich theilnehmendem Herzen tragende Fürst durch seine Umsicht und Energie nicht nur die von habsburgischer wie französischer Seite ihm sich entgegenstellenden Schwierigkeiten siegreich überwindet und im Besitz seines angestammten Erbes unabhängig sich behauptet, sondern wie es ihm auch gelingt, den vielgeprüften kleinen württembergischen Staat durch tiefgreifende Reformen auf dem Gebiete der Verwaltung und Gesetzgebung, insbesondere durch die Schaffung eines ganz neuen Landrechts 1555 und andre heilsame Einrichtungen neu zu ordnen und aus

dem tiefsten Jammer zu erheben. Wir verfolgen ferner mit Interesse, wie der gottesfürchtige Herrscher durch besonnene Durchführung der von seinem Vater schon auf lutherischer Grundlage begonnenen Reformation (unter Mithilfe von Brenz und Blaarer u.) die ev. Kirche Württembergs fest gründet und durch dieß alles, wie auch eine heilsame Neugestaltung des Schulwesens (Gründung von Klosterschulen und des Tübinger Stifts), den Grund zu den wohlgeordneten Zuständen legt, die fast 3 Jahrhunderte lang dem württembergischen Staats- und Kirchenwesen zur Unterlage gebiet und den Ruhm des württembergischen Volkes gebildet haben. Und daneben erfreut es nicht minder zu lesen, wie der im eignen kleinen Lande so vielbeschäftigte Fürst die großen Reichsangelegenheiten und namentlich die Interessen der übrigen evangelischen Landeskirchen allerwärts mit wärmster Liebe umfaßt, wie er durch unausgesetzte Thätigkeit beim Kaiser und seinen fürstlichen Genossen nicht nur die friedliche Auseinandersetzung zwischen der ev. und kathol. Reichspartei, ja eine Wiedervereinigung beider streitenden Kirchen anzubahnen sucht, sondern wie hauptsächlich er es ist, der durch sein christlich männliches Wort kurz vor dem Zusammentritt des Reichstags von Augsburg 1555 und während desselben den großen Erfolg für die Evangelischen beim Abschluß des Religionsfriedens herbeigeführt hat. Es ist im ganzen ein recht befriedigendes Bild, das uns Prof. Kugler von Christophs Wirken bis zum Jahre 1556 entwirft, wo wir den Herzog in der That auf dem Gipfel seines männlich schöpferischen Thuns angekommen sehen, so daß an diesem Punkte auch der Abschluß des ersten Bandes wohl gerechtfertigt erscheint.

Der zweite, durch äußere Umstände in seinem Erscheinen länger verzögerte Theil des Werks, bei dem übrigens die neue, archaische Ausbeute des Verf. noch mehr zur Verwerthung gekommen ist als im ersten, zeigt uns den trefflichen Fürsten in vielfach anderer Situation. Wir sehen zwar auch hier den unter den Erfahrungen der verschiedensten Art gereiften Mann noch eine wahrhaft erstaunliche Arbeitskraft und Thätigkeit entfalten und Ziele in's Auge fassen, deren Erreichung für Württemberg und ganz Deutschland von hoher Bedeutung gewesen wäre; ja die Anerkennung die seinem edeln Streben zu Theil wird, tritt vielfach äußerlich noch glänzender hervor als früher, aber doch kam es uns nur mit tiefem Bedauern erfüllen, wie eine so durch und durch offene redliche Natur, ein so begabter und vom lautersten ev. Geiste erfüllter Mann inmitten der immer schwieriger werdenden confessionellen Verhältnisse und Gegensätze innerhalb des

deutschen Protestantismus und des immer mehr mit politischem und religiösem Parteihaß sich erfüllenden Europa seine Kraft zuletzt nutzlos verzehrt und im ganzen so wenig bedeutende und dauernde Erfolge zu bewirken und mithin beizuführen im Stande ist. Der Abschluß von Württembergs kirchlicher Verfassung durch die große Kirchenordnung von 1559, die auf die übrigen Verfassungsgealtungen in ev. Deutschland nicht ohne Einfluß blieb, ist, und andre nicht geringe Verdienste um sein Land fallen zwar auch noch in diese zweite Periode seines Lebens, aber andererseits bleibt die von ihm auf dem Wege gütlicher Unterhandlung so lebhaft und nachdrücklich erstrebte Vervollständigung des augsburgischen Religionsfriedens durch gänzliche Freistellung der Religion und Aufhebung des geistlichen Vorbehalts, dieses schlimmsten Hindernisses der weiteren Ausbreitung evangelischer Lehre, ebenso ohne jeden praktischen Erfolg, wie auch die in patriotischer Entrüstung oft und wiederholt von ihm angeregte Restitution der 1552 durch Frankreich vom deutschen Reich losgerissenen und von da an hinterlistig und schönede festgehaltenen Bisthümer Metz, Toul und Verdun. Und leider läßt sich ja auch trotz des ungewöhnlich klaren Blicks für das, was nothwendig und wünschenswerth war, den wir an Herzog Christoph rühmen müssen, in Bezug auf die Erfolge seines innern kirchlichen Wirkens unter seinen evangelischen Zeitgenossen nichts anderes sagen. In lebendigem Glauben und aus innerster Ueberzeugung die ev. christlichen Grund- und Heilslehren mit friebliebendem Sinne festhaltend gelingt es ihm trotz der aufopferndsten Bemühungen und ernstesten Vorstellungen bei den fast unzähligen, vielfach von ihm sogar selbst veranlaßten Religionsgesprächen (Worms 1557), auf Fürsten- wie Reichsversammlungen, besonders auf dem glänzenden Fürstentage zu Raumburg 1561, der hauptsächlich durch ihn zu Stande kam, nicht, dem höchstverderblichen Geiz der halsstarrigen Theologen und ihrer von denselben mehr oder weniger beeinflussten ev. Landesherren ein Ziel zu setzen, den Zwiespalt der sich bitter befehdenden Parteien zu beseitigen und durch Herbeiführung einer festeren Einigung aller Evangelischen in Sachen der kirchlichen Lehre und Zucht noch weiterer im ev. Lager hervortretenden Spaltungen vorzubeugen. Und wie er es nicht dahin bringen kann, sie alle durch eine erneuerte Unterscheidung der Augsburgischen Confession wieder unter ein gemeinsames Banner zu schaaren, so muß er auch noch den Schmerz erleben, daß die hauptsächlich durch die kirchliche Haltung Friedrichs III v. d. Pfalz begünstigte, immer weiter vordringende Aus-

breitung des Calvinismus in deutschen Landen seine Unionspläne immer unausführbarer macht. Und wenn wir dann bei diesem innern dogmatischen Hader der ev. Parteien auch Christophs energisches Bestreben scheitern sehen, die ev. Fürsten zu einem gemeinsamen Schutze und Trugbündniß zu einigen, um den Gefahren der Zukunft rechtzeitig zu begegnen, die er in ihrem ganzen Umfang prophetisch voraussah, so kann das nur natürlich erscheinen. Sehen wir bei all diesen Verhandlungen vermöge des ihm innewohnenden warmen religiösen Eifers und seiner hervorragenden Geisteskraft den Herzog eigentlich als Haupt und Vorkämpfer aller deutschen Protestanten in einer Stellung von europäischem Ruf, die er als Herrscher des kleinen Württemberg nimmer hätte beanspruchen können, so ist er andererseits freilich von dem Vorwurf nicht freizusprechen, daß er vor kräftigen, entschlossenen und wirklich erfolgreichen Maßregeln stets wieder zurückschreckte, wenn es galt, mit Anwendung äußerer Gewalt das zu erreichen, was durch das bloße Aussprechen von Wünschen, Vorschlägen und Forderungen in der damals von so vielseitigen Interessen getheilten, eisernen Zeit nicht zu erreichen war. Man könnte freilich die Kleinheit seines Landes, das ihm große Politik zu treiben nicht gestattete, für solchen Mangel an Entschlossenheit als Entschuldigungsgrund anführen, aber wir vermögen unserm Verf. nicht Unrecht zu geben, wenn er die in den damaligen öffentlichen Verhältnissen Deutschlands begründete, oft noch durch theologische Bedenken gestützte politische Energielosigkeit für ein Kennzeichen der gesammten damaligen Fürstenschaft ansieht und in Christophs Verhalten dasjenige seiner evang. fürstlichen Genossen im 16. Jahrh. prägnant vorgebildet findet, in deren Händen bei energischerer Zusammenfassung ihrer Kräfte die Entscheidung der politischen Geschichte der Nation damals zweifelsohne gelegen hätte. Gewiß hätte er zur Zeit der Eugenottenkriege, seine kleine Macht mit der der übrigen ev. Reichsstände fest vereinigend, die Streitkräfte Württembergs zu einer Politik der That in ganz anderer Weise verwerthen können, als es wirklich geschah; auch hätte er bei weniger übermäßiger Friedensliebe und bei einem minder vertrauensfertigen Herzen von Seiten einer Katharina von Medici und durch die Herzoge von Guise nicht ein geradezu unwürdiges Spiel mit sich treiben zu lassen nöthig gehabt. Alle seine vielfachen, wohlgemeinten Interventionen für die verfolgten Protestanten in Frankreich und den Niederlanden vermochten in Folge dessen ebenso wenig denselben zu Duldung und rechtlich gesicherter Existenz zu ver-

helfen als auf die gräßlichen Religionskriege in den genannten Ländern hemmend oder mildernd einzuwirken.

Aber trotz all dieser aus zu weit gehender Vermittlungssucht und Friedensliebe hervorgehenden Schwächen ist es lehrreich und lohnend, gerade in unserer Zeit dem Leben und Wirken eines Fürsten wie Herzog Christophs in seinen einzelnen Bezügen nachzugehen. Sind es ja doch vielfach dieselben Fragen, welche jetzt noch die ev. Confessionen bewegen, dieselben traurigen Zerwürfnisse und Parteistellungen, die ein recht gedeihliches Leben der ev. Gesamtkirche hindern oder einer festern Einigung entgegenstehen, und dieselben, ja fast noch größere Schwierigkeiten, die eine Verständigung mit der katholischen Kirche gegenwärtig fast zur Unmöglichkeit machen. Sind freilich die äußern Gefahren des rechtlichen Bestands der ev. Kirchen heute nicht mehr vorhanden wie damals, so ist dagegen den grundstürzenden antichristlichen Bestrebungen der Jetztzeit gegenüber die Einigung aller auf dem positiven Boden des Evangeliums stehender ev. Denominationen gewiß nöthiger als je. Die edle Gestalt des Herzogs Christoph, des zwar entschieden lutherisch gerichteten, aber, wenigstens in seiner frühern Lebensperiode, christlich weitherzigen, aufrichtig frommen, ächt deutschen Mannes, kann in solchen Zeiten kirchlicher Zwietracht und Zerfahrenheit wie offenen Abfalls zum Vorbild und zur Mahnung dienen, daß wir die Schwierigkeiten eines solchen Einigungswerts nicht unterschätzen, dieselben aber auch nicht auf falsch liberalistische Weise zu überwinden suchen: Sie kann uns aber auch antreiben, daß wir, auch trotz aller Mißerfolge, Hindernisse und anderer betrübenden Erfahrungen der Gegenwart nicht ablassen, mit friebfertigem Geist der so nöthigen ächten Union nachzustreben, die die Kirchen einander nähern, aber nicht vermischen will, und daß wir auch in unserer Zeit an der immer mehr fortschreitenden wahren Allianz der ev. Bekenntnisse nicht verzweifeln, als deren edelster Vertreter und Vorkämpfer der treffliche Fürst seit 300 Jahren in der Geschichte dasteht.

Möchten dazu alle Leser des reichhaltigen und so wohlbegründete Ergebnisse bietenden Rugler'schen Buchs, dessen Ausführungen wir nur hier und da etwas conciser wünschten, in ihrem Herzen lebendig sich angetrieben fühlen. Es sei von uns hiermit bestens empfohlen. O. Bd.

Brandes, Dr. Friedrich, Geschichte der kirchlichen Politik des Hauses Brandenburg. Erster Theil. gr. 8. S. XII u. 599. Zweiter Theil. gr. 8. S. X u. 611. Gotha, 1873. Fr. A. Perthes. 3 thlr.

Eine preussische Geschichte mag immerhin mit den Namen Brandenburg und Preußen beginnen, eine Geschichte seiner Politik hat nur der preussische Staat, nachdem er einmal eigenthümlich und mit wirksamer Macht hervorgetreten ist. Ist die Politik eines Staates dessen individuelles Leben selbst in allen seinen Entwicklungen und Wirkungen, so setzt eben dieses Leben selbst auch einen individuell bestimmten Organismus voraus, einen Staat im wahren Sinne des Worts mit scharf ausgeprägtem historischem Character. Als ein wesentlicher Characterzug des Hauses Hohenzollern gilt das Streben für Erhaltung des Reichs und die Bildung des Geistes der Zeiten — in diesem doppelten Streben liegt eine der vorzüglichsten Ursachen der gegenwärtigen Größe. Namentlich haben die kirchlichen Ideen jedes Zeitalters in Brandenburg-Preußen Verkörperung gewonnen und von hier aus in den übrigen deutschen Gebieten Eingang gefunden, freilich neben den gesunden kirchenpolitischen Gedanken auch die krankhaften die noch in unseren Tagen anstehend gewirkt. Der Verfasser des eben genannten Werkes will die Geschichte der kirchlichen Politik des Fürstenhauses schreiben, „welches jetzt durch Gottes gnädige Fügung und eigene Tüchtigkeit an der Spitze der deutschen Angelegenheiten steht“, sein Bestreben ist, die Grundgedanken der kirchlichen Politik des nunmehr kaiserlichen Hauses der Hohenzollern in das gehörige Licht zu setzen, indem er das Verhalten der Churfürsten und Könige von Brandenburg-Preußen auf dem kirchlichen Gebiete darstellt ebensowohl im Zusammenhange mit ihrem eigenen persönlichen Leben, wie in dem mit den Gesamtverhältnissen der Zeit, in welcher sie die Angelegenheiten ihres Staats zu verwalten hatten. So mußte freilich auch das politische und das gesammte wissenschaftliche Culturleben der Zeiten, um die es sich handelte, mit in die Darstellung hineingezogen werden (S. VI). Der vorliegende Band giebt nun den ersten Theil einer Geschichte der evangelischen Union, wie dieselbe seit Jahrhunderten von den brandenburgischen Fürsten erstrebt ist, „die Zeit der confessionellen Gegensätze“. Er schildert zunächst den Zustand der Kirche in jenen Zeiten, wo der confessionelle Gegensatz in seiner ganzen Spannung die Gemüther in Anspruch nahm, bis zu der großen Geisteswende um die Mitte des vorigen Jahrhunderts. Der Verfasser zeigt, wie die zweierlei Grundlätze der Parität und Union, welche die Politik der Hohenzollern gegenüber der Kirche unablässig geleitet haben, sich als der rothe Faden durch die Handlungsweise der bedeutenden Persönlichkeiten ziehen, welche seit Johann Sigis-

munds Zeiten den Thron der Hohenzollern geziert haben. In neunzehn Capiteln des ersten Theils wird von der Spaltung unter den Evangelischen (1580) bis zu den geistigen Kämpfen zur Zeit des zweiten Königs von Preußen (1730—1740) gehandelt. Anerkennen müssen wir, daß der Verfasser im Ganzen die gesammte einschlagende Literatur mit Fleiß und Eifer benutzt hat. Wollen wir die überall hervortrende sympathische Gesinnung für die Union ihm auch lassen, so durfte er doch nicht eine mehr als feindselige Gesinnung gegen das Lutherthum fast mit einer gewissen Gehässigkeit geltend machen, wenn er nach dem Wahlspruch des preussischen Königshauses, welcher auch der einer wahren objectiven Geschichtsforschung sein muß, Jedem das Seine zu geben, sein Werk zu verfassen beabsichtigte. Sodann macht sich auch ein gewisser kirchlicher Liberalismus wie eine fade Schmeichelei gegen die Hohenzollern-Fürsten durch das ganze Buch unangenehm bemerkbar, während doch eine wahre Erkenntniß der Größe brandenburgischer Regenten nur einer einfachen Anerkennung der Thatfachen bedarf. Schon auf der dritten Seite findet sich folgende Sprache, welche des Protestantenvereins würdig ist: „Die relative Nothwendigkeit der Concordienformel zugebend, muß man doch sagen, daß ihre Wirkung im Großen und Ganzen wenig segensreich gewesen ist, und daß sie durch dasjenige, was sie in ihrem Gefolg hatte, nur dazu gedient hat, die durch die Reformation geweckten Lebenskräfte unter dem Vorgeben, sie in ein geordnetes und friedliches Bette zu leiten, wieder zu binden und zur Ohnmacht herabzudrücken. Wie anders, wenn es möglich gewesen wäre, den freien Standpunkt, wie ihn die ersten reformatorischen Schriften Luthers kennzeichnen, schon damals für die evangelische Kirche zu bewahren.“ Nach der Ansicht des Verfassers sollten die deutschen Fürsten verbessern, was in der Entwicklung der deutschen Reformation verfehlt war. Was ein Luther „verdorben“, das hätte angeblich ein Joachim II von Brandenburg im Princip „wieder gut gemacht“, obgleich dieser doch neben den sächsischen Fürsten in der Kirchengeschichte eine sehr unbedeutende Rolle spielte. Der Verfasser redet (S. 42) von der „confessionellen Exklusivität“, welche dem Churfürsten Johann Sigismund den Confessionswechsel zum Vorwurf gemacht. Die Concordienformel ist ihm (S. 44) doch zuletzt nichts anderes als ein Segen menschlicher Willkür an die Stelle göttlichen Rechts, eine Unterdrückung der Gewissensrechte durch eine menschliche Satzung, wenn auch immerhin um des augenblicklichen Friedens, des äußern kirchenpolitischen Vor-

theils willen“. Er findet richtig (S. 126), daß Johann Sigismund das in Sachsen vereitelte Werk Crells, die starke Exklusivität des concordistischen Lutherthums zu durchbrechen und einer freieren Bewegung, vor allen dem Wahrheitsgewissen in der evangelischen Kirche wieder Bahn zu machen, wieder aufgenommen hat.“ In Preußen haben noch S. 131 die polnischen Interessen im Bunde mit der „Vibertät“ der Stände und der lutherischen Orthodoxie dem Churfürsten jede Bewegung unmöglich gemacht — eine Zusammenstellung, welche in diesem Sinne gewiß wenig Achtung vermuthen läßt. „Concordistisches Lutherthum“ (S. 163 u. 185) concordistische Heißeisporne, welche immer von Neuem den kirchlichen Hader schüren und selbst den Brand der Empörung ins eigene Land werfen.“ (S. 208). „Sonderlehren der lutherischen Kirche“, so wie die Manier „Lutheraner“ mit Gänsefüßchen anzuführen — zeigen doch wohl deutlich genug, daß dem Verfasser wenig um eine gerechte Würdigung des Lutherthums zu thun ist. Meint er doch sogar S. 133, „daß der wirkliche Fortschritt in der Weltgeschichte und das gesunde politische Leben unter den Völkern gefunden wird, unter welchen der Geist der reformirten Kirche seine Wohn- und Heimstätte gefunden hat.“ S. 155 heißt es: „die Reformirten wurden von den Lutherischen immerfort im Stich gelassen, namentlich als es für jene galt, die Aufnahme ihrer Declaration und Confession in die Acten des Gesprächs durchzusetzen; und wenn die Römischen immer dreister und anmaßender wurden, wenn der Jesuit Schönhof am Ende unverblümt erklären durfte, „die Dissidenten“ seien nur herbeigerufen um noch einmal zur Rückkehr in die römische Kirche aufgefordert zu werden: durch diesen Anblick, den ihm die Evangelischen boten, durch dies so gänzlich unbrüderliche Verfahren der Lutherischen gegen die Reformirten war jenen der Muth immer mehr gewachsen.“ Unter den „crassen Confessionellen“, welche S. 50 Anm. 1 mit den Ultramontanen zusammengestellt werden, sollen offenbar tren an ihrem Glaubensbekenntniß festhaltende Lutheraner gemeint sein. Als in der märkischen Geistlichkeit sich ein Widerstand gegen die Verleugnung der evangelischen Wahrheit erhob, hat Joachim II in der Antwort auf die Beschwerde der Geistlichen wegen des Interims folgenden Ausspruch gethan: So wenig ich an die römische Kirche gebunden sein will, so wenig will ich an die Wittenbergische Kirche gebunden sein, denn ich spreche nicht: credo sanctam Romanam oder Wittenbergensem, sondern catholicam ecclesiam, und meine Kirche alhier zu Berlin und Cöln ist uns genug, daß wir im Wort, in

der Lehre, in den Sacramenten und in den Hauptstücken, daran die Seligkeit gelegen, einig sind." Diese bisher nur getadelte Interimspolitik verteidigt nun der Verfasser S. 21 folgendermaßen. „Ist es nicht, als hörte man aus diesen Worten schon das ganze Programm der später befolgten Kirchenpolitik der Hohenzollern heraus, die Freiheit die auch in den Unterschieden sich einig weiß, weil sie in dem einen Nothwendigen fest gegründet ist und deshalb eben auf einem Standpunkt über den Unterschieden steht." Ein Act cäsaropapistischer Willkür wird als „Besonnenheit und Freiheit“ gedeutet. Joachim II hat sich in späteren Jahren seines Lebens der lutherischen Kirche zugewandt und unter seinem Nachfolger Johann Georg erfolgte die Reformation im Sinne des Lutherthums; nach Brandes S. 24 ging „die selbständigere Stellung auch für Brandenburg an einen engherzigen lutherischen ConfeSSIONSSTANDSTUUS verloren.“ — Der Aufenthalt zu Straßburg, wohin Johann Sigismund in seinem sechzehnten Jahre auf die Universität geschickt wurde, soll dazu mitgewirkt haben (S. 34), ihn vor der Enge des concordistischen Wesens zu bewahren“. Während der Uebertritt zur reformirten Kirche gemeinlich politischen Rücksichten zugeschrieben wird, will unser Verfasser ihn lediglich als einen Act seines Gewissens, „und als eine That darstellen, welche umsomehr anzuerkennen ist, als eben dadurch die richtigen kirchenpolitischen Grundsätze wie sie durch die Concordisten waren verleugnet worden in Preußen wieder in ihre Geltung eingesetzt worden.“ Zu S. 67 hätte noch erwähnt werden müssen, daß auf Befehl des Churfürsten (Kenz, Sammlung zu einer Ständelichen Chronik S. 44) das Jubelfest der Reformation im Jahre 1617 an dem Tage gefeiert wurde, an welchem Luther die Thesen angeschlagen hatte. Auch konnte angeführt werden, daß auf Veranlassung des Churfürsten die Herausgabe vieler Bücher geschah, welche sämmtlich den Zweck hatten, über den viel besprochenen Schritt aufzuklären, die allgemein verbreiteten Vorurtheile zu vernichten, sowie allen Partheien Liebe und Eintracht anzupfehlen. Sehr großen Eindruck machte folgende, im Juni 1614 zuerst erschienene, nachher öfters aufgelegte Schrift des Landeshauptmann Thomas von dem Kneesebeck: „Einsältiger Bericht, wie sich ein jedes christliche Herz jetziger Zeit, insonderheit aber Unterthanen gegen ihre Obrigkeit, welche etwa veränderter Religion beschuldigt wird, verhalten sollen. In sechs Dialogen verfaßt durch einen Liebhaber des Friedens und der Wahrheit. Berlin in 4to.“ Ueber die S. 66 erwähnte Zusammenkunft von 45 lutherischen Geistlichen auf dem Schlosse zu Cöln an der Spree ertheilt noch genauere

Auskunft: Klaproth und Posmer: Der königlich preussische und churfürstlich brandenburgische wirkliche Geheime Staatsrath, Berlin 1804 S. 130—134. — Obgleich unser Verfasser S. 29 sagt: „Die antipreußischen Pamphlete des ehemaligen hannöverschen Cultusministers von Hohenberg bekundeten mehr seinen Preußenhaß, als seine Kenntniß der wirklichen Thatsachen“, wird doch mehrfach S. 30, 34, 41, 61 auf den Verfasser Bezug genommen, ein Verfahren, das in einem wissenschaftlich sein sollenden Werke nicht recht zu verstehen ist. S. 62 ist ein offener Druckfehler zu berichtigen; die Augustana ist nicht 1830, sondern 1530 dem Kaiser übergeben worden. Von dem großen Churfürsten meint Brandes S. 140: Obgleich Reformirter unwandelbarer Ueberzeugung und für die reformirte Kirche und ihre Berechtigung einsteht, wo man derselben irgendwie zu nahe zu treten drohte, war er doch keineswegs gesonnen, den Lutherischen ihre Freiheit in seinen Landen zu nehmen oder auch nur zu verkümmern.“ Aber unterlassen hat er, den Satz S. 288 genügend zu beweisen, daß in Ortschaften des churfürstlichen Gebiets, sobald sich Reformirte dort niederließen, eine heftige Opposition gegen dieselben von Seiten der lutherischen Geistlichkeit geübt und geschürt worden wäre. Zu den Worten, welche der „treue und treffliche“ Paul Gerhard in seinem Testament geäußert, „Hüte Dich vor Syncretisten, denn sie suchen das Zeitliche und sind weder Gott noch Menschen treu!“, fügt der Verfasser S. 242 die befremdende Bemerkung hinzu: „Es war eben die völlige Befangenheit, die sich einbildete für die Wahrheit des Wortes Gottes zu streiten, während sie sich doch nur auf ihre menschliche Auslegung dieses Wortes stützte.“ — Ungeachtet seiner Vorliebe für die Unionsbestrebungen und im Widerspruche mit der Darstellung seines ganzen Werkes muß der Verfasser sich zu dem Zugeständniß herablassen, daß das Aufgeben aller Unionsversuche seitens des großen Churfürsten doch das einzig Richtige gewesen wäre. Die „Doctrinen“, gesteht er S. 356, „standen einmal einander gegenüber und schlossen sich gegenseitig aus, und wohl hatten diejenigen Recht, welche meinten, nur durch ein unredliches Vertuschen der Verschiedenheiten könne man auf diesem Grunde zu einer kirchlichen Einheit zu gelangen hoffen; ebenso wie der große Churfürst Recht hatte, wenn er zuletzt jeden Einigungsversuch aufgab und sich damit begnügte, die confessionellen Verhältnisse als Landesherr zu ordnen und den Streitenden jene Schranken anzuweisen, welche die Erhaltung des öffentlichen Friedens nothwendig machte.“

Der zweite Theil umfaßt die Zeit der

Unionsstiftungen, er führt die Geschichte der kirchlichen Politik des Hauses Brandenburg bis zum Tode Friedrich Wilhelms III., dessen Regierungszeit den größten Theil des Buches in Anspruch nimmt. Zunächst versucht der Verfasser, die Umbildung des christlichen Bewußtseins im Laufe des vorigen Jahrhunderts unter der Regierung Friedrichs des Großen, besonders die Auflösung der confessionellen Gegensätze darzustellen. Doch dünkt es uns keine Empfehlung vom kirchlichen Standpunkt zu sein, daß der Deismus des achtzehnten Jahrhunderts an dem Zustandekommen der Gesinnung, auf welcher das Werk Friedrich Wilhelms III. beruhte, einen großen Antheil gehabt hat.“ Ob ferner das S. 39 Ausgesprochene in seinen Konsequenzen richtig ist, möchten wir bezweifeln. „Friedrich der Große hat den nach Wahrheit und begründeter Erkenntniß ringenden Geistern jener Zeit in seinem Lande eine Freiheit gegeben und selbst gethan, was in seinen Kräften stand, um eine Bewegung zu fördern, die nothwendig war, um, wiewohl ja freilich nicht ohne manche schwere Verirrungen, auch in die verworrenen Kirchenzustände Licht und Klarheit zu bringen, und um diejenige Gesinnung zum Gemeingute des Volkes zu machen, welche allein eine Grundlage und Bürgschaft des kirchlichen Friedens sein kann.“ Der Verfasser ist auch ein Vertheidiger des Freimaurerordens S. 75, freilich aus rein äußerlichen Rücksichten, weil er „ein Nothbehelf“ in einer Zeit war, wo jedes Gemeinschaftsleben erstorben und die vom territorialistischen Absolutismus bürokratisch verwaltete Kirche in ihrer damaligen Gestalt am allerwenigsten vermochte, das Bedürfniß nach lebendiger persönlicher Gemeinschaft der Menschen unter einander zu befriedigen.“ Ein evangelischer Geistlicher — der Verfasser ist Prediger der reformirten Gemeinde zu Göttingen — sollte aber doch, wenn auch mit Widerstreben für seinen Standpunkt, von den Schriften Krennitsch genommen haben, in welchen Hengstenberg (die Freimaurerei und das evangelische Pfarramt, 1—3. Theil, Berlin 1854 und 55) den Beweis geführt, daß die Grundlage des Freimaurerwesens der Deismus, die Antipathie gegen das specifisch Christliche ist und daß der Mangel an jedem tiefern religiösen Gehalt auch durch die Symbolik des Ordens außer Zweifel gestellt ist. Die damals von Freimaurern mit Zustimmung der Bundesbehörde herausgegebenen Widerlegungen haben diese Anschuldigungen nicht zu entkräften vermocht. Zu der S. 79 angeführten Monographie über Hamann konnte noch die jetzt im Erscheinen begriffene Sammlung seiner Schriften und Briefe von M. Petri angeführt werden, weil hier durch

Einleitung und Anmerkungen der schwer verständliche Gedankengang des Magus aus Nordden im Ganzen und Großen verfolgt wird. — Ueber das bekannte Wöllner'sche Religionsedict (1786) äußert der Verfasser S. 143, daß der Standpunkt von welchem aus das Edict die kirchlichen Dinge behandelt wissen will, von der Kirche selbst als ihrem wahren Wesen widersprechend zurückgewiesen werden muß und zwar zurückgewiesen mit aller Bestimmtheit und allem Ernste. Das Edict „war nicht eine Lösung der vorhandenen kirchlichen Frage der Massen und den Interessen der Kirche gemäß, es war nur ein Zerhauen des Knotens. Die Aufgabe war, ohne Schädigung der wirklichen Gewissensfreiheit dem Zustand der Anarchie ein Ende zu machen, der sich der kirchlichen Dinge bemächtigt hatte; das Edict dagegen hob die Gewissensfreiheit auf und meinte auf dem Wege des formellen Rechts zu Stande zu bringen, was nur auf dem Wege des allein hier berechtigten Geistes der Wahrheit überhaupt gesucht werden durfte.“

Die Darstellung der Regierungszeit Friedrich Wilhelms III. geht sehr in Einzelheiten, sowohl in Schilderung der Zeit, in welcher die Union gestiftet wurde, als in Darstellung der allgemein geistigen und kirchlichen Verhältnisse wie der Motive des Königs und seiner Rathgeber selbst. Das Unionswerk Friedrich Wilhelms III. ist dem Verfasser (Vortrede S. VII) nicht ein Werk königlicher Willkühr und bloß berechnender Staatsklugheit sondern vielmehr, wie auf der einen Seite ganz ein Werk der persönlichen Frömmigkeit dieses Königs, so auf der anderen auch ein solches, „auf welches die damalige Zeit in ihren besten Bestrebungen hinausdrängte und das als die reife Frucht bezeichnet werden darf, welche durch die ganze vorhergehende Entwicklung der evangelischen Kirche in Preußen und Deutschland gezeitigt worden war.“ Der König Friedrich Wilhelm III. ist von dem Verfasser mit einer liebevollen Theilnahme dargestellt, als ein Kind seiner Zeit und seiner eigenthümlich religiösen Färbung wie der schweren Schicksale, welche er gerade in so besonderem Maße hat durchleben müssen. Ueber die Stellung des Königs zu den wissenschaftlichen Richtungen seiner Zeit wird folgendes Urtheil abgegeben (S. 555.): „Getreu seiner auch in der Unionsache befolgten Maxime, daß da, wo es sich um Ueberzeugungen handle, vom Throne herab „Nichts zu verordnen oder befehlen sei“, handelte er auch hier, ja hier mit noch viel größerer Konsequenz, als auf dem Felde des praktischen Kirchenlebens. Und eben das ist mehr als alles Andere der Glanz seiner Regierung gewesen, daß da kein unnatürlicher Zwang von

oben her auf die wissenschaftliche Bewegung der Zeit geübt worden ist, daß der König den verschiedenen Parteien in seinem Lande verstattete, sich zu entfalten und auszuwirken.“ Wie das Werk der Union unter Annehmen und Ablehnen von verschiedenen Seiten doch zu einem Recht für die evangelische Kirche des preussischen Staates geworden ist, hat der Verfasser genau und übersichtlich dargestellt, besonders freilich auch die Hindernisse erzählt, weshalb die Union jene unvollendete Form erhalten hat, in welcher sie noch gegenwärtig besteht. Einer der wesentlichsten Förderer der Union, Schleiermacher, ist nach seinem ganzen persönlichen und sachlichen Einflusse geschildert; der Verfasser nennt ihn wohl übertrieben S. 550 „den eigentlichen Wiederentdecker der Religion in ihrem eigenthümlichen Wesen.“ — Wenn auch im zweiten Theile einmal der Lieblingsausdruck des Verfassers: „concordistisches Lutherthum“ S. 60 wieder vorkommt, so ist doch die ganze Haltung dieses Theiles objectiver und gemäßigter, mehr oder weniger frei von unerwiesenen Verächtigungen gegen die lutherische Kirche. Den Beruf und die Befähigung des Verfassers, eine „Geschichte der kirchlichen Politik des Hauses Brandenburg“ entsprechend den wissenschaftlichen Anforderungen der Gegenwart abzufassen, möchten wir in Zweifel ziehen. Sein politischer Liberalismus und Cäsaropapismus ist freilich nicht unser Standpunkt, aber fordern dürfen wir, daß, wenn Jemand geschichtliche Untersuchungen heraus giebt, er über geschichtliche Persönlichkeiten ein begründeteres Urtheil abgebe, als der Verfasser I. S. 307 über Ludwig XIV., „der meinte die Zeit des Wartens hätte lange genug gedauert und der einen Instinct der Größe hatte“. Fürst Hardenberg führte nie, wie II. S. 569 angeführt, den Titel preussischer Reichskanzler, er war Staatskanzler. Auch literarische Ungenauigkeiten sind zu tadeln. Niebuhrs Lebensansichten sind nicht von Friedrich Perthes zusammengestellt (II. S. 556) sondern von der Doctorin Hensler; Perthes hätte über ein von ihm herausgegebenes Werk schwerlich so enthusiastisch geurtheilt, wie er that: Friedrich Perthes Leben III. Götting 1855 S. 417. Daß Herr von Kamptz „das Unterrichtsweisen zu verwalten hatte“ (II. S. 557,) ist nicht genau richtig; er war immer nur Director im Ministerium der geistlichen Angelegenheiten unter Herrn von Altenstein. Bei der Literatur über Lessing II. 84 mußte vor allen genannt werden: „Gothold Ephraim Lessing, sein Leben und seine Werke von Th. W. Danzel. Erster und zweiter Band. Leipzig, 1849, da das angeführte Buch Adolf Stahr's Lessings Leben doch weniger wissen-

schaftlichen Werth hat und vorwiegend für populäre Zwecke berechnet ist. Von auffallenden Sthylgewohnheiten ist der I. S. 181 gebraucht Ausdruck „verballhorn“ zu erwähnen, welcher selbst mit Rücksicht auf den mit Unrecht historisch gewordenen Buchdrucker zu Rübeck Johann Ballhorn in der Schriftsprache nicht hergebracht ist, — und die Rede nsart S. 355: „da stellte sich Lehrformel gegen Lehrformel und da mischte sich dann auch der Eigensinn der Rechthaberei hinein, die so oft nicht zu den Lichtseiten der Theologen gehört hat“. Die Wendung I. S. 110: „als ihn das Licht auf den Nagel brannte“, ist nicht gerade gewählt.

So wünschenswerth gerade in unseren Tagen eine geschichtliche Erkenntniß der kirchlichen Vergangenheit ist, um durch ein besseres Verständniß früherer Begebenheiten vor manchen verfehlten Handlungen in unseren gegenwärtigen Bestrebungen bewahrt zu bleiben, so wenig wird eine derartige Darstellung, wie sie in dem Buche von Brandes vorwiegend von einseitigem Part heistandpunkte dargeboten wird, zu einer friedens- und segensbringenden Aufklärung verhelfen.

Adlff.

Korbhüdt, A. Redacteur des Militair-Wochenblatts. **Der deutsch-französische Krieg 1870 bis zu der Katastrophe von Sedan und zur Kapitulation von Straßburg.** Mit 5 Beilagen. gr. 8 559 S. Berlin 1872. Mittler und Sohn. 2¼ thlr.

Unter den zahlreichen Schriften, welche in jüngster Zeit über den deutsch-französischen Krieg von 1870 und 71 erschienen sind, nimmt mit Recht das vorliegende Werk eine der ersten Stellen ein, weshalb Referent es für seine Pflicht hält in diesen Blättern eine etwas ausführlichere Anzeige über dasselbe zu liefern. Freilich hat sich der als militärischer Schriftsteller rühmlichst bekannte Verfasser auf den ersten Haupttheil des erfolgreichen Krieges, bis zur Katastrophe von Sedan und der Kapitulation von Straßburg beschränkt. Indessen sind von ihm die einzelnen Ereignisse bis dahin mit solcher Sorgfalt und Genauigkeit gesichtet und so klar und anziehend dargestellt, daß der aufmerksame Leser nicht nur ein übersichtliches und anschauliches Bild dieses ersten Haupttheiles des Krieges erhält, sondern auch in den Stand gesetzt wird, die späteren Momente des Krieges bis zum Friedensschlusse in ihrem innern Zusammenhange richtig aufzufassen und zu beurtheilen.

Der Verfasser beginnt seine Darstellung

mit einer Einleitung (S. 1—164), in welcher er die politischen Verhältnisse bis zur Kriegserklärung, die französischen Streitkräfte, die Heeresorganisation, die Stärke und taktische Formation der beiderseitigen Armeen, die Mobilmachung und die wichtige Benützung der Eisenbahnen zum Truppen-Transport behandelt und sodann eine vergleichende Charakteristik der französischen Armee und der deutschen Heere giebt. Sehr richtig wird hervorgehoben, daß nicht sowohl die spanische Thron-Kandidatur des Erbprinzen von Hohenzollern, welche den Franzosen nur zum Vorwande diente, sondern vielmehr der in Frankreich immer weiter verbreitete und höher gesteigerte Chauvinismus, der mit überschwinglicher Selbstüberhebung eine hochmüthige Nichtachtung des Werthes anderer Völker verband, sowie die zuversichtliche Hoffnung auf die Ueinigkeit der Deutschen und die Trennung Süddeutschlands von Norddeutschland, die eigentliche Ursache des Krieges war. Aber während die Franzosen in frevelhaftem Uebermuthe den Krieg herauf beschworen und nur an Eroberungen in Deutschland dachten, verabsäumten sie selbst die notwendigsten Rüstungen zum Kriege. Nichts desto weniger erklärte der Kriegsminister Marshall Le Boeuf öffentlich: „Die Armee ist für einen Krieg bereit“, und augenblicklich wurde derselbe beschlossen. Wohl mußte die im frivolsten Leichtsinne beschlossene Kriegserklärung in Deutschland überraschen, gleichwohl fand sie das Volk nicht unvorbereitet. Das erwachte deutsche Selbstgefühl, die deutsche Vaterlandsliebe, das stolze Bewußtsein geinteter Kraft und großer, herrlicher Pflicht hatte einen kaum geahnten Aufschwung allgemeiner Begeisterung hervor gerufen, welche die umsichtige und trefflich organisirte Kriegsführung des Königs Wilhelm als höchsten Heerführers in Stand setzte, in unerwarteter Schnelligkeit eine starke Streitmacht an Frankreichs Grenze aufzustellen und den Krieg sofort zu beginnen. Schon am 2. August erlitten die Franzosen bei ihrem Vorrücken empfindliche Verluste in den Gefechten bei Saarbrücken und Weißenburg, denen sich am 6. August die Niederlagen in den Schlachten von Wörth und Forbach anschlossen. Alle diese schnell auf einander folgenden Niederlagen lieferten den schlagenden Beweis, daß die Deutschen nicht nur in der Heeresorganisation, sondern auch in der taktischen Formation und Gliederung die Franzosen bei Weitem übertrafen. Die nächste Folge davon war der Rücktritt des Ministeriums Ollivier in Paris und des Kaisers Napoleon vom Ober-Kommando der Armee. Am 12. August übertrug der Kaiser den Oberbefehl über die gesamte Rhein-Armee

dem Marschall Bazaine, welcher bereits in Mexiko General en chef der französischen Expeditions-Armee gewesen war und sich in dem mexikanischen Feldzuge traurigen Aufstiegs als gewandter General und tüchtiger Organisator hervorgethan hatte. Gleichzeitig wurde zum General en chef der sich bei Chalons sammelnden zweiten Armee der Marschall Mac Mahon ernannt. (S. 168—230). In den nächsten Abschnitten beschreibt der Verf. die Konzentration der neuformirten französischen Armeen bei Metz und Chalons und das Vorrücken der drei deutschen Armeen gegen die Mosellinie. „Das königliche Hauptquartier“, heißt es S. 268, „wurde am 9. August nach Saarbrücken und am 11. nach St. Avold verlegt, so daß an diesem Tage der königliche Kriegsherr den französischen Boden betrat, ein denkwürdiger Moment, dem sich in Zeit von noch nicht 8 Tagen die erste Haupt-Entscheidung dieses gewaltigen Krieges unmittelbar anreihen sollte. Schon einmal hatte König Wilhelm im Januar 1814 als jugendlicher Prinz in der Armee der Verbündeten die damals noch durch den Rhein bezeichnete französische Grenze als Rächer französischen Uebermuths und Befreier des deutschen Vaterlandes vom Napoleonischen Joch überschritten. Auf französischem Boden war es gewesen, wo Er die erste Feuertaufe erhalten und bei Bar für Aube das wohlverdiente eiserne Kreuz sich erworben hatte. Jetzt hatte der greise König das von Ihm in treuer Fürsorge selbst haarscharf geschliffene Schwert gezogen, um als Vertreter des gesammten deutschen Volkes und an der Spitze einer Armee von einer halben Million tüchtiger Soldaten, das französische Imperatorenthum aufs Neue auf Tod und Leben in dessen eigenem Lande zu bekämpfen. Eine große, gewaltige Aufgabe lag zur Lösung unmittelbar vor Ihm, und es mögen daher ernste königliche Gedanken seine Seele bewegt haben, als Er am 12. August zum erstenmale sein Hauptquartier in einer französischen Stadt aufschlug. Vertrauensvoll blickte Alles in Deutschland auf die deutschen Heere, die seit 1814 zum erstenmale wieder in treuer Waffenbrüderschaft vereinigt den gemeinsamen Erbfeind bekämpfen sollten, auf den königlichen Führer, auf die Feldherren, welche ihre Kriegstüchtigkeit bereits in so hohem Maße bewährt hatten. Niemand aber ahnte es damals im Entferntesten, wach eine Reihe glorreicher Siege, wach eine Reihe glänzender Erfolge sondergleichen die deutschen Waffen schnell und in gewaltigen Schlägen bald erringen sollten. Wohl in keiner Seele stieg beim Herannahen der ersten großen Entscheidung eine Ahnung davon auf, daß König Wilhelm, der am 12. August

den feindlichen Boden zuerst betrat, denselben als siegreicher Kaiser des neuerstandenen deutschen Reiches wieder verlassen würde, daß Er nicht nur die gesammte kaiserliche Armee vernichten, sondern auch die im Massenaufgebot den Kampf aufnehmenden Heere der französischen Republik, mit starker und fester Hand niederwerfen sollte.“ — Nach dieser allgemeinen Betrachtung schildert der Verf. bis S. 508 das Vorrücken der ersten und zweiten Armee gegen die Mosel und der dritten Armee durch die Vogesen bis zur Saarlinie; die Kämpfe um Metz, das Gefecht bei Courcelles am 14. August, die Schlacht bei Bionville am 16. August, die Schlacht bei St. Privat und Gravelotte am 18. August. Ferner die Formation der vierten (Maas-) Armee und die Vertheilung der deutschen Streitkräfte nach den Erfolgen des 18. August; den Vormarsch der Maas-Armee gegen die Maas und den Argonner Wald; sodann das Vorrücken der dritten Armee bis zum 25. August; die Operationen der französischen Armee vor Chalons, den am 25. August im großen Hauptquartier der deutschen Armeen entworfenen neuen Operationsplan, das Gefecht bei Buzancy am 27., die Schlacht bei Beaumont am 30. August, die Schlacht bei Sedan am 1. September, und endlich die Resultate dieser Schlacht und die Kapitulation der französischen Armee bei Sedan. Die Beschreibung der Belagerung von Straßburg (S. 515—531) bildet den Schluß des empfehlenswerthen Werkes, dessen Ertrag, beiläufig bemerkt, für die Kaiser-Wilhelms-Stiftung bestimmt ist.

B.

K.

Lücking, G. A., Pfarrer in Bissingen.
Der Krieg wider Frankreich 1870—1871 im Lichte des göttlichen Wortes für Deutschlands Jugend, Volk und Heer. Eine Gabe aus Süddeutschland. IV u. 77 S. 8. Stuttgart, 1873. Nisch. 8 sgr.

Auch diese „Gabe aus Süddeutschland“ von der Hand des Verfassers der „Passionschule“ heißen wir freundlich willkommen. Ein Theil des vorliegenden Kriegsbüchleins, d. h. einer gedrängten, mit correlativen Bibelsprüchen durchflochtenen Kriegsskizze, erschien in Völkers süddeutschem Schulboten. Da die Art der Behandlung Beifall fand und der Wunsch laut wurde, daß die Sache weitem Kreisen zugänglich gemacht werde, so ließ der Verf. das Ganze zusammengestellt in besonderem Abdruck erscheinen. Gar manchem unserer Krieger und Sieger wird das Büchlein eine willkommene Erinnerung gewähren, der Jugend

zu nützlicher Beschäftigung dienen, alte sowohl als junge Leser aber nachdrücklich darauf hinweisen, Gott allein die Ehre zu geben. „Viele, sagt der Verf. im Vorwort, haben mit dem göttlichen Wort im Herzen auf blutigem Schlachtfeld den Sieg im Tode gewonnen. Sieg und Zukunft bleiben dem Worte.“ Angehängt ist eine summarische Uebersicht der kriegerischen Ergebnisse des Feldzugs 1870—71. Die deutschen Heere haben in diesem siebenmonatlichen Kriege 17 Schlachten, 156 Gefechte geschlagen, 28 Festungen oder feste Plätze genommen; 11,650 Offiziere, 363,000 Mannschaften zu Gefangenen gemacht, 6700 Geschütze und 120 Adler erobert. Es kommen fast auf jeden Tag 1 Gefecht, auf jeden 9. Tag 1 Schlacht, auf jeden 6. Tag 1 Festung, auf je 2—3 Tage 1 Adler; auf jeden Tag an Kriegsgefangenen 650 Offiziere, 2070 Mannschaften, 38 Geschütze.

M

Laurmann, Richard, Stadtpfarrer in Heilbronn. Gedenkblätter aus dem Heldenkampfe Deutschlands mit Frankreich 1870 und 1871. Neue Folge. XII u. 224 S. 8. Heilbronn, 1873. Scheurlens Verlag. Brosch. 15 sgr.

Die ersten zwei Bändchen dieser „Gedenkblätter“ (à 10 sgr.) haben sich eines so großen — und wir dürfen hinzufügen eines so wohlverdienten — Beifalls erfreut, daß sie binnen kurzer Zeit eine zweite Auflage erlebt haben. Nicht minder empfehlenswerth ist das hier vorliegende dritte Bändchen, welches in demselben echt christlichen Geiste wie seine beiden Vorgänger bearbeitet ist. Es werden hier in der That dem deutschen Volke „Perlen“ dargeboten, „die einen bleibenden Glanz und nachhaltigen Werth besitzen und zugleich eine willkommene Ergänzung neben den großen und zusammenhängenden Darstellungen des deutsch-französischen Krieges bilden. Es sind nicht nur Spiegelbilder göttlicher Wirkungen und Führungen, worin sich das Wort des alten Sängers bewahrheitet: „Herr, wenn ich gedanke, wie du von der Welt her gerichtet hast, so werde ich getröstet“; es sind zugleich auch Samenkörner für die Herzen von Alt und Jung, an welchen im Kleinen sich das Sprichwort erfüllen soll: „die Geschichte ist die Lehrerin der Völker.“ Der interessante Stoff ist größtentheils aus persönlichen Mittheilungen und christlichen Volksblättern (namentlich aus dem „Stuttgarter Evangel. Sonntagsblatt“) geschöpft, theilweise auch aus andern, minder bekannten, neuern Druckschriften, wie Lohmann's „Ethische Studien aus Frankreich“,

Mar Reichardt's „Tagebuch aus Straßburg“ u. a. Auch katholische und jüdische Mittheilungen sind nicht verschmäht worden. Wie nach der den beiden ersten Bändchen gegebenen Einrichtung zu erwarten stand, ist auch in dieser „Neuen Folge“ jedes einzelne Gedenkblatt in die Beleuchtung eines besondern Gotteswortes gestellt worden; denn es muß ja einem Freunde der ewigen Wahrheit vom höchsten Werthe sein, „die Gottesthaten im Spiegel der Gottesworte zu beschauen und zurechtzulegen“ — und dies um so mehr, da wir leider in weiten Kreisen die überschwenglichen Wohlthaten Gottes im Gedächtniß sogar vieler Zeitgenossen wie im Sande verschwinden sehen, ehe noch die Wunden des Kampfes völlig vernarbt sind. Von ganzem Herzen schließen wir uns daher dem Wunsche des geehrten Verfassers an, daß auf dem oben angedeuteten Grunde auch dies Bändchen unserem Volke ein Fingerzeig aus dem Krieg für den Frieden werden möge, und daß die Gnade Gottes jedes dieser „Gedenkblätter“ zu einem Segensgefäße mache, aus welchem die Erinnerung unseres Volkes sich erfrischen kann zum Lobe des Herrn.

Es sind im Ganzen 87 „Gedenkblätter“ unter folgenden vier Hauptrubriken zusammengestellt: Eingang, Unter den Schreden des Krieges, Unter dem Segen des Kreuzes, Abschluß. Sie heben an mit den patriotischen Einleitungsworten, mit denen am 23. Mai 1872 der berühmte Sprachgelehrte Max Müller aus Oxford im größten Hörsaale des Straßburger Schlosses seine Vorlesungen begann, — und schließen mit „Schlesiens Dank“ nebst dem bekannten zugehörigen Gedichte der Prinzessin Eleonore von Reuß, geb. Gräfin von Stolberg-Wernigerode. Besonders dankenswerth erscheint es uns, daß der Verfasser nicht versäumt hat, auch gar manchen während des Krieges französischerseits hervorgetretenen Zug wahren Edelsinnes und christlicher Humanität in seine Sammlung aufzunehmen, wodurch dieselbe einen um so versöhnlicheren Abschluß gewinnt. Wir theilen, um auch dem Feinde gerecht zu werden, zugleich aber auch um dem Leser eine Probe der Darstellungsweise des Verfassers vorzuführen, einen jener rührenden Züge mit, welche, trotz allem Revanchegeschrei, uns nach dem Kriegsgewitter den Friedensbogen der Liebe erkennen lassen. „Der gehört mir!“ lautet die Ueberschrift eines solchen Abschnittes (S. 217), mit dem biblischen Motto: „Lasset uns Gutes thun an jedermann, allermeist an des Glaubens Genossen!“ Eine gestückelte Bauernfamilie bei Sedan hat bei ihrer Rückkehr nach der Schlacht nur noch die leeren Wände ihres Hauses wie-

dergefunden, sich aber dennoch entschlossen, in Gottes Namen da zu bleiben. Da fand man auf dem Grund und Boden des Bauern die Leiche eines deutschen Kriegers. „Der gehört mir!“ rief der Bauer, der, selbst evangelisch, in dem Gefallenen an dem Neuen Testament, welches er bei sich trug, einen evangelischen Glaubensgenossen erkannte. Er erbat und erhielt die Erlaubniß, den Todten in seinem Garten zu bestatten. Dort begrub die Familie den Todten, in dem man jetzt einen jungen sächsischen Offizier erkannte, und schmückte sein Grab aufs schönste und sinnigste, des eigenen lieben Sohnes gedenkend, der im französischen Heere focht und um dessen Geschick Niemand wußte. — Als der Vater jenes Offiziers später das Grab seines Sohnes aufsuchte, konnte er es selbst nicht schöner schmücken. Das Bild aber des jungen Offiziers, das ihnen der innig dankbare Vater zum Andenken ließ, hängt in der Stube des Bauern neben dem seines eigenen seitdem gefallenen Sohnes. Beide Bilder tragen gleichen Schmuck, und die Bauersleute nennen das Grab in ihren Garten: *notre souci*, „Unsere Sorge“. Daß unter und nach den tausend Sorgen des Kriegslebens und der Verpeinerung auch noch solche Liebesorge auf feindlichem Boden sich zeigte, ist ein köstlicher Erweis von dem Werthe des Glaubensbandes, das um die Seelen sich schlingt, ohne durch Landesgrenzen und Kanonendonner sich erschüttern zu lassen.“ — Erzählungen ähnlichen Charakters sind: Ein Pfarrhaus im Krieg (S. 65), Ein deutsches Sterbebett in Paris (S. 200), Die Goldnägeln (S. 206), Eine Freundschaft im Feindesland (S. 218) u. a.

Wir wollen diese gehaltvollen „Gedenkblätter“ besonders zur Anschaffung für Volks- und Schülerbibliotheken bestens empfohlen haben.

M.

Biographie.

Otto, Franz, Auf hohen Thronen. Große Herrscher und Kriegsfürsten im achtzehnten und neunzehnten Jahrhundert, in Lebens- und Geschichtsbildern der Jugend und dem deutschen Volke vorgeführt. 8^o geb. Leipzig, 1873, D. Spamer, 1½ Thlr.

Unter dem Gesamttitel „Pantheon“ ist hier eine neue Reihe der Spamer'schen Volks- und Jugendbibliothek begonnen, welche bestimmt ist, hervorragende historische Persönlichkeiten und wichtige Zeitereignisse in ihrem

eigenthümlichen Dichte dem bezeichneten Leserkreis eingehender zu schildern.

Die Geschichte des alten Fritz von Preußen steht am Eingang dieser Lebensbeschreibungen. Sie ist dem Stoffe nach wohlgeordnet und fast überall recht lebendig vorgeführt. Immerhin aber könnten einzelne Begebenheiten, namentlich Schlachten noch etwas ausführlicher behandelt sein. Volk und Jugend bestet sich hier mit Vorliebe an das Detail. Die Auffassung des Königs und seiner Zeit erhebt sich außerdem nicht viel über Archenholz, der in seiner „Geschichte des siebenjährigen Krieges“ uns „die naiv reizende Friedrichsage“ verfaßt hat, und mit Vorliebe seines Helden glänzender Eigenschaften gedenkt. So ist auch hier die religiöse und moralische Seite seiner Persönlichkeit mit äußerster Schonung im Interesse des Preukenthums, nur leicht hin berührt, da sie im Spiegel des Zeitalters doch nicht ganz übergangen werden konnte.

Die zweite Abtheilung des Werks rückt uns den edlen Kaiser Joseph II. nahe, den Menschenfreund auf dem Throne, und zwar in recht abgerundeter, lichtvoller Weise. Der Charakter dieses Fürsten, der dem Gemeinwohl „nicht lange, aber ganz lebte“, ist im Allgemeinen richtig aufgefaßt und durch viel anekdotenhaftes Material im Einzelnen vervollständigt.

Die dritte Abtheilung befaßt sich mit Napoleon Bonaparte, dem Soldatenkaiser. Das Leben dieses außerordentlichen Mannes und größten Feindes unseres Vaterlandes ist mit möglichster Unparteilichkeit erörtert, und läßt demselben, neben der Aufzählung seiner Versündigungen, doch auch andererseits wieder die gebührende Anerkennung angedeihen. Ganz ebenmäßig ist aber auch hier nicht der Fleiß der Darstellung, indem z. B. doch sehr tief eingreifende Ereignisse, wie S. 74 die Schlacht bei Jena und Auerstädt, S. 122 u. 123 die von Lützen und Bauten mit bloßer Anführung abgethan werden, während das jugendliche Auge vergeblich nach Genauerem darüber auspäht. Und so öfters. Zum Schluß wird das Napoleonische Sündenregister gegen Deutschland aufgeführt und damit zugleich eine Hinweisung eröffnet auf die gründlichere Abrechnung dafür im jüngsten Feldzug von 1870 und 1871.

Die Illustrationen des Werks sind zwar im Allgemeinen gut, aber meistens nicht einmal neu. Für die Geschichte des alten Fritz haben die längstbekannten Zeichnungen von Adolph Menzel abermalige Verwendung gefunden. Bei dem Lebenslaufe Napoleons aber ist man noch einen Schritt weitergegangen, und sichtet den unfundigen Lesern die

Gleiches aus Laurents Leben Napoleons, wie sie vor 30 und mehr Jahren einst Horace Bernet entworfen, als Moditäten stillschweigend auf. Diese Bilder, wenn auch nicht mehr scharf in ihren Umrissen, sind und bleiben ja trotzdem vortrefflich genug; das Verfahren selbst aber erscheint uns doch als nicht ganz ehrlich, und wenn man eine Arbeit mit so abgenutzten alten Federn aufgeschmückt, darf man es dem literarisch gewiegten Leser auch nicht verübeln, wenn sich ihm das vollkommene Behagen am Ganzen nicht so recht einstellen will.

Bd.

Heigel, Theodor, Carl, Ludwig I König von Bayern. gr. 8. S. VIII u. 423. Leipzig, 1872. Duncker und Humblot. 2 thlr. 20 sgr.

Durch diese mit Liebe, Sorgfalt und schriftstellerischem Geschick ausgeführte Biographie hat der König Ludwig von Bayern eine Würdigung erfahren, wie sie ein Monarch verdient, welcher durch reiche geistige Begabung ausgezeichnet, als Erwecker der Kunst und Wiederhersteller des Staates der Hellenen unter den deutschen Fürsten eine hervorragende Stellung einnahm. Der Verfasser, ein Schüler Giesbrechts, welcher bereits durch eine tüchtige mit Kiegler unternommene und durch den Preis der Münchener Facultät ausgezeichnete Arbeit über „das Herzogthum Bayern zur Zeit Heinrichs des Löwen und Ottos I von Wittelsbach“ (Münch. 1867) rühmlichst bekannt geworden ist, hat die Arbeit im Auftrage des regierenden Königs von Bayern unternommen. Sie ist nach einer Aeußerung S. 383 nicht für den Gelehrten oder Sachmann sondern für den weitesten Kreis aller bestimmt, welche mit Leben und Beispiel „eines großen Fürsten“ sich vertraut machen wollen. Dem Verfasser ist es gelungen, ein geschichtliches, gut abgerundetes Bild des Königs zu entwerfen, welches die eigenthümliche Bedeutung dieses Romanikers auf dem Thron der Wittelsbacher ins Licht stellt, ohne die Schwächen zu verhüllen. In anziehender farbenreicher Darstellung tritt uns die scharf ausgeprägte Eigenart eines Fürsten entgegen, welcher sich selbst gerne nach seiner phantastischen Natur im erhabenen Gedanken seiner geschichtlichen Unsterblichkeit wiegte, der als Dichter fortzuleben wünschte im Munde späterer Geschlechter, welcher für sich den Ruf in Anspruch nahm, daß er jenen Canal zwischen der Nordsee und dem schwarzen Meer vollendet habe, welchen Karl der Große erfommen doch nicht ausgeführt hatte, und der vermeinte der Begründer und Führer

des reinen „Deutschlands“ zu sein, welches sich um Wittelsbachs Fahnen scharen sollte, — eine Persönlichkeit, in welcher eine allzeit jugendliche Begeisterungsfähigkeit, eine lebhaft Phantasie und der Sinn für hohe zu erstrebende Ideale die bestimmenden Züge waren. Die volle Bedeutung einer allgemein verständlichen und treu geschichtlichen Darstellung muß um so mehr anerkannt werden, wenn erwogen wird, daß dieses fürstliche Leben noch mit tausend Fäden in die Gegenwart hineinreicht, und ihm bis jetzt jene räumliche wie zeitliche Entfernung fehlt, welche den Gegenständen ein objectives Ansehen sichert, den Menschen ein objectives Urtheil giebt. Der Verfasser ist sich der äußeren Schwierigkeiten, welche er zu besiegen hatte, vollständig bewußt gewesen; er hat sich redlich Mühe gegeben, von allem möglichst genaue Kenntniß sich anzueignen. Der König Ludwig hat bekanntlich in seinem letzten Willen verfügt, daß seine in sieben Koffern verwahrten Privatpapiere darunter nicht weniger als 246 eigenhändige Briefe fünfzig Jahre lang im Hausarchiv verschlossen bleiben, mithin erst im Jahre 1918 der Oeffentlichkeit übergeben werden sollen. Dann erwartet allerdings eine Fülle interessanten Materials den künftigen Biographen, namentlich sind hochgespannte Erwartungen in Bezug auf die Tagebücher berechtigt. Der König selbst äußerte wiederholt, er habe darin sein Denken, Streben und Schaffen, so wie die Beziehungen seines Privatlebens unverhüllt dargelegt; „gar nichts habe ich verschwiegen, den ganzen Menschen muß man aus Memoiren kennen lernen.“ (S. 379). Seien wir aber für die noch allerdings beschränkten, doch immerhin nachweislich vorhandenen Materialien — die Aufzeichnungen des den König auf seinen vielfachen Reisen begleitenden Secretairs liegen der Darstellung vielfach zu Grunde (S. 289) — mit umsichtiger Sorgfalt gearbeiteten Biographie dankbar. Das Leben des Königs erscheint hier nicht als eine chronologische Aufzählung der Begebenheiten des eignen Lebens, so wie der Ereignisse unter seiner Regierung: eine originelle künstlerisch begabte Fürstlichkeit von mannhaft deutscher Gemüthung ist organisch im vollen Zusammenhang mit der Zeit stehend psychologisch entwickelt. Wir erhalten das eigenthümliche Bild des Monarchen in solcher Fassung, daß man an dessen Richtigkeit glauben muß, selbst wenn das Original unbekannt geblieben ist.

Der Inhalt zerfällt in 31 Abschnitte; die beiden letzten, 32 und 33, handeln über Quellen und Hülfsliteratur, Zusätze und Verichtigungen. König Ludwig erblickte das Licht der Welt zu Straßburg am 25. August 1786

und der Verfasser hat daher die Lebensbeschreibung eines so deutsch gesinnten Fürsten ganz angemessen mit Erinnerungen an die patriotischen Worte, welche dieser im Jahre 1805 zu Straßburg sprach, als dort Kaiserin Josephine ihr Hoslager hielt und die französischen Erfolge in Süddeutschland durch glänzende Feste feierte, folgendermaßen eröffnet: „Das sollte mir die theuerste Siegesfeier sein, wenn diese Stadt in der ich geboren bin, wieder eine deutsche Stadt sein würde.“ Er hat den Tag nicht mehr gesehen, an welchem jener Traum seiner Jugend in Erfüllung ging und wieder deutsche Fahnen vom Münster wehten. Während selbst die edelsten Patrioten in der Zeit von Deutschlands Erniedrigung trübe resignirten, verlor Ludwig niemals das Vertrauen auf die geistige Kraft des Volkes, die früher oder später das Vaterland wieder aufrichten, das Gefühl der Zusammengehörigkeit wecken müsse. Als der Kronprinz 1807 nach Berlin kam, war sein erster Gang zu Schadow, um eine Büste Friedrichs des Großen zu bestellen. (S. 22). Seit den Lehrjahren stand er mit ausgezeichneten Männern im regsten Gedankenaustausch über hellenische Kunst und Geschichte, er blieb stets ein eifriger Freund classischer Lectüre. Nur ist es ein offener Druckfehler, wenn der Mann welcher den Auftrag erhielt ihm über griechische Geschichte und Literatur Vorträge zu halten und lateinische Classiker mit ihm zu lesen S. 12 „der treffliche Jacobi“ genannt wird: es war vielmehr Friedrich Jacobs und die angeführte Stelle findet sich wörtlich „Personalien, gesammelt von F. Jacobs Leipzig 1840 S. 89“. Für Ludwigs eigene geistige Entwicklung sowie für die Belebung deutscher Kunst war der erste Besuch Italiens im Jahre 1804 von entscheidender Bedeutung. Eingehend hat der Verfasser Ludwigs Verhältniß zu Napoleon, namentlich die bewährte nationale Gesinnung, den ersten Königsdienst des Jahres 1807, sowie die Befreiungskriege, an denen der Kronprinz wenigstens mit dem Herzen Theil nahm, geschildert. Auf dem Wiener Congreß stach er durch seine Leutseligkeit hervor und verwandte sich eifrig für die Rückgabe der geraubten Kunstschatze nicht bloß an Bayern und Deutschland sondern auch an Rom, dessen Zauberwelt sich ihm vor zehn Jahren erschlossen hatte. (S. 41). Die Friedensjahre nach dem Kriege wurden durch zweimalige Reisen nach Rom 1817—18 1820—21 ausgefüllt; als ein liebevoller Freund, der auch die köstlichen Augenblicke der Schaffensfreude theilen wollte, trat er hier in den Künstlerkreis und als er Rom verlassen mußte, rüsteten ihm zu Ehren die Künstler ein Fest, welches alle Theilnehmer mit den

glänzensten Farben schildern. Am 12. October 1810 feierte er die Hochzeit mit der Prinzessin Theresie von Hildburghausen; am 28. November 1811 verkündeten hundert und ein Kanonenschuß, daß dem glücklichen Vater ein Sohn in die Arme gelegt worden, Reiche und Arme feierten das frohe Ereigniß, das den Fortbestand eines geliebten Herrscherhauses sicherte. Bemerkenswerth und wahrhaft königlich gedacht ist die S. 65—67 abgedruckte Instruction für den Erzieher des ältesten Sohnes datirt Würzburg 6. October 1817: sie bleibt für die eigene Geschichte des Königs ein wichtiges Document, da sie über seine religiösen, politischen und socialen Ansichten interessante Aufschlüsse bietet. Von Einzelheiten wollen wir herausheben: „Dahin streben Sie, daß religiöses Gefühl meinen Sohn durchlebe wie das Blut den Körper, so jenes die Seele. Gottesfurcht, mehr noch Gottesliebe fühle er, Liebe ist das Höchste. Deutsch soll Max werden, ein Bayer, aber teuthch vorzüglich, kein Bayer zum Nachtheil der Deutschen. Wie die Briten sind wir Deutsche und mehr noch ein Volk, obgleich unter mehreren Fürsten. Was mein Sohn verspricht, das halte er, der zu gewöhnen ist, nicht leichtsinnig zu versprechen. Zuverlässigkeit ist eines jeden Menschen, vorzüglich aber eines Fürsten seiende Haupteigenschaft. Abneigung flößen Sie meinem Sohne gegen das französische Wesen (unser Verderben) ein. Wie kann ein Deutscher Frankreichs Freund sein! So lange es wenigstens Elsaß noch von Deutschland abgerissen, unterworfen behält, von Deutschland, zu dem es gehört und durch Sprache und Lage immer gehören soll. Mensch im höheren Sinne des Wortes muß mein Sohn werden, Mensch und Christ. Er achte die Menschheit und liebe die Menschen; Achtung gegen das Alter, Anhänglichkeit an das Alte, wenn es nicht schädlich, bekenne derselbe, überhaupt nichts Bestehendes zu ändern, wenn dieser Grund nicht obwaltet. Gegen Selbstsucht (Egoismus), die Pest unserer Zeit, ist sehr bei Max zu arbeiten. Gehorsam gegen den König, gleichviel wer die Würde bekleidet, ist ihm einzuprägen, Gehorsam, Verehrung und Liebe gegen seine Eltern. Darauf werde gehalten, daß mein Sohn sich wirklich beschäftige, seine ganze Aufmerksamkeit auf einen Gegenstand anhaltend richten lerne. Auf Wahrheit werde unerbittlich strenge gehalten.“ Von Rom schreibt Ludwig den 29. November 1823 an einen anderen militärischen Erzieher: „Prägen Sie meinem lieben Max gelegentlich nur recht ein, daß ich es für thöricht halte sich etwas auf den durch seine Geburt bekommenen Stand zu Gute zu thun, daß gerade ein solcher uns anspornen soll, der Welt zu zeigen, daß wir

dessen nicht unwürdig sind. Nicht nur scheinen, selbst etwas Tüchtiges zu sein: dahin gehe des Fürsten Streben, daß er als Mensch Werth habe.“ S. 68.

Den wesentlichen Bestandtheil des Buchs bildet die Geschichte der Regierungszeit König Ludwigs von 1825—1848. Die ersten von dem Verfasser einzeln erwähnten Anordnungen waren ein Beweis, daß der König sich für seinen Beruf treffliche Erfahrungen gesammelt hatte; namentlich widmete er der Finanzwirtschaft eine ernste Aufmerksamkeit. Gesprächsweise äußerte er sich einmal über die Geldmacherei an den Höfen des vorigen Jahrhunderts: „Die wahre Kunst des Geldmachens besteht in einer geregelten Ordnung der Finanzen.“ (S. 86). Er verlegte die Universalität Landshut nach München in der Uebersetzung, daß frühzeitiger Eintritt der Jugend in das sociale Leben einer größeren Stadt und der dadurch geweckte allgemeinere Ideenaustausch für die geistige Ausbildung nur förderlich sein könne. (S. 90). Wir erfahren jetzt, daß während der politischen Bewegung nach der Juli-Revolution es gerade der König war, welcher zu scharfen Maßregeln gegen die Redner und Schriftsteller antrieb, daß er namentlich die Nachsicht der Behörden tabelte und daß die angeordnete Abbitte vor den Bilde des Königs vorzugsweise von ihm ausging. Dagegen sind auch wieder die unsterblichen Verdienste um die Kunst ausführlich und anziehend besprochen, ebenso die Züge aus dem Privatleben. Der Volksmund erzählt noch heute drastische „Ludwigiana“, und wenn heutzutage ältere Mädchen sich von der Vergangenheit unterhalten, kommt gewöhnlich die eine oder die andere launige Geschichte „vom alten König Ludwig“, zur Sprache. Das „unerquickliche Bild einer ungewöhnlichen Zuneigung zu dem schönen Mädchen Lola Montez“ ist aufgerollt, wo der bisher vergötterte Fürst von einem unseligen Vann festgehalten und deshalb plötzlich auf das Maßlose gelästert wurde. Nach der gegebenen actenmäßigen Darstellung erfolgte der Sturz des Ministeriums Abel keineswegs in Folge des Conflicts wegen Lola Montez, sondern als Ergebnis eines bereits vorhandenen Bruchs; das Jesuitenregiment hat aufgehört in Bayern“ rief der König (S. 264). Abel und seine Anhänger traten deshalb dem König so schroff entgegen, weil sie wußten, daß ihr Sturz doch unvermeidlich war. Die Abdankung des Königs erklärt unser Verfasser aus den Jenen eigenen politischen Standpunkte. „Habe immer gesagt wirklich König sein oder die Krone niederlegen“, schrieb Ludwig am 31. März 1848 an Wagner, „und so hab ich nun gethan; die Empörung hat gesiegt, mein Thron

war verschwunden. Regieren konnte ich nicht mehr und einen Unterschreiber abgeben wollte ich nicht; nicht Sklave zu werden wurde ich Freiherr." Bis zur letzten Stunde blieb König Ludwig rastlos thätig und verwerrthete die Mühe, welche durch die Enthebung von den Regierungsgeschäften gewonnen war, auf das Gewissenhafteste, emsig schaffend und schöpferisch fast auf allen Gebieten, auf welchen der Privatmann dem großen Ganzen sich nützlich machen wollte. Am 28. Februar 1868 starb er zu Nizza und am 9. März wurde er in München in der Bonifaciuskirche bekrattet. Er hat in langer ruhevoller Muße die Genugthuung erfahren, daß die Zeit ihm noch gerecht wurde. Die Biographie von Heigel hat manches wohlthuende Licht über ihn verbreitet. Hoff.

Jansen, G., Rodhus Friedrich, Graf zu Lynar, Königlich dänischer Statthalter der Grafschaften Oldenburg und Delmenhorst. Zur Geschichte der Nordischen Politik im achtzehnten Jahrhundert. 134 S. in 8. Oldenburg, 1873.

Obgleich der Graf Rodhus Friedrich Lynar, dessen ansprechendes Lebensbild der Verfasser in der vorliegenden Schrift den Lesern vorführt, weder zu den ausgezeichnetsten noch zu den berühmtesten Staatsmännern des vorigen Jahrhunderts gehört, so verdient er doch nicht nur seines Charakters, seiner feinen Weltbildung und seiner umfassenden politischen Kenntnisse wegen, sondern auch in Rücksicht auf seine vieljährige Stellung, die er als dänischer Gesandter an den Nordischen Höfen in Stockholm und in St. Petersburg unter sehr schwierigen Verhältnissen einnahm, den Freunden der Geschichte und Politik zur allgemeinen Beachtung empfohlen zu werden. Geboren den 16. December 1708 auf dem Schlosse Lübbentau in der Niederlausitz, wurde er daselbst nach dem frühen Tode seines Vaters bis in sein sechszehntes Jahr von seiner Mutter, einer gebornen Gräfin Windischgrätz, erzogen, worauf er in das Haus des der Lynar'schen Familie innig befreundeten Grafen Heinrich XXIV von Neuß-Plauen kam, um mit einem gleichaltrigen Sohne desselben, dem Grafen Heinrich VI von Neuß, auf die Universität vorbereitet zu werden. In dieser liebevollen Umgebung auf dem Schlosse zu Köstritz im Reichsfürstenthum Voigtlande erhielt der junge Lynar nicht nur die vornehme Weltbildung, sondern auch die entschiedene Richtung auf den von Philipp Jakob Spener in Deutschland verbreiteten, und von August Hermann Franke in

Halle weiter geführten Pietismus, welcher nicht ohne bedeutenden Einfluß auf sein Leben geblieben ist. „Köstritz“, sagt der Verfasser S. 5, „war oftmals der Sammelplatz von Männern, welche die Befreiung der Kirche von todtm Formelwesen durch Vertiefung des christlichen Bewußtseins zu ihrer Lebensaufgabe gemacht hatten. — Dem Grafen Lynar ist als Erbtheil seiner Köstritzer Erziehung ein ausgeprägt christlicher Standpunkt in der Beurtheilung geistiger Bewegungen und ein lebhaftes Interesse für religiöse Fragen, welches zum Theil auch der Beschäftigung späterer Mühe ihre Richtung gab, bis in das höchste Alter treu geblieben, während allerdings die Umgebungen, in welche Veruf und Neigung ihn in einem vielbewegten Leben abwechselnd versetzten, oft mehr geeignet sein mochten, die Grundsätze des Macchiavelli als diejenigen Spener's zu erhärten.“

Im Jahre 1726 bezog Lynar mit seinem Jugendgenossen, dem Grafen Heinrich von Neuß-Plauen, unter Führung ihres Hofmeisters v. Gersau die Universität Jena, von wo sie nach dreijährigem Aufenthalte nach Halle übersiedelten und sich an beiden Orten neben den juristischen Fachstudien und den ihnen seit früher Jugend eingepflanzten theologischen Intereffen eifrig mit Geschichte, Politik und Sprachen beschäftigten. Da sich nach der Sitte damaliger Zeit an die akademischen Studien vornehmer junger Edelleute in der Regel unmittelbare Reisen durch die bedeutendsten Länder Europa's angeschlossen, so machten auch die beiden Köstritzer Jugendfreunde, nachdem sie Halle verlassen hatten, unter Begleitung ihres Hofmeisters v. Gersau eine längere, Reise durch Deutschland, die Niederlande, Frankreich und England, auf welcher von ihnen zahlreiche Höfe besucht und überall Beziehungen mit namhaftesten Gelehrten und Staatsmännern angeknüpft wurden.

Von dieser Bildungsreise zurückgekehrt, durfte der junge strebame Graf Lynar, ausgestattet mit einer glänzenden äußeren Persönlichkeit und einer vielseitigen, gebiegenen Erziehung, sowie gestützt auf einen vornehmen Namen, mit Sicherheit auf eine baldige, seinen Verhältnissen angemessene Anstellung in seinem Vaterlande rechnen. Gleichwohl entschloß er sich, durch nahe Verbindungen in Kopenhagen bestimmt, in den dänischen Staatsdienst zu treten, als ihn der deutsch gestimmte König Christian VI zum Kammerherrn ernannte und ihm bereitwillig die erwünschte Gelegenheit gab, sich in der deutschen Kanzlei zu Kopenhagen, welcher die Verwaltung der schleswig-holsteinischen u. oldenburgischen Besitzungen der Krone Dänemark unterstellt war, in den verschiede-

nen Zweigen des Dienstes auszubilden. Aber schon im folgenden Jahre ward er, obgleich erst 27 Jahre alt, zum Gesandten am schwedischen Hofe gewählt und ihm somit einer der wichtigsten diplomatischen Posten, über die die dänische Regierung zu verfügen hatte, übertragen. Bevor er sich indessen zur Uebernahme desselben nach Stockholm begab, kehrte er noch einmal in seine Heimath zurück und befestigte seine Beziehungen zum Gräflich-Neuburgischen Hause, indem er sich am 27. Mai 1735 zu Köstritz mit der Gräfin Sophie Marie Helene von Neub.-Plauen, der ältesten Tochter seines Pflegevaters, verheirathete.

Die Stellung eines dänischen Gesandten in Stockholm war, bei der Schwäche des schwedischen Königspaares und bei den Zersplitterungen des Adels und Volkes keinesweges eine leichte. Die Parteien der Mützen und der Hüte befehdeten einander fortwährend, und bald hatte der russische, bald der französische Einfluß das Uebergewicht. Unter diesen Umständen suchte der Graf Lynar mit Umsicht fünf Jahre lang die Interessen Dänemarks zu vertreten, so gut er es vermochte. „Aus Lynar's Feder“ lesen wir in der vorliegenden Biographie, S. 11, „sind Betrachtungen über die damalige Lage Schwedens erhalten, welche den Verfasser als scharfen und nüchternen Beobachter vielfach verworrenen Zustände zeigen und in treffenden Charakteristiken der leitenden Persönlichkeiten eines Löwenhaupt, Gyllenborg, Tessin, seinen Blick für die Stärken und Schwächen der Menschen bewähren.“

Nach der Rückkehr aus Stockholm blieb Lynar die nächsten zehn Jahre ununterbrochen für die innere Verwaltung des dänischen Staates thätig. Nach vorübergehender Beschäftigung bei dem schleswigschen Obergerichte zu Gottorp verließ ihm der König das wichtige holsteinische Amt Steinberg und ernannte ihn bald darauf zum Kanzler und Präsidenten der Regierung des Herzogthums Holstein in Itzehoe. Ungern verließ er diese Stellung, um auf den Wunsch des Königs als Gesandter am russischen Hofe in St. Petersburg die verwickelten dänischen Angelegenheiten daselbst zu führen, und reiste am 1. December 1749 ungeachtet der bittersten Kälte in Begleitung seines ältesten Sohnes und dessen Erziehers, des später als Geograph und Polihistor berühmt gewordenen Büsching, zu Lande über Berlin, Königsberg, Mitau und Riga dahin ab.

Der Raum gestattet uns nicht, in den Verlauf der Verhandlungen über die dänisch-holsteinischen Angelegenheiten am russischen Hofe hier weiter einzugehen; der Verfasser hat dieselben auf sichere Quellen gestützt von S. 21 — 74 genau und ausführlich beschrieben. Fast

zwei mühevollen Jahre waren dem Grafen Lynar seit seiner Ankunft in St. Petersburg verfloßen, als er, allgemein geachtet am 21. December 1751 zu seiner Familie nach Itzehoe zurückkehrte. Obgleich es ihm bei den Schwankungen, Zweideutigkeiten und Zerstreuungen des damaligen russischen Hofes nicht gelungen war, einen endgültigen Vertrag der Krone Dänemarks mit Rußland über die schleswigholsteinischen Angelegenheiten zum Abschluß zu bringen, so hatte er doch den Weg gehahnt, auf welchem derselbe später unter günstigeren Verhältnissen und mit größeren Opfern zu Stande gekommen ist.

Schon während seines Aufenthaltes in St. Petersburg hatte sich für Lynar die Aussicht eröffnet, daß er zum Nachfolger des im April 1750 gestorbenen Staatsministers von Schulin gewählt werde. Indessen setzten es Neider und Gegner, an denen es ihm in Kopenhagen nicht fehlte, beim Könige durch, daß er den Grafen Hartwig Ernst von Bernstorff zu der wichtigen und einflußreichen Stelle bestimmte. Mit rührender Ergebung spricht Lynar nach dem Fehlschlagen seiner Hoffnung seine Gefühle in folgenden Worten eines Briefes an seine Gattin aus: „Ich bin mit Allem zufrieden, weil es Gott so lenket, welcher am besten weiß, was uns nützlich ist, und auch mich lehren wird, dem David von Herzen nachzusprechen: ich danke dir, Gott, daß du mich gebemüthiget hast, auf daß ich deine Rechte lerne. — Traue du nur dem lieben Gott recht fest zu, daß er nach seiner Weisheit und Liebe Alles zu unsern wahrem Besten dirigiren wird.“

Als er am 17. März 1752 in Kopenhagen wieder angekommen war, wurde er vom Könige Friedrich V. sehr gnädig empfangen und zum Statthalter der Grafschaften Oldenburg und Delmenhorst ernannt. So wenig dies Amt in dem abgesehenen Oldenburg seinen Neigungen und Wünschen entsprach, hat er dasselbe doch bis in das Jahr 1766 verwaltet. (S. 74—104). Seine Stellung in Oldenburg war überwiegend eine repräsentirende und konnte dem arbeitsgewohnten Staatsmanne kaum eine Aufgabe von größerer Bedeutung und höherem Interesse darbieten. Das einzige staatsmännische Geschäft, dem er sich in dieser Zeit im Auftrage des Königs und der dänischen Regierung unterzog, bestand in der Vermittelung der berücktigten, im Jahre 1757 zwischen dem Herzog von Cumberland und dem Marschall von Richelieu abgeschlossene Konvention zu Kloster Zeven, welche ihres kläglichen Ausgangs wegen nicht geeignet war, seinen diplomatischen Ruhm zu heben, ihm vielmehr neben dem Udanke und der Verurtheilung aller Betheiligten den farbstatischen Tadel

des großen Königs Friedrich II. von Preußen zuzog*). Seitdem hat er sich von den öffentlichen Angelegenheiten fern gehalten, und weder ein Gesetz oder irgend ein anderes dauerndes Denkmahl staatsmännischer Wirksamkeit aus seiner Statthaltertschaft ist in Oldenburg von ihm aufzuweisen. Desto eifriger kehrte er in seiner Einsamkeit mit voller Freiheit zu seinen literarischen Studien zurück, an denen sein Interesse nie erkaltete war. Theils waren es Gegenstände der Geschichte, Politik und klassischen Literatur, theils Beschäftigungen mit der Religion und Theologie, welchen er, an die lebendig gebliebenen Anregungen von Rödiger und Halle anknüpfend, mit Vorliebe seine Musestunden widmete. Unterstützt von einer ausgewählten Bibliothek schrieb er Vieles, was auch jetzt noch Werth hat, und sein Beispiel blieb auf einige tüchtige Männer seiner Umgebung nicht ohne nachhaltige Wirkung. Die bekannten Historiker v. Halem und v. Wolzmann, beide geborene Oldenburger, rühmen noch lange nachher den wohlthätigen Einfluß, den sein Vorbild auf ihre wissenschaftliche Entwicklung geübt habe.

Die letzten Jahre seines Lebens, denen der vierte Abschnitt unserer Schrift (S. 104—134) gewidmet ist, brachte Dyrar seit seinem Austritt aus dem dänischen Staatsdienste 1766 bis zu seinem am 13. November 1781 erfolgten Tode abwechselnd bald auf seinem Stammschlosse Lübbenau, bald in Dresden und Berlin zu. In Lübbenau waren es wie früher in Oldenburg überwiegend kirchlich-theologische Interessen, welche ihm Stoff zu größeren für die Öffentlichkeit bestimmten Arbeiten gaben. So erschien von ihm im Anschluß an frühere Bibelforschungen 1770 eine erklärende Umschreibung des Evangeliums Johannis, welche im folgenden Jahre auch auf die anderen Evangelien ausgedehnt wurde. Aber auch seine geschichtlichen und politischen Schriften, die er in dieser Zeit verfaßte, verdienen die volle Beachtung des Geschichtsforschers. Daneben waren es nicht minder die politischen Ereignisse jener Zeit, welche die Aufmerksamkeit des erfahrenen Staatsmannes Dyrar ununterbrochen in Anspruch nahmen und über die er mit seinen Freunden in Oldenburg fleißig Briefe wechselte. Dieser „Oldenburger Briefwechsel“ hat sich zufällig handschriftlich erhalten, und die Stellen, die Jansen aus demselben mittheilt, sind nicht nur sehr interessant, sondern berechtigen auch zu dem Wunsch, daß

aus derselben Quelle noch mehr Auszüge, namentlich solche, in denen sich der Charakter des Grafen am meisten ausspricht, hinzugefügt wären. Aber auch so empfiehlt sich die vorliegende kleine, sauber gedruckte Schrift sowohl durch ihren Inhalt als durch die frische, einfache und klare Darstellung den Lesern, so daß sie gewiß keiner, der dieselbe gelesen hat, unbefriedigt aus der Hand legen wird.

B.

Kl.

Schupp, Ottokar, Friedrich Wilhelm, der große Kurfürst von Preußen, der Bahnbrecher zu Preußens und Deutschlands Größe. H. 8. 154 S. Wiesbaden. Niedner. 7 1/2 Sgr.

Eine gute Erzählung im Volkston zu schreiben, ist schwer. Viel schwerer aber ist's, eine gute Biographie zu schreiben, sie so zu schreiben, daß der Leser sie nicht lediglich aus patriotischem Pflichtgefühl, sondern mit Freude und Genuß liest. —

Biographien aus allen Lebensgebieten haben wir nun bereits mehr, als gesund ist. Aber gute Biographien, interessante, anziehende, fesselnde Biographien? ... Ach, du meine Güte! Ich kann die Reihen meiner Volksbibliothek nie einer Musterung unterwerfen, ohne mehr wie einmal zu dem Stoßseufzer gezwungen zu sein: „Vorüber, ihr Schafe vorüber; dem Schäfer wird gar zu weh!“ Doch nomina mögen odiosa sein; ich will ein Feigenblatt decken über die literarischen Leistungen so vieler Biographen, die besser durch Stillschweigen thätig gewesen wären. Manche Leute erwecken durch „stille Musik“ die meiste Befriedigung. — Ottokar Schupp gehört aber keineswegs in diese Rubrik. Sein „Friedrich Wilhelm“, wie früher der „Reichsfreiherr von Stein“ und „Vater Arndt“ sind in so anheimelnder, formgewandter Weise abgefaßt, daß ihm von Niemanden das Prädikat eines ausnehmend begabten Biographen für das Volk streitig gemacht werden kann. Aber trotzdem wünsche ich keineswegs, daß „jedes Jahr weitere Bändchen erscheinen.“ Denn zwischen Hemdknöpfen und Volkschriften besteht doch immerhin der Unterschied, daß wohl die einen auf dem Wege des Fabrikbetriebs beschafft werden können, die anderen aber allmählich aus dem Menschengestalt herausgeboren werden müssen, wie die Frucht aus der Blüthe.

B.

H. D.

*) Beifällig sei hier bemerkt, daß bei der Erzählung dieser Begebenheit S. 89 u. 90 der Name der Stadt Bremerförde unweit des Klosters Zeven dreimal falsch Bremerförde geschrieben ist.

Brachvogel, A. E. Die Männer der neuen deutschen Zeit. Eine Sammlung von Biographien unserer Fürsten,

Staatsmänner und Helden. Erster Band. Mit sechs Portraits in Holzschnitt, nach Zeichnungen von H. Scherenberg. III n. 477 S. 8. Hannover, 1873. C. Kümpler. 1 thlr. 7½ fgr.

Das schätzbare zeitgeschichtliche Wert, dessen erster Band nunmehr vollendet vor uns liegt, soll dem Prospectus zufolge „vorläufig“ aus 25 bis 30 Lieferungen (à 7½ fgr.) bestehen, deren je fünf einen Band bilden. Jeder Biographie wird das Portrait des Geschilderten von der Meisterhand des in weitesten Kreisen durch seine schönen Illustrationen der Kriegsjahre 1866 und 1870 für „Ueber Land und Meer“ bekannten Portrait- und Historienmalers H. Scherenberg auf Tonpapier in charakteristischer Auffassung beigegeben. Der Verfasser gedenkt in dieser Biographiensammlung, bei deren Abfassung er nicht nur durch die Bibliotheken des großen Generalstabs und des Kriegsministeriums zu Berlin, sondern auch von den betr. Personen selbst oder ihren nächsten Umgebungen durch Aufschlüsse, Documente, und einschlägige Werke „mit ganz rückhaltlosem Vertrauen“ unterstützt worden ist, seinen deutschen Stammgenossen „ein Volksbuch im edelsten Sinn, ein Familien-Eigenthum“ darzubieten, das „an jedem Herde heimisch zu werden“ bestimmt ist. Er verhehlt sich nicht die großen Schwierigkeiten und Bedenken, die es auf sich hat, noch Lebende, unter uns wirkende Männer, und zwar die größten unserer Nation, charakterisirend darzustellen, — „dabei ganz wahr und doch nicht indiscret zu sein; ihr Bild im vollen Lichte ihrer Thaten zu malen, ohne ein leidiger Panegyriker zu werden, der vor lauter Licht die Schatten nicht sieht, welche erst das Bild machen.“ Doch eben die klare Erkenntniß dieser Schwierigkeiten, verbunden mit dem Entschluß „das Beste was an und in ihm, bei dem Werke einzusetzen“, unterstützt durch die unabhängige Stellung des Verfassers, berechtigt zu der Erwartung, daß derselbe die drohenden Klippen wird zu umschiffen wissen. Diese Erwartung findet denn auch in den sechs zunächst vorliegenden Biographien (deren Gesamtzahl „vorläufig“ auf 52 festgestellt ist,) ihre Bestätigung. Es sind die Lebensbilder des deutschen Kaisers, des Kronprinzen, des Prinzen Friedrich Carl von Preußen, des Grafen von Moltke und von Moos, und Ludwigs II. Königs von Baiern. Der Verf. erzählt mit warmem Herzen — so warm, daß er mit den Ausdruckszeichen, deren er oft zwei bis drei zusammenhäuft, offenbar zu verschwenderisch umgeht. Es ist eine „von inniger Vaterlandsliebe, ja von fast religiöser Begeisterung durchglühte“

Stimmung, in welcher er die Schilderung, seiner Helden begonnen hat. Dabei hält er sich jedoch frei vom leidigen Byzantinismus, obgleich wohl gerade die zuerst uns vorgeführten Persönlichkeiten ihn am leichtesten dazu hätten verleiten können. Nur zwei Ausdrücke haben wir in dieser Hinsicht zu rügen: S. 16 „was unsern kaiserlichen Herrn fast anbetungswürdig (!) macht“ und S. 325 — den freilich nur referirenden — Satz: „Von den Ehren am Einzugsstage, von der Vergötterung (!) der Nation, dem stillen schlichten Moltke dargebracht, zu berichten, ist wohl übrig“ (NB. statt: überflüssig). Außerdem finden wir das am Schlusse des Bandes über den Idealismus Ludwigs II. von Baiern Gesagte etwas überschwänglich und nicht frei von Phrasenhaftigkeit. Aus demselben Grunde müssen wir beanstanden das S. 331 am Schlusse der Moos'schen Biographie über dessen Arbeitszimmer Gesagte: „Wir verlassen diese Räume, wie ein Gotteshaus, — die Religion des Vaterlandes im Herzen!! —“ Bei einer neuen Auflage möge auch das für ein „Familienbuch“ sicherlich ungeeignete Bild von der „Braut im Negligé“ und dem „decolletirten Zustand“ des Herzogs von Magenta (S. 161) wegfallen.

Da wir nun einmal auf die Darstellungsweise des Verfassers zu sprechen gekommen sind, so mögen gleich hier — unbeschadet des dem Werke in vieler andern Beziehung gebührenden Lobes — noch einige weiter, auf die Form bezügliche Ausstellungen ihren Platz finden, die wir für eine neue Auflage zu gefälliger Berücksichtigung empfehlen. Daß der Verf. mit Fremdwörtern sparsam wirtschaftet, müssen wir rühmend anerkennen; doch könnte diese Sparsamkeit, ohne in pedantischen Purismus auszuarten, wohl etwas weiter getrieben werden. Warum z. B. müssen wir von unserer „glorösen“ Armee lesen? Auch finden wir den burschikosen Ton, den der Verf. öfter anschlägt, der Würde des Gegenstandes nicht immer entsprechend; z. B. S. 68: „Die Mameluken- und Jesuitenpolitik hatten diese Frau (Eugenie!) bereits zum Backfisch (!) reducirt!“ Bedenklicher ist, daß der Verf. in der Hitze des Gefechtes nicht ganz selten sich vergreift in der Wahl der Ausdrücke und Wortformen, auch wohl dann und wann eine syntaktische oder logische Incorrectheit sich entschlüpfen läßt. So z. B. lesen wir gleich im „Vorbericht“ S. II: „einschlägliche“ Werke statt: „einschlägige“ oder dahin einschlagende; S. 8. „jenes Gesetz, was die Aeorg. anordnet“ statt „welches“, eine oftmals wiederkehrende Verwechslung der Pronomina; S. 11. „gefürchteter, wie die St. Hermendad“ statt „als“; S. 61. „durch die

Vorsicht Bismarcks und der (?) großen Selbstbeherrschung des Königs"; S. 66. „Welcher politische . . . Nutzen sollte seine Wahl für uns haben?" S. 71. „Seine Proclamation hatte ganz den naturlosen Pathos (statt das naturlose Pathos) eines Schauspielers"; S. 85. „über diese Bewegung", wahrscheinlich Schreib- oder Druckfehler für „Begegnung" (mit Napoleon); S. 110. „die Frage, daß" . . . statt „ob"; ebendasselbst „der Kaiser war ins Leben getreten, wo die Rev. Frankreichs die Gemüther in Schrecken setzte," statt „zu der Zeit, als"; S. 113 Vorliebe und Abneigung hatten sich noch nicht völlig gereift (?); S. 120. „Abgesehen, daß Victoria" . . . statt „davon, daß" (ebenso S. 421); ähnlich S. 417: „Um eine Kunst-Aera zu gründen, gehört nicht bloß . . . statt: „dazu gehört" S. 195. „das so reichthümlich gekämpfte (in medialem Sinn!) Corps". Den „Schlachten-gott" (S. 219 und öfter) hätte Hr. Brachvogel der Napoleon'schen Phraseologie überlassen sollen. S. 276 „Synope", statt Sinope; ebendasselbst „vom Jesuliede zu Gdessa", wahrscheinlich statt „Jesusbilde"; S. 97 „betachirt", wahrscheinlich Druckfehler für: „debouchirt". S. 391: „das Bewilligungsrecht (??) für die verkümmerte Marine"; S. 411. „oberflächlich besucht" statt „flüchtig" besucht; S. 413 und öfter „Diese Vorliebe hatte seinen (statt „ihren") reellen Grund"; S. 425 die frankf. Reichsversammlung hatte „zwecklos" (statt „erfolglos") König Friedrich Wilhelm IV. die Kaiserkrone angeboten; S. 468. „Je mehr . . . des Königs Thatkraft scheinbar immer lange zu schlummern scheint" . . . eine Tautologie. S. 297 und S. 410 finden sich Anacoluthen. — Prinz „Altieth vorup" wird wohl richtiger „Altieth vorup" geschrieben.

Sehen wir jedoch ab von diesen stylistischen Flüchtigkeiten, welche eine schärfere Selbstkritik — nöthigfalls, möchten wir rathen, unter Zuziehung zweier controlirenden Freunde — in Zukunft hoffentlich beseitigen wird, so können wir nicht umhin, dem Verf. unsern Dank dafür auszusprechen, daß er uns mit einem interessanten Buche beschenkt hat, welches der kräftigen Unterstützung des Publicums wohl werth ist. Das Werk bringt aus dem dem Verf. zur Verfügung gestellten Quellen gar mancherlei erhebliche nova, berichtigt manichfache verbreitete Irrthümer, bekundet einen freien staatsmännischen Blick, strast derb und freimüthig die doctrinäre Verraththeit des „infalliblen" Liberalismus, wobei auch Herr von Sybel, „der Champion des militärischen Bienniums und des Volkheeres", nicht ge-

schont wird, und befließigt sich nicht bloß über die geschilderten Hauptpersonen sondern auch über die mit zur Sprache kommenden Nebenfiguren, wie „Papa Brangel" und König Ludwig I. von Baiern, eines milden wohlwollenden Urtheils. Durch zweckmäßige Stoffvertheilung hat der Verfasser den bei einer solchen Reihe zeitgenössischer Parallel-Biographien kaum vermeidlich erscheinenden Wiederholungen thunlichst vorzubeugen gewußt. Die Darstellungsweise ist, abgesehen von den oben erwähnten kleinen Incorectheiten, lebhaft, schwungvoll und fesselnd. Man fühlt es, so zu sagen jeder Zeile ab, daß nicht nur der Kopf, sondern auch das Herz — und zwar letzteres vorwiegend — an dieser Arbeit theilhaft ist. Darum wünschen wir um so mehr, daß auch die entgegenkommende Theilnahme des Publicums den Verfasser zum rüftigen Fortarbeiten ermuntern möge.

Auf Einzelheiten eingugehen, ist hier nicht der Ort. Doch wollen wir bezüglich der Biographie Molke's nicht unterlassen, auf dessen zuerst in der „Lübecker Zeitung" veröffentlichtes Schreiben, datirt von Greifau, 15. Oct. 1872, aufmerksam zu machen, wonach der berühmte „Schlachtenfinner" nicht am 26. sondern am 28. October 1800 geboren ist.

Den zweiten Band eröffnet eine ausführlicher gehaltene Biographie Bismarck's. Sobald der II. Band vollständig vorliegen wird, gedenken wir in unserer Berichterstattung fortzufahren. — Die typographische und artistische Ausstattung des Werkes läßt nichts zu wünschen übrig. M.

Herbst, Wilhelm. Johann Heinrich Voß. I. Band. X. 342 S. gr. 8. Leipzig, 1872. Teubner. 2 thlr.

Das Leben der bedeutendsten deutschen Philologen ausführlich zu bearbeiten, um auf diese Weise eine solide Grundlage zu einer gediegenen Geschichte der philologischen Wissenschaften zu gewinnen, ist ein glücklicher Gedanke, der auf der im October 1867 zu Halle abgehaltenen Philologenversammlung von dem Director und Probst Dr. Herbst zuerst angeregt und mit lebhaftem Beifall nach dem Grundsatz: Gemeinschaft macht stark, zum Beschlusse erhoben wurde. Eine gesicherte Förderung erhielt das beschlossene Unternehmen dadurch, daß sich gleichzeitig die Teubner'sche Buchhandlung in Leipzig, welche sich schon längst seit vielen Jahren durch rastlose Thätigkeit und edle Uneigennützigkeit um die Philologie und Pädagogik in Deutschland sehr verdient gemacht hat, zu dem Verlage des nützlichen Sammelwerkes bereitwillig erbot.

Die Reihe der nach dem verabredeten Plane zu bearbeitenden Biographien eröffnet das Leben des Philologen und Dichters Johann Heinrich Voß, dessen erster Band uns zur beurtheilenden Anzeige vorliegt.

Das Leben eines Gelehrten sowohl als eines Dichters ist in der Regel so einfach und, man möchte sagen, so einförmig, daß es kaum den genügenden Stoff zu einer unterhaltenden Biographie zu gewähren scheint. Gleichwohl ist es dem als tüchtiger Schulmann rühmlich bekannten und als Schriftsteller durch die bereits in drei Auflagen weit verbreitete Lebensbeschreibung des Dichters Matthias Claudius (des Wandsbeker Boten) bewährten Verfasser gelungen, durch unermüdeten Fleiß ein sehr reiches Material von theils gedruckten, theils ungedruckten handschriftlichen Quellen zu einem vollständigen und höchst anziehenden Lebensbilde des Philologen und Dichters Voß zu sammeln. Er selbst gibt über dieselben theils in den vorausgeschickten Vorworte, theils in den am Ende des vorliegenden Bandes S. 258—336 hinzugefügten Quellen und Belegen ausführliche Auskunft, und wer aus eigener Erfahrung weiß, wie schwierig, mühsam und zugleich kostspielig es ist, ein solches an den verschiedensten Orten zerstreutes Quellenmaterial herbeizuschaffen, wird ihm die wohlverdiente Anerkennung und den Dank, der ihm mit vollem Rechte gebührt, nicht verfahren.

Aber sein Werk empfiehlt sich nicht allein durch die gewissenhafte Benutzung aller noch vorhandenen Quellen, soweit sie zu erreichen waren, sondern auch durch die ebenso klare als gebiegene und fesselnde Darstellung, welche jedem Gebildeten eine genussvolle Lektüre darbietet. Der Verfasser hat sich nicht darauf beschränkt aus seinen Quellen darzustellen, was Voß als Dichter und Philologe geleistet hat; er hat auch umfänglich und mit gründlicher Sachkenntniß nachgewiesen, wie derselbe das, was er war, geworden ist. Mit größter Genauigkeit und sehr anschaulich sind die äußeren Umgebungen, in denen sich Voß zu verschiedenen Zeiten befand, überall ausführlich geschildert, und auch an treffenden Einblicken in den Gang des geistigen und literarischen Lebens des Dichters fehlt es nirgends. Selbst manche kleine Züge, welche der Verfasser aus den handschriftlichen Quellen geschickt seiner Darstellung eingeflochten hat, liefern anziehende Bilder, für die ihm der Leser dankbar sein wird.

Der bis jetzt erschienene, erste Band umfaßt die Zeit von Voß Geburt 1751 bis zu seiner Berufung nach Göttingen 1782 und zerfällt in vier Hauptabschnitte, von denen der

erste, „In der Heimath“ überschriebene (S. 11—58) nach einer zweckmäßigen Einleitung die Kindheit, die Knabenzeit in Penzlin, die Schuljahre in Neubrandenburg und das Hauslehrerleben in Ankershagen ausführlich schildert und ein treues Bild von dem mannigfachen Zustande des Unterrichts und des Schulwesens der damaligen Zeit entwirft. Die Jugendjahre des Dichter-Philologen Voß waren nicht von der milden Sonne des Glücks beschienen; er wuchs vielmehr unter dem härtesten Drucke des Lebens auf, hatte stets mit Noth und Nahrungsorgen zu kämpfen und war dabei manchen Demüthigungen und Kränkungen ausgesetzt. „Alle diese Mißverhältnisse,“ sagt der Verfasser namentlich in Bezug auf das Hauslehrerleben in Ankershagen, zu dem die Noth den Hilfsbedürftigen zwang, S. 40 sehr wahr, — „hatten Folgen für Voß“ ganzes Leben. Hier, hinter diesen Burgmauern vor allem wurde der Grund gelegt zu dem oft fanatisch ausbrechenden Abelshaß, den der Enkel des Freigelassenen, der Vetter eines noch leibeigenen Mannes, damals und sein Leben lang in sich trug und bekannte. Nicht Theorien und Doctrinen waren bei Voß die Triebfedern, nicht lustige Dichterträume oder die Gaukelbilder Rousseau'scher Utopien, auch nicht erst die Anstöße der Thron und Adel stürzenden Revolution, sondern sehr reale, nie verwundene Erfahrung. Gerade in Mecklenburg, dem Abelsland, wo von jeher die Gegensätze von Aristokratie und Demokratie scharf auf einander rückten, kämpfte auch er den Kampf der Stände in sich durch.“

Der zweite Hauptabschnitt: Auf der Hochschule 1772—75, beschreibt des Dichters Uebergang zur Universität Göttingen, seine Studien; den Dichterbund, seine Liebe und Verlobung. Wir erhalten hier ein vollständiges und vortreffliches, wenn auch im Verhältniß zu der übrigen Darstellung zu weit ausgeführtes Literaturbild des vielbesprochenen Göttinger Dichterbundes von dessen ersten unklaren Anfängen bis zu seiner völligen Auflösung, sowie eine Charakteristik der thätigsten und angesehensten Mitglieder desselben, des ältern Voie, Voß, Hölty, Miller, Hahn, Bürger, Klopstock, Brüdner, und der beiden Grafen Stolberg.

Ogleich Voß sein akademisches Studium in Göttingen als Theologe begonnen hatte, so wandte er sich bald der Philologie und der Dichtkunst ausschließlich zu, und Heyne, der ihn auf Voie's Empfehlung ins philologische Seminar aufgenommen hatte, wurde sein Hauptlehrer. Als dieser ihn jedoch zugleich mit Hölty aus der Liste der Seminaristen

strich, hielten sich die beiden Freunde von allen Vorlesungen fern, dichteten eifrig und studirten fleißig für sich. So verfloß Boß das letzte Jahr seiner akademischen Studien in Göttingen, ohne die Aussicht auf eine Anstellung, welche die der Philologie Beflissenen damals fast allein nur von Heyne's Empfehlung erwarten durften. „Arm war Boß gekommen, mit Schulden zog er ab aus der Musenstadt, die er nicht wieder betreten sollte. Auch das geliebte Klavier, ein Geschenk der Grafen Reventlow und ein Trost in mancher einsamen Stunde, ließ er seinem Hauswirth an Zahlungs Statt zurück. Innerlich aber zog er nicht arm von dannen; es waren entscheidende Jahre gewesen — in allen Stücken die Krisis seines Lebens.“

Von Göttingen ging Boß zu Claudius nach Wandsbeck, um hier die ihm von Voie überlassene Herausgabe des Musenalmanachs fortzusetzen und sich seinen Lebensunterhalt durch literarische Arbeiten zu verdienen. Der Beschreibung dieses von 1775—1778 dauern den Aufenthaltes ist der dritte Hauptabschnitt mit den Ueberschriften: Land- und Stadtleben, Freunde und Gegner, Studien und Dichten, Lebenspläne und Ehestand von dem Verfasser gewidmet, S. 159—205. Daran reiht sich der vierte, Otterndorf 1778—1782 überschriebene Hauptabschnitt, welcher von S. 205—255 über Land und Leute im Lande Hadeln, über Boß häusliches, geselliges und Schulleben, sowie über seine Studien, Dichtungen und literarisch-philologische Arbeiten, vor allem die Obssseeüberfegung, in genügender Ausführlichkeit berichtet.

Seit seiner Verlobung und Verheirathung begann für Boß ein neues glücklicheres, wenn auch immerhin noch arbeits- und sorgenvolles Leben. Die Liebe war seitdem die Quelle seines Wirkens und Schaffens und übte den mächtigsten Einfluß auf sein ganzes Sein und Wesen aus. „Wie aus einer Wurzel,“ sagt unser Verfasser S. 128, „wächst dem Dichter aus der Beziehung zu diesem Helfer alles zu, was auf sein Leben bestimmend und gestaltend einwirkte, — Studium, Freunde, Unterhalt, Ehre, — und er, der kein wundergläubiger war, hat diese Kette von Fügungen stets als eine Art Wunder, als ein unmittelbar providentielles verehrt.“ Seine Gattin Ernestine, mit der er in bewundernswürdiger Eintracht lebte, war die jüngste Tochter des würdigen Pastors Voie in Flensburg, am 31. Januar 1756 geboren. Gleich ihm von Haus aus arm an irdischem Gut, besaß sie gerade diejenigen Vorzüge des Geistes und Herzens, die ganz dazu geeignet waren, ihn wahrhaft glücklich und zufrieden zu machen.

„Sie war kein schwungvolles, originelles, reich und tief angelegtes, gar schwärmerisches Mädchen. Ihre Briefe reichen nicht entfernt an die lebendige Bewegung, von der etwa die Briefe von Herders Braut, Karoline Flachsland, beseelt sind. Heller Lebensmuth, vorwiegende Verständigkeit, sicheres Auffassen ihrer Berufs- und Lebensaufgaben, gesunder Familieninn und schlichte Gottesfurcht sind hervorstechende Züge. Sie wird eine echte deutsche Hausfrau und Hausmutter, die im Elternhaus eine sorgende, in Küche und Keller, in Garten und Haus schäftig waitende Tochter gewesen. Alle mystischen Tiefen der Religion waren ihr fremd, und wurden ihr unter den Einwirkungen des Gatten noch fremder. Doch las sie als Mädchen die Bibel mit Vorliebe, Klopstock Messias trat dann, wie in so vielen Kreisen, zeitweilig mit kanonischem Ansehen fast an die Stelle der Schrift. Auch Lavaters „Aussichten in die Ewigkeit“ zogen sie in den Mädchenjahren an. Ein „empfindsames“ Herz galt viel damals, auch ihr; aber weder Goethes Werther noch Millers Siegwart warfen sie aus Fassung und Gleichgewicht. Ihre Jugendbildung war eine schlichte und anspruchslöse, wesentlich für das Haus, wo das Spinnrad ein wichtigeres Instrument war, als das Klavier. Sie schrieb schon als Jungfrau ihre Muttersprache natürlich und rein, Rußit und Französisch hatten keinen Zugang gefunden, englisch lernte sie, mit Ossian beginnend, erst als Braut. Die Ehe war ihre Hochschule. Mit dem zunehmenden Lebensinhalt tritt sie auch geistig reicher hervor. Sie erzählt den Kindern die Irrfahrten des Odysseus wie Grimm'sche Hausmärchen in gemüthlichem Plattdeutsch, sie fertigt zum Schmuck von Hausfesten Hexameter trotz dem Gatten, sie ist im Briefschreiben dessen rechte Hand, sie weiß sich unter den gelehrten und geistvollen Männern Cutins wohl zu behaupten. Bei ursprünglicher Naturverwandtschaft nahm Ernestine in ganz eigener Assimilation mehr und mehr Züge ihres Gatten an, sie bildete sich an ihm und durch ihn zu wunderbarer Gleichartigkeit; — ein Echo seiner Gedanken, Grundzüge, Stimmungen. Aber indem sie die Welt durch seine Augen sah, war sie, die demüthig dienende und selbstlose, dem Manne doch oft überlegen durch besonnene Klugheit, durch tragende Geduld. Sie verstand den reizbaren Dichter, sie allein, bis in die Falten seines Wesens und mußte ihn wie oft zu sanftigen und unvermerkt zu leiten. War sie die Selma in Boß' Jugendbuden und Liebern, so geschah ihr nur ihr Recht, daß sie nicht minder zum Bilde der Luise, der Heldin seiner

größten Dichtung, gelesen; — nur daß hier die Wirklichkeit weit über den poetischen Schattenriß hinausging.“ S. 130.

Wir haben hier am Schlusse unserer beurtheilenden Anzeige diese Stelle wörtlich mitgetheilt, um zugleich eine Probe von dem klassischen Styl des Verfassers zu geben. Je größer das Vermögen ist, welches der erste Band dieses in jeder Rücksicht empfehlenswerthen Werks durch seinen Inhalt wie durch seine Darstellung gewährt; mit um so lebhafterem Verlangen sehen wir dem versprochenen baldigen Erscheinen des zweiten und letzten Bandes entgegen, über den wir zu seiner Zeit in diesen Blättern das Weitere berichten werden.

B.

Al.

Ritter, J., Pfarrer. Johann Caspar Lavater als Menschen- und Vaterlandsfreund geschildert. 86 S. Basel. Verlag christlicher Schriften.

Eine populäre Darstellung des Lebens Lavater's, dieses Großen in Israel. Der Mann muß auch dem einfachen Christenvolk vorgeführt werden, dem er im Allgemeinen noch ziemlich unbekannt ist, und dieß geschieht denn in dem vorliegenden Büchlein, dessen Verfasser sich durch seine Arbeit unstreitig ein Verdienst erworben hat. Wir lernen aus dem Schriftchen die edle Persönlichkeit und das edle Christenthum des Mannes kennen und lieben, schauen die bei ihm vollzogene eigenthümliche Verbindung zwischen vollem Bibelglauben und dem, was der Rationalismus Gutes und Schönes hatte; wir sehen seinen tiefen Sinn für individuelle Entwicklung und den ganzen Kranz seiner Tugenden, seine wahre, christliche Humanität, seine Aufrichtigkeit, Freimüthigkeit, Selbstbeherrschung, Tapferkeit, Unerbrotlichkeit, seine Feindschaft gegen alles Parteiwesen und seinen feurigen Patriotismus. Letzteren lernen wir noch insbesondere aus einigen mitgetheilten Proben seiner vaterländischen Pieder kennen. Das Büchlein kann dem einzelnen Leser und unserm Volk so recht als Bußspiegel dienen.

P.

Boos, Martin. Der Prediger der Gerechtigkeit, die vor Gott gilt, inmitten der römisch-katholischen Kirche. 70 S. Basel. Verlag der christlichen Schriften.

Einfach und schlicht wird uns hier das Leben, die innere Entwicklung, das Wirken, das Leiden und Sterben des genannten Man-

nes, dieses Mannes voll evangelischen Glaubens mitten in der römischen Kirche erzählt. Das Schriftchen ist ein Auszug aus einem größeren, dem Volke nicht gut zugänglichen und ziemlich ungenießbar geschriebenen Buche. Wir erhalten hier interessante Aufschlüsse über das innerhalb der römischen Christenheit zu Ende des vorigen und zu Anfang des gegenwärtigen Jahrhunderts hier und da erwachte Heilsbedürfniß und über die Stimmung edler und wohlgesinnter Priester der römischen Kirche. Wir werden in Zeiten geführt, wo offenbar auch auf dem Gebiete dieser Kirche eine Zeit gnädiger Heimsuchung angebrochen war. Boos hat viel, sehr viel leiden müssen, aber auch vielen Anklang gefunden. Ob ein Prediger der Glaubensgerechtigkeit, wie er, heute wohl in der römischen Kirche hie und da dieselbe Aufnahme finden würde? P.

Nationalökonomie.

Thaer, Prof. Dr. (Gießen). Ueber ländliche Arbeiterwohnungen. 8°. 36 S. (Heft 15 der „Deutschen Zeit- und Streit-Fragen“). Berlin, 1872. Carl Habel.

Der Verf. behandelt sein Thema in sieben Abschnitten an der Hand vielseitiger Lebenserfahrung. Seine Darstellung ist so schlicht, anspruchlos und klar, daß jeder Leser sich mit Vergnügen von Prof. Thaer wird belehren lassen. Für den Verf. sind die Menschen nicht etwa höher entwickelte Thiere, die wohl auch in Höhlen und Lössern wohnen können, seine Meinung ist vielmehr: „Menschen, welche geboren sind, haben auch das Recht zu leben, sich geistig und leiblich zu entwickeln und sich ihres Daseins zu freuen, — es ist nicht des Schöpfers Wille, daß sie in Schmutz, Krankheit, Stumpfheit und Freudlosigkeit ein frühes Grab finden. Familie, Gemeinde, Staat und Kirche haben hier zusammenzuwirken. Darum muß jede Wohnung drei Eigenschaften haben, sie muß ein ungestörtes Familienleben gestatten, sie muß gesund sein und Behaglichkeit, Wohlfahrt für jedes Familienmitglied gewähren. (Abschnitt I.) Im II. Abschnitt erörtert der Verf. die durch 6 Holzschnitte zur Darstellung gebrachten Grundpläne. Er fordert für eine Arbeiterfamilie 50 Quadratmeter Wohnraum. Im III. Abschnitt ist von dem Baumaterial der Umfassungswände die Rede. Der Vorzug wird dem Backsteinbau mit durch Cement verstrichenen Fugen eingeräumt. Im IV. Abschnitt wird bei aller Werthschätzung des Rohrs, Strohs und Schin-

bedachs das Ziegel- und Schieferdach empfohlen. Vortrefflich sind die kurzen, aber inhaltreichen Andeutungen im V. Abschnitt über die Wahl des Platzes. Schon der Wink: „Nähe der Schule, der Kirche, nicht allzu große des Kruges, möge ebenfalls erwogen werden“ enthält eine Fülle von Gedanken. Daneben wird der Drainirung des Fundaments das Wort geredet. „Es ist ein Irrthum, wenn man das Drainiren nur als eine Ableitung von unterirdischer Nässe betrachtet. Durch die Circulation der Luft in den leeren Drains wird der ganze Unterboden durchlüftet, erwärmt, von stagnirenden Gasen befreit.“ Auch an den Trockenplatz für Wäsche, an den Schwengel des Brunnens, der nicht zu schwer gehen darf, „weil die Kinder in der Regel die Wasserholer sind“, hat der Verf. gedacht.

Geistliche, welche bei Erbauung von Arbeiterwohnungen auf dem Lande mitwirken und herkömmlichen Misländen hierbei entgegenwirken wollen, können nichts besseres thun als die vorl. vortreffliche Broschüre als Weg- und Handweiser zu benutzen. O. K.

Held, Dr. A., Professor der Staatswissenschaften in Bonn, **Die deutsche Arbeiterpresse der Gegenwart.** gr. 8. 196 S. Leipzig, 1873. Verlag von Duncker u. Humblot. 1 thlr. 6 sgr.

Diese Schrift, welche die den denkenden Theil der Arbeiter gegenwärtig beherrschenden Tendenzen und Ideen bespricht, verdient die volle Aufmerksamkeit aller derjenigen Besitzenden, welche, wie der Verfasser S. 187 sagt, für das eigene wahre Interesse erachten, „nicht allein ihre gesellschaftlichen Interessen rücksichtslos zu verfolgen, sondern zugleich als Staatsbürger den Staat in seiner hohen Aufgabe gegenüber den niederen Klassen zu unterstützen und in der nicht egoistischen Theilnahme an einer dauernd segensreich wirkenden Staatsgewalt die eigene Sittlichkeit höher zu entwickeln.“ Die Schrift ist eine Mahnung zur eignen Thätigkeit und eine Warnung, nicht stille zu sein. Denn der Verfasser zeigt nach einem sorgfältigen Studium von zwanzig der wichtigsten Arbeiterorgane mit mindestens 35,000 Abonnenten, den tiefen Abgrund, in welchen eine von dem religiös staatlichen Fundament sich trennende Lösung der sogenannten Arbeiterfrage in ihren Consequenzen nothwendig führen muß. Die Religion soll nach dem „Volksstaat“ dem Organ der social-demokratischen Arbeiterpartei, durch sociale Einrichtungen ersetzt werden, welche Vermehrung des Consums ermöglichen; „denn die Zukunft muß dem Atheismus gehören, nur in

ihm ist das Heil für die Menschheit, die ihre guten Rechte so lange für einen Wahn verschachtelte, zu finden.“ (S. 59.) Die in der Bibel erzählten Wunder werden in diesen Blättern höhnisch besprochen und der Verfasser weist aus mehreren Stellen nach (S. 64, 65), daß der social-demokratische Kampf gegen die positive Religion nicht einfach ein Kampf für die Freiheit des Geistes ist. Der philosophische Materialismus, der den Geist nur als entwickelte Materie auffaßt steht in einer kraß materialistischen Gesinnung, welche den materiellen Bedürfnissen der Massen alles unterordnet. Eine wahre Blasphemie ist das S. 75 aus dem Dresdner Volksboten mitgetheilte national-liberale Vaterunser: „Fürst Bismarck der du bist in Barzin, Geheiligt werde Dein Name, zu uns komme in die Sitzung, 2c.“ In diesen Bestrebungen liegt also sicherlich eine große Gefahr für unsere staatlichen Zustände, und es ist dankbar anzuerkennen, daß der Verfasser durch Mittheilung der Beschränkte aus solchen Blättern, welche den meisten Lesern gewiß kaum dem Namen nach bekannt sind (wie auch früher dem Verfasser selbst), das Ziel der social-demokratischen Agitation undradistisch vor Augen geführt hat. Held tritt mit dieser Schrift ein dem größten Theil unserer gebildeten Mittelklassen nicht nur völlig Unbekanntes, sondern von Vielen absichtlich gemiedenes Gebiet. Aber die anziehende Darstellung, welche durch Uebertreibung nicht blenden will, wird in ihrer ruhigen Haltung hoffentlich viele Leser belehren, ohne sie zu ermüden. Nach einer Einleitung über die Wichtigkeit des Studiums der deutschen Arbeiterpresse, welche mannigfache Aufklärung über die Arbeiterbewegung gewährt und in verschiedener Richtung Urtheil und Schlüsse gestattet, werden im zweiten Abschnitt die socialen Parteien in Deutschland, namentlich der Gegensatz von Schulze-Deilisch und Lasalle, durch welche die Arbeiterfrage in unseren Vaterlande eine selbständige Bedeutung gewann, S. 8—45 dargestellt. Der Verfasser bezeichnet (S. 19) Lasalle als denjenigen, durch den der revolutionäre leidenschaftliche Geist der Socialdemokraten zuerst einen so zündenden Ausdruck gefunden hat, daß dadurch die dauernde Organisation einer revolutionären socialen Frage begründet wurde. Schulze-Deilisch dagegen hält schon im gegenwärtigen Staate Associationen für möglich und beweist dies durch die That, daß er nicht leidenschaftliche Gefühle reizt, sondern an die Fähigkeit der freien Selbstbestimmung des Menschen appellirt, um eine rettende That herbeizuführen (S. 20). In dem letzten Jahrzehnt haben sich drei organische Hauptgruppen

von Arbeitern gebildet; zwei davon gehen von der Socialdemokratie aus, wo hingegen die Hirsch'schen Generalvereine die Schulze'schen Reformideen im Anschluß an die fortschrittliche politische Partei auf dem eigentlichen Gebiete der Arbeiterfrage in der Großindustrie weiterführen. Im dritten Abschnitt werden die social-demokratischen Parteiblätter (S. 46—108), sehr eingehend geschildert. Wir haben gleich Eingangs Auszüge aus diesem Abschnitt mitgetheilt und möchten namentlich eine nähere Kenntnissnahme der Auszüge empfehlen. Die social-demokratische Poesie verkündet allerdings eine große sociale Gefahr, aber nach dem Verfasser S. 53 keine so große, daß sie nicht beschworen werden könnte. Im vierten Abschnitt werden die Gewerksvereinsblätter besprochen d. h. diejenigen Blätter, welche Organe von Gewerksvereinen nach dem Dinker-Hirsch'schen Muster sind, also Gewerksvereine im bewußten Gegensatz zu den internationalen Gewerkschaften, so wie alle diejenigen Blätter, welche ihre Existenz einer Vereinigung von Arbeitern des gleichen Gewerks verdanken, und bei welchen demzufolge die Interessen dieser Vereinigung das einzig maßgebende sind (S. 109—162.). Auch hier hat sich der Verfasser wiederum der Mühe unterzogen, aus den Hauptorganen beachtenswerthe Mittheilungen zu machen. Diese Blätter (nicht Blätter wie S. 109 gedruckt ist) sind theilweise stark demokratisch gefärbt aber immer sind sie Vertreter praktisch-socialer Organisationen, nicht der Agitation für Principien. In dem Schlusscapitel von S. 163 bis 196 führt der Verfasser die Ideen der deutschen Arbeiter auf drei Hauptgedanken zurück, die theils allen Arbeitern gemeinsam sind, theils nur einer Partei angehören: 1) die Idee, daß der Arbeiterstand in selbständigen Vereinigungen seine Interessen wahren solle, und zwar zunächst immer im Gegensatz zum Arbeitgeber. Der Kampf um die Lohnhöhe ist gegenwärtig in Deutschland der Mittelpunkt dieser Bestrebungen, die unter dem Namen Gewerksvereinsidee zusammen gefaßt werden müssen; 2) die Idee der Productivassociation oder der Ersetzung des Arbeitslohns durch den Arbeitsertrag. Alle denkenden Arbeiter streben diesem Ziele mit sehr verschiedener Energie nach, aber kein Arbeiter lehnt es principiell ab, daß der Gegensatz zwischen besitzendem Arbeitgeber und proletarischem Arbeiter ganz aufgehoben werden soll, indem der Arbeiter selbst in den Besitz des nothwendigen Capitals gelangt und dann Arbeiter, Capitalist und Unternehmer in einer Person wird. Brüderliche Vereinigung, namentlich in Anschluß an die Gewerksvereine, ist die Vorbe-

dingung zur Verwirklichung dieser weiter gehenden Hoffnungen; die Idee des demokratischen Volksstaats ist das einzig unterscheidende Merkmal der Socialdemokraten, welche den völligen Umsturz der bestehenden staatlichen Ordnung für die nothwendige Vorbedingung größerer Erfolge der Arbeiter halten, welche daher in Feindseligkeit und Revolutionslust gegenüber aller gegenwärtigen Ordnung gerathen und auch bei denjenigen Bestrebungen, die sie heute mit den anderen Arbeitern theilen, eine besondere Gefässigkeit und excentrische Agitation entwickeln. Unser Verfasser hegt S. 169 keine übertriebene Angst vor demokratischer Leidenschaft und ihren Folgen für unseren Staat, aber er kann deshalb das Umsichgreifen social-demokratischer Ideen unter unseren Arbeitern doch nicht für unbedenklich und gleichgültig erklären. Er kann sich der Ueberzeugung nicht verschließen, daß von Productivassociation gründliche Heilung aller socialen Schäden zu erwarten noch eine verfrühte Hoffnung ist, aber er meint S. 188, daß die Gewerksvereine es sind, an denen es sich heute zumeist erproben kann und muß, ob der Staat und ob die Besitzenden ihrer Stellung vorstehen. Die Gewerksvereinsidee ist die gesündeste von den unsern Arbeiterstand beherrschenden Ideen, man kann also bei dem Streben, die Gewerksvereine verständig weiter zu bilden, auf eine reale in dem Bewußtsein des Arbeiterstands begründete Macht rechnen (S. 195.)

Die Schrift von Held ist ein dankenswerther Beitrag zur Geschichte der deutschen Arbeiterbewegung, sie wird aber überdies gerade in unseren Tagen während des Streites zwischen Arbeitgeber und Arbeitern Vielen als Aufklärung über die thatsächlichen Verhältnisse willkommen sein. Da fast alle Revolutionen in der Geschichte durch eine unbegreifliche Gedanklosigkeit der Regierungen und lieblose Selbstsucht der herrschenden Klassen mitbewirkt sind, so wird es gut sein, zum Vortheil kommender Geschlechter die Gefahr der social-demokratischen Agitation nicht zu unterschätzen, sondern zeitig auf der Hut zu sein. Caveant consules —! Adlff.

Pädagogik.

Gotthelfmair. Der Ehescheidungs-Proceß zwischen Kirche und Schule. Eine Seufzer-Broschüre für Trennung. 41 S. Leipzig, 1872. Brecht.

Der Verfasser, wohl ein preussischer Superintendent, entschuldigt zunächst die „Marktschreierei“ des Titels, den er um Aufmerksamkeit zu erregen gewählt. Anonym habe er

geschrieben, weil er sich nur mit seinem Gott auseinanderzusetzen wollte und Niemand aus seiner Umgebung habe kränken wollen. Er zeigt dann auf, wie Lehrer und Geistliche eigentl. die Trennung wünschten, darum darf man „den Riß des Gebäudes nicht mit Kalk verschmieren.“ Wohl habe die Kirche ein Recht auf die getauften Kinder, aber nicht auf die Schule. Denn habe die Reformation auch die Volksschulen gewünscht und gepflegt, so hätten doch Staat, Privatpatrone, Gemeinden sie gegründet und erhalten. Die Lehrer verwalteten nur nebenbei Kirchenämter, die Geistlichen sind nur nebenbei Schulininspectoren und zwar als Beamte des Staates, selbst der Religionsunterricht der Volksschule ist staatl. Unterricht. Kirche und Schule haben so keine absolute Verbindung, ihre Trennung ist möglich. Die Trennung ist wünschenswerth, weil das persönliche Zusammenleben von Geistlichen und Lehrern keine straffe Schulaufsicht duldet, weil die Geistlichen vielfach nichts von der Schulaufsicht und dem Schulfache verstehen und deshalb von den Lehrern nicht respectirt werden und weil sie den Geistlichen zu viel Zeit raubt; sie ist nothwendig, weil bei der fast allgemeinen Glaubenslosigkeit der Lehrer die Kinder einen ganz unzulänglichen Religionsunterricht erhalten. Verfasser will darum etwas Neues schaffen. Die Schulaufsicht soll an die Seminare resp. an den Seminardirector für den Bezirk einer jetzigen Diöcese, in der jedesmal ein Seminar liegen muß, übergehen. Die Lehrer des Sprengels sind Zöglinge des Seminars, und Gehülfen desselben, indem bei ihnen die Seminaristen häufig Wochenlang hospitiren. Der Religionsunterricht der Kirche wird vom Geistlichen und den bisher nicht genügend practisch gebildeten und verwendeten Candidaten ertheilt.

Die Schrift scheint von einem frommen und gläubigen Geistlichen geschrieben zu sein, auch bietet sie viel Anregendes und spricht manche Wahrheit offen aus. Doch hält sie sich auch von manchen Uebertreibungen nicht frei, und scheinen die Reformvorschläge, besonders für die Schule ihr Mißliches zu haben. Warum kann der Pastor nicht ein guter Freund des Lehrers und doch ein strenger Vorgesetzter sein? Finden sich derartige Verhältnisse nicht unter dem Rector und seinem Stadtschullehrercollegium, zwischen den Directoren und Gymnasiallehrern oft genug? Es ist wohl wahr, daß viele Geistliche die Schulaufsicht schmählich versäumen, aber viele, besonders jüngere üben sie treu. Es ist wahr, daß mancher Geistliche vom Schulfache nichts versteht, aber warum das Kind mit dem Bade ausschütten und alle entfernen? So schlimm

ist es jedenfalls nicht, daß die Kinder in den Dorfschulen, auch nicht in guten Dorfschulen, besser als eine Klasse von geistlichen Schulininspectoren rechneten (cf. Seite 13). Wahr ist es auch, daß die meisten Elementarlehrer nicht mit ganzer Seele dem Herrn anhangen; aber daß in Seminarien und Schulen der Religionsunterricht so mangelhaft sei, daß deshalb die Trennung beider Segensanstalten nothwendig sei, ist wohl doch zu viel behauptet. Soll aber ferner der Seminardirector und ein Lehrer des Seminars jährlich nur einmal alle Schulen revidiren, so existirt soviel wie keine Revision, (die durch die Seminaristen ist doch practisch keine); und bei dem Mangel an Pflichtgefühl und Treue ist sie doch sehr nothwendig. Der Wunsch, die Candidaten auch practisch auszubilden, ist sehr beherzigenswerth, obwohl es für den Candidaten wohl auch nicht zu gefährlich ist, als Hauslehrer zu fungiren, und er als „Rector“ durchaus kein „unzufriedenes und gequältes Menschlein“ zu sein braucht.

P.

K.

Biblische Geschichte für Schule und Haus. Herausgegeben zum Besten der Lindeburger Lehrer-Witwen und Waisenkasse. 166 S. Marburg und Uelzen, 1871. Gustav Etkan. 8 sgr.

Das Büchlein ist für den Gebrauch in der Schule zu empfehlen. Es bietet eine ziemlich reichhaltige Auswahl von Geschichten (84 aus dem A. T., 81 aus dem N. T.). Jedes Gespräch mit Nicodemus vermissen wir. Dieselben sind in ansprechender und den Kindern verständlicher Weise, möglichst mit dem Bibelwort erzählt. Besonders verdient die Zusammenfassung des Hiob und der nach-erzählten Zeit Anerkennung. In den kurzen Berichten über Paulus stimmen wir den Herausgebern nicht zu, die Paulus zweimal gefangen sein lassen; der Bericht über Jacobus und Johannes ist weniger historisch, als fagenhaft. Die Geschichte von der Zerstörung Jerusalems ist passend hinzugefügt. Die beigegebenen Karten, die für den Zug nach Palästina, für das Land Canaan und die paulinischen Reisen das Nöthige geben, sind eine willkommene Zugabe. Vermißt wird eine Zeittafel, zumal in den Geschichten selbst fast nie eine bestimmte chronologische Angabe steht. Stilistische Incorectheiten wie S. 150: Das Wort wird erfüllt, was durch den Propheten — verkündigt war, sind zu beseitigen.

P.

K.

Beglin, J. G. Praktische Winke über

die Fortbildung des Lehrers im Amte.
Zugleich ein Wegweiser zur Einführung
in die pädagogische, volksthümliche und
klassische Literatur. 492 S. Güters-
loh, 1873. C. Bertelsmann. 2 thlr.

Keine Anstalt und kein Stand ist der-
malen so sehr von den Weihrauchwolken der
öffentlichen Gunst umwallt, als die Volks-
schule und die Volksschullehrer. Hinter den
Weihrauchwolken liegt aber keineswegs immer
ein Garten Eden, sondern gar oft eine dürre
Erst, auf welcher der Lehrer mit seinen
Schülern von kahlen Bäumen hohle Nüsse
herabschüttelt. Oder ist es etwa nicht wahr,
daß trotz der „hohen Ziele und erprobten
Leistungsfähigkeit“ der Volksschule, und trotz
des „weit vorgeschobenen Bildungsstandpunk-
tes“ und der „geistigen Weitschau“ methodisch
geschulter Pädagogen, wie das Alles uns noch
viel mehr auf den flachen Wogen überschwäng-
licher Phrasen einerschwimmt, — ist es nicht
wahr, daß trotzdem unter vielen Schülern oft
nur sehr wenige ein fehlerfreies Diktat, einen
logisch abgefaßten Brief niederschreiben können?
Und woher kommt das? . . . Ultra modum
progredi non oportet. . . ; es kommt daher,
weil von den Schülern und den Schullehrern
dermalen weitmehr verlangt wird, als sie ge-
meiniglich zu leisten im Stande sind. Die
Schüler bedürften aller disponiblen Kraft
und verfügbaren Zeit, um — von Religion
ganz abgesehen — neben etwas vaterländischer
Geographie und Geschichte, nur im Rechnen,
Lesen und Schreiben sich auf ein irgendwie
festes Fundament stellen zu können. Und nun
sollen wir armen Kinder für die „allseitigste
Ausfüllung ihres späteren Berufs“ gar noch
mit den „unbedingt nothwendigsten Elementen“
der Zoologie, Chemie, Physik, Astronomie,
Mineralogie u. c. ausgestattet werden! Ist es
denn da ein Wunder, wenn der Unterricht
ein Wandern nach Wolkenkuckucksheim, ein
Haschen nach Nullitäten wird? Aber selbst
wenn die zukünftigen Bauern, Schmiede,
Schuster, Schneider die weitgesteckten „Bil-
dungsziele“ des Jugendunterrichts erreichen
könnten — die Wegweiser wissen ja oft sel-
ber den Weg nicht und können ihn unter den
obwaltenden Verhältnissen meistens nicht
wissen. Und warum nicht? Darum nicht,
weil die modernen Seminare allzu weitschich-
tig und hochstilisiert eingerichtet sind, um
„fertige“ Lehrer ausbilden zu können. Der
„obligatorischen“ Unterrichtsgegenstände sind
ja so viele, daß sie den angehenden Lehrern
im Seminarcurfus nur von weitem, nur an-
deutungsweise und gleichsam im photographi-
schen Abdruck gezeigt werden können, wodurch

selbstverständlich kein gründliches Wissen, son-
dern nur ein feuilletonartiger Ueberblick über
das, was allenfalls zu wissen wäre, nur ein
oberflächliches Halbwissen, erzielt werden kann.
Ohne die spätere Fortbildung muß darum
die im Seminar erlangte Ausbildung des
Volksschullehres eine außerordentliche Mehl-
lichkeit erhalten mit jenem berühmten Messer
ohne Klinge, an dem der Stiel fehlt. Aber
trotz aller auf den allgemeinen Lehrerversamm-
lungen im höchsten Tenor moderner Weltan-
schauung gehaltenen Reden, fehlt es doch gar
oft an dieser späteren Fortbildung, oder wird
sie auf verkehrten Wege und mit unrichtigen
Mitteln erstrebt.

Darum müssen alle Freunde der Volks-
schule und der Volksschullehrer gegenwärtiges
die „Fortbildung des Lehrers im Amte“ be-
handelndes Buch herzlich willkommen heißen.
Der sehr competente Verfasser sagt dem Leh-
rer in liebevoller Weise, aber klar, offen und
unverblümt, was und wo es ihm fehlt und
wie das Fehlende zu ergänzen ist. In 7 Ab-
schnitten bespricht er immer mit reichhaltigster
Angabe der einschlagenden Schriften: 1) das
Studium der heil. Schrift, des Katechismus
und des Gesangbuchs; 2) das Studium des
Volkes, seiner Anschauungen und Sitten, sei-
ner Sprache und Literatur (a. Sprichwörter;
b. Fabel und Parabel; c. Märchen und
Räthselfrage; d. Sage und Mythologie, e.
populäre Historie und Biographie; f. Volks-
lied; g. Erzählung: von Pestalozzi bis Fries;
—) 3) das Studium der neueren deutschen
Classiker; 4) das Studium Shakespeare'scher
Dramen; 5) die Arbeit für die Schulpraxis
(Pädagogik und Geschichte der Pädagogik);
6) Winke für das Studium einzelner Dis-
ciplinen (a. Musik, b. Geographie und Ge-
schichte, c. Naturkunde, d. Zahl, Form und
Sprache). 7) Fortbildung des Lehrers durch
brüderliche Gemeinschaft mit den Amtsgenos-
sen (Conferenzen, Benutzung von Zeitschriften,
Fortbildungsanstalten). Ein achter Abschnitt
bietet dann: Goldne Aepfel in silbernen
Schalen, d. h. eine sehr reichhaltige Sammlung
größerer und kleinerer Aussprüche von Clau-
dius, Gothe, Schiller, Lessing, Rückert, Gott-
hef, Dr. Wiese und Dr. Erdmann, — welche,
mit sinnigem Geschick ausgewählt, sämmtlich
in irgendwelcher Beziehung zu den Aufgaben
der Erziehung und des Unterrichts stehen und
in ihrer Summa eine vollständige Pädagogik
bilden.

Hiernach bleibt in vorliegendem Buche
kein Wissensgebiet unbeleuchtet, das der nach
„Fertigkeit“ strebende Lehrer zu durchforschen
hat; kein Weg bleibt unbesprochen, den zu
gehen ihm in der Ausrichtung seines Amtes

aufgetragen ist; kein Mittel bleibt unerörtert, dessen er sich zur Erreichung des gesteckten Zieles bedienen muß. Als die „vornehmsten und größten Bildungsmittel“ gelten aber dem Verfasser „die drei kostbaren Kleinode der Kirche, der Schule und des christlichen Volkslebens“ —: die Bibel, der Katechismus und das Gesangbuch. Denn „nicht die Beherrschung der Methode, nicht die Gewandtheit der Rede, nicht formale Denkentwicklung — so schätzbar das auch alles ist — sind das höchste Ziel der Lehrerbildung, sondern Leben geben, Leben schaffen in der Kraft des heiligen Geistes, was nur eine charaktervolle, gottgeheilte Persönlichkeit vermag, die durch tägliche Buße und Selbsterläugnung zu der Freiheit eines Christenmenschen, zu der Freiheit eines Gotteskinds herangereift ist.“ „Eine charaktervolle, gottgeheilte Persönlichkeit ist es darum, zu der der Lehrer durch Lehren und Lernen herangebildet werden soll.“

Wir fügen diesem, uns aus dem Herzen gesprochenen summarischen Schlussworte des geehrten Verfassers nichts weiteres bei als den Wunsch: Gebe Gott, daß das nach Form, Inhalt und Geist gleich vortreffliche Buch (dessen Gebrauch durch ein doppeltes Register sehr erleichtert wird), von recht vielen Schullehrern gelesen und von Allen, die es lesen, auch beherzigt werde.

L.

H. D.

H. Waldner, Lehrer an der Benderschen Erziehungsanstalt zu Weinheim. **Freie Lust in Schule und Haus. Ein Wort zur Beachtung an Eltern und Erzieher.** 8. 35 S. Heidelberg. C. Winter.

Um der Adresse willen, an welche nach seinem Titel dieses sehr beherzigenswerthe Wort gerichtet ist, hätten wir gewünscht, der Verfasser hätte sich einer populäreren Schreibart befleißigt. Denn soll seine Stimme bei Eltern und Erziehern — und er hat ja nicht bloß die gebildeten Stände und höhern Schulen im Auge — Gehör finden, so muß er nicht bloß die Resultate der wissenschaftlichen Untersuchung treu anführen und übersichtlich zusammenstellen, sondern auch, soviel als möglich, Jedermann verständlich zu machen suchen. Von diesem einzigen Desiderium abgesehen, genügt eine Angabe des Inhalts, um zum Lesen des Schriftchens allseitig anzuspornen. Dieser ist unter folgende Hauptgesichtspunkte gebracht: 1) Freie Lust, ein Hauptfactor alles Lebens; 2) Untersuchungen über den Zustand der Lust in Zimmern, Schullokalen; 3) Der na-

türliche Luftwechsel und seine Grenzen; 4) Rücksichten für die Gesundheit; 5) Nothwendigkeit des künstlichen Luftwechsels; 6) Ventilatoren.

Wir schließen mit einem Citat von S. 31: „Vorzugsweise drängt es uns die Aufmerksamkeit auf die Gesundheit der Jugend zu richten, und auf die Beschaffenheit der Lokale, in welchen sie die meisten Zeit zubringen muß. Wie verhält sich zu Bildung und Fortschritt die Thatsache, daß noch in den meisten Schulhäusern gar nicht dafür gesorgt ist, diesen so wichtigen, zur normalen Ausbildung der Organe nöthigen Stoff, die Luft, in reinem Zustande und genügender Menge zuzuführen? Auf der einen Seite das emporblühende junge Leben, und auf der andern Seite die fast absichtliche Entziehung der Bedingungen desselben! — Auf einer Seite die Wohlthat der Mittheilung fürs ganze Leben nutzbringender Kenntnisse, und auf der andern Seite die Gefahr des Beibringens eines vielleicht für immer dauernden Siechtums! — Gibt es größere Widersprüche?“ **Wd.**

Vogel, Dr., C., weiland Direktor der ersten Bürgerschule zu Leipzig. **Deutsche Geschichten für die Kinderstube.** 3. vielfach verbesserte Auflage, mit 180 Abbildungen, 5 Ton und 2 Buntbildern. 8. 348 S. Leipzig, 1873. Spamer. 1 thlr.

Die erste Auflage dieser sonst in zwei Bänden geschiedenen, hier aber vereinigten „Deutschen Geschichte“ erschien 1862, die vorletzte 1866, wornach sich bei der in Rede stehenden, rasch darauf folgenden annehmen läßt, daß das Werk, wie seine Verbreitung, so auch seinen Segen gehabt haben möge.

Allerdings ist bei der Darstellung das „jüngste Publikum,“ das der „Kinderstube“ ins Auge gefaßt, wie denn auch Plan und erste Anlage des Buches von einer Frauenhand herrührte, die zum deutschen Vaterland die deutsche Liebe als edelsten Trieb in die Herzen der Kleinen zu pflanzen beflissen war. Die nöthige Uebersetzung und namentlich die dazu gehörigen culturhistorischen Excurse, wodurch das Ganze neben dem Bilderbuch erst ganz zu einem lehrreichen Gemälde der Vergangenheit wird, gab demselben der inzwischen auch verewigte Dr. Vogel zu Leipzig. In einem Punkte aber befand er sich mit der Verfasserin vollständig in Uebereinstimmung — und das ist einer der größten Vorzüge des Buches — die großen

Thatsachen der heimischen Geschichte in fesselnden Einzelschilderungen dem kindlichen Gemüthe nahe zu rücken, so daß hier die für das erste Kindesalter nicht erforderliche trockene Aufzählung der ermüdenden und unergiecklichen inneren Kämpfe in Staat und Kirche im Hintergrund gehalten werden konnte. Dafür sollten die hervorragendsten Thaten des Volkes um so mehr die junge Seele erwärmen und entflammen!

Zu diesem Behuf ist der Stoff recht geschickt in natürliche Abschnitte auseinandergelegt und immer darauf Bedacht genommen solche Gegenstände zu tractieren, von denen auch bei Kindern von niederer Fassungskraft „Etwas hängen bleiben.“ Freilich muß dazu von Seiten des Kindes die Wiederholung und durch den Mund des Lehrers die Erweiterung im Einzelnen hinzukommen. In 26 Abschnitten reicht demnach die Erzählung von der Urzeit bis zu den Kreuzzügen, in eben so vielen von diesem Zeitpunkte bis zu Ende des Mittelalters.

Ton, Geist, Sprache, Auffassung und Darstellung ist bei dem Buche in seiner Art ganz vorzüglich. Kinder, denen man dasselbe unter den Weihnachtsbaum legte, kamen nicht von demselben weg und vergaßen Spiel und Alles darüber. Ganz befriedigt erklärten sich diese Kleinen besonders darüber, daß die Unterschiede der alten und neuen Zeit darin so deutlich ihnen beschrieben seien. Was sie dagegen meistens komisch berührte, waren die Anreden und Fragen, die an die Kinder und von denselben zur Einleitung der einzelnen Abschnitte vorausgeschickt werden, wie weiland in dem Robinson von Johann Heinrich Campe. Die könnten füglich auch unseres Erachtens wegb bleiben, als ein alter Topf, der besser durch eine veränderte Fassung des Inhaltes beseitigt würde.

Wie eine Vergleichung uns belehrt hat, sind die Holzschnitte dieser Auflage hie und da erheblich gebessert. Es dürfte aber noch gründlicher dabei verfahren worden sein. An manchen derselben, die dem Auge fast in allen Jugendschriften des Verlages begegnen, sieht man sich wahrhaft müde. Auch wäre es gut, wenn in dieser artistischen Beziehung ein einheitlicher Charakter der Illustration dem Buche verschafft würde. Dann würde dasselbe noch mehr zu Aug und Herz sprechen und seine Aufgabe bei der deutschen Jugend aufs schönste erfüllen.

Da die deutsche Geschichte in der neuesten Auflage bis auf unsere Tage fortgesetzt ist, werden wir, sobald dieselbe uns zu

Gefichte kommt, in diesen Blättern uns einen weiteren Bericht vorbehalten.

Bd.

Schulz, Otto. *Berlinisches Lesebuch für Schulen.* 22. Aufl. 346 S. Berlin, 1871. Nicolaische Verlagsbuchhandlung. 8 sgr.

Ein Lesebuch für die Mittellassen der Volksschule eingerichtet mit den altherkömmlichen Fabeln, Reimen und Erzählungen. Die Einteilung ist folgende: 1. Gebete und Gedichte geistlichen Inhalts. 2. Denksprüche. 3. Das goldne ABC. 4. Poetische Fabeln und Erzählungen. 5. Fabeln und Erzählungen in Prosa. 6. Aufsätze, Erz. und Beschreibungen. 7. Natur, Gemüth und Vaterland in Gedichten. 8. Zur Naturkunde Anhang: Zur Vaterlandskunde. — Das Lesebuch geht in den alt bekannten Bahnen, enthält entschieden zu wenig realen Vernstoff und kann in seiner Weise als eine hervorragende Erscheinung angesehen werden, doch ist es ernst und rein gehalten.

Schorn, August, R. *Seminar-Direktor in Weissenfels. Geschichte der Pädagogik in Vorbildern und Bildern zusammengestellt.* Leipzig. Dörr'sche Buchh. 1 thlr.

In der Lehrordnung für Seminararien vom 15. Okt. vorigen Jahres ist eine historische Grundlegung für die Unterweisung in der Pädagogik gefordert. Es heißt nämlich. Die Zöglinge erhalten das Wesentliche aus der Geschichte der Erziehung und des Unterrichts in lebendigen Bildern der bedeutendsten Männer der bewegtesten Zeiten und folgenreichsten Verbesserungen auf dem Gebiet der Volksschule.“ In diesem Sinne hat der Verfasser die vorliegenden Bilder zusammengestellt und sie bereits eine Reihe von Jahren hindurch beim Unterricht verwendet. Er hat sich's zur Aufgabe gemacht, möglichst concret die Pädagogen zu zeichnen, vornehmlich dieselben selbst reden zu lassen. Außer den im Einzelnen angeführten Schriften hat der Verf. die einschlägigen Worte von Kramer, Niemeyer, Schwarz, Palmer, v. Raumer, Hoppe, Karl Schmidt, und Strack benutzt.

Schon aus dem Ange deuteten ergibt sich, daß wir keine vollständige, zusammenhängende, pragmatische Geschichte der Päd. in dem vorliegenden Schriftchen zu erwarten haben. Wir finden mitunter sehr detaillirte Schilderungen einzelner hervorragender Pädagogen alter und neuer Zeit, während andere ganz

übergangen, oder nur mit wenigen Worten berührt sind, wie wir im Einzelnen sehen werden. Das erste Kapitel behandelt die Pädagogik des Volkes Israel und zwar nach folgenden Unterabtheilungen: Israel das Volk der Erziehung Gottes; die Erziehung des Hauses in Israel, die Erziehung durch das gottesdienstliche Leben; pädagogische Bedeutung der heil. Schrift. Schon in diesem ersten Kapitel zeigt es sich, daß der Verf. auf einem ganz andern religiösen Standpunkte steht, als die meisten hochgepriesenen Schulmänner unserer Tage. Wir lesen S. 10: „Doch wie wunderbar reich auch in ihren Wegen die göttliche Pädagogik war durch das Wort der Weisheit,“ die Gerechtigkeit, vom Gesetz gefordert, zu Gestalt und Leben zu bringen in Israel war sie unermöglich; es konnte nicht weiter kommen, auch bei dem Besten, als bis zu der Frage: „Wer kann sagen: Ich bin rein in meinem Herzen und lauter von meiner Sünde?“ Diese Erkenntniß der eigenen, sündlichen Unvollkommenheit, in der die menschliche Weisheit gipfelt, nährt die Sehnsucht nach einem vollkommenen Gottesknechte, der wahr und ganz die Gerechtigkeit in sich darstellt. Diese Sehnsucht schwebt wie ein Duft über der ganzen Geschichte der Leitung Israels durch die Hand des Herrn.“ Solche Sprache hören wir bei den Pädagogen der Gegenwart nicht allgemein, um so mehr freuen wir uns, wo sie sich findet. Das ganze Buch ist in einem ernst religiösen, christlichen Geiste geschrieben; dabei ist der Verf. gegen die besseren Erscheinungen des klassischen Heidenthums nicht verblendet. Im zweiten Kapitel wird die Pädagogik der Griechen und Römer behandelt; ausführlicher die der ersteren, die der Römer auf $1\frac{1}{2}$ Seiten. Besonders hervorgehoben werden: Pythagoras und Sokrates, übergangen Plato, Aristoteles, Plutarch u. A. m. Unter den Römern werden keine einzelnen Pädagogen erwähnt. Das folgende Kapitel führt die Ueberschrift: „Jesus Christus, der Erziehung Urbild, Anfang und Führer.“ Es zerfällt in die Unterabtheilungen: Das Urbildliche in dem Jesuskinde. Christus ist der christlichen Erziehung Anfang. Christus als Vorbild des Erziehers. — Namentlich der letzte Abschnitt gibt trotz der Kürze ganz vortreffliche Winke für den Pädagogen und wir bedauern, daß wir nicht einzelne Stellen mittheilen können, möchten nur noch die Frage aufwerfen: „Läßt es sich denken, daß ein solches pädagogisches Vorbild das Produkt der Sagen bildenden Gemeinde sein kann?“ Auch das folgende Kapitel: „Das apostolische Vorbild der Lehre und Erziehung“ enthält des Guten viel. Das pädag. Vorbild der Apo-

stel wird namentlich bei Paulus gefunden und zwar in dessen Glaube, Treue, Liebe, Weisheit und Demuth. Als Vorbilder christlicher Erziehung aus der Zahl der Kirchenväter werden Chrysostomus und Augustin geschildert, am ausführlichsten der Letztere. Kürzer, vielleicht etwas zu kurz spricht sich der Verf. über die Klosterschulen aus, zuerst über Basilus und Benedikt von Nursia, dann über den Unterricht und die Zucht in den späteren Klosterschulen. Doch fehlt es auch hier nicht an interessanten, charakteristischen Einzelheiten. Auch die Sorge Karls wird in einem kurzen Kapitel besprochen. Weiter werden aus dem Mittelalter behandelt: Die städtischen Schulen, die fahrenden Schüler, die Schulen der Brüder des gemeinsamen Lebens. Ueberall wird wenigstens das Charakteristische und Nothwendige gegeben. Aus der Reformationszeit tritt natürlich Luther in den Vordergrund; es wird geschildert dessen vorbildliche Gestalt, weiter werden von ihm mitgetheilt: „Worte über Schule und Erziehung“; es wird die pädag. Bedeutung seines Katechismus besprochen und auf einige Kirchen- und Schulordnungen jener Periode hingewiesen. Melancthon, Bugenhagen, Zwingli und Calvin werden gar nicht, oder kaum berührt. Etwas ausführlicher im folgenden Kapitel ist von Valentin Trokendorf in Goldberg die Rede; — der Straßburger Sturm wird nur in einer Anmerkung erwähnt. Amos Comenius wird als ein Prophet in dunkler Zeit bezeichnet und verhältnißmäßig sehr ausführlich in einem besonderen Kapitel nach seinem Leben und seinen pädag. Ansichten dargestellt; dagegen wird Wolfgang Ratich, oder wie man neuerdings behauptet, Rathe, übergangen, ebenso die Franzosen Montaigne und Fenelon, der Engländer Locke u. A. m. Der Schul-Methodus von Herzog Ernst dem Frommen findet verdienstermaßen eine detaillirte Würdigung, ebenso die pädag. Wirksamkeit von A. H. Francke, während Spener übergangen wird. Auch hätte wohl der Einfluß des Pietismus auf die Erziehung und das Schulwesen überhaupt einige Aufmerksamkeit verdient. Man erkennt aus der Darstellung nicht, daß Friedrich Wilhelm I, der ein Pflanzler und Förderer der Volksschulen genannt und viel ausführlicher, als es bisher in der Geschichte des Volksschulwesens zu geschehen pflegte, auch von Strack geschehen ist, unter dem Einflusse des Pietismus gestanden hat. Die Verdienste Heders um das Schulwesen und besonders um das Realschulwesen werden anerkannt, so wie auch ein Auszug aus dem hauptsächlich von Heders bearbeiteten, Landschulreglement von 1763

eine Stelle gefunden hat. Doch glauben wir, daß dieses wichtige Schulgesetz auch nach seinem religiösen Inhalt — im Gegensatz zu den sonstigen Anschauungen Friedrich des Großen, genauer und ausführlicher hätte ins Auge gefaßt werden sollen, um zu zeigen, warum sich der König gleichsam genöthigt sah, einem solchen, vom Hauche des Pietismus angewehten Gesetze seine Zustimmung zu geben.

Billigen können wir es nicht, daß Kochow vor Rousseau besprochen ist, da des Letzteren Emil 10 Jahre früher erschienen ist, als Kochow seine pädag. Thätigkeit begann. Rousseau wird ausführlich und ziemlich unbefangen dargestellt; daß derselbe die Theresia le Bassleur später geehlicht habe, erinnern wir uns nicht anderweitig gelesen zu haben.

Den Philanthropen: Basedow, Campe, und Salzmann werden gleichfalls 10 Seiten gewidmet, soviel wie Rousseau. Auch dieses Kapitel zeigt das ruhige, besonnene Urtheil des Verf. Salzmann wird mit einiger Vorliebe behandelt. Es wird seine ehrwürdige, ungeschminkt Frömmigkeit, nach der er die Vatergüte und Weisheit Gottes, namentlich auch in den zum Heile der Menschen gefendeten Leiden erkannte, in der er auch bezeugte, daß wir uns des Glaubens an Jesum nicht rühmen könnten, so lange wir ihn nur für einen vorzüglich guten Menschen hielten, anerkannt. Daß der Bewegung in katholischen Gebieten unter Maria Theresia, in Münster unter dem Weihbischof Fürstenberg zc. gar nicht gedacht wird, daß der Abt Falbiger, Kindermann, Overberg u. A. m. mit Stillschweigen übergangen worden, glauben wir nicht als gerechtfertigt betrachten zu können, auch wenn der Verf. nur Vorbilder und Bilder darbieten will. Eine relative Vollständigkeit muß bei der Behandlung der Geschichte der Pädagogik und besonders des Volksschulwesens verlangt werden. Wenigstens sind in einem dergleichen Lehrbuche Winke nöthig, daß der mündliche Unterricht angeregt wird, das Fehlende zu ergänzen. Ohne diese relative Vollständigkeit können sich die Seminaristen versucht fühlen, die behandelten Persönlichkeiten zu überschätzen, als ob diese allein die Metebre am pädagogischen Horizont gewesen wären. Selbst ein falscher Pestalozzi-schwindel hat schon dadurch Nahrung erhalten, daß man übersehen hat, was vorher in Beziehung auf die Methode, resp. in Beziehung auf die Anschauung geleistet worden ist. Der Verf. ist natürlich von solcher einseitigen Beurtheilung frei, wie auch das vorletzte Kapitel, welches Pestalozzi's Verdienste hervorhebt,

beweist; die Schwächen und Gebrechen des großen Mannes werden nicht mit Stillschweigen übergangen. Das letzte Kapitel zeigt die Entwicklung der preussischen Volksschule in unserem Jahrhundert und zwar in folgenden Abschnitten: Einfluß Pestalozzi's, Dinter, Harnisch, Diesterweg, — Amtliche Leitung und gesetzliche Bestimmungen. Im Ganzen sind wir mit der Darstellung einverstanden; doch glauben wir, daß gerade in diesem Kapitel und besonders in dem letzten Abschnitt, eine mehr pragmatische Entwicklung, warum es so und nicht anders geworden, was die Regulative herbeigeführt habe zc. an ihrem Plage gewesen wäre. Vielleicht hätten auch Andeutungen über das Schulwesen in andern deutschen Staaten dazu dienen können, ein unbefangeneres Urtheil aber das preussische zu begründen. Der Verf. erkenne in unseren Bemerkungen einen Beweis mit welchem Interesse wir seine Schrift gelesen haben. Wir halten sie geeignet für den bestimmten Zweck, glauben aber, daß unsere Winke bei der Behandlung nicht unbeachtet bleiben sollten.

R. Str.

v. Raumer, Karl. Geschichte der Pädagogik vom Wiederaufblühen klassischer Studien bis auf unsere Zeit. Erster und zweiter Theil. Vierte durchgesehene und vermehrte Auflage. Gütersloh, 1872. Bertelsmann. 4 thlr.

Eine erfreuliche Erscheinung der Zeit, daß ein Buch wie das vorliegende, vier Auflagen erlebt. Raumer's pädagog. und religiöse Ansichten stimmen nicht mit dem vorherrschenden Geiste der Zeit überein. Wenn also dessen Geschichte der Pädagogik immer aufs Neue begehrt wird, so ist das ein Beweis, daß ein gutes Buch Beachtung findet, auch wenn es nicht mit dem Strome der Zeitvorstellung schwimmt, demselben hier und da geradezu entgegentritt. Auf der andern Seite gibt die größere Verbreitung eines solchen Buches auch zu erkennen, daß die Anschauung des Verfassers noch immer Anklang findet. Wir freuen uns dessen, denn, wo v. Raumer's Darstellung Anklang findet, da ist dem pädagog. und religiösen Radicalismus ein hemmender Damm entgegengesetzt. Wir können im Allgemeinen Inhalt und Darstellung als bekannt voraussetzen, da schwerlich Jemand, der sich für den behandelten Gegenstand interessiert, dieses Buch ganz unbeachtet gelassen hat. Doch erlauben wir uns um derjenigen Leser willen, welche bisher dieser vor-

trefflichen Geschichte der Pädagogik ihre Aufmerksamkeit noch nicht gewidmet haben, etwas näher auf den Inhalt einzugehen. Vorerst glauben wir, daß der Titel dem Inhalt nicht ganz entspricht. Es wird uns nicht eine zusammenhängende Geschichte der Pädagogik geboten, sondern eine Auswahl interessanter und wahrheitsgetreuer Darstellungen aus dieser Geschichte, meistens in ausführlichen Schilderungen der pädag. Ansichten und Thätigkeiten hervorragender Fachmänner und besonders solcher, welche auf dem Gebiete des inneren Schulwesens thätig waren oder auf dasselbe Einfluß übten. Aus der vorreformatorischen Zeit werden: Dante, Boccaccio, Petrarca behandelt, sodann Johannes von Ravenna und Emanuel Gryphorasz, Guarino und Vittorino von Feltre, sowie andere Italiener, Philadelphus, Poccinus, Laurentius Valla, Lorenz von Medici, Ficinus, Argropyllus, Pseudinus, Politianus, Picus von Mirandola, Leo X. u. s. Zeit. Von Italien wendet sich der Verf. nach Deutschland und den Niederlanden; er behandelt die Hieronymiten, Johann Wessel, Rudolf Agricola, Alexander Hegius, Rudolf von Lange und Hermann von dem Busche, Erasmus, die Schule zu Schlettstadt, Ludwig Dringenberg, Wimpfeling, Crato Sapidus, Platter, Johann Neuchlin.

Aus der Periode von 1483—1626 (Reformation, Jesuiten, Realismus) werden behandelt Luther, Melancthon, Trochendorf, Neander, Hieronymus Wolf, Johannes Sturm, Württemberg, Sachsen, Jesuiten, Verhältniß der Schule zu den Universitäten, Verbaler Realismus, Franz Vaco, Montaigne. Der II. Bd. behandelt die Zeit von Vacos Tod bis zum Tode Pestalozzi's mit der Ueberschrift: Neue Bildungsideale und Bildungsmethoden; Kampf, Wechselwirkung und allmähliche Vermittelung zwischen dem Alten und Neuen. Dieser Theil zerfällt in folgende Abschnitte: 1) Die Neuerer, 2) Wolfgang Ratich, 3) Der dreißigjährige Krieg, 4) Comenius, 5) Das Jahrhundert nach dem westfäl. Frieden, 6) Locke, 7) A. S. Francke, 8) Die Realschulen, 9) Reformatorische Philologen, J. M. Gesner, J. A. Ernesti, 10) J. J. Rousseau, 11) Philanthropen, 12) J. G. Hamann, 13) Herder, 14) F. A. Wolf, 15) Pestalozzi. Jedem Theil sind noch Beilagen beigefügt, weitere Mittheilungen aus der betreffenden Literatur, Auszüge aus einzelnen Schriften zc. z. B. aus Platters Selbstbiographie, Pestalozzi's Abendstunden eines Einfiiedlers, ein Verzeichniß der Fremden, welche sich längere oder kürzere Zeit in Pestalozzi's Institut aufgehalten haben, eine Vergleichung

von Rousseau und Pestalozzi, einige Notizen über Julius Heder.

Wir glauben, das Inhaltsverzeichniß bestätigt das im Anfang Gesagte, daß der Verf. mehr das höhere Schulwesen als die Volksschule berücksichtigt, und mehr detaillirte Schilderungen aus der Gesch. der Pädagogik, als eine systematisch zusammenhängende Darstellung dieser Wissenschaft geliefert habe. In einer solchen hätten auch Zwingli und Bugenhagen aus der Reformationszeit nicht übergegangen werden dürfen, nicht Herzog Ernst und sein Schulmethodus, nicht Spener, von dem in Dresden gesagt wurde: der Kurfürst habe einen Hosprediger berufen, aber einen Schulmeister bekommen, nicht Rosow, nicht die Schulverbesserung unter Maria Theresia zc. Julius Heder dürfte nicht in wenigen Zeilen in einer Beilage abgemacht werden. Wir rügen das nicht als einen Mangel, sondern zeigen nur, was der Leser zu erwarten und nicht zu erwarten habe. Was der Verf. geben wollte und gegeben hat, ist durch seine Vortreflichkeit hinlänglich gegen jede tadelnde Kritik sicher gestellt. Das Buch war ein bahnbrechendes Werk und alle spätere Bearbeitungen des Gegenstandes sind durch dasselbe theilweise angeregt, theilweise auch erst ermöglicht worden, und Ref. erkennt es dankbar an, was ihm das vorliegende Buch bei Bearbeitung der Geschichte des deutschen Volksschulwesens genügt hat. Ueber diese neue Auflage bemerkt der Herausgeber, er habe sich für verpflichtet gehalten, ein Werk, das durch und durch das Gepräge seines Verf. trage, dem Publikum ganz so zu übergeben, wie es sein Urheber hinterlassen habe. An einer einzigen Stelle habe er sich genöthigt gesehen, zwar nicht an dem Werke selbst zu ändern, wohl aber einige erläuternde Zusätze hinzuzufügen, nämlich in dem Abschnitt über Johannes Sturm. Diese Zusätze sind überall in edige Klammern eingeschlossen und durch ein hinzugefügtes, „der Herausgeber“, von den Worten des Verf. unterschieden. Wir ehren diese Pietät gegen den Verstorbenen, glauben aber, daß solche erläuternde Zusätze auch in andern Abschnitten an ihrem Plage gewesen wären. Gerade die Geschichte der Pädag. hat während des letzten Decenniums im Ganzen und in ihren einzelnen Theilen vortreffliche Bearbeitungen gefunden. R. Str.

Schäfer, C. B., Prediger und Lehrer in Frankfurt a. M. N. Joh. Friedrich Flattich und sein pädag. System. Frankfurt a. M., 1871. Zimmer'sche Buchh. 15 Sgr.

Der Verf. sagt in der Vorrede: „Vorliegende Schrift wurde veranlaßt durch einen Vortrag, den der Verf. bei Gelegenheit des Jahresfestes der allgemeinen Lehrerversammlung zu Frankfurt a. M. zu halten aufgefordert war. Persönliche Neigung, sowie der Wunsch, seinen Zuhörern etwas Anregendes zu bieten, ließen ihn zum Thema desselben das Leben und die pädag. Wirksamkeit des alten Würtemb. Pfarrers J. F. Flattich wählen. Schon von Jugend auf hatte dieser würdige und originelle Pädagoge, mit dem uns Kanne, Barth, v. Schubert und am umfassendsten in neuerer Zeit L. Völter, K. F. Ledderhose, und F. Ehmann bekannt gemacht haben, meine volle Zustimmung gewonnen und war mir als Vorbild eines wahrhaft christlichen Volkslehrers erschienen. Und wie manchmal hat mir sein Wort und Beispiel, als ich mich in denselben Beruf geführt sah, belehrend, beratend, warnend, ermunternd vorgeschwebt und zur Seite gestanden; wie manche bedeutungsvollen Winke und Fingerzeige für das praktische Amt haben mir seine gediegenen, einfachen und treuherzigen Worte und Schriften gewährt. Darum fühlte ich mich stets den Männern zu großem Danke verpflichtet, die mich durch ihre Arbeiten ihn kennen gelehrt hatten. Einen Theil dieses Dankes aber dachte ich damit abtragen zu können, daß ich noch Andere auf ihre Verdienste hinwies und die Fachgenossen und Eltern aufs Neue zu diesem anziehenden und lehrreichen Bilde hinlenkte.“

Es war besonders dem Verf. darum zu thun, die pädagog. Aussprüche Flattichs, welche bisher mehr in aphoristischer Form überliefert wurden, nach ihrem Inhalt in eine bestimmte Ordnung und Uebersicht zu bringen, in allgemeine Kategorien zu fassen. Wir geben den Inhalt des Schriftchens der Hauptsache nach an. Zuerst kommt der Vortrag über Flattichs Leben und Wirken: 1) Flattichs Lebensgang bis zum Antritt seines Pfarramtes in Mönchingen. 2) Fl. als Pfr. in Mönchingen. — Allgemeines Charakterbild. 3) Fl. in seiner Thätigkeit als Pädagog bis zu seinem Tode. Dann folgt als zweiter Haupttheil: Flattichs schriftstellerische Thätigkeit und pädag. Aufzeichnungen. Versuch einer zusammenhängenden Darstellung von Fl. päd. System und zwar in folgenden Abschnitten. 1) Psychologische und ethische Prinzipien-Fragen. A. Psychologische Grundlage. B. Anforderungen an die Person des Schülers und Zögling. 2) Methodologisches: A. Anforderungen an die Person des Lehrers und Erziehers. A. Lehrmethode und Unterricht. In einem Anhang werden die Ansichten Fl.

über Ferien und freie Zeit der Schüler, über das Vergessen des Gelernten, über die Zukunft des Zögling mitgetheilt. Zuletzt folgt ein Sachregister.

Wir haben dem Mitgetheilten nichts weiter hinzuzufügen, da der Inhalt selbst die Aussprüche Flattichs, welche meistens aus Ledderhose und Ehmann genommen, mitgetheilt sind — außer dem Reich unserer Kritik liegen. Daß solche verdienen, beachtet und beherzigt zu werden, bedarf keiner Bemerkung von unserer Seite. Besonders Verdienst vermögen wir dem Verfasser nicht zuzuerkennen; die Arbeit war keine schwierige, wenn auch der Verf. die zerstreuten Aussprüche in ein gewisses System gebracht hat. Doch wünschen wir, daß seine Absicht erreicht wird und daß sich immer mehr Lehrer und Erzieher mit den pädag. Ansichten des originellen Mannes befreunden. Dazu kann das Schriftchen zweckmäßige Anleitung geben. K. Str.

Belletristik.

Jung, Alexander. Darwin. Ein komisch-tragischer Roman in Briefen an einen Pessimisten. Jena, 1873. Costenoble. 4 $\frac{1}{2}$ thlr.

Eines der gedanken- und gehaltreichsten Bücher, die uns je zu Gesicht gekommen sind; ein Buch, welches wie kaum ein anderes der Neuzeit die geistigen Strömungen der jüngst verflossenen Vergangenheit bis mitten in die Gegenwart hinein mit den schärfsten Lichtern des Verstandes und Humors beleuchtet; ein Buch, welches wie kaum ein anderes der Verantheit in irgend ein System entgegen ist, indem es die Vorzüge der entgegengesetzten Richtung nicht leichtsinnig oder mit Fleiß überfieht, sondern ihnen eine warme gerechte Anerkennung nicht versagt; ein Buch endlich von edelster Begeisterung für Ideale, für höhere Welten als unsere irdische, für höheres Leben als unser irdisches durchweht; aber durchaus frei von allem und jedem Fanatismus, der gewiß heutzutage nicht bloß im ultramontanen Lager zu Hause ist, sondern auch in den Zeitrichtungen nicht fehlt, die den Ultramontanismus auf Leben und Tod bekämpfen. Gegen zwei unserer modernen Zeitrichtungen macht es ebenso ernste als ironische Front, gegen den Darwinismus, dessen Princip besonders der Höllentraum im dritten Theile mit der heißendsten Ironie an den Pranger stellt, und gegen die Schopenhauerische Philosophie. Es würde zu weit führen, wollten wir auf alles von Alexander Jung

in seinem Werke in Bezug auf die beiden vorhin genannten Geist-, Geschmacks- und Zeitrichtungen Gesagte genau und ausführlich eingehen, denn kein Buch ist so unermülich reich an jene Richtungen widerlegenden philosophischen Gedanken, dichterischen Bildern, ironisch-schlagenden Einfällen, daß ein solches gründliches Eingehen auf jedes Einzelne, selbst ein Buch geben könnte. Nein, wir müssen uns eben bescheiden, nur einige Andeutungen zu geben, die dem Leser die Hauptgedanken des Werkes zur Anschauung bringen, die ihn vielleicht zu einer Lectüre anregen, welche ihn, wenn er wirklich ernsthaft und ohne pessimistische, materialistische und pantheistische Vorurtheile und Vorurtheile nach Wahrheit strebt, ihm eine innere Harmonie zu geben schwerlich verfehlen dürfte.

Zwei menschliche Lebensgestalten sind es, die uns gleich zu Anfang des Werkes entgegen treten. Der eine, ein junger Freiherr, ein Baron, ein Freund unseres Schriftstellers und Dichters, ist wie viele Andere seines Standes, trotz seines im Grunde durchaus edlen nach Wahrheit ringenden Gemüthes, durch Ueberfättigung von den tagtäglichen Lebensgenüssen gelangweilt, mit sich und der Welt unzufrieden, blasirt und pessimistisch geworden, und hat sich darum der Schopenhauer'schen Philosophie in die Arme geworfen, in der er den besten und edelsten Ausdruck für seine pessimistische Weltanschauung zu finden glaubte. Er hat sich ihr so unbedingt und rückhaltslos, so inbrünstig und fanatisch in die Arme geworfen, daß er eigentlich nichts weiter vermag, als auf des Meisters Worte zu schwören. Ja: er schwört auf den Jammer aller Existenz, begeht aber, wie die meisten Pessimisten, die Inconsequenz, trotz der vermeinten Jämmerlichkeit, ja Nichtswürdigkeit der Existenz, mit den Erscheinungen des Lebens, ja mit den allermateriellsten Erscheinungen kokett zu liebäugeln; kurzum sich vom Materialismus und dessen Genüssen nach wie vor von amore bedienen zu lassen, sich so bedienen zu lassen, daß er nach wie vor den Genuß zu Genuß stürzt, und nach wie vor den Ueberdruß, den Existenzekel fühlt, der seinen Pessimismus nur praktisch vertieft. In dieser blasirten aber höchst fatalen und stets sich widersprechenden Seelensituation wendet er sich an seinen Freund, unsern Schriftsteller, der ihm nun zur Rettung die Hand bietend brieflich die ganze Unhaltbarkeit seiner Anschauungen, seiner Grundsätze, seines Wesens allmählig entrollt.

Außerdem erscheint uns im ersten Theile des Werkes eine durch und durch edle Frauengestalt. Es ist die junge Celestine, schon in

jungen Jahren über die meisten ihres Geschlechtes hinaus hochgebildet durch die beste, reichste und doch einfachste Erziehung. Ein durch und durch religiöses Gemüth, aber frei von aller engherzigen confessionellen Befangenheit, denkt sie über sich selbst nach, über das Woher und Wozu, während fast alle ihre Freundinnen in wechselnden rauschenden täglichen Zerstreuungen nie zu sich selber kommen, und sich bei der Gelegenheit freilich manchen Schmerz des Augenblicks ersparen. In ihren noch sehr jungen Jahren ist es die Musik gewesen, eine Beethoven'sche Symphonie, die in der damals etwas Geisteskränkung und Phlegmatischen eine gewisse Wiebergeburt weckte, die die schlummernden Seelenkeime hervortrieb, die da fähig sind, die Gestalten und Töne einer andern höheren Welt zu schauen und zu hören, und zum unverlierbaren Herzenstheimum zu machen. Mit den Jahren, in denen sich ihr Fühlen, ihr Denken vertieft, wächst ihr das Organ für das Wesen jenes allein verklärenden Lichtes, welches die Natur einem Andern verbannt, als sich selbst; und darum kann sie durch keine auch noch so lockende Form des Pantheismus, am wenigsten durch die Schopenhauer'sche Philosophie auf falsche Fährte geführt werden. Davor bewahrt sie schon die selige Ahnung einer höheren Natur, einer höheren Welt und ihres Urhebers; davor schützt sie der heilige Schauer vor jenen Räthseln des inneren Menschen und der äußeren Naturwelt, deren seligste Lösung von der Unwahrheit, von dem Urlichte sie wiederum abnt — (eine Ahnung, ein Schauer des menschlichen Herzens, die durch keine Philosophie, am wenigsten durch die Schopenhauer'sche erklärt werden können.) Ja, auch bei ihr gilt das schöne Göthe'sche Wort: „der gute Mensch in seinem dunkeln Drange, ist sich des rechten Weges wohl bewußt.“ In diesem Sinne spricht sie sich in dem Tagebuche aus, aus dessen Zeilen uns ein ebenso lieblich ahnender Glaube, als ein freies klares ruhiges Nachdenken freundlich entgegen spricht.

Doch zurück zur Schopenhauer'schen Philosophie. Wie der Verfasser uns zeigt, auf welche Weise sein Freund, der Baron, in ihre Zergänge hineingerathen war, so zeigt er uns auch, wie die moderne Zeit, welche jene Philosophie anfangs und lange Jahre ignorirte, allmählig sich in sie verrannt hat. Man war des Ueberpikanten, des Uebergeistreichen, des Uebereschlüpfrigen allzu gewohnt geworden und dadurch gründlich blasirt. Man hatte sich an Heine, dessen urtiefte Naturlaute man nicht verstand, man hatte sich an der Heine'schen obscönen Frivolität durchaus den Magen verborgen; ebenso an den überwürzten faulen

Gerichten der französischen Romantiker. Ueber den ästhetischen Geschmack war fast ein Banerott ausgebrochen durch die lusternen extravaganen Schreibereien über die Emancipation des Fleisches, sowie über die Frauenemancipation; — Unzufriedenheit mit dem Bestehenden, Genußsucht und zugleich Ekel am Genuß, Atheismus, Materialismus, Pessimismus, — da war für Schopenhauer etwas zu gewinnen, da war der Boden für seine Philosophie gelockert. Da wurde seine Philosophie Mode; da wurde Schopenhauer der moderne Weltweise. Er lehrte ja auch keinen Gott — in Uebereinstimmung mit den Uebersättigten und Blasirten, welche die Lehre vom persönlichen Gott für einen überwundenen Standpunkt verschrien; — er lehrte dagegen, daß Menschenhaß Bestimmung sei — in Uebereinstimmung mit jenen Uebersättigten und Blasirten, deren feinen Geschmack die Menschheit und das Menschenleben nur anekelt. Er wurde um so mehr vergöttert, als man seine Wahrheiten, die dem Gebahren jener Blasirten wohl hie und da ein veto zurufen dürften, nicht las, oder doch über sah.

Mit den letzten Worten haben wir schon angedeutet, daß unser Verfasser den Schopenhauer und seine Philosophie durchaus nicht in Vausch und Bogen verdammt. Er läßt ihr Gerechtigkeit widerfahren. Er giebt die impopulante Gliederung des Schopenhauer'schen Systems zu. Er räumt ein, daß die ganze Gruppirung von Wille und Vorstellung etwas Packendes habe, daß der ganze Bau gediegen zu nennen sei. Aber das Finale der Schopenhauer'schen Philosophie befriedige nicht; befriedige dar um nicht, weil ihm jedes philos. Organ fehle, einzusehen in das Wesen des Nichts, dem Alles, alles in allem verdankt, in das Wesen des persönlichen Gottes. Schopenhauer sei wie besessen von der fixen infernaln Idee eines alles erzeugenden Willens, welcher Wille im Grunde nichts sei, als ein Trieb, daß ein Taßsinn, als ein eigentlich nur dem Tode verfallender collossaler Geschlechtstrieb. Der irdische Leib sei nichts weiter, als der sichtbare Wille zum Leben. Der Intellekt aber, der Sohn jenes Willens, suche den wollüstigen Vater zu überwinden und zu morden. Einem solchen Willen stellt der Verfasser nun die Schönheiten des Himmels und der Erde entgegen — in wunderbarer unbegreiflicher hoher Weisheit dahingestellt und geordnet — und fragt dann: das Alles soll durch einen solchen dummen plumphen wollüstigen Willen entstanden sein? oder — wie die Materialisten deliriren — durch dumme bewußtlose Atome? Nein! nun und nimmermehr könne die Schopenhauer'sche

Welt von Wille und Vorstellung das Universum erklären, wie überhaupt der Pantheismus nicht, in dessen Anschauung Alles in Allem durchaus eitel und ein Nichts sei — Religion, Naturandacht, Musik, Poesie, alle Kunst überhaupt, Glauben, Wissenschaft, Liebe, Streben, Hoffnung, warum das Alles? wozu das Alles? „wozu der Lärm? denn alles, was entsteht, ist werth, daß es zu Grunde geht.“

In solcher Weise spricht sich der Verf. aus. Er zieht so geistreich-ironische Consequenzen aus der Schopenhauer'schen Philosophie, wie sie bis dahin vielleicht kaum erhört worden sind. Er bricht trotz aller Anerkennung des Einzelnen den Stab über den Philosophen auf so unerwünscht ironische, komisch-ernsthafte Weise, daß man laut lachen muß und sich doch eines Grauens nicht erwehren kann, eines Grauens über das innerste Wesen wie über die letzten Consequenzen der Schopenhauer'schen Welt, wie des Pantheismus und Materialismus überhaupt. Dabei vernichtet der Verfasser auch nicht die derbsten Späße, die gewagtesten Sprünge, den kecksten Geißelschwung, die kühnsten Lanzenwürfe. Man lese zum Beispiel im ersten Bande Seite 100—114 — da giebt es wahrhaftig im vollsten Sinne des Wortes goldene Rücksichtslosigkeiten, erfrischend wie Gewitterregen auf ein dürres Sandreiß oder einen faulen Sumpf; da kommt zuweilen eine wahrhaft Luther'sche Derbheit zur Erscheinung, und man fühlt sich versucht, keinen Augenblick zu zweifeln, daß, wenn Luther jetzt in unserer Zeit lebte, und die Sprache unserer Zeit spräche, er auf die Schopenhauerianer, auf die Pantheisten, auf die Materialisten mit derselben Sprache, vielleicht mit denselben Ausdrücken gehauen hätte, mit denen sie Alexander Jung geißelt.

Und warum auch nicht? warum keine Geißelhiebe? warum keine Kolbensschläge? der Spott ist stets erlaubt, zum Mindesten verziehen, wenn er die Wahrheit will. Es ist aber einfache Pflicht und Schuldigkeit, mit der Gabe des Witzes zu wuchern, wenn man gleichsam sein Herzblut daran setzt, einen Kampf bis aufs Blut wagt, eine absolut negative Weltanschauung allmählig zu vernichten, eine positive dagegen mit dem Ausblick auf einen persönlichen Gott und auf ein höheres Leben, als das irdische, in's Leben zu rufen. Wessen Leben von dem Gedanken eines selbstbewußten höhern ewigen Lebens beseelt ist, in wessen Leben die Klänge einer höheren Welt zuweilen hineintönen, wer das Leben nicht lebenswerth findet, wenn jenes Leben als Lebensgrund und Lebensziel ihm fehlte, der

darf und muß die ganze Kraft seiner Ironie gegen die gebrauchten, die ihm, wie der Menschheit jenen höheren Lebensgrund wegphilosophiren, formmaterialisiren wollen, zumal wenn er die Gegner für das Leben, das er versteht, zu gewinnen trachtet.

Gegen den Schluß des ersten Bandes faßt unser Schriftsteller auf S. 251, nachdem er vorher in kurzen schlagenden Gegenüberstellungen die Widersprüche mancher Schopenhauer'scher Sätze in's Licht gestellt hat, (so zum Beispiel S. 245, 246,) das Wesen des Pessimismus, der von einem persönlichen Gott, von einer persönlichen Fortdauer nach dem Tode, von einer Schöpfung der Welt Nichts wissen will, in folgendem Grundsatz der Pessimisten zusammen: „die vorhandene Welt ist eine erbärmliche; sie ist ein nothwendiges Uebel, aber unter allen Umständen ein Uebel.“ Dem gegenüber bekennt sich der Verfasser entschieden zum Optimismus. Er verwirft freilich auf das Energischste jenen Optimismus, der da behauptet: „unter allen möglichen Welten sei die Gegenwärtige die beste, und gar noch die beste“ und macht diese Behauptung auf S. 252 durch einige höchst ergötzliche Gleichnisse höchst lächerlich, — nein, das eigentliche Wesen des Optimismus erkennt er in der Wahrheit, in der Anschauung, daß Gott schon als solcher und in sich eine vollkommene Welt ist, daß er eine Welt, vollkommen wie Er, geschaffen hat, daß aber durch einen Abfall der Geister, (Bd. III S. 11,) ein Pessimismus in die Welt hineingekommen ist, also ein verschuldetes Uebel, das aber (in der Erlösung der Welt von allem Uebel) endlich wieder verschwinden würde und müßte. Diese Anschauung, diese Gewißheit nennt er Optimismus. Zu einem solchen Optimismus und zum treuen gläubigen Halten an demselben ist ein Schriftsteller um so berechtigter, wenn er vom Pessimismus unter mannichfachen Formen gelitten hat, angefochten, aber nimmermehr überwunden ist. Wie weit unser Dichter von einem Welt und Menschen sich besser, als sie sind, vorphantastirenden Optimismus entfernt ist, das zeigen uns seine Einblicke in die Nachtseiten des menschlichen Lebens, Einblicke von so schauerlicher Tiefe, wie wir sie selten gewahrten. Man lese zum Beispiel S. 234—238, und man wird sich eines Grauens nicht erwehren können über den Seelenzustand einer moderngebildeten von Gott abgekehrten Familie.

Als Gegensatz zu dem ebenerwähnten Nachtstück rollt uns der Verfasser schon dem Schlusse des ersten Bandes zuendend auf S. 258 ein wunderliebliches Lichtbild über Wesen und Wirkung der Musik auf. Doch was sage

ich Lichtbild? es ist ein Hymnus auf die Musik von gottbegeisterter, geisterleuchteter Einfachheit, Kraft und Schönheit, ein Hymnus, der seine bezaubernde Wirkung nicht verfehlen wird. Man lese zum Beispiel Gedanken, wie folgende: „die Musik erzählt Dinge, die Jeder wie aus einem vorweltlichen Dasein her auch ohne Studium versteht. Sie erzählt uns, was nur Erzengel erlebt haben können, erzählt uns aber auch, was gestern des Geheimsten in unserm Privatleben vorging, ja in der Zelle unseres Herzens; und dann erzählt sie uns auch bereits, was wir erst, etwa auf einem andern Sterne, vielleicht nach Milliarden von Erdjahrhunderten erleben werden. Die Musik weiß alles. Und doch, wenn sie dir dein Verborgenes vorplaudert, Niemand versteht es, Niemand weiß, wie sie es trifft, als allein Gott und Du. Niemand hat ein solches Mitleid mit Dir, Niemand eine solche Theilnahme für Dich, als Gott und die Musik.“

Im weiteren Verlauf seines Werkes führt uns der Verfasser den Pessimismus im weitesten Sinne des Wortes vor, indem er uns zeigt, wie derselbe theoretisch wie praktisch in alle möglichen modernen Anschauungs- und Lebensformen sich eingeschlichen hat, den Pessimismus also als grundverkehrtes Anschauungsprincip, wie den Pessimismus als Verkehrtheit als Verschrobenheit im wirklichen praktischen Leben überhaupt. Er verfolgt ihn nach den verschiedensten Richtungen; er verfolgt ihn mit lachendem Humor, mit heiterer mitunter beißender Ironie, mit dem brillantesten Geistesfeuer des Wizes, das er in fast verschwenderischer Fülle leuchten, sprühen und blitzen läßt, aber auch mit der Tiefe jenes heiligen Ernstes, der schon an und durch sich selber beweist, daß der zündende tödtende Wetterstrahl der Ironie nur der Wahrheit, nur einem höheren Leben, nur Gott dienen will. Wie denn Jüng das Verkehrte nicht zerstört, ohne auf den positiven, guten, schönen, bereits verwirklichten oder noch zu verwirklichenden Gegensatz mit warmem vollen Herzschnalge freundlich hinzuweisen. Man lese zum Beispiel wie er über den Pessimismus in der Astronomie spricht, der da schwört, „die Sphären seien nur brennende, allmählig verfohlende Torfklößen, um den chemischen Ofen des Universums zu heizen;“ wie er mit der jüngst-modernen Spektralanalyse die analysirende Kritik des neuen Testaments und des Lebens Jesu in Parallele stellt; was er über den Communismus sagt, über den eigentlich praktischen Pessimismus, über die Brunnstucht, Heuchelei, Brüderie ausländischer Engländerinnen und

inländischer deutscher Frauen und Mädchen, über ihre seelenlose gespreizte Ostentation besonders in Ueberladung des Auges und Schmuckes, über ihre coquett sich verbergen wollende Sucht, Aufsehen zu erregen. Man lese und lese wieder, wie ganz vorzüglich er das sogenannte große Lesepublikum geißelt, mit wie ganz vorzüglichen Witzern er das Autorthum, auch die Kritik der Gegenwart zu treffen versteht; wie er darauf hinweist, daß gar manche Literaten Nullitäten an Begeistertung, aber Sklaven des Buchhändlers, des Redacteurs, vor allem aber des Zeitwindes seien, während doch, gleichwie ein reinigendes segnendes Gewitter gegen den Wind zöge, so auch der echte Genius gegen den Zeitwind, wenn auch nicht immer gegen den Zeitgeist, ginge; — daß darum so manche Autoren von der Phrasendespotie geistig fast vernichtet wären, daß sie nicht schafften, sondern fabricirten, die gemeinste Wirklichkeit copirten. Ruht sich dann der Verfasser eine Weile aus von der Hitze seines ironischen Streites, dann hört unser Herz die Nachtigallenlaute der reinsten Naturandacht, so die Gewitterschilderung und Ruhe nach dem Gewitter auf S. 14—18 des zweiten Bandes, erfüllt von wahrhaft funkelnden Schönheiten, von duftigen Ahnungen jenes idealen Jenseits, wo wir ein intelligibles Zusammensein verwandter Seelen ahnen, nicht durch Zeit und Raum beschränkt, aber dennoch ein persönliches Zusammensein fern von aller pantheistischen Zerklossenheit.

Zu einer dichterischen Höhe, wie sie in der Weise seit Byron — ich meine in dessen *Mysterium „Rain“* der Flug mit Lucifer durch den unermesslichen Raum — noch nicht wieder erreicht ist, erhebt sich aber der Verf. in dem *„Himmelstraum“* (Band II S. 200) welches Poem zugleich von dem feinsten Dufte der Jung'schen Dichterblüthe durchweht ist. Es ist dies Gedicht von einer Kühnheit und Großartigkeit der Phantasie und doch wieder von einer künstlerischen Ruhe und Sicherheit des Geistes getragen, daß es in unserer Zeit seines Gleichen nicht hat. Der Traum erhebt uns weit über unsere Erde, weit über die Sphären unseres Sonnensystems. Die Schilderung der wunderbar — geschärften menschlichen Sinne hoch über der Erde, aber noch in ihrem Luftkreise, der geheime Schauer in den tönenden Planetenbahnen, die allmähliche Verwandlung aller Organe in den Räumen der Fixsternwelten, das dortige unennbare Licht, die dortigen unennbaren Töne und Farben, die dortige unendliche ganz unirdische Stille, das Erwachen aus dem Traum im Traum; das gänzliche und doch

persönliche Ineinander zweier liebender Seelen; das Urbild oder verklärte Abbild unserer Erde auf einer höheren Welt — das alles macht einen bezaubernden Ja berausgenden Eindruck und ist in so natürlicher Einfachheit hingestellt, hingehaucht, daß Manche versucht werden dürften, wirklich daran zu glauben; andere wenigstens die Großartigkeit jener Weltanschauung nicht ablängnen, sondern wenigstens bekennen dürften: wäre das Alles dereinstige Wirklichkeit auf dem jenseitigen Ufer des Lebensgebietes, es wäre eine liebliche große göttliche Wirklichkeit.

Wir erwähnen kurz vorher den Dichter Byron. Auch über ihn, auf den sich eine ganze Reihe von Pessimisten stützt, spricht sich unser Verfasser auf's Treuesten aus. Er giebt zu, daß Byron die Nachseiten des Daseins in so furchtbarer Schönheit hingestellt, wie noch kein Dichter vor ihm; daß er aber auf der anderen Seite angefangen habe, seine theilweis düstere pessimistische Lebensanschauung entschieden zu überwinden, wie er denn je älter um so selbstloser geworden sei; wie er kurz vor seinem Tode eine fast vollendete Selbstlosigkeit gezeigt habe. Jung zeigt ferner aus Byron's Frauengestalten, die Byron in einem Dufte von Kindlichkeit, überirdischer Unschuld und Anmuth uns vorführe, daß der Dichter an die Möglichkeit solcher Wesen geglaubt, vielleicht auf einer anderen Sphäre sie für wirklich gehalten habe. Wir stimmen mit Alexander Jung überein, indem auch wir überzeugt sind, daß Byron im Grunde seiner Seele trotz seines titanischen Welt Schmerzes ein Optimist gewesen ist, — brechen doch durch seinen düsteren Gedankenhimmel einige Lichtblitze, die uns mit allem Dunkel ausführen; die wir als integrierendes Etwas seines tiefsten Menschen glauben müssen. So beseelt die ewige Gestalt der Ada die schauerlichen Nachttiefen des Mysteriums Rain mit jenem milden alles versöhnenden Lichte, von dem die Menschenbrust ahnt: es wird schließlich noch alle Nachtabgründe in Natur und Herz ausfüllen und erfüllen; so läßt Byron in einem zweiten Mysterium *„Himmel und Erde“* kurz vor der Sündfluth den Japhet zu den erbesflüchtigen Dämonen sprechen: „es kommt die Zeit, wo beim Glorienschein des Erlösers Dämonen selbst nur Gutes üben werden“ und die Dämonen geben das zu, fluchen aber allem Dasein bis dahin. Wenn das nicht der äußerste Optimismus ist, so weiß ich nicht, was Optimismus ist.

Der dritte Band des Werkes zeigt uns den Pessimismus in seiner grauenhaftesten Gestalt in der modernen Commune, in der sogenannten Internationale. Das Programm

dieser Communisten faßt der Verfasser in folgende Hauptparagraphen zusammen: „Es giebt nur ein Diesseits, und das soll absolut unser werden. Es giebt keine Moral. Die einzige Pflicht, die wir ausüben, heißt: Staat- und Kirchenraub, wenn's nöthig: Mord. Wir brauchen keine Religion, keine Kirche mehr. Es giebt kein Vaterland. Es giebt kein Eigenthum. Es giebt keine Ehe. Wir vereinigen uns mit unseren Weibern, wie und so lange wir wollen. Wir genießen das Leben. Wir saugen den Genuß durch alle Poren ein. Endlich wissen wir, daß wir Alle am Ende dem Moder, dem großen Nichts verfallen.“

Was der Dichter über diese Grundsätze und über die Verbrechercolonie, die sie versteht, redet, hört sich an wie der ferne Donner des Gerichtes, das über solche Menschen mit ihren wahrhaft teuflischen Maximen hereinbrechen muß. Dabei fehlt es auch nicht an treffenden Gedankenblitzen über die immense Dummheit dieser Menschen, über ihre absolute Unfähigkeit, einen dauernden Bund zu stiften; denn wenn auch ihr Bund erreichte, was er wollte, er würde sich über kurz oder lang gegen sich selbst richten.

Mit philosophischer Schärfe und Klarheit weist der Verfasser nach, wie sich die Commune allmählig entwickelt hat, wie sie hervorgehen mußte aus den Revolutionen, besonders in Frankreich aus dem dortigen St. Simonismus, aus dem Schopenhauerschen Pessimismus, aus den sogenannten Naturwissenschaften mit ihren Experimenten, die Gott, Unsterblichkeit, Freiheit, menschliche Seele leugneten; aus den pessimistischen Reden und Vorträgen von der Tribüne herab an das Volk, die den Bauern, Handwerkern, Arbeitern vorspiegelten: „wir seien von Natur alle gleich; man müsse sein Leben genießen, man müsse gleichsam durch Diebstahl den Diebstahl der Besitzenden wieder rückgängig machen.“ Der Verfasser zeigt, daß es ganz besonders die Gleichheitslehre gewesen sei, die Alles nivellirt, alle Autorität vernichtet habe, auch die Autorität des Professors selbst, der jene Lehre den Arbeitern gelehrt.

Der Verfasser weist ferner auf verschiedene geistige Richtungen hin, die noch heute der Commune in die Hände arbeiteten trotz ihrer diametral entgegengesetzten Anschauungen; er nennt hier den katholischen Ultramontanismus, den protestantischen Belotismus, die neueste antideutsche Diplomatie. Schließlich giebt er in theils komisch-ironischer, theils tief warmer herzlicher Weise herrliche Gedanken und schlagende Apercüs über die Lösung jenes

grauenhaften Bundes, über die sittliche Erneuerung der Unglücklichen, die ihm angehören.

Nachdem uns der Verfasser durch die Colonie der Communisten und neuesten Internationalen geführt hat, führt er uns in die Darwinschen Affentheorien ein. Diese werden in dem „Höllentraum“ in ihrer ganzen Lächerlichkeit bloßgestellt. Der Dichter träumt: der Uraffe, zugleich Urbater des Menschengeschlechts, sei durch Vermittlung einer von der Ironie erfundenen Spectralanalyse entdeckt und gefunden, und durch Vermittlung einer gewissen ebenfalls von der Ironie erfundenen Spectralsynthese wieder zum Leben gebracht. Besagter Uraffe, auch Urbater der Menschen und Affen, erhält nun von dem, der ihn entdeckt und lebendig gemacht, die ausgesuchteste Erziehung, will sich aber geistig durchaus nicht entwickeln, trotzdem daß die Menschheit mit all ihren Anlagen in ihm verborgen ruht, sondern ist und bleibt ein Affe, ein grinsender, springfroher, capriolisirender Affe, man mag mit ihm anfangen, was man will.

Mit denselben Spectralapparaten promennirt der Verfasser auch ein wenig im Gehirn der Materialisten und macht dort in der That ganz heillose Entdeckungen von miserablen Kopf- und Gehirnzuständen; er sieht zum Beispiel ganze Kopfregionen, die von Blut durchzogen und von Phosphor entzündet sind, wirklich verbrannte Gehirne; ein Theil des Hirndotters erscheint ihm wie ein weichgekochtes Ei, also Gehirnerweichung; in dem Hintergrunde der einen Gehirnkammer hat der Patient, der Materialist, viel Wasser, im Vordergrunde liegen Striemen, Flächchen, Fäden, halmartige Bildungen aufgehäuft, also Strohkopf. Im großen Gehirn stehen lauter Dämpel, und das kleine ist ganz unwegsam. Doch genug vom Pessimismus. Gegen den Schluß des Werkes schwindet allmählig sein Dunkel, sein Grau; der Horizont klärt sich allmählig; das Licht siegt, bis zuletzt der ganze Himmel erfüllt ist von lauter goldenen Sonnenlichtern der frohesten Hoffnung, der seligsten Zuversicht. — Schon aus der neuesten antijesuitischen Bewegung in der katholischen Kirche, wenn auch ein gewisser Pessimismus in ihr nicht zu verkennen sei, (spräche doch bereits in ihr eine Stimme vom Christenthum als von einer Religion nur der Humanität) leuchte im Großen und Ganzen der Optimismus prächtig hervor. Der Verfasser hofft eine Reformation der katholischen Kirche; er hofft auch Versöhnung und Vereinigung aller Confessionen, aber freilich nicht so bald. Er sieht, nicht sanguinisch, genau die Hindernisse, die solcher Vereinigung vor der Hand entgegenstehn.

Was Jung bei dieser Gelegenheit über Kirche und Christenthum sagt, kann der gewiegte, vielseitigst gebildete evangelische oder katholische Theologe kaum besser sagen. Er trifft auch das Wesen des Christenthums in der Idee einer schließlichen absoluten Erlösung durch Christum, die am Schlusse des Werkes in kühnster Adlerfluge oder richtiger gesagt in hymnenhaftem Schwunge Erde und Universum durchweilt. Auch schon für unsere Generation hofft er eine bessere Zeit, ein immer entschiedeneres Durchbrechen und Siegen des Optimismus, und zwar von Deutschland aus zum Segen der anderen Nationen. Darauf deute schon der jüngste herrliche Aufschwung der deutschen Nation im letzten Kriege hin; die Wiedergewinnung eines deutschen Reiches, eines deutschen Kaiserthums, die immer weitere Verbreitung des deutschen Culturlebens in den verschiedensten Richtungen unter fast alle Nationen Europas, die neuesten ganz vorzüglichen Staatsformen und Einrichtungen. Am Schlusse des Werkes erfüllt auch noch der Verfasser sein vorher gegebenes Versprechen, mit einem Federstriche den Schopenhauerschen Pessimismus in den entschiedensten Optimismus zu verwandeln. Schopenhauer sagt: die Welt wäre nicht da, wenn es kein Subject gäbe, das sie sich vorstellte. Er meint mit dem Subject den Menschen. Sehen wir nun statt Subject Mensch Subject, also Gott, so ist die Weltanschauung Schopenhauers eine optimistische.

Werfen wir schließlich noch in Kürze einige

Blicke auf die Hauptpersönlichkeiten, die der Verfasser uns vorführt.

Der Baron wird zum Optimismus bekehrt und einer seiner energichsten treuesten Kämpfer theils durch die fast unwiderstehliche Ueberzeugungskraft der Briefe des Dichters und Philosophen, theils durch seine Liebe zu einem überaus reichbegabten weiblichen Wesen von fast unirdischem Seelenadel, von fast überirdischer Reinheit und Hoheit, der herrlichen Cölestine, (man betrachte nur die Fülle von Gedanken- und Herzensschatzen, wie dieselben in ihren „Unterhaltungen mit sich selbst“ S. 233 zu finden sind.) Ihr irdischer Besitz bleibt ihm versagt; sie verschwindet ihm; sie scheidet endlich von ihnen, aber ihr geistiges Wesen wird sein ewiges Herzenseigenthum. Und wie er auch trauert über ihren Verlust, im Grunde seiner der Ewigkeit und des Wiedersehens gewissen glaubensstarken Seele ist er doch glücklich. — Dieselbe Cölestine ist es auch, die schließlich den Gattungs-Menschen Luz und das Gattungsweib, die emancipationslustige Rosine, vom Materialismus heilt. Der Tod des ersteren ist in ergreifender rührender Einfachheit dargestellt.

Das ganze Werk ist eine so wundervolle Ineinsehbildung von Religion, Philosophie und Poesie, daß dasselbe uns bis in's Herz hinein erfreut. Das Buch von Jung ist eine schriftstellerische That, es ist selbst ein Beweis, daß der Pessimismus unterliegen, der Optimismus siegen muß und wird.

Herm. Hölth.

III. Referate aus Zeitschriften.

Quartal-Bericht

über

- Erg. Rztg. (Lautscher) Nr. 1–35.
 Allg. Luth. Rztg. (Luthardt) Nr. 1–17.
 Zeitschr. f. Prot. und Kirche (Erlangen) H. I–IV.
 Nachrichten und Mittheilungen aus Rußland
 XII. 1872. I–III. 1873.
 N. Eog. Rztg. (Meßner) Nr. 1–20.
 Ref. Rztg. (Thelemann, Stähelin) H. I–III.
 Prot. Rztg. (Schmidt) Nr. 1–17.

In Zeiten und Gelegenheiten, wo die Aufregung die Grenzen der Besonnenheit überschreitet, ist es schwer, sich der Kritik zu enthalten und die Grenzen der ruhigen Beobachtung zu beachten, die einem Berichterstatter, der zwischen den Parteien hin- und hergeht, zukommt. Mit der Beendigung der kirchenpolitischen Debatten wird aber in die aufgeregten Gemüther etwas mehr Ruhe und Besonnenheit zurückgekehrt sein und damit Raum gegeben für einen Rückblick, der mit dem Bestreben nach Objectivität die Ausschreitungen nach links und rechts abzuweisen bemüht ist.

Die Einleitung zu den kirchlichen Ereignissen des neuen Jahres gaben, wie üblich, die Worte. Mit schweren Ahnungen der Kämpfe, die der Kirche bevorstehen, beginnt die kirchliche Presse ihren Eintritt in das neue Jahr. In diesen traurigen Zeiten, ruft uns die *Ev. Zeitschrift* in ihrem Neujahrsgruße zu, sollen wir im paulinischen Glaubensmuthe das „seid allezeit fröhlich“ nicht vergessen. — Mit der Klage über die Nichtigkeit alles Irdischen (1 Petr. 1, 23. 24) weist die *Luthardische Kztg.* auf die drohenden Zeitmächte hin; Es geht zum Angriffe gegen die Kirche, der Liberalismus mit seinem falschen Nationalitäts- und Staatsbegriff führt französische Materialisirung und Verjudung des Volkes über Deutschland herauf; denn die Religion des National-Liberalismus ist neues römisches Heidenthum, und auch die Union dient als Staatsmaßregel nur zur Schädigung und Knechtung der luth. Kirche. — Aehnlich die Klagen der Mittheilungen aus Rußland, die, meist ein Wiederhall der luth. Zeitschriften, in dem Berichte über die kirchl. Zustände der Gegenwart (S. XII. 72) ausgesprochen haben: die Kirche sei unter dem schwersten Drucke, der *Altkatholicismus* unbedeutend, die Union morsch, die *Irreligiosität* überhand nehmend. — Die *N. Ev. Kztg.* sieht die Zeit gekommen, wo nach Wiseman's trozigem Ausspruche die große Schlacht auf dem märkischen Sande geschlagen werden muß, und sie erinnert Preußen, das an der Spitze des Kampfes steht, daran, daß über jedem siegreichen Kaiserthum das: in hoc signo vinces, stehen muß; aber die bisherigen Maßnahmen des Staates gegen Rom seien unzulänglich und ohnmächtig, der *Altkatholicismus*, der dem Staate wirksame Hülfe leisten könnte, zu schwach, die ev. Kirche sei durch die neuesten Geleise geschädigt und der Liberalismus meist irreligiös; das Luthertum gehe auf Auflösung der Landeskirche hinaus. Auch der Blick in die ausländischen ev. Kirchen ist wenig Hoffnung erweckend: Oesterreich ist kirchlich todt, in England und Frankreich herrschen unversöhnliche Gegensätze zc. Nur im gläubigen Vertrauen auf den Herrn der Kirche können wir ein ermutigendes „Glück auf!“ zurufen. — Am düstersten blickt die *Ev. Kztg.* in die Gegenwart und Zukunft. Ihr Vorwort, ebenbürtig den Vorgängern, die in der kirchlichen Welt eine solche Verblüththeit haben, wie im entgegengesetzten Sinne die Neujahrssreden weiland Napoleon III., geht an die Besprechung der Gegenwart mit Eröffnung der Perspective: die Signatur dieser Zeit ist die Sündfluth; wir stehen noch in der Gnadenfrist vor dem Aufbrechen der Brunnen der Tiefe; es ist die Endzeit, und die Braut Christi wird bald in die Wüste fliehen müssen. Aber darum muß die Kirche frei werden; denn für die Endzeit kann der Herr seine luth. Kirche sowie sie ist, gebienden an Händen und Füßen, nicht gebrauchen. Er wird sie äußerlich d. h. von den Banden des Staats entbinden, mit welchem nur die Union und der Prot.-Verein verquickt bleibt, und deshalb ist es an der Zeit, die Bildung von selbstständigen Provinzialkirchen nach ihrer confessionellen Ausprägung anzubahnen. Der Staat geht dem Kampfe mit der Kirche entgegen und damit seinem Verderben; denn muß

die Kirche ihr Pella suchen, so sammeln sich die Auser. Die Union ist am Ende; das Schiff der unierten Landeskirche ist festgefahren und kann nur durch staatliche Gewalt gerettet werden. Wir haben feste Stellung einzunehmen, a) gegen den Romanismus; aber dies wird uns sehr erschweren, da Staat und röm. Kirche in ihrem gegenseitigen Kampfe beide gleich viel im Recht und Unrecht sind; auf beiden Seiten stellt sich dem Willen Gottes ein souverain sich geberdender menschlicher Wille entgegen, dort der einer autokraten Kammermajorität, hier der eines infallibeln Papstes. Wir kämpfen b) gegen den Liberalismus, der jetzt den Staat beherrscht; wir beklagen es als einen verhängnißvollen Mißgriff, daß der Staat in seinem Kampfe gegen Rom gerade an solchen Punkten eingesetzt hat, an denen die Kirche um des Wortes Gottes willen nicht weichen darf und daß er somit den beiden Kirchen, der evangelischen, wie der katholischen und dem christlichen Volke, in dem das christliche Gewissen und der Gehorsam gegen Gottes Gebot noch nicht ausgestorben ist, den Krieg erklärt. Mit dem Liberalismus ist c) der Unionismus verbündet, bereit, über die luth. Kirche böse Tage heraufzuführen. In dieser schrecklichen Lage sieht die *Ev. Kztg.* die Secession voraus und mahnt dringend ihre Freunde zur Einheit, damit sie lieber alle zusammen, nicht Einer nach dem Andern, von dem Kampfsplatze weichen.

Von dem gespannten Verhältnisse der Parteien legen die ersten Nummern der vorliegenden Blätter wiederum genügend Zeugniß ab. Die *Prot. Kztg.* findet, wie ihr die *N. Ev.* vorausgesetzt hat, in der Vertheidigung Eydm's für ein Vierteljahr Stoff zur Füllung ihrer Spalten, kritisiert v. Mülher's Rechtsphilosophie als nur für das 17. Jahrh. brauchbar (Nr. 3), plädiert für die Rastauer, welche das Apostolikum abschaffen wollen (das.), bemüht sich die Bedeutung des Ordinationsgeißelbundes abzuwägen (Nr. 7) u. dgl. Ihr gegenüber producirt die *Ev. Kztg.* die Erklärungen gegen Eydm (Nr. 18. 20—22. 31 f.) zeigt, wie die ungläubige Predigt die Ursache der leeren Kirchen sei und wie wenig mit Hausrath's Vorschlag, mehr Kunst in den Gottesdienst zu bringen, ausgerichtet werde (Nr. 19), zeigt in dem Aufsatze: Hengstenberg und die *Ev. Kztg.* auf die Kämpfe zurück, welche H. von der Eröffnung derselben an zu bestehen gehabt hat (Nr. 17 f.), beklagt die Gehallosigkeit der neuesten deutschen Theol. (Nr. 21. 24), stellt den Leugnern des Apostolismus Böcker's Vortrag über das nicänische Glaubensbekenntniß und das Recht desselben zur dogmatischen Fixirung der Homouse entgegen (Nr. 25 f.) u. dgl. Aber auch die *N. Ev. Kztg.* ermüdet nicht, den f. g. Fremden der Union den Begriff der vollen positiven Union entgegen zu stellen und ihr Votum wiederholt gegen Eydm abzugeben (Nr. 3. 4), protestirt gegen die in der National-Zeitung vorgebrachte Insinuation an das Ministerium, die erledigten theol. Professuren mit Männern à la Reim, Holsten und Overbeck zu besetzen (Nr. 5), während sie andererseits sich auch gegen die luth. Orthodorie wendet, um die Union vor dem Vorwurfe der Bekenntnislosigkeit zu schützen (Nr. 3) und warnend darauf aufmerk-

sam macht, daß der mecklenburger Orthodoxie (nach dem „mecklenburg. Kirchen- und Zeitblatt“) auch die Leipziger noch nicht vollwichtig sind. — Immer schärfer lehrt die Lutherische Ktg. ihre Spitze gegen Preußen; neue Anklagen gegen das Kangel- und Schulaufsichts-Gesetz erhebend, stellt sie die Forderung auf: der Staat zahle das Kirchenvermögen heraus und gebe die Kirche frei; der Staat bedarf der Kirche, darum soll er sie nicht wie einen Haushund binden; solches Joch kann nur die Union ertragen, und deswegen hat sich die Politik des preuß. Fürstenhauses mit der Union identificirt; die Union ist die subjective Religiosität in staatlicher Form (Nr. 3 f.) — Die Erl. Ztschr. blätt. S. I auf den Kölner Altkatapollen-Congress zurück und gelangt zu der Anerkennung, daß in dieser Bewegung ein positiver, Hoffnung erweckender Grund und Kern enthalten sei; in dem kritischen Berichte über den Protestantentag zu Danabritsch aber (Heft II) weist sie das Hervortreten der negativen Principien des Protestantismus nach, „so daß nun Jeder sehen kann, daß Alles, was man bisher Christenthum und Kirche nannte, durch denselben in sein Widerspiel versetzt werde.“ Die Protestantenvibel erweist sich auch im Vergleich mit den rationalistischen Producten ähnlicher Art, mit der Dinterschen, der Wertheimer Bibel, als etwas noch Werthloseres und Gefährlicheres, nämlich als Baur-Menansche Escamotage (S. IV). — Die Ref. Ktg. endlich tritt entschieden für das Bekenntniß der Kirche und darum gegen Sybow ein; in ihrem antirömischen Eifer hält sie aber auch von den Altkatapollen nicht viel, da diese noch zu viel römischen Sauerleig mit sich führen.

So standen die Parteien kampfergittert einander gegenüber, als plötzlich eine Streitfrage zwischen sie fiel, welche die Gemüther auf das tiefste erregen mußte. Zwar ist es noch nicht der Gegenstand, in dem die Gegensätze bis zur Trennung der ev. Landeskirche auf einander treffen werden, nicht die Frage um die Kirchenverfassung, aber ein Vorspiel zu dem Kampfe, dem auch die ev. Kirche binnen Kurzem entgegengeht. Anfang Januar legte Kultus-Minister Falk dem preuß. Abgeordneten-Hause die bekannten 4 Kirchengesetz-Entwürfe vor, welche die Grenzen der Staats- und Kirchengewalt regeln sollen. Niemand wird leugnen, daß die preuß. Regierung einen der folgenschwersten Schritte gethan hat und namentlich der römischen Kirche so scharf und einschneidend gegenüber tritt, daß sie zur Durchföhrung dieser Gesetze ihre ganze Weisheit und Machtentfaltung nöthig hat; daß die Gesetze auch nur der römischen Kirche gelten, daß sie die Bestrebungen der Hierarchie und des im antinationalen Geiste erzogenen Clerus brechen und den Staat gegen die ultramontanen Einflüsse sicher stellen sollten, ist von den Vertretern der Regierung oft und klar genug ausgesprochen worden, und wenn sich die römische Geistlichkeit und deren Bestimmungsgenossen in wildester Aufregung gegen die Gesetze aufbäumten, so war von der Regierung auch nichts anderes erwartet und vorausgesehen worden. Aber unerwartet, äußerte sie, komme es ihr, daß auch innerhalb der evang. Kirche eine so scharfe und weit

ausgedehnte Opposition sich erhebe und mit Protesten, Petitionen u. dgl. das Zustandekommen der Gesetze zu inhibiren suche. Im Rückblick auf die gewaltige Aufregung dieser letzten Monate wird, wie wir hoffen, Manchem die Einsicht kommen, daß hie und da des Eifers zu viel gewesen ist, wie wir nicht ansehn anzuspüren, daß das Vorgehen der Staatsregierung schwerlich genügend vorbedacht gewesen ist. An dieser Stelle kann selbstverständlich von dem Inhalte der Debatten nur so viel reproducirt werden, als zur Charakteristik der verschiedenen Stellung der kirchlichen Blätter dient.

Von allen Organen der kirchlichen Presse waren es nur die protestantenvereinigten, welche den Falk'schen Gesetz-Entwürfen unbedingten Beifall spendeten; die Prot. Ktg. begrüßt sie mit Genugthuung (Nr. 4) und hat selbst an den gemäßigten Ergänzungs- und Verbesserungs-Vorschlägen des D. R. R. viel zu mäßen (Nr. 6); die lutherischen Oppositionen gegen die Entwürfe erscheinen ihr als lutherisch-ultramontane Wahlverwandtschaften (Nr. 13). — Wo aber eine irgendwie positive und kirchliche Gesinnung zu Tage trat, da konnten auch die Bedenken gegen die Entwürfe, namentlich in ihrer ursprünglichen Fassung, nicht zurückgehalten werden. In dieser Stellung erklärte die N. Evg. Ktg. gleich bei der ersten Vorlage: Die Entwürfe sind im Ganzen und Großen gut, aber sie enthalten gefährliche und schwache Punkte, so besonders das Staatsexamen der Theologen; (Nr. 3) sie verfolgt dann den Gang der Debatten in ihren verschiedenen Instanzen, bemerkt aber schon bei der ersten Lesung im Abgeordneten-Hause: der Verlauf der Verhandlungen ist der Gewalt des darin behandelten Gegenstandes nicht gewachsen (Nr. 4 f.), ja sie spricht die Befürchtung aus, daß mit der Abänderung der Art. 15 und 18 der Staatsverfassung die Freiheit der evang. Kirche nicht allein vertagt, sondern vielmehr auch vernichtet sei (Nr. 6). Nachdem jedoch nicht unwesentliche Amendements in die Entwürfe eingeföhrt worden sind, tritt die N. Evg. Ktg., besonders den heftigen Angriffen der confessionellen Richtung gegenüber mehr und zuverlässlicher auf die Seite der Entwürfe (Nr. 11. 12. 14. 18. 19.).

Gewaltig und heftig aber war der Sturm, der von confessioneller Seite erregt wurde. Die Evg. Ktg. hielt es nicht einmal für nöthig, zuvor eingehend die Gefährlichkeit und Schädlichkeit dieser Gesetze darzuthun, und erst nachträglich (Nr. 27) hat sie einen einigermaßen eingehenden Protest gegen das vorgeschlagene wissenschaftliche Staats-Examen der Theologen erhoben; vielmehr erklärte sie von vornherein: die Falk'schen Gesetze werden die ev. Kirche schwer schädigen, und diese viel empfindlicher, als die römische, weil sie, völlig wehrlos, von dem allmächtigen Staate umklammert wird; kommen die Gesetze zur Ausführung, so wird der ganze Clerus schließlich aus Bediensteten bestehen und ein Gemisch von Chamäleon-naturen werden &c., und sie fordert zur sofortigen Berufung der Kreis-Synoden auf, damit von ihnen gegen die Entwürfe Einspruch erhoben werde. Als dann dem Zusammentritt der Synoden sich Hindernisse entgegen stellten, drang die

Evg. Ktg. auf Veranlassung außerordentlicher Conferenzen, und hatte die Genugthuung, daß von diesen (in Berlin, Königsberg, Gnadau u. a.) außer erneuerten Anträgen auf Sybow's Entlassung durch den D. K. R. auch Petitionen auf Abweisung der Gesetze an den König und an das Herrenhaus unterzeichnet wurden. (Nr. 18. 20. 21 f. 31 f.). Daß diese Agitation keine praktischen Erfolge erzielt hat, ist bekannt; jedenfalls hat sie den Könighen gegen die Regierung eine Waffe in die Hand gegeben und die Verstimmung im Lande vermehrt. (vermehrt? D. Red.)

Läßt die Evg. Ktg. die Widerlegung der Falk'schen Gesetze-Entwürfe vermissen, so wird sie in diesem Stücke von der Luthardt'schen Ktg. ergänzt, die sich zum Kriegs-Arsenal gegen dieselben macht. Der Erlaß der Entwürfe wird mit den Worten angezeigt: Diese Vorlagen enthalten nicht weniger, als einen vollständigen Bruch mit den bestehenden Verhältnissen; die Artikel der Verfassung werden durch sie nicht bloß modificirt, sie sind vielmehr gegen das Grundprincip derselben gerichtet (Nr. 4); und dann beginnt (Nr. 5—9) eine erste Serie von geharnischten Aufsätzen, welche mit geschickter und scharfer Feder die einzelnen Gesetze bis in ihre äußersten Consequenzen hinein kritisiren, um ihren kirchenzerstörenden Character nachzuweisen. Das Urtheil lautet gegen alle 4 Vorlagen auf unbedingte Verwerfung; denn „solche Gesetze passen nur für Mistatholiken, „Protestanten“ und confessionslose Themispriester des religionslosen Staates, ein bekanntes Geschlecht. Sie führen die Kirche in eine Vermengung, ja Verengerleierung mit dem Staate, wie der Territorialismus selbst zur Zeit seiner Blüthe nicht für möglich gehalten haben würde. Was z. B. der Gesetz-Entwurf über die kirchliche Disciplinargewalt seinem Haupt-Inhalte nach will, ist für die Kirche nicht bloß hart, sondern geradezu untragbar; denn der Staat zieht vor sein Forum auch solche Fälle, bei denen es sich um Gegenstände der innerkirchlichen Natur, um Vergehungen gegen das geistliche Amt, um Abfall von der Kirchenlehre, um falsche Sacraments-Verwaltung, um Vergehungen in Verletzung des Gottesdienstes und der Liturgie u. dgl. handelt. Man kann sich sogar nicht des Eindrucks erwehren, als sollten die untern Geistlichen geradezu ermuntert werden, es ruhig auf die Disciplinargewalt ihrer Obern ankommen zu lassen u. s. In der zweiten Serie (Nr. 10—14 und 15—17) werden diese Artikel an Schärfe und Bitterkeit noch überboten. Die kirchenpolitischen Gesetze sind kein Friedenswerk, sondern schändlicher Zunder zu endlosem Kampfe und Krieg zwischen Staat und Kirche; Alles an ihnen trägt den Stempel eifertiger Gewaltthätigkeit (Nr. 10); sie führen uns in's Seldenthum zurück; (Nr. 12); die evang. Kirche Preußens bekommt jetzt ihren Lohn, weil sie mit dem Staate gebüßt hat; die neuen Gesetze werden noch zum Marthirium führen (Nr. 14). Ja, die Luthardt'sche Ktg. verschmäht es sogar nicht, den Berliner Stadt-Kathol über Hof-Intriguen und Bismarck'sche Rabalen aus ultramontanen Blättern abzubringen (Nr. 11. 17) und wittert auch heraus, daß für

die projectirte neue Kirchenverfassung in Preußen Blunt'schl's Pathe gestanden habe u. dgl.

Während nun die norddeutschen Lutheraner mit so tiefer Verstimmung sich gegen die Kirchengesetze aussprachen, nahm das Organ der süddeutschen Lutheraner eine im Ganzen mehr billigende und zustimmende Haltung zu denselben ein. Die Erl. Ztschr. veröffentlichte S. III. einen von sehr tüchtiger Hand geschriebenen Artikel, dem die Luthardt'sche Ktg. die Aufnahme verlagte hatte: die preussischen staatskirchenrechtlichen Gesetzesvorlagen, und wenn gleich auch an einzelnen Punkten derselben eine scharfe Kritik geübt wird, so wird doch dem Zweck und Tenor der Vorlagen im Ganzen Zustimmung gegeben, zumal der Nachweis geführt werden könne, daß ähnliche Gesetze bereits in Bayern, Württemberg und anderswo in Geltung seien, ohne der ev. Kirche Schaden zu bringen.

Zwar soll nicht unerwähnt bleiben, daß diesem persönlichen Artikel alsbald (S. IV) eine verschärfte Erklärung folgte, welche Preußen als „das neue Alt-Rom,“ die Idee der Nationalkirche als ein „neuhindisches Religionswesen“ angriff, aber damit konnte der Eindruck nicht verwischt werden, daß zwischen dem nord- und süddeutschen Lutherthum eine Differenz besteht, welche für die Folgezeit verhängnißvoll werden dürfte. — Endlich sei noch bemerkt, daß auch die Ref. Ktg. (S. II.) sich entschieden gegen die Falk'schen Gesetze ausspricht.

Selten hat eine Discussion in kirchlichen Blättern eine so gereizte Stimmung und Erregung hervorgerufen, wie im vorliegenden Falle, zur Gefahr für die Kirche, welche den drohenden, noch schwereren Krisen gegenüber der Einigkeit aller gläubigen Glieder bringend bedürfte, und zur Gefahr für den Staat, der in dem Ringen um Selbstständigkeit gegen die hierarchischen Einflüsse in der Stärke der ev. Kirche seine wesentliche Stütze finden muß. Allein die Ansicht auf eine friedliche Vermittlung der Gegensätze scheint völlig verschwunden, und was die Zukunft in sich birgt, droht mit Zersplitterung und Trennung, auch innerhalb der evang. Kirche.

Begreiflicher Weise absorbt die kirchenpolitische Controverse um die Falk'schen Gesetze das Interesse so sehr, daß alle andern Angelegenheiten dahinter zurücktreten und daher auch hier nur kurz berührt zu werden brauchen. In den außerpreussischen Ländern Deutschlands ist in Hessen-Darmstadt und in Sachsen-Weimar eine neue Kirchenverfassung projectirt; über die letztere urtheilt die Luthardt'sche Kirchzeitung. Nr. 8: der Entwurf kann von den Lutheranern angenommen werden, weil er das Recht des Bekenntnisses sicher stellt; von der darmstädtischen Synode aber, welche die Kirchenverfassung zu berathen hat: Eine Synode, welche auf solchem (bekenntnißlosen) Grunde steht, trägt schon den Todeskeim in sich. Die Prot. Ktg. (Nr. 12) ist entgegengesetzter Meinung (Nr. 12). In der Pfalz dauert die kirchliche Anarchie zur Bedrückung des Bekenntnisses fort (N. Evg. Ktg. 15). In Elsaß-Lothringen regiert der Liberalismus (Luthardt 18 u. a.)

Die Mittheilungen aus den außerdeutschen ev. Kirchen beschränken sich im Wesentlichen auf

Folgendes: In Oesterreich haben die Grazer Wirren durch einen Machtspruch des Cultus-Ministers einen vorläufigen Abschluß gefunden und einen neuen Beweis geliefert, wie wehrlos dort die evang. Kirche ist. Auch ohne Concordat herrscht der Ultramontanismus, und besonders die evang. Schulen haben darunter schwer zu leiden. (Prot. Kztg. 4. N. Evg. Kztg. 6). In Frankreich haben die Beschlüsse der General-Synoden noch keine Bestätigung von der Regierung erhalten; indeß geht die Thätigkeit der Evangelisation eifrig und erfolgreich vorwärts (N. Evg. Kztg. 8); leider aber herrscht auch in protestantischen Kreisen noch ein solcher Fanatismus gegen Deutschland, daß die deutschen Gemeinden in Paris und Marseille von der Gemeinschaft der französischen ausgeschlossen wurden (s. Luthardt 12: Ein verhängnisvoller Beschluß des Pariser Consistoriums, und Nr. 18 f.: Die innere Missionsarbeit in Paris und ihr heutiger Stand; N. Evg. Kztg. 18. Vgl. auch Prot Kztg. 5: Die Intoleranz Fénelon's). — Die Zustände Italiens sind noch immer von der traurigsten Beschaffenheit, Verbrechen ohne Zahl, die Regierung ohnmächtig (N. Evg. Kztg. 8); das *lasciar fare* des Staates gegen die Kirche (man denke an die Aufhebung der theol. Facultäten!) erweist sich auch dort als unheilvoll und schließlich unmöglich (N. Evg. Kztg. 13 Prot. Kztg. 11 und 17); der einzige Lichtblick ist die treue Missionsarbeit der Waldenser (Luth. 5. 8.). — Günstiger urtheilen alle Berichte über Spanien; hier findet das Evangelium in einer tiefgewurzelten Religiosität des Volkes noch eine Stätte der Aufnahme, und auch der Abgang des immer schwankenden Königs ist eher als Förderung, denn als Hinderung der Evangelisation anzusehen (N. Evg. Kztg. 9. 20). — In England gehen der Streit um das Athanasianum, sowie die puseyitischen Wirren weiter; die irische Universitätsbill Gladstone's ist durch die Anstrengungen der Ultramontanen zu Fall gebracht (s. bes. Prot. Kztg. 14: die Iden des März 1873). — Die griechische Kirche Rußlands entwickelt einen heftigen Bekehrungsseifer; die innern Zustände lassen noch einen Fonds von Religiosität im Volke erkennen (N. Evg. Kztg. 9, besonders nach dem Werke von Rhomaiosoff, Lausanne bei Venedig). — Daß die Kämpfe der Schweiz in Parallele mit denen in Deutschland öfters erwähnt werden, läßt erkennen, daß auch jetzt wieder die Schweiz die Hochbühne Deutschlands geworden ist (s. Luth. 8. 13. N. Evg. Kztg. 14. Prot. Kztg. 9).

An wissenschaftlichen Leistungen ist die vor uns liegende Partie der Zeitschriften wenig ausgiebig: Außer den trefflichen und gut orientirenden Uebersichten der N. Evg. Kztg.: Nr. 4 zur n. t. Wissenschaft, Nr. 9 f. zur neuesten exegetischen Literatur des A. T., 15 zur neuesten biblischen Geographie, 18 f. die Mission und die Reise-Literatur, haben wir nur wenige Aufsätze zu notiren, als: Prot. Kztg. 10 f. Was Luther von der „deutschen Theologie“ gelernt hat (ein Nachweis über den Zusammenhang Luthers mit der pantheistischen Mystik des Mittelalters), daselbst Nr. 13: über die Entstehungszeit des Briefes ad Diognetus (Reim vertheidigt die Abfassung des

selben im 2. Jahrh. gegen Overbeck, der ihn in die nachconstantinische Zeit hinabdrücken will), N. Evg. Kztg. 15 f. zur Geschichte der Reformationszeit (Besprechung des Werkes von Durand de Laur über Erasmus und von Ullmann in Dorpat über Hutten), Evg. Kztg. 19 die ungläubige Predigt und die leeren Kirchen (Hausrath's Vorschläge, die Gottesdienste durch künstlerische Zuthaten anziehender zu machen, werden als fruchtlos dargestellt, wenn nicht die Predigt des Glaubens dazu kommt), Luthardt 15 f., die Erscheinungen des Auferstehens im Kreise seiner Jünger, eine apologetische Abhandlung.

Die Schul-Angelegenheiten werden nur berührt, um das Bedenkliche der neuen Falschen Schulverordnungen, ihren Conflict mit den Bestimmungen des Art. 24 der Verfassung und die Einengung des religiösen Lehrstoffes auf wenige Stunden hervorzuheben (N. Evg. Kztg. 1. 13. Ev. Luth. Kztg. 9. 10). Letztere beklagt auch den unionisirenden Character der neuen Regulative; sie sind ihr „die nachsüßlegenden und geeigneten Schritte zur Uniformirung der verschiedenen ev. Landeskirchen. Und das thut ein Ministerium, das nach Art. 12 verfassungsmäßig keine Religion hat!“

Der Mission wird gedacht in „Mittheilungen aus Rußland S. I: im Rückblick auf die Arbeit an Israel in den baltischen Provinzen von Gurland; und in der Ekt. Ztschr. S. III: die ev. Mission, ein apologetischer Versuch, der die Schwierigkeiten der ev. Missionsarbeit vor der römischen darlegt und einen Ueberblick über ihre inneren und äußern Erfolge giebt.

Im Interesse der Apologetik beschäftigen sich auch einige Blätter mit der Naturwissenschaft. Nachdem die N. Evg. Kztg. in Nr. 3 eine Uebersicht der Streitschriften für und wider Darwin gegeben hat, zeigt die Luthardt'sche Kztg. Nr. 10 den Rückzug der Naturwissenschaft in der Altersbestimmung des Menschengeschlechts, auf Grund einer Arbeit von Dr. W. Thomé in der Gaeta, und bringt Nr. 17 einen Vortrag von W. von Strauß, als Versuch eines Ausgleiches zwischen den Postulaten der Naturwissenschaft und der bibl. Schöpfungsgeschichte. — Von besonderm Werthe und Interesse aber erscheint uns eine in der Evg. Kztg. Nr. 9 f., 29, 34 f. gelieferte, kenntnißreiche Arbeit über: die Resultate der Geologie, worin überzeugend und gründlich nachgewiesen wird, wie wenig feststehende Resultate wohl in der physikalischen wie in der chemischen und dynamischen Geologie gewonnen und wie unberechtigt daher die Angriffe dieser Wissenschaft auf die bibl. Lehre sind.

Unter den biographischen Mittheilungen verdienen beachtet zu werden: die Erinnerungen an Friedr. Rückert (N. Evg. Kztg. 2), die daran mahnen, daß dem religiösen Sinne Rückert's ein schlechter Dienst geleistet werde, wenn er in negativem oder confessionellem Geiste zum Vertreter einer extremen Richtung gestempelt werde. Dasselbst Nr. 15 f. wird uns das Lebensbild der Fürstin Amalie von Gallitzin vorgeführt. Auch Dahlmann's, des Historikers, Characterschilderung, sehr auf religiöser Grundlage ruhender stiftlicher Ernst, findet Nr. 2 ein ehrendes Andenken; Nr.

4 f. wird Alex. v. Humboldt's neueste Biographie von mehreren Verfassern besprochen. Für die Luthardt'sche und die Evg. Kztg. ist es eine Trauerpflicht, des am 8. Jan. d. J. verstorbenen Freundes des Adm. Adolf Petri P. zu Hannover, zu gedenken (Luth. 5 und 13. Evg. Kztg. 28). Außerdem giebt die Luthardt'sche Kztg. einen Nekrolog des Prof. Hundeshagen, † den 2. Juni 1872 und erinnert am 2. Mai des hundertjährigen Geburtstages von Heint. Steffens und seines Zeugnisses für die altthür. Bewegung in Schlesien. Die Prot. Kztg. giebt Nr. 16 einen Nekrolog von Prof. Henke † d. 1. Decbr. 1872. Die von den „Mittheilungen aus Rußland“ gelieferten Nekrologe (von Pst. Kolbe in Garzel, Pst. Marnez zu Papendorf, Probst Paucker zu Wierland) dürfen wohl nur lokale Interesse beanspruchen.

Unter den literarischen Arbeiten der Neuzeit hat keine eine so allgemeine Beachtung gefunden, als: von Hartmann's Philosophie des Unbewußten, so geistig bedeutend, daß es von allen unsern Zeitschriften besprochen wird, zeigt es doch nur einen Nihilismus der furchtbarsten Art. „Das Buch macht, so urtheilt die Evg. Kztg. Nr. 32 f. in Uebereinstimmung mit den andern Blättern, den Eindruck eines tief erschütternden Drama's. Viel Arbeit, Fleiß, Klarheit im Denken und Unerforschlichkeit und dennoch — welch ein unseliges Resultat!“ (Vgl. auch Luthardt 10). — Außer der bereits in d. Bl. erwähnten Empfehlung von Luthardt's Vorträgen über die Moral des Christenthums, Leipzig, Dörffling u. Franke (Evg. Kztg. 26 f.), Steinmeyer, die Geschichte der Geburt des Herrn, Berlin, Wiegandt u. Grieben, (R. Evg. Kztg. 9), dürften wohl nur einige Novitäten sich der allgemeineren Anerkennung erfreuen; von diesen nennen wir: Sup. Köhler, Luthers Reisen. Eisenach, Bacmeister. Eulogius und Abbar, von Graf v. Baubissin. Leipzig, Grunow. — Süsskind, Passionschule. Stuttgart, D. K. J. u. II. Abth.

Russische Revue, Monatschrift für die Kunde Rußlands. Herausgegeben von Carl Röttger. — St. Petersburg, Kaiserliche Hofbuchhandlung von H. Schmitzdorff (Carl Röttger); Leipzig, C. F. Steinacker. 1 Jahrg., 5 Hefte (Aug.—Dec.), 1872. 2 Jahrg., Hefte 1—4, 1873. Jährlich 12 Hefte von 6—7 Bogen, 6 Rubel. — Für's Ausland portofrei 6 thlr. 20 gr.

Der gewaltige Aufschwung, den die gesammte innere Entwicklung des Russischen Reiches unter der Regierung des Kaisers Alexander II. genommen hat, hat auch einen bedeutend vergrößerten internationalen Verkehr Rußlands mit dem Auslande zur Folge gehabt. Für einen solchen Verkehr ist aber eine richtige Kenntniß und daraus resultirende Würdigung und Beurtheilung der einzelnen Länder und ihrer Zustände und Verhältnisse ebenso ersprießlich als notwendig. — Für die Kunde Rußlands fehlte es bisher an genügendem Quellen-Material in anderer, als russischer Sprache; die „Russische Revue“ will es versuchen diesem Mangel abzuhelpen, und zwar will sie in Originalartikeln, Referaten und Uebersetzungen objective, authentische Mit-

theilungen bringen über das staatliche, gesellschaftliche, ökonomische und geistige Leben in allen Theilen des ganzen Russischen Reiches. — Kleine Mittheilungen sollen sich ergänzend den größeren Artikeln anschließen, Literaturberichte werden über bemerkenswerthe Erscheinungen auf literarischem Gebiete referiren, und eine bibliographische Uebersicht wird eine Titel- und eventuell kurze Inhalts-Angabe¹⁾ sämmtlicher bemerkenswerthen Publikationen der russischen Literatur bringen.

Unsern ersten Bericht über das sehr verdienstliche Unternehmen des Hrn. C. Röttger beginnen wir um so lieber mit den eigenen Worten des Prospekt's, da derselbe nichts verspricht, was nicht in vollem Maße gehalten worden ist.

Wie der Aberglaube gewöhnlich ein Kind des Unglaubens ist, so kommen auch die Vorurtheile fast stets aus der Unwissenheit. — In Deutschland sind wohl kaum über irgendeinen europäischen Staat so viele Vorurtheile verbreitet wie über Rußland, und warum? — weil man von ihm am wenigsten weiß: glauben doch nur gar zu Viele, das mächtige Reich des Ostens sei heute fast noch in demselben Zustande wie zur Zeit Peters des Großen! Da kann es denn nicht überraschen, wenn gar zu oft eins der beiden hier ungerechtfertigten Gefühle „Furcht“ und „Verachtung“ an Stelle der richtigen Würdigung der Verhältnisse steht.

Um der Gerechtigkeit nicht zu nahe zu treten, müssen wir allerdings gestehen, daß ein Theil der russischen Presse, in Mißkenntung des deutschen Charakters wie der deutschen Politik, alles Deutsche haßt und verachtet, und daß die Kundwerdung dieser Aeußerungen in Deutschland das an sich grundlose, aber leider vorhandene Gefühl des Gegensatzes steigert.

Es ist hier nach unter allen Umständen sehr anzuerkennen, wenn in Rußland selbst aufgeklärte Männer uns die Hand reichen und die Mittel zu besserer Informirung darbieten. Die tüchtigsten kenntnißreichen Männer haben sich mit dem Herausgeber vereinigt, um ihm die Ausführung seines aller Anerkennung werthen Zweckes zu erleichtern, so die Herren v. Bebrajow und Wüb, Mitglieder der Akademie der Wissenschaften, v. Thörner, Mitglied des Conseils des Finanzministeriums, P. v. Semenow, Direktor des centralstädtischen Comites, ferner Friedr. Matthäi, A. E. Horn, Baron v. Osten-Sacken, A. Brückner, S. Dalton, P. Lerch und Andere. — Dafür ist denn auch Hrn. Röttger die Genugthuung zu Theil geworden, daß der erste Jahrgang (1872, 5 Hefte) bereits vergriffen ist. Daher heben wir aus dem reichen Inhalt der ersten Hefte hier nur Einiges hervor: 1) Staatliche Organisation des Russischen Reiches; 2) P. Lerch: das russische Turkestan, seine Bevölkerung und seine äußeren Beziehungen; 3) Fr. Matthäi: die polytechnische Ausstellung in Moskau im Jahr 1872 [sehr eingehend und belehrend]; 4) S. Dalton berichtet im ersten Hefte

¹⁾ Die Titel der russisch geschriebenen Werke werden in russischer und deutscher Sprache gegeben. — Anm. des Ref.

(von dem noch einige Exemplare vorhanden) S. 60—66 über den 1872 gegründeten Petersburger Zweig des 1862 in Moskau zusammengetretenen Vereins der Freunde geistlicher Aufklärung. Die hiesige durch den Großfürsten Constantin Nicolaiewitsch ins Leben gerufene Abtheilung hat sich folgende Ziele gestellt (S. 61, 62): „1) Die Annäherung zwischen unserm Clerus und der weltlichen Gesellschaft und den Gedankenaustausch über Fragen, welche die rechtgläubige Kirche betreffen, zu fördern; 2) der Verbreitung gesunder Anschauungen von der wahrhaften Lehre, den historischen Schicksalen und den derzeitigen Forderungen der rechtgläubigen Kirche durch Schriften und Vorlesungen, wissenschaftliche sowohl als populäre, zu dienen; 3) mit den Vorkämpfern der rechtgläubigen Wahrheit im Auslande Beziehungen zu unterhalten, ihnen einen moralischen Halt zu bieten und zur Läuterung der Ansichten über die orthodoxe Kirche im Lande mitzuwirken.“ Zwar ist wegen der Kürze der verflossenen Zeit ein bestimmtes Urtheil nicht wohl möglich: da aber auch hochgestellte Priester ihren Beitritt zum Verein erklärt haben, darf man wohl hoffen, daß die angeregte Bewegung nicht erfolglos bleiben werde.

Der zweite Jahrgang (1873) beginnt mit einer durch zwei Hefte ziehenden Abhandlung über „die Reise Katharinas II. nach Süddeutschland im Jahre 1787“. Der Verfasser, A. Brückner, hat bei seiner Darstellung auch viel erst kürzlich in russischen Zeitschriften veröffentlichtes Material benutzen können; daher fällt sowohl auf die Verhältnisse Rußlands während der ganzen Regierung jener viel genannten Kaiserin, als auch besonders auf die Zeit unmittelbar vor dem Neuausbruch des Krieges zwischen Rußland und der Türkei manch interessantes Streiflicht. — Der Aufsatz „die Mission des Fürsten Menschikoff nach Konstantinopel“ (S. 175—192) ist ein Auszug aus der nach Originaldokumenten gefertigten Arbeit von M. S. Bogdanowitsch (Europäischer Voté, 1873, Bd. I) und schildert die dem letzten russisch-

türkischen Kriege vorangehenden Verhandlungen. — Für die innere Entwicklungsgeschichte Rußlands lehrreich ist die auf Arbeiten des russischen Historikers A. Bytin ruhende Abhandlung: „Die russischen Slavophilen im vierten bis zum sechsten Jahrzehnt dieses Jahrhunderts.“ — Die Industrieverhältnisse des Zarthums Polen und des Großfürstenthums Finnland erörtert F. Matthäi mit sachkundiger Feder. Ueber das erstgenannte Land erhalten wir auch eingehende statistische Nachrichten. Das Reichsbudget für 1873 wird S. 56 ff. mitgetheilt, während S. 231 ff. die Ergebnisse des abgeschlossenen Budgets für 1871 durch Dr. A. v. Staël-Holstein gewürdigt werden.

Zu „Literaturbericht“ werden u. A. folgende Schriften angezeigt: A. Th. Bytschkoff, Briefe Peters des Großen und Nachrichten über die in Petersburg befindlichen Materialien zur Geschichte desselben; Wostzjakoff, Sammlung von Auszügen aus Archiven über Peter den Großen; v. Tobleben, die Vertheidigung von Sewastopol; Heppner, Beobachtungen eines Militär-Chirurgen im Kriege von 1870; v. Helmersen, Geologische Karte des Europäischen Rußlands [mit russischem und deutschem Text]; v. Tiefenhausen, die Münzen des morgenländischen Chalfats.

Das Ende jeder Nummer bilden die „Revue russischer Zeitschriften“ und die „russische Bibliographie“.

Die vorstehenden Bemerkungen werden genügen, den reichen Inhalt der „Russischen Revue“ klar zu machen.

Wir glauben zum Schluß unser Urtheil dahin aussprechen zu können, daß die genannte Zeitschrift für alle Gebildeten von großem Interesse ist, für das Militär aber und alle Kaufleute, welche mit Rußland zu thun haben, von bedeutender Wichtigkeit.

Hoffentlich können wir bald über das Erscheinen einiger weiteren Hefte berichten.

St. Petersburg. Dr. Herm. L. Straß.

1. Aufsätze allgemein wissenschaftlichen, cultur- und literar - historischen Inhalts.

Zur neuesten Literatur über römisches Staatsrecht.

Die Römer, welche in der Staats- und Rechtsbildung völlig neu und mit bleibendem Werthe austraten, sind das welthistorische Volk des Rechts, wie die Griechen das welthistorische Volk der Kunst. Nirgends wurde Staats- und Privatrecht, Gemeinwohl und Eigenthum, Recht und Sitte so scharf und bestimmt unterschieden, wie im alten Rom. In ihrer Verfassung haben die Römer den Forderungen der Gegenwart stets so genügt, daß die vergangene Zeit der Väter darüber nicht preisgegeben und ein ehrenverthes Erbe nicht vergeudet ward. Der Staat der Römer ist ihr Kunstwerk, ihr Recht ihre ewig geltende Wissenschaft: ein Kunstwerk und eine Wissenschaft, welche des ganzen römischen Volks Werk sind, an welchen sieben Jahrhunderte die edelsten Geister und die festesten Charactere gearbeitet haben. Der materielle Werth des römischen Rechts ist vergangen, wie die Cultur, für welche es bestimmt war; der formelle dagegen, die Meisterschaft der Entwicklung und vor allem der wissenschaftlichen Methode, dauern unverändert noch heute fort. Rom's Staatsverfassung und Staatsrecht erforschen wir nicht bloß, um die größte Arbeit einer vergangenen Volkskraft zu verstehen, sondern auch, weil wir Germanen den eigentlich staatsbildenden Trieb erst der Berührung mit dem römischen Reich verdanken. Eine Bearbeitung des römischen Staatsrechts hat bereits im Jahre 1829 F. L. W. A. Hopfenack (Staatsrecht der Unterthanen der Römer, Düsseldorf) unternommen; das Werk, bei dem Erscheinen wenig beachtet, ist bald in Vergessenheit gerathen. Schon aus diesem äußeren Grunde des Mangels einer eigenen genügenden Darstellung ist dankenswerth, daß einer unserer scharfsinnigsten Gelehrten, eine Autorität ersten Ranges, die Lehre vom römischen Staat durch eigene Forschung zum Theil auf neuer Grundlage zusammengestellt hat in dem Werke:

Römisches Staatsrecht, von Theodor Mommsen. Erster Band. gr. 8. XVIII und 527 S. Leipzig, 1870. Verlag von S. Hirzel, 3 Thlr.

Das Werk bildet den ersten Theil des Handbuchs der römischen Alterthümer von Joachim Marquardt und Theodor Mommsen, welches als ein ganz neues Werk an die Stelle des von W. A. Becker im Jahre 1844 begonnenen und von Joachim Marquardt zu Ende geführten Handbuchs treten soll. — Schon seit längerer Zeit machte sich das Bedürfniß einer neuen Auflage dieses nur im antiquarischen Handel zu erwerbenden Handbuchs geltend, weil das Ganze eine vervollständigte, theilweise berichtigende Umarbeitung erforderte, obgleich das durch sorgfältiges Quellenstudium und ausreichende Benutzung der neueren Literatur gleich ausgezeichnete Werk fast während eines Vierteljahrhunderts jedem Freund und Forscher bei eingehenderen dem Leben des römischen Volks gewidmeten Studium sich als unentbehrliches Hülfsmittel und zuverlässige Stütze erwiesen hatte. Mommsen löst durch das vorgenannte Werk „eine vor vielen Jahren mit leichtem Sinn, vielleicht auch mit Leichtsinne gegebene Zusage, die neue Bearbeitung des zweiten Bandes des Becker'schen Handbuchs, wenn sie einmal nöthig werden sollte, zu übernehmen.“ Wir können uns nur freuen, daß der Verfasser seinem Wunsche, die schwierige Arbeit noch länger zurückzuhalten, insbesondere „um die vorhandene Literatur noch vollständiger dafür benutzen zu können“ (S. X), aus Rücksicht für die Beschleunigung der Herausgabe nicht nachgegeben hat. Je eher der doch einmal zu machende Abschluß gezogen wird, um so zuversichtlicher ist zu hoffen, daß sich durch Beispiel und Vorgang eines so bedeutenden Gelehrten jetzt noch einige geschäftige Leute, welche nach dem Ausdruck des Verfassers „bloß die Balken und Ziegel durcheinander werfen, aber weder das Baumaterial zu vermehren

noch zu bauen verstehen“ sich angetrieben finden, eine oder die andere nützliche Arbeit zu liefern, um die Wissenschaft zu fördern und neu zu beleben. Denn weiterer Forschung und genauerer Untersuchung noch bedürftige Theile werden nach Umfang und Wichtigkeit dann erst offenbar werden. In dem vorliegenden Bande ist nicht nur im vollen Maße das Versprechen einer neuen Bearbeitung erfüllt, sondern eine bedeutende Erweiterung erfolgt. Zustimmung wird man dem Verfasser können, daß er verzichtete auf das nothwendig vergebliche und nur die Orientirung erschwerende Bestreben, in einer Darstellung dieser Art die geschichtliche Entwicklung in ihrem Verlauf zur Anschauung zu bringen. Bei der Anordnung des Stoffes ist davon ausgegangen, daß wie für die Geschichte die Zeitfolge, so für das Staatsrecht die sachliche Zusammengehörigkeit die Darstellung bedinge; man findet also die übliche Eintheilung in Königs-, republikanische und Kaiserzeit nicht, sondern jede Institution in sich abgeschlossen, wie dieß seit Langem in den Handbüchern des Privatrechts hergebracht ist. In einer solchen Darstellung wird begreiflich die locale und factische Zusammengehörigkeit der Erscheinungen vereinigt und in dieser Anordnung ist bereits ein Hauptvorzug der neuen Bearbeitung gefunden worden. Wir erhalten jetzt also eine einheitliche, nach allen Seiten vollständig ausgeführte Darstellung der römischen Staatsverfassung, welche freilich zerstreut früher in vielen Abhandlungen und gelegentlichen Bemerkungen an den verschiedensten Orten entwickelt war, aber doch noch nicht in dem quellenmäßig begründeten Abschluß vorlag. Mommsen will ein System des römischen Staatsrechts liefern, dessen Wesen die begrifflich geschlossene und auf consequent durchgeführten Grundgedanken wie auf festen Pfeilern ruhende Darlegung werden muß (S. X). Der historisch antiquarischen Behandlung Beckers gegenüber glaubt der Verfasser mit seinem Versuche einer dogmatisch juristischen Formulirung des römischen Staatsrechts einen „rationalen Fortschritt“ anzubahnen. Zugestanden die dogmatisch juristische Behandlung sei neben der historisch antiquarischen wissenschaftlich berechtigt und könne der historisch antiquarischen Forschung fördernde Gesichtspunkte darbieten, so muß doch letztere Behandlung neben der ersteren als wissenschaftlich berechtigt anerkannt werden. Ohne jene Grundlage würde eine Dogmatik des römischen Staatsrechts jedes sicheren Anhalts entbehren und jeder wissenschaftliche Fortschritt unmöglich sein. Vor den Hauptabschnitten vermiffen wir die Zusammenstellung der bedeutenden Literatur, namentlich die Bezeichnung älterer Schriften womöglich mit einer kurzen erläuterten Notiz. Ein derartiger meistens hergebrachter Nachweis wird jetzt wohl allgemein als eine unerläßliche Zugabe für ein Handbuch anerkannt. Immerhin ist Mommsen's Werk ein neues und selbständiges, welches mit dem zweiten die römische Staatsverfassung umfassenden Bande des Handbuchs der römischen Alterthümer von Becker-Marquardt nur den Gegenstand gemein hat. Es wird lange Zeit eine Epoche machende Leistung bleiben, sowohl wegen der Energie des Verfassers im Gewinnen der Resultate und der mühsamsten Forschung wie wegen seiner geistigen Gestaltungskraft. Philologen und Juristen werden gleichmäßig für den gelehrten Fortgang ihrer Wissenschaft in Anspruch genommen.

Der vorliegende erste Band behandelt die Magistratur. Die Darlegung der rechtlichen Grundansammlungen in ihrer Allgemeinheit und ihrem inneren Zusammenhang ruht auf durchweg neuen Untersuchungen; auch die Methode ist eine in den bisherigen Büchern des Verfassers nicht hergebrachte, weil, allerdings durch die Form eines Handbuchs bedingt, alle wichtigen Belegstellen unter dem Text mitgetheilt werden. Der kühne und entschlossene Forscher, welcher sonst aus dem reichen ihm zu Gebote stehenden Material nur das Wichtigste herausgreift und dem Leser gern überläßt, den gelehrten Apparat sich selbst zu beschaffen, legt sich bedächtigen Schrittes die einzelnen Bausteine für sein Gebäude selbst zurecht und vermeidet die früher oft hervortretende schneidende Polemik gegen die Gegner, — mit der Resignation in dem Bewußtsein, daß zunächst ein sicherer Grund für das neue Gebäude zu legen ist. Nach Mommsen's geistreicher Darstellung war die Idee der Amtsgewalt und des Befehls bei den Römern großartig nach allen Richtungen entwickelt. Dem frommen und verständigen Sinne der ältesten Ordnung des Gemeinwesens ist die religiöse Befragung für alle wesentlichen Dinge als wünschenswerth und zweckmäßig, aber niemals als formell nothwendig erschienen. Unseres Erachtens wäre hier Anlaß gewesen, das enge Band zwischen Staat und Religion hervorzuheben. Des Römers Stolz kennt nichts höheres als die Größe und Bedeutung des Populus

Romanus: acht römischen Sinnes ist die Frage bei Livius VII, 6 „an ullum magis Romanum bonum, quam arma virtusque esset.“ Diese tief haftende Ansicht des römischen Volks mußte auch der Religion dienen: die Religion war bei den Römern fast nur Staatsreligion und sie wurde es bei weiterer Entwicklung des Staates immer mehr. Der Römer sah die Bedeutsamkeit seines Staates als eine vom Schicksal bestimmte an und hielt zur Realisirung dieses Lieblingsglaubens jedes Mittel für recht, welches zur Macht führte. Der von Virgil Aen. VI 852 ausgesprochene Grundsatz:

Tu regere imperio populos, Romane, memento;
Hae tibi erunt artes, pacisque imponere morem,
Parcere subjectis et debellare superbos

kann sicherlich viele Maxime römischer Politik aufklären. In dem practischen Sinne der Römer, in der unmittelbaren Berechnung des Nützlichen, in der Abwägung des Vortheilhaften liegt auch mit der Ursprung und die Bedeutung dieses Religionsprincips. Weil der Römer nur für den Staat in den guten Zeiten berechnete, so wurden in nothwendiger Folge die Götter vorzüglich verehrt, welche, einerlei ob einheimisch oder fremd, die mächtigsten und nutzbarsten zu sein schienen.

In dem „Amt und Amtsgewalt“ überschriebenen Abschnitt behauptet der Verfasser S. 43 als einen Fundamentalsatz des römischen Staatsrechts: „daß der Begriff des Imperium dem Königthum wie dem früheren Consulat in völliger Gleichheit zu Grunde liegt“; und da nach der Beschaffenheit unserer Quellen für jenes eine positive Ueberslieferung nicht vorliegt, so sind wir schon dadurch genöthigt, die Entwicklung des über den Kategorien der Magistratur stehenden Imperium im Allgemeinen uns zur Aufgabe zu stellen, diejenige Gewalt, die ursprünglich in dem einzigen Oberbeamten einheitlich sich darstellte, aus den historisch bekannten Institutionen des Consulats, der Dictatur, der Prätur zu reconstituiren. Beamte höherer Gewalt (major potestas) sind zunächst (S. 57) alle Beamte mit Imperium gegenüber den Beamten ohne Imperium; auch die quasinmagistratische Gewalt des Oberpontifex und die Gewalt der obersten Beamten der Plebs hat den Werth der major potestas und zwar wenigstens die letztere gegenüber allen Beamten mit Imperium mit Ausnahme des Dictator, sowie gegen alle des Imperium mangelnden Beamten. Die tribunicische Strafgewalt ist von Hause aus der consularischen insofern überlegen, als der Tribun sie unbedingt gegen jeden richten kann, selbst und sogar zunächst gegen den Consul, der Consul aber wohl gegen jeden anderen, nur nicht gegen den Tribun. Nach Mommsens Ansicht wird, seit mit Einführung des Volkstribunats eine selbst dem Consulat überlegene Gewalt begründet ist, auf dieses selbst das gleiche Princip angewendet (S. 218). In dem Tribunat entstand eine dem Consulat überlegene Gewalt, die also der Intercession gegen den Consul durch Zwangsmaßregeln sofortige Wirksamkeit zu verschaffen vermochte. Die Lehre von der tribunicischen Coercition und Indication wie von dem Verbiethungsrecht und der magistratischen Intercession (S. 130 und 209) setzt Mommsen freilich als bewiesen voraus. Nun aber, möchten wir entgegenen, haben doch die Tribunen sich nie auf die major potestas, wohl aber auf die sacrosancta berufen (vergleiche S. 91 A. 2), und es ist deßhalb der S. 58 Anm. 2 angetretene Beweis gewagt: „Hätte der Volkstribun nur gleiche Gewalt mit dem Consul gehabt, so würde sich daraus wohl die tribunicische Intercession erklären, aber die Unzulässigkeit der consularischen Intercession gegen den Tribun und die tribunicische Coercition gegen den Consul fordern schlechterdings das Wesen der major potestas.“ Die ursprünglichen Befugnisse der Tribuni plebis, das concilium adversus imperium und das jus agendi cum plebe, erstreckten sich nur auf die Plebs, die Tribunen galten anfangs gar nicht als magistratus populi Romani sondern als magistratus plebis Romanae oder plebeji; aus dem jus auxilii hatten sich die prohibitiven Bestandtheile der specifischen potestas tribunicia entwickelt, welche unter der Bezeichnung der intercessio tribunicia zusammen gefaßt werden. In ihr lag der Lebensnerv der potestas tribunicia. Das Veto der Tribunen, wie die Intercession derselben auch genannt werden kann, weil veto der technische Ausdruck bei Einlegung der Intercession war, ist im Allgemeinen nach Analogie der prohibitiven Gewalt der par potestas aufzufassen (Lange, römische Alterthümer I S. 692, 701 und 702). Weil den Tribunen

das Imperium fehlte, haben sie eine im staatsrechtlichen Sinne so zu nennende *par potestas* niemals gehabt noch haben können. Die Unzulässigkeit der consularischen Intercession gegen den Tribun beruht auf den Grundsatz, daß die Tribunen wegen des Auxiliums von dem Imperium und der *potestas* der Consuln befreit waren. Der Ausdruck *major potestas* kommt in den Quellen niemals vom Verhältnisse des Tribunats zum Consulat vor. Muß doch auch Mommsen S. 130 A. 1. zugestehen „Geschichtlich betrachtet ist es wohl möglich, ja sogar wahrscheinlich, daß das *jus auxilii* keineswegs von Haus aus in der strengen Formulirung der historischen Zeit, sondern längere Zeit eine gewissermaßen revolutionäre Selbsthülfe geblieben ist, wo dann auch die Bestrafung mehr eine Macht- als eine Rechtsfrage war.“ Ihm ist sogar S. 135 fraglich, ob das exorbitante Recht der Intercession den Tribunen von Haus aus unwidersprochen zugestanden hat, und nicht vielmehr auf einer späteren, vielleicht dem Buchstaben des Gesetzes conformen, aber dem wahren Sinne desselben und dem echten Herkommen zuwiderlaufenden Parteiinterpretation der sacrosancten Gewalt beruht. Das Wesen des Tribunats als eine *major potestas* staatsrechtlich aufzufassen, ist daher unseres Erachtens nicht correct, zumal sie dem Wortlaut nach nie so bezeichnet ist. Es scheint richtiger, den Unterschied nach dem Vorgange von Cicero festzuhalten, als die im Wesen verschiedene *tribunicia potestas* unter den innerhalb der übrigen Magistrate berechtigten Begriff der *major potestas* zu bringen. Wenn Mommsen S. 213 unter Berufung auf Plutarch Ti. Grach. 10 das Edict des Tiberius Grachus erwähnt, durch welches derselbe ein allgemeines *justitium* bis zur Durchbringung seiner *lex agraria* anordnete, so wird derjenige, welcher den erwähnten Behauptungen zustimmt, in dem durch Tiberius Grachus herbeigeführten *justitium* lediglich die Wirkung eines Gewaltacts des übermüthigen Volkstribun erkennen, zumal jenes *justitium* von dem griechischen Schriftsteller Dio Cassius als ἀγορία und βλαία ausdrücklich bezeichnet wird. Die Entscheidung über die Frage nach dem Unterschiede von Imperium und *potestas*, von dem Verhältnisse beider Begriffe zu einander, sowie über alle weiteren Fragen, welche sich an diese wesentlichen Grundbegriffe knüpfen, wird übrigens von der Richtigkeit des Satzes S. 52 abhängen, daß die *lex curiata* streng genommen den Beamten kein Recht giebt, das er nicht bereits hat. Die S. 157 aufgestellte Behauptung, daß der Besitzer des Rechts des Imperiums auch das Recht zur Ernennung des Nachfolgers gehabt habe, kann erst zugegeben werden, wenn die vorerst nicht angeführten Beweisstellen beigebracht sind. Den Begriff der Intercession bestimmt der Verfasser S. 216 als das Recht des Magistrats, bereits vollzogene magistratliche Handlungen zu cassiren; auch für diese Behauptung fehlt der Beweis aus den Quellen.

Die folgenden Abschnitte über magistratliche Emolumente, die Dienerschaft des Beamten, Insignien und Ehrenrechte der fungirenden Magistrate, lebenslängliche magistratliche Ehrenrechte, Qualification für die Magistratur, Antritt und Rücktritt, Amtsfristen, stellen wesentlich geschichtliche Thatsachen fest und enthalten weniger eigenthümliche Ansichten des Verfassers. Die Darstellung beruht auf sorgfältiger Benützung des Quellenmaterials, und ist ebenso vollständig als sachgemäß. Zu den Bemerkungen über Scribae S. 272 f. möchten wir jetzt noch auf Wattenbach, Das Schriftwesen im Mittelalter, Leipzig 1870 S. 242 f. verweisen. An Berichtigungen und Zusätzen sei nur folgendes angeführt. Cäsar durfte S. 24, A. 6 bei der Leitung der Wahl am 31. December 709 nicht als Consul bezeichnet werden, weil er nach der Rückkehr aus Hispanien das Consulat niedergelegt hatte und die Wahl als Dictator versah. Die S. 34 aufgestellte Ansicht, der Volkstribun Claudius habe im Jahre 696 die *lex Aelia et Rufia* abrogirt hätte der Verfasser nach der A. 3 citirten Stelle nicht aussprechen dürfen, weil aus dieser Stelle hervorgeht, daß ein Prozeß nach der *lex Rufia* noch im Jahre 700 anhängig war. Die S. 243 A. 1 citirte Schrift von F. Hofmann: *de provinciali sumptu populi Romani* ist nicht 1861 sondern 1851 zu Berlin erschienen. S. 475 muß berichtigt werden, daß Tiberius nicht, wie A. 3. angegeben, am 15. November 712, sondern am 17. November des Jahres 42 v. Chr. geboren ist (Peter Geschichte Roms III S. 139, Halle 1867). Die unter Berufung auf Appian 5, 95 S. 508 A. 2 aufgestellte Behauptung, daß „das durch das Titische Plebiscit auf fünf Jahre constituirte Triumvirat ohne weitere Befragung des Volkes auf weitere fünf Jahre erstreckt ward“, wird durch das

nicht beachtete Zeugniß desselben Appian: III, 28 wieder aufgehoben. -- Bemerken möchten wir noch schließlich, daß der Verfasser nicht consequent verfährt in Bezeichnung des grammatischen Geschlechts bei Herübernahme der Standesbenennungen auf *atus*: wir lesen bald der Volks-tribunat, bald das Volkstribunat, bald das Patriziat, bald der Patriziat.

Einem baldigen Abschluß dieser eben so gelehrten als anregend förderlichen Arbeit wird der Jurist, der Philologe, der Geschichtsforscher und Geschichtsfreund mit gleich lebendigem Interesse entgegen sehen, in der Gewißheit, daß auch durch diese vielfach eigenthümlichen Forschungen des Verfassers unsere wissenschaftliche Kenntniß des Rechts und seiner Geschichte erheblich gefördert werden.

Ediff.

Philosophische Bibliothek oder Sammlung der Hauptwerke der Philosophie alter und neuer Zeit.

Unter Mitwirkung namhafter Gelehrten herausgegeben, beziehungsweise übersetzt, erläutert und mit Lebensbeschreibungen versehen von F. H. v. Kirchmann. Berlin 1868—1873. P. Heimann. Erstes bis hundert und zwei und fünfzigstes Heft.

(VI. Schluß.)

Es wird genügen, die Natur der Opposition des Erläuterers gegen den Kantischen Vernunftmoralismus erkennen zu lassen, wenn wir noch eine grundcharakteristische Stelle der Erläuterungen mittheilen und einige Bemerkungen daran knüpfen. Nach der obigen Äußerung fährt der Erläuterer fort:

„Allein in der menschlichen Natur bestehen zwei Arten von Gefühlen unauslöschbar neben einander, das der Achtung und das der Lust; jenes treibt zum Aufgehen des Ich in die erhabene Gottheit und kennt weder Schmerz noch Lust; dieses erhebt das Ich zu dem Wesen zu dem allein Geltenden in der Welt; in dem Gefühl der Lust ist alles Andere nur Mittel für das Ich; das Ich ist der Kern des Universums. Beide Gefühle sind in einer Seele beisammen, und so ist es natürlich, daß sie einander ablösen, und das Eine das Werk des Andern verfälscht und zerstört. So geschieht es auch mit der Religion. Die Lust und die Klugheit drängen sehr bald in ihre Lehre, in ihren Kultus sich ein; alle Leidenschaften, Hochmuth, Herrschsucht, Ehrsucht, nehmen sie zu ihrem Kampfplatz. Insbesondere wird der Kultus dadurch verfälscht; die äußeren Handlungen und Sakramente, in denen der Glaube sich befriedigt, werden von der Lust benutzt, um sich die Gesinnung zu ersparen und die Vortheile, ohne die sittliche Besserung zu genießen. Dies ist das falsche Weimwerk aller Religionen, nicht bloß der christlichen; alle sind diesen Verfälschungen ausgesetzt; in der Lust liegt die unauslöschliche Tendenz, die Religion zu veräußerlichen und die äußeren Ceremonien zu benutzen; um sich die Gesinnung zu ersparen und doch die gleichen Vortheile zu erreichen. Allein solchem Mißbrauch ist auch jede andere Institution unterworfen, die auf dem Gefühl der Achtung ruht. Von dem Recht und den Gesetzen der Staaten ist dies bekannt; obgleich dieses Recht nicht bloß auf die äußere Handlung sich beschränkt, sondern auf der Gesinnung ruht. Selbst die Moral ist diesem Mißbrauch unterworfen; auch hier kann die äußerliche Handlung benutzt werden, um die falsche Gesinnung zu verdecken. Wenn Kant meint, dieser Fehler müsse eben durch Ausbreitung der natürlichen Religion, d. h. der Moral beseitigt werden, so kann die positive Religion dasselbe für sich geltend machen. Auch sie fordert Gesinnung; auch sie erkennt jenes nur äußerliche Ceremonial als einen Mißbrauch; auch sie will durch Steigerung des Glaubens diese Uebel bekämpfen. Wenn endlich Kant die Kriege und die Verfolgungen, welche die Kirche veranlaßt hat, von dem Standpunkte der Moral seiner Zeit verdammt und unmoralisch findet, so vergißt er, daß eben jene Jahrhunderte eine andere Moral hatten, daß sie in der Ausbreitung des Christenthums und in der reinen Erhaltung der Kirchenlehre die höchste Pflicht des Christen setzten, zu der selbst Gewaltmittel gestattet waren. So wie

wir jene Zeiten jetzt verdammen, so würden jene die unsrige wegen ihrer Toleranz und ihres veränderten und zerpaltenen Glaubens verdammen. Wo ist der Maassstab, nach welchem hier zwischen beiden zu entscheiden ist? Die Gegenwart ist Partei, und sie hat zwar die Lebenden für sich, aber dasselbe hatte auch jene Zeit für sich, und es kann eine Zukunft kommen, wo wieder die Moral der Gegenwart in vielen Punkten verdammt wird. Was Kant gegen die Nutzlosigkeit der Gewalt sagt, die zum Schutz der Religion gebraucht wird, ist durch die Geschichte widerlegt, welche auf allen Seiten zeigt, daß selbst tiefe religiöse Ueberzeugungen der Völker durch andauernde Gewaltmaassregeln in ihr Gegentheil umgekehrt worden sind. Worauf beruht überhaupt der Glaube des Einzelnen? Nur auf Erziehung und Beispiel; indem die Eltern, die Lehrer, die Nachbarn alle denselben Gott in derselben Weise andächtig verehren, wird bei dem Kinde der Grund für seinen Glauben gelegt. Er liegt nicht in seinem besondern Inhalt, nicht in den Wundern, nicht in der Bibel; er hat seinen Ursprung lediglich in diesem Verhalten Aller derer, welche dem Kinde als Autoritäten gelten, und je enger ein Volk im Glauben ist, desto mehr wirkt sein Beispiel auch auf das Glauben des Erwachsenen. So ruht aller Glaube nur auf der Aeußerlichkeit, mit der die lebendigen Mächte an den Menschen herantreten, und es ist nichts weniger als verkehrt, wenn die Kirche auf solche Aeußerlichkeiten Werth legt und sie zur Befestigung und Verbreitung des Glaubens benutzt."

Zur Selbstcharakteristik des Realismus gehört aber noch folgender hellbeleuchtende Passus, S. 48—50. „Indem alle Religion auf dem Abhängigkeitsgefühl des Menschen von einer erhabenen überirdischen Macht beruht, in welche der Mensch mit seinem Ich aufzugehen verlangt, und indem diese erhabene Macht doch nicht wahrnehmbar ist, sondern von der Phantasie des Menschen gebildet werden muß, ist es natürlich, daß gerade dieses Ehrfurchts- und Anbetungsgefühl dahin treibt, bei dieser Bildung über das nach der Erfahrung Mögliche hinauszugehen. Gerade dadurch steigt die Macht und Erhabenheit dieses Wesens am höchsten und das Abhängigkeitsgefühl empfindet damit um so tiefere Befriedigung. Dies ist die Quelle aller Mystiken in den Religionen, deren Begriff ist, daß sie in dem Wesen Gottes oder in seinem Handeln Bestimmungen setzen, welche im Interesse der Steigerung seiner Macht mit den erkannten Gesetzen der Natur, ja selbst mit den Gesetzen des Denkens in Widerspruch stehen und deshalb dem Verstande als unglaublich, ja als unfasslich erscheinen. Indem das Andachtsgefühl nur an der darin gesetzten Steigerung der Macht in das Unendliche sich erbaut, ist es natürlich, daß es das Glauben gerade dieser Mystiken mit Energie verlangt, und daß das Wesen der Religion von den Gläubigen gerade in diese Mystiken verlegt wird. Darauf beruhen in der christlichen Religion die Lehren von den beiden Naturen in Christo, von der Dreieinigkeit, von der stellvertretenden Genugthuung Christi durch seinen Tod, von der übernatürlichen Kraft der Sacramente &c.; sie sind sämmtlich nicht von Christus gelehrt, sondern in den ersten Jahrhunderten der Kirche ausgebildet worden, wo die Gläubigen unter dem Drucke der Staatsgewalt und der heidnischen Religionen zu leiden hatten. Das Abhängigkeits- und Andachtsgefühl steigerte sich gerade durch diese Noth zu einer Innigkeit und Tiefe, daß dergleichen Mystiken als natürliche Früchte daraus reiften und gerade wegen ihrer Unfassbarkeit von den Gläubigen mit Festigkeit festgehalten wurden. So wie diese Mystiken in dem Uebermaass des Andachtsgefühls ihre Quelle haben, so ist es natürlich, daß sie mit dem Nachlassen desselben und Abschwächung des Glaubens sich nicht erhalten können, sondern von den späteren, glaubensschwächeren Zeiten erst als eine überflüssige Zuthat, und später als ein zu beseitigender Irrthum behandelt werden. Auf diesem Standpunkt steht auch Kant. Er quält sich mit einer philosophischen Definition der Mystiken, die schwer gelingen kann; er wagt noch nicht, ihre Unwahrheit geradezu zu behaupten; allein er sucht so gut als möglich sie in moralische Begriffe aufzulösen und den widerspenstigen Rest wenigstens als unwesentlich darzulegen."

Was ist nun das für eine Psychologie, die ohne alle tiefere Untersuchung aus der menschlichen Natur zwei Arten von Gefühlen herausgreift und sie ins Blaue hin als Achtung und Lust einander gegenüberstellt und so die menschliche Seele zum Kampfgewirr der zwei von Haus aus sich widerstreitenden Gefühle macht? Und zwar soll dieses Kampfgewirr sich nach Gesetzen abspielen, die ein regelmäßiges Geschehen zur Folge haben sollen, welches doch nur

ein nach Nothwendigkeit ablaufendes sein könnte, womit der Determinismus nicht überwunden, sondern behauptet wird. Das gesunde Gefühl der Achtung der Gottheit treibt nicht zum Aufgehen des Ich in dieselbe, sondern zur Unterordnung unter sie, zum Aufsuchen und Befolgen ihres Willens und Gebotes zc., nicht jede Lust ist schon Selbstsucht, es gibt auch eine erlaubte und eine Lust zum Guten. Das falsche Weirwerk der Religionen, des Rechts, der Moral entspringt nicht aus blindem Verhängniß, sondern aus Irrthümern und falschen Willensrichtungen. Durch alle Jahrhunderte hindurch wurden die Entstellungen der christlichen Moral durch die Hierarchen zc. von Seiten Einsichtiger bekämpft und insbesondere wurde das Recht der Anwendung von Gewaltmitteln als dem Geiste und der Lehre des Christenthums zuwider bestritten, wenn auch nicht in jedem Jahrhundert in gleicher Stärke und in gleicher Ausdehnung.*) Wurde die Moral des Volks zeitweise und theilweise verfälscht, so blieb doch die Moral des Christenthums dieselbe wie im Anfang. Wenn wir heutigen Tages die Gewaltthaten in der Religion früherer christlicher Zeiten verdammen, so verdammen wir die Abwendung von der christlichen religiösen Moral, so weit sie statt fand, die Hierarchen, die Gewalthaber und ihre Helfershelfer, während wir die irregeleitete Menge bedauern und soweit sie alle etwa unsere heutige Toleranz verdammen würden, könnten sie es nur im Widerspruch mit der christlich-religiösen Moral thun, welche nur den Mißbrauch, nicht das Princip der Toleranz selbst verwirft. Der Erläuterer kann in seiner Unschuld den Maafstab der Beurtheilung nicht finden, nicht sowohl weil er das Fundament der christlichen Religion und Moral nicht kennt, als weil er seine bodenlose Relativitätstheorie für ungleich zuverlässiger hält! Kant behauptet nicht die Nutzlosigkeit der Anwendung von Gewalt zum Schutze der Religion, sondern ihre Schädlichkeit trotz vorübergehender mehr äußerer als innerer Erfolge, wendet sich aber hauptsächlich gegen sie wegen deren moralischer und rechtlicher Verwerflichkeit, gleichviel ob es einmal gelungen sein möge, durch Gewaltanwendung den religiösen Glauben eines oder des andern Volkes umzuwandeln, eine Umwandlung, deren Tiefe und sittlicher Ernst erst noch nachzuweisen wäre. Auch wenn es ganz und durchaus wahr wäre, was wir wegen der in verschiedenen Graden in Mitwirkung kommenden Spontaneität der menschlichen Individuen nicht einräumen, daß der Glaube der Völker lediglich auf Erziehung und Beispiel beruhe, so vermag doch der Erläuterer uns nicht die ersten Erzieher nachzuweisen so wenig als die Grundsätze, deren sich solche bedient haben müßten und ebensowenig die Erfolge, die nach den gemachten Voraussetzungen hätten entspringen müssen. Sehr gut sagt Grapengießer: „Es ist eine und dieselbe menschliche Vernunft, die Gegenstand sowohl der theoretischen als auch der praktischen Philosophie ist. Aber v. Kirchmann weiß von nichts Anderem als „Wahrnehmen und Denken,“ und dieses Denken ist der „Philosophie des Wissens“ zum größten Theil ein objektiv bedeutungsloses Spiel, und hat für die Erkenntniß nur die eine Weisheit: der Widerspruch existirt nicht. Nach v. K. gründen sich denn auch die Grundsätze der Moral nicht etwa auf reine Vernunft, sondern auf Gefühle, und, meint er, solche Gefühle führen nur zu „Wünschen und Hoffnungen, gehören deßhalb nicht in die Philosophie, sondern bleiben der Religion überlassen, welche damit zwar die Gewißheit (den Glauben) aber nicht die Wahrheit (das Seiende) erreichen kann.“ Also wären die Grundsätze der Moral nur „Wünsche und Hoffnungen“? Weiß v. K. denn nichts von den apodiktischen Geboten der Moral? Ist ihr „Sollen“ ein bloßes Wünschen? Lehrt die Moral etwa, es sei nur ein frommer Wunsch, daß der Mensch gut sei, Tugend und Gerechtigkeit übe? Und was die Religion betrifft, haben wir denn nicht auch eine Religionsphilosophie? Ist der Glaube der Religion etwa eine subjektive Gewißheit, ein subjektives Fürwahrhalten? Ist er nicht vielmehr das innerste Eigenthum und Heiligthum jeder Menschenvernunft?!“**) Man sieht, daß Grapengießer von der wohlmeinenden Voraussetzung ausgeht, solche vernünftige Erinnerungen würden den hartnäckigen Empiristen und Realisten zu tieferen Erwägungen veranlassen. Nach ihm wird die

*) Man vergleiche in Rücksicht der Mehrheit der Kirchenväter den Blickstrahl wider Rom S. 17—43.

**) Erläuterung und Vertheidigung von Kants Kritik der reinen Vernunft wider die sogen. Erklärungen des H. J. G. v. Kirchmann von Dr. C. Grapengießer, S. 182—183.

erhabene Macht, welche Gegenstand der Religion ist, die aus dem Gefühl entspringt, lediglich von der Phantasie des Menschen gebildet und treibt daher, weit über alle mögliche Erfahrung hinaus, zum Ungeheuerlichen, Phantastischen, Absurden, woraus denn auch die Mysterien der Religionen hervorquellen, die mit um so größerer Energie vom Glauben verlangt werden, je höher das Andachtsgedühl (für die unbewußten Gebilde der eigenen Phantasie) sich steigert. Wenn das Alles wahr wäre, was der Erläuterer der Fruchtbarkeit der menschlichen (als solche unbewußt wirkenden) Phantasie zuschreibt, so müßte man vom höchsten Erstaunen erfüllt werden. Denn sie soll nach ihm die Hauptmysterien der christlichen Religion in den ersten Jahrhunderten erfunden haben und zwar (ohne alle Wahrheit) als von Gott selbst geoffenbarte, von Christus eingefetzte Heilswahrheiten und für die gesammte Welt mit absoluter Autorität ausgestellt. Wie nun die ungeheure Intensivität dieses Phantasie-Glaubens niemals wieder nachlassen konnte, macht dem Erl. keine Sorge, die Thatfache, daß es geschehen sei, ist ihm genugsame Einsicht in diesen Vorgang. Und der arme Kant zeigt sich auch stark in dieses Nachlassen des Phantasie-Glaubens verstrickt und quält sich nach dem Erläuterer mit einer schwer zu eringenden philosophischen Definition der Mysterien und seine nach Möglichkeit versuchte Umdeutung und Umbildung der Mysterien in moralische Vernunftwahrheiten, die noch immer Silber gegen das Blech der Auffassung des Erläuterers sind, finden nicht die geringste Gnade vor seinen Augen, da sie ihm tief hinter der Weisheit seiner Alles auslösenden Relativitätstheorie zurückzubleiben scheinen.

Erläuterungen zu Kants Anthropologie (47. Heft).

Im Vorwort spricht sich der Erläuterer in verständiger Art über das letzte Werk Kants aus. Man muß ihm Recht geben, wenn er es als das wenigst philosophische Werk des Philosophen, welches kaum als ein wissenschaftliches gelten könne, bezeichnet. Daß sich Kant hier eine freiere Bewegung gestattet, scheint ihm keinen Tadel zu verdienen, nachdem er seine große Aufgabe, die Grundlegung aller Theile der Philosophie in dreißigjähriger ununterbrochener schwerer Arbeit endlich erfüllt hatte. Der Erläuterer gesteht zu, daß Kant nach erlangter Reife des Geistes auch ohne strenge Ordnung, halb spielend, eine Fülle herrlicher Blüthen hervorgetrieben habe, welche in einen duftenden Strauß gebunden, dem Leser hätten überreicht werden können. Er will den fragmentarisch und beweislos behandelten Stoff des geistreichen Werkes, was alles Maaß würde haben überschreiten müssen, nicht erschöpfend erläutern, sondern nur auf Lücken und Mängel bei Kant aufmerksam machen und auf die Ergebnisse derjenigen neueren Psychologie hinweisen, die durch Herbart eingeleitet und von Drobisch, Beneke, Lotze, Fichte, Bona Meyer und Anderen theils fortgesetzt und weiter entwickelt, theils modificirt worden ist. Die psychologischen Werke aus der Schule Hegels will er am wenigsten empfohlen haben, da die Dürftigkeit der dialektischen Methode sich nirgends offener zeige als in dem Gebiete der Seelenlehre und des (wie Hegel sich ausdrückte) subjektiven Geistes. Die Erläuterungen, die über sechs Bogen nicht hinausgehen und die was sie bemerklich machen wollen in unverworrenen Entwicklungen darlegen, auch nicht wenig Scharfsinniges und Beachtenswerthes vortragen, wiederholen indessen Vieles von dem, was der Erläuterer schon bei früheren Gelegenheiten vom realistischen Standpunkt aus gegen den formalen Idealismus Kants und den Idealismus überhaupt vorgebracht hatte und worauf daher hier nicht wieder zurückgekommen werden kann. Wir beschränken uns daher in unserer Betrachtung auf einige hervorspringende Punkte, welche auf den Gegensatz des Realismus und Idealismus vorwiegend Bezug haben.

Kant spricht in seiner Anthropologie bekanntlich von „unbewußten Vorstellungen.“ Er sagt in §. 5 (28. Heft, S. 16 ff.): „Vorstellungen zu haben und sich ihrer doch nicht bewußt sein, darin scheint ein Widerspruch zu liegen; denn wie können wir wissen, daß wir sie haben, wenn wir uns ihrer nicht bewußt sind? Diesen Einwurf machte schon Locke, der darum auch das Dasein solcher Art Vorstellungen verwarf. Allein wir können uns doch mittelbar bewußt sein, eine Vorstellung zu haben, ob wir gleich unmittelbar uns ihrer nicht bewußt sind. Vergleichen Vorstellungen heißen dann dunkle; die übrigen sind klar, und, wenn ihre Klarheit sich auch auf die Theilvorstellungen eines Ganzen derselben und ihre Verbindung erstreckt, deutliche Vorstellungen; sei es des Denkens oder der Anschauung.“

Der Erläuterer zeigt nun (47. Heft, S. 7 ff.), daß die sogenannten unbewußten Vorstellungen“ in der neueren Psychologie, namentlich bei Herbart und Beneke, dann bei H. v. Hartmann eine große Rolle spielen. Er hätte indeß darauf hinweisen können, daß die unbewußten Vorstellungen schon bei Leibniz eine erhebliche Rolle spielen und wenn man sich näher danach umsehen wollte, würde man finden, daß ihr Vorkommen in den Gedankenkreisen der Philosophen uralt ist. Nach Leibniz sind die Pflanzen und Mineralien gleichsam schlafende Monaden mit unbewußten Vorstellungen; in den Pflanzen sind diese Vorstellungen bildende Lebenskräfte.*) Bei den Monisten finden sich die unbewußten Vorstellungen nicht weniger als bei den Monadologen.

Der Erläuterer sucht einen Weg der Verständigung in dieser Frage zu gewinnen, indem er sagt: „der in dem Worte enthaltene Widerspruch verschwindet für die Sache, wenn man darunter Elemente oder Bestimmungen versteht, die sowohl bewußt als unbewußt in der Seele bestehen können. Dann ist die Möglichkeit solcher Elemente nicht zu bestreiten, allein es ist bedenklich, solche unbewußte Elemente Vorstellungen zu nennen, da diese zu dem Wissen gehören, und dem Wissen das Bewußtsein seiner selbst untrennbar zugehört. Ein Wissen, was sich nicht selbst als solches weiß, ist deßhalb ein Widerspruch, und wenn nach dem Verschwinden des Bewußtseins etwas übrig bleiben sollte, so kann dieß kein Wissen sein und wird ein Etwas, das in seiner inhaltlichen Bestimmung nicht vorgestellt werden kann.“ Dieser Erinnerung des Erläuterers können wir insoweit unsere Zustimmung geben, denn es wird sich mit allen erdenklichen Wendungen der Widerspruch von dem Begriffe unbewußter Vorstellungen nicht hinwegbringen lassen.

Bei Gelegenheit seiner Erörterungen über die Wahrnehmung, die man nicht eben eine Erklärung nennen kann, spricht sich der Erläuterer abermals gegen den Materialismus aus, aber doch nur so, daß er es für geboten erachtet (S. 14), zunächst bei dem Unterschiede von Körperlichem und Geistigem stehen zu bleiben. Wenn er hinzufügt, die Wahrnehmung zeige zugleich, daß dieser Unterschied nicht absolut sei, sondern nur die Form treffe, während der Inhalt in beiden derselben sei, so sieht man nicht, wie diese Auffassung, da er jedenfalls dem idealistischen Monismus entgegen ist, nicht schließlich auf Materialismus hinauslaufen soll.

Bei aller Hervorhebung der Psychologie Herbarts, Benekes u. gegenüber der Hegelschen kann der Erläuterer doch nicht umhin (S. 38) von jener zu sagen, daß nach ihr die Seele in ein bloßes Gehäuse umgewandelt werde, in dem die einzelnen Vorstellungen sich selbständig herumtummeln. Wie aber diesem Uebelstande abgeholfen werden kann durch Unterscheidung der seienden Zustände der Seele (Gefühle und Begehren) als selbständiger neben ihren wissenden Zuständen, ist nicht ersichtlich. Denn auch hier ist nur von Zuständen der Seele die Rede, die doch für sich den „Halt“ ihrer Einheit nicht gewähren können. Der Vorzug der Psychologie Herbarts und Benekes (die auch nicht mit einander zusammenstimmen) wird doch ungemein fraglich, wenn der Erläuterer einräumen muß, beide Psychologen hätten die Kraft des Denkens zwar beibehalten (anerkannt), aber sie aus einer selbständig für sich bestehenden zu Kräften der einzelnen Vorstellungen umgewandelt und wenn Herbart die Gefühle und Begehren in Vorstellungen auflöse, so bleibe nichts übrig, was als die Einheit der Seele gelten könnte. — Wenn der Erläuterer sich genug thun kann (S. 54) mit der Behauptung, Principien seien nur ein anderes Wort für Regeln, und Ideen seien nur ein anderes Wort für Begriffe, wenn er Ideen nur dann für Höheres als Verstandesbegriffe anerkennen würde, wenn sie den Sinnen sich darböten, um mit dem Verstand gedacht zu werden, so hat er freilich allem Idealismus den Rücken gekehrt, aber die Ideen nicht widerlegt und den Realismus nicht erwiesen. Die Gefühle sind ihm (S. 66) von der höchsten Bedeutung für den Menschen, der Maßstab alles Werthes im Sittlichen, Nützlichen und Angenehmen, und doch gibt er ihnen keine eigentlich gegenständliche Bedeutung. Denn wenn z. B. das Gefühl der Achtung zunächst auf die Autorität Gottes gehen soll, Gott aber höchstens als ein möglicher Gedanke, im Grunde aber nur als eine Phantasievorstellung behandelt wird, wo bleibt da die gegenständliche Bedeutung des Gefühls der Achtung? Nur wenn man, sagt er (S. 67) wei-

*) Grundriß der Gesch. d. Philosophie von Ueberweg, III, S. 89.

terhin, den großen Gegensatz (der Achtung und der Lust) innerhalb des Gefühls des Menschen erkannt hat, kann das Handeln des Einzelnen und der Völker verstanden werden, und nur dann kann eine Wissenschaft des Sittlichen und des Schönen (als Erhabenes) ausgerichtet werden. Allein was kann aus einer solchen (realistischen) Wissenschaft des Sittlichen (vom Schönen zu schweigen) werden, wenn der Erläuterer das Sittliche der Völker in lauter Relativitäten auflöst? Nach realistischen Voraussetzungen hält er es für möglich (S. 68), in den Charakteren, Leidenschaften und Affekten mit dem aus ihnen abfließenden Handeln dieselbe Einfachheit und Regelmäßigkeit nachzuweisen, wie es die Astronomie für die verwickelten Bewegungen der Himmelskörper vermag. Ist hier der Geist nicht zur Natur herabgesetzt? Als Thatsache erkennt der Erläuterer die Definition Kants an, die Lust sei das, was, wenn es da sei, kein Begehren wecke, der Schmerz sei das, was das Begehren wecke. Nur werde damit keine Einsicht in die Natur der Gefühle gewonnen. Allein mehr als daß sie richtig sei, ist von einer Definition nicht zu verlangen. Auch die andere Definition Kants, Lust sei das Gefühl der Beförderung des Lebens, Schmerz das eines Hindernisses des Lebens, ist nicht so werthlos, als der Erläuterer behauptet. Doch fehlt ihr hier die Unterscheidung der wahrhaft und der scheinbar Lebensfördernden Lust, welche letztere zur Hemmung ausschlagen kann, so wie es auch Schmerz gibt, der mittelbar Lebensfördernd wirken kann, wie der Schmerz über begangene Fehler (Irthum und Sünde). Daß jeder Lust ein Schmerz vorausgehen müsse, ist allerdings von Kant zuviel behauptet. Aber es mochte ihm dabei im Sinn liegen, daß nur des Schmerzes fähige Wesen Lust empfinden können und daß jede Lust aus Ueberwindung möglich gewesenenes Schmerzes entspringt.

Als gründlichstes und leichtestes Befähigungsmittel aller Schmerzen erscheint Kant der Gedanke, den man einem vernünftigen Manne wohl anmuthen könne: daß das Leben überhaupt, was den Genuß desselben betreffe, der von Glücksumständen abhängt, gar keinen eigenen Werth, und nur was den Gebrauch desselben zu Zwecken anlange, einen Werth habe, den nur die Weisheit dem Menschen verschaffen könne. Wenn der Erläuterer dazu bemerkt, hier gerathe Kant in die Lehre der Stoiker; es sei leicht zu sagen, man solle dem Schmerz und der Lust keinen Werth beimessen, aber dieß widerstreite — nach anderwärtigen Erklärungen Kants selbst — der menschlichen Natur; so wäre näher gelegen zu zeigen, daß der Rath Kants aus seinem eigenen Princip der Moral fließe. Widerstreitet die Anweisung Kants der menschlichen Natur, so ist sein Moralprincip selbst nicht im Einklang mit ihr und dieß ist darum der Fall, weil es ein Formalprincip ist. Der Erläuterer erhebt sich aber nicht einmal zu der relativen Höhe dieses Principis. Der Philosoph soll nach ihm von der menschlichen Natur nicht das Unmögliche fordern. Ganz recht, aber doch das Mögliche und über das Mögliche geht die religiöse, die christliche Moral nicht hinaus, wohl aber bleibt die Relativitäts-Moral des Erläuterers weit hinter dem dem Menschen moralisch Möglichen zurück. Tief sinnige Philosophen der Neuzeit haben auf ein erhabeneres Befähigungsmittel der Schmerzen des zeitlichen Lebens hingedeutet: die Erweckung des tiefergehenden Schmerzes über das verschuldete Elend des gesammten Menschengeschlechtes (welcher jedoch in die Hoffnung der Erlösung mündet).

Was in zeitlicher Entwicklung begriffen ist, kann nicht Alles schon actu sein, was es zu sein vermag. Sein Vermögen ist daher reicher als seine jezeitliche Wirklichkeit und es muß ihm daher unausweichlich ein nicht schon jederzeit in Verwirklichung übergegangenes Vermögen zukommen. Wenn man von geistigen Anlagen sprechen darf und muß, so muß man auch Geistesvermögen anerkennen und in einem näher zu bestimmenden Sinne wird man mit Recht auch von einem Willensvermögen des Geistes sprechen dürfen und müssen. Wenn Kant ein Willens- oder Wollensvermögen des Geistes anerkennt, so ist er insoweit sicher im Rechte. Die Einwendung des Erläuterers (S. 73), es sei sonderbar, daß Kant seinen Begriff des Vermögens auch bei der Betrachtung des Begehrungsvermögens festhalte, da das Begehren oder Wollen schon dasselbe sei wie Vermögen und nach dieser Methode könnte man zuletzt auch ein Vermögen zum Vermögen für erforderlich halten, erscheint selbst sonderbar, da, wenn Wollen schon Vermögen ist, Vermögen eben anerkannt ist, worauf es ankam. Von einem Vermögen zum Vermögen zu sprechen ist weiter nichts als veratorisch. Nicht unwichtig sagt

der Erläuterer: „Kant behandelt das Begehren ebenfalls nur fragmentarisch: er greift Einzelnes heraus, meist die verwickelteren Zustände, um dann moralische oder weltkluge Betrachtungen ihnen anzuschließen. Es ist natürlich, daß der Zweck der Wissenschaft, die Erkenntniß des Gegenstandes, nicht erreicht werden kann.“ Aber er vergißt hier, daß er im Vorwort gesagt hatte, Kant habe in der Anthropologie absichtlich seinem Geiste eine freiere Bewegung verstattet. — Ueber Affekte und Leidenschaften sagt der Erläuterer (S. 75) Nichtiges. Wenn er aber bemerkt, der Affekt sei weder von dem Standpunkt der Klugheit noch der Sittlichkeit zu rechtfertigen, aber als Affekt sei er weder unklug noch unsittlich, da er bloß einen Gefühlszustand, der den Naturgesetzen unterliege und kein Handeln bezeichne, doch könne er insoweit er zum Handeln führe, der Kritik verfallen, so muß doch erinnert werden, daß er nur dann der moralischen Kritik verfallen kann — und er verfällt ihr allerdings — wenn er beherrscht, gemäßigt, werden konnte. Sehr gut ist die Bemerkung, daß es Fälle gebe, wo sowohl die Klugheit wie die Moral eines hohen Grades oder sehr starker Gefühle nicht entbehren könne. Sie werden dann aber um so höher zu stellen, um so sittlicher zu nennen sein, je mehr sie gleichwohl in der Beherrschung der Willenskraft stehen. Die Behauptung Hegels, daß nichts Großes ohne Leidenschaft vollbracht werde, verwechselt die Leidenschaft mit der Begeisterung. Nochmals auf die Frage von der Freiheit des Willens zurückkommend, wiederholt der Erläuterer (S. 77) seine Umtausch der Nothwendigkeit alles Wollens in die regelmäßige Folge seiner Aeußerungen und zieht daraus die unabweißliche Folgerung der Aufhebung von Verdienst und Schuld. Hiernach würde also die Bildung der Begriffe von Verdienst und Schuld auf Irrthum beruhen, die Wahrheit wäre die Gleichgültigkeit alles Wollens und Handelns und folglich auch die Gleichgültigkeit von Wahrheit und Irrthum, womit der Determinismus sich selbst ad absurdum führt. Das Ergebnis des Determinismus steht nicht bloß mit den Aussagen des gesunden Menschenverstandes in Widerspruch, sondern auch mit der wissenschaftlichen Logik.*) Es ist nicht ersichtlich, wozu es für den Erläuterer nach seinen Voraussetzungen noch nöthig war, mildere Urtheile über den Selbstmord zu begünstigen. Auch steht man nicht, wie der realistische Determinist in der Betrachtung der Leidenschaften (S. 80 ff.) doch wieder einen Werthunterschied des Sittlichen und Unsittlichen, des Klugen und Unklugen zc. einführen kann. So gibt es nach dem Erläuterer unter den politischen Leidenschaften edlere und unedlere Arten, und er kann selbst von sittlichen Leidenschaften sprechen, die durch ihr Uebermaaß doch ein Fehler seien. Er will nicht zugeben, daß die Vernunft, die nach ihm nur Verstand ist, durch die Leidenschaften geschwächt werde und nach ihm handelt der Leidenschaftliche in der Regel mit dem vollen Wissen seiner Unklugheit oder seiner Unsittlichkeit. Er merkt weder etwas an von der einseitigen Schärfung des Verstandes des Leidenschaftlichen, noch von der Abstumpfung des Verstandes und der Trübung des Bewußtseins, welche schon mit der beharrlichen Verfolgung einer starken Leidenschaft, noch mehr aber mit der Befriedigung der Leidenschaft, je öfter wiederholt, um so mehr, verknüpft zu sein pflegen. Die Leidenschaften sind ihm reale Gefühle der Lust und des Schmerzes, die nur dem davon unberührten Zuschauer als Wehe erscheinen, weil ihre letzte Wirkung zum Unglück, nicht zum Glück führt. Nach dieser Betrachtung wäre die Leidenschaft nur ein starker Irrthum, nichts Unsittliches und führte sie zum Glück, so wäre sie auch kein Irrthum.

Da nach dem Erläuterer alles Begehren und Handeln aus den Gefühlen hervorgeht, so ist ihm der Unterschied von Naturell und Temperament wissenschaftlich nicht durchzuführen. Daher gilt ihm die Lehre von den Temperamenten jetzt für ziemlich verlassen, wogegen zu erinnern ist, daß es kaum eine Psychologie gibt, worin sie nicht behandelt wäre. Die Pädagogen wenden ihr noch immer nicht geringe Aufmerksamkeit zu. Der Philosoph Chr. Sigwart hat in der Pädagogischen Zeitschrift von Schmidt zc. eine vortreffliche Darstellung derselben gegeben. Kants Darstellung nennt v. R. zwar unterhaltend, aber nicht wissenschaftlich, weil er versäumt habe, die Unterschiede in der Empfänglichkeit für die Ursachen der Gefühle und in der Dauer der Gefühle zu untersuchen.

*) Ueber die Freiheit des menschlichen Willens von Dr. R. Gaquoin (S. 2). Der Verfasser strebt eine Ausgleichung des Determinismus und Indeterminismus an (Vergl. S. 32), die freilich kaum über Herbart hinausführt.

Es ließ sich erwarten, daß der Erläuterer die Physiognomik und die Phrenologie in Schutz nehmen werde. Hegels Absprechen darüber erscheint ihm verkehrt. Aber viel mehr erfahren wir über jene nicht, als daß die moderne Naturwissenschaft, die Paläontologie, die Ethnologie namentlich für die Schädelbildung und ihren Zusammenhang mit dem Gehirn und der Seele bedeutsame Thatfachen aufgefunden hätten und daß deßhalb ein ursachlicher Zusammenhang (also doch ursachlicher Zusammenhang) zwischen Aeußerem und Innerem nicht abgeleugnet werden könne. Indem, bemerkt er, Kant den Einfluß des Temperaments und Charakters auf die habituelle Gesichtsbildung anerkenne, gebe er die Grundlage der Phrenologie zu. Das Uebrige soll nach ihm mit Hilfe des Darwin'schen Gesetzes der Vererbung von selbst (!) folgen. Bezüglich seiner Bemerkungen über das weibliche Geschlecht, empfängt Kant für seine große Beobachtungsgabe erhebliche Lobspriiche; nur daß der Erläuterer die teleologischen Betrachtungen, wie überall, so auch hier, nicht geeignet finden will und seinen Realismus, den man doch nicht Materialismus nennen soll, recht grell in den Worten hervorkehrt: „Der Mensch hat weder als Mann noch als Frau einen Zweck; er kann sich in seinem einzelnen Handeln einen Zweck setzen; allein sein Dasein überhaupt, so gut wie die Summe seines Lebens und Handelns, ist ohne Zweck, sondern ein Stück aus der regelmässigen Bewegung der Elemente der Welt überhaupt.“ Wer steht nicht, daß, wenn dem also wäre, das Zwecksetzen der Menschen nur eitel und nichtig sein könnte, ganz abgesehen davon, daß es seiner Möglichkeit nach aus den „Elementen der Welt“ gar nicht zu erklären wäre. Weiterhin (S. 90) wird gesagt: „Von einem Ziel und einer Bestimmung der Menschheit kann die Wissenschaft nicht sprechen, da dazu die Kenntniß des Willens jenes hohen Wesens ihr abgeht, von dem das Dasein des Menschen ausgegangen sein soll. Diese Kenntniß ist der Wissenschaft unerreichbar, da sie jenseits der Wahrnehmung liegt, und auch Analogien hier nicht zureichen. Die Antwort auf diese Fragen bleibt deßhalb den Religionen und der Phantasie der Dichter überlassen. Auch für den Einzelnen besteht kein Ziel, was sein ganzes Dasein und Leben und Handeln beherrschte. Zwecke treten nur im Einzelnen auf; das ganze Leben ist nur, aber hat kein Soll. Eine Ausgleichung zwischen Glück und sittlichem Verhalten des Einzelnen kann nicht gefordert und nicht erwartet werden. Auch die Frage der persönlichen Unsterblichkeit kann von der Wissenschaft nicht mit Sicherheit beantwortet werden.“

Die Kenntniß Gottes und seines Willens muß freilich einer Wissenschaft unerreichbar bleiben, welche das Seiende nur der Wahrnehmung zugänglich erachtet, welche verlangt, daß Gott, wenn sein Dasein eingeräumt werden soll, der Wahrnehmung doch wohl auch sinnlich, also materiell, sich darstelle! Weil Gott weder geistig noch mit den Sinnen wahrgenommen werden kann, darum kann ihn die Wissenschaft nicht zu den seienden Wesen rechnen, darum ist er für die Wissenschaft nicht und nichts, schließt der Realist und wenn er doch eingeständig ist, die Unmöglichkeit des Daseins Gottes nicht beweisen zu können, so reicht ihm dieß gerade noch zu, wie die Religionen in der Menschheit entstehen konnten, sich nothdürftig verständlich zu machen, deren Vorstellungen und Begriffe, von ihnen Ideen genannt, ihm nicht weniger als die Werke der Dichter der Phantasie ihren Ursprung verdanken. Kann vom Realisten die Unmöglichkeit des Daseins Gottes nicht bewiesen werden, so kann er auch die Unmöglichkeit der persönlichen Unsterblichkeit nicht darthun und vom Zweck müßte doch offenbar das Gleiche gelten. So bleibt denn alles Ideale für den Realisten jenseits der Wissenschaft und für diese Armuth an Wissen sucht er sich zu entschädigen durch das Anklammern an das Materielle, froh und stolz darauf, daß er es im Denken über dasselbe wenigstens zur Erfassung einer Anzahl von größeren oder geringeren Wahrscheinlichkeiten bringt, wiewohl er auch gelegentlich ein Stück Begriff mit den Händen zu greifen meint.

Besondere Freude macht es dem Erläuterer (S. 90—91), darauf hinweisen zu können, daß merkwürdigerweise schon Kant anerkannt habe, aus dem Affen könne im Fortgange der Naturevolutionen ein Mensch werden, während Carl Vogt gegenwärtig wegen derselben Behauptung, als einem Unerhörten, so viel Angriffe zu erleiden habe. In der That hatte Kant schon in der Kritik der Urtheilskraft (§ 80) von einem obgleich schwachen Strahl von Hoffnung gesprochen, welchen die Uebereinkunft so vieler Thiergattungen in einem gewissen gemein-

samen Schema erwecke, daß hier wohl etwas mit dem Princip des Mechanismus der Natur auszurichten sein möge.*)

„Diese Analogie der Formen, sofern sie bei aller Verschiedenheit einem gemeinschaftlichen Urbilde gemäß erzeugt zu sein scheinen, verstärkt die Vermuthung einer wirklichen Verwandtschaft derselben in der Erzeugung von einer gemeinschaftlichen Urmutter, durch die stufenartige Annäherung einer Thiergattung zur andern, von derjenigen an, in welcher das Princip der Zwecke am meisten bewährt zu sein scheint, nämlich dem Menschen, bis zum Polyp, von diesem sogar bis zu Moosen und Flechten, und endlich zu der niedrigsten der uns merkllichen Stufen der Natur, der rohen Materie, aus welcher und ihren Kräften, nach mechanischen Gesetzen, die ganze Technik der Natur abzustammen scheint. Der Archäolog der Natur kann, wie Kant weiter sagt, (hypothetisch) den Mutterschooß der Erde, die eben aus ihrem chaotischen Zustande herausging (gleichsam als ein großes Thier) anfänglich Geschöpfe von minder zweckmäßiger Form, diese wiederum andere, welche angemessener ihrem Zeugungsplaze und ihrem Verhältnisse unter einander sich ausbildeten, gebären lassen; bis diese Gebärmutter selbst, erstarrt, sich verknöchert, ihre Geburten auf bestimmte, fernerhin nicht ausartende Species eingeschränkt hätte, und die Mannigfaltigkeit so bliebe, wie sie am Ende der Operation jener fruchtbaren Bildungskraft ausgefallen war.“

In einer Anmerkung bemerkt Kant noch, daß es sich a priori nicht widerspreche, anzunehmen, gewisse Wasserthiere könnten sich nach und nach zu Sumpftkieren und aus diesen nach einigen Zeugungen zu Landthieren ausgebildet haben; nur zeigt die Erfahrung davon kein Beispiel. In der Anthropologie (im zweiten Theil E.) spricht Kant von mehreren Epochen der Entwicklung „der Thierklasse“ des Menschen und wird dabei auf den Gedanken geführt: „ob nicht auf dieselbe zweite Epoche (er hatte von zwei Epochen gesprochen), bei großen Naturrevolutionen, noch eine dritte folgen dürfte, da ein Drangoutang oder ein Chimpanse die Organe, die zum Gehen, zum Befühlen der Gegenstände und zum Sprechen dienen, sich zum Gliederbau eines Menschen ausbildete, deren Innerstes ein Organ für den Gebrauch des Verstandes enthielte und durch gesellschaftliche Cultur sich allmählig entwickelte.“

Eine nahe Verwandtschaft der die Abstammungslehre betreffenden Hypothesen Kants und Darwins ist also unläugbar vorhanden.***) Dem Materialismus sind beide Forscher, sofern sie Gott-Gläubige sind, entgegen. Sie halten beide, bei möglicher theilweiser Verschiedenheit der Gründe, an dem Glauben an den überweltlichen Gott, an der Schöpfung, an dem nichtmechanischen Ursprung des ersten Organischen fest, Kant überdies noch an dem Gedanken des Zwecks, an der Teleologie, wenn auch nicht in constitutiver, doch in regulativer Bedeutung. Beide Forscher stimmen überein in der Annahme der Möglichkeit der Abstammung des Menschen von einer höher organisirten Thierart, die der Eine sogar in einer der noch existirenden Affenarten, der Andere in einer untergegangenen sucht.***) Kant spricht dabei

*) Ganz richtig faßt Joh. Huber (Die Lehre Darwins S. 34) Kants Ansicht kurz in die Sätze zusammen: „Der Organismus sei Erzeugungs-, der Mechanismus Erklärungsprincip. Die erste Entstehung ist demnach teleologisch und auf den göttlichen Verstand zurückzuführen, die Fortbildung aber mechanisch. Die Aufgabe für die Naturgeschichte gestaltet sich dahin, daß sie die ursprünglichsten einfachen Gebilde auffuche und zeige, wie daraus auf mechanischen Wege die andern sich entwickelt haben, und auf solche Weise ein natürliches Stufenreich gebildet worden sei, was bis zur menschlichen Organisation heraus reiche.“ Saint-Martin befreitet das System einer (unbeschränkt) fortschreitenden Vervollkommenheit. Baader leugnet nicht die sichtbare Stufenreihe aufsteigender Formen und Kräfte in der Natur, fordert aber zur Erklärung der progressiven Hinausläuterung der einzelnen Kräfte des Natürlichen das System der Präformation. (S. Werke Baaders XII, 174—175.) Der Geist des Menschen ist ihm unmittelbar göttlichen Ursprungs. Auf das Gleiche läuft wohl Knodt's Erklärung hinaus in seiner Kritik der Schrift: Der alte und der neue Glaube von D. Fr. Strauß im Bonner L. Literaturblatt (1873).

**) Wenn Seidlitz, (die Darwin'sche Theorie S. 4 ff.) Göthe 1791 und 1796 die Abstammungslehre erkannt haben läßt, so wäre zu unteruchen gewesen, ob Kant durch die Kritik der Urtheilskraft (1790) nicht auf ihn gewirkt hätte und ob ihn nicht Kants Anthropologie (1798) in seiner Ansicht bekräftigte. Vergl. Runo Fischers Gesch. der n. Philos. 2. A. IV, 645.

***) In seinem Werke: Die Abstammung des Menschen, läßt Darwin (S. 111) den Menschen „von irgend einer affenähnlichen Form“ abstammen. Vergl. S. 134. S. 116 spricht er von „unserm früher halbmenhlichen Vorfahren.“ S. 135 sagt D.: „In Bezug auf die körperliche Größe und Kraft

von einem Innersten im Gliederbau des Menschen, welches als Organ für den Gebrauch des Verstandes funktioniren konnte, ohne uns die Entstehung dieses innersten Organs und sein Wesen, noch des Verstandes selbst zu erklären. Darwin begnügt sich mit der nichts erklärenden Annahme einer quantitativen Steigerung der psychischen Fähigkeiten des affenartigen Mutterstammes, von Wundt in den Ausdruck gekleidet: „Die Thiere sind Wesen, deren Erkenntniß von der des Menschen nur durch die Stufe der erreichten Ausbildung verschieden ist.“ Forscht man nach einer ausreichenden Erklärung, wie Kant, zu einer solchen Abstammungslehre kommen konnte, so sehen wir nicht, wie man ihn hier vor dem Vorwurf schützen kann, einer Hypothese sich hingeeben zu haben, die im offenen Widerspruch mit seinem idealistischen System steht. Denn es scheint auch nicht die Annahme gestattet, daß er mit seiner Hypothese der intelligiblen Welt wie durch eine geheime Klabellschür mit Wolff und Leibniz, d. h. mit der Monadologie, gleichsam hinter dem Rücken seines Kriticismus, verbunden geblieben sei und er daher keinen Widerspruch darin gefunden habe, den Menschen aus dem Affen abstammen zu lassen, weil alle Monaden, schon die niedersten, geistig seien und das niedrigere Geistige sehr wohl als Vorstufe der höheren Geistigkeit — wenigstens regulativ — gedacht werden könne, es sich aber von selbst verstehe, daß im Reiche des Geistigen, welches dem All der Wesen gleich sei, nur von quantitativen Unterschieden die Rede sein könne. Diese Annahme scheint dadurch ausgeschlossen, weil Kant sich ausdrücklich gegen die Leibnizische (und Herder'sche) Evolutionslehre und für die Theorie der Epigenesis erklärt. Epigenesis ist aber Generationismus, und ruht auf dem Prästabilismus, nicht in der Gestalt der individuellen, sondern der generischen Präformation, nicht der Evolutions- oder Eduktions-, sondern der Produktions-theorie. Wie sich nun die generische Präformationslehre, die Abstammung des Menschen vom Affen, wenn auch Gott schon in den niedrigsten Organismus oder vollends gar in die noch unorganische Materie die Anlage zur Entwicklung zum Menschen gelegt hätte, mit der Annahme der intelligiblen Welt und der Hypothese der intelligiblen (überzeitlichen) Freiheit des Willens vertragen soll, das erscheint unausdenklich geheimnißvoll und unergründlich. Auch Darwin hätte von seiner Gotteslehre aus consequent auf den Prästabilismus kommen müssen. Ja, wenn er Philosoph genug gewesen wäre, so würde er an der Epigenesis Kants vorbei zu der Evolutionslehre der Leibnizischen Monadologie haben zurückgehen müssen oder zu irgend einer Form der Präexistenzlehre, z. B. der Platonischen. Allein Darwins Interesse ist gar nicht diesen metaphysischen Fragen zugewendet, sondern er begnügt sich damit, Gottes Dasein und die Schöpfung einzuräumen, da und dort vorübergehend Gottes, der Schöpfung, der Lebens eingehung bezüglich der ersten organischen Wesen zu erwähnen, den Glauben an das Dasein eines allmächtigen Gottes veredeln zu nennen und auszusprechen, daß die Frage, ob ein Schöpfer und Regierer des Weltalls existire, von den größten Geistern, welche je gelebt hätten, bejahend beantwortet worden sei.*) Darf man hienach festhalten, daß Darwin das Dasein Gottes, die Welterschöpfung und Weltregierung Gottes nicht verneinen will, sei es daß er (beistlich) das Wie derselben für unerforschlich hält, sei es daß er diese Erforschung weder hier, noch andernwärts zum Gegenstand seiner Untersuchung machen will, so schließt er doch in seinen Untersuchungen jeden weiteren Einfluß Gottes aus, so daß

wissen wir nicht, ob der Mensch von irgend einer vergleichsweise kleinen Art, wie der Schimpanse, abstammt oder von einer so mächtigen, wie der Gorilla. Nach S. 171 soll der Mensch ein Zweig des altweltlichen Simiadenstammes und in die Abtheilung der Catarchinen einzuordnen sein. Irgend ein altes Glied dieser anthropomorphen Untergruppe soll (S. 172) den Menschen Entstehung gegeben haben. Daher soll nicht anzunehmen sein, daß (S. 173) der frühe Urzeuger des ganzen Stammes der Simiaden, mit Einschluß des Menschen, mit irgend einem jetzt existirenden Affen identisch oder ihm auch nur ähnlich gewesen sei. Es ist Darwin (S. 174) mehr als wahrscheinlich, daß unsere frühen Urzeuger auf dem afrikanischen Festland, und zwar hier eher als irgendwo anders, lebten. Das Alles bewegt sich in lauter Vermuthungen, die Darwin Wahrscheinlichkeiten dünken. Ein gültiger Beweis ist damit absolut nicht geleistet. Die Jünger Schellings als Naturphilosophen und Hegels haben sich kaum in lockeren Hypothesen und Analogien bewegt als es jetzt der hochgepriesene Darwin sich erlaubt.

*) Ueber die Entstehung der Arten im Thier- und Pflanzenreich durch natürl. Züchtung 2c. Uebers. von Bronn 2. A. S. 212, 215, 234, 499, 514, 519, 523, 525; Die Abstammung des Menschen und die geschlechtliche Zuchtwahl. Uebers. v. C. Carus, I, 55, 269.

nicht einmal bestimmt von einem in der Welt fortwirkenden Schöpfungsplan Gottes gesprochen wird.*) Von da an, daß ein erstes Organisches gegeben ist, vollbringt die Causalität unter den Bedingungen der Zufälligen nach seiner Theorie Alles. Von jener Anerkennung des überweltlichen Gottes und der Schöpfung abgesehen, verläuft seine Theorie, wenn man nicht sollte sagen dürfen, in den Materialismus, doch demselben so ähnlich, daß sie sofort von der Mehrheit seiner Nachfolger, wenn nicht als Materialismus genommen, so doch für den Materialismus verwendet werden konnte. Daher erklärte Carl Vogt alsbald die Consequenzen des Darwinismus für furchtbar für eine gewisse Richtung, unter welcher er nichts Anderes als die theistische und ihre Consequenzen verstand, obgleich er wissen mußte, daß Darwin selbst die Consequenz des Atheismus aus seiner Abstammungs- und Umwandlungslehre nicht gezogen hatte und also wohl nicht gezogen wissen wollte. „Es unterliegt keinem Zweifel, fährt C. Vogt fort, die Darwinische Theorie setzt den persönlichen Schöpfer und dessen zeitweilige Eingriffe in die Umgestaltung der Schöpfung und in die Schaffung der Arten ohne weitere Umstände vor die Thüre, indem sie dem Wirken eines solchen Wesens auch nicht den geringsten Raum läßt. Sobald einmal der erste Aufangspunkt, der erste Organismus gegeben ist, so entwickelt sich aus diesem durch natürliche Zuchtwahl in fortgesetzter Weise die Schöpfung durch alle geologischen Zeitalter unseres Planeten hindurch, nach den einfachen Gesetzen der Vererbung: — es entsteht keine neue Art durch schöpferischen Eingriff, es verschwindet keine durch göttlichen Vernichtungsbefehl — der natürliche Verlauf der Dinge, der Entwicklungsproceß sämtlicher Organismen und der Erde selbst genügen an und für sich zur Hervorbringung sämtlicher Erscheinungen. Auch der Mensch ist dann nicht ein besonderes Geschöpf, in specieller Weise und verschieden von den übrigen Thieren gefertigt, mit einer ganz besonderen Seele und einem von Gott selbst eingeblasenen Dem versehen — sondern der Mensch ist dann nur das höchste Entwicklungsprodukt der fortgeschrittenen thierischen Zuchtwahl, hervorgegangen aus der zunächst unter ihm stehenden Gruppe der Affen.“**) Diese Auffassung seiner Lehre bestätigte Darwin in seinem dritten Hauptwerk: „Die Abstammung des Menschen“ hauptsächlich mit dem Unterschiede von Vogt, daß er auch hier seine Anerkennung Gottes, der Schöpfung und der göttlichen Weltregierung aufrecht erhält, so daß man seine Verufung auf Vogt, Büchner, Rolle und seine Hervorhebung Hückels doch nicht als Zustimmung zu dem Atheismus dieser Forscher nehmen darf, so auffällig diese Zustimmungserklärungen erscheinen mögen.***) Obgleich Darwin die Kritik seines Werkes über die Entstehung der Arten von Frohschammer†) bekannt war, so hat er doch in seinem Neuen Werke: „Die Abstammung des Menschen,“ während er den genannten deutschen Materialisten, einigen von ihnen sogar in großem Maße, Lob spendete, mit keiner Silbe sich auf eine Verächtlichung der Kritik Frohschammers eingelassen, was doch gewiß seine Schulbigkeit gewesen wäre. Freilich war es leichter, im gewohnten Fahrwasser seiner Hypothesen und Erscheinungsdeutungen munter fortzusteuern, als die scharfsinnige, und gewichtige Kritik des deutschen Philosophen zu prüfen. Es ist hier nicht der Ort, zu untersuchen ob einige wenige Einwendungen Frohschammers gegen Darwins Theorie einer Modification fähig sind, aber der Hauptstamm seiner Einwendungen gegen Darwin und seiner Gründe für die Möglichkeit der Erklärung aller Erscheinungen des organischen Lebens aus der Schöpfungstheorie einer ursprünglichen und

*) Man müßte denn die Aeußerung in der zuletzt angeführten Schrift (S. 27), daß der Mensch und alle übrigen Wirbelthiere nach demselben allgemeinen Plane gebaut seien, ernstlich im Sinne eines von Gott entworfenen Planes zu verstehen haben, wovon aber in dem Weiteren nicht das Geringste ersichtlich wird.

**) Vorlesungen über den Menschen, seine Stellung in der Schöpfung und in der Geschichte der Erde von Carl Vogt, S. 260.

***) Wenn Joh. Huber in seiner geist- und kenntnißreichen Schrift: Die Lehre Darwins u. S. 85 aus Aeußerungen Darwins in seinem zweiten Werke (Das Variiren der Thiere und Pflanzen im Zustande der Domestication) die Erwartung zieht, er werde weiterhin, die religiösen Gefühle nicht mehr beachten (sich zum Atheismus bekennen), so hat sich doch diese Erwartung bis jetzt nicht bestätigt.

†) Athenäum: Philo. Zeitschrift von Frohschammer I. B. 3. Heft, S. 439—530. Diese Abhandlung wurde mit einer Nachschrift wieder abgedruckt im Anhang zu dem Werke Frohschammers: Das Christenthum und die moderne Naturwissenschaft S. 443—540.

eigentlichst planmäßigen Mannigfaltigkeit der organischen Hervorbringungen steht heute noch aufrecht und ist weder durch Darwin selbst, noch durch C. Vogt, noch durch Büchner, noch durch Moritz Wagner oder Häckel erschüttert worden.*) In anderer Weise einschneidend sind von Joh. Huber („Die Lehre Darwins kritisch betrachtet“) die gegen Darwin sprechenden Gründe umfassend dargelegt worden. Besonders lehrreich ist der 3. Abschnitt seiner geistreichen Schrift, in welcher er die wichtigsten Schriften der Gegner und Anhänger in verschiedenen Schattirungen bespricht. Die Anhänger Darwins haben nichts an das Licht gestellt, was sich an Bedeutung dieser tiefgedachten und umsichtigen Schrift vergleichen ließe, was nämlich den philosophischen Gehalt betrifft; wiewohl auch in dieser Schrift noch Wichtiges unbestimmt bleibt. Darwin wird sich endlich doch fragen müssen, ob seine Gotteslehre und seine Abstammungslehre sich mit einander vertragen und nicht vielmehr sich diametral widersprechen. Es tritt in der That die Alternative an ihn heran, entweder seine Gotteslehre zu behaupten und dann seine Abstammungslehre, wenigstens in dieser dem blinden Gesetz und dem Zufall alles einräumenden Form, über welche schon die Kantische erhoben ist, aufzugeben oder seine Abstammungslehre zu behaupten und dann seine Gotteslehre fallen zu lassen und sich dem Atheismus und Materialismus eines Theils seiner Anhänger anzuschließen. Ist es ihm Ernst mit seiner Anerkennung des Daseins Gottes, der göttlichen Schöpfungs- und Weltregierungslehre, so könnte und sollte er auch wissen, welche die unausweichlichen Konsequenzen dieser Lehre sind. Er sollte wissen, daß Gott nur als der absolute Geist, folglich nicht gedankenlos, gedacht werden kann, sondern unendlich gedankenreich sein muß und folglich nicht plan- und zwecklos sich als Schöpfer erweist, sondern vielmehr das gesamte All seiner Schöpfung mit der unendlichen Fülle seiner Gedanken, Ideen und Zwecke umspannt und durchdringt. Vertieft sich Darwin in die Höhe und Erhabenheit dieses Gedankens, so wird ihm seine Abstammungslehre nicht mehr großartig erscheinen, sondern ihm gegenüber eng, kleinlich, arm und von tieferem Geist verlassen.**) In Kurzem wird die Abstammungslehre in einer tiefer gehenden Gestalt hervortreten und dann erst kann und wird die Hauptfrage zur wissenschaftlichen Entscheidung kommen.

Von den übrigen (mit Ausnahme der Metaphysik der Sitten) kleineren Schriften Kants, die hier nicht aufgezählt zu werden brauchen, da sie durch die Ausgaben von Rosenkranz und von Hartenstein bekannt genug sind, fehlen bis jetzt die in Aussicht gestellten Erläuterungen des Herausgebers. Daher können wir hier mit den Erörterungen über die Erläuterungen zu den Werken Kants schließen.

Wir bedauern, daß uns in Nr. III bei Besprechung der Erläuterungen des Herausgebers zu Kants Kritik der reinen Vernunft die oben mehrmals erwähnte Schrift des H. Dr. Grapiengießer noch nicht vorgelegen hatte. Sie würde sonst dort mehrfach wegen ihrer Wichtigkeit mit in Berücksichtigung gezogen worden sein.

*) Freilich spricht Frohsch. nur von der Möglichkeit und läßt auch die entgegengesetzte Möglichkeit noch offen.

**) Der kürzlich verstorbene ausgezeichnete Naturforscher J. J. Raup erklärte sich aus physiologischen Gründen sehr stark gegen den Darwinismus. Allg. Augsburg. Zeitung Nr. 196. Beilage (S. 2998).

Die Mission, ihre Stellung und Aufgabe in der Gegenwart.

Ein Blick in die Zeit und die Tagesliteratur.

Von Dr. F. Kalkar in Kopenhagen.

(Vergl. Allg. lit. Anz. März, April und August 1873.)

III.

(Schluß.)

Gegenüber jener Eilfertigkeit, mit welcher man große Schaaren in die Kirche aufzunehmen strebt, bevor man noch deutliche Kennzeichen einer gläubigen Auffassung und Aneignung des Verkündigten wahrgenommen hat, macht sich ein anderer Mißgriff bemerkbar, welcher die Taufe nicht eher ertheilen will, als ein volles Glaubensleben vorhanden ist, also daß der Fortgang der Mission ein so langsamer ist, wie nur möglich. Dieses Verfahren beruht aber auf einer Anschauung von dem Sacramente der Taufe, wie sie in der reformirten Kirche die vorherrschende ist, bei den Baptisten zu ihrem Extreme ausgebildet, der Anschauung, nach welcher die Taufe nicht sowohl das Bad der Wiedergeburt ist, das Gnadenmittel der Einpflanzung in die Gemeinschaft Christi, als vielmehr ein Act des Gehorsams und eine Belohnung des bewiesenen Glaubens.*) Man fürchtet sich, das Sacrament zu mißbrauchen, und verschiebt mitunter deshalb die Taufe mehrere Jahre, bis man in Betreff des Täuflings die vermeintliche Gewißheit seines Glaubens und seines neuen Lebens gewonnen hat. Ohne Zweifel gebührt dem Missionare in dieser Hinsicht viele Vorsicht, namentlich unter den Hindus, deren Charakter von der Lüge so besonders vergiftet ist. Auf der andern Seite kann aber die Eile zu weit getrieben werden, wie dieses bei mehreren kirchlichen Parteien der Fall ist, welche die Bildung einer christlichen Gemeinde mehr als viel zu lange aussetzen. Apostolisch ist diese Methode keineswegs: denn wir wissen, wie bald die erste christliche Kirche zur Taufe schritt, sobald nur das Bekenntniß und das Verlangen nach dem Heile vorhanden war. Daß in den ersten christlichen Gemeinden die Getauften ebenso schwach in der Erkenntniß waren, wie im Leben unvollkommen, davon zeugen hinreichend die Briefe der Apostel und ihre Schilderungen der Gemeindezustände. Es dürfte also kein Grund vorhanden sein, heutiges Tages größere Strenge anzuwenden, als in jenen Zeiten der Fall war, nachdem jetzt die Kirche, durch Einführung der Kindertaufe innerhalb geordneter Gemeinden, die wirksame Segenskraft derselben anerkannt hat. Ich will hier auf Martensen's vortreffliche Schrift: „Die christliche Taufe, mit Rücksicht auf die baptistische Frage betrachtet“ (1843) verweisen, wo dieser Gegenstand mit großer Klarheit entwickelt ist. „Bei jeder echten Mission,“ so heißt es, „muß es immer dieses Bewußtsein der Sünde und der Erlösung sein, welches den Zugang zur Taufe öffnet, ein Bewußtsein, welches natürlich nicht braucht in der Klarheit des Gedankens vorhanden zu sein, was unter Umständen nicht einmal möglich ist, sondern welches auch praktisch, in der Form des Gefühls, sich geltend machen kann. Wo nun das Wort von der allgemeinen Sündhaftigkeit und dem allgemeinen Heile in Christo mit Freuden angenommen wird, so daß die Leute sich gerne taufen lassen, wie dieses uns an mehreren Stellen der Apostelgeschichte begegnet, da ist der auf das Reich Gottes gerichtete Trieb zum Durchbruche gekommen; und das alte Ich und die alte Welt ist kein Hinderniß, daß die Taufe das sei, was sie ihrem Begriffe nach sein soll, nämlich eine Kindtaufe. . . . Beide (die römisch-katholische und die baptistische Secte) verkennen also, daß kein fertiges, son-

*) Als solche betrachtete die Taufe der treffliche „Apostel der Indianer,“ John Elliot, und zwar in Folge seiner puritanischen Anschauungen. Die Indianerstadt Natick war angelegt, nachdem er vier Jahre lang diesem Stamme gepredigt hatte. Die Leute äußerten ein lebhaftes Verlangen nach der Taufe. Obgleich sie aber eine Prüfung in den Glaubenswahrheiten aufs Beste bestanden hatten, so schoben dennoch er selbst und seine Freunde die Tauffeier noch mehrere Jahre auf, weil sie verlangten, die Früchte des Glaubens zu erblicken in einem „civilisirten“ (wohlgeordneten) Leben. S. Fritschel, Geschichte der christlichen Missionen unter den Indianern Nordamerikas. Nürnberg 1870. S. 50.

dern nur ein beginnendes, keimendes Ich getauft werden, oder daß auch die Taufe des Erwachsenen eine Kindtaufe sein soll: der Baptismus, weil er ungebührlich lange die Taufe aussetzt u. nur einen vollkommen ausgebildeten neuen Menschen taufen will; und ebenso die Zwangsmission, weil sie voraussetzt mit der Taufe, und unzeitig einen im Heidenthume und Judenthume eingewurzelten bejahrten Menschen taufen will, ohne ihm Zeit zu gewähren zur Erweckung der Receptivität welche seinen natürlichen Widerstand aufhebt und es ihm möglich macht, das Reich Gottes zu empfangen wie ein Kind. Beide Extreme verkennen das Wesen der Taufe" (S. 35). Er erwähnt auch noch, wie die calvinische Prädestinationslehre in ihrer innersten Wurzel baptistisch sei, indem sie, damit das heilige Zeichen der Taufe durch Anwendung auf die vorverworfenen Naturen (die reprobos) nicht entheiligt werde, es für das Gerathenste hält, die Taufe bis dahin aufzuschieben, daß die Merkmale des ewigen Lebens bei den auserwählten Naturen zum Vorschein kommen" (S. 41). Wir erblicken daher ein unevangelisches Mißtrauen in die Kraft der Taufe in solchem Verfahren, da man auch bei den Heiden, welche eine Willigkeit zum Glauben offenbaren, dennoch die Taufe von einem Jahre zum andern aufschiebt, während doch der Gnadenstand nicht bloß objectiv, sondern auch subjectiv mit der Taufe als einem Bade der Wiedergeburt, einem Seligkeitsmittel anfängt. Diese Willigkeit und Receptivität muß freilich in jedem Falle vorhanden sein, möge auch das Verständniß von dem Inhalte des Mysteriums ein noch so schwaches sein. Durch die Taufe wird aber der Mensch in die Gemeinschaft des Lebens Christi thatsfächlich versetzt. Hier kann freilich nur der Ort sein für eine kurze Vergleichung der herkömmlichen römisch-katholischen und der evangelischen Mission. Daß sie beide ihre Gebrechen haben, leuchtet ein aus dem Vorhergehenden; und den Lobrednern der ersteren, Wiseman und Marshall*) steht es fürwahr übel an, unter Berufung auf die principiellen Widersacher des Missionswerkes und auf einseitige Colonialberichte beweisen zu wollen, daß die protestantischen Missionen durchaus unfruchtbar oder vergeblich seien: denn hierin ist keine Wahrheit. Die evangelische Mission hat in den vielen wiedergeborenen Seelen und den vielen aus den Heiden gesammelten Gemeinden das eigene Zeugniß des Herrn für sich. Aber ebenso wenig ist es gut zu heißen, wenn man auf unsrer Seite so häufig herabsetzende Urtheile hört über die Mission der Katholiken. Zwar Niemand wird jene Leichtfertigkeit in Schutz nehmen wollen, mit welcher die römischen Sendboten ganze Schaaren Erwachsener, sowie Massen von Heidenkindern taufen, jene Unwahrheit, mit welcher sie Leute, die ein paar Ceremonien mitmachen, als Christen aufzählen, jene in ihrer Mission so oft wiederholte Vermengung des Heidnischen und Christlichen. Allein, wenn man auf unsrer Seite geneigt ist, über die gesamte römische Missionsthätigkeit einen Strich zu ziehen, und von ihr behauptet, daß sie gar keine Lebenskraft in sich habe, so müssen wir dagegen doch an das bewundernswürdige Martyrium erinnern, welches sie Jahrhunderte hindurch in so vielen Ländern, in China, Japan, Indien, Cochinchina, Laos, Südamerika, und anderswo aufzuweisen gehabt hat, demnächst an die Anhänglichkeit, welche die bekehrten Christen mancher Orten ihren Lehrern gegenüber beweisen, auch an die Wahrheitsmomente, welche ungeachtet aller Verfälschungen in den durch sie gebildeten Kirchen geblieben sind, gar nicht zu reden von den ungeheuren Geldopfern, welche an dieses fromme Werk gewandt werden. Ein protestantischer, in China wirkender Missionar, Hamburg**) hat sich als Augenzeuge darüber mit treffenden Worten dahin geäußert: „Wenn wir die verschiedene Wirksamkeit der römischen und der katholischen Thätigkeit betrachten, so begegnen uns zwei große augenfällige Gegensätze in der Art und Weise, wie sie auftreten. In der römischen Kirche herrscht die Idee der Kirche vor. Die Kirche steht da in ihrer ganzen imponirenden Kraft, mit ihren Sacramenten und Ceremonien; der Priester ist ihr sichtbares Haupt und der Vertreter Jesu Christi. Wo aber diese Idee an die Spitze gestellt wird, da legt man kein besondres Gewicht auf den Glauben. In der reformirten Kirche dagegen ist der Glaubensbegriff das Vorherr-

*) Wiseman, La sterilità della missione intrapresa de protestanti. Roma 1831. Auch englisch und deutsch. — Marshall, Die christlichen Missionen, ihre Sendboten, ihre Methode und ihre Erfolge. Mainz 1863. III.

**) S. Evang. Miss. Magaz. 1851. S. 343.

schende: Kirche und Sacrament treten zurück. Der Missionar redet wie eine Privatperson zu einer andren; und wenn er sich davon überzeugt hat, daß der Andre die (gepredigten) Grundsätze und Lehren angenommen hat, so erkennt er ihn für einen gläubigen Christen. — Hier befindet sich nun die protestantische Kirche auf dem Wege, Kirche und Sacrament beinahe ganz bei Seite zu setzen; wenigstens sind diese entbehrlich und werden mehr wie ein Anhang zum Glauben betrachtet, als wie dessen Grund und Stütze. Die römische Kirche ist eine leichtsinnige Mutter, welche aber doch ihre Kinder selbst ernährt und erzieht; die reformirte Kirche ist eine strenge Stiefmutter, welche nur wohlgezogene Kinder adoptiren will.“ — Er hat unzweifelhaft Recht, wenn er äußert, daß „die Chinesen zu der römischen Kirche nicht gerade darum übertreten, weil diese so voller Mängel ist; durch einen gewissen inneren Zug werden sie zu ihr hingeführt, und wenn sie nicht wahre Christen werden, so liegt der Fehler an der Gestalt (und dem Wesen) der Kirche. Deßungeachtet ist die Macht, welche die römische Kirche mit allen ihren Mängeln in den Heidenländern ausübt, eine merkwürdige Erscheinung. Der römische Pater lebt zurückgezogen neben seiner mit dicken Mauern umgebenen prächtigen Kirche; er hat keine Zeit, um zu missioniren. Denn die Anzahl derer, welche sich mit ihm über allerlei Dinge, auch sehr weltliche Handel, berathen, der Neophyten wie der Gemeindeglieder, ist eine so beträchtliche, daß sie seine ganze Zeit in Beschlag nehmen. Deßenthalb erscheint er fast nur wie ein vornehmer Mandarin, mit seiner Christenschaar umgeben. Die protestantischen Missionare dagegen kommen als Individuen, um die christliche Lehre zu predigen. Nun hat man freilich Grund zu der Besorgniß, daß die Chinesen von dieser Predigt bei Weitem nicht Alles verstehen; aber die Missionare prüfen sie so lange, bis sie sich überzeugen haben, daß sie Christen seien. So folgt denn die Taufe hinterher, als Siegel auf das vorhandene Christenthum.“ — Der Charakter sowohl der römisch-katholischen Missionsmethode, als der evangelischen, ist hier richtig bezeichnet. Wir können nicht bezweifeln, daß letztere einen tieferen und festeren Grund legt. Mit Recht hat man die Wirkungen der ersteren mit jenen Inseln verglichen, welche im Meere durch vulkanische Erschütterungen entstehen, Bewunderung erregen, aber — wieder verschwinden. Inzwischen könnten die protestantischen Missionen doch Vieles lernen von der andern Kirche, namentlich in Betreff der festen kirchlichen Ordnung, während wir unsererseits allzu geneigt sind, der Individualität und dem Subjectivismus einen freien Spielraum zu gewähren, wodurch oft ein allzu vielfarbiges Bild zum Vorschein kommt, und die Kraft geschwächt wird. Ein scharfer Blick für das Objective in der Kirche, als der sichtbaren Erscheinung des Reiches Gottes, würde auf manche evangelische Missionsarbeit sehr heilsam einwirken.

Die Eigenthümlichkeit beider Kirchen zeigt sich ferner auch in der verschiedenen Art und Weise, wie die eine und die andre sich dem heidnischen Volksleben gegenüber verhält, seinen Sitten, seinen socialen und bürgerlichen Einrichtungen. Die Frage: was und wieviel von den letzteren innerhalb des Christenthums dürfe geduldet werden, was dagegen entschieden vor dem Evangelium das Feld räumen müsse, ist nicht obenhin zu beantworten, und die Grenze nicht leicht abzustecken. Und doch ist es von der äußersten Wichtigkeit, daß die Mission sich ein klares Urtheil bilde über diese Angelegenheit, in welcher sowohl ein strenger Rigorismus, wie eine charakterlose schlaffe Nachgiebigkeit unheilbaren Schaden anrichten können. Die Frage ist so alt, wie das Christenthum selbst. Schon die apostolische Kirche wurde beunruhigt durch die Engherzigkeit derer, welche die Heidenchristen an die jüdischen Ceremonien binden wollten. Die erste sogenannte Kirchenversammlung (Ap.-Gesch. 15) hielt die rechte Mitte zwischen einer unnöthigen Strenge und einer falschen Accommodation, und beschränkte ihr Verbot auf die Dinge, welche eben damals, der herrschenden Anschauung zufolge, Anstoß und Aergerniß geben konnten; jedoch wollte man hiemit durchaus kein bindendes Gesetz für die Zukunft aufstellen. Wäre die nachherige Mission diesem Beispiele stets gefolgt, so würde sie nicht so häufig, in unverständigem Eifer, mit dem Heidenthume zugleich die volksthümlichen Gebräuche und bürgerlichen Einrichtungen unterdrückt, oder gewaltsam ausgerottet, und dadurch die Gefühle der Völker verwundet haben; ebenso wenig hätte man alsdann jene Verfälschung des Christenthums erlebt, in welcher man abgöttische Sitte und Lehren nur mit einer christlichen Farbe überlächelte. Das ganze Mittelalter zeigt einen fortgesetzten Kampf gegen die na-

tionalen Sitten und die socialen Gebräuche, mit der Tendenz, den Völkern den Stempel der römischen Kirche gewaltsam aufzudrücken. Hierzu gehört auch die Einführung der lateinischen Sprache beim Gottesdienste, welche freilich eine gewisse Einheit mit sich führt, aber auf Kosten nicht bloß des Verständnisses, sondern namentlich auch des natürlichen Rechtes und der Volksthumlichkeit.*) Nahe verwandt mit diesem römischen Verfahren ist dasjenige, welches nicht selten in den englischen Missionen vorkommt, wonach man anstatt sich die Sprache und Redeweise des heidnischen Stammes gründlich anzueignen, vielmehr die englische Sprache als Unterrichtsmittel benutzt, ein Verfahren, welches der nationalen Eigenthümlichkeit ebenfalls eine tiefe Wunde schlägt. Duff's, des edlen schottischen Missionars, beredter Versuch, diese seine Praxis zu rechtfertigen (in: *India and India-Missions*, p. 512 ff.), genügt doch keineswegs, das Unrecht zu verhüllen, welches gegen ein Volk dadurch begangen wird, daß man von den heiligsten Angelegenheiten nicht in seiner Muttersprache mit ihm reden will.

Derjelbe Mißgriff wird auch alsdann begangen, wenn sowohl die Gemeinden als ihre Nationallehrer durch das ihnen anezogene Christenthum europäisirt, und dadurch von ihren eigenen Landsleuten geschieden und ihnen fremd werden. Beinahe aus allen Missionsgebieten hören wir davon berichten, wie verbreitet bei den eingebornen Christen, und das nicht ohne Schuld des Missionars, die Neigung ist, das Fremde nachzuahmen. Graul, dieser gründlichste Kenner und schärfste Kritiker des ganzen Missionswesens, hat zu wiederholten Malen sich über seine in Ostindien gemachten Beobachtungen dieser Art ausgesprochen.***) Selbst mehrere Engländer haben darüber Klage geführt. Wir wollen nur Dbrist Davis nennen, welcher sich lange in Indien aufgehalten hat. Er sagt: *The national agent should be as much as possible like one of those, among whom he labours, not coming amongst them as one having received education in foreign language and having adopted a dress and manners half English and half Indian, but as one, in these private matters, in all respects like themselves.*

(„Der Nationalgehilfe sollte in seiner äußeren Erscheinung möglichst denen gleichen, unter welchen er arbeitet, und nicht in ihre Mitte treten, wie Einer, welcher seine Erziehung in einer fremden Sprache erhalten, welcher sich halb englisch und halb indisch kleidet und geberdet, sondern in diesen persönlichen Beziehungen völlig wie Einer ihres Gleichen sein“.***)

Man glaube doch nicht, daß die Eingebornen für diese Entnationalisirung keine Augen haben, während sie im Gegentheil sich durch dieselbe sehr zurückgestoßen fühlen. Der bekannte Babu Chender Sun hat in seiner oft erwähnten Vorlesung: „Jesus Christus, Europa und Asien“, unter Andreem geäußert: „Ich fühle mich aufgefordert, gegen die allgemeine Entnationalisirung, welche unter den zum Christenthume bekehrten Eingebornen herrscht, hiermit zu protestiren. Bei Ablegung der Religion ihrer Väter lassen sie zugleich Sitte und Brauch ihres Landes fahren; selbst in ihrer Kleidung und Tischordnung geben sie sich einen ausländischen Anstrich, so daß sie ihren Landsleuten dadurch fremd werden. Geflüentlich schließen sie sich von der Gesellschaft der Eingebornen aus, sobald sie getauft sind; und die unausbleibliche Folge davon ist, daß sie gegen alles Morgenländische einen Widerwillen, für alles Europäische aber eine schwärmerische Bewunderung empfinden; sie scheinen ihres Landes und Volkes sich zu schämen. Sie vergessen, daß ihr Meister selbst ein Asiate war, und daß man, um sein Zünger zu werden, sich nicht von dem eigenen Lande und Volke abzusondern braucht.“ Hätte man bedacht, daß das Evangelium als solches Nichts mit der nationalen Sitte zu schaffen hat, sofern diese nicht etwa mit dem Heidenthume zusammenhängt

*) „Der katholische Christ mag in der großen Kathedrale zu Paris oder in einem ärmlichen polnischen Dorfkirchlein, in der prächtigen Laterankirche zu Rom oder auf einer fernen Insel der Südpsee in einem von den Missionaren erbauten Bethause stehen, überall findet er den von der Kindheit an gewohnten Gottesdienst wieder. Verstehe er auch von der Sprache des Volkes, bei dem er ist, nicht das Mindeste, in der Messe vernimmt er überall denselben feierlichen Orgelson der lateinischen Kirchensprache“. So Alt, der christliche Cultus. 2. Ausg. S. 217. Schon Bingham aber bezeichnet diese consuetudo, diese Allherrschschaft Einer Particularsprache und Sitte, als *damnosa primogeniturae nationum* (Orig. VI, 89).

**) S. bes. Reise nach Ostindien III, 300.

***) Conference of Liverpool p. 202 sqq.

und in ihm wurzelt, daß es vielmehr den Naturgrund jedes Volkes respectirt, reinigt und heiligt, daß es nichts Anderes ist und sein will, als eine Verkündigung der Seligkeit vom Himmel her für alle Völker — „Er gebietet jetzt aller Orten allem Volke, sich zu bekehren“ (Ap. Gesch. 17, 30) — oder mit andren Worten: stände es deutlich allen Missionsversammlungen und Missionaren vor Augen, daß die Aufgabe der Mission in unsern Tagen nicht zuerst eine pädagogische und darnach erst soteriologische ist, sondern umgekehrt eine Einladung der Gnade Gottes in Christo, aus welcher denn allmählich auch die Umbildung des äußeren Lebens hervorgehen kann, je nach der Eigenthümlichkeit der Völker: so wäre man nicht in dieser Hinsicht so häufig auf Abwege wie die eben bezeichneten gerathen, wo man es als nothwendig oder als selbstverständlich ansah, daß man den Heiden zugleich mit dem Christenthume auch die Farbe und Tracht der heimischen Kirche bringe, und nicht allein Glaube, Bekenntniß und Lehre der heiligen allgemeinen Kirche.*)

„Glaube und Bekenntniß der heiligen, allgemeinen Kirche“, sage ich. Aber sofern nunmehr diese allgemeine Kirche als eine getheilte auftritt, gesondert in verschiedene Abtheilungen mit größerer oder geringerer Reinheit, so erhebt sich die Frage, welche in manchen Ländern die Mission der evangelischen Kirche beunruhigt hat**): wie es sich verhalte mit der Stellung und Bedeutung der Confession. Wir beschränken uns hier auf die Frage nach dem Verhältnisse der evangelischen Bekenntnisse zu einander auf diesem Gebiete.

Und wer muß nicht einsehen, daß wir hiemit vor ein Problem gestellt sind, dessen vollständige Lösung sehr schwierig ist, vor eine Frage, deren Beantwortung eine lange und reifliche Erwägung fordert? Wir wollen nicht in Betracht ziehen die Ultras in beiden Lagern, weder diejenigen, welche dafür halten, daß die ganze, volle, seligmachende Wahrheit sich ausschließlich innerhalb der Grenzen ihrer eigenen Kirchenabtheilung finde, auch diejenigen nicht, welche die Unterschiede entweder verwischen oder verschleiern wollen, oder sie für ganz bedeutungslos ansehen. In der Mitte zwischen diesen Extremen stehen diejenigen, welche mit ganzem Ernste an ihrer Kirche hängen, und dennoch anerkennen, daß andre Kirchenparteien dasselbe Evangelium haben. Ihnen mag es immerhin als eine Untreue erscheinen, wenn sie den Heiden das Christenthum nicht in der Kirchenform bringen sollten, in welcher sie selbst aufgewachsen sind, in welcher sie selbst es empfangen haben, mit den Bekenntnisschriften und der ganzen Verfassung derselben. Aber sowohl Puseyiten, als auch Puritaner und exclusive Lutheraner, sie alle haben an ihrem Theile die neugebildeten Gemeinden ethnationalisirt, indem sie gelegentlichst darauf ausgingen, diesen das volle Gepräge der heimischen Kirche aufzudrücken. Welche Verwirrung haben z. B. die übrigens verdienstvollen Bischöfe Selwyn auf Neu-Seeland und Staley auf Tahiti angerichtet, da sie das Christenthum der Presbyterianer und Congregationalisten gar nicht anerkennen wollten, sondern sogar die Nationalgehilfen derselben noch einmal ordinirten! Daß ein solches Verfahren entschieden zu verwerfen ist, davon werden besonnene Männer sich gewiß überzeugt halten.

Alle ernstgesinnten Missionare müssen von dem Bewußtsein durchdrungen sein, daß die Bekenntnisschriften unsrer Kirche als Resultate von Kämpfen entstanden sind, welche zu dem Zwecke geführt wurden, das, was als unrichtig und der evangelischen Wahrheit widerstreitend angesehen wurde, auszuschneiden, ferner, daß alle Kirchenverfassungen mehr oder minder eine nationale und staatliche Grundlage haben. Alle diese geschichtlichen Voraussetzungen aber fehlen durchaus in den Heidenländern, welchen wir den gemeinsamen Glauben, den Glauben der Einen allgemeinen Kirche Christi zu bringen haben,***) Jesum

*) Baseler Miss. Magaz. 1867. S. 23. Von der ganzen Sache handelt Plath, Missionsstudien. Berlin 1870. S. 143 folg.

**) Wir Aelteren erinnern uns der heftigen Kämpfe, welche vor einigen Jahrzehnten innerhalb der norddeutschen Gesellschaft stattfanden, und der vielen Schriften, welche in dieser Veranlassung gewechselt wurden. Die Anschauungsweise jener Gesellschaft war ohne Zweifel die richtige; sie verließ es aber darin, daß sie selbst wieder ein Bekenntniß aufstellte, in welchem die lutherische und die reformirte Kirche sich uniren sollten. Solche Compromisse haben selten längern Bestand; vielmehr vergrößern sie oft den Bruch.

***)) Mit vieler Weisheit hat die Londoner Missionsgesellschaft folgendes als ihre Grundregel aufgestellt: „Da die Einigkeit verschiedener Denominationen bei der Durchführung dieses großen Werkes

Christum, und zwar den Gekreuzigten, nicht aber unsre kirchengeschichtlichen Entwicklungen der Lehre, für die jene neuen Gemeinden schlechterdings keine Empfänglichkeit haben, sie, welche der Milch bedürfen, nicht aber der starken Speise. Laßt einen Missionar noch so sehr überzeugt sein, daß die 39 Artikel, oder der heidelbergische Katechismus, oder die Augsburgerische Confession, das reine Gold der Wahrheit enthalten — in seiner Predigt wird er dennoch mit diesen Standards gar wenig anzufangen wissen, es müßte ihm denn mehr am Herzen liegen, in Africa oder Australien eine Copie zu Stande zu bringen von einer englischen oder deutschen Gemeinde, als eine Gemeinde des lebendigen Gottes. Die Kirche Christi ist nicht etwas Ideelles, sondern etwas Reelles; und ihr Glaube ist es, welcher gepredigt werden soll in apostolischer Katholizität, nicht aber irgend eine Sonder-Confession. Allerdings sagt man: wie ist es aber anders möglich, als daß der Missionar das Gepräge seiner Zeit, das Gewand seiner Nation trage? — Ich antworte: Nach meiner vollen Ueberzeugung giebt es nur Eine Anschauung, welche über die hier entgegnetretenden Schwierigkeiten hinweghülft; und dieses ist ein fester und klarer Blick für dasjenige, was den Heiden Noth thut, und was in unsern Tagen die Aufgabe des Missionars ist, so wie diese vorhin entwickelt ist, nämlich das Bewußtsein des soteriologisch-ethnologischen Charakters der gegenwärtigen Mission, die Ueberzeugung, daß diese es lediglich zu einer Gemeindebildung bringen könne, nicht aber zu Völkerbekehrungen. Wer hinauszieht mit diesem Blicke für seine Aufgabe, der trägt in sich das Bewußtsein von der Katholizität der Kirche; er will die Bekehrten nicht zu Lutheranern, Episkopalen, Herrnhutern machen, sondern vor Allem zu Christen. Wie engherzig sind wir doch in dieser Hinsicht gewesen! Wie wenig hat man es beherzigt, daß jede einzelne Kirchengemeinschaft eine bestimmte geschichtliche Vorzeit hat und durch eine ganze Reihe von Entwicklungen hindurchgegangen ist, welche allerdings für die Kirche, welche sie durchlebt hat, ihre große Bedeutung haben, nicht aber für junge, erst kürzlich dem Heidenthume entriffene Christen. Alle jene geschichtlichen Vorbedingungen fehlen ja, wie gesagt, völlig in der Heidenwelt unter den Neubekehrten! Muß es denn nicht ein gewaltiger Mißgriff heißen, Superintendenten, Consistorien, Presbyterien, in lutherischer oder reformirter Form, oder auch den Ritus der englischen Kirche und ihre dreifache Ordination in den Gemeinden einführen zu wollen, welche noch gar keine Zeit gehabt haben, ihr eigenes Leben zu leben und aus ihrem eigenen Jammer heraus die eigenthümliche Form für dieses Leben herauszugestalten. Nicht die Kirchen mit ihren besondern Gaben oder Gebrechen, sondern die heilige allgemeine Kirche hat die Verheißung, daß die Pforten der Hölle sie nicht überwältigen sollen. Mit welcher Liebe sich der Missionar seiner Sonderkirche*) auch anschließe, ja, wie natürlich es auch sein mag, daß er aus seiner Heimath die Lehr- und Verfassungsformen mitbringe, unter denen er aufgewachsen ist und sich entwickelt hat, so wird er allmählig doch erfahren, daß die neuen Gemeinden, in neuen Zeiten, mit neuen Umgebungen und Zuständen, auch ihre besondern Gefahren, Versuchungen und Kämpfe haben, und daß nicht die alten particularen Bekenntnisschriften, sondern vielleicht ganz neue, ihrem kirchlichen Bedürfnisse entsprechen werden, wenn erst eine christliche Generation ihr Leben zu Ende gelebt hat. Und solche Bekenntnisse werden alsdann bei ihnen in einem späteren Stadium des Christenlebens, sofern es ihrer bedarf, auf dieselbe Weise zu Stande kommen, wie die unsern seiner Zeit entstanden sind. Oder haben sie an der Ver-

etwas höchst Wünschenswerthes ist, also auch jeder Veranlassung zu künftiger Uneinigkeit thunsüchtig vorzubeugen ist: so ist es als Fundamentalprinzip dieser M. G. ausgesprochen worden, daß sie nicht bezwecke, Presbyterianismus, Independantismus, Episkopalismus, oder irgend eine andre Form kirchlicher Ordnung und Regierung, (worüber ja unter verschiedenen Christen von gleich ernster Gesinnung eine Verschiedenheit der Ansichten bestehen kann) zu den Heiden hinauszutragen, sondern das herrliche Evangelium des hochgelobten Gottes; und es soll unsrerseits den Seelen derer, welche Gott unter den Heiden berufen wird zu der Gemeinschaft seines Sohnes, für die Zukunft überlassen werden (wie es sich denn gebührt), bei sich selbst eine solche Form des Kirchenregiments einzuführen, welche ihnen als die am meisten mit dem Worte Gottes übereinzustimmend erscheinen wird."

*) Diese Bezeichnung auch für die lutherische Kirche zu gebrauchen, hat freilich jüngst Jemand für eine Ehrenkränkung derselben erklärt. Gerade so wird auch der Römisch-Katholische sprechen.

Ann. d. Uebers.

Heißung des Trösters, welcher in alle Wahrheit leiten soll, nicht auch ihren Antheil? Oder beweist nicht die Missionsgeschichte vor Andern gerade dieß, daß der Segen des Herrn auf allen den Arbeitern geruht hat, welche einfältig Christum predigten mit Glauben und Liebes-eifer, gleichviel welcher Kirchenpartei sie angehören mochten? Ich nenne nur den Independenten Elliot, den Methodisten Th. Cote, den Herrnhuter Zeisberger, den Baptisten Judson, den Lutheraner Hans Egede, den Episkopalen Heber, den Freikirchler und Presbyterianer Duff. Aber hunderte und aber hunderte könnten genannt werden, *οἱ δοκοῦντες εἶναι στυλοὶ* (Galat. 2), welche aber darum Großes angerichtet haben im Reiche Gottes, weil sie nicht sprachen: „Ich bin Apollinisch, oder ich bin Kephisch, oder ich bin Paulisch,“ sondern weil sie wie in ihrer Predigt so in ihrem ganzen Verhalten, sich bewußt blieben und bekannten, daß sie in Wahrheit nur Christi, des Herrn seien. Wie tief betrübend ist es doch, wenn wir Protestanten auch in der Heidenwelt das Bild einer Kirche zur Schau tragen, welche in viele Theile und Theilchen zersplittert ist, und wenn wir unsre heidnischen Streitigkeiten auf jene unmiündigen Kinder übertragen, welche wahrlich *τὸν τῆς ἀρχῆς τοῦ χριστοῦ λόγον* (Hebr. 6, 1) bedürfen. Stoßen wir nicht dadurch die aufs Höchste befremdeten Heiden zurück? Tragen wir nicht Schuld, wenn der Name des Friedefürsten auch unter ihnen verlästert wird? Wollen wir etwa auf solche Weise unsern Unterschied darlegen von der römischen Kirche, welche imponirt durch ihre gesetzliche Einheit? Oder ist diese Anzönthigung unsrer menschlichen und zeitlichen Modalitäten etwa ein evangelisches Verfahren, während wir die Weise der katholischen Missionare als unevangelisch strafen? Jene gehen freilich umgekehrt in die Weisen und Lebensformen der heidnischen Völker ein, um sie dadurch zu sich zu ziehen und zu gewinnen. Bekannt ist ja ihre falsche Accommodation an heidnische Gebräuche und Vorstellungen, wie sie diese mit christlichem Firniß nur überkleistern, um den Heiden das Christenthum angenehmer zu machen, so daß darnach gar nicht die Rede sein kann von wahrhafter Bekehrung und Erneuerung, sondern lediglich von der Einfügung eines Volkes in eine bestehende Anstaltskirche. Wenn Gregor d. Große die zu den Angelsachsen gesandten Missionare ermahnte, die Tempel der Heiden nicht zu zerstören, sondern nur die Götzenbilder fortzunehmen, darnach aber die Tempel selbst in christliche Kirchen umzugestalten, auch die heidnischen Festtage nicht geradezu abzuschaffen, sondern sie umzuwandeln in christliche Feste*), so konnte dieses als eine weise Maßregel betrachtet werden, so lange man sie mit Vorsicht in Anwendung brachte. Die ältere Kirchengeschichte vergegenwärtigt uns in manchen Beispielen ein solches besonnenes und verständiges Nachgeben gegenüber den heidnischen Volks-sitten, selbst gewissen heidnischen Volksvorurtheilen. Völlig verschieden aber von einer solchen Accommodation ist das unverantwortliche Verfahren der Jesuiten, sowohl in China als auch in Indien und noch an manchen andren Orten, wo sie auf die listigste Weise das Christenthum einschmuggelten, in Indien sich für Braminen ausgaben, in China für Bonzen, in Africa für Marabouts zc., den Indianern in Nordamerica ihre wüsten Nachtfeste ließen, ja diese mit christlichen Namen bekleideten und zugleich dem Volke einbildeten, daß die Religion, welche sie brächten, nur ihre eigene, ursprüngliche sei. Jedermann kennt das dadurch in der ganzen christlichen Welt gegebene Aergerniß und die langwierigen Streitigkeiten in der römischen Kirche, sobald auch dort die Augen sich öffneten für diese Verfälschung des Christenthums**) — eine Verfälschung, welche soweit gieng, daß man — aus Rücksicht auf die geringschätzige Meinung der Chinesen von dem andren Geschlechte oder auch auf ihre Eifersucht — die Frauen garnicht taufte, ihnen sogar die letzte Delung versagte. Diese Verfälschung ist es, was in mehr als Einem heidnischen Lande gar bald der römisch-katholischen Mission den Untergang bereitet hat: denn die sogenannten Christen fielen, nachdem der Missionar von ihnen geschieden war, ins Heidenthum zurück, mochten sie auch einzelne christliche Ceremonien noch beibehalten.

Auf solche Abwege kommt hüten und drücken die Mission, wenn sie von jenem sote-

*) Neander, Kirchengeschichte III, S. 20 f.

**) Gieselser, Lehrbuch der Kirchengeschichte III, S. 659 folg. Vgl. Kalkar, Geschichte der römisch-katholischen Mission.

riologifchen Grunde weicht, auf welche fie urfprünglich gegründet ift. Wie vortrefflich verftand es der große Heidenapoftel Paulus, den einigen rechten Weg zu zeigen und die Grenze feftzuftehen zwifchen dem, was als heidnifcher Greuel auszurotten ift, und dem, was beibehalten werden kann, und zwar darum beibehalten, weil das Evangelium Nichts zerstören will, was geheiligt werden und mit feiner Wahrheit beftehen kann. Er verftand es aber, weil er, allein „von der Liebe Chrifti gedrungen,“ fortwährend der foteriologifchen Aufgabe feiner Miffion fich bewußt blieb: „Ich bin Jedermann Allerlei geworden, auf daß ich allenthalben ja Etliche gewinne und feligmache“ (1 Kor. 9, 20 ff.), nicht, ohne zugleich daran zu gedenken, was er hiemit auch gewinne für das Heil feiner eigenen Seele. Der in manchen evangelifchen Kirchen herrfchende Rigorismus, welcher nur die eigene Kirchenform in den Heidenländern will aufgerichtet fehen, und die katholiſche Accommodation, welche auf Koften der Wahrheit Predigt und Ritus an die unlautere heidnifche Sitte anbequemt, find beide gleich weit entfernt von dem apoftoliſchen Gedankengange und der apoftoliſchen Miffionspraxis, und haben vielfach den erlöfenden und weltüberwindenden Fortſchritt des Evangeliums gehemmt.

(Ueberſetzt von M. Michelfen.)

II. Recensionen.

Theologie.

Kleinert, Paul, Prof. d. Theol. an der Univerſität zu Berlin. **Das Deuteronomium und der Deuteronomiker.** Unterſuchungen zur altteſtamentlichen Rechts- und Literaturgeſchichte. 8. — 267 p. Bielefeld, 1872. Velhagen u. Klasing. 1 thlr. 6 ſgr.

Vorliegender Band erſcheint als erſter Theil eines größeren Werkes, das der Verf. auszuführen gedenkt und das ſich die Unterſuchung der altteſt. Rechts- und Literaturgeſchichte zum Ziele geſetzt hat. Die Stellung, welche der Verf. in der Behandlung dieſer Fragen einnimmt, läßt ſich am bezeichnendſten durch zwei Bemerkungen ſeines Vorberichtes kennzeichnen. Er bemerkt gegenüber jener Kritik, welche ſchließlich den bei weitem größten Theil des alten Teſtaments in das Exil oder ſogar hinter daſſelbe ſetzt, daß de Wette richtig hervorgehoben habe, daß die Loſreißung der ganzen altteſt. Geſetzesbildung von den epochemachenden Anfängen der iſraelitiſchen Geſchichte und von der Perſon Moſi's nichts anders ſei, als ein Bau in die Luft hinein. Der apologetiſchen Gegenwirkung gegenüber

bemerkt er hingegen: Wenn man das Aufblühen kirchlichen Sinnes in den erſten Jahrzehnten unſers Jahrhunderts mit einem Frühling verglichen hat, ſo wird man auch das Bild nicht gewagt finden, daß gegen Ende des dritten Jahrzehnts auf wiſſenſchaftlichem Gebiet dieſer Frühling ſo weit vorgeschritten war, daß ein Eisgang apologetiſcher Gegenwirkung die biſher ſorgſam gehüteten Dämme geſchichtlicher Forſchung durchbrach und die zarten und theilweiſe hoffnungsvollen Pflanzungen der Kritiker mit Eiſſchollen bedeckte. An dieſem Bilde iſt freilich dieß auszuſetzen, daß er das, was die Kinder des Frühlings nach dem gewöhnlichen Verſtändniß ſein ſollen, in Eiſſchollen umwandelt. Indefſen erkennt er bei Ranke's Unterſuchungen ihre wiſſenſchaftliche Würde und Gründlichkeit an, bei Hengſtenberg die kluge Diſpoſition, die Gewalt des Angriffs, den Werth der Einzel Dinge, die er ans Licht ſtellte, bei Keil die Ruhe der Entwicklung, die Rückſichtnahme ſelbſt auf die prinzipiellen Inſtanzen der Kritiker, die Bereitwilligkeit, das zuzugeſehen, was eine unbefangene Erwägung zugeben müſſe.

Wir haben die mannichſachſten Anſichten über den Verfaffer des Deuteronomiums vernommen; es iſt daher jedenfalls von Intereſſe, das Urtheil auch unſers Autors zu vernehmen,

der es sich zum Grundsatz macht, nur aus dem Inhalt selbst heraus und aus genauer Vergleichung der verschiedenen Gesetze und Relationen zu urtheilen. Ewald, der es in allen Dingen liebt, mit apodiktischer Gewißheit zu reden, hat herausgefunden, daß im Deuteronomium ein Prophet seinem bewegten Herzen Luft machte, der außerhalb des Landes den Verfall seines Volkes bejammert, ein gelehrter, schriftstellender Redner. Sein Buch, in welchem er sich unter dem Bilde Mose's verbirgt (welche Annahme der Verf. mit dem ethischen Sinne Ewald's nicht unvereinbar findet) ist zu der Zeit geschrieben, als sich der Verf. unter der heillosen Regierung Manasse's nach Aegypten flüchten mußte, und wurde durch einen Priester in den Tempel zu Jerusalem geschafft, wo man es unter König Josia zufällig fand. Schrader hat dann mit nicht geringerer Gewißheit entdeckt, daß das Buch erst unter Josia verfaßt wurde, und daß der Verfasser dieses Buches zugleich der letzte Verfasser sämtlicher Bücher von der Genesis bis zum Königsbuche ist. Bahsinger suchte nachzuweisen, daß das Deuteronomium zur Zeit des Königs Hiskia entstanden sei. Graf endlich entdeckte, daß nur der Grundstock des Deuteronom. unter Josia verfaßt und entdeckt worden sei, daß dieser aber noch weit älter sei, als die meisten Bestandtheile des Protonomiums, welche größtentheils nacherilischen Ursprungs seien. Erst nach der Katastrophe Joschaks sei das Werk des Deuteronomikers in das ursprüngliche Protonomium eingefügt worden durch einen Mann deuteronomischen Geistes, endlich habe noch Esra in den Pentateuch den Leviticus nebst andern späteren Bestandtheilen eingetragen und erst nach ihm sei die letzte Redaction geschehen.

Was ist nun solchem Gewirre der Meinungen gegenüber zu thun? Der Verf. giebt die richtige Antwort. Man muß zu dem Grundsatz zurückkehren, daß das Recht jedes Schriftstellers, in erster Linie so genommen zu werden, wie er sich giebt, von den biblischen Schriftstellern durch ihre sittliche Höhe nicht verwirkt ist. Dazu aber setzen wir doch das Zweite, was dem Verf. zu wenig gilt, daß die Tradition auch ein Recht hat, gehört zu werden und daß man sie nicht von vorn herein mißachte, sondern erst dann von ihr abgehe, wenn sie wirklich aus innern, sichhaltigen Gründen verworfen werden muß, während jene Kritiker von vorn herein die Lust in sich tragen, das Gegentheil von ihr zu statuiren. Die Methode welche der Verf. anwendet, ist die rein historische. Wir finden es durchaus berechtigt, wenn er sagt: jeder Reflex auf die theologische Verwerthung der Resultate

bleibe zunächst gänzlich ausgeschlossen. Die Wahrheit und Richtigkeit der biblischen Urkunden ist eine so gesicherte, daß sie gewiß jede Beleuchtung verträgt und jedes tiefere Forschen wird immer mehr die Unhaltbarkeit einer ungläubigen Kritik zeigen. So hat denn auch der Verf. in seinem Werke, das von einer durchaus gründlichen und nüchternen Forschung zeugt und von jedem unthwilligen Zerstörungsgelüste ferne ist, die Extravaganzen vieler neuerer Kritiker zurückgewiesen, ohne jedoch das Auge für die berechtigten Bedenken und die als gesichert geltenden Resultate der Forschung zu verschließen. In sechs Untersuchungen hat er zuerst erörtert, was das Hauptstück im Deuteronomium sei, sodann dargethan, in welchem Verhältniß die eigentliche Gesetzgebung (C. 5—26) zu der der mittleren Bücher des Pentateuch stehe. In der dritten hat er die Frage beantwortet, ob diese Gesetzgebung zur Zeit Josia's, Manasse's oder Hiskia's entstanden sein könne, in der vierten, ob dasselbe in seiner vorliegenden Gestalt von Mose verfaßt sein könne; in der fünften hat er zu bestimmen versucht, in welche Zeit diese Codifizierung zu versetzen sei, in der sechsten spricht er sich über die Zeit der Abfassung der übrigen Bestandtheile des Buches aus. Werthvoll ist auch der Anhang, der den Wendungs- und Wortschatz des Deuteronomikers behandelt. Zum leichteren Ueberblick über das Ganze hat er zum Schluß ein Verzeichniß der erklärten Stellen des alten Testaments beigelegt.

Mit Recht wendet sich der Verf. gegen Graf's zuversichtliche Behauptung: Zu den an allgemeinsten anerkannten Ergebnissen der historischen Kritik gehört die Abfassung des Deuteronomiums zur Zeit des Josia. Es ist ja 2 reg. 22, 8 klar gesagt, daß das unter Josia gefundene Buch ein altbekanntes war, das nur verloren wurde; es geht aus Hosea 8, 12 unzweideutig hervor, daß es längst vorher geschrieben war. In treffender Weise zieht Vf. vielfach, so p. 43, 212, 214, 246, treffende Analogien bei, um das Extravagante solcher Behauptungen zu kennzeichnen. Er sagt: Die Wiederentdeckung des Buches Henoch und des Büchleins de beneficio Christi würden wohl auch gegen ein solch summarisches Verfahren protestiren, das kurzweg aus dem Auffinden auf die Verabfassung schloße. Er zeigt dann aber auch sofort aus innern Gründen, wie es unvernünftig ist, die Zeit der Verabfassung des Deuteronom. in der Regierungszeit des Josia zu suchen. Es waren ja ganz andere Zustände, die damals in Betracht kamen, als wir sie hier finden; wir erwähnen nur das Schlagendste, daß das Deut. ernstlich darauf dringt, daß nicht Jehova an jedem bestebigen Orte

Opfer gebracht werden, während solche Mahnung zur Zeit des Josia völlig überflüssig war, wo neben dem Centralheiligthum bloß Götzendienst bestand. Andererseits sagen wir aber auch seiner eigenen Zeitbestimmung entgegen: aus den hier gegebenen Bestimmungen folge durchaus nicht mit Nothwendigkeit, daß das Volk schon in seinem Lande wohnte, oder daß zur Zeit schon Altäre Gottes im Lande bestanden, die er nicht aufheben kann. Wir glauben, daß seine Beobachtungen der vielen Beziehungen unsers Gesetzes auf ägyptische Verhältnisse ihn nicht bloß zu der Annahme der Abfassung unsers Buches zu einer Zeit, die noch unter den näheren Nachwirkungen der ägyptischen Periode stand, sondern zu der Erkenntniß hätte fortführen sollen, daß der Verfasser jener Periode unmittelbar nahe stand.

Er selbst nämlich kommt zu der Ansicht, Samuel sei der Verfasser unsers Buches. Bestimmend für dieselbe ist ihm namentlich die energische Hervorhebung der Idee der vom Geiste der Prophetie getragenen Volkseinheit. Der Träger dieser Idee ist allerdings besonders Samuel gewesen, er ist es, der das Volk aus seiner Zersplitterung wieder zur Einheit sammelte und diese mit Begeisterung hervorhob. Allein kann diese Idee ihm nicht besonders eben an diesem Buche entzündet worden sein? Und wenn das Königs-gesetz so ganz die eigenthümliche Charakteristik des deuteronomischen Sprachgebrauchs hat, liegt es da nicht näher, den Verfasser desselben ebenfalls in jener älteren Zeit zu suchen, als ihn erst in Samuel zu sehen, der zu dieser Zeit der eigentliche Gesetzgeber seines Volkes gewesen sein soll. Aber wie kommt es, daß gerade von dieser legislatorischen Thätigkeit des Samuel die historischen Bücher nichts wissen? Doch der Verf. beruft sich auf 1 Sam. 10, 25. Aber diese Stelle ist vielmehr ein Beweis gegen ihn; denn wenn diese einzelne legislatorische Thätigkeit besonders hervorgehoben wird, warum sollte nicht, wenn sein gesamtes Wirken ein gesetzgebendes war, dieß auch bezeichnet sein? Uebrigens ist auch die Annahme von Kleinert, das Königs-gesetz in Deut. sei das gleiche mit dem in obiger Stelle bezeichneten, eine durchaus unbegründete. Denn wenn es dort heißt, daß Samuel dem Volke das Recht des Königs-amtes erläuterte und dieß dann kodifizierte, so können dieß unmöglich die wenigen Bestimmungen gewesen sein, die sich hier finden und die nur als Grundlage eines solchen Gesetzes begreiflich sind, keineswegs aber zureichend wären, um dem Könige eine volle Einsicht in sein Amt, sowie dem Volke einen Einblick in seine Pflichten zu eröffnen. Zudem liegt doch in jener Stelle, daß er dieses Gesetz in einem

eigenen Buche vor der Bundeslade niederlegte. Kleinert will daraus, daß es in Deut. heißt: er solle sich dieses Gesetzes abschreiben, schließen, daß also das deuteronom. Gesetz schon als abgeschlossen vorausgesetzt werde; allein dann hätte es nicht: dieses (eben hier im Niedergeschriebenen Werden befindliche) Gesetz, sondern: das Gesetz heißen müssen. Wenn aber sonst nur von den Richtern die Rede ist, so ist das sehr natürlich, weil sie das bestehende Institut bilden, während das Königthum bloß als spätere Institution betrachtet wird. Der Verf. hat sich selbst den Einwurf vorgelegt: Wie kommt es, daß die historischen Bücher gerade von dem innersten Kern der Thätigkeit Samuels, von der Promulgation des Deuteron. nichts wissen? Und in der That, es wäre doch zu sonderbar, wenn sie gerade diese Hauptsache verschwiegen hätten. Ueber diesen Stein des Anstoßes ist der Verf. zu rasch hinweggeeilt; ich denke, er konnte ihn noch bewegen, von seiner Ansicht abzustehen und die Verabfassung des Buches in noch ältere Zeit hinaufzusetzen. Der Verf. des Buches ist allerdings nicht, wenigstens in dieser Gestalt nicht, Moses, das hat er treffend gezeigt; aber es muß ein Mann sein, der Mose ganz nahe gestanden war, der den mächtigen Eindruck seiner Persönlichkeit empfunden, der mit ihm einen großen Theil dieser Erlebnisse durchlebt hatte. So frisch und anregend ist alles hier Niedergeschriebene, so ganz der Gesichtskreis jener ältesten Zeit ist hier überall sichtbar, daß man nirgends mit Grund eine spätere Anschauung nachweisen kann; des Vf.'s Darlegung hat uns wenigstens nicht überzeugt. Der Verf. hebt selbst die hohe Bedeutsamkeit Moses für die israelitische Gesetzes- und Geistesentwicklung hervor und beruft sich hiefür auf Jes. 63, 11. Wie kommt es aber, daß dann Samuel, wenn er wirklich jenen schöpferischen und nicht bloß reformatorischen Einfluß geübt hätte, in den Schriften der Propheten so sehr zurücktritt? Der Verf. antwortet: Samuel ließ sein eigenes Ansehen hinter dem des Moses zurücktreten, und diesen maßgebenden Vorgang ließ die spätere Literatur nicht unbeachtet. Aber es ist dieses doch bloß Hypothese, und wir sagen, gerade die Hinweisung auf Luther, die wir hier bei dem Verf. finden, hätte ihn zeigen sollen, daß Mittelwelt und Nachwelt doch nicht vergißt, was ein bedeutender Mann geleistet hat. So hat auch Israel nicht vergessen, was Samuel that, aber es hebt eben nur das hervor, was er wirklich war, nämlich ein Reformator auf Grund des Mosaischen Gesetzes.

Das Buch, das unter Josia gefunden wurde, ist nach der gründlichen Beweisführung des Verf., nicht das Deuteronomium, sondern

der Pentateuch in seiner wesentlichen Integrität gewesen, und das Stück desselben, das so großen Eindruck hervor brachte, war der Abschnitt E. 28 x. Diese letzten Kapitel sind es, an welche sich die späteren Propheten besonders anlehnen. Das deuteronomische Gesetz wird nicht häufiger angezogen, als die mittleren Bücher. Treffend weist der Verf. auf die verwandte Erscheinung hin, welche die Art dieser Benutzung erläutert. Es wäre, sagt er, ein falscher Schluß zu behaupten, weil der aufblühende Humanismus nur von Plato zu wissen scheint, war Aristoteles nicht vorhanden; ebenso wenig kann man aus der vorwiegenden Benutzung jener Abschnitte auf das Nichtvorhandensein der andern schließen.

Vollständig stimmen wir ihm auch darin bei, daß ein geistig bewegendes und schöpferisches Werk nicht zu jeder Zeit entstehen kann, es muß der Charakter einer Zeit scharf ins Auge gefaßt werden. Es läßt sich die Entstehung eines solchen Werkes nicht in einer Zeit, wie die des Manasse und Amon war, begreifen, einer Zeit, die wahrlich sehr wenig geeignet war, derartige Erzeugnisse zu produzieren. Möglich mag es immerhin sein, was der Verf. von einzelnen Bestandtheilen der Bundesreden hervorhebt und als gewiß annimmt, daß selbst in der Zeit des Jeremia noch einige Erweiterungen eingefügt wurden; er glaubt das von den Stücken sagen zu dürfen, welche den originalen Typus der Gesetzesanschärfung verlassen und Drohung und Verheißung mit dem Charakter einer Weissagung einsplechten. Allein immerhin scheint dies nicht mit absoluter Gewißheit gesagt werden zu dürfen, denn es ist ja doch die prophetische Kraft Mose's besonders hervorgehoben und es scheint naheliegend, daß ihm der Scharfblick über die ganze Entwicklung seines Volkes verliehen war.

Doch dies hat er mit ziemlicher Sicherheit erwiesen, daß in dem letzten Theile unsers Buches einzelne spätere Einschreibungen statt fanden, die sich noch dadurch erkennen lassen, daß sie den engen Zusammenhang aufheben und das, was sich leicht an einander anschließt, von einander losreißen. Wir verweisen auf E. 29, 28, dessen Plural sich ganz nahe an v. 20 anschließt, während er neben v. 27 unverständlich steht. Ebenso schließt sich jener Vers eng an E. 30, 11 an, während E. 30, 1—10 eine spätere Einschreibung zu sein scheint. Es scheint mir richtig zu sein, daß die E. 29, 21 x. geschilderte Nationalkalamität sich nicht wohl an die Strafe der einzelnen Uebertreter anschließt, so daß also hier eine spätere Exposition eines Propheten eingetragen sein mag. Der Verf. hat auch die Bescheidenheit, da wo das betr. Verhältniß sich nicht mit gleicher Sicher-

heit ergibt, wie dieses von dem Abschnitte E. 28, 49—57 gilt, dieß offen zu erklären. Eine absolute Nothigung zur Annahme eines späteren Eintrages ist hier nicht gegeben, aber das ist richtig, die furthbar gesteigerte Stelle im Verhältniß zu ihren Umgebungen erscheint etwas räthselhaft. In dieser Steigerung ist es freilich auch begründet, daß die Wendung B. 52 wenigstens B. 57 wiederkehrt, und B. 52 wenigstens eine ähnliche Fassung ist; auffallender ist der Umstand, daß Mazor sonst in diesem Buche eine andere Bedeutung hat. Das gleiche Bedenken hegt V. 47. auch gegen E. 28, 28—37; auffallend ist hier die Erwähnung des Königes, auffallend, daß die schwerere Strafe der leichtern vorangeht, so daß die Klimax gestört erscheint. Allerdings läßt sich entgegenen, daß im ersten Abschnitte die Hilflosigkeit, im zweiten die Fruchtlosigkeit geschildert wird. Ist das Princip einmal anerkannt, daß spätere Einschreibungen geschehen sind, so liegt es allerdings nahe, solche bei bedenklichen Stellen anzunehmen.

Zustimmend können wir uns endlich auch zu dem bekennen, was V. 47. über den Werth der Wortvergleichung sagt. Sie darf neben den sachlichen Kriterien nur ein sekundäres Moment bilden; denn, sagt er richtig, jede über längere Zeiträume ausgedehnte religiöse Literatur hat die Erscheinung wechselnder und wiederkehrender Gruppen von Worten und Wendungen, so daß es unmöglich ist, von dem Gebrauche eines Wortes in bestimmtem Sinne nur auf eine gewisse Zeit mit absoluter Sicherheit zu schließen, — wie Verf. sehr gut auch an dem deutschen Worte Tugend nachweist. Die neuere Zeit ist hierin zu einer besonnenen Anschauung zurückgekehrt und selbst Graf sagt: auf bloße Spracheigenthümlichkeiten eine Zeitbestimmung zu gründen, sei mißlich. So begegnet uns überall in unserem Werke die Besonnenheit des Forschers, der nirgends mit Nachsprüchen uns entgegentritt, sondern die ruhige Prüfung walten läßt, seine Gründe uns vorführt und uns so die eigene Entscheidung so wie den tieferen Einblick in die Verhältnisse ermöglicht. Möge es daher dem Verf. beschieden sein, die von ihm begonnenen Untersuchungen zu einem gedeihlichen Ende zu führen.

Allgemeine kirchliche Chronik, begründet von Matthes, fortgesetzt von M. H. Schulze, 19. Jahrgang 1872. E. 188. Hamburg, 1873. Händte u. Lehmkuhl. 15 Sgr.

Was wir in diesen Blättern (Band X, Heft 5) über den 18. Jahrgang der kirchlichen

Chronik gesagt haben, können wir mit Bezug auf das vorliegende Heft wiederholen: Der Standpunkt ist der liberal-protestantische, die Haltung und der Ton im Allgemeinen ruhig und anständig, und das Bestreben ersichtlich, möglichst objectiv und gerecht alle Erscheinungen zu beurtheilen. Daß dieß nicht immer gelingen kann, ist bei der Parteilichkeit des Herausgebers, welche in seinen unverkennbaren Sympathieen mit der protestantenvereinlichen Richtung zu Tage tritt, natürlich. In den ersten beiden Kapiteln, welche von den im Jahre 1872 abgehaltenen kirchlichen Versammlungen und Vereinen, sowie von der Ausbreitung des Protestantismus nach Innen und Außen handeln, ist die Objectivität anzuerkennen, mit welcher alle Erscheinungen sachlich gewürdigt werden; friedlich nebeneinander stehen die Berichte über die Leipziger Conferenz und den Osnabrücker Protestantentag, und die Fortschritte der innern und äußern Mission werden in wohlwollender Weise besprochen. Dagegen ist die subjective Neigung des Verfassers im dritten und vierten Kapitel, welche die theologische Literatur und Specialgeschichte der Landeskirchen behandeln, unverkennbar und macht sich häufig in einer die Lectüre des Buches beeinträchtigenden Weise geltend, z. B. wenn Schweizer's Dogmatik und Holzmann's krit. Leistungen, als unvergängliche Denkmäler gepriesen werden, Schöberleins, Dürsterdieck's u. A. Arbeiten aber eine sehr abschägige Kritik erfahren; auch die ganze Darstellung des Visco-Sydow'schen Handels ist mindestens stark in die Partheifarbe eingetaucht. Wie der Verfasser dazu kommt, es dem Hofprediger Kögel zu verargen, daß er das Apostolikum zum Gegenstand einer Predigt gemacht hat, während er es dem Prediger Visco ruhig hingehen läßt, öffentlich dasselbe anzugreifen, ist auch schwer einzusehen. Und daß der Consistorialpräsident Hegel sein Amt niedergelegt habe, wie S. 111 erzählt wird, war uns bisher nicht bekannt.

Wir müssen auch diesmal unser Bedauern aussprechen, daß die kirchliche Chronik, über deren Bedürfniß kaum ein Zweifel obwalten dürfte, nicht auf der Höhe geschichtlicher, unbefangener Betrachtung steht, auf welcher ein derartiges Unternehmen, soll es einen bleibenden Werth haben und dem Interesse der evangelischen Kirche dienen, stehen müßte.

Gr.

F.

Sartorius, Dr. Ernst, Ueber die Nothwendigkeit und Verbindlichkeit der kirchlichen Glaubensbekenntnisse. Zweite

unveränderte Auflage, besorgt und bevormortet von Dr. A. v. Harleß. — XXII u. 62 S. Gotha, Schöbmann. 12 fgr.

Neben den mannichfachen Zeugnissen zu Gunsten einer fortdauernden Rechtsgültigkeit und Verbindlichkeit der ökumenischen und reformatorischen Bekenntnisschriften, wie solche durch jüngste Zeitereignisse und kirchliche Kämpfe hervorgerufen worden,*) verdient das schon im J. 1845 von dem trefflichen Königsberger Generalsuperintendenten D. Sartorius in dieser Sache abgegebene Votum ohne Zweifel auch jetzt noch beherzigt zu werden; denn treffendere und gewichtigere Worte hat doch Niemand über diesen Gegenstand geredet, als jener ehrwürdige Theologe, dessen vor nunmehr 15 Jahren durch den Tod erfolgtes Auscheiden aus den Reihen der Vorkämpfer der landeskirchlichen Bekenntnistreuen Preußens gerade in einer Zeit wie die jetzige schwer beklagt werden muß. Dr. Harleß, der Freund und Gesinnungsgenosse des Vollenbetsen, hat der seitens der Verlags-handlung an ihn ergangnen Aufforderung zur Besorgung einer neuen Auflage sich gerne unterzogen, und zwar beiß so, daß er dem durchaus unverändert belassenen Texte der Sartorius'schen Schrift ein die Verhältnisse und Erscheinungen der kirchlichen Gegenwart berücksichtigendes Vorwort vorangestellt hat, worin er einmal seinen bezüglichen Dissensus bezüglich einiger specifisch-preussische kirchliche Verhältnisse betreffender Aeußerungen des Verfassers auf S. 53 ff. erklärt (dieß jedoch ohne speciellere kritische Motivierung), sodann aber sich besonders mit denjenigen theils mehr positiv theils überwiegend negativ gerichteten Theologen und Kirchenpolitikern der Gegenwart auseinandersetzt, welche die hl. Schrift allein ohne formulirtes kirchliches Bekenntniß festhalten wollen, denen sich also das letztere „wie ein hemmendes Brett zwischen die hl. Schrift und den aus ihr zu gewinnenden Herzensglauben“ einschiebt. Was er zur Charakteristik und Kritik des Standpunkts dieser kirchlichen „Halben“ sagt, ist, wie

*) Wir nennen nur die erst kürzlich in diesem Bl. besprochenen Brochüren von den Pastoren Gunkel (Bd. XI, S. 350) und W. Engelhardt (ebend. S. 439 f.), von dem Kirchenrechtslehrer Prof. v. Scheurl (ebend. S. 349); bezugnehmen die beachtenswerthen Auseinandersetzungen des Consistorialraths Dr. Dürsterdieck in seinen „Apologetischen Beiträgen“ (S. III, S. 146 ff.), sowie die sehr bemerkenswerthe Abhandlung des P. Clausen „Zur Symbolfrage“ in Guerich's Zeitschrift für die ges. luth. Theol. 1873, S. II u. III.

sich dieß aus der Feder eines Mannes wie Harleß nicht anders erwarten läßt, gleich schneidig und kräftig, wie liebevoll milde, und verdient daher sammt dem Inhalt des aufs Neue veröffentlichten Sartorius'schen Schriftchens mit allem Fleiße beherzigt zu werden.

Finscher, Ludwig, erster ev. Pfarrer zu Baumholder im Regierungsbezirk Trier. Kritik des luth. und des Heidelberger Katechismus. Rassel, 1873. Ray. 1 thlr.

Der Verf. ist ein ehrlicher, aber rabiatere Unionist. Ein ehrlicher — denn er begnügt sich nicht mit der Redensart von Union, unbeschadet des Bekenntnisses, sondern sagt es dürr heraus, daß alle Union auf Lehrunion hindränge. Darin hätten die entschiedenen Lutheraner Recht: Eine Kirche dürfe auch nur ein Bekenntniß haben. „Zwei Bekenntnisse zu Einer Kirche zu vereinigen, ist von vorn herein wenig angemessen und konnte nur zu einer Zeit geschehen, wo diese Bekenntnisse in dem Bewußtsein der Kirche thatsächlich nicht vorhanden waren, sondern nur auf dem Papier standen. Daß die confessionelle Union nicht schon längst gesprengt ist, verdankt sie bei weitem nicht ihrer eigenen Zweckmäßigkeit, sondern dem Schutze der Regierungen u.“ (S. VIII). Um aber die Confession aus dem Herzen des Volks zu reißen, muß man den Anfang mit dem Katechismus machen; darin begegnet sich Herr Finscher mit einem liberalen H. Abg., wenn wir nicht irren Virchow. „Der Katechismus trägt die Confession.“ Und nun ist Herr Finscher rabiat genug, ein ganzes Buch zu schreiben, um die dogmatischen und pädagogischen Mängel der beiden Katechismen zur durchschlagenden Erkenntniß zu bringen. Sein Wille ist gut — seine Kraft ist klein. Wir wurden bei Durcharbeitung des Buchs an jenes Vöglein im Märchen erinnert, das alle hundert Jahre einmal zum Diamantberg fliegt, und daran krakt; um so den ganzen Berg, eine Stunde lang, eine Stunde hoch, zu zerstören. Unter den Merkwürdigkeiten des Buchs sind uns besonders zwei entgegengetreten, nämlich, daß es sich vergleicht mit einem Buche, von dem ein verkommener, aber geistreicher Mensch zu sagen pflegte: wenn ich es schüttelte, daß alle Seiten auf denen Fehler u. stehen, herausfallen — so bleibt sehr, sehr wenig darinnen. Wir wissen nicht ob jenes Buch auch 186 Seiten stark war, wie das vorliegende. Sodann zeichnet das Buch sich durch die Menge von Fehlern u. aus, welche der Verf. den beiden Katechismen erst aufocroirt, um sie alsdann zu bekämpfen. Wenn dieß

böser Wille wäre: so müßte man es mit einer bekannten Parteitaktik vergleichen. Es kann aber unmöglich böser Wille sein. Nur das eine wollen wir sagen: wer den luth. Katechismus corrigiren will, der soll ihn zuerst einmal zehn Jahre täglich brauchen, nicht allein für andere, sondern auch für die eigene Seele! — Wir können die massenhaften Fehler nicht hier weitläufig berühren. Es möge gentigen anzumerken, wie der Herr Pfarrer corrigirt. „Beten“ und „in allen Nöthen anrufen“ ist dasselbe. Die „Herrn“ haben kein Recht im 4. Gebot (vgl. 1 Moj. 41, 41. 43. 45, 9. Richt. 5, 7. 2 Kön. 5, 13 u.). Im 7. Gebot müßte statt „nehmen“ entwenden stehen. Als ob beides nicht zu Luthers Zeiten und his weit herab in das 17. Jahrhundert identisch gewesen wäre u. So ließen sich Stellen zu Duzenden anführen. Nicht besser ist es mit den dogmatischen Irrthümern bestellt. Z. B. soll es falsch sein, daß der hl. Geist die Vergebung der Sünden und Auferstehung des Fleisches wirke, während in der That der Verf. wie er S. 69 ff. gründlich beweist nur keinen Sinn für die Sündenvergebung durch das Aigt der Kirche (Joh. 20 u.) und keine Einsicht für die allmähliche Auswirkung des verklärten Leibes durch die Sacramente hat. Wenn die veraltete Sprache des Katechismus in Anspruch genommen wird: so ist es uns sehr fraglich, ob denn der geringe Vorthail für deutsche Sprache, wie ihn ein moderner Katechismus bietet, den Vorthail aufweise, welchen Luthers Katechismus für das Verständniß der Bibel und der asketischen Literatur (Arndt, Scriver, Müller u.) bietet. Man wird uns nach dem hier aus der Beurtheilung des luth. Katechismus Angeführten gerne ein näheres Eingehen auf die Beurtheilung des Heidelb. Katechismus erlassen. Wenn die Union nicht geschicktere Hände zur Beseitigung der Katechismen findet: so wird die Veruchung jene alten Schätze abzuthun, selbst für die heutige Unionskirche und Schule nicht groß genug sein. —

B.

F.

Hager, Dr. Arthur, vormaliger Oberlehrer und Pastor in Mecklenburg. Gründe, die mich bewogen haben, in den Schooß der römisch-katholischen Kirche zurückzukehren. Freiburg. Herder'sche Verlagshandlung. 5 sgr.

Obige Schrift verdankt ihren Ursprung einem Vorgange, der nicht bloß in der mecklenburgischen Landeskirche, sondern auch in weiteren Kreisen Aufsehn zu machen geeignet ist, nämlich dem Uebertritt eines evangelisch-luthe-

rischen Pastors zur römisch-katholischen Kirche. Hr. Dr. Hager, seit 1871 im Pfarramt, ist, wie er selbst berichtet, seit dem Mai 1872 entschieden gewesen zu convertiren. Aber ruhig führt er sein Pfarramt fort. Er unterrichtet noch wieder im Winter die Kinder zur Confirmation. Anfang 1873 erbittet er seine Entlassung, aber ohne seine kirchlichen Oberen oder seine Freunde den wahren Grund auch nur vermuthen od. ahnen zu lassen. Er hat den traurigen Muth, am Sonntag vor Palmsonntag, — sonst ist Palmsonntag der Confirmationstag im Lande; Hr. Hager hatte jedoch um seines Wegganges willen Dispensation erhalten, die heilige Handlung einen Sonntag früher vorzunehmen, — von den Kindern das Bekenntniß und Gelübde des evangelisch-lutherischen Glaubens zu fordern. Dann geht er mit seiner Familie nach Breslau, convertirt sofort und überkommt die Redaction einer clericalen Zeitung. Wir haben dieser Reihenfolge von Thatfachen kaum etwas hinzuzufügen. Vom Anstand zu schweigen, aber wo bleiben da Wahrheit und Treue? Eine Lüge, eine Lüge im Heiligthum beschleicht die Lüge dieses pastoralen Lebens, das ist uns das Traurigste an der Sache, und wahrlich, wir beneiden die römisch-katholische Kirche nicht um den Zuwachs dieser Persönlichkeit, die so vom Jesuitismus zerfressen ist, daß sie das Heilige zum Spott macht und soviel an ihr ist, den Glauben an die Ehrlichkeit der Pastoren im Christenvolke gründlich zerstört. — Treten wir nun der Schrift selber etwas näher. Convertiten lieben es, die Gründe ihres Uebertritts der Oeffentlichkeit zu übergeben. Einmal wohl um des eigenen Gewissens willen: dann vielleicht auch, um zur Nachfolge zu reizen. Letzteres scheint bei Dr. Hager vorgeherrscht zu haben, denn er läßt bald einzelne, bald die gesammte mecklenburgische Pastorenschaft ein, auf den Weg zu treten, den er voran gegangen. Die Zeit mag ja diesen und jenen zum Uebertritt verführen, das könnte man schon verstehen; aber wenn diese Schrift verführt, um den muß es elend bestellt sein. Dieselbe beginnt mit einem Lebensabriß: „Ich, Arthur Hager, bin geboren“ &c. In diesem Lebensabriß wird uns gezeigt, wie von früh her ein römisch-katholischer Zug, wenn auch nur ein ganz äußerlicher durch den Verfasser hindurch gegangen ist. Aber merkwürdig, von wirklich innern Motiven kommt gar nichts vor, nichts von Gewissensnoth, nichts von Kämpfen, nichts von ernstlichem Forschen im Worte Gottes, sondern: „Als ich nun auf der kleinen und bequemen Pfarre in Rambow saß, konnte ich in größerer Ruhe und Muße meinen Studien leben, auch die Zeitungen regelmäßig lesen und Abends mich in die Dichtun-

gen Shakespeares vertiefen; so hat sich gemacht: Alban Stolz hat dann die letzte Entscheidung gegeben. 150 Thesen, bunt durcheinander gewürfelt, geben der neuen Stellung des römisch-katholisch gewordenen Dr. Hager den entsprechenden Ausdruck. Daß es darin schäumt von Feindschaft und Haß gegen Luther, wundert mich nicht: das ist allen Convertiten gemein, besonders denen aus dem geistlichen Stande. Hätte der vormalige evangelisch-lutherische Pastor nur etwas mehr von Luther gewußt! Aber freilich, wer Luther den Vorwurf machen kann, er habe nichts von der Herzensünde, von der neidischen, unzüchtigen Begierde gewußt, mit dessen Lutherthum muß es sehr übel gestanden haben, da er sich noch einen Lutheraner schelten ließ. Leider steht es auch noch mit andern Dingen übel. So namentlich mit der Wissenschaft. Wohin der Dr. Hager sich wendet, mag er in der Kirchengeschichte Irenäus und Cyprian als Zeugen anrufen, mag er in der Schrift dem Apostel Paulus aufbürden, daß dessen Aussagen von der Rechtfertigung nur die prima gratia betreffen, mag er die Mißbräuche des Kelches aus den Vätern der Trinkenben erweisen, mag er Shakespeare als geheimen Katholiken in die erstauete Literaturgeschichte einführen, überall Unwissenheit und Unwissenschaftlichkeit, überall „Lüge, Verläumdung, Geschichtsfälschung,“ wovon allein noch der Protestantismus leben soll! Die Verknüpfung von Reformation und Revolution können wir ihm ruhig lassen, zumal er ebenso den Protestantismus und Absolutismus zusammen reimt. Die römisch-katholische Betrachtung könnte für diese Frage auf ihren eigenen Volksgebieten die richtige Antwort zur Gentige finden: da wachsen so Absolutismus als Revolution reichlich. Aber erwähnen wollen wir doch noch, wie Dr. Hager alle Pietät mit Füßen tritt, wie er der ihm bewiesenen Freundschaft und Freundlichkeit mit dem schändlichsten Undank lohnt. Sind das etwa die ethischen Auswirkungen der Conversion? Es giebt nur eines, was durch diesen widerspruchsvollen Ergarten von Thesen hindurch leitet, das ist die persönliche Eitelkeit dessen, der sie gestellt hat, eine Eitelkeit, welche es sogar fertig bringt, den alten Adel des Geschlechts wieder aufzuwecken. — Dennoch ist das Buch ebenso wie der Vorgang, von dem her es seinen Ursprung hat, ein Zeichen der Zeit, an dem wir nicht achtlos vorüber gehen dürfen. Der infallible Papst, um ihn der gesammte Episcopat, zu diesem wieder stehend der Clerus fast ohne Ausnahme und hinter dem Clerus das katholische Volk: da ist jedenfalls eine imponirende Repräsentation der äußern Kircheneinheit. Und es wird immer Ge-

müthher geben, die sich davon blenden und fangen lassen, zumal wenn nun noch das Martyrium hinzukommt. Es war doch etwas von jener politischen Voraussicht, welche zu den Gaben und Kräften des römischen Stuhls von Alters her gehört hat, jetzt grade das Dogma der Infallibilität zu proclamiren, jetzt grade, wo die fortschreitende Auflösung des Völkerlebens das Verlangen nach einer festen irdischen Autorität wachrufen wird. Daß die Autorität eine falsche ist, eine Autorität der Lüge, das verbirgt sich Vielen. Andere wollen es nicht erkennen. Die Loosung: auf, zu Jesu ins Schiff: setzt sich ihnen in die andere um: auf, zu Petro ins Schiff! Da soll jeder, dem es befohlen ist, die Gemeine Gottes zu weiden, der Seelen wahrnehmen, daß sie nicht in den Irrthum verführt werden. Denn es soll wohl dabei bleiben: Jesus allein und der Glaube allein! das macht selig. D.

Antikirchliches u. Antichristliches.

Mook, Dr. Fr., Das Leben Jesu. Für das Volk bearbeitet. I. Theil. B. Die Dogmen der Vorgeschichte. 106 S. Zürich, 1873. Verlagsmagazin. 10 sgr.

Eine sachliche Besprechung dieses berichtigten Nachwerks wird der Leser dieser Blätter vom Referenten nicht erwarten; einer solchen Würdigung ist die Schandarbeit Mooks, für welche das „Züricher Verlagsmagazin“ der geeignete Platz ist (par nobile fratrum) nicht werth. Ein näheres Eingehen auf die Subelei des Verfassers hieße sich selbst verunreinigen und den Leser nöthigen, ein Gleiches zu thun. Nur als Zeichen der Zeit darf ein derartiges Buch in Betracht gezogen werden, obgleich es auch nicht befremden kann, daß nach den wissenschaftlichen und populären Angriffen auf die positiven und geschichtlichen Wahrheiten des Christenthums endlich noch ein Mook kommt, der nach Gassenbubenart den Andern es noch zuvorthun will, und weil er mit anständigen Waffen nicht umzugehen vermag, mit Schmutz nach dem Heiligen wirft. Das Heilige wird darum nichts verlieren, der Roth fällt auf den zurück, der ihn warf; und wer etwa von solchen Angriffen sich überzeugen ließe, an dem wäre in der That nicht viel zu verlieren. Uns nimmt bei derartigen Publicationen nur immer Eines Wunder, daß nämlich ein Verleger den Muth hat, das leichteste, geistloseste Gewäsch, das den Eindruck macht, als wäre es in der Bierkneipe zu Tage gefördert, drucken zu lassen; — wenn nicht vielleicht gerade die Speculation auf die Dummheit einer urtheilslosen

Masse die glücklichste ist. Angesichts des wunderlich zusammengestoppelten Inhalts, der sich ohne alle Ordnung über verschiedene dogmatische Punkte bald in abgedroschenen Phrasen, bald in blasphemischen Wigen (wenigstens sein sollenden Wigen) verbreitet, und sich in allerlei Abichweigungen in einer Weise gehen läßt, wie sie ein Schriftsteller einem gebildeten Leserkreis nie zumuthen darf, muß es mehr als komisch erscheinen, wenn das Programm und der Zielpunkt in dem pathetischen Satz ausgesprochen wird: „Vängst haben die größten und muthigsten Streiter den Beweis der Unvernünftigkeit des Christenthums geführt, ich werde den Beweis der Unsittlichkeit desselben antreten;“ und es ist eine staunenswerthe Naivetät, wenn dem jammervollen Libell das hochtrabende Motto vorangestellt wird:

Ob ihr mich tödtet, ob ihr mich verjagt,
Doch bleibt der Geist, es siegen die Gedanken!

Die Würfel sind gefallen, ich hab's gewagt!

Tödten wird Herr Mook Niemand wegen seines Buchs; es ist doch gar zu plump und zu gemein, als daß es ernstlichen Schaden stiften könnte. Aber Geist und Gedanken werden freilich nicht bleiben, denn sie waren noch nicht vorhanden; beim besten Willen vermochten wir Spuren von Geist nicht zu entdecken, und Herr Mook, der eifrige Verehrer der Materie, würde es sich wohl selbst verbitten, wenn man ihm den Vorwurf des Geistreichthums und der Gedankenfülle machen würde.

Gr.

F.

Junius, jr., Ein kritischer Gang durch die heiligen Schriften der Juden oder neue Betrachtungen über das alte Testament und die Bibel überhaupt. Mit vielen auffälligen Citaten versehen. Zürich, 1873. Verlagsmagazin.

Es gibt Schriften, welche einer Anzeige werth sind, nicht weil man sie damit zum Lesen empfehlen will, auch nicht weil in ihnen irgend Etwas gesagt wäre, aus dem irgend Etwas sich lernen ließe — das alles sind Vorzüge, die besser zu einer einfachen Aufforderung berechtigen, das Buch selbst zur Hand zu nehmen. Weit mehr erscheinen einer Besprechung würdig solche Schriften, an welchen jeder Leser seine Zeit verschwenden würde und deren Erwähnung darauf aufmerksam machen soll, was für windige Spreu sich unter der Tagesliteratur befindet. In diese letztere Classe sind wenige Producte mit so voller Berechtigung zu setzen wie die vorliegende Schrift über die „heiligen Schriften der Juden.“ Von dem

Verf. ist uns sonst Nichts bekannt als daß er sich auf dem Titel „Junius jr.“ nennt und daß er ein Laie ist in alttestamentlicher Wissenschaft, wie er uns überflüssiger Weise versichert. Ein Jude scheint er nicht zu sein, da er nicht eben viel Schmeichelehaftes über die Juden zu sagen weiß. Kaum glauben wir ferner zu irren mit der Annahme, daß diese Betrachtungen über das A. T. sein Erstlingswerk sind; denn man spürt dem ermüdeten Schriftsteller ordentlich die Freude über bald beendigte Arbeit an, wenn er, mit dem letzten kanonischen Buche des A. T. fertig, in die Worte ausbricht: „Wir verzichten hier auf weitere Auslassungen, froh darüber, daß wir endlich mit den sog. kanonischen Büchern fertig geworden.“ Und mit gesteigertem Jubel eilt er nach den Büchern der Makkabäer zum Schluß und nennt nur noch pure die Titel der übrigen Apokryphen — als ob die sonst Niemand wüßte.

Der Verf. hat sich das Motto gewählt: „Der Buchstabe tödtet, aber der Geist macht lebendig“ — wahrscheinlich vorsorglich, um die Leser vor der Geisteslosigkeit seiner Schrift zu warnen. Denn dieselbe bietet nichts als die abgeschmacktesten und abgedroschensten Einwürfe gegen angebliche Absurditäten und Unsitlichkeiten im A. T.; sie find einer Widerlegung nicht werth. Ganz besonders drückt der Verf. überall seinen Aergern aus, wo Geschlechtsregister und andere Aufzählungen vorkommen, wahrscheinlich weil er sich bei dieser Section langweilte. Er begreift nicht, was die „Bibel-festen“ und „Ueberfrommen“ für Erbauliches in diesen Registern fanden — als ob irgend ein Vernünftiger diese Stellen als Erbauungs-lecture empföhle! Da sich mit einem Worte sagen läßt, er ziehe fast Alles in den Staub, so verzeichnen wir nur die Ausnahmen, die er davon macht. Das ist unter den Männern des A. T. Salomo, welcher „sich durch seine Toleranz gegen fremde Culte als ein Mann bewies, der noch jetzt als Muster gelten kann“, unter den Büchern des A. T. vorzüglich die Sprüche, der Prediger und die Weisheit Salomons, deren Moral noch am wenigsten verfallt sei. Nur wenige andere Stücke haben in beschränkterem Grade die Gnade des Verf. gefunden.

Doch wozu dies Alles? Man höre und staune! Diese Schrift von 38 Seiten voll Verneinungen und nichts Anderm soll das eigentliche A. T. werden und uns verkündigen, daß wir thörichter Weise geglaubt haben, schon jetzt die Schrift der neutestamentlichen Erfüllung zu besitzen. Die ist nach Herrn „Junius jr.“ noch gar nicht geschrieben und der Erlöser der Menschheit noch nicht — wenigstens erst halb — erschienen. Woher die wahre heilige Schrift

und die wirkliche Erlösung kommen soll, entnehme man aus dem Schlußwort des Verf.: „Vielleicht finde ich einmal die nöthige Zeit, um den Plan zu einer neuen Bibel zu entwerfen, zu einem Buche, das in Wahrheit den großen Titel verdient, weil es die geistigen Errungenschaften aller Culturvölker berücksichtigen und die großen Fragen der Menschheit in würdigster Weise beleuchten soll. Unternimmt ein Anderer diese Arbeit, so werde ich mich nur freuen. Ich schreibe nicht aus eitler Ruhmbegierde, sondern aus Liebe zur Wahrheit, aus Liebe zur Menschheit, deren Erlösung noch lange nicht vollendet ist.“

Wir denken, daß Niemand die „eitle Ruhmbegierde“, die Herr „Junius jr.“ nicht hat, beeinträchtigen wird. Dies Product aber seiner „Liebe zur Menschheit“ sei als auch ein Zeichen der Zeit in diesen Blättern registrirt.

Philosophie.

Weis, Dr. Ludw., in Darmstadt, **Der alte und der neue Glaube** — ein Bekenntniß als Antwort auf Dav. Friedr. Strauß. 8. 191 p. Berlin, 1873. F. Henschel. 24 Sgr.

Es muß als sehr erfreulich gelten, daß hier aus der Mitte der Naturforscher, und zwar ein Mann voll Kenntnisse und von allseitiger Bildung, gegen den erbitterten Gegner des Christenthums auftritt und das entschiedene Bekenntniß ablegt: ich freue mich ein Christ zu sein und zugleich ein Verehrer ächter Humanität und bin mir bewußt, daß ich eben deshalb von Humanität etwas weiß, weil ich ein Christ bin. Da er ist der festen Ueberzeugung, und wir stimmen ihm darin vollkommen bei: das Edle und Schöne, das wahrhaft Treffliche und Treffende, was Strauß auf seinem Standpunkte noch hat, verdankt er doch eigentlich nur dem Christenthum; er ist in philosophaler Täuschung über sich, wenn er meint, er würde in jeder Religion und als Mitglied jeder Nation das, was er Nichtiges über Bedeutung der Nationalität, über das Wesen der Humanität gesprochen, auch gefunden haben. Sehr wahr sagt Weis: Wäre Strauß im Buddhismus, den er so hoch erhebt, obgleich er nicht die geringste regenerierende Kraft im Leben der Völker bewiesen hat, geboren, so hätte er jedenfalls auch die Kastenunterschiede gelassen, und sein größtes Glück wäre wohl gewesen, unthätig zu sein und in dunkeln Träumen den Gedanken des Nichts, des leeren Nirvana zu denken. In der That Strauß schmäh't seine Mutter, der er die edelsten

Ideen verdankt, die bei seinem Unglauben ihn noch vor der sittlichen Gemeinheit schützen, welcher der Unglaube sonst unbedingt verfällt; aber eben weil er ein undankbarer Sohn ist, darum wenden sich von ihm auch solche, die nicht gerade den Kirchenglauben verfechten, die aber eine regere Pietät gegen die Gemeinschaft empfinden, der sie das Beste ihres Lebens verdanken.

Unser Verfasser ist kein Orthodoxer, kein Mann der Kirche, kein Freund des Dogma's, er steht der theologischen Literatur fern. Er charakterisirt seinen Standpunkt selbst mit den Worten: Ich gehöre zu der Partei, welche zwar feindlich ist veralteten Dogmen und Formeln, aber den Geist des an Christi Person und Leben sich anknüpfenden Christenthums nicht bei Seite werfen will, weil auf diesem Geiste unsere ganze heutige Geschichte, Wissenschaft, Literatur und Kunst beruht. Da der Verf. Katholik zu sein scheint, können wir uns um so mehr diesen Standpunkt erklären, aber wenn er den Dogmen seiner Kirche keinen Glauben zu schenken vermag, so unterscheidet er doch sehr wohl, welche tiefe Ideen und welcher Wahrheitsgehalt jenen zu Grunde liegt, und es entkräftet sein ganzes sittliches Gefühl, daß derselbe Strauß, der weiland in seinem Leben Jesu die hohe Bedeutung des Christenthums noch entschieden aussprach, nun auch dieses Erkenntniß gänzlich verloren hat oder sie wenigstens verleugnet.

Der Verf. folgt in seiner Entgegnung im Gange der Ordnung und Eintheilung, die Strauß seinem Werke gegeben hat. Er fragt also zuerst: Sind wir noch Christen? und hebt hier einzelne Sätze des Gegners heraus, die er in fortlaufenden Paragraphen bespricht. Er hebt hier hauptsächlich hervor, daß Strauß theilweise das Christenthum verzerre, theilweise mit sich selbst in Widerspruch trete. Treffend geißelt er z. B. die Behauptung des Antichrists, der christliche Glaube verbiete die Beschäftigung mit den Naturwissenschaften, das sei verlorene Zeit, die man dem Heil der Seele widmen sollte. Solcher Kampf, sagt er, ist dem Don Quixote's gleich, der gegen Riesen kämpfte, aber auf Windmühlen hieb. Selbst der Jesuite Secchi sagt, zu mehr freieren Richtungen gar nicht zu sprechen: Die Betrachtung der Werke Gottes gehört zu den edelsten Beschäftigungen des menschlichen Geistes. In der That, man erfährt bei solchen Aufstellungen die Wahrheit des Sages, daß der Unglaube mehr und mehr das Licht des Geistes und des Verständnisses der Schrift raubt. Vf. hebt schon den Widerspruch hervor, in den Strauß sich verwickelt, wenn er die Monarchie bewundert, weil sie etwas Mysteriöses hat, und

hinzusetzt: Nichts Tieferes ist ohne Mysterium, während er doch wieder das Christenthum verwirft, weil es Mysterium ist; wenn er ferner die Schranke der Rationalität anerkennt und schön sagt: Zum Menschheitsgefühl rankt man sich am Nationalgefühl empor, während er die Bedeutung der Religion zur Gewinnung wahrer Humanität wieder gänzlich verkennt. Es ist also, zu diesem Resultate kommt der Verf. bei genauerer Lektüre dieser Schrift von Strauß, bloße subjektive Willkür, mit der er an einem Orte dasjenige gelten läßt, was er an einem andern Orte verwirft.

Im zweiten Abschnitte behandelt er den dritten Theil des Strauß'schen Werkes: Wie begreifen wir die Welt? um zu prüfen, ob sich sein neuer Glaube auf den Boden der Thatfachen und der Wissenschaft gründe, und sein Resultat ist: er gründet sich auf subjektives Fürwahrhalten. Hypothesen sind es, auf die sich die Erklärungen der Welt und des Menschen stützen, die uns Strauß bietet; er selbst muß gestehen, daß sie in Cardinalpunkten unklar seien. Nur weil er sich einbildet: Ich kann es mir so denken, wird sofort der wirkliche Gang der Entwicklung also statuirt. Sehr treffend sagt er von dieser ganzen Darlegung des Kritikers: Legenden sind es, erwachsen aus dem Weihrauch, den man sich gegenwärtig streut, in dem guten Glauben, daß derjenige, den man als Autorität citirt, doch das verstanden habe, über das man sich selbst keinen Gedanken machte. Der Verf. bewegt sich hier so recht auf seinem heimischen Gebiete und deshalb ist auch dieser Abschnitt besonders anziehend und wichtig für den Leser. Da, wo er auf theologisches Gebiet hinüber schweift, ist er Dilettant und zeigt durch seine Erregung, daß ihm dieses Feld fremd ist, wie z. B. seine ganze Deutung der Erzählung vom Sündenfalle gerade den Kernpunkt, die Losreißung des Menschen aus der Gemeinschaft mit Gott, übersieht. Aber wo er Fragen der Naturwissenschaft erörtert, zeigt er die klare Erkenntniß des Stoffes und weiß mit beißender Satyre den blinden Autoritätsglauben Strauß's zu geißeln. Er zeigt, wie derselbe auf diesem Gebiete sich als Laien erweist, wie sich überall die bittere Feindschaft gegen das Bibelwort als Grund seiner Entscheidung offenbart und wie er sich dadurch in die widersprechendsten Behauptungen hineinbringen läßt. Es ist schließlich eitel Humbug, das ist das Resultat dieses Abschnittes, den Strauß hier seinen Lesern bietet, oft so lächerlich, daß sich dieselbe Sache doch noch etwas der Wahrscheinlichkeit entsprechender hätte darstellen lassen. Es ist bei Strauß noch zu keiner entschiedenen Klarheit gekommen, er will Materialist

sein, weil er gern mit dem Strom der Zeit schwimmt, er huldigt dem Darwinismus, weil dieser der eben beliebte Modeartikel ist, aber er kann doch von seiner alten Anhänglichkeit an Hegel nicht loskommen. Seine ganze Darstellung bewegt sich in Widersprüchen. Er beginnt mit einer anfangslosen Umwälzung der Nebelmaterie, die doch zeitweise Anfänge bildet. Es existirte nur eine allgemeine Bewegung und doch geht diese zu einer besonderen Bewegung über; es finden sich nur Naturwesen und doch ist der Mensch kein bloßes Naturwesen; man hat das Wunder der Schöpfung gestrichen und doch dafür lauter Räthsel und Wunder eingefügt.

Im dritten Abschnitte beleuchtet Vf. die Antwort, welche Strauß auf die Frage giebt: Haben wir noch Religion? Schon diese Antwort ist fataler Natur: Ja oder nein, sagt er, je nachdem man es verstehen will. Noch bedenklicher ist der Inhalt seiner weiteren Aussagen: Die Religion ist Produkt ungebildeter Schwachheit, und dann wieder: Die Religion ist höher, wie Moral, vergiß, o Mensch, diesen höheren Standpunkt nicht. Mit Recht entgegnet der Verf.: Ist die Religion Schwachheit, so darf man sie nicht als die höchste Stütze des Menschen einlegen. Ist ferner das, was jene Partei als Wissenschaft proclamirt, in seinen Hauptpunkten noch Hypothese, etwas durchaus Unvollendetes, was hat sie für ein Recht, Andre als Dummköpfe zu bezeichnen? Hier schwindet jeder Unterschied zwischen ihr und dem vatikanischen Concil. Was soll ich also diesen neuen Glauben vertauschen? Wie die alten Orthodoxen herrschen, weiß ich; wie die neuen herrschen würden, wenn sie gegen ihr Unversum Pietät forderten, weiß ich nicht. Er meint, nicht weniger hierarchisch; ich denke, wohl viel mehr hierarchisch, denn als Dummköpfe, Verbrehergleiche pfllegt doch die alte Hierarchie nicht ihre Gegner zu betrachten. Wenn jene Partei die Religion aus dem Egoismus herleitet, so hätte der Verf., der mit aller Energie diese gemeine Anschauung bekämpft, andererseits diese Herleitung auf jener Seite als ganz natürlich, ja nothwendig bezeichnen dürfen; denn wo man selbst nichts anders kennt, kann man auch kein höheres Motiv einem Andern zuschreiben. Dieser haben sie ja keine objektive Beweise, sie müssen aus dem eignen Herzen ihre Schlüsse ziehen. Der Verf. setzt jener schlechten Theorie von der Entstehung der Religion die feine gegenüber, die jedenfalls eine idealere und zugleich natürlichere ist; doch die biblische ist es nicht, welche sie aus der bestehenden Gemeinschaft mit Gott herleitet, aus dem Bewußtsein des Kindes, daß

es einen Vater hat, an den sich sein Dasein kettet.

Schön ist das Resultat dieser Untersuchung, wenn er auf die Frage: Haben wir noch Religion? antwortet: Ja und immer, weil wir Menschen sind; und sogar einer Religionsform müssen wir angehören, wie selbst Büchner bezeugt: Die äußerliche Berechtigung religiöser Formen beweist der Naturalismus, — was Strauß nach anderer Seite hin auch zugeben muß, wenn er sagt: Es ist absurd, reine Menschlichkeit zu erstreben ohne Schranke der Rationalität. Köstlich sagt der Verf. zum Schlusse: Ich bleibe ein Christ, und warte darauf, bis Strauß und Büchner Buddhisten geworden, weil nach ihnen im Buddhismus Alles vernünftiger und mit mehr Priorität gesagt sein soll.

Zuletzt behandelt er noch die vierte Frage von Strauß: Wonach (Wie, hier umgestaltet:) ordnen wir unser Leben? Zunächst hebt er hier gegenüber der abstrakt-philosophischen Anschauung von Strauß, dem nur das Wissen etwas gilt, die Berechtigung des Gemüths- und Gefühllebens hervor, das keineswegs unterzugehen hat, sondern durch das Wissen nur geläutert werden soll. Das Richtige habe hier schon der alte Tobias getroffen. Habe Gott vor Augen und im Herzen, sprach dieser, und zeigte damit die volle Aufgabe des Menschen. Wenn der Verf. freilich solcher Einseitigkeit der Philosophen gegenüber auch von einer Einseitigkeit der Kirche, oder wie er sich ausdrückt, der Geistlichen redet, welche die Bedeutung der Vernunft verkannt und die Sittlichkeit zurückgestellt hätten, so müssen wir auch hier sagen, als Erfahrung eines Katholiken an seiner Kirche lassen wir dieß gelten, aber auf das Bekenntniß der evangelischen Kirche läßt sich dieß nimmermehr anwenden. Denn das ist gerade ihr Ruhm, daß sie jedes Bauen auf fremde Stützen gebrochen und erklärt hat, daß der Mensch durch seine persönliche, freithätige Stellung zu Gott gerecht werden müsse, und daß nur der Glaube ein lebendiger Glaube sei, der sich in der reichsten Fülle sittlichen Thuns entfalte. Wenn dieses Bekenntniß nicht zu jeder Zeit mit gleicher Energie zur Geltung gebracht wurde, so liegt dies in der Schwäche des menschlichen Geschlechtes, das seinem Ideale immer nur annähernd entspricht; allein in Bezug auf den klaren Ausdruck über den Werth der Selbstthätigkeit, des Bewußtseins sittlicher Verantwortlichkeit, über die Nothwendigkeit eines durchgreifenden sittlichen Handelns, läßt unser Bekenntniß nichts zu wünschen übrig und wir müssen daher den Verf. auf das Studium derselben verweisen. Er wird dann auch finden, daß bei uns der Glaube nicht ein pas-

sives Hinnehmen oder gar Fürwahrhalten ist, sondern ein sehr lebendig und geschäftig Ding, das sich aus der zartesten Receptivität in die kräftigste Aktivität umsetzt.

Mit Recht hat der Verf. auch auf dem praktischen Gebiete die Widersprüche hervorgehoben, deren sich Strauß schuldig macht. Wie soll es zusammenstimmen, daß der Mann, der auf religiösem Gebiete Alles negirt, im Staatsleben so stolz aristokratisch ist? Wir glauben, der tiefste Grund ist darin zu suchen, daß Jeder der den lebendigen Gott verliert, nothwendig damit die Harmonie seines ganzen Wesens, also auch seiner Ueberzeugungen einbüßen muß. Ist es nicht auch auffallend, daß Strauß als Maßstab der Humanität die Behandlung der Thiere ansieht; — also nicht das Verhalten zum Menschen, sondern die Behandlung des Thiers soll entscheiden; die Genfer Convention soll nichts sein gegen eine buddhistische Sentimentalitäts-Manie für das Thierische. Welche Verfehrtheit! Und wie rühmt sich diese Weisheit über ihre Entdeckungen? Wagner sagt: Die tröstlichste Wahrheit, welche die Wissenschaft je gefunden, sei das in der Natur waltende Gesetz des Fortschritts. Nun, entgegnet der Verf. sehr wahr, das hat auch der alte Moses schon lange gelehrt; und wie sonderbar, dieß Gesetz muß sich ein Mann, der ein Buch über Christus schrieb, erst von Wagner sagen lassen. So vieles Andre, was Strauß als neue Gedanken preist, ist in der hl. Schrift schon längst erschlossen; man braucht sich nur mit Liebe in sie zu versenken, um ihre Weisheit zu verstehen. Was er aber sonst Neues bringt, ist sehr wenig haltbar. Er kämpft gegen den Dualismus und preist uns seinen Monismus, sehen wir aber näher zu, so kommt er doch nicht an dem Dualismus vorbei. Es bleibt ihm neben dem Veränderlichen das Unveränderliche, nur freilich als ein todes Universum, es bleibt ihm neben der Zeit die Ewigkeit, nur eben freilich eine schlechte, die Zeit nicht wahrhaft überragende Ewigkeit; allein der Dualismus, der vermieden werden soll, ist doch wieder da. Er hat das Universum und aus ihm die Theilganzen, und der Unterschied vom Christenthum ist nur der, daß Strauß eine blindwirkende Entwicklungskraft begreiflicher ist, als ein selbstbewußter Schöpfer. Nun, wenn das Blinde lieber ist, als das Allsehende, dem wollen wir seine Freude lassen.

Der Leser wird aus diesen Andeutungen ersehen, daß er es hier mit einer reichen Fülle Stoffes zu thun hat und daß diese Schrift wohl geeignet ist, allseitiges Interesse zu erregen, besonders auch in den Kreisen, welche dem Kirchenglauben ferne stehen; denn es wird an diesem Buche recht deutlich, daß ein Mann

mit manchen Lehren der Kirche sich nicht zu vereinigen weiß, und doch nicht sofort eine Beute des Strauß'schen Atheismus werden muß. E

Grafmann, Robert, Die Begriffslehre oder Logik. gr. 8. 43 S. Stettin, 1872. R. Grafmann. 7 Jgr.

Der bereits im vorgerückteren Lebensalter stehende Verf. des vorliegenden Heftes hat sich schon früher nicht bloß durch Schulbücher für den Unterricht in der Geographie, der bibl. Geschichte u. dgl., sowie durch eine Darstellung der „Zeitfolge im Leben Jesu nach wissenschaftlichen Principien“ (Stettin, 1858. 52 S. 8) als Schriftsteller bekannt gemacht, sondern auch durch eine 1862 erschienene Atomistik, welche sich im Vorwort als Bestandtheil eines vielgliedrigen größeren Ganzen kundgiebt, in dem „das Gebäude des menschlichen Wissens überhaupt“ umfaßt werden soll. Auch das mir zur Beurtheilung übersandte Heft, das sich auf den inneren Titelblatte näher als „Zweites Buch der Formenlehre oder Mathematik“ bezeichnet, gehört offenbar diesem Wissensgebäude an und nimmt schon in dieser Beziehung die Aufmerksamkeit in Anspruch, zumal bei dem Leserkreis dieses Blattes, da der Verf. schließlich eine „Theologie oder Metaphysik“ im Auge hat und auch in seiner Atomistik damit schließt, daß „wir Leben und Zweck dieser Körperwelt nur verstehen können, wenn wir beides auffassen im Lichte göttlicher Offenbarung“, und daß er uns in der chemischen Vereinigung der Atome ein Abbild der Sünde und Tod überwindenden Liebe Gottes erkennen heißt. Auch die Knappheit und Uebersichtlichkeit der Darstellung, das Streben nach einer streng auf das Thatsächliche begründeten Entwicklung und das Bemühen*) alle Kunstausdrücke der wissenschaftlichen Schärfe wegen deutsch auszuprägen (die Fremdwörter sind regelmäßig beigelegt) verdient jedenfalls Anerkennung.

Was die Logik insbesondere betrifft, so ist derselben eine 4 Seiten lange Einleitung vorangeschickt, welche zunächst Hauptpunkte der Geschichte dieser Wissenschaft beleuchtet, namentlich die Bedeutung des Aristoteles, der Scholastiker, Chr. Wolffs, Kants und Hegels würdigt, jedoch die neueren Forschungen seit Zweifeln nicht berücksichtigt. Mag der Verf. immerhin Recht haben die früheren Bearbeiter

*) Daß der Verf. hier überall glücklich gewesen sei, können wir nicht zugeben. „Das Stifft“ für „das Element“ z. B. dürfte doch wenig zutreffend sein.

vieler Fehler in ihrem Verfahren zu bezichtigen, zumal der Verkenennung des rein formalen Charakters der Logik („Nur Aristoteles macht auch in diesem Punkte eine rühmliche Ausnahme und kann auch heute noch jedem, der Schärfe im Denken erlangen will, nicht genug empfohlen werden“); so hätte doch wie des geschichtlichen Ursprunges des Namens *λογική*, so der neuesten Arbeiten und Streitigkeiten auf diesem Gebiete wenigstens gedacht werden sollen. Vorzüglich hätte der Verf. bis zu einem gewissen Grade die Bundesgenossenschaft *Urricis* (vgl. bes. „Zur logischen Frage“ Halle 1870) wohl brauchen können. Weiterhin giebt die Einleitung einen Ueberblick dessen, was wir hier zu erwarten haben, und hebt vor Allem den Weg der reinen Formeln als nothwendig hervor um eine streng wissenschaftliche Herleitung zu ermöglichen. Unter Voraussetzung der einfachsten Erklärungen und Gesetze der Buchstabenrechnung gestaltet sich demnach die Graßmannsche Logik in einer so zu sagen durchaus mathematischen Form, wodurch sie eine eigenthümliche Geschlossenheit und Uebersichtlichkeit gewinnt. Veranschaulichung durch Figuren (etwa Zeichnung einander schneidender Kreise bei den *notiones secantes*, „Schneidbegriffen“ u. s. f.) hat der Verf. verschmäht, dagegen durch ziemlich zahlreiche und wohlgeählte Beispiele den abstracten Charakter der Darstellung einigermaßen gemildert. Doch dürfte gerade hierbei die eigenthümliche Terminologie des Werkes, wie wenn S. 39 Dänen und Schweden „Deutsche“ (statt Germanen) heißen, nicht minder störend sein, als Besonderheiten der Orthographie wie Größe (mit einem s) statt GröÙe u. dgl. — Als besonders wichtig und bemerkenswerth erscheint die neue Eintheilung der Urtheile, welche u. A. die Vermengung sprachlicher und begrifflicher, begrifflicher Verhältnisse und solcher, welche der Außenwelt angehören, streng vermeidet, und dann die neue Tafel der Schlussformen, wobei auch negative Subjecte volle Berücksichtigung erfahren. Auch einzelne Angriffe gegen die Hegelsche Logik, zumal gegen seine unlogisch durch *petitio principii* und sonstige Verwechslung fortzuschreitende Dialektik, verdienen Beachtung. — Vermessen mag man ein näheres Eingehen auf die Lehre von der Definition sowie eine Besprechung mancher in der Logik herkömmlichen Gegenstände: ich denke vor Allem an Erörterungen über Classification, über Fehler in der Beweisführung, Widerlegung, inductiver Schlüsse, Schlüsse nach der Analogie. — Die Ausstattung ist gut, der Druck compres und doch deutlich, meist auch correct, wenigleich z. B. „nach 125“ S. 39 Nr. 74 unverständlich ist, und S. 37 sogar 3 Druck-

fehler in Merkwörtern der scholastischen Logik vorkommen (*calentes* für *calemes*, *diabatis* für *dimatis*, *baralip* für *bamalip*), S. 23 *hypostasis* für *hypokeimenon* = Subject. — Da alle griech. Worte lateinisch umschrieben sind, so ist für möglichste Verbreitung des Buches Sorge getragen. — Zum Schlusse danken wir dem Verf. Jedenfalls hat Hr. Graßmann eigenes Urtheil bewährt und gute Anregungen für den wissenschaftlichen Ausbau der Logik gegeben.

Stettin.

Hc. Dr. Kolbe.

Stählin, Leonhard, Pfarrer in Nördlingen, Katholicismus und Protestantismus. Darstellung und Erläuterung der kirchengeschichtlichen Ansicht Schellings. 62 S. Augsburg, 1873. Jenisch u. Stage. 9 Sgr.

Schelling redet bekanntlich von drei Zeitaltern der Kirche, entsprechend den drei typischen Persönlichkeiten unter den Aposteln: Petrus, Paulus, Johannes. Sowie unter diesen keiner den andern ausschließt, sondern sie sich gegenseitig ergänzen, also wird auch das volle Herrlichkeitbild der Kirche uns erst dann entgegen strahlen, wenn das Zeitalter des Petrus, regänzt und berichtigt durch das des Paulus, einmünden wird in die Johanneiskirche der Zukunft. Im Anschluß an Schelling will auch unser Verf. das Seine zur Würdigung dieses großartigen Weltvollendungsprocesses beitragen. Da er stellt sich jetzt schon auf einen erhabeneren Standpunkt, als ihn die große Menge einzunehmen vermag. Er erkennt im Katholicismus wie im Protestantismus nur Momente, notwendige Durchgangspunkte der Wahrheit und fordert damit ein höheres Drittes, in welchem beide ihre zusammenfassende Spitze finden.

Der erste Theil des Schriftchens reproducirt Schellings „wahrhaft grandiose“ Conception. Wie Petrus, der unerschütterliche Bekenner, der katholischen Kirche seine Eigenthümlichkeit aufgebracht habe, die in der felsenhaft unwandelbaren, zäh das Ueberkommene festhaltenden Organisation zur Erscheinung komme, wie dann in Paulus, dem Mann der freien Gnade, ein neues Princip, das der subjectiven Aneignung der Wahrheit, also das Bewegliche, Freie, Individuelle erschienen sei, das dann zur Zeit der Reformation neubelebend in die Stagnation der Kirche eingegriffen, — dieß wird mit Feinheit ausgeführt. — Johannes endlich ist recht eigentlich der Mann des Endes, der Versöhner der zwiespältigen Principien. Johannes hat nicht die Schwächen Petri: die ungestüme, oft weltförmige

Hefigkeit; aber er theilt seine glaubensstarke Einfachheit. Er kennt auch nicht die innerlichen Gemüthserschütterungen, das nach Ausgleichung innerlicher Gegensätze ringenden Wesen des Paulus; aber die dialektische Schärfe des Heidenapostels eignet auch ihm. Er kann der Genius der universalen Menschheitskirche der Zukunft werden.

Diese Schelling'schen Ideen werden vom Verf. freilich nur unter Vorbehalt acceptirt. Schelling läßt nemlich diesen Entwicklungsgang der Kirche — echt pantheistisch — nur als naturnothwendige Evolution der Idee sich vollziehen. Von einem schöpferischen Eingreifen Gottes weiß er nichts. So viel indessen wird an seiner Ansicht wahr bleiben, daß wir uns den Verlauf der Kirchengeschichte, so wie er uns vorliegt, als nothwendig zu denken haben. Es läßt sich bei der Unvollkommenheit der Welt kein anderer Fortschritt denken, als daß zuerst zwei Principien in ihrer Einseitigkeit einandergegenübertreten, bis sie durch ein höheres Drittes sich überwunden sehen.

Was von den eigenthümlichen Vorzügen der katholischen wie der evangelischen (bezw. lutherischen) Kirche und von der künftigen Ausgleichung der Gegensätze gesagt wird, möge man selber nachlesen.

Ein Bedauern freilich wird jeder Leser des geistreichen Schriftchens nicht unterdrücken können, daß von der Kirche des h. Johannes nur schattenhafte Andeutungen gegeben worden sind, daß also unsre Hoffnung auf eine vollendende Zukunft nur in Nebeln tappt. Während Vergangenheit und Gegenwart gut gewürdigt sind, werden kaum einige Lineamente des stolzen Baues der Zukunftskirche deutlich. Unserer Ansicht nach wäre die Ausöhnung der streitenden Principien etwa auf folgendem Wege zu suchen: Vom Protestantismus hat die Kirche der Zukunft zu empfangen die Energie und innerliche Gewißheit des auf Christus allein gestellten Glaubens, — vom Katholicismus die aller subjectiven Willkür wehrende, die Grundlage des Glaubens unerschütterter und Geschlecht zu Geschlecht tragende Organisation. —

W.

Hegel, Populäre Gedanken aus seinen Werken. Für die Gebildeten aller Nationen zusammengestellt und mit einer kurzen Lebensbeschreibung versehen von Dr. Max Schasler. 2. Aufl. Mit dem Proträt Hegels. 214 S. Berlin, 1873. Staudé.

Schmerz über die Vernachlässigung des großen Meisters, über die Mißverständnisse,

die er erfahren, hat bei Gelegenheit des Hegel-Jubiläums den Schüler zu diesem Werke veranlaßt. Unser heutiges Geschlecht hat der großen Mehrzahl nach Hegel den Rücken gewandt. Die einen haben überhaupt allen Respekt vor der Philosophie verloren; sie schwören nur auf „exacte“ Resultate. Speculation ist ihnen etwas Nebelhaftes. Die andern wollen die Philosophie auf Grund der Resultate der empirischen Wissenschaften neu aufbauen; so z. B. Hartmann in seiner „Philosophie des Unbewußten.“ Diesen erscheint Hegel zu abstract, ein willkürlicher Spiritistiker, ein Mann der vorgefaßten Theorie. — Aber man mag Hegel ins Reich der Todten verweisen; dennoch auf allen Gebieten der Wissenschaft heißt es von ihm: tamen usque recurrit. Ist auch das Hegel'sche System vergessen, trotz dem hat der große Meister das Zauberwort gefunden, das die moderne Wissenschaft begierig aufgegriffen und verwerthet hat. Hegel verstand das Universum nur unter der Form eines ewigen Processes: sein Princip heißt „Entwicklung.“ Bei ihm ist es die Entwicklung der Idee, des Begriffs. Aber ist nicht „Entwicklung“ das Schlagwort der modernen Wissenschaft geworden? „Entwicklung“ lehrt Hartmann mit seinem Proceß des Unbewußten, das, nachdem es sich bewußt geworden, das Elend des Daseins empfindet. „Entwicklung“ lehrt Darwin, lehrt die mechanische Weltanschauung. Ueberall arbeitet sich hier die Welt so zu sagen aus ihrer eignen Tiefe zu immer höheren Daseinsstufen empor. In dieser Auffassung ist Hegel vorangeschritten. Gönnen wir ihm also die Ehre, der Wegweiser der modernen Wissenschaft zu sein. Nennen wir es also getrost Undank, wenn ihn seine Kinder schände vergessen, sie, die an seinem Richte ihre Lampen angezündet haben! Begreifen wir demgemäß auch des Verfassers Schmerz über diesen Undank!

Das vorliegende Buch will die Gebildeten mit Hegel, den Verkannten und Verächten wieder versöhnen. Sie sollen ihn selbst reden hören. Aber das Studium seiner Werke erregt vielen Unlust; es soll das eine mühsame Arbeit sein. Darum bietet der Verf. die schönsten Lese Früchte aus Hegels Werken dar. Nur soll es nicht eine dispersa membrorum collectio sein, sondern eine planmäßig fortschreitende Gedankenreihe, in abgerundeter Form aneinandergesetzt. Zu diesem Behuf wählt der Verf. Hegels „Philosophie der Geschichte“, zieht aus diesem Werke die significantesten Gedankengruppen heraus, läßt die verbindenden Mittelglieder weg, so daß dem denkenden Leser der Gang des Buches dennoch einigermaßen klar wird. Man bekommt da

nur das Schönste, gleichsam die brillanten Stellen des Hegel'schen Werkes zu lesen.

Man kann über diesen Versuch verschiedener Meinung sein. Zu leugnen ist nicht, daß man das vorliegende Buch mit Interesse liest. Hegels Sprache ist hier schön und männlich, und der, welcher einem abstrusen, in philosophischer Terminologie sich gefallenden Stil zu begegnen fürchtet, wird sich angenehm enttäuscht finden. Man folgt den klaren und oft sehr einfachen Auseinandersetzungen mit Freude.

Die Einleitung bringt Excerpte aus der „Geschichte der Philosophie“. Die Bewegung des denkenden Geistes auf dem Wege zur Wahrheit, die Wichtigkeit der Philosophie, ihr Verhältnis zur Religion, die Grundbedingung alles Philosophirens, die Freiheit werden da kurz behandelt. Der Haupttheil, aus der „Philosophie der Geschichte“ entnommen, führt in die Untersuchungen über die Geschichtsschreibung und ihre Methode ein. Interessant sind die Gedanken über Staat und Staatsverfassung, die geschichtliche Entwicklung der Staatsidee, Volksgeist und die physisch-geographischen Bedingungen seiner Entfaltung; Europa, Orient, Afrika, Amerika; die fünf Weltalter der Geschichte. Dann kommen Aphorismen aus dem Leben des Orients, von Hellas, Rom, dem Mittelalter, der neueren Geschichte, abschließend mit der franzöf. Revolution. Daß die Weltgeschichte das Werden des Geistes selber ist, der Entwicklungsgang der Freiheitsidee, das ist für Hegel die wahre Theodicee Gottes.

Freilich wer da in der Sichtbarkeit dieser Welt höhere Kräfte walten sieht, als sie der Sinnlichkeit selbst oder auch dem creatürlichen Geiste entspringen konnten, wer die Idee der Weltvollendung nur unter dem Gesichtspunkte der Erlösung, der rettenden Gottesthat verstehen kann, der wird sich nimmermehr mit Hegel befreunden. Denn alles zusammengefaßt lautet die Hegel'sche Weltanschauung: Sich entfalten, das was schon im Keime vorhanden ist entwickeln, das ist der Verlauf der Welt. Wir aber sagen: Es gibt kein ungestörtes Werden mehr; sondern es gibt Hemmungen und Störungen dieses Werdens, die nur durch das Eingreifen göttlicher Potenzen paralysirt werden können. Mit andern Worten: Gott muß gut machen, was in der Welt durch die Schuld selbstbewußter, falschen Freiheitsidealen folgender Geister böse geworden ist. — W.

Geschichte.

Höhlbaum, Dr. A., Die jüngere livländische Reimchronik des Bartholomäus Hoeneke 1315—1348. gr. 8. LIV u.

37 S. Leipzig, 1872. Dunder und Humblot. 20 Sgr.

Wir freuen uns, hiemit das Erscheinen des zweiten Theiles der in ihrem ersten bereits früher von uns besprochenen Arbeit des Verf. über Renner's livländische Historien und die jüngere livländische Reimchronik zur Anzeige bringen zu können. Denn wenn er auch unter eigenem Titel erschienen ist, mit dem zweiten Theile jener haben wir es in der That zu thun, wie denn auch der Verf. selbst sagt, daß er die vorliegende Schrift „inhaltlich“ als Fortsetzung seiner früheren Arbeit betrachtet wissen wolle. In dieser hatte er sich, wie wir sahen, naturgemäß vorwiegend mit der Compilation Renner's selbst, in der jene jüngere Reimchronik enthalten ist,* beschäftigt. Es wurden die Quellen Renner's aufgesucht und besprochen, die Art ihrer Verwertung dargelegt, am Schlusse endlich von der durch die Ausscheidung der andern fremden Bestandtheile aus Renner gewonnenen jüngern Reimchronik und ihrem Verhältnis zu einigen andern hervorragenden Quellen gehandelt. In der vorliegenden Schrift nun will der Verf. neben einem Abdruck des Textes der jüngern Reimchronik diese selbst nochmals eingehend an sich und dann auch namentlich in ihrem Zusammenhang mit andern Geschichtsquellen besprechen.

Diese nochmalige Besprechung geschieht in der umfangreichen Einleitung in vier Kapiteln. Nach einigen vorausgeschickten Bemerkungen über die historiographische Thätigkeit im Allgemeinen, welcher wir die Kunde über die ersten Jahrs. livländischen Lebens verdanken, bespricht Höhlbaum zunächst im ersten Kapitel Verfasser, Ort und Zeit der Abfassung, Art und Sprache der Aufzeichnungen und endlich Plan des Verfassers der jüngern Reimchronik.

Als Verf. nennt uns Renner, wie wir schon früher sahen, einen sonst unbekannten Priester Bartholomäus Hoeneke. Höhlbaum bespricht die Möglichkeit, daß mit diesem Hoeneke ein anderwärts von dem bekannten Compiler Moriz Brandis genannter Bruder Hennicke von Dsnabrid identisch sein könne, eine Frage die sich für den Augenblick noch nicht sicher entscheiden läßt. Das ist aber so gut wie gewiß, daß Hoeneke in der südöst-

* Ich benutze gerne diese Gelegenheit, um einen Irrthum meiner früheren Besprechung zu berichtigen. Nicht erst der Verf., sondern schon Hr. F. S. Kohl, Vorsteher der Bremer Stadtbibliothek, der Auffinder des Renner'schen Codex, war es, der auch zuerst das Vorhandensein der Reimchronik entdeckte und publicirte. Die erste eingehende wissenschaftliche Beleuchtung dieser Entdeckung aber wird immer des Verf. Verdienst bleiben. F. S.

lichen Landschaft Estlands, in Ferwen schrieb. In überzeugender Weise begründet der Verf. die Ansicht, daß Hoenekes dort Priester in dem Ordensschlosse Weissenstein gewesen sei. Er zeigt weiter, daß er die von ihm behandelten Ereignisse wenigstens in ihrem Haupttheile von 1340 — 1348 als Zeitgenosse beschrieb, während er den ersten Theil seiner Nachrichten wohl später aus der Erinnerung aufzeichnete. Nach Beendigung seines Werkes nahm er dann wohl eine einheitliche, gleichmäßige Uebersetzung vor, nicht früher als im März 1349, doch möglicherweise wohl noch in diesem Jahre. Der Charakter des Werkes als Reimchronik ist auch noch in seiner jetzigen Uebersetzung durch Renner unverkennbar, die Sprache des Originals war die niederdeutsche. Da, nach allem zu schließen, Renner über einen Codex verfügte, in welchem die jüngere Reimchronik eng an die ältere gereiht und nur die letztere mit dem Namen des Verf. versehen war, und da weiterhin die ganze Darstellung Hoenekes durchaus im Sinne der alten Reimchronik gehalten ist, so liegt die Vermuthung nahe, daß Hoenekes sich bewußtmaßen an das Werk des alten Dichters anknüpfte, daß es also sein Plan war, dessen Fortsetzer zu werden; ja es ist nicht undenkbar, daß er gleichzeitig auch eine Uebersetzung der ältern Reimchronik, zu der er die Fortsetzung lieferte, in das Niederdeutsche vornahm.

Im zweiten Kapitel gibt der Verf. eine Uebersicht über den Hauptinhalt der Reimchronik und kritisiert die von ihr gegebenen Nachrichten im Einzelnen, eine mühsame, aber höchst dankenswerthe Arbeit, auf die wir, da wir ihr hier nicht folgen können, lediglich hinweisen wollen. Das dritte Capitel bespricht sodann nochmals die Art und Weise der Rennerischen Bearbeitung, speziell deren eigene Zusätze gegenüber der Vorlage. Der Verf. setzt auseinander, daß noch jetzt mit großer Sicherheit im Einzelnen erkannt werden kann, wo die Uebersetzung auf Hoenekes, und wo sie auf Renner zurückgeht. Denn wenn auch dieser nach seiner ganzen Art und Weise mehr eine Uebersicht bloß über das verlorene Werk Hoenekes gab, so wurde doch das letztere, da es in Folge seiner Reichhaltigkeit andre Quellen entbehrlich machte, von Renner viel weniger verändert wiedergegeben, als z. B. der Inhalt der alten Reimchronik. Der Verf. bespricht hierauf Renners Zusätze im Einzelnen und geht sodann schließlich im vierten Capitel zu dem Verhältniß der Reimchronik zu Hermann von Wartberge, Balthasar Ruffow und Wigand von Marburg über.

Was zunächst Hermann von Wartberge betrifft, so läßt sich, wie Verf. zeigt,

nicht nur im Allgemeinen nachweisen, daß er in seinem Chronicon Livoniae neben einer großen Anzahl von Urkunden auch eine zusammenhängende historische Aufzeichnung benutzte; die bis 1348 reichte und die er auszüglich wiedergab; es deutet vielmehr weiter eine große Ähnlichkeit, ja oft wörtliche Uebereinstimmung darauf hin, daß eine nahe Verwandtschaft Hermanns gerade mit Hoenekes vorliegt. In seiner frühern Schrift dachte der Verf. sich diese so, daß beide aus einer gemeinsamen Quelle schöpften, eine Ansicht, an der er jedoch nicht mehr festhält. Er weist jetzt vielmehr nach, daß das Chronicon Livoniae an diesen Punkten als eine direkte Ableitung, ein Auszug aus der Reimchronik Hoenekes angesehen werden muß, was natürlich nicht ausschließt, daß Hermann neben dieser auch noch andre schriftliche Hilfsmittel benutzt hat, unter denen der Verf. besonders „kurze annalistische Aufzeichnungen aus der ersten Hälfte seines Jahrhunderts“ namhaft macht, von denen er in einem weiteren Aufsatze handeln will.

Weiter spricht der Verf. von der Chronik Balthasar Ruffows. Dieser benutzte neben der gleichfalls aus Hoenekes geschöpften großen Hochmeister- oder Deutschordenschronik ein Werk, „das für die Zeit der Meister Burchard von Dreßlen und Goswin von Herke eine sehr große Verwandtschaft mit den Geschichten aufweist.“ Doch findet der Verf. es nicht wahrscheinlich, daß Ruffow „direkt nach Hoenekes seine Erzählung zusammenstellte.“ Er glaubt vielmehr, „daß ihm bereits eine auszügliche Bearbeitung des Werkes vorlag, wie sie ihm früher in der Hochmeisterchronik geboten wurde“ und daß „vielleicht auch der letztern eine solche Zusammenziehung der Hoenekes'schen Arbeit über die Meister Burchard und Goswin angehörte, die einst einen Bestandtheil der Hochmeisterchronik ausmachte, uns aber nicht mehr erhalten ist.“

Schließlich zeigt der Verf. noch, daß auch die Reimchronik Wigands von Marburg neben andern Vorlagen den Hoenekes als Quelle benutzt hat.

So erweist sich denn die jüngere Reimchronik als eine der wichtigsten Grundlagen für spätere Schriftsteller, und man kann nichts mehr wünschen, als daß es noch einmal gelingen möge, sie vollständig wieder aufzufinden. Denn so dankbar wir vorläufig dafür sein müssen, daß uns wenigstens Ableitungen davon in den genannten jüngern Quellen nachgewiesen sind: zur vollständigen Erkenntniß des Verlorengegangenen reichen diese doch nicht aus. Das hat auch der Verf. recht gut erkannt und bei dem Abdruck, den er in der zweiten Hälfte der vorliegenden Publikation giebt, darauf ver-

nichtet, den ursprünglichen Text wiederherzustellen aus jenen verschiedenen Ableitungen. Mit volstem Recht beschränkt er sich darauf, lediglich aus den noch unedirten Historien Kenners die Stücke wiedergeben, deren Herkunft aus der jüngern Reimchronik sich erkennen läßt, wobei er dem Verständniß mit sehr dankenswerthen und auch nicht allzu umfangreichen Noten, namentlich aus Russischen Quellen an die Hand geht. —

Zum Lobe der vorliegenden Schrift noch etwas beizufügen, dürfte unnöthig sein. Die verdiente Anerkennung, die wir dem Verf. früher wünschten, ist dem ersten, wie dem vorliegenden Theile seiner Arbeit nicht versagt geblieben. Reichen und allgemeinen Beifall haben sie gefunden. Indem wir uns demselben in rückhaltlosester Weise anschließen, erübrigt uns nur noch der Wunsch, dem Verf. bald wieder begegnen zu dürfen. F. E.

Höhlbaum, Dr. Konst., aus Reval. Beiträge zur Quellenkunde Alt-Ewlands. gr. 8. 61 S. Dorpat, 1873.

Kaum schrieben wir obigen Wunsch nieder, und schon wieder können wir unsern Lesern Kunde geben von einer neuen, dritten Schrift, welche der unermüdlige Verfasser den Geschichtsquellen seiner Heimath gewidmet hat. Von den zwei Aufsätzen, welche die vorstehende Arbeit umfaßt, behandelt der zweite kürzere ein bisher unbeachtetes estländisches Fragment, das der Verf. im Revaler Rathssarchiv fand und dessen Abdruck nebst den nöthigen Bemerkungen gegeben wird. Im ersten größern Aufsatz untersucht er das gegenseitige Verhältniß einer ganzen Reihe von Geschichtsquellen, nämlich der Konneburger und Dünabünder Annalen, der Epitome gestorum Prussie, des Chronicon Livonie Hermanns von Wartberge und des Wigand von Marburg, zu einander und zu einer erst kürzlich in Lemberg von Prof. Zeißberg aufgefundenen und dann auch edirten Handschrift. Die Resultate der ausführlichen Untersuchungen des Verfassers sind folgende:

Es hat ehemals ein altes, jetzt verlorenes Annalenwerk existirt, das im Eistercienserkloster Dünabünde entstanden ist. Seine Nachrichten beginnen mit dem Jahre 1211, allein erst mit dem J. 1260 heben die häufigeren Eintragungen an. Von dort ab bis zum Jahre 1298 können sie wohl aus der Feder eines Schreibers geflossen sein. In dieses Jahr fällt das Ende des ältesten Stückes dieser verlorenen Annalen. Von 1305 an entstand sodann eine Fortsetzung bis 1307, welche wohl, wie auch die zweite, mit der das ursprüngliche Werk 1321 seine Endschafft erreichte, noch im

alten Kloster angefertigt wurde. Im Jahre 1348 endlich wurde eine weitere letzte Bemerkung hinzugefügt. In dieser Gestalt von 1211 bis 1348 liegt uns die Arbeit abschriftlich vor in den Ann. Dunamundenses cod. Revaliensis.

Ehe aber das Werk in Dünabünde fortgesetzt wurde, nahm man eine Abschrift von demselben zwischen 1298 und 1305 vor. An sie schloß man eine neue Arbeit an, welche in Riga entstanden ist, 1305 begann und 1328 endigte; eine diese Form repräsentirende Handschrift ist aber nicht mehr erhalten. Diese älteren Rigischen Annalen von 1211—1328 haben dann drei verschiedene Ableitungen erfahren. Einmal Annalen von 1211 bis 1335. Sie entstanden auf die Weise, daß man etwa 1330 die Annalistik in Riga wieder aufnahm und in das vorhandene Werk die Nachrichten, die inzwischen in Dünabünde an den alten Stamm sich angeschlossen hatten, eintrug und chronologisch ordnete. Nach Beendigung dieser Arbeit fand man noch einige weitere historische Angaben und hängte diese an die ins Reine geschriebene Handschrift. Dann setzte man die Annalen fort bis 1335. Diese Annalen von 1211—1335 lagen zu Grunde einerseits der Lemberger Handschrift, von der ein älteres Exemplar wiederum dem Wigand von Marburg vorlag, andererseits dem Chronicon Livoniae des Hermann von Wartberge. Inzwischen war schon 1332 von den älteren (verlorenen) Rigischen Annalen von 1211—1328, soweit sie damals existirten, eine Kopie genommen worden, die dann dem samländischen Domherrn bei seiner Kompilation zu Gute kam. Endlich wurden sie auch nach 1335 fortgeführt, ob in Riga bleibt fraglich; in dieser Fassung enden sie mit dem Jahre 1348. Einen Kodex dieser Art erhielt Strykowski vom Schlosse Konneburg; er hat ihn in seiner polnisch-litauischen Chronik benutzt. —

Soweit die Ausführungen des Verfassers, denen er einen Abdruck aller in Betracht kommenden Stücke der genannten Quellen folgen läßt. Auch die vorliegende Arbeit wird sich, wir sind davon überzeugt, wie die früheren des Verf. den Beifall der Fachgenossen und den Dank aller derer verdienen, die sich für die Vorgeschichte unserer Schwesterprovinzen an der Ostsee interessiren. F. E.

Biographie.

Brandt, Heinrich von, Major. Aus dem Leben des Generals der Infanterie Dr. Heinrich von Brandt. Aus den Tagebüchern und Aufzeichnungen

seines verstorbenen Vaters zusammengestellt. Erster Theil Die Feldzüge in Spanien und Rußland 1808—1812. 505 S. Zweiter Theil. Leben in Berlin, Aufstand in Polen, Sendung nach Frankreich, 1828—1833. 235 S. gr. 8. 2. Aufl. Berlin, 1870. Mittler und Sohn.

Gut geschriebene Lebensbeschreibungen sind vorzugsweise dazu geeignet, dem gebildeten Publikum zur Lectüre empfohlen zu werden, denn sie gewähren nicht nur eine angenehme Unterhaltung, sondern haben auch zugleich einen wohlthätigen Einfluß auf die Bildung des Geistes und Charakters, was sich nur von wenigen der jetzt am meisten gelesenen und beliebtesten Romane behaupten läßt. Es ist daher eine erfreuliche Erscheinung auf dem Gebiete der deutschen Literatur, daß sich die Zahl der herausgegebenen Biographien mit jedem Jahre mehrt und die Auswahl aus denselben immer größer wird. Unter den in neuerer Zeit erschienenen Biographien darf unbedenklich die hier vorliegende zu den vorzüglicheren gerechnet werden. Sie zeichnet sich sowohl durch Frische der Auffassung, als durch Wärme der Darstellung aus, und nicht leicht wird sie jemand, nachdem er sie gelesen hat, unbefriedigt aus der Hand legen. Auch hat dieselbe gleich bei ihrem ersten Erscheinen 1868 einen so großen Beifall gefunden, daß schon nach dem Verlaufe von kaum zwei Jahren eine zweite Auflage nöthig geworden ist.

Der Held unserer Biographie ist der preussische General der Infanterie, Heinrich von Brandt, welcher im Jahre 1789 zu Lütke, einem kleinen Dorfe der ehemaligen Provinz Westpreußen geboren wurde. Den ersten Unterricht erhielt er mit seinen zahlreichen Geschwistern im elterlichen Hause durch Privatlehrer. Neun Jahre alt wurde er mit drei älteren Brüdern auf das Gymnasium nach Königsberg in der Neumark geschickt, von wo er seinen Brüdern, als diese das Abiturienten-Examen gemacht hatten und die Universität zu Königsberg in Preußen bezogen, dahin folgte, um sich in der dortigen Altstadt-Schule unter der Leitung des Direktors Hamann, des Sohnes des berühmten Magus aus dem Norden, auf das akademische Studium vollständig vorzubereiten. Als Primaner wohnte er hier im feierlichen Trauerzuge dem ihm unvergeßlichen Begräbniß Kant's bei und ging Ostern 1805 mit dem Zeugnisse der Reife zur Universität über. Obgleich er sich dem Wunsche seines Vaters gemäß der Jurisprudenz widmete, betrieb er neben den juristischen

Studien mit Vorliebe die Geschichte und die französische Sprache und Literatur, besuchte häufig die Bibliothek und las fleißig die Zeitungen. Indessen brachten die großen politischen Zeitereignisse bei ihm bald den Entschluß zur Reise, die militärische Laufbahn statt der juristischen zu wählen. Er trat daher 1807 freiwillig als Fähnrich in die preussische Armee ein, wurde aber nach dem Frieden von Tilsit gleich so vielen anderen Offizieren aus derselben wieder entlassen, und fand nach vergeblichen Versuchen, bei Blücher und Schill angestellt zu werden, endlich Aufnahme als Lieutenant in der auf Napoleon's Betrieb neu errichteten polnischen Légion de la Vistula. Als solcher marschirte er mit einem Rekruten-Transporte durch Deutschland und Frankreich bis Sedan, wo sich das Hauptdepot der Legion befand. Von hier setzte er den Marsch nach Spanien fort und machte, kaum bei der Armee eingetroffen, sogleich die Schlacht von Tudela und die zweite Belagerung von Saragoza mit. Darauf wohnte er unter dem Kommando der Generale Suchet, Reille und Clapart in den Kämpfen der Franzosen gegen Spanien vom Jahre 1809 bis 1812 mehreren bedeutenden Schlachten bei, wurde in einer derselben schwer verwundet und kehrte nach Wiederherstellung seiner Gesundheit im Frühjahr 1812 nach Frankreich zurück, um in der französischen Armee an dem Feldzuge gegen Rußland theilzunehmen. Am 26. Juni ging das große vortrefflich ausgerüstete Heer über den Niemen und schlug den Weg nach Moskau ein. Die Schlacht von Smolensk, der Marsch auf Moskau, das blutige Kämpfen vor dieser Hauptstadt des Reichs, der Einzug der Franzosen in dieselbe, der entsetzliche, ungeheuerer Brand, der verspätete Rückzug und der schmählige Untergang des Heeres: dies Alles wird ebenso anschaulich als ausführlich beschrieben. Unter den wenigen Kriegern, welche nach unsäglichem Beschwerden und Gefahren ihr Vaterland wieder sahen, war der Capitain von Brandt. So schwach er aber dabelbst auch ankam, so eilte er doch, nachdem er sich einigermaßen erholt hatte, der polnischen Legion nach, aus deren Trümmern mittlerweile in Sachsen ein Regiment gebildet war, welches mit dem Corps des Prinzen Poniatowski vereinigt wurde. In der Völkerschlacht bei Leipzig ward er gleich am ersten Tage zweimal schwer verwundet und gerieth in russische Gefangenschaft. Bis zum 15. December lag er im Lazareth zu Leipzig und wurde dann vermittelst Zwangspasses in die Heimath geschickt mit der Weisung, dieselbe nicht ohne Erlaubniß des Bezirks-Kommandanten zu verlassen. Es war am Sylvestertage des Jahres 1813, als er in

Rufte in dem durch den Krieg verarmten und freudeleeren Vaterhause an, das ihm weder Trost noch Hülfe in irgend einer Weise bieten konnte. Unter diesen Umständen folgte er ohne Bedenken der Aufforderung des ihm gewogenen Generals Chlopicki, bei der reorganisirten polnischen Armee einzutreten und wurde 1815 als Capitain und Compagnie-Chef in das neu formirte 7. Regiment verlegt. Sobald jedoch bei der Grenzregulirung Posen als preussisches Großherzogthum anerkannt war, forderte er seinen Abschied, um in die Dienste seines angestammten Königs und seines alten Vaterlandes zurückzutreten. Aber erst im Jahre 1817 gelang es ihm nach vieler Mühe, die Anstellung im preussischen Heere zu erhalten, indem er als Hauptmann dem 11. Infanterie-Regimente aggregirt wurde. Mit dem Uebergange in den preussischen Kriegsdienst begann im Leben Brandts eine neue und glücklichere Epoche, die bis zum Jahre 1833 reicht und welcher der zweite Theil unserer Biographie bestimmt ist*). Er wurde bald zum Compagnie-Chef ernannt und bei einem Commando in Glogau zum Lehrer an der Divisions-Schule angestellt. Hier lernte ihn der General von Valentini kennen, auf dessen Vermittelung er 1828 als Lehrer des Kadetten-Korps nach Berlin kommandirt und bald nachher zum Examiner in der Ober-Militär-Examinationskommission und zum Lehrer an der Kriegsschule ernannt wurde. Als Major in den Generalstab versetzt, fand er hier die beste Gelegenheit, sich nicht nur das Wohlwollen vieler angesehenen und einflussreicher Männer zu erwerben, sondern auch freundschaftliche Verbindungen anzuknüpfen, die ihm sein Leben angenehm machten. Auch als militärischer Schriftsteller gewann er immer höhere Anerkennung durch mehrere gehaltvolle Schriften, nachdem er als solcher 1823 zuerst die allgemeine Aufmerksamkeit auf sich gezogen hatte. Er war überdies ein sehr thätiger Arbeiter im Generalstabe und führte manche militärische Aufträge zur Zufriedenheit seiner Vorgesetzten aus.

Schon in jüngeren Jahren hatte von Brandt angefangen ein Tagebuch zu führen, in welchem er kurz niederschrieb, was ihm außer dem Laufe der gewöhnlichen Tagesordnung begegnete und was er Merkwürdiges sah, hörte oder las, die wichtigeren Erlebnisse aber ausführlicher aufzeichnete. Aus diesen Gedetbüchern und Aufzeichnungen hat sein Sohn dieses ansprechende, an Beobachtungen und Er-

fahrungen reiche Lebensbild zusammengestellt, das ein schönes und bleibendes Denkmal des Dahingegangenen für alle Zeiten sein wird.
B. Dr. R . . . I.

Springer, Anton, Friedrich Christoph Dahlmann. Zweiter Theil. [Laeta viro gravitas et mentis amabile pondus]. gr. 8. S. XI u. 464. Leipzig, 1872. Hirzel. 2 thlr. 17 sgr.

Mit diesem zweiten Bande ist das Werk abgeschlossen, in dem ein geistvoller Kunsthistoriker das an Thaten und mannigfachen Schicksalen so reiche, durch eine gebiegene Persönlichkeit auf die Zeitgenossen einflussreiche Leben eines überzeugungstreuen Lehrers wie gründlichen Forschers der Geschichte und Staatswissenschaften mit seltenem Geschick gezeichnet hat. Der Gegenstand wie die Form, in welcher er gekleidet, bedarf keiner weiteren Empfehlung — die hervorragende Darstellungsgabe des Verfassers und sein sicheres politisches Urtheil sind aus früheren Schriften rühmlichst bekannt. Ueber den ersten Theil haben wir im Allgemeinen literarischen Anzeiger VI. Band 1870, S. 202—205 Bericht erstattet. An diesem zweiten Theile wird der Leser recht klar erkennen, warum uns heute der Dahlmann von Bonn und Frankfurt persönlich so viel näher steht, als der, welcher einst als Secretair der fortwährenden Deputation der Schleswig-Holsteinschen Prälaten und Ritterschaft in Kiel dieser rathend zur Seite stand, in Hannover als königlicher Commissarius im Vertrauen des König Wilhelm IV. und seiner Räthe das Staatsgrundgesetz wesentlich mit geben half und mannhaft dagegen im Jahre 1837 Protest erhob, daß eine Landesverfassung „vor den Augen des Bundes wie ein Spielzeug zerbrochen werde.“ „Darum macht eben die wahre biographische Kunst in diesen zweiten Theile einen so wohlthunenden Eindruck, weil der historisch gewordenen Mann möglichst mit den eigenen Worten redend vorgeführt, und geschildert wird, wie er war, sich unter den Menschen und unter mächtiger werdenden Geschicken der deutschen Nation bewegte. Dahlmann's Ideal war John Hampden, in dessen Charakteristika wohl das eigene Portrait zu suchen ist. Freundlich erschien Dahlmann den Fernstehenden nicht; was er aber weiter von dem „stillen Mann von wenig Worten“ erzählt, der am liebsten auf Andere hörte, unter dessen schlichtem Gewande die eiserne Brust der Beharrlichkeit verborgen lag, die auch bisweilen hervorlag“, das ist auch an Dahlmann zu preisen, in welchem die folgerechte Ruhe Hampdens die hervorragendste Eigenschaft bildete (S. 156).

*) Wir sehen dem Erscheinen des 3. Theiles, der die letzten Lebensjahre Brandts betreffen wird, mit großen Verlangen entgegen.

Von ihm hatte schon die Gräfin Rangow während der Kieler Zeit gesagt: „Dahlmann kennt in der Freundschaft nur Grob Courant, keine Scheidemünze“. Diese erfreuliche Eigenschaft haben Mitlebende mannigfach von ihm zu erfahren gehabt. Am Ende des Aufsatzes über Emmerich (1843) wünschte Dahlmann, daß „eine christliche Tugend, unter deren festem Tritt keine Blumen sprießen, deren Bahn aber heilende Kräuter bezeichnen, die hohe Gerechtigkeit, das Haus der Deutschen behüten möge. Mit solchem gerechten Maasse hat auch unser Verfasser gemessen, Lob und Tadel muß ja nach Goethes Ausspruch sein. Dahlmann war wie S. 438 geurtheilt wird, kein weicher beweglicher Geist, welcher die Eindrücke der Welt leicht in sich aufnahm und in raschem Wechsel in vielfältige Formen ausprägte; er war kein reicher Geist dem eine verschwenderische Fülle von Gedanken stetig zuströmte, eine erst durch das Lebensende begränzte Entwicklung vergönnt war. Ein Mann des unmittelbaren großen Einflusses war er nicht. Sein historisches Hauptwerk wurde durch den entlegenen Gegenstand einem weiteren Leserkreise entfremdet, seine Lehre vom Staatswesen wurde nach eigenem Geständniß von den Ereignissen überholt und verlor ihre unmittelbare Geltung. Auch an sein öffentliches Wirken bestete sich nicht der Sieg.

Der vorliegende zweite Theil gliedert sich in vier größere Abschnitte: Verbannung 1837—1842, Bonn 1842—1848, Frankfurt 1848—1850, Ausgang des Lebens 1850—1860. Dahlmann konnte über den Protest gegen die Aufhebung des Staatsgrundgesetzes gewiß mit Recht sagen S. 3: „Niemals ist ein Schritt, den ich gethan, stiller und mehr innerlich erwogen worden als dieser; es handelt sich um den sittlichen Werth meiner ganzen Zukunft“. Die tiefe sittliche Entrüstung und gleichzeitig eine Auffassung, wie sie dem Politiker geziemend, spricht sich in einem Briefe aus Leipzig vom 27. December 1837 aus, welchen Dahlmann an den damals noch jugendlichen Referenten folgenden Inhalts schrieb. „Wäre ich so unklug wie die wohlwollenden Berliner denken, so würde ich sehr freundschaftlich gemeinten Einladungen nach zwei Universitätsstädten in diesen Tagen gefolgt sein, würde Fackelzug und öffentliche Bewirthungen annehmen, statt daß ich in die Stille zurückgezogen Alles loszuwerden trachte, was das Gefolge einer lustigen Tagesberühmtheit ist. Eine öffentliche Erklärung über ein unter meinem Fenster dem König von Hannover ausgebrachtes Pereat gebe ich nicht, ich habe nichts gehört, erst hinterher davon in den Zeitungen gelesen. Ich halte für wahr viel wich-

tigere Erklärungen zurück, bloß um nicht die gefährliche gesteigerte Aufregung für den Augenblick noch zu vermehren, aber einer tiefen sittlichen Entrüstung, die alle Gemüther erfüllt, kann keine Macht der Welt entgegenwirken. Für die Zukunft hab ich dormalen noch keine Pläne gefaßt, doch will ich diese Wintermonate in ruhigen Studien in Leipzig zubringen. Der König von Sachsen hat sich mit edelm Freiimuth erklärt, daß wir alle Sieben ihm willkommen wären. Das Unrecht, das uns geschehen ist, wird wie ein Bach im Meere verschwinden. Aber die allgemeine Depravation, der Triumph einer allgemein gehafteten Parthei wird die Zahl derer vermehren, die an dem allgemeinen Umsturz der bürgerlichen Ordnung arbeiten. Dem Allen hat sich zwar nicht durch ein diplomatisches Flüstern, wohl aber durch eine öffentliche Erklärung vor den Augen Deutschlands vorbeugt werden können. Jetzt droht nach beiden Seiten Uebel, mag nun der König genöthigt sein, doch noch zurückzutreten, oder mag der Rechtszustand ganz zertrümmert worden. Es ist nicht das erste Mal, daß das unbedingte Gefallen in der Ruhe den Grund der Ruhe untergraben hat.“ Springer hat die brutalen Rücksichtslosigkeiten des Königs Ernst Augusts durch manche Einzelheiten in ein recht klares, aber freilich trauriges Licht gestellt, namentlich das berühmte Rescript über „den beschränkten Unterthanenverstand“ vom 15. Januar 1838 durch wörtliche Mittheilung der Nachwelt erhalten (S. 10—11). Auch liest man gewiß gerne die herzlichen Worte, welche Marcus Niebuhr im Sinne seines Vaters an Dahlmann am 23. December 1837 schrieb (S. 17). Die Schilderung aus dem Stillleben in Jena wo die Familie im freundschaftlichsten Verkehr mit den bedeutendsten Männern stand, macht einen wohlthuenden Eindruck, besonders ist erfreulich aus mehreren Briefen zu lesen, daß die Gelehrsamkeit den engbefremdeten Gebrüdern Grimm nicht den tapfern politischen Sinn geraubt, eben so wenig als das politische Interesse im Stande war, sie der wissenschaftlichen Heimath zu entfremden.

In dem Abschnitt über die „Geschichte Dänemarks“ S. 54—85 hätte vielleicht noch erwähnt werden können, daß Dahlmann in diesem Werke gezeigt hat, welch ein lehrreiches Bild sich aus der Zusammensetzung und Entwicklung des Staatsrechts, der Staatswirtschaft und Polizei einzelner Nationen für die ganze Wissenschaft geben lasse. Die Beschreibung Islands hat der Verfasser (S. 68, 69) besonders hervorgehoben; wir möchten Dahlmann's Behandlung der Verfassung Islands als den vorzüglichsten Abschnitt dieses Werks

bezeichnen. In Island haben wir ja das reinste Bild alt-germanischen Wesens, welches dadurch namentlich von der Entwicklung anderer nordischer Staaten abweicht, daß in demselben sich gar keine Elemente einer Urvölkerung vorfinden und daß daher auch die Gliederung scharf geforderter Stände unbekannt blieb. Zu Gunsten Dahlmann's möchten wir gewiß in Uebereinstimmung mit unserm Verfasser nur noch speciell geltend machen, daß in dem zweiten Bande der dänischen Geschichte mit dem kritischen Ernst und der Tiefe, die noch viel weiter geht als die gewöhnliche Gründlichkeit und Treue des historischen Combinators, mit jener ruhigen Umsicht, welche Dahlmann zuerst als Forscher einen wohl begründeten Ruf verschaffte, mit jener Klarheit und Concinuität, die er seinen Mustern, den Alten entlehnt hat, die Ergebnisse weit aus einander liegender Forschungen und mühsamen Studiums fremder Zustände eng zusammen gebrängt sind. Allenthalben ist das Bestreben sichtbar, das Ergebniß kritischer Untersuchung aus dem Kreise der trocknen Forschung hinweg und auf den Boden der freien Lebensanschauung herein zu ziehen. — Zu S. 87 hätte noch erzählt werden können, daß die Ablehnung des Rufes nach Bern im Jahre 1840 in Schweizerblättern finanziellen Ansprüchen zugeschrieben wurde, welche erhoben und nicht erfüllt seien: ein anfänglich versprochenes Reisegeld von 800 Franken sollte später eigenthümlich auf 400 Franken herabgesetzt sein. Ein solches Versprechen ist nie gegeben worden. Jedenfalls war wohlgethan, daß Dahlmann nochmals die seinem bisherigen Lebensgang fremdartigen Verhältnisse erwog, bevor er einen Schritt that, der vielleicht für seine ganze Zukunft entscheidend war. Ihn trifft nicht der damals erhobene Vorwurf, die Regierung in Bern und mit ihr zugleich die dortige Hochschule auf eine unwürdige Weise in der öffentlichen Meinung herabgesetzt zu haben, weil seine Hoffnungen nicht in jeder Hinsicht in Erfüllung gegangen seien, nachdem ihm doch der Lehrstuhl, als er wegen neu eröffneten Aussichten in Deutschland um eine mehrmonatliche Bedenkzeit bat, ein ganzes Semester offen erhalten geblieben. Ueber seine damalige Stimmung giebt ein Brief seiner Frau eine beachtenswerthe Mittheilung, den sie aus Jena am 3. Juli 1841 an den Referenten schrieb: „Das vorige Jahr war vielleicht das schwerste für uns, wenigstens habe ich es am meisten empfunden; es sollte uns keine Hoffnung und Täuschung erspart werden, dabei die Auswanderung nach Bern immer im Hintergrunde! Wir sind durch die Wasser- und Feuerprobe gegangen, dann noch etwas mehr gefördert und

befestigt worden in der Seele, hoffe ich, und wissen das Glück zu schätzen, so lange noch unsere beiden großen Kinder neben uns gehabt zu haben; wir vier verstehen uns sehr gut. Dahlmann war wieder zur Kur in Karlsbad von Mitte Mai bis Mitte Juni und es ist ihm gut bekommen; ich kann nicht genug preisen, wie viel Muth und Frische er sich in allen Stürmen bewahrt hat. Jetzt habe ich mich auch erholt von allen Gemüthsbewegungen des Winters und seiner strengen Kälte, was mich beides wieder viel leidender gemacht hatte; auch die Anstrengungen des Umzugs in eine neue Wohnung um Ostern und das Auspacken von 80 Centner Fracht aus Göttingen habe ich bestanden und wir haben also endlich einmal unsere Möbeln und Siebensachen wiederergesehen. Diese Entbehrung hätte ich wohl noch länger gut ertragen und schlug's zu allem Uebrigen, was diese verhängnißvollen Jahre uns brachten, obgleich sonst kein Grund ist uns hier nicht- und nagelfest zu machen, außer daß wir sehr erkennen, wie herzlich und freundlich die Jenerseits uns von Anfang an gewesen.“

Im Jahre 1842 erfolgte die Berufung nach Bonn, deren Vorverhandlungen der Verfasser genau und richtig angegeben hat. Im Jahr 1844 ward ihm bereits der Vorschlag gemacht, nach Heidelberg überzusiedeln; er konnte sich aber nicht entschließen, ein Band zu zerreißen, welches von seiner Seite mit treuer Gesinnung und Wärme geknüpft war; er konnte damals die Hoffnung auf Preußens Erhebung so leicht nicht aufgeben und fühlte, er würde mit sich selber unzufrieden von Bonn scheiden, wenn er es thäte. Die wenigen Worte, welche er als Gegendank an die versammelte akademische Jugend richtete, weil sie ihren Dank für sein Verbleiben am Rhein durch einen glänzenden Tadelzug ausdrückte, können wir hier nachtragen, zumal der Verfasser S. 133 meint, „daß die wenigen Worte ihm die Gunst des Ministers (Eichhorn) für immer verschert hätten.“ Sie lauten: „Ich spreche es Ihnen mit Aufrichtigkeit aus, ich bleibe gern in einem Kreise, welcher mir manche schöne Frucht des Vertrauens getragen hat, gern in einem Staate und diese Ueberzeugung will ich mit ins Grab nehmen), der die edle Bestimmung hat, unserem an so vielen Wunden kranken Deutschland Erhebung und Heilung zu bereiten. Aber auch meine Lebenserfahrungen haben mich dahin gebracht, an dem einmal bedacht Ergriffenen treu zu halten und mich nicht dem Wechsel zu vertrauen. Denn der Beharrlichkeit gebe ich gern den Preis, weil sie die einzige Tugend ist, deren wir durch unseren Willen vollkommen Herr sind, für die wir uns verbürgen können; wer ihr vertraut,

wird sich niemals rathlos fühlen. Ehe wir scheiden, noch einmal einen warmen Dank, und dazu den Wunsch, daß wir im gemeinsamen Bemühen fortschreiten mögen in aller freien Wissenschaft und Kunst, und allen ersten vaterländischen Tugenden; der männlich unerschrockenen Ausdauer in allen hohen und würdigen Dingen ein Hoch!"

Die S. 141. Anm. erwähnte historische Beleuchtung des schleswig-holsteinischen Streites, welche Dahlmann unter dem Titel „Emmerich“ für das „Niederheinische Jahrbuch für Geschichte, Kunst und Poesie“ schrieb, hätte unseres Erachtens wohl in den Beilagen wieder abgedruckt sein können, da jene periodische Zeitschrift den meisten Verehrern Dahlmanns schwer zugänglich ist. Der Aufsatz wurde übrigens durch die Beilage zur Allgemeinen Zeitung Nr. 271 28. September 1843 weiter verbreitet. Bei der S. 144 richtig geschilderten Weise des Vortrags konnte auch des kurzen satyrischen Wizes sowie des launigen Humors gedacht werden, welcher ihm wenigstens in Göttingen neben dem tiefen Gehalte seiner Vorlesungen den Beifall der Zuhörer sicherte.

Wir können unmöglich den gesamten reichen Inhalt des Werkes auch nur andeuten, welches nicht erst nach der Berechtigung seines Daseins gefragt zu werden braucht, sondern wie ein guter Gedanke sagt „da bin ich“. Wir erwähnen daher nur noch die werthvollen Aufschlüsse, welche durch dies Buch für die neueste Geschichte seit dem Jahre 1848 gegeben sind. Zu nennen ist hier vor allem der Briefwechsel mit dem Prinzen Albert von England, Friedrich Wilhelm IV. und dem Prinzen von Preußen. Der Prinz Albert wollte an der Spitze des deutschen Reichs einen Kaiser haben, vom Fürstentage aus seiner Mitte auf Lebenslang oder auf eine Anzahl von (10) Jahren gewählt (S. 224). Der König von Preußen schrieb am 4. Mai 1848 an Dahlmann über die Annahme der Reichskrone: „Erst wenn ich weiß, daß Metternichs heillose Politik, das Entferntsein Oesterreichs von den deutschen Dingen“, noch vorherrscht in Oesterreich und gar keine Hoffnung ist, dasselbe mit der alten Reichskrone wieder für Deutschland zu gewinnen, werde ich annehmen, aber mit gebrochenem Herzen: denn mein Reich wird der Kumpf Deutschland sein, der ganzen Macht Oesterreichs, das doch einmal wieder erstarken wird, baar und ledig, und nicht mehr geeignet Deutschlands von Gott ihm gestellter Aufgabe zu genügen.“ (S. 244). Dahlmann antwortete in einem Briefe, welcher sich durch Offenheit und Entschiedenheit auszeichnet, am 12. Mai. Die bisherige deutsche Fürstentherrschaft kann allein dadurch sicher gestellt werden, daß auf deutschem

Boden eine überlegene einheitliche Macht erwächst, gewaltig genug, um das ganze deutsche Volk unter ihre Flügel nehmen zu können, nicht minder auch die Fürsten, deren Dasein sie sicher stellt, indem sie ihre Macht vermindert. Mein Gedanke war, es sollten den deutschen Fürsten künftig Männer von bewährter vaterländischer Verdienst zur Seite stehen von den Fürsten selber auf Lebenslang ernannt. Das nächste Mittel zur National-einheit will das Volk, nämlich eine starke Reichsregierung. Für mich ist die Erblichkeit ein Satz, von dem ich nicht weichen kann: die ächte Fürstlichkeit erwächst allein daraus, daß außer dem Oberhaupt und seinem Hause Niemand im Staate sich befindet, der den ersten Platz gesetzlich erreichen dürfte.“ (S. 246). Nach dem Verfasser hatten Dahlmanns Worte selten einen so freien Schwung genommen, niemals strömten sie aus wärmerem Herzen, als es hier geschehen. Aber der König blieb unbewegt und endigte die ausführliche Antwort mit folgender Anerkennung (S. 250): „Ihr Brief, lieber Dahlmann, fordert mich zum wahrsten Danke auf. Den sage ich Ihnen hier. Er ist herrlich und ihrer würdig und seine edle Form und reiner Sinn erquickend. Der Meinige ist eilig und schlecht geschrieben, aber er kommt aus einem von Kindesbeinen an für Deutschland begeisterten Herzen, von einem, der unter den Fürsten seines Volkes in der Geschichte einst zu bestehen hofft und der als „König“ von Gottes Gnaden wohl weiß, wer die Krone nimmt und giebt. Gebe uns Gott ein gutes Wiedersehen.“ Dagegen begrüßte der Prinz von Preußen (S. 235 u. 237) „das Ganze des Verfassungswerks als eine großartige Erscheinung unserer Zeit und erkannte dasselbe wegen seiner Klarheit, Gediegenheit und Kürze als meisterhaft an. „Die Grundsätze, auf welchen das Ganze beruht, sind diejenigen, welche zur wahren Einheit Deutschlands führen werden. Dahlmann gebührt ein unbedingtes Lob für die Großartigkeit der Auffassung der neuen deutschen Verhältnisse, die aus nur ächt deutschem Herzen entsprungen sein kann und die Anerkennung des gesamten Vaterlandes verdient, wie nicht minder die ganz ausgezeichneten Einleitungsworte, welche den Verfassungsvorschlag begleiten.“ Sind diese Kundgebungen freilich jetzt lediglich geschichtliches Material, nachdem die Neugestaltung Deutschlands eine andere geworden ist, als damals beabsichtigt war, so bleiben sie doch eine sichere Grundlage für eine richtige Beurtheilung der früheren Verhältnisse. Selbst nach deren theilweiser Veröffentlichung in einer kleinen, beim Erscheinen nicht recht beachteten Schrift: „Zum Verständ-

nitz der deutschen Frage" Stuttgart 1867, gebührt dem Verfasser für die Publication der beste Dank.

Als peinliche Episode für den Biographen Dahlmanns muß die Entwicklung gelten, welche ihn nach Sistirung des Waffenstillstandes von Malmö mit der Bildung eines Ministeriums beauftragte. Er sagte freilich selbst: Zum Minister fehlt mir in der That jede Begabung; „ich besitze weder die leichte Hand, noch die gewinnende und treibende Kraft, die dazu gehört.“ Er war aber in der That des guten Glaubens, in Schleswig Holstein werde die deutsche Frage entschieden, mit diesem Wurf hoffte er ernstlich die deutsche Einheit zu erreichen. Unser Verfasser urtheilt über diese Ministercandidatur S. 295: „Daß Dahlmann Stimmungen die Dauer von Grundsätzen verlieh, die Erfahrungen der letzten Monate, die Zerlesung der ursprünglichen Begeisterung durch widerstreitende Interessen ganz aus dem Auge ließ, daß er so handelte, als athme noch ganz Deutschland, die Fürsten und die Völker die frische Morgenluft der Freiheit, daß er die Kraft der wirklichen Verhältnisse nicht berechnete, diese Schuld trifft Dahlmann. Aber sie trifft nur den practischen Politiker, nach welchen Ruhme er ohnehin nicht strebte, nicht den menschlichen Character. Dieser ging rein und unverfehrt aus dieser Prüfung hervor. Es waren seine Tugenden: der strenge sittliche Sinn, die unbeirrte Gewissenhaftigkeit, die immer lebendige Vaterlandsliebe, welche die Klugheit seines Handelns hemmten.“ Kränkungen und Zurückweisungen sind ihm nicht erlupat worden, er hat sie mit seltener Tapferkeit ertragen, er hat Theil genommen noch an der Gothaer Zusammenkunft und ist in die erste Kammer in Berlin eingetreten. Aber der Mann, welcher in seinem ersten Vortrage zu Bonn dem Himmel dankte, daß er ihn als Deutschen habe geboren werden lassen und „sich und die Zukunft der Seinen nunmehr mit dem preussischen Staat verbunden hatte“, konnte doch selbst im späteren Leben einer ungerechten Stimmung gegen Preußen sich nicht erwehren. Wie er im Jahr 1848, nach der vom Verfasser nicht berücksichtigten Bemerkung von Treitschke (Historische und politische Aufsätze, vierte Auflage I S. 423), als die Deutsche Zeitung nach Frankfurt übersiedelte, den Satz ihres Programms, welcher die preussische Spitze verlangte, mit der Bemerkung strich: das kann man jetzt noch gar nicht wissen, so schrieb er noch im Jahre 1851 den folgenden Satz (S. 385): Die beste politische Schule für uns Deutsche ist sicherlich, was wir erleben, nur daß es hart fällt, es erleben zu müssen. Wäre gegenwärtig die Glaubensstrennung nicht, so siele ganz Deutsch-

land in Oestreichs Hände; denn von Preußen ist jeder Halt gewichen.“ Und wiederum wollte er, in einer zwar freundlichen, aber nichts desto weniger deutlichen Zurechtweisung (S. 394), der entschiedenen Antipathie des Göttinger Bundesgenossen, des Theologen Ewald, gegen Alles was preussisch ist nicht beitreten. Hier fehlte das richtige Verständniß sowie die Einheit der Ueberzeugung. „Offenbar hat eine verbitterte Stimmung des Gemüthes sein wissenschaftliches Urtheil während der letzten Jahre beeinflusst: für Servinus Geschichte des neunzehnten Jahrhunderts konnte er sich begeistern; Häusers berühmte deutsche Geschichte ist ihm „ein lendenlahmes Buch.“ (S. 415). Aber danken muß man dem Verfasser für alle die Einzelheiten, welche er aus den letzten Lebensjahren mitgetheilt hat. Nach dem Tode der zweiten Frau, welche Alles mit ihm tapfer getheilt hatte, noch mehr aller Eitelkeit der ihn umgebenden Welt abgewendet, widmete er sich treu seinem Berufe als akademischer Lehrer, schrieb Aufzeichnungen über die Ereignisse 1859 nieder und lebte in regem Verkehr mit Jacob und Wilhelm Grimm wie mit Servinus, welcher ihn jedoch zur Republik nicht bekehren konnte. Mit Wilhelm Grimm war ein Stück seines eigenen Lebens zu Grabe getragen worden; am 5. December 1860 verschied er selbst schmerzlos nach vollendetem 75 Jahre. Auf dem Gottesacker zu Bonn, nicht weit von seinem Freunde Niebuhr, steht sein Denkmal — eine Granitsäule mit dem ergögossenen Reliefbilde — in Erz und Granit spiegelt sich seine innerste Natur wahrhaftig wieder. Ihm sichert aufrichtige Dankbarkeit seiner Schüler und die Gewißheit, daß er unter den vorbildenden Meistern des neuen deutschen Reichs einer der zuverlässigsten, treuesten und unverzagtesten gewesen ist, ein bleibendes Andenken. Springers Verdienst ist, für solche Anerkennung die beste Stütze und sicherste Grundlage gegeben zu haben. Rdlff.

Grote, Ludwig, Pastor a. D. Leibniz und seine Zeit, pop. Vorlesungen, gehalten im Anfang 1869. 2. Aufl. gr. 8. 562 S. Hannover, 1870. Carl Brandes.

Gleich in der ersten Vorlesung läßt der Verf. seinen specifisch welfischen Standpunkt durchblicken, indem er auf die „Unterdrückung“ der von dem hannövr. Archivrath Dr. Otto Klopp angefangenen Herausgabe der meist handschriftlich hinterlassenen Werke des großen Mannes, die nach 1866 sehr natürlich in's Stocken gerieth, bitterböse Worte hat. Gleichwohl ist der Inhalt der Schrift, objec-

tiv genommen, in hohem Grad belehrend und fesselnd, und es sagt der stellvertretende Herausgeber Velken mit Recht, „daß nach seiner Meinung der Verf. in diesen Vorlesungen das Bild eines großen Mannes und einer merkwürdigen Zeit uns so vor Augen führe, daß deren eigene Züge und deren Beziehungen zur Gegenwart lebendig hervortreten.“ Das Werk stellt keine flüchtig und ohne Sichtung zusammengeraffte Sammlung von allerlei Nachrichten über den großen Mann der Nation, sondern eine reichhaltige Biographie, umfassende und überall sehr eingehende Memoiren vor, welche unzähligen Patrioten und gerade besonders den nationalen, nicht weltlich gesinnten gegenwärtigen Reichsangehörigen höchst willkommen sein müssen. — Ueber Leibnizens letztes theologisches Werk „Theodicee“ oder eine Rechtfertigung Gottes wegen des in der Welt herrschenden Uebels, eine Aufgabe, die eines christlichen Philosophen gewiß würdig war,“ wird in der letzten Vorlesung sehr eingehend und für jeden nicht religionslosen Leser befriedigend berichtet. Das gute Buch sei allen wohlbedenkenden Deutschen aufs wärmste empfohlen.

B.

G.

Meurer, Moritz, Lic. theol. Pfarrer zu Callenberg. Katharina Luther, geb. v. Bora. 2. Aufl. kl. 8. 180 S. Leipzig, 1873. Naumann. 20 sgr.

Diese neue Auflage des bereits zu großer Verbreitung gekommenen Büchleins von Meurer, dem verdienstvollen Verfasser der besten Biographie Luther's, die wir besitzen, ist von dem Verleger so hübsch ausgestattet worden und enthält ein so hübsches Bild von Luther's Frau, daß dasselbe Freunden Luthers gewiß eine recht erwünschte Gabe sein wird, namentlich für Hausfrauen. Das Leben der Katharina bietet allerdings nicht das, was man in der modernen Welt in einer geistreichen Frau sucht, sondern sie ist vielmehr ein Bild der alten schlichten deutschen Erzieherin und eine Nachfolgerin jener biblischen Frauen, deren Schmuck nicht auswendig war, sondern in stillem und sanftem Geiste; sie wollte nicht neben ihrem großen Manne, dem gewaltigsten Geistesheros Deutschlands, auch eine Heldeggestalt im Gebiete der Frauenwelt sein, sondern sie liebte die stille Bescheidenheit, die mit den unscheinbaren Aufgaben des häuslichen Lebens zufrieden ist. So ist sie doch eine ehle Frau und der Betrachtung und Nachahmung werth. Zugleich nimmt auch der Verf. darauf Bedacht, daß er uns nicht bloß die Ereignisse ihres Lebens schildere, sondern auch die

Art, wie der große Mann Gottes ihr diese zu deuten verstand. Deshalb ist es auch ein glücklicher Gedanke des Verf. gewesen, aus der reichen Briefsammlung Luther's diejenigen in einem Anhang anzulegen, welche Beziehung auf seine Frau hatten. Da schauen wir am besten den Geist des ehelichen Verhältnisses, das zwischen den beiden Gatten waltete, und erhalten den frischen Eindruck von der Glaubensfreudigkeit, die in dem großen Reformator waltete, aber auch von der gesunden, ächt menschlichen Natürlichkeit des Mannes, der kein gemalter und gezierter Heilige sein wollte, sondern ein echter Gottesmensch, der alles wahrhaft Menschliche in seiner Berechtigung anerkennt und es heiligt durch den Glauben an Christum. Wir schätzen dieses Büchleins deshalb so hoch, weil es die ganze, volle und unverkühlte Wahrheit zu geben sich bemüht und weil es da wo gewisse Punkte noch nicht zur vollen Evidenz erhoben sind, diese nicht als feststehend fingirt, sondern das Fragliche als solches stehen läßt. Ebenso billigen wir es durchaus, daß er die gemeinen Verleumdungen, welche die Böswilligkeit der Gegner der Reformation aus dem eignen Gift herausgesponnen hat, gar nicht der Widerlegung würdigt, sie fallen durch die einfache, treue Geschichtserzählung, die auf sichern Urkunden ruht, von selbst dahin, und das schönste Gegenzeugniß gegen alle diese Fabeln ist das Wort Luther's: Ich habe ein fromm, getrenn Weib, auf welche sich des Mannes Herz verlassen darf. Unverschämte genug sind ja die Gegner von je gewesen, und der Verf. erzählt, daß schon bald nach dem Hochzeittage 2 Leipziger Theologen die Frechheit hatten, durch einen eigenen Boten den jungen Eheleuten Pasquille in's Haus zu schicken; sie ernteten jedoch von ihrem zudringlichen Eifer nur derben Spott, und bald schämten sich selbst manche seiner Gegner derartiger Schriften. Zur Belebung des Büchleins trägt es sicher viel bei, zumal der Stoff hier und da etwas spärlich ist, daß der Verf. an den geeigneten Stellen Aussprüche und Erklärungen Luthers beifügt, die in schönem Zusammenhang mit dem Erzählten stehen. So wird es namentlich eine Freude der Leserinnen sein, die köstlichen Worte Luthers über den Ehestand zu lesen, die ja gewiß mit aus eigener Erfahrung geflossen sind, sowie die schönen Worte, die er in gefährlicher Krankheit zu den Seinen sprach. Und nicht minder anziehend wird es sein, zu vernehmen, wie der so äußerst beschäftigte Mann doch noch Zeit fand, auch häusliche Kleinigkeiten ins Auge zu fassen und auch hiefür Sinn hatte. So dient denn auch dieses Büchlein dazu, uns die Liebeswürdigkeit unsers großen Reformators

und zugleich die Trefflichkeit seiner Gattin zu zeigen und uns manchen schönen Zug aus seinem häuslichen Leben vorzuführen, der sich tief in das Gedächtniß einprägen wird.

E.

Culturgegeschichte.

Frenbe, Dr. Albert, Gymnasiallehrer in Parchim. **Altdeutsches Frauenlob. Züge deutscher Sitte und Gesinnung aus dem Frauenleben. VIII u. 286 S. *** Leipzig, Just. Naumann. 1 thlr.

Auch ein Beitrag zur Lösung der Frauenfrage! Aber fürwahr, ein gehaltvollerer, als ganze Duzende der sonst über dieses Kapitel dormalen erscheinenden Broschüren, Büchlein oder auch Bände. Der durch seine trefflichen Uebersetzungen des „Spiels von den zehn Jungfrauen“ und des ungefähr ebenso alten Liebes „Ein Seel vor Gottes Füßen lag“ (Anf. des 14. Jahrhds.) als tüchtiger Förderer der germanistischen Forschung bekannte Verf. bietet hier, hauptsächlich poetischen Quellen der ahd., mhd. und altnord. Literatur entnommen und zu einem köstlich duftenden Kranze zusammengewunden, eine reiche Sammlung von einzelnen Charakterzügen deutscher und skandinavischer Frauentugend dar, die er dem Geschlechte unserer Tage als theils zum Guten anfeuernden, theils beschämenden Spiegel vorhält. Von Tacitus Germania und dem alt-sächsischen Heliand an bis zu Tegners Frithiofsage, zu Chamisso's „Wachfrau“ und R. Reinick's „Großmutter und Kind“ findet man hier die würzigsten Blüthen germanischer Frauenherrlichkeit zusammengestellt. Glanzpunkte dieser Sammlung sind natürlich die der Gudrun, den Nibelungen (Nibelgers von Bechlarn Frau und Töchterlein!) und dem Wolfram v. Eschenbach (Parcival und Ronswiramur!) entnommenen Leseerfrüchte. Aber auch weniger Bekanntes hat der Verf. mit vieler Wirkung hervorzuheben gewußt; so das isländische Lied von „Jung Gunnbjarn“ (S. 98 ff.), das skandinavische von „Azel und Waldborg“ (S. 152 ff.), das färingische (den Färoer-Inseln angehörige) Tanzlied von Ulufa und Mylint (S. 196 ff.) u. s. f. Die reiche Fülle der im Einzelnen behandelten, d. h. durch derartige poetische Mittheilungen oder

auch durch Kleinodien des altgermanischen Sprachschatzes, der Rechtsalterthümer, überhaupt der gesamten Culturgegeschichte unsres Volks und der nordischen Stammverwandten illustrierten Stoffe erscheint unter vier Abschnitte gebracht: I) die priesterliche Stellung des Weibes; II) die Erziehung (die Namenbefestigung, das Ausrufen, die Handfertigkeiten); der äußere Schmuck des Weibes (Kleid, Gürtel, Ringe, Haar- und Halschmuck); IV) der inwendige Mensch des Herzens (des Weibes Gehorsam, Keuschheit, Einfalt und Treue, — die letztere dreifach, als bräutliche, eheliche und Wittwen-Treue); woran sich noch ein Schlußwort reiht: „Der Ehestand der heiligste Orden“ (S. 265 ff.). Daß des Verfassers ethische Tendenz keinen abstract-nationalen (religionslos-deutsch-schwärmerischen), sondern einen christlich-deutschen Charakter trägt, läßt sich erwarten; ebenso daß bei seinen im Dienste dieses Strebens gegebenen Ausführungen zuweilen auch das eine oder andere derbe Wort wider das Franzosenthum, besonders auch wider die Pariser Moden abfällt. Mit Recht wird zu mehreren Malen (z. B. S. 49, 95) der Logau'sche Vers: „à la mode Kleider, à la mode Sinnen wie sichs wandelt außen, wandelt sichs auch innen“ als heilsames Warnwort wider die Verirrungen auf diesem Gebiete citirt, außerdem aber an 1 Petr. 3, 1 ff. einerseits und an Jesaj. 3 andererseits erinnert. „Ueber die romanisch versumpftte Welt haben wir das Gerücht hereinbrechen sehen“, heißt es an einer dieser prophetisch mahnenden und warnenden Kraftstellen. „So wie Jesajas es einst über die israelitische Frauenwelt weissagte, ist es auch in unseren Tagen über die französische Frauenwelt ergangen, welche keine geringe Schuld an Frankreichs nationalem Unglück trägt. Und es wird auch über uns kommen, wenn wir uns nicht von der französischen Unsitte und Unfittlichkeit lossagen und zur alt-deutschen Sitte und Sittlichkeit zurückkehren, und zwar wie in der Gesinnung, so auch im Kleide.“

Möchte die von Parchim, der Moltkestadt, her erklingende Prophetenstimme nicht ungehört verhallen! Sie erklingt nicht im rauhen Tone der Wüstenprediger des A. Bds., sondern sanft und lieblich, wie deutsche Frauen es gerne hören. Möchten ihrer Viele die Führerschaft dieses Feldherrn auf einem friedlicheren, aber doch nicht minder wichtigen Gebiete wie das des großen Strategen seines Landesmannes, willig sich gefallen lassen. Möchten sie begeistert mit eintreten in den großen Kampf für viele der heiligsten Güter unsrer Nation, welche wir zur Zeit immer noch so schwer bedroht sehen durch wälsches Wesen, daß am

*) Eigentlich nur 256 Seiten; denn am Schluß des 14. Bogens (hinter S. 224), auf welche sogleich S. 255 folgt) hat ein Paginirungsfehler stattgefunden, kraft dessen 30 Seiten übersprungen worden sind.

glücklichen Erfolge ihrer Vertheidigung nach wie vor die Rettung unsres Vaterlandes hängt. Gleich dem großen „Schlachtenfinner“, ist es ein tiefgelehrter Führer, der sich ihnen für ihre Vertheiligung an dem großen geistlichen Kampfe anbietet. Aber er ist ein Gelehrter, der (wetteifernd mit einem Bilmar in der Geschichte der deutschen Nationalliteratur) mit seiner Gelehrsamkeit auf das Beste haushalten verstanden,*) und ebendarum unsrer weiblichen Lesewelt hier ein Büchlein zu bieten gewußt hat, das, obwohl „Frauenlob“ geheißen, doch über alles gewöhnliche Lob erhaben ist und das, ohne Anwendung irgendwelcher Künste der Reclame oder der Colportage, seinen Weg laufen wird wie ein Held!

3

Strack, Karl, Vic. d. Theologie ev. Pfarrer zu Groß-Busel b. Gießen, Decan a. D. u. Kreischul-Commissar. Aus dem Frauenleben. Erster Theil: Alterthum und Mittelalter. 270 S. Leipzig, 1873. Schlicke. 1½ thlr.

Der durch seine vielfältige literarische Thätigkeit bereits wohlbekannte und verdiente Verf. wurde bei Abfassung dieses Buches von der Absicht geleitet, dem größeren Publicum, insbesondere auch dem weiblichen Geschlechte, in populär angemessener Darstellung das Leben und Wirken deutscher Frauen aus den verschiedensten Ständen von dem ersten geschichtlichen Auftreten der Germanen an bis auf unsere Tage wie ein Spiegelbild vor Augen zu führen. Der vorliegende Band behandelt, wie der Titel besagt, nur die erste Hälfte dieser Aufgabe. Er schildert uns nämlich zuerst die sociale Stellung, die Aufgabe sowie das Thun und Treiben des weiblichen Geschlechtes in der deutschen Urzeit, sodann in der Zeit des Uebergangs aus dem Heidenthum in das Christenthum, wobei namentlich die Verdienste vieler weiblicher Persönlichkeiten um die Verbreitung der neuen Religion gebührend hervorgehoben werden und wendet sich dann zur Darstellung des mittelalterlichen Frauenlebens, der ehelichen Verhältnisse, des Bildungsstandes, der Berufsthätigkeit, der Kleidertrachten, der durch die Sitte gebotenen Haltung u. von Frauen und Jungfrauen in der Zeit des blühenden Ritterthums. Dabei werden besonders hervorragenden fürstlichen und adeligen Frauen,

besonders solchen, die sich durch christliche Frömmigkeit und Werke barmherziger Menschenliebe unvergänglichen Ruhm erworben haben, wie z. B. die h. Hedwig, die h. Elisabeth u. a. längere Betrachtungen gewidmet, doch aber auch die Bürgerfrauen und Bäuerinnen nicht in ungebührlicher Weise in den Hintergrund stellt. Es kam dem Verf. bei seinen ganzen geschichtlichen Auseinandersetzungen einem Buche wie der „Geschichte der deutschen Frauenwelt von Joh. Scherr“ (Leipzig, 1865 2. Aufl.) gegenüber mehr darauf an, die das weibliche Geschlecht ehrenden und ihnen zum Ruhme gereichenden Charakterzüge, Thatfachen und Persönlichkeiten hervorzuheben und in's rechte Licht zu stellen, als Verhältnisse und Vorommnisse zu berühren und aufzudecken, die ja allerdings zu jeder Zeit den dunkeln Hintergrund des Gemäldes bilden, deren rücksichtslose concrete Betrachtung aber nichts nützen kann und für das weibliche Geschlecht selbst, besonders in unreifem Alter, am wenigsten taugt. Herr Strack ist aber deswegen der historischen Wahrheit keineswegs zu nahe getreten. Er hat bei allerdings vorwiegender Hervorhebung der Verdienste der Frauen auch deren Verschuldungen nicht verschwiegen, aber wenn er Unsauberkeiten und Schamlosigkeiten lieber unbeachtet ließ, statt sie mit geschwäzigem Behagen zu erzählen, um seine Darstellung pikanter zu machen, so wird man vom Standpunkte christlichen Anstands aus dieß nur billigen können und nicht zum Vorwurf „literarischer Fälschungerei und Schönfärberei“ gegen ihn sich getrieben sehen, mit dem Hr. Scherr allerdings eilig bei der Hand sein wird. Wir halten vielmehr dem genannten Werke dieses Mannes gegenüber das Strack'sche Unternehmen recht dankenswerth. Stützt unser Verf. bei seiner Darstellung sich auch mehr auf secundäre Quellen und bringt er in Bezug auf Thatächliches auch keinerlei Neues bei, so ist seine Auswahl, Zusammenstellung und Bearbeitung des einschlägigen Stoffs doch recht verdienstlich, da sein Buch bei Vermeidung alles Anstößigen Frauen und Jungfrauen aller Stände unbedenklich in die Hand gegeben und von ihnen mit verebeler Wirkung gelesen werden kann. So weit sich aus der vorliegenden ersten Abtheilung schließen läßt, wird das vollendete Werk ein Buch werden, das in deutschen Familien recht weite Verbreitung zu finden verdient. Wenn der Verf. meint, daß dasselbe nicht bloß zur Belehrung und Unterhaltung dienen könne, sondern auch für die Beurtheilung der in unsern Tagen so vielbesprochenen, aber wie so viele andere sociale Probleme noch ungelösten „Frauenfrage“ Fingerzeige und Gesichtspunkte zu bieten im Stande sei, so hat er wol nicht Un-

*) Nur einige wenige Male sind wir unerläuterten lateinischen oder griechischen Stellen oder Worten, denen in einer neuen Aufl. ihr deutsches Äquivalent in Klammern beizufügen sein würde, begegnet; so gleich auf S. 2 einem *ἀγέρη* ohne Bezeichnung von „Tugend.“

recht. Die historia blinkt uns auch für diese so wichtige Sache optima magistra vitae zu sein. Maßlose, das Wesen des weiblichen Gemüths, wie es doch in den verschiedenen Entwicklungsphasen der Geschichte wesentlich gleich sich documentirt, außer Acht lassende Emancipationsgelüste im Interesse der Frauen werden an der Hand solcher geschichtlicher Rückblicke ebenso wenig gut zu heißen sein, als die Beschränkung des weiblichen Geschlechts auf einen zu engen Kreis von Thätigkeiten, wie er durch Herkommen und Sitte demselben in der neueren Zeit vielfach gesteckt ist.

Möchte uns der fleißige Verf. recht bald mit der Fortsetzung seiner Arbeit beschenken und das noch vorliegende reiche Material in ebenso wohl gewählter und ansprechender Weise weiterhin uns darbieten. Einzuwenden finden wir nur Einiges gegen die S. 21 u. 22 gegebenen Etymologien altdeutscher Frauennamen. — Die Form Amalsuina ist wohl nur Druckfehler, wie auch Meinhold statt Weinhold (S. 12). Streng genommen gehören ferner die S. 72 sich findenden „Blicke in benachbarte Länder“ eigentlich nicht in ein Buch, das es mit dem „deutschen“ Frauenleben zu thun hat. Auch begreifen wir nicht recht, warum die in Cap. 10 unter der Rubrik „Buntes Allerlei“ gebotenen geschichtlichen Mittheilungen und Anekdoten über einzelne weibl. Persönlichkeiten nicht anderwärts an geeigneter Stelle untergebracht worden sind. Es hätte sich das doch wohl ermöglichen lassen. — S. 232 hätte bei der Erwähnung von Agnes Bernauer auch deren Lebenszeit angegeben werden können. — S. 119 notiren wir den Druckfehler Pautinger statt Pentinger.

D. Bd.

Beaulieu-Marconnay, Freiherr Carl. Ernst August, Herzog von Sachsen-Weimar-Eisenach. (1688—1748). Kulturgeschichtlicher Versuch. 8. S. VI u. 303. Leipzig, 1872. Hirzel. 1 thlr. 25 sgr.

Dieser „Versuch“, wie der durch die Schrift „Der Hubertusburger Frieden nach archivalischen Quellen Leipzig 1871“ bereits vorthellhaft bekannte Verfasser die Schrift beiseiden nennt, erneuert mit Pietät und Tact das Andenken an eine originelle Fürstennatur aus dem achtzehnten Jahrhundert und liefert gleichzeitig merkwürdige Beiträge zur Kulturgeschichte der damaligen Zeit. Die Biographie stützt sich zum größten Theil auf urkundliches, seither in den Hauptstaatsarchiven zu Weimar und Dresden sowie in der großherzoglichen Bibliothek in Weimar begrabenes Material.

Eine reichhaltige Auswahl von Actenstücken, Mandaten, Rescriprien, sogenannten Signaturbesehlen, ist in den Text mit eingeflochten, — insofern schon beachtenswerth, weil dieselben uns die Zeit recht lebendig und mit realistischer Treue vor Augen führen. Andere Actenstücke sind als Beilagen A—E, S. 273—303 mitgetheilt.. Der Verfasser hat verstanden, die originelle, willenskräftige, strenge und thätige, aber jähzornige und hochmüthige Gestalt des Herzogs auf dem Hintergrunde seiner Zeit historisch treu zu zeichnen. Keinesweges frei von den verderblichen Einflüssen des französischen trügerischen Glanzes, zur Eigenmächtigkeit hinneigend, prachtliebend, händelsüchtig, launenhaft hat Ernst August, der Sohn des Herzogs Johann Ernst II, geboren am 19. April 1688, in schwierigen Verhältnissen doch eine Thatkraft, Strenge und Willenkraft bethätigt, welche für sein kleines Land nicht ohne nachhaltigen Segen geblieben ist. Ungeachtet der mannigfachen Störungen, welche durch Familienspaltungen hervorgerufen wurden, hielt er zum unsterblichen Verdienst um sein Haus und sein Land das Ziel fest, durch Verhandlungen bei dem Reichshofrath in Wien das Recht der Primogenitur in seinem Hause einzuführen. Durch den Anfall des Fürstenthums Eisenach wurden die Besitzungen der weimarischen Linie (1742) um das doppelte vergrößert und in vorthellhafter Weise arrondirt, so daß der kleine lebensfähig gewordene Staat zum Schauplatz für die glorreiche, allen Deutschen unvergeßliche Regierung seiner Schwiegertochter, der Gemahlin seines Sohnes Ernst August Constantin, der Regentin Anna Amalia, und später seines Enkels, des Großherzogs Carl August vorbereitet war. Nach einem gegen das Ende seines Lebens entworfenen Formationsplan beabsichtigte er sogar seine Armee auf 13 Bataillone Infanterie wie Artillerie und 4 Reiter-Regimenter zu bringen. Trotz seiner meistentheils in ein vollständiges Soldatenspielen ausartenden Militairliebhabelei (S. 116), seiner Neigung zur Alchemie und zu geheimen Zauberkünsten (S. 244), so wie einer umfangreichen cabballistischen Correspondenz nach allen Himmelsgegenden (S. 252) hat der Herzog dennoch Zeit gefunden, die Regierungsgeschäfte oft bis in die unbedeutendsten Einzelheiten selbst zu führen, namentlich seine Aufmerksamkeit dem willkürlichen Verfahren und den Bedrückungen der Beamten zuzuwenden. Eine besondere Vorliebe widmete Ernst August den kirchlichen Verhältnissen. Er war der lutherischen Kirche treu ergeben, gestattete aber auch die freie Uebung der anderen Culte. In der Kirchenordnung vom 16. April 1730 heißt es: „Alle und jede Priester mögen sich mit ge-

höriger Klugheit moderiren, auf der Kanzel sich aller Personalien enthalten; die Priesterschaft soll die zwischen der Katholischen, der Reformirten, und der Lutherischen Religion ob-schwebenden Differentien denen Zuhörern zwar deutlich, gründlich und schriftmäßig hinstellen, — aber mit christlicher Liebe und Modestia. Die Controversien, die aufs Ratheder ge-hören, sollen nicht auf den Kanzeln behandelt werden, sondern nur das reine Wort Gottes nach den Articeln der Augsburgischen Con-fession (S. 175).“ Der beneidenswerthen Prie-ster, den ausgezeichneten Gelehrten Johann Matthias Gesner in Weimar zu besitzen, wurde freilich durch Ernst Augusts Selbst-ständigkeit ein Ende gemacht; dieser hat be-kanntlich dann in Göttingen durch Errichtung des philologischen Seminars allen deutschen Universitäten ein Vorbild aufgestellt. Die Ver-wicklungen mit fremden Fürsten, namentlich mit König Friedrich II. von Preußen sind für die Kulturgeschichte damaliger Zeit beachtens-werth. Ernst August hat den Orden der Wachsamkeit oder vom weißen Falken gestiftet, dessen originelle Ordensstatuten sowie ein höchst ergögliches literarisches Product, welches durch die Ordensstiftung hervorgerufen wurde, der Verfasser S. 135 f. mitgetheilt hat. Be-sonders achtenswerth ist der Herzog wegen der ausgesprochenen Grundsätze, welche er bei Er-ziehung seiner Kinder befolgt wissen wollte. An den mit der Oberaufsicht über die Erzie-hung betrauten Hausmarschall schreibt er am 9. November 1745: „Ich werde es denjenigen schlechten Dank wissen, welche den Junker Princeps theils als zu hochtrabend theils aber zu kindisch und niederträchtig erziehen, da es doch ein Kind ist (damals acht Jahr alt), so unter Meiner Zucht und Ruche steht. Ich will keinen Tambour und Quer-Pfeifer aus ihm ziehen, keinen Pfaffen, Schulmeister und Schlaf-Müge aus ihm haben, sondern einen Prinzen. Er ist aber noch kein Sou-verain sondern ein Kindskopf, keine Sonne sondern nur ein Sternchen.“ (S. 170).

Möge die Monographie als eine werth-volle Bereicherung unserer geschichtlichen Lite-ratur zahlreiche theilnehmende Leser finden, na-mentlich solche, welche den Zusammenhang der eingehenden Darstellung mit den ganzen da-maligen Zeitbeziehungen zu überblicken ver-mögen. Rblff.

Danneil, Dr. Friedrich, Pastor in Nie-berndobeleben. Die Bruderschaft der Ackerknechte auf den Magdeburgi-schen Dörfern und das Hänseln. (Ab-druck aus den Geschichtsblättern für

Stadt und Land Magdeburg). 8. 30 S. Magdeburg, 1873. W. Heinrichsho-fen'sche Buchhandlung.

In der vorstehenden Schrift gibt der Ver-fasser einen, wenn auch kleinen, so doch ganz werthvollen Beitrag zur deutschen Kulturge-schichte. Er behandelt die Bruderschaften der Ackerknechte die, wie er glaubt nach dem 30jährigen Kriege, in den Magdeburgischen Dörfern sich gebildet hatten, und zwar nach dem Vorbild der Genossenschaften der Hof-wirthe und Ackerbesitzer, die ihrerseits wiederum die städtischen Zünfte zum Muster ge-nommen hatten. Besonders genau wird der Hergang bei der Aufnahme in die Genossen-schaft, das sogen. Hänseln beschrieben, und schließlich auch die Bruderschaften der Enten oder Pferdebesitzer besprochen, die in ihrem wenn auch bescheidenen Kreise die Gebräuche der Knechte copierten. Ihren Werth erhält die kleine Schrift namentlich dadurch, daß sich der Verf. stütze auf „mündliche Berichte äl-terer glaubwürdiger Hofwirthe und Arbeits-leute“, welche den alten, in der Gemeinde des Verf. z. B. noch 1852 zum letzten Male ausgeübten Brauch selbst noch mitgemacht hatten. Man wird es dem Verf. danken, daß er seine Mittheilungen durch den Separatabdruck aus den Magdeburgischen Geschichtsblättern auch weitem Kreisen zugänglich gemacht hat.

F. E.

Mathematik. Physik.

Kameke, F. H., Verf. des Schnellrechners. Ausführliche Zins-Tabelle für die Neue Deutsche Mark. 43 S. Ver-lin, 1872. Lüderitz'scher Verlag. 10 sgr.

Das Werkchen wird mit dem Satz ein-geleitet „So viel Mark das Kapital beträgt, so viele Pfennige mal den Zinsfuß betragen die Zinsen auf 1 Jahr.“ Z. B. 8000 Mark zu $4\frac{1}{2}\%$ geben in 1 Jahre $8000 \times 4\frac{1}{2} = 36000$ Pfen. = 360 Mark. Die Tabellen geben von 1—30 Tage, sodann von 1—12 Monate von 1—10, dann von 20—90, dann von 100—900, dann von 1000—10000, zu-letzt von 20000—40000 Mark erst zu $3\frac{1}{2}\%$, dann zu 4, $4\frac{1}{2}$, 5 und 6% die Zinsen genau bis zu zwei Pfennigdecimalstellen an. Ein willkommener Rechenfnecht für Comptoire und Rechner!

W.

G.

Kranke, Friedr. Schulinspektor. Arithmetisches Exempelbuch für Schulen. 2. Heft. 45. Aufl. Hannover, 1873. Sahn'sche Hofbuchhandlung. 5 sgr.

Auch in diesem 2. Heft bewährt sich, wie in dem ersten, von dem der Allg. liter. Anzeiger im Aprilheft 1873 (S. 294) berichtet, der praktische Schulmann oder der Verein solcher Männer, welche die Umarbeitung der früheren Auflagen nach dem jetzigen Reichsverhältniß übernommen haben. Es gibt eine reiche Auswahl gutgewählter Aufgaben über Verhältnißrechnungen, Waaren-, Zins-, und Zinseszins-, Rabatt-, Gesellschafts- und Kettenrechnungen, außerdem namentlich durch Figuren erläuterte planimetrische und stereometrische Aufgaben und kann allen Volksschulen angelegentlich empfohlen werden.

B.

G.

Schmidt, W. Aufgaben zum Kopfrechnen für Lehrer an Volksschulen. 2. Th. Die drei letzten Schuljahre. 3. Aufl. kl. 8. 188 S. Wittenberg, 1873. Herrosé. 12 sgr.

Die Aufgaben sind elementarisch geordnet und gelöst und in Rücksicht auf die deutsche Reichsmünze vollständig umgearbeitet. Auch algebräische Aufgaben finden sich mit einfachen Denkschlüssen gelöst. Ein zweckmäßiges, brauchbares Schulbuch!

B.

G.

Klein, Herm., Prof. Dr. Elemente der analytischen Geometrie und höheren Analysis. Mit einer Figurentafel. gr. 8. 98 S. Dresden, H. Naumann. 15 sgr.

Der Verf. hat die mathematischen Entwicklungen zusammengestellt, welche den Schüler befähigen, höhere Rechnungen der Statik und Dynamik anzustellen und die hierher gehörigen Rechnungen abzukürzen. Dabei hat sich herausgestellt, daß nur ein kleiner Schritt in die höhere Analysis dazu hinreicht. Er will diese Elemente dem letzten mathematischen und physikalischen Unterricht in höheren Unterrichtsanstalten zu Grunde legen, so daß z. B. der das Gymnasium verlassende Schüler einen Einblick bekommen hat in eine Methode, mit deren Hilfe so überraschende Fortschritte in allen Zweigen der demonstrativen Naturwissenschaften gemacht werden. Es sind nur solche Beispiele zur Befestigung und Übung angegeben, deren Behandlung die Lösung der physikalischen Aufgaben nöthig macht, und sind

die einzelnen Untersuchungen so angeordnet, daß jeder bei allgemeiner Kenntniß des Problems mit Hilfe der vorhergehenden Erörterung verstanden werden kann. — Erklärt werden unter andern: der Begriff von Functionen, deren geometrische Darstellung, Function des zweiten Grades und deren geometrische Darstellung, Kegelschnitte und Polargleichung derselben, Wurfcurve, stetige und unstetige Functionen, Wachsthum der Functionen, Beispiele von Differentialquotienten, allgemeine Formeln für Differentiation und Beispiele dazu, Interferenzerscheinungen, das Ohm'sche Gesetz, Gleichungen für die Biegeelasticität, Untersuchung von Tragfähigkeit und Festigkeit, Geschwindigkeit bei Centralbewegung, deren Beschleunigung u. s. f. — Möchten viele Gymnasien das Ziel erreichen, an der Hand geschickter Lehrer dieses Lehrbuch zu verstehen und damit zu arbeiten.

B.

G.

Reis, Paul, Dr. Gymnasiallehrer in Mainz. Lehrbuch der Physik, einschließlich der Physik des Himmels (pop. Astronomie), der Luft (Meteorologie) und der Erde (physikal. Geographie), gemäß der neueren Anschauung, für Gymnasien, Realschulen und ähnliche Lehranstalten 2. durchges. u. verbess. Aufl. Mit 200 Holzschnitten und 800 Aufgaben nebst Lösungen. Leipzig, 1873. Quandt und Händel. 2 $\frac{1}{3}$ thlr.

Die Sprache dieses neuen, auf neuester Basis stehenden Lehrbuchs der Physik ist kurz, bestimmt und klar, die Behandlung aller Punkte eingehend, erschöpfend und den neueren Anschauungen gemäß, die neuesten Resultate erklärend, wie kein anderes neben ihm. Ueberall begegnen wir mathematischer Begründung mit knapper, präciser, eleganter Beweisführung (dem Vorbild der besten französischen Mathematiker und Physiker entsprechend). Historische Angaben sind in erwünschter Vollständigkeit überall beigelegt. Alle Punkte der neueren Physik sind gebührend gewürdigt, das ganze Gebiet der Physik so erschöpfend behandelt, wie es nur der Unterricht der besten Schulanstalten verlangen kann. Für den Schüler geht es eher zu weit, als daß es Dinge vermissen läßt. Zur Präparation des Lehrers selbst für den Unterricht dagegen ist es geeignet, wie kein anderes mehr. Es nimmt als Lehrbuch den ersten Rang ein, zumal die vollständigste, ausreichtendste Illustration dem musterhaften Text zur Seite steht. Crüger, Koppe und andere ausgezeichnete Lehrbücher

sind theils noch nicht mit den neuesten Auffassungen versehen, theils überhaupt nicht in dem Grad vollständig und umfassend, wie das neue Lehrbuch von Reiss, das sich ein besonderes Verdienst darum erwirbt, daß es die neuesten Lehren der Wärme, des Lichts und Schalls dem Schulunterricht direct zugänglich macht. Die Tyndall-Helmholtz'sche mechanische Wärmelehre, die Bunsen-Kirchhoff'sche Spectral-Analyse, die Lichtzerlegung durch Absorption nach Kirchhoff und Vommel, die Fluorescenz nach Brewster und Vommel, Allen's Calcescenz, Helmholtz' physiologische Optik und Ophthalmometer, dessen Klangapparate, die neueren chemischen Theorien sind lauter neue Dinge, die wir hier deutlich und instructiv auseinanderlegen hören, und welche ohne Schwierigkeit von dem Leser begriffen werden. Ebenso genügend und instructiv sind die nöthigen Veranschaulichungen durch geeignete bildliche Darstellung, so daß dem Lehrer in jeder Hinsicht willkommener Stoff zur jedesmaligen Präparation für die Stunden an die Hand gegeben ist.

Damit soll nun nicht gesagt sein, daß nicht manches andere der neueren Lehrbücher der Physik daneben noch mit Nutzen gebraucht werden könnte und wird es sich empfehlen, dies und jenes noch z. B. in Prof. J. Müller's Grundriß u. mit seinen unvergleichlichen Illustrationen, oder in Fried's „Technologie“ (beide aus dem rühmlichst bekannten Vieweg'schen Verlag), oder noch andere unsrer in neuerer Zeit nicht mehr seltenen guten Lehrbücher dabei zu Rath zu ziehen, und es wäre schlimm, wenn ein in gewisser Hinsicht vorzügliches Werk über Physik alle andern guten Bücher derselben Art verdrängen müßte.

Die Schlußcapitel über die Physik des Himmels (Astronomie), über die Physik der Erde und der Luft (Meteorologie) sind sammtlich so reich, belehrend und voll der neuesten einschlägigen Beobachtungen, so auf der wissenschaftlichen Höhe der Zeit gehalten, daß sich nirgends klarere, reichere Belehrung über diese Gebiete besammeln findet. Es ist dem Verf. für seinen ausdauernden Fleiß, die neuesten Lehren den Zeitgenossen, insbesondere den Schulen zugänglich zu machen, alles Lob zu spenden.

W.

G.

Pädagogik, Katechetik.

Kirsch, Karl, Licentiat der Theologie, Oberpfarrer zu Königsbrück. Das deutsche Volksschulrecht. Dritter Band. Die neue Schulgesetzgebung und die

Forderungen der Zeit an dieselbe. Hamburg, 1872. Haendcke und Lehmkuhl. 1 1/4 thlr.

Eine Bekanntschaft mit den bestehenden Schulgesetzen und Schulverhältnissen ist in der Gegenwart für Jeden nothwendig, der in der so wichtigen Schulfrage ein Wort mit reden will, darum ist das Erscheinen des vorliegenden dritten Bandes von dem „deutschen Schulrecht“ des Verfassers eine erfreuliche Thatsache. Die beiden ersten Bände dieses Buches erschienen 1854 und 65. Seit dieser Zeit hat sich aber auf dem Gebiete der Schulgesetzgebung gar Manches geändert, so daß ein Nachtrag zu jenen ersten Abthln. ein unabweisbares Bedürfnis geworden ist. Der gegenwärtige dritte Band will aber nicht bloß das dort Gegebene ergänzen und die seitdem immer dringender gewordenen Forderungen an die Schulgesetzgebung darstellen; er hat auch die Ausbildung des Volksschullehrers in sein Bereich gezogen, die früher übergangen worden war, weil sie in einem bes. Abchn. über das Berufsschulrecht zur Sprache kommen sollte. Das Ganze zerfällt in folgende Abschnitte: I) Forderungen der Gegenwart an die Schulgesetzgebung. II) Die Schulgesetzgebung der Neuzeit, das österreichische Schulgesetz und die verschiedenen Schulgesetze und wichtigsten Verordnungen der größeren deutschen Staaten. III) Rechte und Pflichten des Staats gegenüber der Volksschule. (Prinzip der Staatschule; Staatsschulbehörde; Schulzwang; Unterhaltung der Schule aus Staatsmitteln). IV) Rechte und Pflichten der Kirche gegenüber der Volksschule. (Rechte der Kirche an die Volksschule; Pädagogische Bildung der Geistlichen; Religionsunterricht; Kirchenbesuch der Schulkinder. V) Eine Schulvisitations-Ordnung (für das Herzogthum Altenburg v. 14. März 1860). VI) Rechte und Pflichten der Gemeinde gegenüber der Schule. (Die Schulgemeinde; Communalchulprinzip; Unterhaltungspflicht; Synodalschulverfassung; Ortschulvorstand; Kreischulsynode; Landeschulsynode; Wahlrecht. VII) Rechte und Pflichten der Aeltern; Erziehungspflicht; überhaupt und hinsichtlich der Kinder aus gemischten Ehen; Sorge für den Unterricht — in der öffentlichen Schule, Privatunterricht, Schulgeld. VIII) Die öffentliche Volksschule nach ihrer Gliederung, ihrer äußeren und inneren Organisation, Zweck der Volksschule; Arten der Volksschule — Vorschule, Fortbildungsschule, Arbeitsschule, Confectionschule; — Äußere Organisation der Alltagschule, — Schulhaus und Lehrzimmer, Dauer der Schulpflicht, Schülerzahl, Stundenzahl, Ferien, verschiedene Unterrichtsgegenstände; Er-

ziehung, Disciplin u. IX) Der Volksschullehrer; Bildungsgang, — Vorbildung für den Eintritt in's Seminar, Ausbildung im Seminar, Fortbildung der Schulumts-Candidaten, Fortbildung der Schullehrer; Rechtsverhältnisse — rechtliche Stellung, Verwendung und Anstellung; über Lehrerinnen, Einkommen, Dienstpflichten, Dienstpolizei, Pensionierung, Sorge für die Hinterlassenen. Ein ziemlich genaues und ausführliches Register erleichtert den Gebrauch. — Diese Uebersicht zeigt, daß der Verf. keinen in Anschlag kommenden Punkt unbeachtet gelassen hat und wir müssen ihm weiter das Zeugniß geben, daß er mit Fleiß die neueren Gesetze und Verordnungen gesammelt hat. Daß ihm trotz dieses Fleißes hier und da eine Verordnung entgangen ist, liegt in der Natur der Sache und kann ihm schwerlich zum Vorwurf angerechnet werden, doch hätte der Verf. wohl wissen können und anführen sollen, daß das S. 107 erwähnte Verbot der Kindergärten in Preußen keine Geltung mehr hat und daß z. B. in Berlin eine der eifrigsten Anhängerinnen des Fröbelschen Systems ihren Sitz hat. S. 110 citirt er ein Ausschreiben des Kirchenraths der Prov. Brandenburg in Betreff der Fortbildungsschulen aus dem Jahr 1825; dieses ist durch viele neuere Bestimmungen antiquirt. Das neuere bessische Pensionsgesetz hätte wohl eine sorgfältigere Berücksichtigung verdient als es gefunden hat, die Industrieschulen sind in Hessen nicht obligatorisch, wie S. 110 erwähnt wird. Neben den Schulgesetzen hat der Verfasser auch einige die Schulorganisation betreffende Schriften, z. B. die von Fröblich, berücksichtigt und die darin ausgesprochenen Wünsche und Ansichten mitgetheilt, ebenso das Verlangen mehrerer Lehrerversammlungen u., Bestimmungen des nicht zu Stande gekommenen bayrischen Gesetzentwurfs, Beschlüsse der bayerischen Ständekammer, sowie Kritiken einzelner Gesetze. Es läßt sich dagegen nichts bemerken; nur hätten diese Notizen schärfer von den gesetzlichen Bestimmungen geschieden werden sollen. Auch tritt nicht immer so augenfällig, als es zu wünschen wäre, hervor, wo eine erwähnte Bestimmung Geltung hat.

Ueber einzelne Punkte ist an verschiedenen Stellen die Rede, z. B. über die Anstellung der Lehrer S. 88 in dem Abschnitt über die Rechte und Pflichten der Gemeinde, und später 199 ff., wo die Anstellung durch Collatoren, sowie durch die betreffenden Behörden besprochen wird. S. 116 wird über die Einrichtung der Schulsäle, Subsellien u. auch in sanitätlicher Beziehung gesprochen; derselbe Gegenstand wird S. 138 verhandelt, wo von

der physischen Erziehung in der Schule die Rede ist. Diese Wiederholung möchte schwerlich gerechtfertigt sein, wenn sich auch gegen die zuerst erwähnte weniger einwenden läßt. Die Einrichtung der Localitäten gehört nicht in das Kapitel von der Erziehung.

Uebrigens wünschten wir, daß das Buch von Allen, die über neue Schulgesetze ein Wort mitzusprechen haben, gelesen und beachtet würde, damit die neue Schulorganisation nicht mehr zerstört, als aufbaut. Namentlich erlauben wir uns auf folgende Punkte aufmerksam zu machen. S. 38 sind einige Stellen aus Fröblich's Schrift über die Schulorganisation citirt. Es heißt z. B.: „Daß die Kirche nur ein Schulregent zweiten Ranges sein kann, leuchtet schon daraus ein, daß das Schulwesen ohne irdische Zwangsmittel nicht existiren kann, der Kirche aber solche nicht zur Verfügung stehen; auch Geschichte und Erfahrung, sowie das ganze Bewußtsein unserer Zeit erklären sich gegen die alleinige Oberherrschaft der Kirche über die Schule. Der Kirche gebührt aber unbestritten Theilnahme am Schulregiment und die Pädagogen, welche jegliche Verbindungsäden zwischen Kirche und Schule durchschneiden wollen, sind entschieden im Unrechte; denn es sprechen für die Theilnahme der Kirche am Schulregimente nicht nur Rechts-, sondern auch Billigkeits- und Zweckmäßigkeitsgründe.“ — „Es ist ein Act der Pietät, daß man den verdienstvollen ersten Urhebern einer Anstalt Worte des Rathes gönnt. Wir sind der Pflegerin von christlicher Weisheit, Zucht und Sitte hohe Dankbarkeit schuldig.“ „Diese Auffassung wird noch unterstützt durch Zweckmäßigkeitsgründe. Die Kirche ist eine hohe ethische Macht, welche unser ganzes Staats- und öffentliches Leben durchdringt. Ihr verdanken wir zum Theil die hohe religiöse Bildung unserer Zeit. Es ist also äußerst zweckmäßig, diese Macht zum Gedeihen der Schule mit in Thätigkeit zusetzen. Der gewiß freisinnige Zittel zu Heidelberg mißbilligte jede zwangsweise Aufhebung der confessionellen Schule, sowie auch Schenkel erklärte: Die Einrichtung von Communalsschulen ist jedenfalls mit großer Vorsicht und nie gegen den ausdrücklichen Willen der Betheiligten zu bewerkstelligen. „Derselbe liberale Gelehrte forderte die Vertretung der Kirche in der örtlichen Schulbehörde, theils wegen des Ursprungs der Volksschulen meist aus Kirchenschulen, theils wegen des Zweckes der Volksschule, welche vorzugsweise die religiös-sittliche Bildung und Erziehung des Volkes im Auge habe.“ Auch stehe der Kirche, beziehungsweise deren Behörden, die unmittelbare Beaufsichtigung des religiösen Unterrichts

und die Leitung desselben in sämmtlichen Staats-
schulen zu; zur Vermeidung von Collisionen
habe sie sich über die Vollziehung ihrer Be-
aufsichtigung und Leitung mit den Schulbe-
hörden in Vernehmen zu setzen, die religiösen
Erziehungsgrundsätze, Unterrichtsgegenstände
und Lehrbücher sollten von den kirchlichen Be-
hörden festgestellt werden, die Vertreter der
Kirche in den Ortschulaufsichtsbehörden hät-
ten darüber zu wachen, daß der religiös-sitt-
liche Charakter der Schulzucht gewahrt, ins-
besondere daß der Religionsunterricht lebendig
und geistbildend ertheilt werde. Fröhlich ver-
langt auch Vertretung der Kirche in der von
ihm beantragten Kreis-Schulsynode. Die
Geistlichen sollten übrigens recht beherzigen,
was S. 40 über die Nothwendigkeit ihrer
pädagog. Bildung gesagt ist. Sehr zu em-
pfehlen ist die Bestimmung in Bayern, daß
während der Dauer der Fortbildungsschul-
pflicht, die Schüler auch zum Besuch der öf-
fentlichen Religionsunterrichts-Christenlehre
verpflichtet sind. Im Königreich Sachsen ha-
ben die Lehrer, welche zugleich Religionslehrer
sind, statt des früheren viel strengeren Dienst-
leides seit 1871 folgendes Gelöbniß abzu-
legen: „Ich gelobe vor Gott, daß ich das
Evangelium von Christo, wie dasselbe in der
heiligen Schrift enthalten und in der ersten
ungeänderten Augsburgischen Confession be-
zeugt ist, nach bestem Wissen und Gewissen
lauter und rein lehren und verkündigen will.“
Jedenfalls sollte jeder Lehrer, der Religions-
unterricht zu ertheilen hat, in seinem Dienstleid
besonders darauf hingewiesen werden,
daß er diesen Unterricht dem Bekenntniß der
Kirche gemäß zu ertheilen habe. So sollen
in Anhalt-Deßau diese Lehrer zwar nicht auf
die Bekenntnißschriften der ev. Kirche ver-
pflichtet werden, doch soll in den Vocationen
ausgedrückt werden, daß auch für sie die in
der Landeskirche zur Geltung gekommenen
Bekenntnißschriften maßgebend seien. Wie
wenig dagegen von Seiten der liberalen Volks-
vertreter für die Kirche zu hoffen ist, zeigte
selbst die bayerische Abgeordnetenversammlung,
welche bei der Berathung über das, gerade
wegen seiner radicalen Bestimmungen von der
ersten Kammer verworfene Schulgesetz den
Antrag annahm: daß bei den Ortsschulcom-
missionen der Ortspfarrer keinen Sitz und
auch in Landgemeinden der Bürgermeister den
Vorsitz haben solle. Doch solle der Orts-
pfarrer von den Sitzungen der Schulcommis-
sion in Kenntniß gesetzt werden, und berech-
tigt sein, in ihnen zu erscheinen, Anträge zu
stellen, an der Berathung und Beschlusssaf-
fung theilzunehmen, und die Mitglieder der
Schulcommission sollen mit dem Geistlichen

das Recht haben, die Schulen von Zeit zu
Zeit zu besuchen. Und doch soll der Geist-
liche keinen Sitz in den Commissionen haben;
das verstehe, wer Unsinn verstehen kann! Noch
sollen die Kinder der Oberklasse zu regel-
mäßiger Theilnahme am Gottesdienste ange-
halten werden, doch wird von mehreren Sei-
ten verlangt, der Lehrer solle zur Controle
darüber nicht verpflichtet sein. Im neuen
Schulgesetzentwurf für H.-Darmstadt ist vom
Kirchenbesuch der Schulkinder gar keine Rede.

Schulgeld wird nach den neueren Schul-
gesetzen ziemlich allgemein erhoben, wenigstens
ist die Erhebung von solchem den Gemeinden
gestattet. Die gegentheilige Bestimmung der
preussischen Verfassung konnte bis jetzt noch
nicht durchdringen. Nur an einzelnen Orten
wie in Berlin wurde dasselbe aufgehoben. In
Bayern wurde den Gemeinden gestattet, zu
beschließen, daß die Gemeindekasse das Schul-
geld ganz oder theilweise übernehmen, soweit
dazu die Ueberschüsse der Gemeindeeinkünfte,
ohne daß Umlagen erfordert würden, hinreich-
ten. Die Umwandlung des Schulgeldes in
eine Gemeindeumlage sollte nicht gestattet sein.
Das gewiß mit Recht; namentlich in Gegen-
den, wo Fabriken gefunden werden, bezahlen
gerade die Fabrikarbeiter meistens wenig Com-
munalsteuer, weil sie wenig Grundeigenthum
besitzen, und haben meistens ein besseres Ein-
kommen, als der Mittelstand unter den Bau-
ern. Die Aufhebung des Schulgeldes unter
den gegenwärtigen Verhältnissen involvirt in
der That eine große Ungerechtigkeit. — Acht-
jähriger Schulbesuch ist fast allenthalben ver-
ordnet; nur in Bayern genügt ein siebenjähri-
ger mit der Bestimmung, daß keinem Schü-
ler versagt werden könne, noch ein weiteres
Jahr die Schule zu besuchen. Die Aufnahme
soll nach vollendetem 6. Lebensj. geschehen, doch
ist fast allenthalben die Aufnahme zu Ostern
gestattet, wenn die Kinder bis zum 1. Octo-
ber das 6. Lebensjahr erfüllen. In Wür-
temberg beginnt die Schulpflichtigkeit erst mit
dem 7. Jahre; doch steht es den Eltern frei,
ihre Kinder wenn sie gehörig entwickelt sind,
schon im 6. Jahre in die Schule zu schicken.
Im Königreich Sachsen wurde offiziell die
Frage erörtert, ob es nicht zweckmäßiger sei,
die Schulpflichtigkeit erst mit dem vollendeten
7 Jahre beginnen zu lassen; doch ist man
zur Zeit noch bei dem 6. Jahre geblieben.
Einige Regierungen in Preußen bestimmten,
daß die Kinder nach vollendetem 8. Jahre in
die Schule eintreten sollten; doch sollte spä-
terer Eintritt gestattet sein, wenn hinreichende
Gründe vorhanden wären. Dreijähriger Be-
such der Fortbildungsschule ist mehreren Stän-
den strenge befohlen, und man neigt sich

immermehr dahin, diesen Besuch obligatorisch zu machen, wie auch im neuen hessischen Gesetzentwurf geschehen ist. Nur das neue badische Schulgesetz hat den Zwang für den Besuch der Sonntagschule und der Christenlehre aufgehoben. Ueber die Präparandenbildung bestehen noch die verschiedensten Bestimmungen. In Preußen hat man im Allgemeinen keine geschlossenen Präparanden-Anstalten, man rechnet auf die freiwillige Thätigkeit der Geistlichen und Lehrer. Im Königreich Sachsen hat man die bisher von den Seminarien unabhängigen Vorbereitungsanstalten mit ersteren unter dem Namen einer 5. und 6. Classe vereinigt, ohne jedoch den Schülern eines solchen Proseminars die Wohlthat freier Wohnung und gemeinsamer Kost in Aussicht zu stellen. In Sondershausen steht die Wahl der Unterrichtsanstalt zur Vorbereitung Jedem frei; diejenigen, welche sich in einer der inländischen höheren Unterrichtsanstalten vorbereiten, erhalten später bei der Anstellung das bezahlte Schulgeld zurück. In Braunschweig werden die jungen Leute für das Seminar meistens in der Realschule vorbereitet. In Gotha ist Bedingung für die Aufnahme ins Seminar Gymnasialbildung und zwar mindestens die Reife für die Sekunda des Gymnasiums oder für die Prima des Progymnasiums oder ein der Höhe dieser Forderung gleichstehendes Examen. Im Allgemeinen wird bei den Seminarien noch das Internat festgehalten. Nach der sächsischen Schulordnung war dasselbe selbst auf diejenigen Zöglinge auszudehnen, deren Eltern im Seminarorte wohnten. Ausnahmen konnten nur in ganz besonderen Fällen mit Genehmigung der Kreisdirection eintreten. Auf dem Landtage 1869 wurde beantragt, daß für die Schüler der höheren Seminarclassen das Internat nur facultativ beibehalten werden solle. Im Allgemeinen sind die Stimmen pro und contra noch getheilt, doch neigt man sich immer mehr zur Freigabe des Internats. In Bayern und in den meisten andern deutschen Staaten ist die Dauer des Seminarbesuchs auf zwei Jahre festgesetzt; doch hat man in Preußen, in Württemberg und Hessen neuerdings denselben auf 3 Jahre ausgedehnt. Auch in Sondershausen ist der cursus dreijährig. Im Königreich Sachsen soll die Bildungszeit der Zöglinge und deren Aufenthalt im Seminar den Zeitraum von vier Jahren umfassen; derselbe kann unter Umständen um ein Jahr verlängert, aber auch um eins herabgesetzt werden.

Doch wir brechen ab, indem wir hoffen, daß diese Mittheilungen zeigen, wie dankenswerth es ist, daß sich der Verf. der Mühe

unterzogen hat, die neueren Schulverordnungen zusammenzustellen. Zu wünschen wäre aber, die Correctur wäre sorgfältiger vollzogen worden. Das Buch wimmelt von Druckfehlern, und fast keine Seite ist ganz frei von solchen. Str.

Beglin, J. G., Seminarlehrer in Dramburg. Praktische Winke über die Fortbildung des Lehrers im Amte. Zugleich ein Wegweiser zur Einführung in die pädagogische, vortsthumliche und classische Literatur. Gütersloh, 1873. C. Bertelsmann. 2 thlr.

Der Verf. hat bei den Wiederholungsprüfungen junger Lehrer niederbeugende Erfahrungen über die Fortbildung derselben gemacht und die Rathlosigkeit vieler in Betreff dieses Punktes erkannt; dies war der Grund, welcher ihn zur Ausarbeitung der vorliegenden Schrift bewogen hat. Dieselbe ist nicht darauf berechnet, gereiften Schulmännern, oder gar Männern der Wissenschaft etwas Neues und Besonderes zu sagen, sie will nichts weiter sein, als ein schlichter Bericht von den Wegen, die der Verfasser behufs seiner eigenen Fortbildung gegangen ist; sie will erzählen von der Freude, welche die Beschäftigung mit den Bildungsmitteln des kirchlichen Volks- und Schullebens ihm gewährt habe und noch gewähre, um ins besondere jüngere Lehrer dadurch anzuregen, sich gleiche Befriedigung und gleichen Segen zu verschaffen. Dabei wollte der Verf. nur innerlich Durchlebtes und Erprobtes besprechen und empfehlen, weil jungen Lehrern mit Abhandlungen, die am Studirtische entstanden, und nicht aus der Erfahrung heraus geschrieben sind, sehr wenig gedient sei. Darum hielt es der Verf. für geboten, über Gegenstände, die ihm ferner legen und mit denen er sich weniger beschäftigt hatte, kurz hinweg zu gehen, wie z. B. über den Zeichenunterricht. Bei Disciplinen, die dem Seminarunterrichte zugemeinen sind, glaubte er ohne Bedenken die Form aphoristischer Bemerkungen wählen zu dürfen, weil er eine größere Bekanntschaft mit denselben voraussetzen durfte.

In welchem Geiste das Buch geschrieben ist, zeigt der Schluß der Vorrede, wo es heißt: „Mit gutem Bedacht habe ich das alte bewährte Schriftwort: „Die Furcht des Herrn ist der Weisheit Anfang“ an die Spitze des Buches gestellt. Mit einer von Gott und Seinem Worte, sowie von den der Kirche Christi anvertrauten Heilschätzen losgelassenen Pädagogik will ich nichts zu schaffen haben. Als die größten Bildungsmittel gelten mir: Bibel, Katechismus und Gesangbuch,

die drei kostbarsten Kleinodien der Kirche und Schule, sowie des christlichen Volkslebens. Wer die Schule dieser drei Kleinodien herauheben möchte, dessen Streben geht einfach dahin, ihr die Lebenswurzeln abzuschneiden. Eine Lehrerbildung, die sich von Bibel, Katechismus und Gesangbuch emanzipirt, ist innerlich hohl, geräth auf Abwege und entbehrt des rechten Segens. Der Verf. dieses hegt übrigens, was die fernere Geltung der genannten drei Hauptbücher in unseren Schulen betrifft, keine bange Sorge.“ Ob auch ein von Gott und Seinem Worte gekehrtes Geschlecht unserer Tage versuchen möge, sie zu beseitigen, wir fürchten uns nicht; diese Heilsbrunnen werden der Stadt Gottes bleiben, denn Gott ist bei ihr darinnen; Gott hilft ihr frühe.“

Indem wir unsere Uebereinstimmung mit dem Gesagten erklären, versuchen wir noch, über den Inhalt kurz zu berichten. Das Ganze zerfällt in acht Abschnitte. Der erste behandelt das Studium der heil. Schrift, des Katechismus und des Gesangbuchs. Es wird den Lehrern empfohlen, täglich aus der Quelle des Heils, der heiligen Schrift, zu schöpfen. Denn ein Lehrer, der täglich betend in seiner Bibel forsche, bleibe jugendlich frisch auch im höheren Alter und es erfülle sich an ihm das Wort der Verheißung: „Und ob sie gleich alt werden, werden sie dennoch blühen, fruchtbar und frisch sein.“

Um dieses zu begründen, werden die Aussprüche bedeutender Männer über den Werth der Bibel mitgetheilt, es werden Winke über das rechte Bibelstudium gegeben u. dergleichen. Es schließt sich eine Lobpreisung der sog. Bekenntniskatechismen, besonders des Lutherischen. Dieser sei ein Meisterstück ohne gleichen und stehe selbst in Beziehung auf Anordnung und Gliederung höher als der Heidelberger. Es sei nämlich eine Erfahrung alter Katecheten der reformirten Kirche, daß der gewaltige Inhalt der fünf Hauptstücke die Zwangsjacke der genannten 3 Grundbegriffe des Heidelberger Katechismus überall sprengte sobald man anfange, ihn allseitig zu behandeln. Man müsse aber von dem Lehrer Bekanntschaft nicht bloß mit dem Katechismus, der populärsten der Bekenntnisschriften verlangen, sondern auch mit den übrigen Bekenntnisschriften der evangelischen Kirche. Bei solchen Beschäftigungen werde derselbe auch auf das weite Gebiet der Kirchengeschichte geführt; dabei dürfe er auch nicht die Missionsgeschichte, diesen wichtigen Zweig der Kirchengeschichte übergehen oder übersehen. Weiter müsse man von ihm fordern ein Studium der Schätze, welche durch die Anbetung der Gläubigen der Kirche zu Theil geworden sind, nämlich der Gebete

und Lieder, wie sie das Gesangbuch enthält. Der Cultus der evang. luth. Kirche und die Gebets- und Liederschätze, welche aus denselben von der Gemeinde in Gebrauch genommen werden, seien des Studiums würdige Gegenstände, und der Lehrer, der doch in mancher Beziehung auch ein Diener der Kirche sei, sollte eine Ehre darin suchen, gerade auf diesem Gebiete recht bewandert zu sein. Je tiefere Blicke er thue, desto größer werde die Freude sein, welche solche Beschäftigung gewährt. Am Schlusse des ersten Abschnittes wird die Bedeutung der apologetischen Literatur gezeigt. Der zweite Abschnitt trägt die Ueberschrift: „Das Studium des Volkes, seiner Anschauungen und Sitten, seiner Sprache und Literatur.“ Ein reichhaltiger Abschnitt. Zur Charakteristik folgende Stelle (S. 43): „Also der Lehrer schließe sich nicht vom Volke ab, sondern gehe bei demselben in die Schule. Ich zähle unser Volk zu den Gebildeten und die Gebildeten zu dem Volke. In der That: Die wunderbare Poesie der Märchen und die tiefe, Alles umfassende Weisheit der Sprichwörter, sind ein vollgültiges Zeugniß, daß es dem Volke an tiefer Lebensbildung nicht fehlt. Die über die Bildung des Volkes hinausgehende künstliche Bildung besteht zum großen Theil in der Ausbeute, welche die Erforschung dessen giebt, was das Volk unmittelbar ist und hat. Die im Volksleben vorhandenen Bildungsschätze haben überdies den eigenthümlichen Reiz, den Unmittelbarkeit und Ursprünglichkeit stets mit sich führen.“ Empfohlen werden die verschiedenen Schriften von Niehl. Ein interessantes Feld thue sich in unserer Volksliteratur dem jungen strebsamen Lehrer auf. Eine Fundgrube sei allein schon das deutsche Volkslied, die deutsche Sage, die sinnige Poesie der Märchen, sowie der Erzählungen aus dem Volksleben von Glaubrecht, Jeremias Gottschalk u. dergleichen. Besprochen werden im Einzelnen: 1) die deutschen Sprüche und Sprichwörter 2) die Fabel und die Parabel, die Märchen und Räthselfragen, die Sagen (die mythologischen und Göttersagen, die deutschen Heldensagen, die Thiersagen, die Heiligenagen und Legenden, die Volksage im engeren Sinne), die populären Historien und die Biographie, das Volkslied, die Erzählung, die deutschen Mundarten. Man sieht, der Verf. hat sich in allen diesen Gebieten umgesehen. Der dritte Abschnitt behandelt, das Studium der classischen Literatur. Der Verf. zeigt, wie schon durch die Benutzung eines guten Lesebuchs eine ganz achtbare Menge wirklich guten Literaturwissens und Kennens gewonnen werden könne.

Das Seminar könne freilich auf diesem

Gebiete im besten Falle bloße Anregungen geben, aber es sei eben Sache des Lehrers, auf der im Seminar durch Unterricht und Privatlectüre gewonnenen Grundlage weiter zu bauen. Bei solchem Weiterbauen müsse sich der Lehrer vor einem Grundirrtum recht zu bewahren suchen, vor diesem nämlich, es könne Literaturkunde durch Betreibung der Literaturgeschichte gewonnen werden. Der Lehrer solle nicht sowohl über die Classifier lesen, er solle sich vielmehr selbst an das Studium ihrer Meisterwerke machen und diese gründlich und oft lesen; doch nur das Beste, und vorzugsweise das Reine solle er aus der classischen Literatur zur Lectüre erwählen. „Er bleibe fern von dem Gögendienst der hochberühmten Namen, wobei man Alles anbetet, was den Namen eines Literaturheroen trägt.“ Es werden nun einige Winke gegeben, was zu lesen sei und was nicht. Vielleicht hätte der Verf. hierbei noch ausführlicher sein können und sollen. Was noch weiter zu lesen sein möchte, wird genauer besprochen: 1) Waltenstein von Schiller; 2) Goethes Hermann und Dorothea, 3) Goethes Faust; 4) dessen Iphigenia in Tauris. Der vierte Abschnitt ist dem „Studium Shakespeare'scher Dramen“ gewidmet. Der Verf. sagt: Es könnte auffällig erscheinen, daß einem einzelnen Schriftsteller ein eigner ganzer Abschnitt gewidmet ist, einem Schriftsteller, der dazu dem Auslande angehört und dem Lehrer nur durch Uebersetzungen zugänglich ist. Indeß, es handelt sich eben um das Studium des größten, unübertroffenen Meisters, der weder bei den alten, noch bei den neueren Völkern irgendwie seines Gleichen hat, sowohl, was den gewaltigen Inhalt, als auch, was die wundervolle poetische Form der Darstellung betrifft. Shakespeare ist ein solcher Riese, — so hat man von ihm gesagt — daß man aus dem Ärmel seines Kleides einen ganzen Mantel für sonst große Dichter nähen könnte. Der größte deutsche Dichter hat in jovialer Laune Shakespeare gegenüber sich einen Lump genannt. Näher besprochen werden: 1) Richard III., 2) König Lear, 3) der Kaufmann von Venedig, 4) Othello, Moir von Venedig. Alles wird im Geiste der Schrift des Pastors Dittelschof: „Shakespeare's Tragödien — ein Wegweiser zum Glauben“ besprochen. Der fünfte Abschnitt führt die Ueberschrift: Die Arbeit für die Schulpraxis. Behandelt wird in demselben: 1) das Studium der Pädagogik und ihrer Geschichte, 2) Vorbereitung und Nachbereitung. Daß das Studium der Pädagogik und ihrer Geschichte empfohlen wird, versteht sich von selbst. Doch sagt der Verf. (S 263): „Bei solchem Studium liegt eine

Gefahr sehr nahe, — vor der übrigens der strebsame junge Lehrer auch auf andern Gebieten nicht sicher ist, und auf die ich deßhalb recht nachdrücklich hinweisen möchte. Ich meine die Gefahr, die Kräfte zu zersplittern und über den Einzelheiten das Ganze zu verlieren, — die Gefahr, in die Weite und Breite gedrängt zu werden und ein compendiarisches Wissen anzuhäufen, das so leicht zur Oberflächlichkeit und zu einer aufblähenden Halb- bildung führt und wobei dann die rechte Selbständigkeit, Freiheit und Befriedigung so oft verloren geht. Es ist von entscheidender Wichtigkeit, alle Mannigfaltigkeit der Bildung, wenn anders sie nicht zerstreuen und zerstören, sondern wirklich aufbauen und Leben schaffen soll, unter ein höheres Gemeinsames zusammenzufassen, alles Einzelwissen zu combiniren und alles Thun in Beziehung treten zu lassen zu dem Einen bestimmten Ziele, welches Herz und Seele des Menschen erfüllen soll: das ewige Heil. Nur dann ist die Menge der Wege, die der Lehrer bei seiner Weiterbildung betreten muß, und das Vielerlei, dem er sich zuwenden hat, unschädlich; nur dann wird gründliches Wissen und solide Berufs-, Gemüths- und Charakterbildung der Lohn und Erfolg des Weiterstudiums sein. In diesem Sinne werden weitere kurze Andeutungen aus der Geschichte der Pädagogik zc. gegeben. Der sechste Abschnitt enthält: Winke für das Studium einzelner Disciplinen. Es wird dem Lehrer gestattet, ja empfohlen, eine oder die andere Disciplin zu einem Lieblingsgegenstand seiner Studien zu machen, während auf dem Seminar die Bevorzugung eines Unterrichtsgegenstandes ernstlich zu widerrathen sei. Besprochen werden: 1) Musik, 2) Geographie und Geschichte, 3) Naturkunde, 4) Zahl, Form und Sprache. Zuletzt werden noch mit wenigen Worten Zeichen und Turnen berührt. Der siebente Abschnitt ist überschrieben: Fortbildung des Lehrers durch brüderliche Gemeinschaft mit den Amtsgenossen, — Konferenzen, Benutzung von Zeitschriften. — Fortbildungsanstalten. Ausführlicher besprochen werden: Der Verein evangelischer Lehrer und Schulfreunde für Rheinland und Westfalen, sowie die damit in Verbindung stehenden Bibelkonferenzen, sodann der Deutsche evang. Schulverein. Nach S. 349 sollen „pädagogische Zeitschriften vor allen Dingen christlichen Boden unter den Füßen haben und bemüht sein, nicht aus den Stüben der Lehrer allerlei Erbachtes zu bringen, sondern aus den öden Steppen der doctrinären Pädagogik und Lehrkunst auf das engbegrenzte, grüne Feld des in der Schulfarbe sich frisch entwickelnden Kinderlebens zu-

rückzuführen und dort Höhen und Tiefen des Geisteslebens zur Anschauung zu bringen, wie sie bei keiner Versenkung in die Unterrichtsobjekte sich darbieten.“ Ausführlicher besprochen werden noch die Fortbildungsanstalten für Lehrer, nämlich die Einrichtungen, daß junge Lehrer, welche ein Anstellungsverzeugniß besitzen, sich überhaupt pädagogisch und wissenschaftlich, und namentlich zur Ertheilung von Unterricht in den oberen Klassen der Bürgerschulen weiter bilden können. Der achte Abschnitt wird bezeichnet: Goldene Äpfel in silbernen Schalen. Für stille Stunden. Es werden sententiose Aussprüche von Matth. Claudius, Goethe, Schiller, Lessing, Rückert, u. A. m. mitgetheilt, sodann pädagogische Aussprüche von Jeremias Gotthelf, sowie Fundamentalgrundsätze der Pädagogik von Wiefe, Erdmann, u. A. m. Ein ziemlich vollständiges Register erleichtert die Benutzung dieses Abschnittes, sowie des ganzen Buches. Bei jedem Abschnitte finden wir Andeutungen über die betreffende Literatur, sodaß der Lehrer nicht zu fragen braucht, wo er sich weiter Rathes erhalten könne.

Wir brauchen nach dem Mitgetheilten kaum noch Etwas zur Empfehlung hinzuzufügen.

R. Str.

Grübner, Dr. Der Inhalt des Religionsunterrichtes in seinem Verhältnisse zu den übrigen Lehrgegenständen der Volksschule. Ein Beitrag zur Lösung der Schulfrage. Danzig, 1873. Rasemann. 7 1/2 Sgr.

Wir können dem vorliegenden Schriftchen die Anerkennung nicht versagen, daß es versucht, den Weg, welchen die neue Schulgesetzgebung Deutschlands einschlägt, consequent durchzuführen. Die volle Consequenz zu ziehen, hindert aber auch diesen „höchst vorurtheilsfreien Menschen“ noch die Erwägung, „daß für den Ausfall an sittlicher Bildung und tugendhafter Gesinnung, welcher durch Verweisung des Religionsunterrichtes aus der Schule erzeugt wird, auf andern Wegen kein Ersatz geschaffen ist.“ Er will deshalb noch etwas Religionsunterricht lassen. Wofür? ist uns freilich unklar geblieben! denn nachdem der Verf. als allein richtig und pädagogisch gefordert hat, daß die heil. Geschichte in die Gesamtheit des Geschichtsunterrichtes aufgenommen werde und zwar solcher Gestalt, daß der älteste Theil bis Mose als jüdische Stammesgeschichte, das übrige, sowie die Geschichte Christi und der Apostel u. als Profan-Geschichte behandelt würde; nachdem er das Bibelleben, und zwar nach Althoff's kath. Uebersetzung

statt nach Luther, in dem Leseunterricht untergebracht, das Kirchenlied der Literaturgeschichte übergeben hat, halten wir einen zweifelhafte Religionsunterricht über allgemeine Glaubens- und Sittenlehre für höchst überflüssig. Was soll denn da der Lehrer lehren? Was er selbst nicht weiß? das ist bekanntlich bei Alten wenig, bei Kindern gar nicht lohnend. Doch wir wollen hier nicht widerlegen. Nur eine kleine Blumenlese aus dem „vorurtheilsfreien“ Schriftchen wollen wir bringen. „Der umfangene, gewissenhafte, wahrheitsliebende Lehrer wird also die Kinder darauf aufmerksam zu machen haben, daß die Hebräer sich die Entstehung der Welt allerdings so gedacht haben, wie die Bibel erzählt, daß in Wirklichkeit aber der Verlauf der Sache ein anderer gewesen ist.“ S. 8. „Jeder gebildete Mensch und besonders jeder öffentliche Lehrer, der von der Staatsbehörde geprüft und mit einem amtlichen Zeugnisse versehen ist (— man bemerke die Rhythmi!), weiß heut zu Tage, daß der Raum, den unser Sonnensystem einnimmt, ursprünglich mit einer dunstförmigen Materie u. — „Jedem Lehrer ist ferner bewußt, daß nach den Naturgesetzen, die den Aggregatzuständen (— wie immens gelehrt muß der Mann sein, der solche Worte gebraucht!) der Körper zu Grunde liegen, um den feurigen flüssigen Erdkern sich eine feste Kruste bilden muß u.“ (S. 9). Im Falle über diese Dinge noch Streit unter den Gelehrten, Platonisten, Neptunisten u. herrscht, hat das ganz und gar nichts zu sagen. Jeder gebildete Mensch u. kann erfahren, wo Herr Dr. Grübner wohnt (Referent kann es nicht angeben, weil er kein gebildeter Mensch in des Verf. Sinn ist) und dieser wird gewiß im Stande sein vermöge einer durch „anderweitig gewonnene Bildungstoffe“ erzeugten Unfehlbarkeit das Richtige anzugeben! Bei dem unfehlbaren Papste könnte man das freilich einfacher haben! „Kein Gebildeter wird der Erzählung von Adam und Eva auch nur die geringste naturgeschichtliche (!) Bedeutung beilegen.“ S. 10. — „Der Lehrer wird nicht unerwähnt lassen, wie in jetziger Zeit die Naturforscher angelegentlich mit der Frage beschäftigt sind, ob die ersten Menschen durch die Hand des Schöpfers gleichsam aus einem Gusse fertig hervorgegangen sind, wie die Bibel annimmt, oder aber ob dieselben, wie mit größerer Wahrscheinlichkeit gemuthmaßt wird, sich allmählig aus Gebilden niedriger Art entwickelt haben.“ Also etwas Darwinismus! Da der hochgebildete Pädagog Grübner es für zweckmäßig hält, daß in der Volksschule schon die Muthmaßungen der Naturwissenschaft gelehrt werden: so würde sich der Vollkommenheit

wegen doch auch die Vogt'sche Affentheorie empfehlen. Für die eine Stunde Sittenlehre müßte jedenfalls die wissenschaftliche Begründung des Communismus herhalten.

Wir zweifeln nicht, daß auf diesem Wege nach und nach eine Veredlung des Gemüthes eintreten wird, welche ihren Erzeugern in den Haaren bange macht.

B.

F.

Lang, G., kgl. Seminar-Direktor zu Reichenbach. **Epistel-Bearbeitung für Lehrer.** 128 S. 8. Görlitz. Wollmann.

Der Verf. hat alle diejenigen Episteln, die in der Schule zur Erklärung kommen, also mit Auslassung der Episteln der zweiten Festtage und anderer in die Ferienzeit fallender (so daß er z. B. sofort von der Epistel des Christustages, auf die Epiphania-Epistel übergeht), mit einer kurzen, auf das Wesentlichste beschränkten Erläuterung versehen und zugleich in einer Einleitung die Art, wie der vorliegende Stoff zu behandeln ist, aneinander gesetzt. Bei jedem Verse hat er auf die verwandten Verse der Pieder hingewiesen, welche in der Schule gelernt werden und eine reichliche Auslese biblischer Beispiele beigelegt. Es findet also hier der Lehrer Stoff genug, um diese Bibelfunde für die Kinder geeignet zu machen. Zweckmäßig ist es, daß er am Schlusse des Ganzen auch kurze Bemerkungen über die Briefe der Apostel beifügt, aus denen die Perikopen entnommen sind. Auf diese Weise, wenn jedes Mal ein kurzer Hinweis auf den Hauptinhalt des Briefes gegeben wird, kann sich am ersten beim Kinde eine genauere Kenntniß desselben und eine Einsicht in den Organismus des neuen Testaments bilden.

E.

Enwendrich, Das christliche Kirchenjahr. 96 S. Rangenfalza. Schulbuchhandlung von Grefler.

Dies mit großer Bescheidenheit in schlichtester Form auftretende Schriftchen „die Arbeit eines schlichten und einfachen Dorfschullehrers“ ist eine sehr dankenswerthe Gabe, zunächst den Volksschullehrern dargeboten, aber auch für jeden Gebildeten, der nicht tiefere Studien machen kann oder will, höchst belehrend und anregend. Man fühlt dem Schriftchen die Liebe an, mit der es geschrieben ist, und das thut besonders wohl in unsrer Zeit. Es handelt zunächst vom christlichen Kirchenjahr im Allgemeinen; dann bespricht es die Einteilung und die Namen der einzelnen Zeiten und Sonntage. Weiter bespricht es in ruhiger,

wohlthuernder und ganz einfacher Weise die heiligen Handlungen und Ceremonien (Taufe, Confirmation, Abendmahl, Beichte, Trauung, Begräbniß.) Ein kurzer Abschnitt über Kirche, Altar, Kanzel, Kirchturm, Glocken, Orgel und Kreuz macht den Schluß des in bestem Geist geschriebenen Büchleins. — Nur um unser lebendiges Interesse zu beweisen, heben wir einen Umstand hervor, den wir gefunden. Der Verf. findet mit Recht die Einteilung des Kirchenjahrs in eine festliche und festlose Hälfte rein äußerlich und unbegründet, bricht aber doch nicht ganz mit dieser herkömmlichen Einteilung, sondern zerlegt „die Festhälfte“ in drei Festkreise und schweigt eigentlich von den Trinitatissonntagen ganz. Offenbar sind dieselben zum Pfingstkreis zu rechnen. Dieser kleine Umstand beeinträchtigt aber den Werth des Büchleins durchaus nicht.

D.

Köhler, J. A., Seminar-Direktor in Grimma. **Stoffe und Entwürfe zu biblischen Geschichts-, Pieder-, Spruch-, Kateschen und Katechismusunterredungen.** Für einen concentrirenden Religionsunterricht in den Oberklassen evang. Volksschulen bearbeitet und geordnet. Zweite vermehrte Auflage. I—III. Theil. Grimma, 1871. Gensel. 18 sgr.

Es ist eine bemerkenswerthe Thatsache, daß von zwei Seminardirektoren im Königreich Sachsen fast zu gleicher Zeit 2 Hülfsbücher zur Erklärung des kleinen lutherischen Katechismus kurz nach dem Erscheinen der ersten Auflage in zweiter erschienen sind. Es muß also der Relogie noch nicht gelungen sein, das alte Schulbuch von seinem wohl verdienten Plage zu verdrängen. Beide Verf. stehen auf dem biblisch-gläubigen Standpunkt, sodaß zu erwarten steht, unter ihrem Einflusse würden auch die Seminaristen vor den Verirrungen des theolog. Radicalismus bewahrt. In der Ausführung gehen beide Verf. verschiedene Wege. Schütze*) hält sich allein an den Katechismus; Köhler behandelt seinen Gegenstand nach den jetzt beliebten Grundsätzen der Concentration des religiösen Stoffes. Für jede Woche werden biblische Geschichtskateschen, Piederkateschen, Epistellkateschen und Katechismusunterredungen über ein Wochenthema zusammengestellt. Z. B. Nr. 1. Wochenthema: Der Weg des Heils, oder: Was soll ich thun, daß ich selig werde? Bibl. Geschichtskatesche

*) S. die folg. Rec.

über Luc. 10, 38—42; Niederkatechese über Eins ist Noth von Heinrich Schröder; Spruch und Epistelkatechese über 1. Matth. 11, 25—30 2. Phil. 3, 4—16; Katechismusunterredungen über: Der Heilsweg. 1) Irrwege, 2) der rechte Weg, auf den Gottes Wort hinweist. Nr. 16. Schluß der Gebote. Der Gesetzgeber als Richter. A. Bibl. Geschichtskatechese Marc. 6, 16—29. Die Enthauptung Johannis des Täufers ein Zeugniß von menschlicher Sündhaftigkeit. B. Niederkatechese. 1. „Gott du bist heilig und gerecht“ v. Heeren. 2. „Aus tiefer Noth.“ 3. „Gesetz und Evangelium.“ C. Bezügliche Spruch- und Epistelkatechese über 1. 1 Joh. 3, 4—9; 2. 5 Mos. 27. u. 28. D. Katechismusunterredungen über 1. Thl. Zergliedernde Disposition. 2. Thl. Gott drohet die Sünder zu strafen, die ihn hassen. 3. Thl. Fortsetzung. 4. Thl. Gott verheißt Gnadenlohn denen, die ihn lieben und seine Gebote halten. Rec. kann es nicht verbergen, daß er kein besonderer Freund dieser Art von Concentration ist. Er fürchtet, durch diese Cumulation der Katechisationen über denselben Gegenstand trete eine Uebersättigung und darum keine gesunde Verdaulichkeit ein. Auch glaubt er, daß dabei die einzelnen Gegenstände nicht zu ihrem vollen Rechte gelangen. Die biblischen Geschichten werden allzusehr nur als erläuternde Exempel betrachtet und behandelt, sie werden aus ihrem Zusammenhang gerissen und nicht in der natürlichen Reihenfolge betrachtet, wie dies nothwendig ist gerade in der Oberklasse, damit die biblische Geschichte zur Geschichte der Vorbereitung und Verwirklichung des Reiches Gottes werde. Namentlich aber werden die Kirchenlieder zu sehr zergliedert und anatomisirt, sodas die wahre Bedeutung derselben verloren geht. Die schwerste Katechisation ist aber die über diese poetischen Ergüsse des religiösen Lebens; dieselben leiden, wenn man sie zur Exemplification irgend eines Wochenthemas benutzt. Ueberdies werden, wenn man das angedeutete Verfahren consequent durchführen will, auch Nieder herbeigebracht werden müssen, denen die Weihe wahrer christlicher Poesie abgeht. Auch unter den hier behandelten Liedern würde Ref. manche nicht ausgewählt haben. Auch ist zuviel jede Woche 1—2 Nieder durchzumachen; man denke doch an den Grundsatz: Non multa sed multum. Doch läßt sich das Buch auch dann mit Nutzen gebrauchen, wenn man den angefochtenen Grundsatz der Concentration nicht annimmt. Das wird doch jeder Lehrer, daß er bei Erklärung des Katechismus auf die biblische Geschichte, die gelernten und erklärten Nieder und Bibelsprüche Rücksicht nimmt. Dazu gibt der Verf. eine zweckmäßige Anleitung. Wir

begrüßen sie auch in dieser zweiten Aufl. mit Freuden.
R. Str.

Schüke, Dr. Fr. W., Seminar-Direktor und Inhaber des Ehrenkreuzes vom R. Sächs. B.-D. **Entwürfe und Katechesen über Dr. M. Luthers kleinen Katechismus für evangl. Volksschullehrer.** Zugleich eine praktische Anleitung zum Katechisiren für Schullehrer-Seminare. 1. Band. Erstes Hauptstück. Zweite Auflage. Leipzig. Druck und Verlag v. B. G. Teubner. (I—III. Bd. 4½ thlr.)

Es ist bei der destructiven antireligiösen Strömung der Zeit eine erfreuliche Thatsache, wenn ein Buch wie das vorliegende in kurzer Zeit vergriffen ist, also daß es seine 2. Wanderung antreten muß. Wir haben allerdings an ausgeführten Katechesen, die als Muster dienen können, keinen Ueberfluß, so daß wir sagen dürfen, der Verf. habe ein vorhandenes Bedürfnis erkannt und zu befriedigen gesucht; und in soweit ist das baldige Erscheinen der 2. Aufl. leicht zu erklären. Bedenkt man aber, wie in der Lehrwelt der luth. Katechismus mehr denn 12 Legionen Gegner hat, und wie namentlich eine vom gläubigen Standpunkte ausgehende Behandlung bei nicht Wenigen Anstoß erregt, so muß man es um so höher in Anschlag bringen, wenn eine Schrift wie die vorliegende raschen Absatz findet. Die sich breit machende, oben angedeutete Richtung unter den Lehrern ist also doch immer noch nicht die allgemein verbreitete. Der Verf. ist ein warmer Freund und Vertheidiger des luth. Katechismus; er erklärt denselben mit v. Beschwiz nicht sowohl für ein schriftstellerisches Produkt aus der Feder Luthers, als für eine Arbeit der ganzen Kirche. Sie ruhe auf Säulen der göttlichen Pädagogie. Es gehe stetig vom Sollen durch Glauben zum Wollen. Denn aller Anfang des gottseligen Lebens geschehe mit der Erkenntniß des Willens des höchsten Herrn und der bewußten Verpflichtung zu schuldigem Gehorsam. Weil aber der Gehorsam des Gesetzes ein religiöser sei, so ruhe er schon an sich auf dem Glauben, und führe hinan zu dem und in den Glauben der Kinder Gottes, in dem sie mit kindlicher Zuversicht beteten: „Abba, lieber Vater.“ Diese drei Stücke: Gesetz, Glaube, Gebet seien auf jeder Stufe organisch geeint.

Zum guten Katechisiren verlangt der Verf. drei Stücke: das rechte Katechismusverständnis, die rechte katechetische Geschicklichkeit, das rechte Katechetenherz. Auch er will Ent-

wicklung, aber nicht nach Weise des Nationalismus und des Unglaubens, sondern eine der heil. Schrift entsprechende, die gerade nach dieser formellen Seite hin unübertreffliche Muster liefere. Auch er entwickelt aus dem Kinde, aber aus den biblischen Geschichten und Sprüchen, die er aus Gottes Wort zuvor in methodischer Weise in das Herz des Kindes gelegt hat. Christliche Sokratik ist seine Lösung. So erkennt er als berechtigt an: Die memoriale Lehrmethode Luthers, obwohl die einfachste und die an sich am wenigsten bildende, denn wer nichts merke, wisse nichts; die Spener'sche Analysis, denn in jeder Katechese seien Katechismustext und die biblischen Beweiskstellen catechetisch zu zerlegen und ebenso die Dinter'sche Synthesis, denn solle es bei dem Kinde zu einem Verständniß der heil. Lehre kommen, so müsse der biblische Stoff in logischer Ordnung elementarisch gruppiert, der Inhalt der Begriffe geschickt entdeckt und jede vollzogene Entwicklung mit einer geordneten Zusammenfassung abgeschlossen worden.

Der den Katechesen zu Grunde liegende „Schulkatechismus“ ist von dem Verf. in Verbindung mit dem Oberpf. Dr. Kloster zu Meerane und dem Consistorialrath Dr. Otto zu Glauchau bearbeitet worden.

In der Einleitung behandelt der Verf. den Katechumen, die Bibel und den Katechismus. Dem Katechumen solle es aus Herz gelegt werden, daß er durch die heil. Taufe, ein Christ, ein Kind Gottes und Erbe des ewigen Lebens worden sei und darum als ein Kind Gottes wandeln und nach dem ewigen Leben ringen solle. In der heil. Schrift hätten wir ein festes und zuverlässiges Wort Gottes, eine untrügliche Unterweisung zur Seligkeit. Nach der Bibel sei aber der kleine Katechismus Luthers das gesegnetste Buch der evangel. luth. Kirche.

In den nun folgenden ausgeführten Katechesen werden zunächst die Katechismusfragen mit sachlichen Erläuterungen und catechetischen Winken mitgetheilt und sodann die Katechesen selbst in Fragen und Antworten. Erstere sind im Allgemeinen so abgefaßt, daß die gewünschten Antworten folgen können; hier und da deutete der Verf. selbst an, daß wahrscheinlich Zwischenfragen nothwendig seien.

Bei dem 5. Gebot findet sich eine ziemlich objektiv gehaltene Expectoration über die Todesstrafe. Der Verf. beruft sich auf Wuttke um die Behauptung, daß der christliche Sittenlehrer die Rechtmäßigkeit der Todesstrafe für erweislich vorsegleichen Mord aufrecht erhalten müsse. Doch gibt er zu, daß selbst orthodoxe Ausleger der heil. Schrift gegen die Rechtmäßigkeit der Todesstrafe geschrieben hätten.

Auch sei es unstatthaft, daß der Lehrer den Kindern sage, die vaterländische Gesetzgebung, welche die Todesstrafe abgeschafft habe, widerstreite dem Worte Gottes. Man solle den Gegenstand nach der Schrift behandeln, aber ohne die leiseste Polemik.

Das sechste Gebot ist in einer Weise behandelt, daß sich jeder Katechet daran ein Muster nehmen kann. Die Züchtigkeit des Katecheten thue sich bei diesem Gebot nicht bloß kund in dem, was er gebe, sondern auch in dem, was er nicht gebe. Auch hier sei rechte Beschränkung Weisheit. Manche Katecheten sprächen von den Pflichten der Gatten so eingehend, als sprächen sie zu Eheleuten. Andere gingen zu tief in das seelenmörderische Gebiet der geheimen Sünden ein. Wo der Katechet fürchten müsse, daß diese schändlichen Sünden ausgeübt würden, da möge er unter vier Augen ernst warnen und väterlich zurecht weisen. Hier sei Privatseelsorge, Besprechung mit den Eltern u. am Platze. Andererseits möge man bei der Wahl der catechetischen Erläuterungen auch nicht zu ängstlich sein. Glücklicherweise sei die größte Mehrzahl der Kinder in geschlechtlichen Dingen noch so unschuldig, daß sie sich bei manchen hierher gehörigen Sprüchen das noch nicht dächten, was eigentlich gemeint sei und gleichwohl seien solche Sprüche zeitig ins Gedächtniß eingepflanzt, spätere Schutzengel der Keuschheit. Rec. findet das, was über die Unschuld der Kinder gesagt ist, nicht der Wirklichkeit entsprechend, stimmt aber mit der Behauptung selbst, wenn auch nicht mit der Motivierung überein.

Die Nothlüge verwirrt der Verf. entschieden; sie sei nirgends in der Bibel erlaubt, darum sei sie verboten, sei sie Sünde. Jedensfalls ist es mißlich, daß der Verf. hierbei von dem Beispiel der Rahab ausgeht, welche doch wegen ihres Glaubens gelobt wird. Ueberhaupt kann sich Rec. mit der absoluten Verwerfung der Nothlüge, so lange man noch, wie auch in der vorliegenden Schrift geschehen ist, die Nothwehr gestattet, ja verteidigt, nicht befreunden. Man beschränke sie nur in einer Weise, daß die laxen Vorstellungen des großen Hauses verworfen werden. Wir glauben, es werde dadurch mehr erreicht, als durch einen Rigorismus, der durch das tägliche Leben jeden Augenblick widerlegt wird.

Die lutherische Eintheilung des Dekalogs wird mit triftigen Gründen vertheidigt, doch sind wir auch hierdurch nicht ganz überzeugt worden, und zwar umso weniger, da es auch dem Verf. schwer wird, den Unterschied zwischen dem 9. u. 10. Gebot klar und überzeugend auseinanderzusetzen.

Hoffentlich findet auch diese 2. Auflage

ihre Freunde, wie sie die erste gefunden hat. Wir danken dem uns unbekannten, aber hochgeschätzten Verf. herzlich für diese Gabe.

R. Str.

Deutsche Sprache und Literaturgeschichte.

Rudolph, Ludwig, Oberlehrer an der Luisenschule zu Berlin. **Praktisches Handbuch für den Unterricht in deutschen Stilübungen.** Vierte Abtheilung. Dritte Aufl. 8. 464 S. Berlin, 1872. Fr. Nicolaische Verlagsbuchh. A. Effert u. L. Lindtner. 1½ thlr.

Prof. Dr. Ernst Laas in Straßburg beginnt sein neuestes Buch: „der deutsche Unterricht auf höheren Lehranstalten, Berlin, Weidmann'sche Buchhandlung 1872“ gleich im Anfang mit den Worten: „Nirgends mehr Unsicherheit und Verworrenheit, mehr Schwanken und Willkür (als in Bezug auf diesen wichtigen Unterrichtsgegenstand auf unsern Gymnasien)! Da ist keine allgemein angenommene Ansicht über Zweck, Ziel und Aufgabe dieser Disciplin, über ihre Stellung zu den übrigen Fächern; der Umfang des zu Lehrenden ist nicht fest begrenzt; die Methoden variiren; an eine detaillierte Vertheilung der Penſa ist kaum gedacht.“ Was hier ein lange in der Schulpraxis gestandener, kompetenter Beurtheiler von der Behandlung des Unterrichts in der Muttersprache im Allgemeinen sagt, das gilt nicht nur für Gymnasien, sondern ebenso für Real- und andere höhere Schulen insbesondere auch von dem Unterricht im deutschen Styl, dessen Betreibung fast mehr noch als die der übrigen bei der Unterweisung im Deutschen in Betracht kommenden Unterrichtsobjecte Sache des individuellen Gutsdünkens und der subjektiven Willkür der einzelnen Lehrer zu sein scheint. Feste Ausgangspunkte und allgemein anerkannte Principien, eine allgemeiner Billigung sich erfreuende Methode, wie eine Abgrenzung der für die einzelnen Klassen bestimmter Schulen geeigneten Stoffe gibt es für den deutschen Stylunterricht nicht, und man darf wohl nur sagen, daß in Bezug auf diesen wichtigen Zweig der höhern Schulbildung eine mehr von einem richtigen Gefühl geleitete und darum vielleicht doch ziemlich übereinstimmende Praxis an unsern höhern Lehranstalten vorherrscht. Die Beurtheilung eines stylistischen Lehrbuchs hat daher auch ihre besondern Schwierigkeiten. Ist der Kritiker ein praktischer Schulmann, so wird er von der gerade ihm durch Erfahrung lieb gewordenen Anschauung über die Erthei-

lung des Unterrichts im deutschen Styl sich leiten lassen, ist er es aber nicht, so liegt leicht die Gefahr nahe, abstrakte philosophische Principien bei der Besprechung zum Maßstab zu nehmen oder zu hoch gehende, in der Wirklichkeit schwer erreichbare Anforderungen zu stellen.

Das vorliegende Handbuch, das mit seinen stylistischen Anleitungen einen Mittelweg zwischen trockner, blasser Theorie und bloßer Empirie einzuhalten sucht, hat sich schon seit länger bei der deutschen Lehrerwelt Anerkennung erworben und durch wiederholte Auflagen seine Brauchbarkeit bewährt. Es gehen ihm drei andere Abtheilungen mit praktisch stylistischen Anleitungen und Übungen voraus, die wir aber leider nicht aus eigner Anschauung kennen. In der vorliegenden, besonders für den Gebrauch des Lehrers in den obersten Klassen höherer Schulen bestimmten Abtheilung gilt es dem Verf. zunächst darum, in einem ersten theoretischen Theil die in den vorhergehenden Curſen mehr praktisch angewandten stylistischen Geſetze und Regeln zusammenfassend zum Bewußtsein zu bringen und dasjenige, was sowohl in Bezug auf die allgemeine Stiltheorie als die Aufſatzlehre im Besondern als „sicher erworbenes Gut“ zu betrachten sei, in anschaulicher, gedrängter, leicht faßlicher Weise vorzutragen.

Seine in der vorliegenden Aufl. von neuem gesichteten und durch mannichfache Zusätze bereicherten Erörterungen verbreiten sich daher zuerst über den Begriff der Stilübungen, über Zulässigkeit, Nothwendigkeit und Bedeutung der Stiltheorie für die Zwecke des Unterrichts, über die Eigenschaften eines guten Stils und die Mittel zur Bildung desselben, sowie über die Figuren und Tropen. Sodann handelt er von der Abfassung der Aufſätze im Allgemeinen und ihrer Einrichtung, von den Eigenschaften eines guten Themas, von den Arten der Aufſätze und der Thätigkeit des Lehrers hinsichtlich ihrer Anfertigung. Da ihm die praktische Anleitung und Übung aber als die Hauptsache galt, so nahm er in diesem theoretischen Theile hauptsächlich nur auf die Entwicklung derjenigen rhetorischen Geſetze Bedacht, welche für die in den obern Klassen, unserer höhern Lehranstalten anzustellenden stylistischen Übungen von Bedeutung sein können. — Der zweite praktische Theil dagegen bietet in großer Reichhaltigkeit gegen 700 Aufgaben für schriftliche Darstellungen aus dem Gebiete der Weltgeschichte, Skizzen zu Beschreibungen und Schilderungen, Anleitungen zur Erklärung synonymher Ausdrücke sowie zu Auseinandersetzungen, Betrachtungen und Abhandlungen, für welche der Stoff den

verschiedensten Gebieten des Lebens entnommen wird. Der Verf. theilt dabei fast für jede Aufgabe eine kürzere oder ausgeführtere Disposition mit und bietet auch einige vollständige Bearbeitungen mehrerer Themata, die dem Schüler als mustergiltig vorgehalten werden sollen. Oberster Gesichtspunkt für Wahl und Bearbeitung der mitgetheilten Aufgaben war es Hrn. Rudolph überall, daß dieselben innerhalb des Horizontes der Schüler lägen oder in denselben gerückt werden könnten und andererseits, daß sie interessant und geeignet wären, die lebendige Theilnahme der Schüler für den Inhalt zu erwecken. Weil er auf das innere Ergriffensein des Geistes und namentlich die Erregung des Gemüths für die sprachliche Produktion mit Recht großer Werth legt, darum wurden Ausarbeitungen über rein abstrakte, der frischen belebten Wirklichkeit oder was mit derselben zusammenhängt, fernstehende Themata von ihm ganz ausgeschlossen.

Schon diese kurze Inhaltsangabe wird genügen, um uns die Ueberzeugung nahe zu legen, daß wir es mit der Arbeit eines praktischen, vielerfahrenen Mannes zu thun haben, der die eigenthümlichen Schwierigkeiten des stylistischen Unterrichts genügend kennt, aber auch mit der Jugend und dem, was man ihr zumuthen darf, genügend vertraut ist. Sein Theorie und Praxis mit bestimmter Rücksicht auf reifere Schüler wohl in Einklang setzendes Buch stellt Grundzüge auf, die hoffentlich immer mehr der Zustimmung sich erfreuen und eine allgemein anerkannte Methode für das wichtige Unterrichtsfach des deutschen Stils unbeschadet der Subjektivität des Lehrers, die ja auf diesem Gebiete ihr Recht behalten muß, immer mehr anbahnen helfen werden. Namentlich jüngere Lehrer an Real-, höheren Bürger- oder Töchter Schulen, denen ihre Aufgabe in Bezug auf den Styl ihrer Schüler ja oft als wahre Sisyphusarbeit erscheint, kann Rudolphs Arbeit mit ihren treffenden Winken und beherzigenswerthen Hinweisungen vor manchem Irrweg bewahren und ihnen ein Material bieten, dessen verständige Benützung für die geistige Entwicklung und Bildung ihrer Schüler wahrhaft förderlich werden muß. Vieles von dem, was in dem ersten Theile gesagt wird, ist uns ganz aus der Seele gesprochen, und namentlich hat es unsere volle Zustimmung, wenn es S. 130 gelegentlich des Verhältnisses des Lehrers rücksichtlich der anzufertigenden Aufsätze heißt: „der Lehrer hat den eigentlichen Schwerpunkt seiner Thätigkeit in dem zu suchen, was der Bearbeitung des Themas (von Seiten seiner Schüler) vorausgeht, und nicht in dem, was ihr folgt (d. h. der

mühsamen Correctur). Und ebenso fordern wir mit ihm Lebensgewandtheit und Gemüthsbildung als unentbehrliche Eigenschaften eines guten Lehrers im deutschen Styl und sind mit ihm darin einverstanden: „Nirgends kann der Gesamtcharakter des Lehrers so zu voller Geltung kommen als gerade bei den deutschen Aufsätzen“ (S. 133).

So zweckmäßig und brauchbar wir das Rudolph'sche Handbuch aber auch halten, so möchten wir doch auch noch auf Einzelnes aufmerksam machen, was bei einer etwaigen neuen Auflage vielleicht Beachtung finden könnte. Abgesehen davon, daß sich gegen die von ihm aufgestellte Klassificirung der verschiedenen Arten von Aufsätzen manches einwenden läßt, wünschten wir den Abschnitt von den logischen Vorbegriffen der Stylistik S. 44 ff. etwas ausführlicher behandelt, namentlich zu dem dort theoretisch Entwickelten mehr erläuternde Beispiele geboten. Sodann bedauern wir es, daß in der vorliegenden Aufl. die Zahl der vollständig ausgeführten Bearbeitungen einzelner Themata gegen früher verringert worden ist. Unserer Erfahrung nach regt mehr als alle theoretische Auseinandersetzung, mehr als die gemeinsame Auffindung des Stoffs und die ausführliche Besprechung der Disposition mit den Schülern im Unterrichte selbst die mit ihnen angestellte Betrachtung wirklich guter, vollständig ausgeführter Musteraufsätze, an denen die von der Theorie zu stellenden Forderungen erfüllt sind, das eigne Nachdenken, die Darstellungskraft und die Produktionsfreudigkeit reiferer Jünglinge an. Eine „Styllehre in Beispielen“ mit sorgfältig ausgeführten, den Namen auch wirklich verdienenden Musterdarstellungen für alle Gattungen von Aufsätzen halten wir darum auch für eine, immer noch nicht genügend gelöste Aufgabe, so groß auch die Zahl der Jahr aus Jahr ein erscheinenden stylistischen Lehrbücher mit eingeflochtenen skizzirten oder vollständig ausgeführten Aufgaben sein mag. „Exempla docent“, das gilt unseres Erachtens vor allem auch auf diesem Gebiete, und darum möchten wir in einer etwa folgenden Ausgabe des Rudolph'schen Handbuchs lieber auf eine Anzahl Dispositionen und Skizzen als auf mehr solcher ausgeführter Darstellungen verzichten. Aber es ließen sich dann auch wohl die im Einzelnen ja viel Schönes enthaltenden mitgetheilten Aufsätze „über die Wolken“ S. 218 ff. u. „über Göthe's Zueignung“ (S. 237), von deren Ausführlichkeit ganz abgesehen, durch andere Darstellungen ersetzen, die mustergiltig bearbeitet, dem Schüler noch förderlicher werden könnten, als die genannten. — So wenig wir ferner im gan-

zen gegen die Wahl der im Buche aufgestellten Themata einzuwenden finden, so wollen uns doch solche, wie z. B.: „Der Beruf des Jugendlehrers“ oder: „Warum sehen sich die Lehrer veranlaßt, die Jugend streng zur Ordnung anzuhalten?“ (S. 253) etwa nur für „Zöglinge von Schullehrerseminarien geeignet erscheinen. „Worin besteht das Glück der Jugend?“ (S. 396) würde Referent aber jugendlichen Gemüthern in den obern Klassen anderer Schulen als Thema zu stellen ebenfalls Anstand nehmen. Bemerken wollen wir ferner noch, daß S. 140 unter den dort aufgeführten Synonymen die tüchtige Arbeit von Weigand nicht hätte ungenannt bleiben sollen.

Druckfehler sind uns aufgefallen: S. 43 unten — denkbar statt denkbar; S. 99 unten mußst st. muß; S. 237 Sparziergang; S. 438, 6 Leistung statt Leistung. D. Bb.

Ausgewählte Werke Friedrichs des Großen. Ins Deutsche übertragen von Heinrich Merken. Eingeleitet von Dr. Franz Wegele. Band 1. Erste Hälfte. Denkwürdigkeiten zur Geschichte des Hauses Brandenburg. XXXVI. VII. u. 248 S. 1 thlr.

Der Plan der Verlagsbandlung ist, eine gediegene und zeitgemäße Auswahl aus den Werken Friedrichs des Großen zu bieten, um diese in einer sorgfältigen und ansprechenden deutschen Uebersetzung weiteren Kreisen zugänglich zu machen. Dieses Vorhaben verdient volle Anerkennung und wie es einerseits von dem höchsten Werthe ist, die Geisteskräfte des großen Königs auf diese Weise leichter und bequemer kennen zu lernen, so wird dieß Werk vorzüglich auch dazu dienen, die noch so viel verbreiteten falschen Ansichten über Friedrichs nationale Stellung, über seine Sympathieen für das französische und Antipathieen gegen das deutsche Volk zu corrigiren und zu beseitigen. (Vgl. Einl. p. XXII: „Seine Art und Weise zu denken und zu fühlen gehörte trotz Allem, was dagegen zu sprechen scheint, und trotz aller oft fremdartigen Hüllen und Formen im letzten Grunde und Kerne seiner Nation an; er war Fleisch von unserm Fleische, und mit Recht schreibt der englische Gesandte Leppe im J. 1748 aus Berlin: „Des Königs Herz ist noch deutsch trotz der französischen Schnörkel“).

Die dem ersten Halbbande beigegebene Einleitung über die geschichtliche und nationale Bedeutung Friedrichs hat, wie schon der Titel sagt, den als Biograph und Commentator Dantes bekannten Prof. Dr. Wegele zu Würzburg zum Verf., der auch die Redaktion des

ganzen Werkes übernommen hat. Sie ist ansprechend und eingehend geschrieben und stellt in unbefangener und gründlicher Würdigung das Verhältniß des großen Königs zu unserer Nation und ihrer Wiedergeburt dar. Auch die Besprechung der Denkwürdigkeiten zur Geschichte des Hauses Brandenburg, aus der Feder ebendesselben Mannes, verdient besondere Beachtung. Die dann folgende Uebersetzung der Denkwürdigkeiten von Merken, der schon durch seine „Gedanken Fr. des Gr. 2c.“ sich als einen tüchtigen und gründlichen Kenner der Schriften des großen Königs bewiesen hat, ist eine dem ausgesprochenen Zweck völlig entsprechende, wie auch die dem Text hin und wieder beigegebenen erläuternden Anmerkungen wohl angebracht sind. Druck und Papier sind sehr schön.

So wünschen wir denn diesem Werk, das die Verlagsbandlung mit Recht als ein nationales bezeichnet, eine günstige Aufnahme und den besten Fortgang. I, 2 wird enthalten: Geschichte meiner Zeit, II. Geschichte des siebenjährigen Kriegs und Denkwürdigkeiten vom Hubertsburger Frieden bis zum Frieden von Teschen 2c. Der Preis für jeden Halbband ist auf 1 thlr. festgesetzt.

Dr. F. Heußner.

Goethes Briefe an Eichstädt. Mit Erläuterungen herausgegeben von Waldemar Freiherr von Biedermann. H. 8. XXX. und 376 S. Berlin, 1872. Hempel. 2 thlr.

Diese der Oeffentlichkeit übergebenen Briefe Goethes an Eichstädt geben den reichsten Stoff zur Würdigung der wahrhaft überraschenden unermüdbaren Thätigkeit Goethes zum Zwecke sowohl des Zustandekommens der unter Eichstädt's Leitung fortzuführenden „Deutschen allgemeinen Literaturzeitung“ wie auch ihres Gedeihens und ihrer Hebung. Der Briefwechsel bestätigt wiederum die Thatsache, daß der Dichterkürst durch eine jede neue Aufklärung über seine vielfach verzweigte Lebensthätigkeit nur, wenn freilich möglich, an Ansehen und Bedeutung noch gewinnen kann. Doch dürfte die Meinung des Herausgebers (S. XXV), daß Goethes Briefe an Eichstädt in der Richtung des „wirklich geschäftlichen und des anregend Unterhaltenden“ sich den Goethe-Schillerischen nähern, wohl zu hoch gegriffen sein. Aber in ihnen offenbart sich recht eigentlich, wie Goethe alles Sein und menschliche Wissen in die Einheit seines Wesens hineingearbeitet hatte. Recht deutlich wird durch die hier zu Tage tretenden Einzelheiten die große nachhaltige Mühe erwiesen,

welche er sich gab, der Universität Jena ein achtungswerthes und einflußreiches literarwissenschaftliches Organ zu erhalten, nachdem die von Schüz geleitete Allgemeine Literaturzeitung durch dessen Abgang von Jena nach Halle verlegt war. Aber noch fast wesentlicher ist sein Verdienst, den Geist hoher Unbefangenheit der Redaktion des neuen Blattes ebenso einsichtsvoll als dringend zu empfehlen. Die Zeitschrift, welche doch recht eigentlich seine Schöpfung war, sollte nicht als das Organ der „weimarischen Kunstfreunde“ gelten, sie sollte weber Partheiorgan in einseitiger Richtung werden oder gar in politischen Fragen Parthei machen. Goethe wies eine solche Richtung, wenn sie sich etwa hervordrängen wollte, entschieden zurück, und verlangte eine ruhige gemessene Haltung in den Bewegungen der Zeit. „In den Recensionen des Herrn Th.“ schreibt er (S. 34) — „erscheinen mitunter einige Härten gegen die Consularregierung in Frankreich, worauf ich zu achten bitte, weil solche Aeußerungen, wenn sie dem Institut auch keinen Verdruß machen, keineswegs in einem solchen Blatte am Plage sind. Mögen doch Völker und Gouvernementen sehen wie sie mit einander fertig werden! Erst wenn ihre Händel zu Papier geworden sind, dann gehören sie für eine allgemeine Literaturzeitung, und ein rechter Literator kann Gott danken, daß er das Weltwesen historisch zu tractiren befugt ist.“ Eine Recension der Schlegelschen Blumensträuße will er nicht abdrucken lassen „weil sie animos ist, ohne gründlich zu sein“ (S. 53). Am 29. April 1806 macht er folgende Aeußerungen: „Der Literator oder mehr noch der Leiter eines literarischen Instituts kann da ruhig sein, wo der Staats- und Weltmann wirkt, abwarten wo jener drängt, dulden was jener unerträglich findet; ja er soll sogar nach meiner Ueberzeugung entgegen gesetzte Partheien reden lassen und dabei nur das Amt eines weisen Sprechers wie im englischen Palament vertreten, welcher dazu da ist, im leidenschaftlichen Falle die Redner zur Ordnung des Tages zurückzurufen“ (S. 144). Goethe will gern auf den Ruhm der Unparteilichkeit Verzicht thun; „sollte man nur alsdann unparteilich genannt werden, wenn man Männer, die man schätzt, in seinem Revier mißhandeln läßt“? (S. 115). Dagegen gestattet er gehaltreichen, in die Sache tief einbringenden Erinnerungen die Aufnahme, auch wo er nur im wesentlichsten einverstanden war; „denn bei einem solchen Unternehmen wie die allgemeine Literaturzeitung muß gar manches aufgenommen werden, das nicht völlig mit unserer Ueberzeugung zusammen trifft“ (S. 54). Wo „niederräthiges Zeug“ be-

handelt werden muß, billigte er an einem Recensenten „seine Superiorität in der Heiterkeit“ und wenn strenge Beurtheilung tüchtiger Leistungen eintritt, hielt er dieselbe für gerechtfertigt, weil das große Streben auch große Forderungen erzeuge. Ueberhaupt müssen wir, schreibt er (S. 117), „von Rechtswegen besser wissen, was dem Publikum frommt, als es selber. Die Bürger einer Stadt können verlangen, daß die Brunnen laufen und daß Wasser genug da sei, aber woher es zu nehmen; das ist des Röhremeisters Sache. Das Publikum in seiner Dunkelheit verlangt immer Wasser über Wasser und verhorrescirt oft die ergiebigsten Quellen; man muß das gut sein lassen, still sein und nach Ueberzeugung handeln“ (S. 118). Aber eine Recension über „die natürliche Tochter“, obgleich sehr dankbar für die gute Meinung, welche der Verfasser von seinen Sachen überhaupt hegt, will er nicht veröffentlichen; „man könnte es uns doch verdenken, wenn wir etwas, das der Gestalt uns selbst zum Lobe gereicht, abdrucken ließen“ (S. 57). Er muntert Eichstädt auf in seinen Bemühungen für das Blatt: „Zweifeln Sie nicht an meiner lebhaften Theilnahme und meiner wahren Freude, daß Sam und Ton ihres Blattes sich so tüchtig und rein erhält“ (S. 134). Und später: „haben Sie die Güte, nur immer was Sie am meisten interessiert zu wiederholen; denn man vergißt eins über das andere. Ich will gern alles leisten, was in meinen Kräften steht“ (S. 150). Er spricht seinen Dank aus für so manche schöne Unterhaltung und Belehrung, welche ihm die Literaturzeitung so reichlich gewähre, durch deren Ankunft der Montag jederzeit ein Fest werde (S. 153), und er hofft, eine freudige Mittheilung zu machen (S. 176), „daß in neuerer Zeit mehr wie sonst Recensionen der allgemeinen Literaturzeitung höchsten Orts mit Beifall aufgenommen worden.“

Vom Jahre 1822—1829 ist eine Lücke in dem Briefwechsel, wahrscheinlich sind aus dieser Zeit keine Beweise freundschaftlicher Beziehungen mehr erhalten. Unschienend hat sich Eichstädt vermöge seiner egoistischen Natur, als er von Goethe keine äußeren Vortheile mehr erwartete, ganz zurückgezogen. Nachdem er aber im Jahre 1828 als os Academiae in lateinischer Sprache, deren meisterhafte Behandlung auch Goethe im Jahre 1815 anerkannte (S. 192), den Großherzog Karl August in der Oratio in exsequiis rectoris Academiae magnificentissimi gefeiert und auch Goethes mit ehrenden Worten gedacht hatte: Carolo Augusto non erat, quod quaereret; ut vidit, ut amplexus est Goethium, quem praesignem ingenio, praesignem animo

juvenem, et vere Germanum, ipse pari indole juvenis fovit, glaubt er auch diesem seine Rede mittheilen zu müssen. Goethe antwortete voll Anerkennung über „das höchst Vorzügliche der Arbeit. Hier findet sich das Außerordentliche ohne Uebertreibung und das Gewöhnliche ohne Gleichgültigkeit. Wenn nun Euer Hochwohlgeborner mit empfinden wie die Erinnerung an mein vergangenes Leben durchaus versflochten sei in die Erinnerung an den Lebensgang des so außerordentlichen Mannes, so werden Sie sich überzeugt halten, daß ich Ihrer als eines der vorzüglichsten Mitwirkenden immerfort anerkennend zu gedenken habe“ (S. 218). Dies ist der vorletzte von den mitgetheilten 220 Briefen der Sammlung. Der letzte vom 7. April 1830 enthält die Bitte, einem vorzüglichen Porträtzeichner einige Stunden zu gönnen, „damit auch Ihr Bildniß der würdigen Sammlung von einheimischen und auswärtigen schätzbaren Zeitgenossen, die bei mir immer zunimmt, eingefügt und das Andenken eines so bedeutenden Zusammenlebens um desto vollständiger unseren Nachkommen hinterlassen werde“ (S. 218). Goethe betrachtete das Verhältniß als ein von selbst gelöstes, ohne dem Manne, für den er keine Anziehungskraft mehr besaß, deshalb zu grollen. Aber ihm war die Erinnerung an die Zeit eine sehr angenehme Empfindung, wo, wie er einstens im J. 1821 schrieb (S. 212), „wir mit Muth und Kühnheit ein Unternehmen begannen, welches unter so mancherlei Zufälligkeiten durch Ihre Thätigkeit und Beharrlichkeit immer noch den besten Fortgang hat.“ Er erhielt daher dem geistesverwandten Manne sein Wohlwollen, dessen Charakter so manche Schwächen und dunkle Punkte entstellten, wie er bereits im Jahre 1819 zugestand „daß Voigts Schwäche gegen Eichstädt großen Theils den Ruin von Jena herbeigeführt habe“ (Goethes Unterhaltungen mit dem Kanzler Friedrich v. Müller, herausgegeben von L. A. H. Burthardt, Stuttgart, 1870 S. 31). Eichstädt's Einfluß auf die Universitätsangelegenheiten war damals und später gerade kein glücklicher, er war ja namentlich dem Philosophen J. F. Fries abgeneigt (Jakob Friedrich Fries. Aus seinem handschriftlichen Nachlasse dargestellt von Ernst Ludwig Theodor Henke, Leipzig, 1867 S. 162). Eichstädt hat als ultimus Latinorum mit klassischer Gelehrsamkeit in der freilich nicht vom lautersten Gefühl durchwärmten Gedächtnißrede dem einstigen Freunde ein geistreiches Andenken gestiftet, behauptend, daß in der stufenweis harmonischen Entwicklung seines Geistes alle die verschiedenen Perioden antiker griechischer Cultur in ihren Hauptmomenten nachzuweisen seien.

Die Rede selbst freilich ist erst am 1. October, länger als ein halbes Jahr nach dem Tode des Dichters, gehalten und dann im Jahre 1832 unter dem Titel erschienen: H. C. A. Eichstädtii oratio Goethii memoriae dicata in panegyri academica dicta ipsis calendis Octobribus. Jenae, 1832. Braun. Eichstädt, einst ein Zeuge des großen Geisteslebens in Jena, sich aufarbeitend von der ferrea aetas zur aurea, ist nach einer Thätigkeit von einem halben Jahrhundert am 4. März 1840 zu Jena gestorben. Die Leichenrede ward ihm über Matthäus 19, 24 gehalten: „Es ist leichter, daß ein Kameel durch ein Nadelöhr gehe, denn daß ein Reicher ins Reich Gottes komme.“ Er war nichts weniger als edel und herzlich angelegt, und hatte sich wohl nur aus äußeren Gründen an Goethe so innig als möglich angeschlossen. Seine große und umfassende Gelehrsamkeit war ihm immer doch nur eine Geschäftssache und seine Liebe seinen beiden großen Hunden, welche den reichen Millionär stets vor Dieben schützen mußten, mehr zugewendet, als der eignen Schwester, die er darben ließ. Von Eichstädt's Briefen find nur sehr wenige erhalten; seine immerhin interessante Persönlichkeit erhält also durch diese Quelle kein neues, bisher ungesamtes Licht, während andererseits Goethe's Briefe an ihn Jenen im herrlichsten Einflange als edlen Menschen, Dichter, Gelehrten, Geschäftkundigen und Weltmann erscheinen lassen. Dem in der Goetheliteratur wohlbekannten Herausgeber ist daher dieser schätzenswerthe Beitrag zur genaueren Kenntniß des Dichters bestens zu danken, namentlich die Mühe und Sorgfalt anzuerkennen, welche in den Erläuterungen zu den Briefen niedergelegt wurden. Nur ist der (S. 343) genannte Professor in Bonn J. F. F. Delbrück, welcher am 25. Januar 1848 starb, nicht, wie vom Herausgeber angegeben, der Führer der Söhne Friedrich Wilhelm's III. gewesen, Erzieher war vielmehr dessen älterer Bruder Johann Friedrich Gottlieb Delbrück, geboren den 22. August 1768, gestorben den 4. Juli 1830 als Superintendent und Pastor an der Michaeliskirche zu Zeig. Ihn hat nur ein Sohn, der jetzige Staatsminister Delbrück überlebt. — Eschenburg war nie, wie S. 344 angeführt, Professor in Göttingen, sondern Professor am Carolinum zu Braunschweig, wo er zum Geheimen Justiz-Rath und Senior des Chriacusstift ernannt, am 29. Februar 1820 starb. Kdlff.

Sengler, Dr. J. Goethe's Faust, erster und zweiter Theil. XV. u. 230 S. 8. Berlin, 1873. Henschel. 1 1/3 thlr.

Wer Anderen einen Gegenstand klar machen will, muß erst sich selber darüber klar geworden sein. Das können wir von vorliegender Schrift nicht rühmen. Sehr richtig hat der Verf. erkannt (im Gegensatz zu Bisher) daß Goethes Faust seinen Boden nicht in der Zeit hat, in welcher die Volkslage von Faust sich abgeschlossen hat, sondern daß er „den Faust der Volkslage zum Repräsentanten seiner (Goethe's) Zeit gemacht hat.“ Von diesem richtigen Princip ausgehend erkennt er denn auch mit Recht in der Vermählung mit Helena die in Goethes Zeit und wesentlich durch Goethe selbst vollbrachte Vermählung des deutschen Geistes mit dem altclassischen Schönheitsideal. Und so bringt er denn auch hier zur Erklärung des Einzelnen viele gute und richtige Gedanken. Aber der arme Leser muß sich wahrhaft durchkämpfen, bis er zu diesem Grundgedanken des Verf. durchdringt; denn in ein wahres Meer von Abstractionen ist derselbe begraben und in einem endlosen Wirbel tödtlicher Wiederholungen bewegt der Autor sich vorwärts, ehe er für das, was er sagen will, endlich einen halbwegs präcisen Ausdruck findet. Dieses unbehülfliche Tappen und Ringen prägt sich auch im Stile aus; bezeichnend ist in dieser Hinsicht S. 82 f., wo in einem einzigen Lemma, in einer einzigen Deduction, die Worte: „Es ist dies ein wichtiger Gesichtspunkt für unsere Faustsage — dieser Gesichtspunkt ist für unsere Faustsage von Wichtigkeit — dieser Umstand ist von der größten Wichtigkeit,“ sich dreimal wiederholen. Der ganze erste Abschnitt des Buches, enthaltend „die Hauptprobleme des ersten und zweiten Faust und der Schlüssel zu ihrer Lösung,“ hätte füglich ganz wegleiben können, da hier nur dasjenige verworren gesagt wird, was im zweiten Abschnitt der „dramatischen Darstellung“ (soll heißen: Analyse des Dramas) wenigstens einigermaßen verständlicher entwickelt wird. So lesen wir z. B. im ersten Abschnitt S. 38, Faust habe im ersten Theil der Tragödie „in dem reinen Aether der Idee und Idealität geschwelgt und das Leben verschmäht.“ Nun im zweiten Theil der Tragödie wolle er „das Leben, die Geschichte aus ihrem ewigen Wesen erkennen;“ dazu „müsse er sich vor allem der Idee und Idealität bemächtigen.“ Aber diese Idee und Idealität hat er ja schon! Was nun hier (sowie S. 40, 47 f., 64, 75) in verworrener unverständlicher Form gesagt wird, das kommt im 2. Abschn. S. 164 endlich zur Klarheit. Da lesen wir: „Faust hat im ersten Theil nur eine abstracte Idealität,“ wobei er „die Wirklichkeit für nichtig hält. Die reine Vernunft muß sich zur Erfahrung erweitern.“

Sachlich richtig ist dies freilich immer noch nicht. Denn schon im ersten Theile strebt Faust keineswegs, wie der Verf. wiederholt versichert, bloß nach „Wissen,“ sondern nach dem Erkennen im realsten und handgreiflichsten Sinn, welches auch das erfahrungsmäßige Erleben und Genießen in sich schließt. Richtiger definiert daher der Verf. an andern Stellen den Unterschied zwischen dem Faust des ersten und dem des zweiten Theiles dahin, daß jener nur nach egoistisch-individuellem Erkennen strebe, während dieser sich mit dem weltgeschichtlichen Bildungsproceß seiner Zeit identifice.

Die formelle Unklarheit des Verf. hat ihren innersten Grund aber in einer sachlichen Unklarheit über die wichtigsten Principien. Mit Staunen erfährt der Leser am Schlusse des Buches, S. 207 f., daß sowohl der Verf., als Goethe selbst, kein Pantheist, vielmehr ein Gegner des Pantheismus ist. Alles vorangehende mußte uns auf die entgegengesetzte Meinung führen. „Die Erde“ — lesen wir S. 13 — „hat eine Geschichte, in welcher Gegensätze: Tag und Nacht, das Gute und Böse, herrschen, die nothwendig sind. Der Pantheismus sieht alles Böse als bloße nothwendige Schranke, die durch das Werden zu beseitigen ist. Der Mensch hat die Idee der Menschheit in sich als seine Naturbestimmung, die das Ziel stets anstrebt und auch erreichen muß.“ S. 48: „Das Uebernatürliche, Göttliche, ja Gott selbst, fand man (zu Goethes Zeit) nicht, wie im Mittelalter, außer, sondern nur in dem Menschen.“ Dies ist die pantheistische Weltansicht des 18. u. 19. Jahrhunderts. Dies ist genau die Weltansicht unsres Dichters.“ Dagegen S. 208: „Man hält Goethe für einen Pantheisten, und kann hiefür auch genug Gründe angeben. In der That ist er es nicht, und im zweiten Faust (sic) ist er es am wenigsten. Seine Weltansicht ist im innersten Wesen eine christlich-religiöse.“ Und sowie nun Goethe vom Verf. das einmal für einen Pantheisten, das andermal für keinen erklärt wird, so spricht auch der Verf. sich erst 200 Seiten lang für — und dann am Schlusse gegen den Pantheismus aus. Denn 200 Seiten lang lobt und preist er Goethes Faust als das erhabenste Geisteswerk, weil es jenen „modernen Standpunkt,“ den pantheistischen, entwickelte. Er selbst sagt S. 59: „Ist das Böse eine Verkehrung des Guten, so bleibt die Substanz des Bösen immer gut, das Gute, und kann nicht vernichtet werden.“ (Mit gleichem Rechte könnte man sagen: „Ist die Krankheit eine Verkehrung der Gesundheit, so bleibt die Substanz der Krankheit immer ge-

fund, die Gesundheit, und kann nicht vernichtet werden.“ Das Böse hat aber eben keine Substanz, sondern ist Accidens an einer fremden Substanz, gerade wie die Krankheit, und bleibt daher immer böse und soll vernichtet werden.) Ähnlich adoptirt er S. 144 u. a. a. O. die pantheistische Lehre von der Nothwendigkeit des Bösen als des unerläßlichen Mittels zur Hervortreibung des Guten. Der Gegensatz zwischen dem antikelassischen Geist und dem christlich-mittelalterlichen Geist soll seine höhere Einheit und Versöhnung finden in jenem „modernen Geist“ des 18. u. 19. Jahrhunderts (S. 41 u. a.). Wie stimmt nun dazu die S. 207 f. ausgesprochene Verwerfung des Pantheismus? Ist das Böse nothwendig, so ist der Pantheismus nicht zu umgehen; der Weltverlauf deckt sich dann mit Gott, der Weltproceß ist der erscheinende, werdende Gott.

Wenn Goethe im Faust der gleichen Inconsequenz sich schuldig gemacht hat, so ist dies an ihm lobenswerth und erfreulich. Er hat einen Rest christlichen Glaubens in sich gehabt, den er nicht wegwerfen mochte. So hat er im ersten Theil die Scene aus dem Faustfragment von 1790 stehen lassen, wo „dem idealistischen Pantheismus Fausts Gretchens einfacher frommer Volksglaube mit imponirender Würde entgegentritt,“ so die großartige Schlussscene des ersten Theils mit dem Wort: „Gericht Gottes, dir hab ich mich übergeben;“ so hat er den Schluß des zweiten Theils geschrieben, dessen christlich tiefen Sinn der Verf. ganz richtig erkennt. Wenn wir uns aber bei Goethe dieser Inconsequenz freuen, so können wir dieselbe bei seinem Erklärer nicht loben. Goethe war im Faust nur Dichter, nicht Philosoph, und hat keineswegs (wie der Verf. anfangs behauptet) im Faust jenen „modernen Geist“ des Pantheismus zur Darstellung bringen, sondern vielmehr seinen eignen persönlichen Entwicklungsgang poetisch verobjectiviren wollen, wobei denn jene pantheistische Tinctur nur als Accidens auftritt neben jenem Reste christlichen Glaubens, der schließlich doch wieder durchschlägt.

Wie wenig Faust ein Typus des abstracten modernen Geistes ist, erkennt der Verf. wider Willen an, wenn er S. 133 von dem „unklaren wild anstürmenden Gefühl“ als einer Charaktereigenthümlichkeit Fausts spricht. Das ist ja eine durchaus individuelle Eigenthümlichkeit; es ist die Schattenseite eines hochbegabten Genius, nicht die allgemeine Signatur der modernen Zeit.

Bei solchen Unklarheiten und Widersprüchen im Großen fehlt es denn auch nicht an

Widersprüchen im Einzelnen. S. 47 wird das empirische Erfahrungswissen gefordert, S. 53 ist von dem „blinden geistlosen Erfahrungswissen“ die Rede, dem gegenüber „die Vernunft“ ihr Recht behaupten müsse. So formulirt, sind beide Sätze unvereinbar. — S. 25: „Welch ein ganz anderer zweiter Faust würde auf dem Boden des durch unerhörte Kriegsthaten erstandenen deutschen politischen Volksgeistes und Volkslebens . . . entstehen müssen! Wie müßten in ihm alle jene krankhaften Erscheinungen überwunden werden! Auf diesem Boden würde der zweite Faust ein welt- und völkerebeglückendes Reich aufblühen sehen, in dessen Vorgefühl er beseligt sein Ende erreichte.“ Dagegen S. 34: „Wenn von Erklärern und Kritikern gefordert wird, daß Faust auch in's politische Leben eingeführt . . . werden sollte, so müssen wir den Dichter loben, daß er nicht etwa bloß aus politischen sondern poetischen Gründen die Versuchung hiezu gar nicht gehabt hat.“ Nach S. 25 war es also eine in der geschichtlichen Zeitlage begründete Zufälligkeit, nach S. 34 eine poetische Nothwendigkeit, wenn G. seinen Faust vom politischen Gebiet fern hält!

Auch die Analyse und Erklärung des Gedichtes im Einzelnen läßt viel zu wünschen übrig. Der Verf. trägt Gedanken hinein und legt sie dem Dichter unter, die dieser nicht hatte. Wenn Goethe nicht etwa nach Tellerands Vorgang die Sprache gebraucht hat, um seine Gedanken zu verbergen, so hat gewiß Bisher gegen Sengler Recht, daß am Schlusse der 1. Sc. des 1. Akts die Osterschöre nicht durch ihren Inhalt (an den „der Glaube ihm fehlt“) sondern nur durch die „Erinnerung“ einen Eindruck auf ihn machen. — Von „des Osterfestes erster Feierstunde“ ist dort die Rede, also vom Morgen; daß der Spaziergang am Nachmittag stattfindet und Mephistopheles als Pudel am Abend mit ihm nach Hause kommt, hat seinen rein natürlichen Grund; Sengler dagegen findet hier einen tiefen allegorischen Sinn, den er nicht einzeln sondern dreimal dem Leser vorträgt: am Osterfeste gehe dem Faust die Sonne unter, um ihn erst im Anfang des zweiten Theiles wieder aufzugehen. Sollen wir uns denn sämtliche übrige Scenen des ersten Theiles als Nachscenen denken?! Der Sonnenaufgang am Anfang des 2. Theiles tritt nicht zum Sonnenuntergang am Osterfeste, sondern zur Nacht in den beiden Schlussscenen des ersten Theiles (am Rabenstein und im Kerker) in Gegenlag. — Wenn der Astrolog sagt: „Nach allem, was geschah, nenn ich das Stück den Raub der Helena,“ so soll

dies nicht natürliche Vorbereitung auf die folgende Rede Fausts sein, sondern der Verf. findet darin den tiefmystischen Gedanken, daß „den Menschen, wo das Göttliche ihm unmittelbar erscheinen soll, ein Schauer erfasse, weil dies Nahe zur Gottheit nach mittelalterlicher Anschauung als Frevel und Gottesraub erscheine!! — Die „Mütter“ in der folgenden Scene sollen nicht die Geister des klassischen Alterthums, sondern „die wirkenden Kräfte aller Dinge“ darstellen; und im Wagner des zweiten Theils findet der Verf. vollends „die moderne Gelehrsamkeit in ihrer Ueberhebung,“ während Wagner doch offenbar die spätmittelalterliche Schulgelehrsamkeit ist, welche den Homunculus, d. h. den Humanismus des 15. u. 16. Jahrhunderts producirt. Dieser gespreizte Humanismus (man denke an einen Muret, einen Celtis) ist als solcher ein Kunstprodukt, eine bloße Nachäffung dessen, was im klassischen Alterthum Leben war; aber für Faust, (wie für die ganze Menzeit) wird dieser an sich nicht wahrhaft menschliche und lebensfähige Humanismus doch zum Führer in's klassische Alterthum. — Der Erzeugung des Homunculus geht voran das Erscheinen der Helena im Maskenspiel am mittelalterlichen Hofe. Darin hat Goethe die Stellung gezeichnet, die die (geringe) Kunde des Alterthums im Mittelalter einnahm (man denke an die Kenntniß von Virgils Aeneis, an ihre Verwendung bei Belshazzar etc.). Statt dies einzusehen, grübelt der Verf. (S. 69): „An dem kaiserlichen Hofe, wo der Schein waltet, kann Faust die Helena nur als Trugbild umarmen.“ Vielmehr will Goethe zeigen, daß das klassische Alterthum sogar in jener mittelalterlichen maskenhaften Verhüllung ihn schon gereizt hat, obgleich es so nicht sich erfassen und festhalten ließ. Und den Homunculus verflüchtigt Sengler (S. 181) vollends in „die Idee des Menschen und das Ideal der Humanität im klassischen Alterthum, aber in der Form des Gedankens oder Begriffs!“ Wahlich an solche Abstractionen abstracter Begriffe hat Goethe nicht gedacht. — Euphorion entschwebt nicht darum, weil (S. 195) „diese (durch die Vermählung des klassischen Schönheits- und Maßprincips mit dem deutschen Geist errungene) Gestalt der deutschen Poesie doch nur eine einzelne geschichtliche Form der Zeit ist, welche ihre Unvollkommenheit und Einseitigkeit an sich trägt,“ sondern die Flüchtigkeit des Daseins eines Genius will Goethe darstellen; die Poesie nistet sich nicht ein in der Wirklichkeit des realen Lebens, so daß man sie, wie eine technische Erfindung (z. B. die der Dampfmaschinen) beliebig festhalten und daß nun jeder nach einem Recept

klassisch dichten könnte; sondern, ob auch geschichtlich vorbereitet und einen geschichtlichen Entwicklungspunkt darstellend, ist sie doch ein Geschenk der Götter, das mit dem Genius, dem es verliehen war, wieder stirbt und nur Epigonen hinter sich läßt. — Daß der zweite Theil des Faust „nicht allegorisch, sondern typisch sei,“ davon wird der Verf. niemanden überzeugen. Was ist denn die Vermählung Fausts mit Helena anders als eine Allegorie? Und ebensowenig wird es ihm gelingen, darzuthun, daß der zweite Theil des Faust dem ersten ebenbürtig sei. A. E.

Gedichte. Erzählungen. Märchen.

Vincke, Gisbert Freiherr von. Im Bann der Jungfrau. Novellenbuch. 3 Bände. 2. Aufl. Hannover, 1873. Rümpler. 2 1/2 thlr.

Statt Vorwortes lesen wir eine poetische Widmung an Gustav zu Puttk, aus welcher wir die erste und letzte Strophe hierher verpflanzen:

Der Spruch ist alt und der Spruch ist recht:
Was Einer verschenkt, das sei auch echt,
Und selber soll er das halten werth —
Aus weislichen Grund: fürwahr, es ehrt
Die Gabe, so ihr der Werth gebricht,
Den Schenker und den Beschenkten nicht . . .
Wär mir's nicht lieb, Dir brächt' ich es
nicht!

Möcht' aber, daß es zu Dir auch spricht,
Und daß es Dir nicht die Zeit verdirbt,
Sich gastlichen Plaz am Heerd erwirbt.
Dann ist es gut mit dem Werth bestellt:
Dreist steuert's dann hinaus in die Welt!

Das in diesen Versen sich aussprechende edle Selbstgefühl des Dichters ist in der That ein wohlberechtigtes. In Form des Decamerone des Boccaccio abgefaßt, enthält das Buch eine Reihe amüthiger und anziehender Novellen meist humoristischen Inhaltes und zeichnet sich aus durch wohlgelungene Composition der einzelnen Stücke, durch feine Charakterzeichnung der geschilderten Personen und entsprechenden fesselnden Dialog, überhaupt durch eine höchst gewandte, im Sprühfeuer gesunden Witzes erglänzende Darstellung. Tragen auch die sieben Novellen, die hier kunstvoll zu einem schönen Kranz in einander geschlungen sind, bei aller Mannichfaltigkeit ihres Inhaltes sämmtlich eine gewisse Familienähnlichkeit, so kommt die Individualität der Erzähler doch zu ihrem vollen Recht. Die meisten der auftretenden Personen gehören der sogenannten

„guten“ Gesellschaft an, in deren Kreisen sich der Verfasser als scharfer Beobachter des Lebens und menschlichen Herzens mit Geist und Sicherheit bewegt. Doch läßt er durch einen wandernden Maler uns auch eine Dorfnovelle oder ein Genrebild aus dem Dorfleben mit scharf ausgeprägten markigen Charakteren vortragen. Der umschließende Rahmen für die einzelnen Erzählungen besteht darin, daß der Verfasser, hierin seinem italienischen Vorbild glücklich nachstrebend, eine Gesellschaft auf der Wengernalp „angesichts der Jungfrau“ zusammentreffen und, durch mehrtägigen Regen „im Banne der Jungfrau“ festgehalten, sich zu einer „Akademie“ constituiren läßt, worauf dann schließlich einer der Haupttheben auch im Banne seiner Herzens-Jungfrau haften bleibt. — Der Stil besitzt Elasticität und Eleganz, Glätte und leichten Fluß. Das Ganze fesselt durch zwanglose Schürzung und überraschende Lösung der Knoten. — Wegen der Bezugnahme auf Boccaccio halten wir uns, um Mißverständnissen vorzubeugen, noch zu der Bemerkung verpflichtet, daß der hier dargebotne Novellenfranz von allen Anstößigkeiten und Zweideutigkeiten durchaus reingehalten ist, und daß jede Mutter das Buch ihren erwachsenen Töchtern getrost in die Hände geben darf. Möge daher dasselbe „an vielen Herden gastlichen Platz sich erwerben“! M.

Seeberg, Friederike geb. Hesselberg.
Am Fuße des Delberges. Ein Blüthenstrauß hinterlassener Dichtungen.
Nebst ihrer Biographie. IV u. 163
S. kl. 8. Elegant geb. mit Goldschnitt.
Eisenach, 1872. Bacmeister. 1 thlr.

Aus den russischen Ostseeprovinzen kommt uns diese liebliche, sinnige Gabe einer durch viele Leiden frühvollendeten Christin. Nicht ohne tiefe Theilnahme kann man die Biographie derselben lesen, welche der Gatte als Herausgeber dieses poetischen Blüthenstraußes vorausgeschickt hat. „Am Fuße des Delberges“, sagt er S. 25, so lautet der Titel, den wir Beide der Sammlung geben wollten. Ich hoffe, die Leser werden ihn gerechtfertigt finden; sie werden's den Blumen, die hier zum Kranze vereinigt wurden, anfühlen, daß sie am Fuße des Delberges wuchsen und dem nahe standen, der für uns litt und betete, — daß sie den Engel sahen, der herniederstieg und ihn tröstete, — daß sie den Herrn selbst von Angesicht schauten, wie er, auferstanden aus des Grabes Nacht, aufsuhr, ausen Himmel, uns die Stätte zu bereiten.“

In der That, der Herausgeber hat nicht zuviel gesagt. Und wenn auch das Büchlein

durch etwas schärfere Richtung des Dargebotenen (wir verweisen z. B. auf „Frühlings Auferstehung“ S. 144 ff.) nur hätte gewinnen können, so bezeugen uns doch diese arten frommen Dichtungen auf das Entschiedenste, daß die Verfasserin eine jener kindlichen Naturen war, die immer an der Grenze zweier Welten leben, und die auf den Flügeln der Dichtung und an der heiligen Hand des Glaubens sich so gern und so oft in jene Welt versetzen, daß ihnen die diesseitige nur zu Folie der ewigen wird. Daher auch dieser schöne kindliche Optimismus, welcher der Dichterin ihr Lebenslang eigen blieb, den selbst die herbsten Erdenenerfahrungen nicht zu entwurzeln vermochten, — der zauberische Widerschein der Gottseligkeit, die alle Erdendinge in verklärtem Lichte schaut. Glückliche die Seele, der Gott diese Trostesgabe als Mitgift für die Erdenwallfahrt zutheilte; wo Andere das ganze Dunkel menschlicher Schuld und irdischen Elends sehen, oft sehen müssen, da sieht sie noch stets etwas Ausführendes, sieht über die Schrecken und das Dunkel der Abgründe im Gebirge zarten Duft verschleiernd und mildernd ausgegossen.

Frau Seeberg war trotz ihrer andauernden Kränklichkeit eine liebevolle, sich aufopfernde Waisen-Mutter. Drum möge hier als Probe ihrer Dichtungen „Die Verwaiste“ (S. 40) eine Stelle finden:

Die Wangen sind dir bleich geworden,
Die Lippen stumm, du armes Kind;
Du kamst wohl aus dem kalten Norden,
Wo Sterne eure Sonnen find? —

„Ich kam nicht aus dem rauhen Norden,
Die Sterne scheinen hier wie dort,
Die Lippen sind mir bleich geworden
Von einem einz'gen Schmerzenswort!“

Wer hat dein junges Herz gebrochen?
Wer sagte dich nicht mild und lind?

„Es hat der Herr mit mir gesprochen,
Sein letztes Wort hieß: Waisenkind!“ —

Ernstern Lesern, zumal sinnigen christlichen Frauen, mögen diese Dichtungen bestens empfohlen sein. M.

Müldener, Dr. Rudolf. Deutsche Volksbücher. I Band. kl. 8°. 122 S. Leipzig, Minde. 3 fgr.

Das Amt eines Bücher-Recensenten ist für gewöhnlich nicht so angenehm, wie es dem Fernerstehenden und Unkundigen manchmal erscheinen mag. Das eine Mal langweilt der Stoff und gähmend legt man das Buch zur Seite oder seufzt nach dem Ende. Das andre Mal ist der Stoff wohl interessant genug und

nimmt alle Gedanken gefangen, aber der Autor hat es dann versehen, er ordnet ihn falsch oder zieht ihn handwurmartig in die Länge, oder weil er demselben nicht gewachsen ist oder ihn einseitig erfaßt hat, muß man ihn tabeln, wo man so gerne loben möchte. Und thut man dies auch noch so schonend, denn der Wahrheit kann man doch unmöglich eine wächserne Nase drehen, so verstimmt man gewiß und macht es schließlich Wenigen oder Niemand recht zu Dank.

Aller dieser unausbleiblichen Recensenten-Mühe ist der Schreiber dieses bei obigem Buche zu seiner Freude gänzlich überhoben gewesen. Wenn er gewollt hätte, brauchte er den Stoff desselben gar nicht zu lesen (er hat ihn aber doch gelesen und mit neuer Lust!), denn denselben kannte er auswendig noch fast von Wort zu Wort, und zwar von jenen Zeiten an, wo er die Kinderschuhe zerrissen hat. Auch brauchte er das Buch nicht zu recensiren. Dafür hat ihm das deutsche Volk längst vorher auch gesorgt. Denn dieses hat dasselbe unter seine Volksbücher gesetzt, die altern nicht; sie tragen den Stempel unvergänglicher Jugend. Vor 300 Jahren schon trugen sie die Inschrift: „Gedruckt in diesem Jahre.“ Sie waren damals neu, und sind heute noch mit demselben Rechte. So lange es, auf Grund des unweigen alten Volksgeistes noch ein deutsches Volksthum gibt, können diese Stoffe nicht untergehen. Diese alten Volksmärchen werden also nicht bloß gelesen, sondern auch zerlesen, nicht bloß verspeist, sondern vielmehr verschlungen werden, von Geschlecht zu Geschlecht!

Offen gestanden, wir haben auf dem Gebiete der gesunden Volksliteratur lange nichts so Erfreuliches gefunden, als dies Wieder-ausleben der alten prosaischen Volksbücher des deutschen Volkes. Eine zu dem Werke hinlänglich gerüstete Hand hat sich darüber hergemacht und diese Auflage derselben besorgt. Um auch den Ansprüchen der gebildeteren Kreise gerecht zu werden, wurden diese Bücher, einst neben Bibel, Gesangbuch und Kalender fast die einzigen Lesestoffe des eigentlichen Volkes, mit dankenswerthen und für das Verständniß unserer Zeit unumgänglich nöthigen literarhistorischen Notizen versehen. Die verschiedenen Drucke wurden verglichen und nach Maßgabe der ältesten und besten der Text vervollständigt und neu redigiert. Wir erkennen darin einen besondern Vorzug der Sammlung.

Den Reigen eröffnet die unübertreffliche Figur des mittelalterlichen Schalksnarren Till Eulenspiegel, der noch jetzt, trotz seines meist sehr derben und fast nur directen Witzes,

wie er unter den fahrenden Handwerksgefelln seiner Zeit gäng und gäbe war, in ganz Deutschland eine fast allgemein bekanntere Persönlichkeit geworden ist, als manche der alten Helden-Kaiser und sonst berühmten Landesfürsten. Ihm sollen alsdann die Büchlein vom Faust, von der schönen Melusina, von Kaiser Octavian, Hirlanda und Genovesa u. a. folgen, und wir werden nicht versäumen, vorkommenden Falles, die selben hier zu erwähnen.

Die Sammlung ist auf 50 Hefte veranschlagt, und äußerst billig, wie ja auch jene alten Vorbilder, denen man sonst auf allen Jahrmärkten begegnete, darin nichts zu wünschen übrig ließen. Nur Eins will dem Recensenten, im Hinblick auf jene älteren, deren er sich mit dem größten Vergnügen noch erinnert, nicht ganz zusagen. Es ist das der trotz des starken und preiswürdigen Papierees so überaus kleine Druck und der Mangel der alten Holzschnitte. Wäre jenes erste Erforderniß besser gewahrt, und würden letztere, naiv gehalten, aber etwas künstlerisch gebessert, hinzugefügt, so würden sie dem willkommenen Unternehmen ohne allen Zweifel die Krone aufsetzen. Bd.

* * *

Die Red. kann nicht umhin, dieser Anzeige eines in seiner Art gewiß sehr trefflichen und empfehlenswerthen neuen Unternehmens eine empfehlende Hinweisung auf eine ältere, schon längst bei uns eingebürgerte Sammlung deutscher Volksbücher beizufügen, welche soeben in neuer Ausgabe an's Licht getreten ist und welche einmal durch die, man darf wohl so sagen: classische Schönheit ihrer illustrativen Ausstattung (also gerade durch einen seitens des Hrn. Rec. der Müldener'schen Sammlung an dieser vermißten Vorzug), andererseits dadurch ausgezeichnet ist, daß sie gerade die vorzugsweise für unsre Jugend geeigneten Erzählungen aus der alten Volksbücherliteratur sorgfältig ausgewählt und mit selbstständigem poetischem Geschick und Geschmac nachgezählt darbietet.

Wir meinen: „Die deutschen Volksbücher, für Jung und Alt wieder erzählt, von Gustav Schwab. Siebente Aufl., mit 180 Illustrationen von Pletsch, Camphausen, Dietrich, Eberhardt, Grosse, Manes, v. Der und Sachse. 2 Bde., Gütersloh, Bertelsmann. Pr. geb. 3 1/3 Thlr. Volksausgabe mit 8 Bildern, geb. 1 1/3 Thlr.

Wiesner, Hermann. Wildgewachsen. Eine Geschichte aus dem Leben. Für das Volk erzählt. Stuttgart, J. F. Steinkopf.

Guntisberg, Maria. Eine Deutsche im Osten. Ebendasselbst.

Glöckler, J. P. Der Patriot Johann Jakob Moser. Ein Lebensbild aus dem 18. Jahrhundert. Ebendasselbst.

Flammberg, Gottfried. Vom treuen Kunrat, eine wahr Geschichte aus der Zeit des Böhmentarls, gezogen aus einer verbrannten Straßburger Handschrift, dem dutschen Volk erzählt. Ebendasselbst.

Sämmtliche Schriften kl. 4^o. und zum Preise von 7½ sgr. geheftet.

Vier Publikationen der im Verlage von Steinkopf in Stuttgart erscheinenden „Volks- und Jugendbibliothek“, welche sich den vorausgehenden Bändchen in hunderter und belehrender Abwechselung des Inhalts wohlthuend anschließen. In Bezug auf Schreibart kann gesagt werden, daß die drei ersten, wenn auch nicht gerade volksthümlich und kindlich, doch im Ganzen — von unnötigen und unerklärten Fremdwörtern abgesehen — verständlich und frisch gehalten sind, auch nirgends tendenziös die religiöse Seite in den Vordergrund stellen.

Die erste Erzählung „Wildegewachsen“ führt in die Mark und beleuchtet den Weg eines verwahrlosten jugendlichen Verbrechers, im Einzelnen sehr lebenswahr und ergreifend, gegen den Schluß hin matt abbrechend.

Die zweite ist mit feiner Hand und viel Sinnigkeit und Wärme im Darstellen von Personen und Zuständen Ostindiens verfaßt; die Hervorhebung des Segens der Evangelischen Mission daselbst wird ungezwungen in den Gang der Handlung mit hineinverwebt.

Die dritte bringt über den alten Moser gerade nichts Neues, weiß ihn aber als Christen und Patrioten schlecht und recht anschaulich zu schildern.

Bei der vierten wollen wir etwas länger verweilen, als sonst der Maßstab des Umfangs eine Besprechung zuläßt, denn das Büchlein ist nach Form und Inhalt eine hervorragende Leistung, wenngleich für uns die Frage, ob für Jugend und Volk dieselbe von gleichem Interesse sei, wie für den culturhistorisch gebildeten Leser, eine offene bleibt.

„Was ich hier erzählt hab, das hab ich nit erfunden, noch erfonnen, als die Berslimacher und Romantensinger thun, sondern hab's gelesen in eben dem Brief, den der treue Kunrat, das ehrlieh Blut, an den Rath hat eingegeben. Den hant sie dort uffbewahrt in der Kanzlei und nachmals in der Bücherei, und ist das kostbarlich Blatt leider Gottes mitverbrunnen am Tage St

Bartholeme, da die Stadt belägeret ward und mit Bumben beschossen von uns Dutschen. Aber wenig Monat vor dem Krieg hat ein hochgelehrter Mann, Dr. Kerler geheissen, jenen Brief funden und ein Abschrift davon gemacht und die hat er mich lassen lesen.“

Nach diesen auf S. 115 zum Schlusse gesagten Worten haben wir dem Kerne nach eine urkundlich beglaubigte Thatsache aus dem Jahre 1365 ff. vor uns, die im Elsaß sich zugetragen hat, und dieser Umstand ist wohl mit die Veranlassung gewesen, daß sich der reichbegabte Verfasser der Lust nicht erwehren konnte im Chronikstyl des Originals und mit möglichster Beibehaltung des Typus und Dialects der Gegend den Stoff zu einer ebenso lebendigen, wie reizenden Volkserzählung zu gestalten, indem er nur mit geschickter Hand etliche charakteristische Züge beifügte und der an sich durchsichtigen Fabel einige Verwickelung und Pointe gegeben hat.

Wir haben alle Ursache uns der kleinen edlen Gabe zu erfreuen, die zugleich ein unverkennbares Zeugniß der Liebe zu dem zurückgewonnenen alten Reichslande ist. Eine gesunde Realität und Gedrungenheit erfüllt dieselbe, die in ihrer hier und da humoristisch gefärbten Weise sehr zu Herz und Gemüth des Lesers spricht. Der Maler Kunrat von Straßburg mit seiner rührenden Manneentreue, und sein Knecht mit seiner züchtigen, verschwiegenen Liebe, Zoggeli, der Geizhals und Ränktschmied, Kaiser Karl IV. mit seinen unberechenbaren Launen und Heilmann, der Ammeister der Reichsstadt in seinem Handwerkerstolze, das tappige Greheli und der lebenskecke Hansli, Hesse Proger und Moschale, der Jude, — diese und andere Gestalten treten so naturwahr und wirkungsvoll aus dem Rahmen der Erzählung hervor, daß man seine helle Freude daran hat und mitführend ihrem Schicksal folgt.

Auch die Sprache macht nicht soviel Schwierigkeiten, wenn man sich erst ein wenig hineingelesen hat, und ist leichter faßlich, als das Plattdeutsche in Fritz Reuters Werken, und schließlich würde es Einem selbst leid thun, wenn die alte Historie in der neuhochdeutschen Sprache der Gegenwart ihren eigenthümlichen Schmelz eingebüßt hätte.

Um aber unsere Recensentenpflicht treulich zu erfüllen, seien endlich noch einige Punkte berührt, welche uns einer leisen Feile zu bedürfen scheinen, und deren Erwägung wir dem feinsinnigen Verfasser anheimgeben.

Zu Seite 26, wo Kunrat antwortet: „Wie Kaiserliche Maestät befehlet“, bemerken wir, daß diese offizielle Anrede nachweisbar erst seit Kaiser Karl V. vorkommt,

und 1365 geradezu als Anachronismus erscheint.

Zu Seite 63; wo der Ruf erhoben wird: „Feuer und Räuber!“ sei notirt, daß erst seit den dreißiger Jahren dieses Jahrhunderts man begonnen hat also zu rufen, — es müßte heißen: „Feuer = So und Räuber = So!“

Auf Seite 68 scheint uns Kunrats Ermahnung an den von den Engländern sterbenswund geschlagenen Boggeli zu wenig katholisch im Sinne ihrer Zeit. Sie lautet wie eine Anrede aus der Reformationsperiode, und die Anrufung Maria's und die Heiligen wäre passender gewesen.

Zu S. 55 „Den kommenden Sonntag sollte die Kindtauf sein,“ ist ganz modern motiviert, weil in Stadt und Land derartige Casuafälle fast ausschließlich darauf verlegt werden; zu jener Zeit taufte man denselben Tag, längstens den folgenden die Neugeborenen.

Außerdem notieren wir eine ganze Anzahl Redewendungen, die der neuzeitigen Ausdrucksweise der Gebildeten angehören, und als falsche Pinselstriche im Gemälde den Kundigen stören; ihr Alter bis ins 14. Jahrhundert nachzuweisen, dürfte dem Verfasser wohl schwer fallen. So z. B. S. 29 „es wird dir wohl St. Andreas müssen helfen von dem Alten jungferneloos,“ S. 76 „soltest du zu meinem Antrag Nein sagen?“, S. 86 „bis daß sie den ganzen Handel klar hattent abgewickelt,“ S. 103 „so that das die Herren verschnupfen“, S. 104 „und dem Rath Geld abschwindeln wolli“, „da sagte Kunrat bescheidenlich, aber fest“, S. 114 „hier bricht mein Chronik ab“, S. 115 „und was etwa zur Erläuterung noch mochte dienlich sein,“ Für diese und andere Sätze ließe sich unschwer wohl eine mehr archaische Form finden.

Auch der Druckfehler müssen wir noch Erwähnung thun, die bei einem mundartlichen Schriftwerke ohne Zweifel doppelt fatal sind, so z. B. S. 43, 44 und 45 Arzet für Arzet, S. 105 Rotul statt Rotul, S. 114 Gütlein statt Gütlin, u. a. Auf sorgfältige Ausmerzung derselben bei einer würdigen zweiten Auflage sollte Bedacht genommen werden. Bb.

Ahlfeld, Friedrich, Erzählungen für's Volk. Vierte Auflage. (Aus dem „Volksblatte für Stadt und Land“ besonders abgedruckt). 209 S. Halle, 1872. R. Mühlmann. 13 sgr.

Es sind die bekannten, in Gestalt von kleinen Einzelheften à 2 Sgr. bereits in noch zahlreicheren Auflagen (z. Theil in 5., z. Theil in 6. Aufl.) verbreiteten sechs Volks Erzählungen; 1. „Der Verwalter und sein Kind; 2. Das Knecht-Jubiläum; 3. Des Spielers Gang und Ende; 4. Der Auszugsvater; 5. Berend Stein, der Knechtepastor, und 6. Das verachtete Kind,“ welche man hier zu einer, wenn auch nicht umfangreichen, doch gehaltvollen Sammlung vereinigt findet. Die etwas längere Volks Erzählung: „Das rothe Buch, oder: Aus Kreuz und Freude einer Kaufmannsfamilie“ (vgl. Allg. lit. Anzeiger, Bd. II, S. 455) hat nicht mit Aufnahme gefunden; sie bildet ein besonderes, an Stärke etwas hinter dem gegenwärtigen zurückbleibendes Bändchen (Pr. 10 Sgr.). — Die Gaben und Verdienste Ahlfelds auch als Volkschriftsteller sind viel zu bekannt, als dieß ein genaueres realisirendes Eingehen auf die vorl. Erzeugnisse dieses Zweiges seiner reichgelegneten Thätigkeit irgendwie erforderlich genannt werden dürfte. Möge der Segen Gottes auch diese neue Auflage begleiten!

III. Referate aus Zeitschriften.

Das Ausland. 1873. Nr. 13—24.

Nr. 13. — Neue Untersuchungen über den Entdecker Amerika's und seine Nachkommen. Von Oscar Peschel (auf Grund des Werks von Henry Harrisse: *Fernand Colomb, sa vie, ses oeuvres, par l'auteur de la Bibliotheca Americana vetustissima*, Par. 1872, dieser ersten kritischen Biographie Don Fernando's, des 1539 verstorbenen unehelichen Sohnes des Entdeckers Amerikas. Die unter dem Namen dieses Sohnes existierende Lebensbeschreibung des großen Genuesen, welche Harrisse als unächt verdächtigt, nimmt Peschel gegen diesen Angriff hier in Schutz, gesteht indessen zu, daß vieles Sagenhafte und geschichtlich Unbeglaubigte darin enthalten sei. Zugleich verteidigt er gegenüber dem Franzosen d'Arbezac [*Année véritable de la naissance de Christophe Colomb*, Par. 1873] das Jahr 1456 als das wahrscheinlichste Geburtsjahr des Entdeckers, unter Entkräftung des von Senem für seine auf d. J. 1446 lautende Hypothese Vorgebrachten). — Zur Geschichte der Feuerzeuge. — Untersuchungen über die Kartoffel (Daß der ber. Seeheld Francis Drake die Kartoffeln zuerst nach Europa gebracht habe, sei so recht eigentlich ein culturgeschichtlicher Mythos, zu dessen Verbreitung besonders die Schrift des Pfarrers Putzke zu Venedig-Jena in Sachen über die Kartoffel [vom J. 1819] beigetragen habe. Weder für 1580, noch für 1586, in welchen beiden Jahren Drake von größeren Reisen heimgekehrt sei, lasse sich irgend ein zuverlässiger Nachweis zu Gunsten damals schon stattgehabten Gebrauchs der köstlichen Knollenfrucht erbringen. Nicht einmal Walter Raleigh's [† 1618] Name werde mit ausreichender historischer Sicherheit mit der Entdeckung der Kartoffel in Verbindung gebracht. Gewiß sei nur, daß man seit etwa 1587 sie hier und da in Deutschland, Belgien und England anzupflanzen begonnen habe. Der wahre Entdecker sei unbekannt). — Das neue Reich der Muhammedaner in Yü-nan. — Die botanischen Ergebnisse von Schweinfurth's erster Niam-Niam-Reise. (Von den ca. 1000 Pflanzenarten, welche dieser Reisende im J. 1870 in dem bez. Gebiete sammelte, seien genau 500, theils Phanerogamen, theils Kryptogamen, überhaupt ganz neue, vorher unbekannte Species). —

Nr. 14. — Irrthümliche Auffassung chinesischer Dinge in Europa (Weder der Name „himmlisches Reich“ als Bezeichnung Chinas, noch „blauer Fuß“ als Benennung des Yang-tse-kiang, noch „Peking“ als Name der

chines. Reichshauptstadt [die vielmehr gewöhnlich „Tsing-tscheng“, d. i. „Residenzstadt“ genannt werde], noch „Mandarin“ als Bezeichnung der chines. Beamten [welche vielmehr „Kwan“ genannt würden], seien in China selbst gebräuchliche Benennungen. Ebenso beständen auch sonst noch vielerlei traditionelle Irrthümer betreffs chinesischer Dinge in Europa, z. B. betreffs der Sitte des Kopftragens der Chinesen, die keineswegs uralt, sondern erst seit ca. 200 Jahren durch die gegenwärtige Mandschu-Dynastie mit Gewalt eingeführt sei). — Prof. Friedrich Müller's ethnologische Forschungen (Auf Grund der „Allgemeinen Ethnographie“ dieses Wiener Gelehrten [Wien 1873]. Der Ref. hebt u. a. den Satz hervor, den Müller betreffs des Kampfs der Hauptstämme des Menschengehangeschlechts um civilisatorische Alleinherrschaft aufstellt, und wonach aller Wahrscheinlichkeit zufolge „nur die drei auch numerisch mächtigsten Rassen, die mongolische oder hochasiatische, die mittelländische [sonst kaukasische], und die afrikanische Negerrace sichere Aussicht haben dürften, aus dem besondern gegenwärtig hart entbrannten Kampfe um's Dasein als Sieger hervorzugehen“). — Die Lage des alten Carchemius (Nicht Circesium am linken Euphrat-Ufer, sondern das rechts daran und zwar nordöstl. v. Aleppo gelegene Nabug [Babylon] oder Hierapolis sei für das alte Carchemisch oder Gargamisch zu halten. So G. Maspero, *De Carchemius oppidi situ et historia antiquissima*, Par. 1872, dessen Ansicht der Ref. gut heißt). — Eine culturhistorische Parlamentsrede (Bismarck's Rede zu Gunsten der neuen Kirchengesetze im Herrenhause vom 10. März 1873, vom Ref. natürlich sehr beifällig citirt).

Nr. 15. — Ein Blick auf Malta. Von C. v. Vincenti. — Die schwedischen Lappmarken. Von Dr. A. Dufk (botanisch, zoologisch und volkswirtschaftlich). — Ueber Schlaf und Hypnotismus (auf Grund von Dr. Nagel: „Der natürliche und der künstliche Schlaf“, und von Czermak's Vorträgen über den Hypnotismus der Thiere [in der Leipz. Ztschr. „Aus der Natur“]). Aus den letzteren werden interessante Mittheilungen gemacht über das, was dieser berühmte Philologe von den Phänomenen des Spiritismus halte, daß er nemlich die sich damit Abgebenden theils für Betrüger, theils für Verblendete, theils für „Naturforscher, die dieses Namens nicht werth seien“ [Crookes, Wallace, Hare etc.] erkläre). — Ueber die Landwirthschaft der Alten (auf Grund v. Paul Demeler: „Antike Landwirthschaft“, Berlin 1872).

Nr. 16. — Eine Reise von Loanda

in's Innere von Afrika. (Aus dem Tagebuche eines Ingenieurs E. E. . . , der im J. 1869 mit einer portugiesischen Gesellschaft sich durch Neger in einer f. g. Tipoa, einer Art Sänfte, von Soanda nach Lombiga tragen ließ). Der Kuro-Siwo (b. i. der Golfstrom der japanesischen Gewässer). Von Herrn J. Klein. — Die Seemacht der Russen (mit besonders interessanten Aufschlüssen über die neue Schiffsgattung der „kreisförmigen Panzerschiffe,“ wie man sie seit 1871 für diese Flotte zu bauen angefangen hat). —

Nr. 17. — Ueber die geographische Lage und Weltstellung der Stadt Lissabon und ihres Hafens. Von J. G. Kohl (Geistreiche Betrachtungen über Portugal als das „Niederland“ oder „Phönicien“ der pyrenäischen Halbinsel, sowie über seine beiden Haupthäfen, den von Oporto und den von Lissabon, die mit den bedeutendsten Häfen anderer Länder, z. B. mit denen von Bahia und Rio Janeiro in Brasilien, parallelisiert werden. Am Schlusse des durch mehrere Nummern hindurchgehenden Artikels weist der Verf., gewiß viel zu optimistisch denkend, daß das seit etwa 1500 von der Höhe seiner geographischen Weltstellung herabgesunkene Lissabon sich wieder auf dieselbe erheben werde, sobald die Pyrenäen durch eine größere Zahl von Tunneln durchbohrt und Spanien demgemäß mit dem Eisenbahnnetz von ganz Europa in gehörige Verbindung gesetzt sein werde). — Japan einst und jetzt. (Alle sonstigen Reformen, die das merkwürdige Inselreich, das „Großbritannien der ostasiatischen Gewässer“, seit den letzten 5 Jahren unternommen, billigt und belobt der Referent, namentlich auch die auf Beschränkung der Bordelle und Unterfugung indecenten Theater Vorstellungen bezüglichen Erlasse. „Doch die letzten, Schlag auf Schlag erfolgenden Verordnungen, wie das streng gehandhabte Gesetz, das den Japaner heißt, seine alte Haartracht aufzugeben, den Kopf nicht mehr zu scheeren und sich das Haar lang wachsen zu lassen; das Verbot des beliebten Japanischen Spiels, Drachen steigen zu lassen u. a. m., sind höchst abgeschmackt und — tragen nur bei, das Nationalbewußtsein des Volks, das sich doch in Tracht und Sitten so sehr erhält, zu beleidigen.“ Auch die Einführung des christlich-europäischen Kalenders seit Anf. d. J. wird nicht gutgeheißen. „Diese Maßregel wird auch nicht verfehlen, viel böses Blut unter der durch die brisante Einführung in ihren Interessen tief geschädigten Bevölkerung zu machen.“) —

Nr. 18. — Die Ethnologie Südafrika's (Referat über das G. Frisch'sche Werk: „Die Eingebornen Südafrika's, Bresl. 1872, dessen ethnologische Anschauungen und Grundzüge fast durchweg den Beifall des Ref. finden, insbesondere auch die Kostrennung der Hottentotten oder Koi-Koi-Völker von den Kaffern oder Bantu-Stämmen; desgleichen seine Beurtheilung der Bushmänner, welche für das Beste erklärt wird, was je über diesen Stamm geschrieben worden sei etc.). — Instinct und Verstand (Necht-darwinistisches Plaidoyer für die bekannte Theorie, welche im thierischen Instinct nichts an-

deres, als Verstand auf einer niederen Stufe erblickt und überhaupt den Unterschied zwischen Thier und Mensch zu einem nur „graduellen“ herabzusetzen bemüht ist. Vgl. den früheren Aufsatz „Fortschritt bei den Thieren“, in Nr. 5 ff. d. Jahrg.). — Die indischen Frauen und ihr Verhältniß zur Familie und zum Staate. Von Dr. J. S. May. — Aus der Natur- und Völkergeschichte Schottlands (Bruchstücke aus einem Vortrage, gehalten in der Geogr. Gesellschaft zu München, 31. Jan. 1873, von Hauptmann Rütth).

Nr. 19. — Entstehung mythischer Personen aus dem Ei in finnischen und esthnischen Märcen. Von Dr. M. Weste (zugleich Prodröum eines von diesem Autor noch im Laufe d. J. herauszugebenden Buches über „Volkslied, Sprache und Poesie der Esten und verwandten finnischen Stämme“). — „Der Sklavenhandel in Afrika und die englische Mission“. — Die erste Befestigung des Cotopaxi (durch den deutschen Naturforscher Dr. Reiß, 1872). —

Nr. 20. — Justus Liebig (Geb. 13. Mai 1803, † 18. April 1873, hat Liebig, nicht nur, wie ein zweiter Hercules, den Augiasstall der alten Medicin gereinigt, indem er den Strom der „eracten Versuche“ hindurchschleutete; er hat auch mit seinem Geiste die Ackerscholle verjüngt und befruchtet und die Interessen des Bodenkapitals erhöht. Er hat eine solche Fülle geistigen und materiellen Fortschritts eingeleitet, daß das Heer seiner Epigonen noch heute emsig damit beschäftigt ist, die gewaltigen Goldbarren seiner Entdeckungen in landläufige Scheidemünze umzuprägen. . . Liebig's Laboratorium ist eine Volkshütte in höherem Sinne, ein Wirtschaftsgebäude der civilisirten Welt geworden. Ein lehrhaftes Wort von ihm verjüngte die ertragsmüde Scholle und befruchtete sie für reichlich lohnende Ansaat. Die Agriculturchemie, die nun jeder gebildete Landwirth treibt und mit Recht für den unerschöpflichen Born seines Wohls hält, war Liebig's unsterbliche Schöpfung. Ja, Schöpfung ist das bezeichnende Wort, denn Liebig erst hat durch seine geniale Anwendung der organischen Chemie auf den Ackerbau der Landwirthschaft jene theoretische Grundlage gegeben, die sie nun zu einer exacten Wissenschaft macht. . . Der Geist der wissenschaftlichen Aufsehung gegen das alte und hergebrachte Schlechte auf diesem Gebiete ist sicher in manche Bauernhütte gedrungen, und mit den chemischen Präparaten verschleppt sich mehr wirkliche und heilsame Aufklärung in das Landvolk, als mit den Großmännern der Professionsdemokraten, die mit ihrer seichten Bildung, ihrem blanken Unverständniß der naturgemäßen Entwicklung menschlicher Dinge, ihrer gemüthbrohen und ungebildigen Freigeisterei nur Mißtrauen und Verwirrung verbreiten. Mit einer Handvoll Salze wurde Liebig ein sozialer Reformator, mit einer Handvoll Salze firente er die wichtigsten und nützlichsten Wahrheiten in die Welt. Er warf seine Geschenke unmittelbar der Cultur in den Schooß, und auf den Werth der Unmittelbarkeit einer Hülfe versteht sich jedes erwartungsvolle Bedürfniß. Der

schöpferische Utilitarier wird immer den bestgemeinten Dank ernten.“ — Die finnisch-ugrische Sprachforschung (auf Grund einer schwedisch geschriebenen Monographie von Dr. D. Donner in Helsingfors [1872], worin die sämmtlichen zum finnisch-ugrischen Stamm gehörigen Sprachen unter 5 Zweigen begriffen werden: 1. Ostsee-Finnen, 2. Lappen; 3. Permische Finnen; 4. Wolga-Finnen [Tscherenissen und Mordwinen]; 5. Ugrer [Magyaren, Wogulen und Ostjaken]). — Die holländische Dünenflora. — Professor Agassiz über die Stellung des Neger zum Weissen (Bericht aus der Zeitschr. „Popular Science Review“ über ein wahrhaft fanatisch negerfeindlich-polysgenistisches Votum, welches Agassiz kürzlich in einer öffentl. Rede in Nordamerika abgegeben haben soll. Danach „unterscheidet die ganze physische Organisation des Negers sich von der des Weissen ebenso sehr, wie von der des Chimpanze; d. h. nach seinen Knochen, Muskeln und Nerven braucht der Chimpanze, keine sehr viel größeren Fortschritte zu machen bis zum Weissen. . . Jeder ist das Resultat einer besonderen Schöpfung; der Neger und der Weiße wurden ebenso artlich verschieden geschaffen, wie die Gule und der Adler. Sie sind bestimmt, verschiedene Stellen in der Natur auszufüllen. Der Neger ist ebenso wenig durch irgend einen Zufall oder ein Mißgeschick Neger, wie die Gule Gule. Der Neger ist ebenso wenig der Bruder des Weissen, wie die Gule die Schwester des Adlers oder der Elter des Bruders des Ferkels. Wie erstaunlich [stupendous] und doch wie einfach ist die Lehre, daß der allmächtige Schöpfer des Alls verschiedene Arten von Menschen geschaffen hat, um verschiedene Stellen und Aufgaben im großen Gebiete der Natur zu erfüllen!“).

Nr. 21. — Die Urgeschichte der Menschheit (Kritik des so betitelten Werks von D. Caspari [Leipzig 1873, 2 Bde.], dessen social- und moralphilosophischen Jargon der Ref. allerdings tabelt, mit dessen darwinistisch-materialistischer Grundanschauung und Tendenz er jedoch übereinstimmt). — Eine culturhistorische Studie über das Salz. — Die keltischen Studien der Gegenwart. Von F. v. Hellwald. — Heimathland und botanische Herkunft der Myrrhe (Es werden im Ganzen 4 Legenden als Stammorte der Myrrhe genannt: 1. Ghizan am östl. Ufer des rothen Meers; 2. die südarabische Küste östl. von Aden; 3. die Somalilüste südl. und westl. von Cap Guadafui; 4. der Landstrich zwischen Tadschurra und Schoa an der Westküste des rothen Meeres. Auch kommen mindestens 3 verschiedene Sorten Myrrhe im Handel vor, welche wahrscheinlich von ebenso vielen botanisch unterscheidbaren Arten des Myrrhenbaums herkommen). — Dr. Nachtigal in Inner-Afrika (Kurze Uebersicht über den Gang seiner Expedition, bis zum Datum der letzten von ihm eingetroffenen briefl. Nachricht, dem 23. Febr. 1872).

Nr. 23 — 24. Palgrave's Reisen im nordöstl. Anatolien (neml. südl. und östl. von Trapezunt [Trabzon]), wo Palgrave, der berühmte Arabien-Reisende, jetzt als britischer

Consul wohnt. Zu Grunde liegt ein von ihm in den Proceedings of the Roy. geogr. Society 1872 veröffentlichter Bericht). — Der Völkerkampf zwischen Arabern und Völkern in Nordafrika. Von Heinrich Frhrn. v. Malkan. — Die neuesten Forschungen über das Nordlicht (auf Grund hauptsächlich der A. Wolfert'schen Abhdlg. „Das Nordlicht, eine weder magnetische noch elektrische Erscheinung“, in Petermann's Geogr. Mittheilungen. Bezüglich der darin aufgestellten Theorie, welche das Nordlicht als eine Erscheinung der Reflexion und Brechung der Sonnenstrahlen auffaßt, verhält der Ref. sich im Wesentlichen zustimmend. Er meint, diese Theorie erkläre die Mehrzahl der beim Nordlicht eintretenden Phänomene auf befriedigende und anscheinend richtige Weise). — Ueber Kastenbildung (die Kasten der Indier seien ursprünglich kein religiöses, sondern ein natürlich-soziales Institut). — Das alte Etrurien (die neuesten von Corssen aufgestellte Hypothese betreffs des Ursprungs und Charakters der etruskischen Sprache, wonach dieselbe ein unmittelbare Blutsverwandte des lateinischen, ostkischen und umbrischen Dialects sei, müsse für die wahrscheinlichste aller hieher gehörigen Theorien gelten).

Zeitschrift für deutsche Culturgeschichte. Neue Folge. II. Jahrgang. Herausgegeben von Dr. F. H. Müller. Studienrath. Hannover 1873. Druck und Verlag der Schönliterschen Hofbuchdruckerei. In Commission bei Carl Meier. Erstes bis viertes Heft. (Januar—April.)

Mit gleich freudiger Genugthuung, mit der wir den ersten Band dieses erneuerten publicistischen Unternehmens im Allgemeinen literarischen Anzeiger, X. Band 1872 S. 35—38 und XI. Band 1873 S. 236, 237 begrüßt haben, können wir auch von der Fortsetzung jetzt Rechenschaft geben. Wie die bisherigen Aufsätze der Zeitschrift durch gründliche und anziehende Darstellung gefesselt haben, so bringen auch die vorliegenden vier Hefte uns eine stattliche Reihe von liebevoll und fleißig gearbeiteten Artikeln. Eine Fülle des wichtigsten sittengeschichtlichen Materials wird wiederum in gelungener Arbeit dargebracht, außerdem noch mehrere die höheren Lebensinteressen des Volkslebens berührende Aufsätze. W. von Giesebrecht eröffnet den Band mit einem in Darmstadt gehaltenen, auf besonderen Wunsch zum Abdruck gestatteten Vortrag: „die Frauen in der deutschen Geschichte“, dessen knappe Zusammenstellung von Seite zu Seite festsetzt. Christian Meier behandelt ein noch wenig bekanntes Thema „der gerichtliche Zweikampf“, insbesondere der zwischen Mann und Frau.“ Begele entwirft ein getreues Bild der Stadt Würzburg im 12. Jahrhundert „eine bischöfliche Stadt des früheren Mittelalters, die zugleich noch innerhalb der unbefrreiten und wohlthätigen Nachthypothek der königlichen Gewalt lebte und webt, mit einfachen, gebundenen und keineswegs blendenden Zuständen: die Knospe ist es, nicht die farbenreiche stolze Blume, die gezeichnet werden soll.“ Ueber die Verehrung des heiligen Jacobus in den norddeutschen Städten

und namentlich in Bremen liefert J. G. Kohl eine anziehende Erzählung. Aus dem Zeitalter der Romantik leuert R. Weinhold einen sehr interessanten Beitrag über Walwein, der Abenteuerer Vater, bei. „Der Walweinroman wirft über manche Seiten des ritterlichen Lebens helle Lichter. Das Hauptsächlichste bleibt aber doch die auch hier bestätigte Erkenntniß, wie die Menschen jener ritterlichen Kreise bei dem stärksten Realismus sich völlig und bedingungslos, mit Aufopferung von Leib und Seele, der Verfolgung eines Zieles hingeben, mag dasselbe den Gewinn der ewigen Seligkeit oder die Beförderung einer nichtsnutzigen Laune bringen. Sie erfüllen sich ganz mit einer Idee, sie entzünden sich an einem Phantasiebilde und sie dienen mit allem Ernste der übernommenen Pflicht — so jagen sie nach dem Ideal des Ritterthums. Frömmigkeit, Ehrerbietung gegen die Frauen und Priester, Schutz der Hilflosen sind Gebote, welche mit dem Ritterschlage auferlegt werden: die eigene Ehre in tadellosem Gebrauch der Waffen zu hüten, kommt dazu. Die Dichter hatten die Aufgabe, Vorbilder der Ritterschaft zu entwerfen: in Walwein war ein besonders glänzendes gefunden.“ Das

Sendgericht in der abtheilichen Stadt Siegburg hat J. C. Dornbusch besprochen. Nach archaischen Nachrichten hat behandelt R. G. Helbig das Leben der Gräfin von Rochitz, der Geliebten des Churprinzen zu Sachsen. A. v. Ege hat drei Jahre aus dem Leben der deutschen Reichsstadt Nürnberg besprochen. Alexander Kaufmann theilt alte Geschichten aus dem Schlosse Resselbrunn mit und L. Ennen beschreibt den Kölner Karnewal, namentlich seit 1431. — Bilschowsky ist im ersten, dritten und vierten Heft enthalten, überdies bringt der Abschnitt „Bunte“ eine Fülle von kleinen zum Theil hochinteressanten Mittheilungen. So leistet denn die Zeitschrift Alles, was man billigerweise von ihr fordern darf. Wenn es gelingt, ein centraler Vereinigungspunkt für die deutsche Culturgeschichte zu werden, so muß das Unternehmen ein überaus zeitgemäßes genannt werden. Man kann nur wünschen, daß ihr die Theilnahme der Lesewelt in dem Maße zu Theil werde, um das löbliche Unternehmen des Herausgebers und Verlegers dauernd zu sichern.

Köln.

IV. Kurze Literaturberichte.

Politische Broschüren.

April, Mai und Juni 1873.

Geffken, F. Heinrich, Das deutsche Reich und die Bankfrage. 8. 74 S. Hamburg, Nolte. 12 Sgr.

Die neuen Kirchengesetze. Elf Leitartikel der Kreuzzeitung. gr. 8. 41 S. Berlin, Puttlammer und Mühlbrecht. 1/8 thlr.

Rechte und Pflichten gewerblicher Arbeiter. Nach der Gesetzgebung des deutschen Reiches und der Einzelstaaten für Arbeitgeber und Arbeitnehmer dargestellt von einem Mitgliede des Reichstages. 8. 80 S. Berlin, Kortkamp. 6 Sgr.

Renard, Graf J., Goldene Worte eines deutschen Katholiken. Rede. gr. 8. 8 S. Leipzig, Geibel. 1/8 Sgr.

Sauzet, Staatsminister P., Die Civilehe und die kirchliche Ehe. gr. 8. 64 S. Mainz, Kirchheim. 9 Sgr.

Scheel, Prof. Dr. H. v., Die soziale Frage. Vortrag gehalten im Großrathssaale zu Bern am 3. December 1872. 8. 24. Bern, Zent und Reinert. 6 Sgr.

Marbach, Oswald, Die Freimaurerei und der

Streit der Parteien um Tagesfragen. Mscr. f. Dr. Fr. Mrr. gr. 8. 24 S. Leipzig, Fries. 1/8 thlr.

Jannasch, Dr. R., Der Müsterschutz und die Gewerkepolitik des deutschen Reiches. Gezeichnete Preisschrift. gr. 8. 51 S. Berlin, Silberig. Verf. 12 Sgr.

Ouden, Prof. Dr. Wilh., Das deutsche Reich i. J. 1872. Zeitgeschichtliche Skizzen. I. gr. 8. 72 S. Ebd. 15 Sgr.

Schmeißer, Diac. R., Die evangelische Kirche und die neuen Gesetze. 8. 48 S. Halle, Lipsperg'sche Buchh. 1/4 thlr.

Freimuth, Dr. Philalethes, Das moderne Recht und die Katholiken. gr. 8. 219 S. Luxemburg, Brück. 2/3 thlr.

Ueber die Rechte der Regierungen beim Conclave. (Von Graf Greppi). 8. 66 S. München, Ackermann. 1/8 thlr.

Mühlfeld, Dr. Zul., Aus dem „tollen“ Jahr. Federzeichnungen aus d. J. 1848. Zur 25jähr. Gedächtnisfeier. 8. 194 S. Bremen, Kühmann u. Co. 1 thlr.

Richter, Zul., Ultramontanen und Kommunisten. Aus b. Griech. verdeutsch u. v. e. Vorreiter einge-

- führt. 8. 84 S. Berlin, Nicolai's Berl. 1/4 thlr.
- Zeitgeist und Antichrist.** 8. 16 S. Barmen, Wiemann. 2 gr.
- Arbbe,** Conslt.-R. Prof. Dr. Otto, Wider die gegenwärtige Richtung d. Staatslebens i. Verhältniß zur Kirche. Ein Zeugniß. gr. 8. 138 S. Rostock, Stiller. 5/8 thlr.
- Goltz,** Prof. Dr. Frhr. Th. v., Die sociale Bedeutung des Gesundheitswesens. Zwei Vorträge geh. am 23. Jan. u. 6. Febr. 1873 in der Aula d. Fridericianum zu Königsberg i. Pr. gr. 8. 64 S. Danzig, Rafemann. 1/8 thlr.
- Ausgleich und „Verfassungstreue“** 1871—1873. Zur Lösung der gegenwärtigen Verfassungs-Krisis in Oesterreich. gr. 8. 267 S. Leipzig, Luchhardt. 1 1/2 thlr.
- Siegwart,** Karl. Der Kommunisten-Staat. Cultur-histor. Studie. 3. verb. Sep.-Ausg. 8. 41 S. Berlin, Denicke's Berl. 1 1/2 thlr.
- Sybel,** Heinr. v., Napoleon III. 8. 80 S. Bonn, Cohen u. Sohn.
- Fieder,** Jul., Ueber das Eigenthum des Reichs am Reichskirchengute. [Aus „Sitzungsber. d. k. Akad. d. Wiss.“] Lex.-8. 163 S. Wien, Gerold's Sohn i. Comm. 28 gr.
- Friedberg,** Emil, Johannes Baptista Balzer. Ein Beitrag zur neuesten Geschichte d. Verhältnisses zwischen Staat und Kirche in Preußen. gr. 8. 170 S. Leipzig, Dunder u. Humblot. 1 thlr.
- Knoll,** Dr. Alf., Die direkten Reichsrathswahlen in Böhmen. Ahermals e. offenes Wort an meine Landsleute. 8. 27 S. Carlsbad, Dominicus u. Co. 1 gr.
- Maassen,** Frdr., Eine Rede d. Papstes Hadrian II. vom J. 869. Die erste umfaff. Benutzg. der falschen Decretalen zur Begründung der Machtfülle d. röm. Stuhles. [Aus „Sitzungsber. d. k. Akad. d. Wiss.“] Lex.-8. 36 S. Wien, Gerold's Sohn u. Co. 1/8 thlr.
- Bericht** der vom Mecklenburgischen patriotischen Vereine ernannten Commission zur Verathung über die Verhältnisse der ländl. Arbeiterklassen, über Auswanderung und Arbeitermangel in Mecklenburg. gr. 8. 101 S. Rostock, Kuhn. 18 gr.
- Dumreicher,** Armand Frhr. v., Die Verwaltung der Universitäten seit dem letzten politischen Systemwechsel in Oesterreich. gr. 8. 141 S. Wien, Beck'sche Univ.-Buchh. 24 gr.
- Das Herrenhaus.** 8 Leitartikel der Kreuzzeitung. 8. 38 S. Berlin, Heinicke. 1/8 thlr.
- Meyer,** Rud., Die bedrohliche Entwicklung des Socialismus und die Lehre Lassalles. gr. 8. 46 S. Berlin, A. Schindler. 1/8 thlr.
- Die neueste Literatur zur socialen Frage. 1. Abth. gr. 8. 57 S. Ebb. 12 gr.
- Weibezahn,** Dr. Herm., Der Abschluß der deutschen Münz-Reform. Kritik d. vom Bundesrathe festgestellten Entwurfes e. weiteren Reichs-Münzgesetzes. gr. 8. 19 S. Leipzig, Mayer. 8 gr.
- Wiener,** Just.-R. S., Zur Reform der Aktien-Gesetzgebung. [Aus „Entschieden der Eisenacher Volkswirthsch. Conferenz.“] gr. 8. 42 S. Berlin, Gerschel. 1/8 thlr.
- Friedrich,** Prof. Dr. J., Die Wortbrüchigkeit und Unwahrscheinlichkeit deutscher Bischöfe. Offenes Antwortschreiben an W. E. Freth. v. Ketteler in Mainz. 2. Aufl. gr. 8. 35 S. Constanz, Med. 2 gr.
- Plitt,** Prof. Dr. Gust., Ein Wort für die preussischen Kirchengesetze [im Mai 1873]. gr. 8. 16 S. Erlangen, Deichert. 3 gr.
- Endemann,** Prof. Dr. Wilh., Das deutsche Handelsrecht. Systematisch dargestellt. Nachtrag. Das Recht der Aktiengesellschaften, der Kommanditgesellschaften auf Aktien und der Genossenschaften. gr. 8. 136 S. Heidelberg, Bangel und Schmitt. 28 gr. epl. 4 1/2 thlr.
- Politisch-staatsrechtliche Flugblätter** 1. u. 2. gr. 8. 23 u. 22 S. Wien, Fr. Beck's Berl. à 6 gr.
- Jäger,** Dir. Privatdoc. Ernst Ludw., Die jüngeren Versicherungsinstitute gegen Unglücksfälle und Invalidität. Suppl. zu dessen Broschüre über Arbeiterversicherung gr. 8. 104 S. Stuttgart, Kröner. 1/8 thlr.
- Richter,** Herm. Mich., Die leidenden Ideen und der Fortschritt in Deutschland von 1860 bis 1870. gr. 8. 318 S. Nördlingen, Beck. 1 1/2 thlr.
- Schwanert,** Rect. Dr. Herm., Gesetz und Gewohnheit. Rede, geh. zur Feier d. Geburtstages Sr. Königl. Hoheit d. Großherzogs am 28. Febr. 1873 in der Aula der Universität. gr. 8. 26 S. Rostock, Stiller. 6 gr.
- Staudinger,** Fr. Wilh., Ein Beitrag zur Verfassung über Staat und Kirche. gr. 8. 47 S. Darmstadt, Brill. 1/8 thlr.
- Benjmer,** C. G., Mecklenburg und der reproductive Industrialismus. 8. 29 S. Rostock, Kuhn. 6 gr.
- Zur Bankfrage.** Ueber die Nachtheile der Noten-Kontingentirung der Bank von England und die bessere Organisation der preuß. Bank. Von J. B. gr. 8. 32 S. Berlin, Kortkamp. 1/8 thlr.
- Huber,** Prof. Dr. Joh., Die kirchlich-politische Wirksamkeit d. Jesuiten-Ordens. gr. 8. 79 S. Berlin, Lüdewig's Berl. 18 gr.
- Sommer,** Dr. Ernst, National-Ökonomie und Social-Politik in ihrer Beziehung und Wirkung auf die socialen Fragen der Gegenwart. 3. verm. Aufl. gr. 8. 99 S. Dresden, (Chemnitz, Ernesti). 1/2 thlr.
- Walder,** Dr. Carl, Die sociale Frage mit besonderer Berücksichtigung landwirthschaftlicher Reformen und der Decentralisation der Bevölkerung. Ein Suppl. zu den Lehrbüchern der Nationalökonomie. gr. 8. 172 S. Berlin, Springer's Berl. 1 thlr.
- Schönberg,** Prof. Dr. G., Die Frauenfrage. gr. 8. 44 S. Basel, Schweighauser. 8 gr.
- Pejacevich,** Gr. Joh. N., Das Papstthum und der Rechtsstaat. Aus civilisator. Gesichtspunkte beurtheilt. hoch 4. 84 S. Pest Kampel. 1 thlr.
- Philipps,** Prof. Dr. G. J., Das Regalienrecht in Frankreich. Ein Beitrag zur Geschichte des

- Verhältnisses zwischen Staat und Kirche. gr. 8. 452 S. Halle, Buchhandlung des Waisenhauses. 2 1/2 thlr.
- Rosberg**, Prof. Dr. M., Ein Blick auf die weltgeschichtliche Bedeutung Rußlands. gr. 8. 15 S. Dorpat, Gläser. 4 sgr.
- Kugspurg**, G. D., Die Entwerthung des Geldes, die Steigerung der Preise und die Mittel zur Abhülfe. 2. Aufl. gr. 8. 32 S. Bremen, Rühlmann und Co. 1/6 thlr.
- Faucher**, Zul., Der allgemeine Fragebogen der königl. Untersuchungs-Commission betr. das Eisenbahn-Concessionswesen. gr. 8. 49 S. Berlin, Guttentag. 1/3 thlr.
- Kosbach**, Dr. Joh. Jos., Geschichte der Gesellschaft. 6. Theil. Der vierte Stand und die Armen. 2. Abtheilung. 8. 164 S. Würzburg, Stuber. 1 thlr. I—VI: 7 thlr.
- Wellmann**, Kreisger.-R. Th., Geschworene oder Schöffen? gr. 8. 147 S. Berlin, Springer's Verl. 28 sgr.
- Wild**, Pfr. J., Ueber die Auscheidung des altbädischen evangelischen Kirchen-Vermögens vom Staatsgut. gr. 8. 21 S. Heidelberg, Weiss. 4 sgr.
- Aktenstücke** zur Geschichte des Verhältnisses zwischen Staat und Kirche im 19. Jahrh. Mit Anmerkung. herausgegeben von Prof. Dr. F. v. Kremer-Auenrode. 1. Heft. gr. 8. S. 1—144. Leipzig, Duncker und Humblot. 24 sgr.
- Bamberger**, Ludw., Die fünf Milliarden. [Aus „Preuß. Jahrb.“] gr. 8. 24. S. Berlin, G. Reimer. 4 sgr.
- Baumgarten**, M., Der Fall Böhmischen nach den gerichtlichen Verhandlungen bearb. gr. 8. 60 S. Braunschweig, Wreden. 9 sgr.
- Gedanken** über die Verhältnisse Oesterreichs. Von einem Oesterreicher. gr. 8. 29 S. Leipzig, Luchhardt. 1/3 thlr.
- Gaubain**, Herm. v., Christus als Staatsgefangener. Ein Brief. gr. 8. 96 S. Marburg Elwert. 16 sgr.
- Brentano**, Dr. Lujo, Die wissenschaftliche Leistung des Herrn Ludwig Bamberger. Ein Nachspiel zu meinen „Arbeitergilden der Gegenwart.“ gr. 8. 130 S. Leipzig, Duncker und Humblot. 24 sgr.
- Fulda**, Kreisger.-R. Karl, Die Gefängnißverbesserung und das Strafvollstreckungs-gesetz für das deutsche Reich. 8. 46 S. Cassel, Freischmidt. 8 sgr.
- Die Reform des Gefängnißwesens in Deutschland. 8. 34 S. Ebd. 1/6 thlr.
- Gerlach**, Apell.-Ger.-Präs. v., Fünf Reden über die Kirchengesetze. Geh. im Abgeordneten-hause Winter und Frühjahr 1873. Nach dem stenograph. Berichte. gr. 8. 95 S. Berlin, van Nippen. 1/2 thlr.
- Girth**, Dr. Geo., Ueber Volksbildung und Rechtsgleichheit. Zur Lösung der socialen Frage. Vorträge geh. im v. Liebig'schen Hörsaal zu München. [Aus „Annalen des deutschen Reichs.“] gr. 8. 56 S. Leipzig, Girth. 1/4 thlr.
- Göinghaus**, R., Die neuen Kirchengesetze in Preußen nebst den vollständigen amtlichen Motiven und Commissionsberichten und darauf bezüglichen Reden der Minister in authentischem Wortlaut. 8. 168 S. Berlin, Hempel. 1/2 thlr.
- Knapp**, G. F., Leipzigs Bevölkerung im Jahre 1871. [7. Heft der Mittheilungen des statistischen Büreaus der Stadt Leipzig]. gr. 4. 35 S. Leipzig, Duncker und Humblot. 24 sgr. 1—7: 4 thlr. 6 sgr.
- Lassalle**, Ferd., Der Lassallesche Criminalproceß. 3. Heft. Das Urtheil erster Instanz mit krit. Randnoten zum Zwecke der Appellationsrecht-fertigung. 2. Aufl. gr. 8. 72 S. Leipzig, Braunschweig, Brack jun. i. Comm. 1/6 thlr.
- Grote und Bismarck**, oder das alte und das neue Recht. Eine Apellation an die beleidigte Majorität des Rechtes und der Wahrheit, sowie des Königs von Preußen. Erweiterte Betrachtung aus den „Heftischen Blättern.“ gr. 8. 37 S. Meßungen. Cassel, Jungklaus. 1/6 thlr.
- Ketteler**, Bischof Wilh. Emman. Frhr. v., Die moderne Tendenz-Wissenschaft. Beleuchtet am Exempel des Herrn Prof. Dr. E. Friedberg. gr. 8. 31 S. Mainz, Kirchheim. 1/6 thlr.
- Der stille Krieg **Freimaurerei** gegen Thron und Altar. Aus Dokumenten. gr. 8. 256 S. Freiburg i. B., Herder. 1/4 thlr.

I. Aufsätze allgemein wissenschaftlichen, cultur- und literar-historischen Inhalts.

Zur Charakteristik der neuesten exegetischen und kritischen Literatur Neuen Testaments.

Mit besondrer Berücksichtigung von Th. Keim's „Geschichte Jesu“ und Steinmehers „Geschichte der Geburt des Herrn“.

I.

Die negativ-kritische Schule der neutestamentlichen Schriftforschung hat in ihren jüngsten Vertretern sich wieder viel entschiedener, als dieß vor ungefähr einem Jahrzehnt mit ihr der Fall war, auf den Standpunkt v. Chr. Baur's, des Altmeisters der Tendenzkritik, gestellt. Wenn um die Zeit von Baur's Tod (1860) und noch einige Jahre darüber hinaus von einer rückläufigen Bewegung der Tübinger Schule geredet werden, wenn kurz in der damals erschienenen 4. Aufl. seiner „Kirchengeschichte für Studierende“ (S. 684), theils beim Meister selbst, theils bei seinen Schülern stricter Observanz etwas wie „Ermüdung“ oder „Resignation“ wahrnehmen konnte, wenn man eine von E. Zeller geschriebne Abhandlung über „die Tübinger historische Schule“ (enthalten in v. Sybels Historischer Zeitschrift 1860 und neuabgedruckt in Zellers „Vorträgen und Abhandlungen geschichtlichen Inhalts“ 1865) gewissermaßen als einen „Nekrolog“ oder Leichenstein der Tübinger Schule, gesetzt von einem ihrer Hauptvertreter, betrachten durfte: so denkt eine jetzt blühende neutestamentl. Kritikerschule ganz anders. Sie rühmt sich rückhaltslos ihrer vollen Uebereinstimmung mit den Baur'schen Principien; sie behandelt gewisse Fundamentalsätze der Tübinger Construction der christlichen Urgeschichte und ihrer Quellen, wie namentlich den von der Unächtheit und Ungeschichtlichkeit des Johannes-evangeliums, als feststehende Voraussetzungen, denen man keinen specielleren kritischen Nachweis mehr zu widmen nöthig hat. Sie sucht die von einzelnen angesehenen Ueberläufern (oder halben Ueberläufern) aus dem Baur'schen Heerlager der orthodoxen Ansicht gemachten Concessionen, z. B. betreffs eines Theils der von Baur proscribirtten paulinischen Briefe, eifrigst wieder zurückzunehmen; ja sie erscheint in nicht wenigen ihrer Vertreter bemüht, von der Defensive wieder zur Offensive überzugehen und ihren bisher zum Theil nur sehr mühsam behaupteten Positionen (— wenn anders Annahmen einer rein negativen Kritik überhaupt so heißen dürfen —) neue Eroberungen hinzuzufügen.

So sieht man denn einige dieser jüngsten Sprößlinge der tendenzkritischen Schule, die entweder „noch Baurischer als Baur selbst“ sein wollen oder wenigstens um alsbaldiges Wiederabbruchen der durch einige besonnere Baurianer zur Orthodoxie hinüber geschlagenen Brücken bemüht sind, dermalen in interessante Conflicte mit diesen gemäßigten Ausläufern der Schule verwickelt. Ein Herr Hirsch, Mitarbeiter der „Zeitschrift für wissenschaftliche Theologie“, fühlt sich bemüht „Untersuchungen zum Philipperbriefe“ zu schreiben, worin er die Aechtheit dieser Epistel, deren Condemnirung durch Baur und Genossen man vielfach als hyperkritische Gewaltthat desavouirt und zurückgenommen hatte, aufs Neue zu bestreiten; so daß Hilgenfeld der Herausgeber jener Zeitschrift, der erst kurz zuvor für den paulinischen Ursprung des herrlichen Briefes aufgetreten war, in ihrer neuesten Nr. nochmals zum Schutzredner desselben werden mußte.*) Privatdocent Lic. H. Lüdemann in Kiel stellt sich, indem er die Anthro-

*) „Paulinische Forschungen“, in H. II des Jahrg. 1873 der „Zeitschrift f. wissenschaftl. Theologie“ (vgl. ebendaf. Jahrg. 1871).

pologie des Apostels Paulus lediglich „nach den vier Hauptbriefen“ desselben (an die Röm., die Corr. I und II und die Gal.) darzustellen unternimmt und sonst nur noch den 1. Thessalonicherbrief als ächt gelten läßt, ungefähr auf Baur's kritischen Standpunkt,*) geht aber mit dem, was er in eben demselben Werke von Pauli angeblicher Auffassung der *σάρξ* als eigentlichen und ursprünglichen Sitzes der Sünde im Menschen (S. 54), von der Lehre vom Sündenfalle als einem Paulo im Grunde „fremdartigen Bewußtseins-elemente“ (S. 94), von einem Hinundherschwanken des Apostels zwischen einem alttestamentlich-jüdischen und einem platonisirend-hellenistischen Standpunkte der anthropologischen Speculation sagt (S. 58; 95 ff.), mehrfach über Baur's Anschauungen hinaus, und zieht sich ebendarnit eine Zurechtweisung seitens Hilgenfelds, des stets wachsamem Gegners aller derartigen Ausschreitungen und Neuerungen zu.***) — Daß sich keinerlei biblisches Zeugniß für irgendwelche apostolische Thätigkeit Petri in Rom erbringen lasse, und daß auch die altkirchlich-patristischen Nachrichten, welche ihn in dieser Stadt wenigstens den Märtyrertod erleiden lassen, keinerlei Glauben verdienen, in der römischen Petrusfrage also überhaupt nicht der mindeste geschichtliche Kern nachgewiesen werden könne: diese Behauptung ist neuestens zu einem Lieblingsthema für die kritischen Auslassungen des ultraprotestantischen Radikalismus geworden.***) Aber auch hier sehen wir Hilgenfeld, im Interesse einer besonneneren und umsichtigeren Würdigung der betr. Quellen, für das was (zwar nicht in der römischen, aber doch in der neueren evangelischen Theologie) längst traditionelle Annahme war, eintreten und gegenüber der einseitig und ausschließlich auf die Romanlegende der Pseudoclementinen gestützten, die Zeugnisse der angesehensten Väter des 2. und 3. Jhdts. aber unterschätzenden Leugnung jeglicher Anwesenheit Petri in Rom den Satz verfechten: „Der römischen Kirche wird eine vorurtheilsfreie Kritik den Petrus als Märtyrer in der neronischen Christenverfolgung wohl lassen müssen, so wenig auch von einem eigentlichen Episkopate dieses Apostels in Rom die Rede sein kann.“†) — Ganz ähnlich verhält es sich mit einer auf den ephesinischen Aufenthalt des Apostels (und Apokalypstikers) Johannes bezüglichen Controverse zwischen eben diesem Kritiker einerseits und zwischen Reim, Scholten, Wittichen und Holzmann als Leugnern der Existenz eines in Ephesus wirkenden Apostels Johannes andrerseits. Der seitens dieser Gegner zur Erhärtung ihrer darauf bezüglichen Negation aufgewandte Scharfsinn scheint ihm vielmehr „nur zur Befestigung der Ueberlieferung beizutragen“, kraft deren die kleinasiatische Kirche gestützt auf Zeugnisse wie die eines Polykarp, Justin, Irenäus u.), „in dem Johannes der Apokalypse, welcher noch so lange Zeit von Ephesus aus wirkte, ihren Apostel verehrte“; mit vollerm Rechte noch, als das christliche Rom den Petrus zu seinem Apostel machte, gilt ihm die Kirche Kleinasiens für befugt dazu, sich als langjähriges Arbeitsfeld des Ap. Johannes, als ächte „Johanneskirche“ zu betrachten. — Da zu allen diesen Assertionen wohl verbürgter traditioneller Annahmen gegenüber einem ungezügelter kritischen Radikalismus jüngst auch noch eine Abfertigung des sonderbaren Einfalles P. de Lagarde's,††) das Christenthum für ein durch das Ungeschick der Jünger Jesu, und namentlich durch Paulus vielfach entstelltes Evangelium zu erklären, sowie eine Schutzrede für

*) Vene 4 Hauptbriefe bilden nach ihm „allein den unangefochtenen Archimedesischen Punkt, in welchem man erst festen Fuß haben muß, um sich in der paulinischen, wie überhaupt in der apostolischen Ueberlieferung nach rückwärts und vorwärts orientiren zu können“ u. Vgl. damit Baur in seinem grundlegenden Hauptwerke „Paulus“ u. (1845).

**) S. Lüdemann, die Anthropologie des Apostels Paulus und ihre Stellung innerhalb seiner Heilslehre, Kiel 1872. Dazu die Kritik Hilgenfelds in der „Ztschr. f. wissenschaftl. Theologie,“ 1873, S. 161 ff.

***) R. Lipsius, „Die Quellen der römischen Petrusfrage“ (Kiel, Schwes, 1872), und G. Volkmar, „Die römische Papstmythe; akademischer Rathhausvortrag“ (Zürich, Schabelitz, 1873). — Vgl. die Anzeige der ersteren Schrift: Allg. lit. Anz. Bd. IX. 1872, S. 353 f.

†) „Petrus in Rom und Johannes in Kl.-Asien“, — Ztschr. f. wissenschaftl. Theol. 1872, S. III. S. 371.

††) In der Schrift: „Ueber das Verhältniß des deutschen Staates zu Theologie, Kirche und Religion“ welche Hilgenfeld (Ztschr. f. wissenschaftl. Theol. 1873, III, 340 ff.) nicht ohne Grund mit Strauß, „Der alte und neue Glaube“ zusammenstellt.

das ehrwürdige Alter und den nahezu apostolischen (apostolisch-väterlichen) Werth und Charakter der herrlichen Epistel an Diognet — gerichtet gegen den Versuch Fr. Overbeck's in Basel, diesen Brief als eine matte „Fiction der nachconstantinischen Zeit“ zu erweisen — hinzukommen mußte,*) so konnte der Jenenser Theologe, einst einer der vernünftigsten Jünger des großen Tübinger Meisters, sich in der That veranlaßt sehen, gegenüber einer von Holland herüber (seitens des niederländischen Theologen Rovers) wider ihn laut gewordenen Anklage, daß er ganz und gar ins conservative Feldlager überzugehen in Begriff stehe, sein unverrücktes Beharren bei seinen freisinnigen kritischen Grundsätzen zu versichern, das mehrmalige Auftreten als advocatus orthodoxiae aber mit der Bemerkung zu rechtfertigen: „es scheine ihm in der letzten Zeit die Kritik mehrfach eine Richtung nach links hin zu nehmen, welcher er auch ferner zu steuern sich verpflichtet fühle, gleichwie er in den schlimmsten Zeiten der Reaction den Ausschreitungen nach rechts hin standhaft entgegengetreten sei.“**)

Zwar nicht über das von Baur behauptete hinausgehend, aber doch kräftigst zu Baur's Standpunkt und Methode zurücklenkend erscheinen die kritischen Operationen, mittelst deren im vor. Jahre der Heidelberger Theologe H. Holzmann beide zumal, den Epheser- wie den Colosserbrief unsres Kanon, als Producte nachpaulinischer Tendenzschriftstellerei zu erweisen versucht hat. Der ächte Brief Pauli an die Colosser, — ein angeblich ganz kurzes, von P. und Timotheus gemeinsam abgefaßtes und des berühmten „christologischen Excurses“ Col. 1, 15—18 noch entbehrendes Sendschreiben — soll von einem Judenchristen um d. Jahr 200 (!) zunächst zur Grundlage eines neuen selbständigen Schreibens von encyclischem Charakter, des jetzigen Br. an die Epheser, gemacht, dann aber seitens desselben jüdischen Falsarius nochmals stark interpolirt und in dieser neuen, nicht encyclisch gestalteten Redaction wiederum an die Gemeinde von Colossä adressirt worden sein. Der auf diese Weise entstandene heutige Colosserbrief sei „halb paulinisch, halb ephesinisch“ und habe „durch seine verbindende Mittelstellung dazu beigetragen, den Hiatus, welcher zwischen den paulinischen Homologumenen und dem Epheserbriefe besteht, bis auf den heutigen Tag weniger fühlbar erscheinen zu lassen.“***) Das Blasirte, übermäßig gekünstelte dieser Construction hat seine Parallele fast lediglich an den eignen früheren Arbeiten des Verfs. z. B. seiner nach Art der Lösung eines verwickelten Rechenexempels zu Werke gehenden Darstellung des schriftstellerischen Entstehungsprocesses der synoptischen Evangelien (1863), oder auch seiner Aufstellung derartiger kühner, an Hitzig'sche und Volkmar'sche Conjecturalcritik erinnernder Hypothesen, wie der in Bd. IV des Schenkel'schen Bibellexikons (S. 294 ff.) versuchten Identifikation des „Israeliten ohne Falsch“ Nathanael Joh. 1, 48 mit dem Apostel Paulus!†) — Doch steht man einen Heidelberger Kollegen Holzmann's, Prof. Ad. Hausrath, gelegentlich ähnliche Uebungen des secirenden und reconstituirenden kritischen Scharffsinns anstellen, z. B. bezüglich des 2. Corintherbriefts, dessen vier letzte Kapitel er als einen selbständigen, von Ephesus aus in der Zeit zwischen Abfassung von 1. und 2. Cor. an die Christen Corinth's abgelassenen Brief zu erweisen sucht††)

*) Fr. Overbeck, Ueber den pseudojustinischen Brief an Diognet, Basler Univ.-Progr. 1872. — Vgl. desselben Verfs. Neubearbeitung des de Wette'schen Commentars zur Apostelgeschichte (1869), ein mit der bekannten Zeller'schen Schrift über dieses Buch, was tendenzkritische Ränkeleien und radikale Negationen betrifft, wetteiferndes Werk; auch seine akadem. Antrittsvorlesung über „Entstehung und Recht einer rein histor. Betrachtung der neutestamentl. Schriften in der Theologie, Basel 1872.

**) „Der Brief an Diognetos“, Zeitschr. f. wissenschaftl. Theol. 1873, H. II, S. 285 f. — Vgl. auch die ebenfalls ungünstige Kritik der Overbeck'schen Hypothese von Keim in der „Protestant. Kirchenzeitung“. 1873, Nr. 13 ff.

***) Kritik der Epheser- und Colosserbriefe, auf Grund einer Analyse ihres Verwandtschaftsverhältnisses, von Dr. Heinr. Zul. Holzmann, ordentl. Prof. d. Theol. in Heidelberg, Leipzig, 1872. Wilsch. Engelmann, VIII u. 340 S. (s. besonders S. 168 ff. 193—199).

†) Dieselbe Hypothese hat neuestens auch D. L., in dem Aufsätze „Nathanael“ in Hilgenfelds Zeitschr. f. wissenschaftl. Theol. 1873, I, S. 96 ff. vorgetragen.

††) „Der Vier-Capitel-brief des Paulus an die Corinth'“, von Dr. A. Hausrath. Heidelberg, 1870 (VI u. 28 S.). — Besonnener und maßvoller verfährt Lic. A. Köpper zu Königsberg in seinen „exegetisch-kritischen Untersuchungen über den 2. Br. des Paulus an die Gemeinde zu Corinth.“ (Göttingen, 1869), der aus den Rapp. 10—13 dieses Briefs nur die einstige Existenz eines jetzt ver-

sowie hie und da in seinen größeren Schriften: „Der Apostel Paulus“ und „Neutestamentliche Zeitgeschichte“. Selbständige gelehrte Kenntniß des gesammten zur äußeren Seite der christlichen Urgeschichte gehörigen Quellenmaterials, geschickte Gruppierungskunst und gefällige Darstellungsform verleihen diesen Werken Hausraths, insbesondere der mit vieler Gründlichkeit gearbeiteten (ja in ihrem zweiten, die „Zeit der Apostel“ behandelnden Theile sogar übergründlichen) und theilweise zu unzumessmäßiger Breite ausartenden) „Neutestamentlichen Zeitgeschichte“, einen hervorragenden Werth und rechtfertigen bis auf einen gewissen Punct den ihnen zu Theil gewordenen literarischen Erfolg.*) Die dogmatische Ansicht des Verfassers vom Wesen und Ursprung des Christenthums trägt freilich einen sehr negativen, wohl noch weiter als Holtzmann nach links gehenden Charakter. Wie denn namentlich seine Auffassung der Erscheinungen des Auferstandenen als bloßer Visionen der galiläischen Frauen, der ersten Jünger und zuletzt Pauli von Damaskus (Zeitgesch. II, 275 ff. 449 ff.) das z. B. von Schenkel in seinem „Charakterbild Jesu“ betreffs dieses Gegenstandes behauptete an neologischer Willkür noch hinter sich läßt und den einschlägigen Ausführungen eines Holsten, ja eines Renan aufs Nächste verwandt erscheint.**)

Einer so extrem negativen Auffassung und Behandlung des Fundaments des gesammten christlichen Heilsglaubens hat ein andrer angesehener Schriftsteller derselben Schule sich kühnlich zu enthalten gewußt und ebendamit seiner Arbeit eine relativ günstige Aufnahme selbst in positiver gerichteten Kreisen gesichert. Daß Theodor Reims „Geschichte Jesu von Nazara“ positiverseits nicht ganz in dem Grade wie z. B. Schenkels „Charakterbild“ als Product der Neologie verurtheilt, sondern wenigstens hinsichtlich ihres Strebens nach offenbarungsgläubiger Auffassung und objectiver Darstellung der evangelischen Geschichtsthatsachen mehrfach anerkannt wird,***) beruht vornehmlich auf der nicht ganz und gar negativen Beantwortung, welche die große Cardinalfrage wegen der Auferstehung Jesu und der Realität der Erscheinungen des Auferstandenen darin gefunden hat. Reim erkennt in allen dreien Bearbeitungen des Lebens Jesu, die er bis jetzt veröffentlicht hat — in den dreien Reden über den „Geschichtlichen Christus“ (1865), in der ausführlichen dreibändigen „Geschichte Jesu von Nazara“ (1867—1872), und in der „Geschichte Jesu, nach den Ergebnissen heutiger Wissenschaft übersichtlich erzählt“ (1873) — wenigstens so viel an, daß vom dritten Tage nach Jesu Tode an wiederholte „Erscheinungen Jesu in verkürzter neu organisirter Leiblichkeit“, gleichsam telegraphische Rundgebungen desselben aus dem Jenseits an die Seinen auf Erden („Telegramme vom Himmel“) stattgefunden haben. Nur diese objectiven, durch reales Sichmanifestiren des erhöhten Erlösers gewirkten Schauungen gelten ihm als ausreichende Erklärung der neutestamentlichen Berichte von Erscheinungen des Auferstandenen. Gegen die verschiedenen Modificationen der subjectiven Visionshypothese, insbesondere auch die besonders scharfsinnig ausgeprägte der Hol-

lorenen dritten Sendschreibens Pauli an die corinthischen Christen, verfaßt zwischen dem 1. und 2. jetzigen Corintherbriefer, wahrscheinlich zu machen sucht. — Dagegen ist in ächt Holtzmann-Hausrath'scher Weise gehalten die umfängliche Monographie „Ueber die beiden letzten Kapitel des Römerbriefer“ von Lic. Dr. G. Rucht (Berlin, 1871, VIII u. 239 S.), darauf ausgehend, die Unmöglichkeit dieser Kapitel zugleich mit ihrem Untermengtsein mit einzelnen ächt paulinischen Bestandtheilen (z. B. den Bruchstücken eines von Corinth aus nach Ephesus gerichtet gewesenem Schreibens in R. 16, 3—6. 17—20) zu erweisen.

*) Von der „Neutestamentlichen Zeitgeschichte“ (I. Thl. „Die Zeit Jesu“, 1868; II. Thl. „Die Zeit der Apostel“, 1873; Heidelberg, Fr. Bassermann'sche Buchhdlg. — Vgl. die Besprechung in Bd. IX, S. 351 f. des Allg. lit. Anzeigers), hat soeben bereits eine zweite vermehrte Ausgabe (Thl. I, jetzt 460 statt der früheren 450 S.) zu erscheinen begonnen. Auch „der Apostel Paulus“ (ebendaf. 1869, liegt seit vor. Jahre in neuer um mehr als das Doppelte seines früheren Umfangs vermehrter Gestalt vor (Preis der 1. Aufl. 24 Sgr. der 2. Aufl. 2 Thlr.).

**) Auf die Renan'sche Fassung der Visionshypothese beruft Hausrath, Zeitgesch. II. 431, bei Besprechung der Bekehrungsgeschichte Pauli, sich ausdrücklich.

***) So z. B. von Dillstriedt, Apologet. Beiträge III (1872), S. 7 wo nach einer umdeutend verurtheilenden Bemerkung über Renan und Schenkel fortgefahren wird: . . . während die Arbeiten eines Mannes wie Reim — theils durch ihre wissenschaftliche Haltung, theils durch einen starken Rest christlicher Gedanken und frommen Interesses davor bewahrt bleiben, bis auf den Punct herabzusinken, wo der urtheilslose Beifall der ungläubigen Massen jedem Zerrbilde des Heiligen zu Theil wird.“

sten-Hausrath'schen Fassung, richtet er sich in eingehender scharfer Kritik; und so eifrig er auch bemüht ist, die evangelischen und apostolischen Berichte von der angeblich „sie umrankenden Sagenwelt“ durch rücksichtslose kritische „Schneideoperationen“ zu reinigen, so entschieden fertigt er doch alle diejenigen Beurtheilungen dieser Geschichte ab, die bei der Annahme bloßer Sinnestäuschungen, bloßer folgenschwerer Mißverständnisse, oder (wie Strauß in seiner neuesten Schrift) bei der eines großen „weltgeschichtlichen Humbugs“ stehen zu bleiben versuchen.*) oder die gar (wie Dr. Schwaib S. 251 seiner Vorträge über „Christus und die Evangelien“, Bremen 1872) zu dem alrationalistischen Fündlein von einer betrügerischen Entfernung der Leiche Jesu aus dem Grabe durch einen seiner Anhänger zurückzukehren wagen.**). Er will laut S. 368 seines jüngsten Werkes, als Apologet der Auferstehung und Erhöhung Christi „kein Wunder gesetzt haben im andern Sinne, als es immer gesetzt worden in der Person Jesu, dessen Menschlichkeit und dessen Vollenbung des Menschheitsideals durch Gotteskraft immer gleichzeitig durch ihn behauptet worden sei.“ Christum, den zwar nicht leiblich aber doch geistig Auferstandenen, „als Lebenden bei Gott zu wissen und für sich selbst auf eine Zukunft bei Gott nach der Dämmerung dieses Erdenlebens zu hoffen“, das scheint ihm ein genügender Inhalt des alten und stets des neuen Glaubens der Christen zu sein; denn nothwendig bleibe ja der Vater in den Himmeln, welchen das Evangelium lehrt, nach den Worten des Meisters selbst (Matth. 22, 32) Phrase und Idyll, wenn er den Sohn und die Söhne im Tode zertritt.“

Daß dieser Reim'sche Versuch zur historisch-kritischen Fundamentirung des Auferstehungsglaubens trotz aller beigemengten Willkürlichkeiten immerhin doch ein ernstes edles Streben nach wahrer Befriedigung des christlich-religiösen Bewußtseins kundgibt, kann unmöglich verkant werden. Und auch sonst bieten die Ausführungen dieses Kritikers über das Leben aller Leben, über die reichste und reinste aller Erscheinungen der Menschheitsgeschichte, manches Lehrreiche und Erquickliche dar. Wir vernehmen zwar nichts von jenem „vollen und frommen Glockenton“, womit, einer Bemerkung Hausraths zufolge***) durch den Reim'schen „Jesus v. Nazara“ eine neue bessere Zeit der neutestamentlich-theologischen Wissenschaft eingeläutet wird. Aber wir sind darum nicht blind gegen so manche wirkliche Schönheiten und Vorzüge des Buches; wir erachten Vieles von dem als wohl gelungen, was er zur Charakterschilderung des Herrn nach seiner menschlichen Seite beibringt. Wir können es nur billigen, daß er bei Darstellung seines Bildungsganges seine „Schullosigkeit“, d. h. seine Unabhängigkeit von irgendwelcher der religiösen Parteien des Judenthums hervorhebt, gleichwie er auch hinsichtlich des Täufers alles Derartige, was etwa auf einen Zusammenhang desselben mit den Essäern hienzielte, entschieden zurückweist (3. Bearb. S. 110. 113. 124).†) Wir finden einzelne große Momente im irdischen Leben des Herrn unbefangener und treffender gewürdigt, als bei der Mehrzahl der neueren Kritiker, z. B. jene erste Messiasheuligung unweit Cäsarea Philippi, welche sehr richtig als ein prophetisch bedeutsamer Zeitpunkt inmitten einer Epoche der Verdunkelung und Erniedrigung gefaßt wird („der obdachlose Beisasse der Kaiserstadt Cäsarea war von den Erstlingen der neuen Menschheit als König ausgerufen“, ebend. S. 242), und bei der die Anerkennung der wesentlichen Authentie der Antwort Jesu auf Petri Bekenntniß in Matth. 16, 17—19 wohlthuend berührt. Auch so manche Proben geschickter Verwerthung von neutestamentlich-zeitgeschichtlichen oder biblisch-geographischen Detailstudien zur Illustration der Geschichte des Herrn verdienen alle Anerkennung. So was über Nazareth (n. dem Vf. freilich „Nazara's“) Lage unweit der ansehnlichen und blühenden Römerstadt Sepphoris, sowie über die aus der Nähe dieses damaligen Hauptortes Galiläa's für jenes resultirende „Bereinigung einfielerischer Abgeschlossenheit und großartiger Weltoffenheit“ bemerkt wird (S. 94);

*) Str auß, Der alte und der neue Glaube, S. 72; vgl. darüber Reim, Geschichte Jesu 3. Bearbeitung, S. 355, Anm.

**) Vgl. Allg. lit. Anz. Bd. X 1872. S. 199.

***) Neutestamentl. Zeitschr. Bd. I, 1. Aufl. Vorwort S. XII.

†) Wir citiren hier und in Folge der Kürze halber nur die betr. Ausführungen der neuesten (3.) Bearbeitung der „Geschichte Jesu“, die übrigens auch nur sehr selten sachliche Abweichungen von dem vorhergehenden größeren Werke bietet.

deßgleichen eine anziehende Schilderung des galiläischen Schauplatzes der Thaten Jesu, insbesondere der Ufer des Gennesarsee's als des Mittelpunktes und „Schönheitscentrums“ dieses Schauplatzes (S. 147 ff.); eine nicht minder interessante Beschreibung des Herodes-Palastes zu Jerusalem der Wohnung des Landpflegers (Prätorium, Richterhaus), wo Jesu Verurtheilung stattfand (S. 326 ff.) u. s. f.

Freilich gleichen diese wirklich schönen und positive Förderung der hl. Geschichte ergebenden Parteen des Buchs fast Nasen in der Wüste, so stark präponderirt das destructiv-kritische Element und die nicht selten höchst unmotivirte Willkür des Einreißens, Bemäkelns und Verdächtigns. Ein großer Theil dieser Vergewaltigungen des objectiven geschichtlichen Thatbestands beruht auf der einseitig naturalistischen, keine Wunder im engeren und eigentlichen Sinn zugestehenden Weltansicht des Kritikers, die in radikaler Leugnung der Möglichkeit irgendwelcher wunderbarer Vorgänge zwar nicht so weit geht wie Strauß, aber doch ungefähr so weit als Schenkel, mit dessen Streichung aller objectiven Naturwunder bis auf einige Heilungen das auf S. 169 ff. Entwickelte wenigstens principieell harmonirt. Doch lautet das auf S. 174 ausgedrückte kritische Resumé, wonach unter den etwa 20 Wundergeschichten, welche (bei den Synoptikern nemlich) aufbewahrt seien, kaum 8 bezeugtere Krankenheilungen und 4 Teufel-austreibungen zusammenzubringen seien“ (!), noch ein gutes Theil härter als das vom Verf. des „Charakterbildes Jesu“ in der gleichen Richtung bemerkte.*) Der größten Mehrheit nach sind es aber Wirkungen der von dem Altmeister Baur her überkommenen Feindschaft gegen das vierte Evangelium, ist es also der einseitige Synopticismus seines kritischen Standpunkts, sowie was damit wesentlich eins, der einseitige Ebionitismus seines christologisch-dogmatischen Standpunkts, worauf das hyperkritische Gepräge seiner Darstellung der evangelischen Geschichte beruht. Die Johannesfeindschaft erscheint bei ihm, in Folge seiner einseitigen Bevorzugung des Matthäusevangeliums als relativ zuverlässigster Quelle innerhalb der kanonischen Evangelienliteratur, mit einem kaum minder feindseligen Verhalten gegen das paulinifirende Lufasevangelium gepaart. Wenn das 4. Evangelium, nach dem Verf. nicht vor 130 geschrieben, ihm nur als „die illustrierte Uebersetzung einer Streitschrift gegen die Gnosis“ gilt (S. 45); wenn seine Chronologie des Lebens Jesu (S. 154) ohne alle speciellere Widerlegung mit der keden Wendung abgethan wird: „daß man über das Eine Jahr (das i. g. „galiläische Lehrjahr“ nach Keim'scher Terminologie) nur mit leeren Vermuthungen und Wünschen hinausreichi“; wenn dem jehannischen Berichte über Jesu letztes Mahl und Abschiedsreden „fast völlige Zerstörung der geschichtlichen Wirklichkeit“ vorgeworfen wird (S. 308); wenn in der Leidensgeschichte wie in der Auferstehungsgeschichte nach Joh. eine Kette von historischen Irrthümern, tendenziösen Fictionsen, künstlichen Fortbildungen des ursprünglichen Sachverhalts zc. entdeckt wird, (vgl. S. 314. 329. 342. 344. 347. 356 zc.) so kommt Lukas, wiewohl ihm ein etwas höheres Alter vindicirt wird, im Ganzen nicht viel besser durch. Seine Altersangabe von ungefähr 30 Jahren für den zuerst auftretenden Jesus soll nur eine ungefähre Schätzung sein ohne geschichtlichen Werth, der Sage von Zoroasters Auftreten als Dreißigjähriger verwandt (S. 114); seiner Darstellung der Geburtsgeschichte des Herrn wird Unbegreiflichkeit der dabei berichteten Gottesoffenbarungen, „grobmessianisches, also grobmenschliches Reden“ der auftretenden Engel, „jüdisch und rabbinisch krasse rohe Auslegung einer unschuldigen Mißastelle“, ja, was die Jungfrauengeburt betrifft, sogar ein „allen Naturgesetzen, zum Theil selbst dem moralischen Gefühl kühnlich widersprechender Charakter“ vorgeworfen (S. 118 f.); seine Relation der Versuchungsgeschichte ist, gerade so gut wie der Parallelbericht, eine „üppige Geschichte in jüdischer Schablone“, wozu die Jünger gewisse Andeutungen des Herrn über das Geheimniß seines Wüstenaufenthalts ausgestaltet (S. 142); mit dem Berichte über die Art wie Jesus in der Synagoge zu Nazareth sein Messiassthum verkündigte, „malt Lukas sehr unglücklich“ (S. 221); seine Angabe über die Aussendung der 70 Jünger ist „ein in aller Hinsicht hinfälliger Bericht“ (S. 265), seine Lehrerzählung vom reichen Mann und armen Lazarus ist eine

*) Vgl. auch derartige Versuche zu textwidriger Abschwächung und Vernatürlichung oder rein psychologischer Erklärung der Wunder, wie er sie z. B. gelegentlich der Heilung der fieberkranken Schwieger Petri (S. 192), oder bezüglich der Keimmachung des Ausfägigen Matth. 8, 2 ff. (S. 173) zum Besten gibt.

„von später Hand“ herrührende allegorische Versummildlichung des stolzen, tyrannischen „Burrpurrmannes“ Herodes des Gr. mit seinen fünf „Brüdern oder Nachfolgern“ (!), „deren Druck die Hunde, d. h. die Römer noch vervollständigen, während Israel als Lazarus, als Eleazar, dem Gott helfen muß, arm und krank am Boden liegt“ (S. 54), u. s. f. Aber auch Markus, das Schoßkind der neuesten evangelienkritischen Schule, das relative Ur-evangelium oder approximative Petrus-evangelium dieser „unverbesserlichen Markosier“, muß gelegentlich schwere Streiche vom Verf. erleiden, der eben damit sich als verhärteten „Matthäisten“, als getreuen Anhänger der ächt- und urbaurschen Evangelientheorie zu erkennen gibt. Markus ist ihm ein judenchristlicher Schriftsteller des 2. Jahrhunderts, der um d. J. 120, also zwischen dem Verfasser des Lukas- und dem des Johannesevangeliums, seinen aus Matth. und Luk. ziemlich willkürlich und „mit wenig wahrer Pietät gegen die Ur-apostel“ zusammengearbeiteten evangelischen Geschichtsbericht verfaßte, in seinem Vermittlungs- und Ausgleichungsstreben „nicht ohne Feinheit, manchmal aber auch sehr unglücklich“ zu Werke gehend. Ja, „so mit Irrthümern gefüllt, wie sie sich aus der Vereinbarung zwischen Matth. und Luk., aus der Mangelungs- und Erklärungsfucht, aus der Gewaltthätigkeit der Gesichtspunkte, aus einer gewissen, selbst auch eilenden Flüchtigkeit der Abfassung ergeben, ist kein Evangelium wie das des Markus“ (S. 39)! Selbst die concretesten, innerlich glaubwürdigsten, am wenigsten nach Erfindung aussehenden Züge der Relation dieses Evangelisten, z. B. seine Bezeichnung des blinden Bettlers von Jericho mit dem Namen Bartimäus, seine vorzugsweise detaillirten Angaben über den Hergang bei Verfluchung des Feigenbaumes u. (S. 271; S. 288 f.), müssen sich ins Bereich der ausschmückenden Sage oder der tendenziösen Fiction verweisen lassen. Der auf Kosten der Uebrigen erlobene Matthäus kommt darum doch in keiner Weise ungeschädigt davon. Unter Firma der Zusätze eines späteren Uebersetzers, einer der Feder des Evangelisten vom J. 68 (der übrigens für den Apostel Matthäus nicht zu halten sei) folgenden „Nachfeder“ aus der Nähe des Jahres 100 (S. 28 ff.), werden zahlreiche angebliche Sagen-elemente ausgeschieden; und bezüglich dieses auf Herausschälung eines angeblich ächten Matthäusekernes ausgehenden Expurgationsverfahrens tritt uns genau die nemliche hyperkritische Willkür entgegen, welche die drei anderen Evangelisten an ihrem Theile erdulden müssen. Natürlich gehört die Geburtsgeschichte des Herrn Matth. Kap. 1 und 2, ganz und gar diesem späteren Uebersetzer an, der dabei u. a., in Nachahmung des Apokalypstikers, Herodes den Gr. als antichristlichen Pseudomesias oder Gegenbild des Nero in Offenb. 12, 13 auf Begräunung des wahren Gottesmesias ausgehen läßt (S. 120 f.). Ebenso spielt die Thätigkeit dieses Uebersetzers vielfach in die Leidensgeschichte des 1. Evangeliums hinein, wo u. a. die den Tod des Herrn concomitirenden Naturwunder ihr zur Last fallen (S. 345 f.). Und vollends bei der Auferstehungs-geschichte befindet sich Alles, was nur dieses Evangelium, Kap. 28, 1 ff. bietet, in gleicher Verdammniß mit den Parallelangaben der Uebrigen. „Gerade hier ist ein Nest der größten Widersprüche, welche alle aufzuzählen ganz überflüssig ist; . . . auf solche Berichte läßt sich ohne großen Leichtsinn keine Geschichte gründen“ (S. 360). — Kurz, sofern in allen vier Evangelien, im johanneischen natürlich zumeist und im höchsten Grade —, der insicirende Einfluß judenchristlicher Vorstellungen der nächsten nach-apostolischen Zeit sich geltend gemacht haben soll, werden sie alle abwechselnd Gegenstand der kritischen Angriffe des Verf's. und der tiefste Grund für dieß alles ist seine unüberwindliche Abneigung gegen den Christus von Oben her, den menschengewordenen Gottessohn, den die Kirche statt seines ebionitischen Christus von Unten her bekennt. „Alles gleich offen gestanden“, so erklärt er in seiner Schlußbetrachtung („Der Messiaschron in der Weltgeschichte“ S. 369), „den Gottessohn an der Spitze vieler Brüder, wie ihn Paulus Röm. 8, 29 beschreibt, können und wollen wir behalten; auf den Gottessohn aber, welchen alexandrinische Judenweisheit und dann die griechische Kirche auf uns vererbt, der vom Himmel herniederstieg, um ein Säugling, ein Mensch, ein Gekreuzigter und dann zum zweiten Male ein Gott zu werden, auf diese griechische Mythologie müssen wir entschieden verzichten; unsere Geschichtskunde ist eine andre, unser Denken ein nüchterneres geworden.“

Es sind im Grunde nur diese dogmatischen Grundanschauungen, bezüglich deren Keim mit den übrigen Hauptvertretern der destructiven evangel. Geschichtskritik sich ganz im Einklang

befindet. Im Uebrigen differirt er von ihnen auf das Vielfältigste. Wenn z. B. seine evangelienkritische Theorie der gleichfalls „matthäistischen“ eines Hilgenfeld ziemlich nahe steht, ohne sich freilich mit ihr zu decken, so weicht sie um so stärker von derjenigen Holtzmanns ab, in welcher der Darstellung der beiden mittleren Evangelisten, namentl. auch des Lukas, weit mehr Gerechtigkeit widerfährt; dergleichen hat sie alle übrigen jüngeren Ausläufer der Tübinger Schule gegen sich, die (wie namentlich auch Weizsäcker) dem Markus irgendwie den Vorrang vor Matth. zugestehen. Wenn ferner seine Zeitbestimmung des Todes Jesu, den er wegen Josephus Alterth. XVIII, 5, 1 erst im J. 55 unsrer Aera stattfinden läßt, von Hausrath in der *NT.* Zeitgeschichte adoptirt worden ist, so behält sie darum doch die Mehrzahl der sonstigen Angehörigen seiner Richtung fortwährend gegen sich. — Trotz dieser starken Zerfahrenheit der Meinungen, die von der wissenschaftlichen Haltbarkeit so mancher seitens einzelner jungtübingerischer Kritiker mit Eifer behaupteter Positionen nicht eben allzu hohe Begriffe zu wecken geeignet ist, scheint doch gerade an Keim sich ein Theil der jüngeren exegetisch-kritischen Forscher dieser Richtung enger anschließen zu wollen; und wenn nicht von einer Keim'schen Schule, so dürfte doch von einer um Keim her sich sammelnden und in Keim'scher Manier schreibenden Gruppe von Theologen vielleicht schon bald mit Recht geredet werden können. Als Beweis hiefür kann u. a. das jüngst erschienene Buch des a. o. Prof. Lic. Weissenbach zu Gießen über den „Wiederkunftsgedanken Jesu“ dienen.*) Es ist ein ausführlicher kritischer Commentar zu Christi eschatologischer Rede und sonstigen auf seine Parusie bezüglichen Aussprüchen, der schon in seinem Titel etwas an Keim'sche Terminologie erinnert,**) aber auch mehrfache directe und ausdrückliche Erklärungen im Vorwort wie im Texte darbietet, aus welchen sich eine Abhängigkeit des Verf. von Keim (dem großen „Meister in Israel“ wie er ihn fast pietätsvoll nennt) ergibt. Doch fehlt viel daran, daß diese Abhängigkeit in einem Verhältnisse unbedingten Gehorsams des Jüngers gegen den Meister bestesse. Wie er, als Parteigänger der „Markosier“, seiner Theorie der Evangelien-genese nicht zustimmt, so entwickelt er auch, unbekümmert um den früher schon, anlässlich seine Inaugural-dissertation, erfahrenen Widerspruch Keims, eine kritische Auffassung der Reden Jesu über seine Wiederkunft, welche stark von der dieses Schriftstellers abweicht. Er sucht nemlich, mittelst einer von gründlichem Scharfsinn zeugenden, aber auch vielfach willkürlichen und hyperkritischen Analyse der sämmtlichen auf die messianische Zukunft bezüglichen Aussprüche des Herrn (von denen er die längeren Reden atomistisch zerbröckelt, die kürzeren dicta aber im Einzelnen umstellt, ihrem gewohnten Zusammenhange entnimmt und zu neuen Reichen combinirt) zu zeigen, daß Christi Wiederkunftsverkündigung ursprünglich der Zeit und Sache nach identisch gewesen sei mit der Vorausverkündigung seiner Auferstehung, d. h. seines Triumphs über die Mächte des Grabes und Todes, seiner „siegreichen persönlichen restitutio in integrum“ (S. 400; vgl. 361 ff. 376) und daß erst das Mißverständniß der Jünger und der sinnliche Messianismus der judaistischen Urchristen einen Theil dieser Auferstehungsweissagungen in Parusie-Verkündigungen oder eschatologisch-apokalyptische Zukunftsgemälde umgewandelt habe, so daß also „aus einer ursprünglich einheitlichen Gruppe von Verkündigungen vermöge einer Art optischer Täuschung in der Tradition zwei generell verschiedene Classen von Weissagungen werden konnten“ (S. 412; vgl. S. 420 f.). Er glaubt durch diesen Versuch einer Combination oder vielmehr Identifikation der Auferstehungsverheißungen mit den Parusieweissagungen das bisher „zwischen den Felsen zweier einander widersprechender Erklärungsweisen der Wiederkunftsweissagungen Jesu festgefahrene Schifflein der Parusie-Exegese“ wieder flott gemacht zu

*) Der Wiederkunftsgedanke Jesu. Nach den Synoptikern kritisch untersucht und dargestellt. Von W. Weissenbach, Lic. u. a. o. Prof. d. Theol. in Gießen. Leipzig, Breitl und Härtel (XI n. 424 S. Pr. 3 thlr.). — Derselbe Verf. hatte früher eine „Exegetisch-theologische Studie über Jakobus Kap. 2, 14—16“ (Gießen, Ricker 1871) veröffentlicht, worin gleichfalls schon eine überwiegend negative, in der Beurtheilung des Gegensatzes zwischen Paulinismus und Judenthristenthum den Baur'schen Principien ergebene Richtung hervortritt.

**) Vgl. derartige Liebingsausdrücke der Keim'schen Waise wie „Antrittston, Zukunftssieg, Johannesnachfolge und Johannesende, Täuferod (I), Tituszerstörung, Zebaidabengespräch, Weltkirchenverheißung, Verlassenheitsruf, Verschmachtungsruf, Durstruf“, und vieles andre derartige.

haben (vgl. S. 68), dürfte indessen, trotz der umständlichen Breite seiner Erörterungen, kaum im Heerlager der eignen Parteigenossen sonderlich vielen Beifall für die neue schon mit dem Texte der Synoptiker nur durch gewaltsame Künste in Einklang zu bringende Hypothese gewinnen;*) geschweige daß es ihm gelingen dürfte, die zugleich an der wesentlichen Authentie der johanneischen Reden Christi festhaltenden Forscher zu seiner Ansicht herüberzuziehen.

Philosophische Bibliothek, oder Sammlung der Hauptwerke der Philosophie alter und neuer Zeit.

Unter Mitwirkung namhafter Gelehrten herausgegeben, beziehungsweise übersezt, erläutert und mit Lebensbeschreibungen versehen von J. H. v. Kirchmann. Berlin 1868—1873. L. Heimann. Erstes bis hundert und zwei und fünfzigstes Heft.

V.

Johann Gottlieb Fichtes Versuch einer Kritik aller Offenbarung, mit Erläuterungen des Herausgebers (132 und 133 Heft).

Im Vorwort gibt der Herausgeber Nachricht über die Entstehung dieser ersten Schrift Fichtes, die zu Ostern 1792 herauskam und ein Jahr später bereits eine zweite Auflage erlebte. Da sie gegen die Absicht Fichte's und angeblich aus einem Versehen des Königsberger Verlegers anonym und ohne Vorrede herauskam, so wurde sie anfangs für eine Schrift Kants selbst gehalten und dieß blieb nicht ohne Einfluß auf die Berufung Fichte's nach Jena (1794).

In der zweiten Auflage beseitigte Fichte längere Stellen der ersten, machte aber andererseits bedeutende Zusätze, welche der Einheit und Verständlichkeit der Schrift nur geschadet haben. Der Abdruck ist gleichwohl nach der zweiten Auflage erfolgt, doch sind der Vollständigkeit wegen die gestrichenen Stellen der ersten Auflage mitaufgenommen. Der Herausgeber glaubte hier seine Erläuterungen kürzer halten zu können, da Fichte in der bemerkten Schrift in der Hauptsache doch nur Kants Lehre wiederholte, über welche er sich schon ausgesprochen hatte.

Wir finden in diesen kurzen Erläuterungen im Wesentlichen dieselben Gedanken wieder, welchen wir schon bei Gelegenheit der Erläuterungen zu Kants Kritik der praktischen Vernunft und der Urtheilskraft sowie der Religion innerhalb der bloßen Vernunft begegnet sind. Für uns bemerkenswerth ist aber die Nachweisung, daß vom § 14 an sich schon die Spuren des bei Fichte beginnenden Idealismus zeigen. S. 185—86 (Heft 132 und 133) faßt der Erläuterer die Hauptlehren der Fichteschen Schrift in 16 Sätzen zusammen (die freilich die Dürftigkeit dieser Schrift offenbar machen) und gibt eine kurze zusammenfassende Kritik, welche in der Hinweisung darauf endigt, daß hier schon der Idealismus Fichtes sich zu entfalten beginne, der dann in seinen Hauptwerken sich consequenter und geschlossener dargestellt und in gewisser Weise sich in Schelling, Hegel und selbst Schleiermacher fortgesetzt habe. Die Polemik gegen den einseitigen Apriorismus der idealistischen Systeme ist nicht unberechtigt, überschießt aber ihr Ziel, indem der Erläuterer bei einem ebenso oder noch einseitigeren Empirismus anlangt.

Erläuterungen zu Friedrich Schleiermachers Monologen, (7. Heft) mit einer vorangestellten Abhandlung über Schleiermachers Leben und Schriften vom Herausgeber (J. H. v. Kirchmann).

Gegen Ende dieser Abhandlung sagt der Herausgeber, den Standpunkt Schleiermachers bezeichnend: „Schleiermacher war ein Zeitgenosse Fichtes, Schellings und Hegels; indeß hat

*) Vgl. die Recension Hilgenfelds in der Ztschr. f. wissenschaftl. Theol. 1873 III, 451 ff., welche u. a. bemerkt. „Ueber den freien Geist des Buchs kann man sich freuen, muß jedoch bedauern, daß er sich noch in einer so subjectiven und oft willkürlichen Kritik bewegt.“

er in seinen philosophischen Auffassungen sich keinem derselben unbedingt angeschlossen; deutlich ist bei Schleiermacher der Einfluß Platos und Spinoza's zu bemerken. Schleiermacher ist in seinen philosophischen Ansichten dem Realismus mehr zugewendet, als die damals herrschenden idealistischen Systeme Kants, Fichtes und Hegels erwarten lassen. Raum und Zeit sind ihm Formen der Existenz der Dinge selbst; ebenso haben die Kategorien Gültigkeit für die Dinge selbst. Die menschliche Auffassung ist nach Schleiermacher durch die Sinnesthätigkeit bedingt; dadurch wird das Sein der Dinge in das Wissen aufgenommen; das Denken verarbeitet diesen Inhalt der äußern und innern Erfahrung; jenes ist die „organische,“ dieses „die intellektuelle“ Funktion, oder das apriorische Erkenntniselement. Die Vielheit der Objekte schließt sich zu einer realen, Objekt und Subjekt umfassenden Einheit zusammen; dadurch bildet sie ein gegliedertes Ganze. Diese Totalität ist die Welt; die Einheit des Weltganzen ist die Gottheit. Ueber die Gottheit sind dem Menschen nur negative und bildliche vom Menschlichen abgenommene Ausagen möglich. Jeder Theil der Welt steht mit dem andern in Wechselwirkung, worin Wirken und Leiden vereinigt ist. An das Wirken knüpft sich das Gefühl der Freiheit, an das Erleiden das Gefühl der Abhängigkeit. Dem Unendlichen gegenüber besteht im Menschen das Gefühl der schlechthinigen Abhängigkeit. In diesem Gefühl wurzelt die Religion. Ihr Inhalt ist die Darstellungsweise des religiösen Gefühls, und als solche ist sie von der wissenschaftlichen Betrachtung, welche die objektive Wirklichkeit im Bewußtsein zu reproduciren strebt, wesentlich verschieden. Man erkennt nach Schleiermacher die Grenzen beider Gebiete, wenn man die Dogmen der Religion in Philosopheme verwandeln oder in der Theologie philosophiren will; der Philosophie kommt innerhalb der Religion nur ein formeller Gebrauch zu. In der Ethik stellt Schleiermacher dem kategorischen Imperativ Kants, der nur das Allgemeine kennt, die Individualität und das Gefühl des Einzelnen gleich berechtigt gegenüber. Das höchste Gut ist die oberste Einheit des Realen und Idealen und damit das sittliche Ziel; die Pflichten geben hierzu die Regeln, die Tugenden die Kraft.“ In dieser Darstellung ist der Einfluß Schellings nicht berücksichtigt. Das realistische Moment bei Schleierm. kann indeß doch kaum als eine Annäherung an den Realismus des Erläuterers gedeutet werden. Siegfried Rommatsch eröffnet uns über das Ziel Schleiermachers in seinem Werke: Schleiermachers Lehre vom Bamber und vom Uebernatürlichen u. ganz andere und tiefere Anschauungen. Wohl rühmt der Erläuterer Schleierm.'s starke Betonung des Gefühls, welches in den idealistischen Systemen völlig (?) in Vergessenheit gerathen sei. Wenn er Schleierm. den Ruhm zuerkennt, zuerst die Bedeutung dieses wichtigen Seelenzustandes wieder hervorgehoben zu haben und damit die Geltendmachung des Individuellen gegenüber dem leeren Allgemeinen der Kantischen Moral in Zusammenhang bringt, so ist es ihm doch ein völliges Verkennen der Natur des Abhängigkeitsgefühls, wenn Schleiermacher weitergehend es unternehme, aus demselben auch den Inhalt der Religion abzuleiten. Da das Abhängigkeitsgefühl, wie jedes Gefühl, kein Wissen sei, so sei es auch kein Mittel und Weg für das Erkennen des Seienden, sondern selbst ein Seiendes und somit nur ein Gegenstand des Wissens. Den Inhalt der Religion müsse also der Mensch von anderswoher entnehmen. Und woher kann und soll der Mensch nach dem Erläuterer den Inhalt der Religion entnehmen? Darauf gibt er uns die Antwort: (7. Heft S. 13) „die Philosophie läßt erkennen, daß auch auf dem Gebiete der Religion die sinnliche und innere Wahrnehmung die Elemente dazu liefert, welche die Phantasie oder das verbindende Denken im Dienste der Gefühle dann so gestaltet, daß letztere befriedigt werden. Die Phantasie hilft dabei selbst die Quelle dieses Inhaltes verhüllen, indem sie den Begriff der göttlichen Offenbarung bildet.“ Damit soll doch offenbar (in Einklang mit L. Feuerbach) gesagt sein, der Mensch erfinde sich selbst seine Religion, die er sich dann als geoffenbart vorspiegele. Daß dieß der Sinn seiner Rede sei, erhellt vielleicht noch deutlicher aus einem Passus des Erläuterers zu Fichtes Kritik aller Offenbarung, wo er ganz unmißverständlich sagt (Heft 132 und 133 S. 175): „Wäre Fichte nicht in den Kategorien von Kants „Kritik der praktischen Vernunft“ befangen, so hätte ihm jede unbefangene Betrachtung der Geschichte sagen müssen, daß Alles, was die Völker an sittlichen und Rechtsbegriffen und Gesetzen besitzen und besessen haben, mehr wie irgend ein Anderes, ihr eigenstes Werk ist, was aus der Arbeit von Jahrtausenden und unzähligen Geschlechtern

allmählig sich gebildet hat und fortwährend, auch in der Zukunft, in allmählicher Umbildung und Veränderung sich fort entwickeln wird. Zu diesen eigensten Werken des Menschen gehört vor Allem seine Religion sammt ihren Begriffen von Offenbarung und Inspiration." Zur Beurtheilung dieser haltlosen Auffassung des Erläuterers erinnern wir an früher Gesagtes.

Die Erläuterungen zu Schleierm.'s Monologen sind kurz, aber in ihrem kritischen Theil nicht ohne Wahrheit, während der Ausdruck des eigenen Standpunkts frostig und ungenügend bleibt. Mit Recht findet der Erläuterer in der Sprache der Monologen ein Streifen an das Gefuchte und Affektirte, welches in den späteren Hauptwerken glücklicherweise verschwunden ist. Die Monologe leiden an Mangel der Bestimmtheit und Schärfe. Sie erscheinen dem Erläuterer daher als Versuche, erst Klarheit zu gewinnen, sie sind ihm ein Reinigungsproceß für Schleiermacher selbst, nicht ohne daß er dem damals beliebten Haschen nach Originalität allzu nachgiebig seinen Tribut zahlte. Wenn Schleiermacher im dritten Monolog äußert: „Ich bin dem jetzigen Geschlecht ein Fremdling; gleichgültig läßt mich, was die Welt, die jetzige, thut oder leidet,“ so nimmt ihn der Erl. gegen ihn selbst in Schutz, indem er ihn besser findet, als er hier sich selbst schildert und mit Recht hinzufügt: „Als die Zeit der Noth mit 1806 über das Vaterland hereinbrach, gehörte Schleiermacher zu den muthigsten Vorkämpfern für die Wiederaufrichtung des Vaterlandes, und als nach 1815 die Reaction die Früchte des Sieges nicht zur Entwicklung kommen ließ, hat sich Schleiermacher bis an sein Ende ausdauernd und praktisch mit Opfern und Gefahren an allen Kämpfen für geistige und religiöse Freiheit betheiligt.“ Das Unerfreulichste ist der Spinozistische Zug, der durch diese meist in nebelhafter Unbestimmtheit und verschwommener Gefühlseligkeit sich bewegenden Monologe hindurchgeht und der sich verschiedentlich in Aeußerungen eines mit dem urgirten Abhängigkeitsgefühl contrastirenden spröden und frostigen Stolzes kund gibt. Wie wenn er in Verachtung seiner Zeit und in hochfahrendem Selbstgefühl sich einen prophetischen Bürger einer späteren Welt nennt (S. 64), als ob der Spinozismus die Welt auf eine höhere Stufe der Religion und Gesittung erheben könnte! Wie wenn er — der deterministische Spinozist — fragt: (S. 70) „Wo ist die Grenze meiner Kraft? wo denn finge sich an das fürchterliche fremde Gebiet? Unmöglichkeit ist für mich nur in dem, was ausgeschlossen ist durch der Freiheit in mir ursprüngliche That, durch die Vermählung mit meiner Natur.“ Oder wenn er (S. 74) ausruft: „Ich tröste dem, was Tausende gebeugt. Nur durch Selbstverkauf geräth der Mensch in Knechtschaft, und nur den wagt das Schicksal anzusehnen, der sich selbst den Preis setzt und sich ausbietet.“ Dazu macht der Erl. die berechtigte Bemerkung: „Wozu dieser Stolz, mit dem hier Schleiermacher gleich dem Weisen der Stoiker, sich für unverwundbar erklärt? Weßhalb soll der Mensch nicht den Schmerz fürchten? weßhalb mit einer Erhebung prahlen, die, wenn das Unglück wirklich hereinbricht, doch nicht Stand hält?“ Wenigstens nicht dem, der keine über das Irdische hinausgehende Hoffnung kennt. Damals war Schleiermacher noch sehr vom Spinozismus befangen, über den er später sich erhob zu tieferen Ueberzeugungen.

Erläuterungen zu Friedrich Schleiermachers: Philosophische Sittenlehre mit Vorrede des Herausgebers (S. v. Kirchmann) 43., 45., 46., 48., 52., 57. und 58. Heft.

In der Vorrede gibt der Herausgeber Nachricht über die Entstehungsart des von A. Schweizer zuerst herausgegebenen Werkes. Aus zerstreutem Material von Vorlesungen mehrerer Jahrzehnte, wenn auch mit großer Sorgfalt und Sachkenntniß, zusammenstellt, konnte das Werk doch nicht die Vollendung erhalten, welche Schleiermacher selbst ihm für den Druck gegeben haben würde. Der Herausgeber bezweifelt aber nicht, daß gleichwohl der Inhalt genau die Gedanken Schleiermachers wiedergebe. Er erklärt an den Entwurf seiner Erläuterungen mit all der Achtung, Vorsicht und Ausdauer gegangen zu sein, welche das Werk zu beanspruchen berechtigt sei. Allein trotzdem hätten sich seine Erläuterungen zum größten Theile in eine Kritik umgewandelt, in welcher dem Urtheil Dvesten's, der die Ethik Schleiermachers für das vollendetste seiner Werke erklärt habe, und der zahlreichen Verehrer Schleiermachers nicht habe beigetreten werden können. Zur Beurtheilung des Werkes im Allgemeinen unterscheidet der Herausgeber die Form von dem Inhalt. Bezüglich der Form kann man dem Herausgeber nicht wohl widersprechen, wenn er Folgendes hervorhebt: „Schleierm.'s philosophische

Ausbildung fiel in die Blüthezeit der Fichte'schen und Schelling'schen Philosophie, welche letztere später von Hegel ihre Vollendung erhielt. Es ist deßhalb nicht zu verwundern, wenn Schleiermacher in den Grundbegriffen und in der Methode dieser Philosophie befangen erscheint; dies tritt namentlich in den älteren Manuscripten (d. u. e.) deutlich hervor. Allein Schleierm. war doch zu selbstständig und zu sehr auch durch sein Amt als Prediger an das reale Leben befestigt, als daß er sich den Principien dieses absoluten Idealismus vollständig hätte gefangen geben können. Er hält sich deßhalb von den strengen Konsequenzen, die Hegel zieht, zurück; er mag Hegel nicht bis zu den offenbaren, allem Denken Hohn sprechenden Widersprüchen folgen; allein indem Schleiermacher obgleich in dem Netze dieser Philosophie verstrickt, sich der Wirklichkeit näher zu halten sucht, geräth er in eine Inconsequenz der Methode, welche in dem ganzen Werke bemerkbar ist.“ Dieß führt der Herausgeber des Näheren aus und hält nicht mit der Behauptung zurück, daß aus der angewendeten Methode Schleiermacher's eine Unverständlichkeit des Werkes hervorgegangen sei, welche die Schriften Schelling's und Hegels' vielfach überboten. Rücksichtlich des Inhalts des Werkes erhebt der Herausgeber nicht minder ernste Bedenken, die sich in dem Vorwurf concentriren, daß Schleiermacher sein ethisches Grundprincip: das Einswerden der Vernunft mit der Natur, nicht im Geringsten beweise. Das Princip werde zwar im Wege der dialektischen Ableitung eingeführt, allein die höheren Begriffe, von denen diese Ableitung ausgehe, seien selbst aus der Erfahrung entlehnt. Nach dem Vorgange Hegels verwechsle Schleiermacher fortwährend die Identität (Einerleiheit) mit der Einheit. Bei Schleiermacher unterscheide sich das Sittliche von dem Natürlichen nur in dem Grade, nicht in der Art. Da aller specifische Unterschied beider aufgehoben sei, so könne es nicht überraschen, wenn in dem Werke weit mehr über Gegenstände der Physiologie, Psychologie, Ethnologie, Technik, Pädagogik, Nationalökonomie, Kunstbetrieß gehandelt werde als über Ethik. Auf allen Seiten verliere sich Schleiermacher bei der Weite seines Princip's in jene Wissenschaften, und doch könne das daraus Gebotene nur Stückwerk bleiben, da es unmöglich sei, auf die weiten Gebiete all dieser Wissenschaften gründlich einzugehen. Umgekehrt sei dieses Sichgehenlassen ins Grenzenlose Anlaß, daß der stiltliche Stoff nur unvollständig erfaßt werde und daß ein großer Theil dieses Gebietes gar nicht oder nur in der oberflächlichsten Weise behandelt werde. „So ist die Darstellung der Ehe, der Familie und des Staates überaus dürftig; die Bedingungen der Eingehung der Ehe, ihre Trennung, ihre Wirkungen auf das Vermögen und die persönlichen Rechte; ferner die Verträge, das Eigenthum, die Organisation und die Verwaltung des Staates, die Stellung der Beamten, der Monarchie, Aristokratie und Republik, die wichtigsten Verhältnisse des Völkerrechtes, der Unterschied von Recht und Moral, die tiefere Untersuchung der Collisionen in der Moral und vieles Andere ist entweder ganz übergangen, oder mit dürftigen Andeutungen abgefertigt.“ Der Herausgeber erkennt es als ein unzweifelhaftes Verdienst Schleiermacher's die objektive Seite des Sittlichen in ihrer Eigenthümlichkeit mehr als die früheren Systeme hervorgehoben zu haben, es erscheint ihm aber als ein erheblicher Mangel, daß er dafür die subjektive Seite absichtlich ausgeschlossen habe. Das Letztere erscheint uns aber nicht bloß als ein erheblicher Mangel, sondern geradezu als eine Ungeheuerlichkeit, während das Erstere in der Weise, wie es vollbracht wurde, als eine arge Verkehrtheit erscheint, da ihm damit das Sollen und die Freiheit und das Böse aus seinem System verschwand, und er nichts Weniger als Recht hatte, nach den Worten des Herausgebers das Werden des ethischen Inhalts in seiner Form mit dem Werden in der Natur gleichzustellen und damit die Ethik in Physik aufzulösen. Etwas Anderes ist es, wie jeder tiefere Theismus thut, der Physik ein Verhältniß zur Ethik geben und etwas Anderes, pantheistisch oder naturalistisch die Ethik in Physik (den Geist in Natur) auflösen wollen.

Der Herausgeber begleitet nun alle sieben Hefte der Philosophischen Sittenlehre Schleiermacher's mit unter den Text gestellten Anmerkungen oder Erläuterungen. In einigen Punkten glaubt er Annäherungen Schleiermacher's an seinen Realismus gefunden zu haben. Wo es ihm nur immer passend scheint, bringt er die Grundsätze seines Realismus zur Sprache. Nach dem früher darüber Gesagten können wir hier auf ein näheres Eingehen verzichten. Aber das Meiste des kritischen Theils seiner Erläuterungen darf der Beachtung empfohlen werden.

Einleitung und Erläuterungen zu Hegels Encyclopädie der philosophischen Wissenschaften im Grundrisse, von Karl Rosenkranz (74. und 98—99. Heft. *)

Karl Rosenkranz beginnt seine Einleitung mit den nicht zu bestreitenden Sätzen: „In einer Bibliothek, welche die Hauptwerke der Philosophie alter und neuer Zeit in sich versammeln soll, durfte Hegel's Encyclopädie der philosophischen Wissenschaften nicht fehlen. Sie ist das Werk, in welchem sich Hegel's eigne Bestrebungen zu einem Gesamtbilde philosophischer Weltanschauung concentrirt haben. Sie ist das Centrum, von welchem peripherisch eine große Menge Arbeiten Anderer ausgegangen ist. Auch nur geschichtlich betrachtet, macht sie das vorzüglichste Denkmahl einer der wichtigsten Epochen der Speculation aus.“ Er trägt dann vor, daß Hegel bei Lebzeiten außer einer Reihe von Kritiken nur vier Hauptwerke herausgegeben habe, unter ihnen die Encyclopädie der philosophischen Wissenschaften (1817), welche 1827 eine zweite umgearbeitete und erweiterte Auflage, 1831 eine dritte umgeänderte erlebte. Eine vierte erschien nach Hegel's Tod in der Gesamtausgabe seiner Werke, von L. v. Henning (Logik), von Michelet (Naturphilosophie) und von Boumann (Philosophie des Geistes) mit Zusätzen aus Hegel's Papieren und Collegienheften (in 3 Bänden) bearbeitet. Weil aber diese Bearbeitung der Encyclopädie ein ganz anderes Buch daraus gemacht hatte, aber noch mehr weil sich z. Th. ebendeshalb das Bedürfnis zeigte, die Encyclopädie auch in der kürzern Form zu besitzen, veranstaltete Karl Rosenkranz 1845 eine neue Ausgabe, welche mit Uebereinstimmung von der Bearbeitung in der Gesamtausgabe der Werke die vierte genannt wurde. Dem vorliegenden Abdruck liegt diese sogenannte vierte Ausgabe zu Grunde. Rosenkranz stellt dann in der Einleitung die Behauptung auf, Hegel stehe mit Kant in einem viel innigeren Zusammenhang, als man gewöhnlich annehme. Er leugnet nicht, daß Hegel in vielen Stücken gegen Kant sich polemisch verhalte; allein dadurch werde nicht aufgehoben, daß Hegel dasjenige zu vollenden gesucht habe, was Kant begründet hatte. Im Weiteren bezeichnet er die Punkte der Uebereinstimmung wie jene der Abweichung. Unter den letzteren hebt er hervor, daß während Kant der Vernunft den Verstand als Grenze gesetzt, Hegel den Verstand zum Werkmeister der Vernunft gemacht habe. „Das Unbedingte ist der Grund des Bedingten; das Unendliche der des Endlichen, das Absolute der des Relativen.“ Von da sucht Rosenkranz das Verhältniß Hegels zu Kant in volles Licht zu setzen und es geschieht mit genauer Kenntniß und in überraschenden Zügen. Das Wichtigste daraus ist, daß diejenige Auffassung Hegels, nach welcher er das Absolute als Proceß in Kunst, Religion und Philosophie gelehrt hätte, abgewiesen und ihm die Lehre von Gott als dem absoluten Subjekt (Geist, Persönlichkeit) vindicirt wird. Daran schließt sich eine gedrängte Darstellung des „Principis und des Gangs der Hegelschen Methode, deren Verständniß uns Rosenkranz allerdings erleichtert und uns damit zu erneuter Prüfung auffordert. Zum Schluß der Erläuterungen sucht Rosenkranz noch die triadische Form, in welcher das Hegelsche System aufgebaut ist, ins Licht zu setzen.

Die Erläuterungen füllen ein Doppelheft (98. und 99. Heft). Sie sind in ihrer Art meisterlich. Rosenkranz vertieft sich in den Geist der Hegelschen Philosophie in enormem Grade, übertrifft Hegel im Großen und Ganzen an Gewandtheit und Klarheit der Darlegung, hebt nicht selten Fehler und Irrungen Hegels hervor und bewährt sich als der geistvolle und kenntnißreiche Fortbildner der Hegelschen Philosophie, als welcher er sich in einer Reihe wichtiger Schriften bereits gezeigt hat. Aber weit entfernt davon, sich in dem Sinne als Fortbildner gelten machen zu wollen, als ob er erst Hegels Philosophie in bestimmterer Weise zum Theismus erhoben habe, vindicirt er Hegel selber den Theismus und sucht diese Auffassung in allen Theilen der Encyclopädie als die allein richtige und gültige nachzuweisen. Eine kritische Beleuchtung des Ganzen der Erläuterungen würde ein ganzes Buch erfordern. Hier kann nur auf eine Besprechung von Hauptpunkten eingegangen werden.

Hegel erschwert das Verständniß seiner Lehre nicht wenig, wenn er, wie oft genug, z. B. in der Einleitung zur Encyclopädie § 14, mit kühnen Griffen operirend, wo sorgfältiges Unterscheiden erforderlich gewesen wäre, sich also erklärt: „Dieselbe Entwicklung des Denkens, welche in der Geschichte der Philosophie dargestellt wird, wird in der Philosophie selbst dar-

*) Der Text selbst umfaßt die Hefte 74, 75, 84, 85, 86 und 88.

gestellt, aber befreit von jener geschichtlichen Neugierlichkeit, rein im Elemente des Denkens. Der freie und wahrhafte Gedanke ist in sich concret, und so ist er Idee, und in seiner ganzen Allgemeinheit die Idee oder das Absolute. Die Wissenschaft desselben ist wesentlich System". Daß uns hier das Verhältniß der Entwicklung des Denkens in der Geschichte der Philosophie zu dem System Hegels besonders klar und einleuchtend gemacht worden sei, dürfte so leicht nicht Jemand behaupten. Wäre uns nur wenigstens das Verhältniß des freien und wahrhaften Gedankens zum Absoluten hinlänglich aufgehehlt! Aber wer diese Stelle liest, dem wird sie zunächst ganz pantheistisch vorkommen und es wird ihm kaum einfallen, dahinter Theismus zu vermuthen. Rosenkranz befreit uns von diesem Eindruck nicht, wenn er in den Erläuterungen S. 5 sagt: „Hegel nennt das Absolute die Idee. Er unterscheidet sie: 1. als Vernunft; 2. als Natur; 3. als Geist." Hiernach wäre das Absolute in sich als Vernunft, Natur und Geist unterschieden, aber in seinen Unterschieden mit sich identisch und da außer Vernunft, Natur und Geist nach H. und N. nichts existirt, so würde es kaum Jemand einfallen können, dieß anders als pantheistisch zu nehmen. Diesen Eindruck sucht indeß Rosenkranz zu beseitigen, indem er gleich nachher sagt: „Im Verhältniß zum Concreten sind die Kategorien des reinen Denkens nur abstrakte Formen des Seins. Wenn Hegel von ihnen als der absoluten Wahrheit spricht, wenn er die logische Idee die Idee an und für sich nennt, so kann sich dies nur auf die Formseite der Idee beziehen; denn erst der Geist, der alle diese Formen in ihrem Zusammenhange denkt, ist das schlechthin Absolute. Wir sprechen von der Vernunft mit Recht als von der Norm, durch welche sowohl die Natur als der Geist bestimmt werden, aber die Vernunft an sich, d. h. die systematische Totalität der abstrakten Kategorien, ist kein denkendes Subjekt. Der Geist ist das Subjekt, welches die Vernunft zu seinem Prädicate hat, weil er wesentlich denkend ist. Eine Kategorie kann sich nicht selbst denken, sie kann nur gedacht werden. Der Begriff der Vernunft ist ohne den des Geistes undenkbar. Vergißt man dies, so macht man die Vernunft zu einer gnostischen Hypothese. Die Auffassung des Hegel'schen Systems von diesem Standpunkt aus verwandelt sich in den sogenannten logischen Pantheismus." Nach dieser Auffassung, die nicht zugibt, daß Hegels Lehre logischer Pantheismus sei, deutet Rosenkranz dann (98. und 99. Heft. S. 53 ff.) Hegels Uebergang aus der Logik in die Naturphilosophie, indem er S. 54 sagt: „die Ausdrücke, deren sich Hegel am Schluß der logischen Idee bedient, daß sie, ihrer selbst als aller Wahrheit gewiß, sich frei zu ihrem Anderssein, zur Natur, entlasse, beweisen, daß er unter Idee hier das Absolute als absolutes Subjekt versteht. Da er den Begriff der logischen Idee mit Leben, Erkennen und Wollen ausstattet, so darf es nicht zu sehr verwundern, wenn er sie schließlich mit dem Begriff des Absoluten als des absoluten Geistes identifizirt, so daß er die Natur durch denselben erschaffen läßt; denn die Worte: freies Entlassen, können doch keinen andern Sinn, als den des Schaffens haben.. Die Erklärungen, welche Hegel in den Zusätzen abgibt, mit denen der Abdruck der Naturphilosophie aus der Encyclopädie in den sämmtlichen Werken begleitet ist, lassen keinen Zweifel hierüber. Die logische Idee gilt ihm als der *νοῦς*, als das absolute Subjekt, dessen substantielle Wesenheit das Denken und durch das Denken das Wollen ist." Weiterhin da, wo Rosenkranz Hegels Lehre vom absoluten Geist erläutert (S. 117), behauptet er, daß im Sinne Hegels der absolute Geist die Einheit der absoluten Substantialität und Subjektivität sei und fährt dann fort: „Der absolute Geist ist das Resultat der methodischen Erkenntniß für uns, der letzte Begriff der Philosophie, aber der Realität nach ist er das absolute Prins aller bisherigen Begriffe, auch das der Vernunft, denn diese ist nur das theoretische Moment in ihm. Hegel nennt den absoluten Geist § 554 das absolute ewig in sich zurückkehrende und zurückgekehrte Subjekt. Wenn er daher bald darauf sagt, daß er Proceß sei, so kann das nur seine Thätigkeit bezeichnen sollen, denn Werden, progressive Entwicklung, Perfectibilität widerspricht dem Begriff des Absoluten, der sich seiner als aller Wahrheit nicht mühsam durch Nachdenken über sich gewiß wird, sondern seiner als solcher schlechthin auf zeitlose Weise gewiß ist. Das Praeteritum: zurückgekehrt soll das Prädicat der Ewigkeit noch verstärken. Diesen Begriff nennt Hegel auch Gott." Diese Auffassung der Hegel'schen Lehre sucht Rosenkranz als die richtige noch zu vervollständigen, indem er weiterhin ausführt (S. 130): „Der allgemeine

Begriff des Absoluten schlechthin ist der der absoluten Substanz, die sich ihrer selbst als des Absoluten gewiß, d. h. absolutes Subjekt ist. Ohne zu denken, würde der Mensch keine Religion haben. Der Gedanke des Absoluten ist das Princip der Religion. Durch ihn existirt er als ein Moment des menschlichen Selbstbewußtseins. Wir sind hiemit auf dem Punkte des Systems angelangt, der gewöhnlich von Außen her zunächst ergriffen zu werden pflegt, über die Bedeutung einer Philosophie abzuurtheilen. Man wird Hegel so viel Bildung zutrauen, daß er gewußt habe, was man unter Atheismus zu verstehen habe. Atheist ist derjenige, welcher die absolute Subjektivität des Absoluten leugnet. Ein Absolutes kann der Atheist sehr wohl besitzen. Er kann dasselbe in die Materie, in die Natur überhaupt, in den menschlichen Geist setzen. Er kann also dem Materialismus, Naturalismus oder Anthropologismus huldigen. War Hegel ein Atheist? Gewiß nicht. Er lehnte es in der Encyclopädie wiederholt auf das Entschiedenste ab, seiner Philosophie Atheismus zuzutragen. Er glaubte überhaupt, daß man ihm diesen Vorwurf weniger mache, als den umgekehrten, daß er zu viel Gott habe, daß er Pantheist sei. Pantheist ist derjenige, welcher Gott als absolute Weltseele statuiert, diese aber in die Natur und Geschichte als in seine Realität aufgehen läßt. Der Vorwurf des Pantheismus scheint daher für Hegel zutreffend, da er in der Vernunft, Natur und Geschichte in der That die Existenz des Absoluten anerkennt. War er aber Pantheist, d. h. vergottete er die Welt, so daß sie mit Gott unmittelbar zusammenfällt und alle endliche, empirische Wirklichkeit, auch die des Verbrechens, das eigene Leben und Dasein Gottes ist? Man lese in dem Zusatz zu dem Paragraphen, der von der geoffenbarten Religion handelt, Hegel's Vertheidigung gegen diesen Vorwurf und verbinde damit, was er in der Vorrede zur zweiten Ausgabe der Encyclopädie darüber sagt. War er nun weder Atheist, noch Pantheist, so bleibt nur der Theismus für ihn übrig. Den Deismus lehnte er ebenfalls von sich ab. Gott als das höchste Wesen anzusehen, das jenseits der Welt man weiß nicht was treibt, widersprach ihm durchaus. Ein solcher Gott war ihm ein leerer, todter Gott." Noch zieht Rosenkranz die seiner Religionsphilosophie beigegebene Abhandlung Hegels über die Beweise für das Dasein Gottes zur Bestätigung seiner Auffassung heran und sagt über sie (S. 133): „Gegen die Verachtung, welche die Kantische Vernunftkritik gegen diese Beweise hervorgerufen hatte, bemüht sich Hegel, ihre Geltung wieder herzustellen, und namentlich die Fehler aufzudecken, welche Kant in der Auffassung und Widerlegung des ontologischen Beweises gemacht hat. Wie man diese Beirührung mit der Vorstellung Hegels als eines Atheisten oder Pantheisten in Uebereinstimmung bringen kann, ist nicht ersichtlich. Diejenigen Gegner Hegels, denen es um die Discreditirung seiner Philosophie als einer irreligiösen zu thun war, haben sich daher wohl gehütet, auf diese gründliche Arbeit sich einzulassen. Mit einzelnen Stellen aus Hegel's Schriften kann man ins Endlose hin und her streiten, ob er Gott nur als eine Vorstellung des Menschen oder ob er ihn als ein von Menschen sich unterscheidendes, sich selbst wissendes Subjekt betrachtet. Der Grund hiervon liegt im Wesen der Religion, die Einigung Gottes und des Menschen zu enthalten.“ (Vielmehr in der mindestens pantheistisirenden Auffassung jener Einigung. Hätte Hegel durch sich widersprechende Aeußerungen seine Philosophie nicht selbst discreditirt, so wäre es kaum Jemand eingefallen, sie discreditiren zu wollen, und wäre es doch geschehen, so würde es keinen oder doch nur ganz geringen Erfolg gehabt haben. Baader und seinen Jüngern war es tief schmerzlich, mit einem genialen Philosophen und mächtigen Geist nicht Hand in Hand gehen zu können, der in der Vorrede zur 2. Aufl. der Encyclopädie gesagt hatte: „Ueber das Meiste dessen, oder leicht Alles, was er (Baader) bestreitet, würde es nicht schwer sein, mich ihm zu verständigen, nämlich zu zeigen, daß es in der That nicht von seinen Ansichten abweicht.“ Solche Anerkennung von dem damaligen König der deutschen Philosophie konnte Baader unmöglich feindlich gegen Hegel stimmen, mit dem in der Systematik zu rivalisiren ihm niemals in den Sinn gekommen war, was er sich nie zur Aufgabe gestellt hatte und auch nicht in seiner Eigenart gelegen war. Baaders Jüngern aber hätte kein größeres Glück widerfahren können, als eine Systematik der Philosophie vorzufinden, in welcher sie die philosophischen Hauptlehren ihres Meisters wiedergefunden hätten.) Die letzte Bestätigung der Wahrheit dieser Auffassung findet Rosenkranz (S. 139 ff.) in Hegels Anerkennung der christlichen Religion als der absoluten,

die er auch unter dem Namen der geoffenbarten beschreibe. Seine Ausführung der theoretischen Seite der christlichen Religion in dem Unterschiede eines Reiches des Vaters, Sohnes und Geistes sei insofern nicht bloß christlich orthodox, sondern Hegel behaupte auch, es zu sein und schäme sich des Christenthum nicht. Nach Hegel könne es keine andere, keine neue Religion mehr geben. Nur das Bewußtsein über diesen Glauben sei der Vervollkommenung fähig. Vindicirt Rosenkranz der Hegelschen Philosophie den Theismus, so sieht er nicht an, ihr auch die Lehre der Welterschöpfung, der Freiheit und Zurechnungsfähigkeit des menschlichen Willens und der individuellen Unsterblichkeit zuzuschreiben.

Wir müssen hier das Geständniß ablegen, daß wir seit dreißig Jahren wiederholt den Versuch gemacht haben, uns in die Auffassung der Hegelschen Philosophie als einer theistischen hineinzudenken und sie in der Gesamtheit seiner Schriften bewährt zu finden, daß uns aber dieser Versuch niemals gelingen wollte. So sprachen wir uns noch in mehreren Abhandlungen, Aufsätzen und Anzeigen in den letzten Jahren gegen die Richtigkeit jener Rosenkranz'schen Auffassung aus, besonders in einem größern Artikel mit der Aufschrift: Hegel, Karl Rosenkranz und Baader, in den Philosophischen Monatsheften von Dr. J. Bergmann*). Wir erlauben uns, den geeigneten Leser zur Vergleichung dieses Artikels mit der (vielleicht etwas später geschriebenen) Erläuterungen zu Hegels Encyclopädie der philosophischen Wissenschaften von Rosenkranz einzuladen. Denjenigen Lesern wenigstens, welche ein lebhaftes Interesse für die Entscheidung der Frage nach dem eigentlichen Grundcharakter der Hegelschen Philosophie hegen, ob sie nämlich reinen Theismus oder pantheistischen Theismus (Persönlichkeitspantheismus) oder Geistespantheismus sei, darf jene Vergleichung ernstlich empfohlen werden. Nach unserer Ansicht ist Hegels Lehre Geistespantheismus, der da und dort in den Persönlichkeitspantheismus hinüberspielt, und hat Rosenkranz denselben zum Persönlichkeitspantheismus bestimmter fortgebildet, in welchen theistische Lehren, wie die von der individuellen Unsterblichkeit, aufgenommen sind. Anfänglich hatte auch Rosenkranz die Lehre von der individuellen Unsterblichkeit der geistigen Wesen in Hegels Philosophie nicht entdecken können. Erst die bekannte Schrift von Göschel: Von den Beweisen für die Unsterblichkeit zc. (1835) änderte seine Ueberzeugung in der Art, daß er von da an jene Lehre Hegel selbst vindicirte**), zumal es Hegel in einer Recension einer Schrift Schubarts selber gethan hatte***), wenn seine Angabe, daß in seiner Philosophie der Geist über alle die Kategorien, welche Vergehen, Untergang, Sterben zc. in sich schließen, erhoben werde, vom individuellen Geist verstanden werden darf. Der Geistespantheismus würde auch mit dieser Lehre nicht entscheidend überschritten sein. Man erinnere sich an die bezüglichen Lehren Spinoza's und J. G. Fichte's. Den neuen Erläuterungen von Rosenkranz gegenüber wird nun unsere frühere Auffassung der Hegelschen Lehre nur geringer Modification bedürftig sein. Wenn Rosenkranz Recht hätte, daß der Pantheismus überhaupt identisch mit der Lehre von der Weltseele als dem Absoluten sei, so würde er mit Recht verneinen, daß Hegel Pantheist sei; denn über die Weltseelenlehre ist Hegel allerdings hinaus. Er bezeichnet Gott nicht bloß als das absolute Subjekt, sondern gibt auch diesem Ausdruck die Bedeutung des absoluten Geistes. Er adoptirt (S. 474) den Satz Göschels (in den Aphorismen über Wissen und Nichtwissen) als in seinem Sinne gesprochen: Gott ist nur Gott insofern er sich selber weiß. Wenn er aber auch die folgenden Sätze adoptirt: „Sein Sichwissen ist ferner sein Selbstbewußtsein im Menschen, und dies Wissen des Menschen von Gott, das fortgeht zum Sichwissen der Menschen in Gott,“ so ist dieß doch kaum anders als ein pantheistischer Einschlag zu nennen, so wie es ein pantheistischer Einschlag ist, wenn Hegel die Natur zwar als aus der Idee entlassen (man kann nicht eigentlich sagen: geschaffen) und doch als das zweite Moment des Absoluten bezeichnet (98. und 99. Heft, S. 6). Anderwärts (Werke II, 24), in der Phänomenologie des Geistes, konnte nach Hegel der Weltgeist durch keine geringere als die ungeheurere Arbeit der Weltgeschichte das Bewußtsein über sich erreichen. Rosenkranz will Hegel damit rechtfertigen, daß er

*) Philos. Monatshefte von J. Bergmann, III. Band, April-, Mai- und Juniheft 1869.

**) Erläuterungen des Hegelschen Systemes von Karl Rosenkranz (1840) S. 277 ff. 348 ff.

***) Hegels Werke XVII, 226.

(Erl. S. 116) sagt: „Das, was Hegel den Weltgeist nennt, ist noch nicht der Geist des Universums, ist noch nicht Gott. Es ist erst der in allen Völckergeistern thätige allgemeine Geist der Menschheit. Wie könnte er auch sonst den Weltgeist seinem letzten Ziele gegenüber der Trägheit beschuldigen!“ Diese Unterscheidung ist gewiß sehr geistreich und würde Hegel von schweren Widersprüchen befreien, wenn wir nur diesen Weltgeist (der doch nicht die Summe der geistigen Individuen sein kann) im Unterschiede von Gott bestimmter zu fassen wüßten, und wenn uns nur Hegel die Freude an der Entdeckung dieses Unterschiedes selber nicht gründlich verdorben hätte durch die nach der Erklärung des Absoluten als des absoluten Subjekts überraschende Aeußerung in der Phänomenologie des Geistes (II, 509): „Das Ueberstimmliche, Ewige, oder, wie man es sonst nennen mag, ist selbstlos; es ist nur erst das Allgemeine, das noch weit entfernt ist, der sich als Geist wissende Geist zu sein.“ (Niemals könnte ein von der Wahrheit des Theismus Ueberzeugter seinen Theismus so sehr vergessen, um das Absolute als selbstloses Allgemeines vorzustellen, welches erst in den aus der entlassenen, der Selbstzerstörung preisgegebenen Natur hervorgegangenen endlichen Geistern zum sich als Geist wissenden Geist werde. Wir könnten hier Fragen aufwerfen, deren genügende Beantwortung vom Hegelschen Standpunkte aus schlechterdings unmöglich sein würde. z. B. Wann würde das selbstlose Allgemeine unter der gemachten Voraussetzung sein Ziel, die Vollendung des absoluten Geistes, erreichen? Offenbar niemals!) Und doch soll dieses ewige Selbstlose nach S. 554 der Encyclopädie wieder das absolute ewig in sich zurückkehrende und zurückgekehrte Subjekt sein. Und wieder soll nach Rosenkranz diese ewige Rückkehr des Subjekts in sich (welche ohne ewigen Ausgang aus sich ganz sinnlos und undenkbar wäre) durchaus kein Proceß sein, sondern aller Proceß soll erst mit der sogenannten Schöpfung (die doch als Segung des zweiten Moments des Absoluten nicht eigentlich Schöpfung sein kann) beginnen. „Einsam war der große Weltmeister, Fühlte Mangel, darum schuf er Geister“ u. wird von Hegel in der Phänomenologie ausdrücklich citirt und bis heute ignorirt man, was Baader tiefsinnig dagegen gesagt hat.

Man kann R. einräumen (S. 123), daß die Organe des geschichtlichen Geistes im Sinne Hegels nicht bewußt- und willenlose Maschinen sind, wie sich aber die Behauptung der Nothwendigkeit des Bösen überhaupt damit vereine, hat er nicht gezeigt und ebenso wenig, wie die von ihm zugegebene Freiheit und Zurechnungsfähigkeit des menschlichen Geistes aus seiner Schöpfungstheorie sich erklären lasse, nach welcher die Natur das zweite Moment des Absoluten ist, also als Fortsetzung desselben unabtrennbar von ihm und, obgleich sie der Nothwendigkeit unterworfen ist, doch der Geist aus ihr und zwar zur Freiheit hervorgehen soll. Muß sich der Mensch, wie R. sagt (S. 132), nach Hegel von Gott als Geist für sich unterscheiden, zugleich aber mit ihm identisch setzen, so muß die Identität hier entweder in einem ganz uneigentlichen Sinne genommen werden, oder es läßt sich aus dieser Identität individuelle Freiheit des Willens nicht begreifen und nicht ableiten. Auf die Unsterblichkeitsfrage geht R. in den vorliegenden Erläuterungen nirgends ein, es ist aber gewiß, daß er sie von Hegel bejahen läßt, worüber er sich schon früher in den Kritischen Erläuterungen des Hegelschen Systems vom Jahre 1840 ausgesprochen hatte.

In bemerkenswerther Weise nimmt R. Hegels Dialektik in Schutz (S. 10 ff.), läßt sie aus Kants Lehre von den Antinomien (in Erweiterung derselben zu einem Moment aller Begriffe) hervorgehen und behauptet geradezu, es sei der größte Mißverständnis Hegels, von ihm zu sagen, daß er den Widerspruch in dem Sinn zum Kriterium des Wahren mache, daß dasselbe sich widersprechen müsse; im Gegentheil sei wohl nie ein Philosoph mit größerer Ausdauer daran gegangen, alle Widersprüche aufzusuchen, um ihre Einheit, worin sie sich auflösen, zu finden. — Wir können hier auf die schwere Frage nicht näher eingehen, ob und inwiefern behauptet werden kann, „daß alle Widersprüche sich in ihre Einheit“ auflösen könnten und müßten. Wenn es in einem widerspruchlosen Sinne geschehen könnte, so würde nichts dagegen zu erinnern sein. Aber ob es ohne Widerspruch geschehen kann, das ist eben die Frage und diese ist von Vielen gegen Hegel entschieden worden, weil die logischen Widersprüche ewig Widersprüche bleiben. Etwas Anderes ist die Auflösung scheinbarer Widersprüche, deren Möglichkeit Niemand bestreiten wird. Soll hinter der Dialektik Hegels nicht Weiteres als

dieß stecken, was wir aus Gründen verneinen müssen, so war es völlig unnötig und unpassend, so großes Aufhebens von Hegels angeblich Alles überflügelter Methode und Dialektik zu machen. Diese hatte Platon bereits viel feiner und meisterlich gehandhabt, wenn auch nicht in systematischer Form.

Wäre nun gleichwohl Hegels Philosophie Theismus, wie R. den Theismus nimmt, so würde sie doch nur ein einseitig oder abstrakt idealistischer Theismus sein, der schon von Haus aus seine Ergänzung im Realismus der Welt suchen muß. Der wahre Theismus setzt aber das Absolute nicht zusammen aus dem Idealismus Gottes und dem aus jenem auf unbegreifliche Weise entsprungenen Realismus der Welt und nimmt nicht die Welt als einen Abfall Gottes von sich selbst oder die Natur als einen Abfall der Idee von sich selbst (Encyclop. S. 248; 84. Heft, S. 207), sondern er vereinigt den Idealismus und Realismus in Gott selbst, indem er Gott als ideal-reales Wesen faßt, d. h. Gott als den seiner ewigen göttlichen Natur ewig mächtigen und gewaltigen absoluten Geist begreift.

Diese Lehre allein, welche am tiefsten und klarsten Baader aufgestellt und begründet hat,*) vollendet im Princip den Theismus und gewährt in ihren weltumspannenden Folgerungen tiefere Einsichten als die bisherigen philosophischen Systeme zu gewähren vermocht haben. Ihre methodische und systematische Ausbildung ist eine Frage der Zeit und der Vertiefung tüchtiger jüngerer geistiger Kräfte in das Studium der Baaderschen Werke. Vor Allem involvirt dieser Standpunkt die Erkenntniß der ewigen Vollendtheit des absoluten dreieinigen Geistes und der Bestimmung des frei zu unterschiedener Wesenheit geschaffenen Weltalls zu derjenigen Vollendung und Vollkommenheit, wie sie der Welt im Unterschiede des ewig vollendeten absoluten Geistes zukommen kann.***) Nur dieser Standpunkt gewährt den wahren Begriff der univervellen Geschichte, als einer Entwicklung, die ihren Anfang und ihr Ziel hat, während die Annahme einer anfangs- und endlosen Entwicklung im Grunde alle Entwicklung in eine gleichgültige Veränderung aufhebt. Nach ihm kann der Vollkommenheit der göttlichen Schöpferthätigkeit gemäß der Urzustand der Schöpfung nicht ein verworrener, chaotischer gewesen sein, und alle Abnormität in der geistigen und natürlichen Welt kann nur secundären Ursprungs sein. Die Natur ist ihr nicht im Geringsten, wie R. ganz irrig (S. 6) meint, die (unglückselige) Folge des Bösen, sondern die Natur besteht ihr vor allem Bösen und nur ihre Umgestaltung zur irdischen Materialität ist durch den Eintritt des Bösen veranlaßt. Sie bestrittet nur die Ursprünglichkeit und Permanenz ihrer materialen Gestaltung in alle Ewigkeit und theilt weder die Hegelsche Annahme einer nur regellosen Anhäufung von Gestirnen im Universum, die nur eine schlechte Vielheit ausmachten (98 u. 99. H. S. 62), noch hält sie Krankheit, Verkrüppelung, Verkümmern, gewaltigen Tod (Mord) u. für constitutive Momente des Naturlebens, ohne sie darum in ihrer zeitlichen Fakticität zu verkennen und schließt also in diesem Sinne nicht wie die Hegelsche Philosophie ein wesentliches Element des Schopenhauerschen Buddhismus als (constitutives) Moment in sich. Wer die Materialität der Natur für ursprünglich und unaufheblich, also für das unmittelbare Produkt der göttlichen Schöpferthätigkeit, ansieht, muß freilich die Krankheit u. mit Hegel als eine vom Begriff des Lebens unabtrennbare Wirklichkeit auffassen.***)) Dann aber muß er auch ein starkes Stück Pessimismus mit in den Kauf nehmen und wer dem Pessimismus auch nur den kleinen Finger gereicht hätte, ist in Gefahr bald die ganze Hand von ihm ergriffen zu finden. Da der Pes-

*) Der spätere Schelling verdirbt den Grundgedanken dieser Lehre, indem er die Ewigkeit des Processes der Macht des göttlichen Geistes über seine immanente Natur nicht verstand und überhaupt eingeständlich über den Halbtheismus und Halbpantheismus nicht hinauskam.

**) In der Lehre von der Vollendbarkeit des Weltalls stimmt am entschiedensten H. Ritter mit Baader überein, und sogar E. Renan (Antichrist S. 380).

***)) Die Materialität der Natur gilt R. für seit der Schöpfung unwandelbar. Eine übermaterielle (darum nicht wesentliche) Natur kennt er nicht. Von der Möglichkeit einer sogenannten Vergeistigung, Verklärung der Natur will er nichts wissen. Selbst die bestimmtesten Hindeutungen Pauli auf jene Lehren konnten ihn so wenig von dieser Form des Materialismus in seinem Idealismus abbringen, daß er sie frisch weg hinaus zu exegestischen unternimmt. Vergl. Kritische Erläuterungen des Hegelschen Systems S. 295 ff. Ist doch Schulz-Schultzenstein noch weiter gegangen, indem er sogar die Lehre der individuellen Unsterblichkeit als Schriftlehre in Abrede stellt.

finismus weder mit der Allgüte noch auch mit der Allmacht Gottes noch mit beiden vereinbar ist, so führt er wie bei Schopenhauer zum Atheismus und es ist nur selten bemerkt worden, daß in allem Pantheismus mindestens ein Stück Pessimismus steckt und stecken muß. K. sagt (S. 93) sehr gut: „Der Pessimismus urtheilt, daß eine Welt, wie sie ist, auch wenn sie unter allen möglichen Welten die beste wäre, einem sie erschaffenden Gotte als Verbrechen vorgeworfen werden müßte. Er wird daher zum Atheismus. Die Leugnung eines supramundanen Gottes ist gleichsam das Beneficium, welches er der Vorstellung der Religion von der Existenz eines solchen Ungeheuers zukommen läßt.“ So weit kann sich der Mensch in seinem Wahn verirren, wenn er die Sache nicht bis auf den letzten Grund untersucht und durchdenkt. Hegel hat den Versuch gemacht, tiefer vorzudringen und er ist allerdings bezüglich der Gotteslehre für sich tiefer gegangen als Schopenhauer, aber ganz zum Ziele ist er doch nicht gelangt. K. fährt in obigem Zusammenhange fort: „Die letzte Kategorie, auf welcher alle solche pessimistischen Vorstellungen beruhen, ist die des Angenehmen und Unangenehmen. Mitleid mit dem verzweifelten Zustand des Lebendigen ist daher das Höchste, wozu es die Moral des Pessimismus bringt. Für Hegel ist die Kategorie des Angenehmen und Unangenehmen die oberflächlichste. Bei wichtigen Unternehmungen, sagt er mit trockner Kürze, fällt die Rücksicht auf das Angenehme oder Unangenehme fogleich hinweg. Das Wohl ist bei ihm dem Guten schlechthin untergeordnet. Er hat nichts dagegen, wenn es zur Existenz gelangt, aber es gilt ihm nicht als Endzweck. Das Wohl als eine Belohnung des Guten anzusehen, ist ihm vollends ein Ungedanke. Er verwirft den eudämonistischen Optimismus. Er denkt hier ganz wie Spinoza, daß die Seligkeit nicht Lohn der Tugend, sondern die Tugend selbst ist. Er ist daher noch rigoröser, als Kant, der einen Gott postuliert, in einer jenseitigen Unsterblichkeit das empirische Mißverhältniß zwischen Tugend und Glückseligkeit auszugleichen. Heine erzählt, daß er ihn mit bitterer Ironie gefragt habe, ob er dafür, daß er Vater und Mutter geehrt, ein Trinkgeld verlangen wolle? — Es ist ein ~~er~~ großer Zug der Hegelschen Philosophie das Gute dem Wohl übergeordnet haben. Es folgt daraus, daß das Gute unbedingten Werth beisteht, auch wenn das Wohlsein, die Schmerz- und Leidenlosigkeit, nie vollkommen erreicht werden könnte. Achte Tugendgesinnung erfordert die Bereitwilligkeit, um des Guten willen Schmerzen und Leiden standhaft zu ertragen. (Wäre es zuviel gesagt, wenn man behauptete, daß ein gewisser Grad permanenter Schmerzen und Leiden alle Tugend unmöglich machen würde? Welche Macht kann es nun sein, welche den Bereich der Schmerzen und Leiden in gewisse Grenzen einschließt, innerhalb deren Tugene möglich ist? Gewiß keine bloß physische, sonst wäre sie eine blinde und zufällige. Also eine geistige und wenn dieß, ein absolute.) Aber es fragt sich doch, ob der nach Tugend Strebend die Hoffnung nicht hegen darf, endlich nach schweren Prüfungen, welche Dauer sie auch haben mögen, von Schmerzen und Leiden befreit (über sie erhoben) zu werden. Der Naturalist veraragt diese Hoffnung Niemand, wenn sie sich im Unglauben an die Unsterblichkeit bildet. Der Theist aber folgert die Berechtigung jener Hoffnung aus seinem Begriff von Gott als dem Begründer und Erhalter, als dem Liebhaber des Lebens, als der Allliebe, die allmächtig ist, und die wie nicht gleichgültig gegen die Leiden seiner Geschöpfe sein kann, so auch nicht ungerecht bezüglich ihres Verhaltens. Der ächt gläubige Theist will nicht aus Egoismus unsterblich sein, er ist weit davon entfernt, von Gott irgend eine Belohnung zu verlangen (dem es nicht widerspricht, die von Gott etwa zuerkaante und verliehene dankbar zu empfangen) er würde es auch Gott freudig anheimstellen, ob er fort dauern, ob er unsterblich sein solle, oder nicht, aber er kann es mit seinem Begriff von Gott nicht vereinbaren, daß derselbe nicht allgütig und nicht allmächtig sein, daß er selbstbewußte, geistige, zum Tugendleben bestimmte Wesen zum Untergang geschaffen haben und daß er sich gleichgültig in Rücksicht der Geschöpfe und ihrer Lebensführung verhalten sollte. Der Theist postuliert nicht Gott, sondern er urtheilt, weil Gott ist, darum kann auch die Ausgleichung der Tugend und der Glückseligkeit kein Wahn sein. (Er urtheilt objektiv und universell also und kann dabei von seiner Person absehen, ja er kann, wenn er in schwere Schuld fällt, die Unsterblichkeit fürchten, solange er nicht tiefe Reue empfindet.) Die bekannte Behauptung Spinoza's trifft den Punkt nicht, worauf es ankommt. Denn daß die Tugend innere Seligkeit gewähre, ist

zwar ganz richtig, aber auch das beruht auf göttlicher Veranstaltung und Ordnung und die äußere Seligkeit oder Glückseligkeit hängt nicht unbedingt von Tugend, sondern von göttlicher Zulassung oder Zutheilung ab. Daher hat Spinoza's Ausspruch etwas Gespreiztes, Prahlerei'sches. Nicht jedes Wohl im zeitlichen Leben kann als Belohnung des Guten angesehen werden, die Behauptung aber, daß überhaupt Wohl niemals Belohnung der Tugend sein könne oder dürfe, ist falsch. Die angeführte Aeußerung Hegels machte in der Erzählung H. Heine's den Eindruck, als ob die individuelle Unsterblichkeit damit habe verworfen werden sollen. Angenommen, R. behauptete mit Recht, daß Hegel sie dennoch gelehrt habe, so müßte jeder individuelle Geist nach seiner Voraussetzung ins Endlose hin sich durch immer andere Schmerzen, Leiden, Unfälle aller Art und aller Grade hindurchschlagen. Jeder individuelle Geist würde zum ewigen Juden gestempelt. Die Möglichkeit des Uebels ist nach Hegel vernünftig (S. 92). Wer eine Welt verlangt, sagt R. im Sinne Hegels, in welcher das Uebel unmöglich sein soll, muß auf Leben und Freiheit verzichten.*) Allerdings würde die Unmöglichkeit des Uebels unvereinbar sein mit der Verleihung der Freiheit des Willens in geistigen Wesen und der Eigenwirksamkeit der natürlichen Wesen. Involvirt aber die Möglichkeit des Uebels schon die Nothwendigkeit desselben? Diese Nothwendigkeit statuirt Hegel nicht bloß für die natürlichen, sondern auch für die geistigen Wesen. Wie diese Annahme aber mit der Willensfreiheit der geistigen Wesen vereinbar sein soll, hat er nicht gezeigt. Es ist an ihm zu rühmen, daß er in dem Versuch, die Vernunft als Princip der Weltordnung zu erkennen, nicht mit den Pessimisten die Illusion eines Wahnsinns, sondern philosophische Weisheit finden will, aber durch seinen abstrakten Idealismus und die inconsequente Einräumung der Nothwendigkeit des Uebels und Anderes hat er einem Theil seiner Jünger die Handhabe geboten, aus dem Idealismus in den Materialismus umzuschlagen, wofür wir uns begnügen können, auf L. Feuerbach und Fr. D. Strauß hinzuweisen.**) Nach Hegel müssen (S. 95) die Aeußerlichkeit, Endlichkeit, Zufälligkeit, die ihm unaufhörlich vorhanden sind, ebenso unaufhörlich überwunden werden. (Auch im ewigen Leben findet Ueberwindung statt, aber in voller, ungehemmter Willensbestimmung zum Guten: ähnlich wie Gott ewig will und ewig das Gute will.) Daher ewige Unruhe, ewiger Kampf. Wenn dem also wäre, fügen wir hinzu, so würde Vollkommenheit, Integrität, Seligkeit nie erreicht werden, an Weltvollendung wäre vollends gar nicht zu denken, die Versöhnung mit Gott wäre ein unerfüllbarer Wunsch, nie aber eine volle Wahrheit und Wirklichkeit. Wenn R. im Sinne Hegels fragt: „Aber ohne diese Arbeit, ohne diese Anstrengung, sich das Dasein zu erzeugen, was wäre die Freiheit?“ so ist zu erinnern, daß es sich nicht um die Erzeugung des Daseins handelt, denn kein Mensch erzeugt sich selbst das Dasein, sondern es wird ihm verliehen und so findet er es vor mit der Aufgabe es göttlich sittlich zu gestalten und zu vollenden. In dieser durch Gottes Hilfe vermittelten Vollendung erhebt er sich erst zur vollen, erfüllten, vollendeten, ferner unverblichenen Freiheit.

Nach Hegel ist die Unvollkommenheit, Mangelhaftigkeit, Gebrechlichkeit, ja der Zwiespalt und Widerspruch unabtrennlich von dem sogenannten Geschaffenen, Endlichen. Es ist nach ihm, so zu sagen, vernünftig von der Idee, in ihrer Entäußerung zur Natur unvernünftig zu sein. „Nach Hegel ist die Natur als Idee ewig. Sie kann nicht auch nicht sein, aber sie ist nicht die absolute Form der Existenz der Idee. Dies ist nach ihm nur der Geist.“ So läßt sich Rosenkranz (S. 74) vernehmen. Gott ist also danach naturlos. Er denkt wohl ewig die Natur ideell oder magisch, sobald er aber ihr Wirklichkeit geben will, wirkt er sie aus sich hinaus (obgleich sie Moment seiner Wesenheit bleibt) und giebt ihre Gestaltungen (actu) der Begrifflosigkeit, der Zufälligkeit, dem Schicksal, dem Widerstreit und Zwiespalt anheim, woraus sie auch in Ewigkeit nicht mehr herauskommen können, nach ihrem Gattungscharakter nämlich, denn als individuelle gehen sie wie entstanden immer wieder unter. Der Idee selbst kann es aber in diesem Wirrwarr der Natur und ihren ohnmächtigen, den Begriff

*) Auch dieß ist ein großer Zug der Hegelschen Lehre, aber H. zieht nicht ganz die richtigen Folgerungen aus ihm.

**) Unter der neuen Anti-Strauß-Literatur ist ganz besonders auf Ulrici's Entgegnung im jüngsten Hefte seiner philoj. Zeitschrift hinzuweisen, die auch in besonderem Abdruck erschienen ist.

nicht festhalten könnenden Gestaltungen, so zu sagen, nicht wohl sein und werden, sie überschreitet daher die Natur und sucht im (menschlichen) Geist die absolute Form ihrer Existenz zu erreichen. Nach H. und R. erreicht sie diese auch in ihm. Den Worten nach, müssen wir sagen, denn der Sache nach wissen wir ja, daß nach R. Hegel den Geist (jeden individuellen) in Ewigkeit im Kampf und Zwiespalt fortbauern läßt, folglich die Idee im menschlichen Geist — vollends in der Menschheit als Totalität genommen — unmöglich die absolute Form ihrer Existenz erreichen kann. Wenn Hegel die Natur den unaufgelösten Widerspruch nennt, so muß nach ihm Gott selbst der Urheber dieses Widerspruchs sein und da die Natur nach ihm das zweite Moment des Absoluten ist, so setzt Gott den Widerspruch in sich selbst. R. behauptet nun (S. 55). innerhalb ihrer selbst löse die Natur alle aus ihr entspringenden Widersprüche, nämlich im Vergehen der entstehenden einzelnen Erscheinungen. Gott setzt hienach also den Widerspruch und löst ihn im Vergehenlassen des Einzelnen auf. Das ist sein Thun, welches er ewig fortsetzt, man weiß nicht recht, ob zugleich, um dem Tode der Naturwesen immer mehr, man begreift nicht wie, zur Unsterblichkeit sich erhebende oder erhobene (gleichsam privilegierte) Geister zu entlocken, deren Zahl in der unendlichen Zeit (a parte post) ins absolut Unendliche gehen müßte, eine endlos wachsende Versammlung auf den verschiedensten Stufen der Entwicklung stehender ewiger Suben, d. h. endlos vervollkommnungsfähiger, aber nie vollkommener Geister. Daß der Widerspruch mit dem Entstehen anderer Individuen immer wieder entsteht, beweist nach R. nur, daß die Idee mitten in der Vielheit und Vergänglichkeit ihrer Erscheinungen als ihre produktive Einheit sich erhalten hat und erhält. Es ist nach Hegel und R. ganz vernünftig, daß die Idee immer fortfährt den Widerspruch zu setzen und unvernünftig zu werden, damit sie im Geist den Widerspruch lösen und vernünftig werden könne. Hier wird uns nun denn auch von R. ein kostbarer Gegenstand gemacht, bezüglich dessen wir durch die Betrachtung beschwichtigt werden sollen, daß es doch nur Eine Seite, nur Ein Moment des Ganzen sei. R. erklärt nämlich (S. 55): „Wenn man die Natur von Seiten ihrer Außerlichkeit und Endlichkeit allein faßt, so ist das Princip des Pessimismus, weil die vereinzelte Existenz der Realität des Begriffs in ihr dem Zufall unterworfen bleibt, so daß Unvollkommenheit, Mißbildung, Krankheit, Schmerz, Dual und Tod in den vielgestaltigsten und gräßlichsten Formen eine Hölle nimmerfattens Elends in ihr bereiten.“ Dieß bestätigt nur unsere Behauptung, daß wer die Materialität der Natur unmittelbar als aus Gott entsprungen, somit von ihm gedacht und gewollt, vorstellt, dem Pessimismus Zugeständnisse macht und machen muß und einmal in die Einnärrung gerathen, daß Gott unvernünftig werden muß, um in den Geisten vernünftig zu werden, auf dem Sprung steht, zum Atheismus (wie Schopenhauer) fortgerissen zu werden. Hegel selbst widerstand diesem Zuge, ebenso widerstanden ihm Michelet, Erdmann, Rosenkranz, jeder in seiner Weise, aber schon Frauenstädt war von Hegel zu Schopenhauer übergegangen und auch H. v. Hartmann kam von der Hegelschen Schule her. Wenn R. (S. 55) von Solchen spricht, welche die furchtbaren Seiten der Natur ignoriren, so sieht man nicht, warum er nicht von der furchtbaren Seite Gottes spricht, da doch die Natur nach ihm aus Gott stammt und anders nicht sein kann, als sie von Gott nicht sowohl geschaffen, als gezeugt, gesetzt, bestimmt und — hinausgeworfen ist. Philosophen, welche noch Schlimmeres und Unsinnigeres als Mani lehren, indem sie das Widerspruchsvolle, Selbstzerstörerische, Unvernünftige in der Natur von Gott selbst erdacht, gewollt und hervorgebracht sein lassen, beschuldigen — wider alle tatsächliche Wahrheit — ganz sinnloser Weise Saint Martin und Baader des Manichäismus und diese unerhörte Entstellung und Verfälschung findet zum Theil noch Beifall, zum Theil tiefes Schweigen, anstatt mit Entrüstung zurückgewiesen zu werden. Denn man muß das ABC der Lehre Baaders nicht kennen, um so grauenhafter Entstellung fähig zu sein. R. streitet gegen Schopenhauer (S. 35 ff.), in Bezug auf seine angebliche Entdeckung, daß der (blinde) Wille das Prins des Verstandes sei. Er bemerkt ganz mit Recht, daß dieser Wille ganz in der Luft schwebt, da er nicht der Wille eines Subjektes sein solle. Wenn nun aber nach R. Hegel das Subjekt dem Willen nicht sowohl — wenigstens nicht zeitlich — voraus, als ihm immanent setzt, jedoch dessen Produkt — die Natur — zunächst und als solche — gerade so unvernünftig (dumm, in Schopenhauers Sprache) ist, als die Her-

vorbringung des blinden Willens bei Schopenhauer, so deckt sich Hegel sehr schlecht durch die Behauptung der Vernunftnothwendigkeit dieses Vorgangs, um durch seine Vermittelung zur Realisation der Idee des Geisterreichs zu gelangen. Eine aus blindem Willen erfolgte Dummheit könnte eigentlich keine sein; empörender noch ist die Annahme einer Dummheit der absoluten selbstbewußt wollenen Vernunft, die ihr durch ihr eigenstes innerstes Wesen auferlegt sei. Zwar soll diese Unvernunft der „entlassenen“ Natur nur ein Moment des Ganzen sein und, wie gesagt, dazu gesetzt, um den Geist aus ihr hervorzurufen. Wir wollen hier nicht untersuchen, wie dieses Hervorrufen des Geistes aus der Natur (gleich einem Zauberaft) zugeht, sondern nur darauf hinweisen, daß auch dieser Vorgang nach Hegel doch nicht zum Ziele führt, zur totalen Einwohnung der Idee im Geist, weil eingeständlich dieser (menschliche) Geist zu einer Art von ewigem Juden gemacht wird, der in Ewigkeit fort seinem Ziele nachzujagen hat, ohne es jemals zu erreichen.

H. gibt selber zu, daß die Gleichgültigkeit, um nicht zu sagen, die Verachtung, mit welcher Hegel den Fixsternhimmel behandelt, aufzugeben sei. Warum hat man auch hier, wie anderwärts, die tiefere und großartigere Auffassung Baaders ignorirt? Die Atomistik, „welche (S. 71) durch die Leugnung des Ubergangs der discreten Größe in die continuirliche und umgekehrt zu den künstlichsten Hypothesen, zu den unmöglichsten Fiktionen, zu dem naivsten Ignoriren und Verschweigen der offenkundigsten Thatfachen gezwungen wird,“ hat Baader ganz unabhängig von Hegel gleichfalls mit den schärfsten Waffen bestritten. Wir können nicht finden, daß, wie H. will, (S. 75) Hegel den Darwinischen Ansichten näher stehe, als man es erwarten sollte. Denn Hegel widerspricht der Abstammungslehrform Darwins, indem er den Begriff als das Princip ansieht, welches die Stufenfolge der Formen des Thiers von Innen heraus bestimmt. Die Behauptung Hegels, daß sich die Natur der Bestimmbarkeit von Außen her nicht erweitern könne, und sie daher in Vermischungen der Gestalt, in Zufälligkeiten der Modification verfallt, geht auf secundäre und untergeordnete Erscheinungen, welche mit dem Darwinismus nichts zu thun haben und ohne ihn bestehen können. Daß Hegel den Affen als eine Satire auf den Menschen ansieht, ist doch ganz antidarwinisch. Er wird doch den Menschen nicht aus seiner eigenen Satire haben entspringen lassen wollen? Hatte Hegel — der einseitige Idealismus hat immer dazu geneigt — die Erscheinungen des Somnambulismus und verwandter Erscheinungen ungenügend beurtheilt, so wird hier H. noch einseitiger als Hegel. Nach H. hat Hegel bei Beurtheilung des Somnambulismus mehr zugegeben, als die heutige Wissenschaft einräume. Hegel habe z. B. noch daran geglaubt, daß Somnambule verschlossene Briefe mit der Magenrube lesen können. Die Pariser Akademie habe das widerlegt. Wenn Rosenkranz die Geschichte des Somnambulismus und verwandter Erscheinungen studiren und selber Beobachtungen anstellen und Erfahrungen machen wollte, so würde er sich von der Möglichkeit und Wirklichkeit von scheinbar noch viel wunderbarerem Vorkommnissen überzeugen können. Außer Baader hatten Schelling, Krause, Carus, Schleiermacher u. v. viel mehr als Hegel zu Untersuchungen einschlägiger Art angeregt. Nachdem aber diese Untersuchungen durch den beschränkten Empirismus und Materialismus der neuesten Zeit zurückgedrängt worden sind, werden sie in nicht langer Zeit in verstärktem Maße wieder hervortreten. Gänzlich unterdrückt konnten sie seit Mitte des vorigen Jahrhunderts ohnehin niemals mehr werden. Daß dabei viel und leicht gefehlt werden kann, daß neue Irthümer bis zu abergläubischen Vorstellungen sich einmengen, daß gerade in diesen Gebieten die schärfste Prüfung statt finden sollte, wird jeder Unvorsichtige zugeben. Allein wie H. (S. 150—151) mit diesen und verwandten Erscheinungen umspringt und fertig werden zu können meint, das wird sich in nicht langer Zeit als unhaltbar erweisen. Immerhin mag man das Studium der Hegelschen Werke mit H. aufs Neue empfehlen. Hegel ist und bleibt eine Geistesgröße ersten Ranges. Seine Werke enthalten große, kühne, geniale Gedanken und gewähren eine reiche Fülle von geistreichen Anregungen. Sein Versuch einer Methodik und Systematik der Philosophie ist vielleicht das grandioseste Unternehmen dieser Art, welches die Welt je gesehen hat. Aber dennoch ist H. weit größer in der Kritik als im Aufbau und in diesem ringt er sich aus Platon, Aristoteles, Spinoza, Kant, Fichte und Schelling nur mühsam heraus, nicht ohne daß von Dem und Jenem Unüberwundenes hängen bliebe und ohne daß er zu einer

seiner äußeren Systematik angemessenen inneren Harmonie und Zusammenstimmung hindurchgedrungen wäre. Er treibt bei einer Fülle von Erfahrungskenntnissen die Abstraction auf die äußerste Höhe und geräth damit häufig ins Unbestimmte, Zweideutige, Vieldeutige und befriedigt selten, auch da, wo er durch Fülle und Reichthum von Gedanken imponirt. Das Schlimmste ist, daß er in seinem groß angelegten Versuch, den Glauben zum Wissen zu erheben, den Inhalt und Geist dieses Glaubens, man möchte manchmal glauben ohne es selbst recht zu merken, so bedeutend alterirt, daß nicht Wenige darin gerade das Gegentheil von ihm zu finden meinten.*)

Niemand wird in Hegels Dreieinigkeits-, Schöpfungs- und Geschichtslehre die christliche wiederfinden. Nimmt er die Unsterblichkeit nicht an, so ist der Widerspruch mit der christlichen Lehre klar; nimmt er sie nach Rosenkranz und einigen eigenen Aeußerungen an, so begreift er sie nichts weniger als im christlichen Sinne, sondern wandelt sie in eine deistische um.

So ernstlich das Studium der Hegelschen Werke zu empfehlen sein mag, so scheint uns doch weit dringender geboten, das Studium der Werke Baaders zu empfehlen, in welchen eine ächtere Genialität, ein unübertroffener Tiefstimm und eine grandiose innere Zusammenstimmung der diffus ergossenen Lehren anzutreffen sind.**) Auch in Baaders System liegt der Versuch vor, den Glauben zu wissenschaftlicher Erkenntniß zu erheben. Allein die Substanz des Glaubens bleibt bei ihm erhalten, erhält aber eine philosophische Begründung, Beleuchtung und Ausführung, wie sie tiefsinniger niemals geleistet worden ist. Dabei macht sie nicht den Anspruch — nach der Formseite ohnehin nicht — den Abschluß gebracht sondern nur den Grund zu einer wahrhaft tiefen Verständigung über den Glauben gelegt zu haben.

II. Recensionen.

Theologie.

Cremer, Hermann, Dr., Prof. zu Greifswald, biblisch-theologisches Wörterbuch der neutestamentlichen Gracität. Zweite sehr vermehrte und verbesserte Auflage. XIV. 607 S. Gotha, 1872. Perthes.

Wir stehen nicht an, vorgenanntes Werk zu den eigenthümlichsten und hervorragendsten Leistungen auf theologischem, insbesondere exegetischem Gebiete aus der letzten Zeit zu rech-

nen. Es entspricht dem in dieser Hinsicht lange gefühlten Bedürfniß namentlich in der schon nach wenigen Jahren nothwendig gewordenen zweiten, sehr vermehrten und verbesserten Bearbeitung. Auch die Anerkennung in der theologischen Welt hat dem verehrten Verfasser nicht gefehlt. Auf Grund dieser Leistung ist er mit Recht zum Professor der Theologie in Greifswald ernannt und von der Berliner Facultät mit der höchsten theologischen Würde, dem theologischen Doctorat geehrt worden.

Es ist von je die sprachbildende Kraft des Christenthums, wie Schleiermacher

*) So sagt z. B. E. v. Hartmann in „Gesammelte Abhandlungen zur Philosophie des Unbewußten“ S. 43: „Nachdem Hegel so das Christenthum bis auf seine Mängel vertreten und seinen ganzen Inhalt wegsymbolisirt hat, nimmt er dessen ungeachtet keinen Anstoß daran, dasselbe doch wieder als die absolute Religion . . . zu bezeichnen.“ Die angebliche Erhebung der Glaubensvorstellung in den Begriff kann jene Alteration nicht rechtfertigen.

**) Selbst Gottschall erkennt in Baader einen Original-Philosophen: Die deutsche Nationalliteratur des 19. Jahrh. Dritte Auflage, I. B. u. II, 371.

sich ausdrückt, erkannt worden, und Rothe spricht mit Recht von einer Sprache des heiligen Geistes. Bessere Commentare und die biblisch-theologischen Werke haben auf die Eigenthümlichkeit des Gehaltes der neutestamentlichen Sprache je zuweilen im Einzelnen ebenso aufmerksam gemacht, wie in neuerer Zeit Winer mit seiner Grammatik des neutestamentlichen Sprachidioms die Form behandelt hat. Einen neuen Anstoß zu umfassenderen Forschungen hat dann Gerhard von Bezold in seinem lichtvollen Schriftchen: „Profanarität und biblischer Sprachgeist“ gegeben. Die erste umfassende, alle biblischen Begriffe des N. T. behandelnde Arbeit ist nun die vorliegende. Bei den geringen Vorarbeiten hat der Verf. meist seinen eigenen Weg einschlagen müssen. Im Allgemeinen können wir ihm das rühmende Anerkennung nicht versagen, sprechen es vielmehr bereitwilligst aus, daß er den richtigen Weg eingeschlagen: nämlich jedes Mal zunächst den klassischen Sprachgebrauch, darnach den alttestamentlichen und den der Septuaginta und schließlich nach diesen Vorbereitungen für die Bildung der Begriffe, die eigenthümlich neutestamentliche Umbildung, resp. Anwendung, zur Darstellung zu bringen. Es ist daher sein Werk das wesentlichste Hilfsmittel für die Exegese, wie für die Dogmatik und Ethik (resp. biblische Theologie), und somit ein grundlegendes Werk. Es versteht sich von selbst, daß ein solches Werk erst erscheinen konnte, nachdem die Einzelforschungen und besonders die der neutestamentlichen Exegese zu einem gewissen Abschluß und Resultat gediehen sind. Diese wird unser Werk im Wesentlichen befestigen, aber ebenso auch umgekehrt dieselben fördern helfen. Nicht ohne Grund hat der Verf. auch als Motto am Schluß des Herrn Wort angeführt: *οὐ δύναται λυθῆναι ἡ γραφή*. Daraus kann der Standpunkt des Verf. erkannt werden; es ist der rein biblische, wie dies auch sein Lehrer Tholuck, dem er das Werk zum 50jährigen Jubiläum gewidmet hat, ebenso Bengel, Beck, auch v. Hofmann, deren Forschungen öfter citirt werden, bezeichnen; wichtig ist aber bei diesen Forschungen das Zeugniß, das der Verf. ablegt, daß er mehr und mehr den sicheren Tact der evangelischen Kirche bewundern gelernt, welche auf dem Wege der unmittelbaren Glaubenserkenntniß vor uns erkannt hat, was wir ihr als Wahrheit durch unsere Epigonarbeit bestätigen müssen. —

Ein neutestamentliches Wörterbuch haben wir nicht zu erwarten, das hat der Verf. nicht geben wollen; aber eine Umgestaltung und wissenschaftliche Neugestaltung der

neutestamentlichen Lexicographie wird durch ihn veranlaßt sein. Die Wörter sind daher auch mit Recht nach den einfachsten Gesetzen der Ableitung und Zusammenfügung geordnet, damit die Uebersicht des Sprachgebrauchs und des Begriffsumfanges nicht erschwert würde. Auf Etymologie, wie auf die Synonymik ist besonders Rücksicht genommen, mit gebührender Beachtung der Werke von Curtius (gr. Etymologie), Schenkl (gr. deutsches Wörterbuch bes. wegen der Etymologie herangezogen), Trench (Synonymes du Nouveau Testament, traduit de l'anglais par Cl. de Faye 1869). Der Text des neuen Testaments ist nach den besten Ausgaben Tischendorfs benutzt, öfter sogar sind bei bedeutenderen Stellen auch die abweichenden Lesarten berücksichtigt.

Wenn wir im Folgenden eine Reihe von Bemerkungen geben, so wollen wir an unserm Theile dasjenige, was uns beim Gebrauch des Buches aufgefallen dem Herrn Verf. behufs einer freundlichen Berücksichtigung für eine spätere Auflage darbringen, um so in etwas zur Verbesserung beizutragen. Wir betonen dabei nochmals, daß wir im Allgemeinen durchaus den Standpunkt des Verf. theilen und seine Grundsätze bei der Bearbeitung billigen.

1. Die Auswahl der zu behandelnden biblischen Begriffe ist in der zweiten Auflage sehr erweitert. Vielleicht dürfte hier aber der Kreis noch weiter gezogen werden. Wir glauben folgende vorschlagen zu sollen: *ἀγαλλίαω, ἀγοράω, ἀγοράματος, ἀγών, ἀδίκημα, ἀδύνατος, αἶψα* (Joh. 1, 29), *αἰδώς, αἰρεσις, ἀκροβυστία* und *περιτομή*, *έλας, αἰμν, ἀντικείμενος, ἄρτος, ἄρχων, βιβλος, βλέπω, δεῖ* (bes. im Johanneischen Sinne) *δοκιμάζω, δέσμος, δεσπότης δόλος (δόλος), ἐπερωτήματα, εὐχή, ἐχθρά (ος), ζηλώω, ζύμη (ἄζυμος), θέλημα, θρόνος, κανών, καρπός, καύχησις, κόλπος, λειτουργία, μακάριος, μισθός, ὁράω (ἀόρατος) παῖς, παιδεία, πάσχω, (πάθημα) παλαιός, παραδείσος, πλάνη, πλούσιος, πῶρος, πῦρ, πόρωσις, σάββατος, σημειῶν, σκηνή, σκότος, σοφία, σπένδω, σπέρμα, σπλάγγνια, σταυρός (ὦν), στοιχεῖον, σφραγίς, τιμὴ (ἀτιμος), τράπεζα, τρέχος* (Jac. 3, 6) *φέρω (διαφέροντα) φίλος (ία), φθείρω (ᾠφθαλμία) φρονεῖν (ἡσις) χρηστός*. Zwar werden mehrere der angeführten Begriffe bei ihren Synonymen erwähnt und begrifflich unterschieden (z. B. *φίλω* bei *ἀγαπάω, σοφία* bei *γνώσις*), aber sie bedürfen doch auch eine selbstständige Behandlung; die bloß etymologische Begriffsbestimmung reicht nicht aus.

2. Die Anordnung geschieht alphabetisch nach den Stämmen, und meist sind ziemlich vollständig alle Ableitungen oder Zusammenfügungen besprochen; vermißt haben wir:

εἰσακούεσθαι, ἀγορίζω, ἐξαποστέλλω (wichtig wegen Gal. 4, 4. 6), εἰσόδος, ἱερατεία.

3. Bei jedem Begriff wird soweit es wissenschaftlich mit ziemlicher Gewißheit geschehen kann, die Etymologie und die darnach sich bestimmende Grundbedeutung behandelt. Ohne Grund fehlt sie bei *ἄνθρωπος* S. 102; entweder von *ἄνῃρ* und *ὄν* (*ἀνέρωπος*) Mannes Gesicht habend, (so Döderlein, Grimm, Curtius) oder *ἰ ἀνω ἄθρων* der empor, aufwärts Schauende. Auch von den entsprechenden alttestamentlichen und hebräischen Begriffen werden die Bedeutungen aus der Etymologie entwickelt. Hier möchten wir einige Ableitungen in Anspruch nehmen, z. B. S. 40, möchten wir *קדש* nicht auf die Wurzel *קד*, sondern *קד* abgesondert, abgeschieden sein (von dem Endlichen, der Sünde), zurückführen, (mit *קדש*er, Delizj u. a.); S. 279 werden für *אלהים* sowohl die Wurzel *אל* stark sein als *אל* fürchten auf eine gemeinsame Wurzel *אל* zurückzuführen sein, welche das Erhabene, Starke, Eindruck und Staunen erregend, Uebervältigende ausdrückt, das deshalb zu fürchten ist; S. 294 *כהן*

Priester, am einfachsten: der Stehende nämlich vor Gott; S. 572 *בבאי* nach den Erörte-

rungen von *קדש* eine Intensivform des part. act. und seiner aus dem Arabischen abzuleitenden Grundbedeutung nach: der Verkündiger, Sprecher, nämlich göttlicher Rede. — Aber nicht bloß sprachlich, sondern auch sachlich werden die zu Grunde liegenden oder entsprechenden alttestamentlichen Begriffe entwickelt; nur hätten wir diese Ausführungen an einigen Stellen noch eingebenber gewünscht; so gleich im ersten Artikel S. 1 wäre auf die alttestamentliche, im Namen Jehova liegende Deutung und die vom Propheten auf Grund dieses Namens gemachten Aussagen Jes. 41, 4; 43, 10; 44, 6; 48, 12 als Grundlage zu verweisen gewesen. Der wichtige alttestamentliche Begriff „Bote Jehova's“ läßt sich nicht bloß, wie der Verf. thut, sprachlich aus der griechischen Uebersetzung bestimmen, dazu gehört abgesehen von der näheren Erörterung wichtiger alttestamentlicher Stellen, in denen über das Wesen desselben gesprochen wird, eine Besprechung einer Reihe neutestamentlicher Stellen wie 1 Cor. 10, 4 u. 9; Ebr. 11, 26; 12, 25 ff.; Joh. 12, 41; 2 Petr. 1, 11 u. a. Ebenso vermessen wir bei *σάρξ* die Entwicklung der alttestamentlichen Grundlage, und glauben daß S. 563 der Begriff des Menschensohnes, dessen Zurückführung auf Dan. 7, 13 ohne genügenden Grund bestritten wird, aus dem Protevangelium nicht

genügend erklärt werden kann, da in denselben mehr als die Selbstbeziehung zu seinen Brüdern, der Einzige unter seines Gleichen enthalten ist.

4. Wenn so ein Begriff in seiner griechischen Eigenthümlichkeit erkannt und auf seine alttestamentliche Grundlage zurückgeführt ist, wird seine neutestamentliche Bedeutung dargelegt, und mit Rücksicht auf den Sprachgebrauch der einzelnen Schriften des N. T. und den sämtlichen Stellen entwickelt, und nach seinen Synonymen unterschieden. Hierin lag nun die Hauptaufgabe des Verf., welche er in vorzüglicher und höchst anerkanntenswerther Weise gelöst hat. Die Begriffsschattierungen sind prägnant scharf; zuweilen mit Worten bedeutender Exegeten gegeben, namentlich hat er Bengels sententiöse Worte verwerthet. Hierbei erlauben wir uns folgende Bemerkungen: Zu *ἀγαθός*, namentlich im Unterschiede von *δικαίος*, ist Cic. de off. 3, 15 am Orte (wegen Röm. 5, 7); und zu Matth. 19, 17 und den Parallelen dürfte auf das die Richtigkeit der Fassung bestätigende *τέλειος* der späteren Erzählung verwiesen werden; in Joh. 7, 12 dagegen brach, ehrlich, kein Volksverführer und statt sub. h. unter 1. a. — S. 28 bez. *καταγγελεῖς* den, der einen Beruf, ein Geschäft daraus macht — Bei *ἄγγελος* ist die Frage nicht erörtert, ob der Ausdruck ohne Zusatz, wie einige behaupten, bloß von den guten Engeln gebraucht wird. In *ἀγαπή* liegt wohl noch das Moment des Wohlgefallens; in *ἀγιος* ist die Seite des Majestätisch Erhabenen über alles Endliche nicht genug betont, bei *ἀγάω* S. 52 bedürfen die Stellen Joh. 10, 36 und 17, 19, namentlich wegen des damit verbundenen *ὑπέρ* einer bestimmteren Fassung. Unter *ἀληθεια* ist Joh. 4, 23. 24, *προσκυνεῖν ἐν πνεύματι καὶ ἀληθείᾳ* zu erörtern; *ἀληθεια* steht hier gegenüber dem allen Menschen eignenden Zustand der Lüge und Sünde, in dem er den heiligen Gott als Vater nicht anbeten kann; er muß erst durch Christum, der die Wahrheit ist, in diesen Stand der Wahrheit versetzt werden; das unter *πνεῦμα* zu d. St. gesagte genügt auch wohl nicht. — S. 190 dürfte der Begriff *δικαίος* für Joh. 2, 1, wie überhaupt nicht für Johannes in der gegebenen Fassung ausreichen. Die Entwicklung des Begriffes *δικαίωμα* entspricht nicht der vom Verf. aus Aristot. Eth. Nic. 5, 10 herangezogenen richtigen Begriffsbestimmung als *ἐπαπόδομα τοῦ ἀδικήματος*, wonach es die zur Tilgung des Unrechts, zur Wiederherstellung der Gerechtigkeit dienende Handlung ist. Danach heißt das Wort also 1) die Wiedergutmachung, Schadenersatz, sei es durch That oder Wort (Rechtfertigung, Entschuldigung), welche letztere

Bedeutung, weil δικαιωσις Röm. 5, 18 davon unterschieden wird, wegfällt; wohingegen die Bed. Wiedergutmachung, speziell paulinisch Rechtserfüllung, Wiederzurechtbringung, Rechtsherstellung sowohl in Röm. 5, 16 als 18 paßt; in ersterer Stelle allgemein, in letzterer als besondere That Christi gedacht. In den übrigen Stellen entweder die Rechtsfestsetzung, das dieselbe enthaltende Strafgesetz (so Röm. 1, 32, 2, 26; 8, 4; Ebr. 9, 1 u. 10; Luc. 1, 6); oder das im Gesetz bestimmte Recht, die Gebühr Apok. 19, 8. — S. 234 genügen die Bemerkungen über Röm. 2, 15 nicht, sehr fraglich ist am Schluß des Artikels, daß Mtth. 6, 23 τὸ φῶς τὸ ἐν οὐλο auf das Bewußtsein zu beziehen sei; es ist die Rede vom Licht des heiligen Geistes; auch das Verhältniß von συνειδήσις zu πίστις und νοῦς (1 Tim. 1, 5 und Lit. 1, 15) bedarf der Erklärung. — Unter εὐφροσύνη (S. 245) vermessen wir die wichtigen und der Erörterung bedürftigen Stellen Joh. 14, 27 und 16, 33; bei εὐφροποιέω daß das Citat Prov. 10, 10 (nicht wie in Folge Druckfehlers v. 20) nur in LXX aber nicht im Grundtext steht und bei εὐφροποιός die Stelle Jher. de pace 16. — Der Begriff ἐλευθερία ist biblisch und sachlich etwas zu kurz behandelt, und εὐλος nicht scharf genug abgegränzt. — Bei ἔλπις bange „Erwartung“ dürfte auf sperare verwiesen werden; in Folge eines Verfehlers ist bei Thuc. 7, 61 das Citat: ἔλπις τοῦ πόρου und dann das Citat für die folgenden Worte ausgefallen, nämlich Luc. Tyr. 3; ebenso auf S. 253 nach Eurip. Or. die Verszahl 859; S. 255 fehlt eine Erklärung zu Ebr. 10, 23 ὁμολογία τῆς ἐλπίδος und zu 6, 18 der Hinweis auf das Bild vom Anker. Die Eigenthümlichkeit des Johanneischen Ev. von den Wunderthaten Christi die Bezeichnung ἔργα zu wählen ist zwar S. 257 hervorgehoben; aber der Grund dafür nicht angedeutet. — S. 263 war die Stelle Gal. 5, 6 wegen der Mißdeutung bei katholischen Exegeten hervorzuheben, ebendort bei ἐπίστα ναίω zu betonen, daß der Ausdruck von der Arbeit uns tägliche Brod gebraucht wird, wobei es nicht auf das Werk, sondern nur auf den Lohn ankommt. — Bei der Erklärung des paulinischen Ausdrucks ὁ κατέχων wird mit Recht auf die eschatologischen Reden des Herrn verwiesen; aber auch der Apostel selbst scheint uns durch die Wahl seiner Ausdrücke deutlich auf die ihm überlieferten Reden zu deuten. — In dem wichtigen Artikel τῶν fehlt bei der sachlichen Entwicklung die Beziehung auf die Sünde, ferner die Verhältnißbestimmung zu ἀνδοσία, und namentlich was die Johanneische Auffassung anlangt die zu φῶς, ins-

besondere die Erklärung von Joh. 1, 4. Das zu θεότης Röm. 1, 20 gesagte reicht kaum hin; interessant ist dabei Cic. Tusc. 1, 13. — S. 285 ist bei Hebr. 2, 14 nicht allein an die Furcht des Todes zu erinnern, sondern auch an den Gewaltthaber des Todes. — Unhaltbar ist die Erklärung von πάρεσις gleich ἀρεσις (Röm. 3, 25). Einseitig ist die Zweckbestimmung der Kapporeth (S. 306): das sühnende Opferblut aufzunehmen; sie soll vielmehr dadurch, daß sie mit dem Opferblut besprengt wird, das anklagende Gesetz bedecken, und die Gnade des gegenwärtigen auf ihr thronenden Gottes vermitteln. — S. 353 zu 1 Cor. 15, 14: das κήρυγμα ist deshalb κενόν, weil es der göttlichen Kraft entbehrt, und die πίστις deshalb μάταια (S. 420), weil sie der Zuversicht auf die Erlösung entbehrt, sofern sie die Menschen nicht aus der Sünde befreit. Ebenso S. 354 zu κενός unten: die göttliche Kraft des Kreuzes würde verleugnet, bezweifelt werden, wenn menschliche Weisheitsrede nöthig wäre. — Das schwierige Wort εὐλαβεία in Ebr. 5, 7 S. 389 bedarf wohl einer anderen Deutung, denn ἀπό wegen zu fassen ist im N. T. ohne Analogie. Wir verweisen auf Steinmeyers Erl. in seiner Leidensgeschichte S. 80 ff.: der Vater hat ihn erhört, sofern er ihn entledigt hat ἀπό τῆς εὐλαβείας, von der Schen, dem Grauen, die Sünde der Welt als seine Last auf sich zu nehmen. — Bei der Begriffsbestimmung von ὁνομα S. 458 dürfte der Deutlichkeit wegen zu den Worten: „nicht bloß Umschreibung der Person, sondern der vollständigerer Ausdruck noch hinzugefügt werden: „für das Wesen“, und „taufen auf den Namen“ wohl nicht „taufen auf das, was Einer für den zu Taufenden ist“, sondern eintauchen in das durch den Namen bezeichnete Wesen, zu seigen machen, was der Name besagt. Auf der folgenden Seite dürfte auch vor „gegenwärtig“ noch hinzugefügt werden, „offenbar, geoffenbart und gegenwärtig“. Beten im Namen Jesu (S. 460) heißt weder an Jesu Statt, noch sich gründend auf, sondern so beten wie Christus es selbst thut. Bei ὁργή S. 463 ist wohl nicht bloß an die dereinstige Offenbarung derselben zu denken; sondern an die schon gegenwärtig anhebende (Röm. 1, 19). — Was S. 473 den sehr schön entwickelten Vaterbegriff anlangt, so konnte aus Mal. 2, 10 schon der Uebergang des Begriffes zu dem allgemeineren Naturverhältniß gefolgert werden; ebenso aus Jes. 64, 7. Sodann zeigen Stellen wie Exod. 4, 22 und Jer. 3, 19 daß Jehova als Vater Israels auch ein Verhältniß zu den Heidenvölkern hat. Die allgemeine Vaterschaft ist die Grundlage für die spezi-

fische zum Volke Israel. — Zu πληρώ hätte die Stelle Mtth. 5, 17 eine weitere Ausführung verdient, namentlich mit Bezug auf das, was der Herr selbst in der Bergrede über das „Erfüllen“ sagt. — Bei πνεῦμα S. 563 ist zu ergänzen, daß auch der Pluralis sich findet: und zwar Mtth. 8, 16; Act. 5, 16; 8, 7; 16, 16; ebenso πν. τῶν δαιμονίων Luc. 4, 13; Act. 16, 14. Auch ist die Stelle 1 Tim. 4, 1. πνεύματα πλάνα zu beachten. Im folgenden πνευματικός fehlt Röm. 7, 14. Daß sich Jehova auf dem Felsen gezeigt, (S. 513) ist nicht in der betr. Stelle gesagt. Der eigenthümliche Gebrauch des τελειούν im Hebräerbrief scheint uns nicht ausreichend entfaltet. — Abgesehen davon, daß bei σάρξ die alttestamentliche Grundlage fehlt, dürfte das unter e entwickelte schon zu f. gehören, denn die menschliche Natur, wie sie in ihrer Erscheinung hervortritt, einem Jeden überkommt, ist die sündhaft beschaffene. — Nach S. 562 dient der Begr. υἱός dazu, die Abstammung und Zugehörigkeit zu bezeichnen; letzteres ist aber ein zu allgemeiner und unbestimmter Ausdruck. Wenn man Joh. 5, 26 beachtet, so bezeichnet der Sohnesbegriff nicht bloß die Abstammung, sondern auch die durch Zeugung gesetzte Wesensgleichheit. Und diese beiden Momente lassen sich überall festhalten. S. 567 der Begr. φῶς nicht scharf genug von dem der ζωή unterschieden und zu allgemein als Heil und Glück bestimmt, es wird keine bessere Grundbedeutung geben als: Medium des Sehens. Wenn S. 569 gesagt wird, bei Johannes sei das Licht Vermittlung der Lebensentfaltung, so widerspricht die allerdings selten richtig gefaßte Stelle Joh. 1, 4, „das Leben ist das Licht der Menschen,“ die doch grade das Gegentheil ausagt. — Unter χάρισμα vermissen wir den Hinweis auf die wunderbaren Geistesgaben der ersten Gemeinden.

Der Verf. hat bei den Begriffsbestimmungen sehr großen Werth gelegt auf die Synonyma und Sorgfalt angewendet, dieselben scharf gegen einander abzugränzen; ein besonderes Verzeichniß im Anhang nennt die so bestimmten Begriffe. Aber wie schon zuvor bemerkt, wir glauben daß dies nicht genügt. Es müssen diese gleichfalls in ihrem biblischen Gebrauch entwickelt werden. So wird z. B. unter ἀγαπᾶν auch die Begriffsbestimmung von φιλεῖν gegeben; aber die mannichfaltigen Wendungen und Stellen, in denen φιλεῖν und seine Derivata wie Zusammensetzungen sich finden, fehlen. Oder σοφία wird kurz bei γνώσις bestimmt, aber jener bedeutende biblische Begriff wird in seiner Eigenthümlichkeit nicht entwickelt. Nach dieser Seite bedarf das Werk noch einer umfangreicheren Ergänzung;

vielleicht daß sich etwas kürzen ließe bei den Begriffen, welche als Substantivum, Adjektivum und Verbum für sich behandelt werden z. B. δίκαιος, δικαιοῦν, δικαιοσύνη oder πιάτις und πιστεύειν; hier und in ähnlichen Fällen könnten durch Verweisungen gewisse Wiederholungen vermieden werden. Nicht minder wünschen wir eine Erweiterung in der Erklärung bedeutender, schwererer Schriftstellen. Was die dargebotene Exegese anlangt, so würden wir S. 115 in Mtth. 5, 21 ἀρχαίους den Dativ im Sinne des Ablativ vorziehen, um des Gegensatzes ἐγὼ δεῖξω. S. 118 zu ἀπαύγασμα würden wir die St. Sap. 7, 26 noch vielmehr um ihrer sprachlichen wie sachlichen Parallelen willen betonen. Im Pfingstwunder können wir nicht bloß ein Hörwunder erkennen; zu Act. 17, 22 (S. 163) entscheidet der Vf. nicht klar ob δεισιδαιμονία mit übler Nebenbedeutung festzuhalten ist, wir glauben nicht; „götterfürchtig“ erscheint uns die richtige absichtlich allgemein gehaltene Uebersetzung. S. 196 scheint uns 1 Tim. 3, 16 nicht richtig eingereiht, resp. richtig gefaßt. S. 268 ist, das Citat aus v. Hofmann Schriftbew. unvollständig und sehr mißverständlich. Besser wäre die Verweisung auf seinen Commentar zu der Stelle, und seine Erläuterung aus Matth. 8, 3.

Die Belegstellen werden fast immer vollständig gegeben; vermißt haben wir diese Vollständigkeit, die durchaus nothwendig ist, bei ἐξομολογία, wo die wichtige Stelle Luc. 12, 5 fehlt; S. 15 Luc. 11, 42; S. 233 ist zu Cap. 17, 2–10 auf die dafelbst gegebene wichtige Schilderung des Gewissens aufmerksam zu machen, und nach Hiob 27, 6 die bedeutsame Wendung σὺ νοῦδα ἐμαυτῶν zu erwähnen. S. 270 fehlen unter 2) die St. Matth. 21, 38; 1 Cor. 7, 30. — S. 418 zu μαρτυρῶ Luc. 11, 48; S. 534 zu ἐπιστρέφω noch Matth. 10, 13. — Sehr instructiv ist die bei den Hauptbegriffen gemachte Sonderung der Stellen resp. Bepresung nach den verschiedenen Schriftstellern des N. T.; vielleicht wäre dies auch noch an anderen Stellen angemessen. Auch auf die verschiedenen Texteslesarten hat der Verf. geachtet. Nöthig wäre wenigstens eine darauf bezügliche Bemerkung gewesen S. 522 zu Röm. 4, 1, wenn nicht die betr. Lesart als veraltet unbeachtet zu lassen gewesen wäre. S. 50 hat Tischendorf in ed. 8 wieder ἀγνόητη. Die zu einzelnen Artikeln angeführte Literatur bedarf sehr der Vervollständigung. Da wir das Werk besonders in den Händen der Studierenden sehen möchten, so ist ein Nachweis der bezüglichen Schriften und Abhandlungen sehr nothwendig.

Was schließlich den Druck anlangt, so ist derselbe, wie es sich nicht anders von der trefflichen Verlagshandlung erwarten läßt, vorzüglich; aber was der Verf. selbst wohl schon mit Bedauern gesehen haben wird, durchaus nicht correct genug. So sehr wir die Schwierigkeit der Correctur anerkennen, namentlich bei den hebräischen Buchstaben und Vocalzeichen, den Accenten, Zahlangaben und den Citaten, so ist doch hierbei eine noch größere Sorgfalt anzuwenden. Von den zahllosen, die uns begegnet sind, wollen wir mit Uebergang der vielen in hebräischen Wörtern und in den Accenten sich findenden unbedeutenden Druckfehler, nur folgende bedenklichere, welche uns begegnet sind, anführen: S. 3 nicht Matth. 19, 13—15; Luc. 18, 15—17 sondern Matth. 19, 16 ff. Luc. 18, 18 ff.. S. 5. Luc. 8. (nicht 18) 15; S. 129 nicht 1 Petr. 3, 12, sondern 3, 21; S. 198 statt an dem Sinne zu lesen: an dem Sünder; S. 201 nicht Luc. 16, 8 sondern 16, 9; S. 246 nicht 1 Thess. 5, 3, sondern 5, 13, S. 298 nicht Erschlaffung, sondern Erlassung, S. 465 nicht 1 Cor. 1, 7, sondern 2, 7. S. 547 nicht Matth. 19, 11, sondern 19, 21, und ebenfalls nicht Hebr. 7, 10, sondern 7, 28.

Wir schließen unsere Besprechung mit dem zwiefachen Wunsche, ein Mal daß der Verf. aus der eingehenden Durchsicht, die wir seinem höchst schätzbaren Werke gewidmet, unser volles Interesse an demselben erkennen wolle, das nur durch die Bedeutsamkeit desselben in der theologischen Wissenschaft und die Wichtigkeit für das theologische Studium bestimmt ist, und sodann daß das Werk sich je länger je mehr in den Händen aller Theologen, der studierenden Jugend zur Einführung in das exegetische und biblisch theologische Studium, wie den wissenschaftlich sich fortbildenden Geistlichen zur Vertiefung in die Schrift befinden möge.

Magdeburg.

L. Schulze.

Seisenberger, Mich. Dr., Lycealprofessor in Freising. **Die Klagelieder des Propheten Jeremias nach der Vulgata mit Berücksichtigung des hebräischen Textes.** kl. 8. 151 S. Regensburg, 1872. Manz. 20 sgr.

Diese Auslegung der Klagelieder Jeremiae ist von einem katholischen Professor für katholische Seelsorger geschrieben, und zwar in dieser Zeit, weil die katholische Kirche jetzt in traurigen Verhältnissen lebe und der Papst auch ringsum von schadenfrohen Feinden umgeben und verlassen sei. Die Uebersetzung ist dem Titel entsprechend nach der Vulgata ge-

geben, deren Text auch beigelegt ist, das Hebräische wird nur in Anmerkungen und auch da sehr kurz behandelt. Doch sieht man, daß der Verf. sich mit den neuern exegetischen Bearbeitungen des Buches beschäftigt hat, wenn er sie auch nicht nennt, und daß er sie nicht ohne Gewinn für das eigene Verständniß benützt. Natürlich hatte er zunächst nur den Text der Vulgata zu erklären, wobei wir nur ein häufigeres Zurückgehen auf die Septuaginta und in den Fällen, wo sich die Uebersetzung des Hieronymus aus dem masorethischen Texte nicht begreifen läßt, die Angabe jedesmal gewünscht hätten, welche Lesart wohl der alte Kirchenvater benutzte. Der Verf. hat allerdings zunächst für praktische Zwecke geschrieben und deßhalb auch für die tropologische Anwendung des Textes manche passende und gute Winke gegeben, welche der Geistliche in der Auslegung nur zum Segen seiner Gemeinde anwenden wird. Indessen hätte es den Werth seines Werthens noch gehoben, wenn er sich hie und da, ob auch nur in Anmerkungen etwas ausführlicher und bestimmter über das Werthverhältniß der masorethischen Lesart zu der Vulgata ausgesprochen hätte, und wenn er überhaupt dem Hebräischen etwas mehr Berücksichtigung zugewendet haben würde. Die Erklärung ist übrigens im Ganzen eine recht lobenswerthe, in gutem Style und populär geschrieben, sucht auch dem genaueren Sinne des Verf. möglichst nachzugehen und verweist damit nicht die Anwendung auf den christlichen Leser. Hat der Bearbeiter auch für die Erforschung des Buches keinen wesentlichen Beitrag geleistet, so hat er doch dasselbe Kreisen erschlossen, welche sonst weniger Neigung für biblische Schriften haben.

E.

Schöberlein, Ludw., phil. u. theol. Dr., **Die Geheimnisse des Glaubens.** gr. 8. 422 S. Heidelberg, 1872. 2 thlr. 24 sgr.

Ein schönes theologisches Werk, das wir jedenfalls zu den bedeutendsten Publicationen des vorigen Jahres auf dem Gebiete der Theologie rechnen dürfen, nicht bloß weil es einen Gegenstand behandelt, der die umfassendste Theilnahme beansprucht, es betrifft ja die tiefsten Gründe unsers Glaubens —, sondern auch weil es in einer so ansprechenden und auch die weitesten Kreise berücksichtigenden Weise geschrieben ist. Es sind allerdings die hier gebotenen Abhandlungen und Vorträge einzeln schon in früherer Zeit erschienen und haben vielseitigen Beifall gefunden, allein gerade in diesem Zusammenschluß, da sie nun den

vollen Kreis der christlichen Geheimnisse umspannen, sind sie besonders beachtenswerth. Es tritt hier das theologische System des Verf., die Konsequenz, mit welcher er seine Prinzipien durch das ganze Gebiet der Theologie verfolgt, die Klarheit, mit der er alle seine Begriffe erläutert, die innere Einheit, die sich durch seine ganze Anschauung hindurchzieht, die Weihe und seltsame Verklärung, die seine Darstellung der tiefsten Mysterien des Christenthums durchdringt, wohlthuend zu Tage. Der Verf. hält sich in seinem Denken, in der Durchforschung seines Inhaltes, in der Systematik seiner Entwicklung durchaus an die Forderungen der Wissenschaft, und doch ist seine Sprache so frei von den Fesseln einer bestimmten Schule, gleichsam so gereinigt von dem Schulschaube, der manches theologische Werk ungenießbar macht, daß man dieses Werk, das dem Nachdenken so reichen Stoff bietet, zugleich als Erbauungsbuch im eigentlichen Sinne dieses Wortes lesen könnte. Jedemfalls können auch gebildete Laien, welche ein lebendiges Verlangen haben, sich tiefer in den Glaubensgehalt des Christenthums zu versenken, hier eine treffliche Anleitung finden, in die tieferen Schichten christlicher Erkenntniß hinabzusteigen. Es wird heutzutage so Vieles geschrieben, was den Mangel der Hohlheit und Halbheit an sich trägt und doch mit Begierde verschlungen wird, was aber nothwendig die Geister mit dem Dünkel, der allem Halbwissen eigen ist, und die Herzen mit schäler Leerheit erfüllt. Andererseits ist so manches tüchtige Werk um seiner abstrakten Fassung und absonderlichen Sprache willen ungenießbar. Hier begegnet uns ein Werk, das nach Form und Inhalt gleich edel ist. Der Verf. schließt sich in seiner Grundauffassung an die edlere Mystik an, indem er dieselbe mit der Kirchenlehre zu versöhnen und in höherer Weise zu einem sucht. Er beklagt es aufs tiefste, daß dieselbe seit der Reformation in ihrer inneren Fortentwicklung neben der Kirchenlehre hergegangen ist, und daß diese sich ihrerseits ablehnend gegen jene verhielt. Sie sollten aber, das ist sein inniger Wunsch, vielmehr für und mit einander ihre Wege gehen und sich mit ihren Anschauungen durchdringen. Diesen Wunsch thatsächlich zu erfüllen, hat nun der Verf. selbst sich angeeignet und ihn in einer Weise durchgeführt, daß sowohl die Kirchenlehre, als die Mystik mit den Erfolgen dieses Versuches sich im Allgemeinen wohl zufrieden geben können, wenn auch immerhin Einzelnes beanstandet werden mag und namentlich die Kirchenlehre vor Allem dabei stehen bleiben muß, daß ihr Inhalt sich durchaus auf das Schriftwort gründen muß und nur Aussage dessen sein will,

was sie selbst aus der Schrift schöpft (so daß dieß ihr Bekenntniß stehen bleiben müßte), wenn auch die wissenschaftliche Fassung und Begründung dieses Inhaltes sich als hinfällig erweisen sollte), während die Theosophie nicht zunächst von der Schrift, sondern von dem innern Erlebnis des Christenglaubens ausgeht, daher auch viel stärker den subjektiven Charakter an sich trägt, als die Kirchenlehre. Dieß tritt denn auch in diesem Werke deutlich an den Tag. Wir finden allerdings das Wort der hl. Schrift fleißig angezogen, aber es bildet doch nicht die Grundlage der Ausführung, noch den eigentlichen Hebel der Gedankenentwicklung, sondern aus dem Einen, lebensvollen Prinzip, das der Verf. festhält, spinnt sich der ganze Prozeß des Gedankenfortschritts fort und dokumentirt nur hie und da durch einzelne Schriftcitatre, daß er auf dem rechten Wege, auf dem Wege, den auch die Schrift wandelt, sich befinde. So wird es sich denn hie und da auch treffen, daß der Verf. über die sichere Bahn, auf der uns die Schrift festhält, hinauszugehen und in ein Gebiet zu führen scheint, wo wir nicht mehr ganz festen Boden unter unsern Füßen haben oder daß er das Schriftwort noch für sich zu haben glaubt, wo wir dieß nicht mehr zugeben können. Doch, fügen wir dem sogleich hinzu, es beschränkt sich das nur auf wenige Stellen; und das ist gerade der Vorzug dieser theosophischen Darstellung der christl. Geheimnisse, daß sie in allem Wesentlichen mit dem kirchlichen Verständnisse übereinkommt und dasselbe nur theilweise zu vertiefen, theilweise zu modifiziren sucht. Wir vergleichen z. B. was Bf. über die Versöhnung sagt. Er ist weit entfernt davon, die stellvertretende Genugthuung Christi und die Nothwendigkeit einer Sühne, die der göttlichen Gerechtigkeit zu Theil werden mußte, zu bestreiten. Er hebt dieß vielmehr mit aller Energie hervor und begründet diese Nothwendigkeit; aber er sucht anstatt jenes ängstlichen Verfahrens, die Gerechtigkeit Gottes in Gegensatz zu seiner Liebe zu stellen, beide als innerlich eins, derselben Quelle entstammend und keineswegs in Widerspruch mit einander tretend aufzuzeigen. Es darf in Gottes Wesen kein Widerspruch gelegt werden; Gegensätze finden sich wohl in jedem wahren Leben, aber sie sind immer durch eine höhere Einheit aufgehoben. Gott ist die absolute Ue., aber eben darum müssen in ihr alle Momente der Liebe auch in absoluter Weise bestehen; dazu gehört die absolute Bewahrung der Selbstheit Gottes und die absolute Selbsthingabe. Aus letzterer folgt ihm, daß Gott auch abgesehen von der Sünde sich mit seinem Wesen in das der Kreatur einsetzt, um in ihr, aus ihrem Bewußtsein heraus ein Leben mit ihr

zu führen, und ebenso, daß Gott die Menschheit seiner Natur theilhaftig macht.

Die Menschwerdung Gottes und durch sie die Vergottung (nicht Gottwerdung) der Menschheit ist ihm die mit unbedingter Nothwendigkeit sich ergebende Offenbarung Gottes als absoluter Liebe. Die Kirche hingegen erkennt diese Nothwendigkeit nicht an, sondern sieht darin den freien Entschluß Gottes, der nur durch die Sünde der Menschheit hervorgerufen wurde. Aus der Selbstbewahrung der Liebe folgt die Heiligkeit, sie ist die wesentliche innere Schranke derselben, ihre Theilnahme findet ihre Grenze an jedem Widerspruch, der sich gegen das Wesen der reinen Liebe erhebt. In der absoluten Herrscherstellung Gottes liegt es begründet, daß sich keine Abweichung von ihrer Norm geltend machen kann, wogegen sich nicht ihr Widerspruch mit ganzer Energie erhebe. Die Gerechtigkeit ist selbst nur eine Form der Bethätigung der Liebe, und gerecht ist diese darin, daß sie sich in ihrer Selbstmittheilung jederzeit in dem Maße beschränkt, als der Andere sich für sie empfänglich gemacht hat. Doch scheint mir das zu wenig, die positive Seite der Gerechtigkeit zu betonen; ebenso entspricht die Definition: Würdigkeit ist die Empfänglichkeit für die Liebe als Wirkung freier Selbstbestimmung, ihre Frucht wird zum Verdienst, nicht ganz dem kirchlichen Begriffe, nach dem überhaupt kein Verdienst der Kreatur vor Gott besteht. Wenn nun aber Recht und Gerechtigkeit auch in der Liebe besteht, so lehrt der Verf. doch die verschiedenen Entfaltungsstufen des Rechts unterscheiden und zeigt dann, wie verkehrt es ist, die Form unsers staatlichen Rechts unmittelbar auf das Rechtsleben im Reiche Gottes und speziell auf die Versöhnungslehre zu übertragen. Zwar alle Rechtsbeziehungen, die wir im Staatsleben ausgeprägt finden, lehren nur in höherer Weise im Reiche Gottes wieder; und deshalb betont Verf. gegenüber jenen falschen Theorien, welche die Versöhnung in der Heiligung aufgehen lassen wollen, gerade das berechtigte Element in der kirchlichen Auffassung, das mit aller Bestimmtheit ein Rechtsverhältniß zwischen Gott und den Menschen betont. Weit entfernt, sagt er schön, daß wir im Reiche Gottes nicht mehr von Recht, sondern nur von Sittlichkeit reden dürften, ist vielmehr zu sagen: hier erst kommt das wahre Recht zu seiner Verwirklichung und Offenbarung.

Der Verf. beschreibt nun in anziehender Weise die innere Liebesbewegung Gottes zu den Menschen hin, wobei wir jedoch wahrnehmen, daß auch hier mehr der theosophische als der biblische Sprachgebrauch ihn leitet, wenn er

z. B. von einem Wohlgefallen Gottes auch am sündigen Menschen, nämlich an seiner Empfänglichkeit für die Liebesoffenbarung Gottes redet. Wir finden den Gedanken an sich richtig, nur hat der Verf. nicht den biblischen Ausdruck gewählt, der vom Wohlgefallen Gottes in diesem Zusammenhang nicht redet. Eigenthümlich ist auch die Auffassung der Gottmenschheit Jesu, wie sie der Verf. besonders in dem Abschnitt: Die Einheit von Gott und Mensch in Jesu Christo darlegt und wie sie auch in andern Abhandlungen hervortritt. Er lehrt eine Art Dualismus zwischen dem ewigen und zeitlichen Leben des Sohnes Gottes. Auch da er hienieden in der Erniedrigung lebte, hat er nicht aufgehört, an der gesammten Gottesherrlichkeit Theil zu haben. Nur trat sein ewiges Gottesbewußtsein und Gotteswirken nicht in sein irdisch-zeitliches Bewußtsein erfahrungsmäßig ein, sondern blieb für ihn hienieden ein Transcendentals, so daß die Wahrheit seiner menschlichen Entwicklung dadurch nicht beeinträchtigt wurde. Auf diese Weise ist allerdings die vollständige reine Menschheit gerettet, und ebenso kann man im göttlichen Wesen keine Aenderung durch die Menschwerdung des Sohnes finden, allein die Vereinigung beider Naturen in dem Gottmenschen ist keine wirklich oder wenigstens vollständig im Bewußtsein vollzogene, die beiden Naturen stehen unvermittelt neben einander. Es stellt sich ein Dualismus heraus, der noch fast ärger ist, als der Nestorianische, weil hier doch wenigstens beide Naturen um einander wissen, während hier sein Gottesbewußtsein nicht in sein zeitliches Bewußtsein eintritt. Zu dieser Fassung der Menschwerdung können wir also nicht stimmen, weil hier doch keine wahre Entäufierung des Gottessohnes Statt findet, und so gerade der höchste Erweis der Liebe Gottes in den Schatten tritt. Allerdings redet auch Schöberlein von der Immanenz der Gottheit in seiner Menschheit, aber eben damit ist keine Entäufierung des Sohnes Gottes gegeben; es ist nur etwas Neues zu seiner bisherigen Existenzweise getreten, aber diese selbst ist dadurch nicht geändert, sondern im Grunde dieselbe geblieben. Der Theosoph kann sich solche Renou in Gott nicht denken, allein die Schrift lehrt sie uns, ob sie auch unfassbar ist. In diesem Punkte scheint uns der Verf. am meisten von der Darstellung der Schrift und der Kirchenlehre abzuweichen, während er sonst durchaus auf den Bahnen unserer lutherischen Auffassung einhergeht. So vertritt er denn nun auch in der Lehre von der Versöhnung durch und durch die lutherische Grundanschauung. Zur Sühnung der Sünde gehört ihm wesentlich die Stellvertretung Christi. Er

erläutert im Zusammenhange damit in vor-
 trefflicher Weise die centrale Stellung, die
 Christus als das Haupt der Menschheit ein-
 nimmt. Es folgt aus dieser strengen Glieder-
 ung eines innig verbundenen Organismus, daß
 ein Glied für das andre einsteht, das Haupt
 speziell für alle wirkt und sie alle belebt. Doch
 geht der Verf. zu weit, wenn er glaubt, daß
 auch die Propheten des alten Bundes eine
 solche organische Stellung zu ihrem Volke ge-
 habt hätten, daß sie die Schuld desselben durch
 ihr Leiden und ihren Tod sühnten. Der Be-
 weisstelle Jer. 11, 19, die er beibringt, kön-
 nen wir solche Beweiskraft nicht zugestehen.
 Das Schaf, das zur Schlachtbank geführt
 wird, steht dort nicht als ein stellvertretendes
 Opfer, sondern als Bild der Nachlosigkeit,
 die sich in das Schlimmste widerstandslos er-
 geben muß. Auch Israel können wir solch
 stellvertretendes Leiden nicht zuerkennen, selbst
 in der angeführten Stelle, Ps. 44, 23 nicht,
 denn dort redet Israel zwar davon, daß sein
 Herz nicht abgewichen ist, daß es also kein
 Strafleiden in seinem Unglücke sehen kann,
 aber es ist dort auch die Erklärung dieses
 Leidens gegeben: Wir werden um deinetwillen
 täglich erwürgt, — nicht sagen sie: um der
 Völker willen. Eine andre Stellung hat Chri-
 stus in der Menschheit, er ist ihr aber zu dem
 Zwecke eingegliedert, um an ihrer Statt die
 Schuld der Sünde zu tragen. Es giebt hie-
 für in der Menschheitsgeschichte höchstens ana-
 loge Fälle, aber in diesem Grade steht Christi
 Stellvertretung einzig da; was der erste Adam
 naturhaft für die von ihm abstammenden Ge-
 schlechter war, das ist Christus für die geist-
 liche Nachkommenschaft geworden. Diese Stell-
 vertretung erläutert nun der Verf. in trefflicher
 Weise nach allen Seiten hin und betont be-
 sonders, daß die aktive Genugthuung Christi
 nicht zureichte, daß damit die schuldbeladene
 Menschheit noch nicht auf rechtllichem Wege
 aus der Verhaftung unter das Strafrecht des
 göttlichen Richters entnommen ist, dazu gehört
 noch die passive Genugthuung. Doch können
 wir auch hier der dogmatischen Fassung, die
 er seiner Darstellung giebt, nicht völlig zustim-
 men, wenn er z. B. sagt: Damit, daß das
 Gesetz sein Strafrecht gegen den Gerechten
 übte, hat es sein Recht, welches ihm über den
 Fleischgeborenen eingeräumt war, verwirkt, ja
 Jesus hat ein Recht gegenüber dem Gesetze
 erlangt. Diese Darstellung erregt den Schein,
 als ob das Gesetz hiemit etwas unternommen
 hätte, was es nicht hätte unternehmen sollen,
 während der Herr doch nur darum dem Ge-
 setze entrückt ist, weil er nicht mehr im Stande
 der Erniedrigung, in der Gestalt des sündigen
 Fleisches lebt, sondern eingegangen ist in das

Leben des Geistes. Die Seinen aber sind
 von dem Gesetze frei, nicht weil das Gesetz
 sein Recht an sie verwirkt hat, sondern weil
 sie durch das Leben in Christo in einen Zu-
 stand versetzt sind, in welchem der vorbereitende
 und schattenhafte Charakter des Gesetzes er-
 hoben ist zu der Stufe der Gesetzeserfüllung.
 Das Gesetz wird durch Christum nicht aufge-
 löst, sondern erfüllt. Das Verdienst Christi,
 sagt der Verf. schön, ist nicht eine zusammen-
 brachte Summe von Werken und Leiden, son-
 dern seine Person selbst ist das Aequivalent.
 Im Haupte ist die Sünde des Leibes gesühnt,
 darin besteht die Sühnung der Sünde der
 Menschheit durch Christum. Diese juristische
 Anschauung, setzt er hinzu, liegt im tiefsten
 Bewußtsein der Kirche. Das Leiden Christi
 ist ihr eine Offenbarung der Gerechtigkeit Got-
 tes über die Sündewelt, obwohl nicht jener
 Gerechtigkeit, die aus dem bloßen Zorn ent-
 springt, sondern der Gerechtigkeit der Gnade,
 welche selbst aus ewigem Erbarmen den Zorn
 trägt und tilgt. Gott selbst, nicht die Mensch-
 heit hat nach dem Gesetze seiner Liebe, sein
 ewiges Erbarmen in der Fülle der Zeit ge-
 schichtlich auswirkend und hiemit eine ewige
 Erlösung stiftend, in dem Opfer seines Soh-
 nes eine Sühne für die Welt vollzogen, welche
 das Unrecht ihrer Sünde nach seiner ganzen
 Tiefe und verderblichen Macht aufhebt. Die
 Summa seiner Darstellung der Versöhnungs-
 lehre faßt Ps. in die trefflichen Worte zusam-
 men: So erweist sich uns die Versöhnung als
 die höchste Offenbarung des im Reiche Gottes
 walenden Liebesrechtes, welches wesentlich über
 allem irdischen Rechte steht u. als geistliches Recht
 die Wahrheit und Vollenbung desselben bildet.
 Als juridisches Leben, das im Gewissen erfah-
 ren wird, unterscheidet sie sich von dem ethi-
 schen Leben der Erlösung und Heiligung, ohne
 doch außer demselben oder ihm als etwas
 davon Losgetrenntes gegenüber zu stehen. Viel-
 mehr entspringen beide aus einer gemeinsamen
 Quelle, aus der höchsten vollkommenen Ver-
 wirklichung der göttlichen Liebe gegen die sün-
 dige Menschheit.

Wir haben hier dem Leser eine Probe
 der Behandlung des Stoffes, wie wir sie bei
 dem Verf. finden, zunächst aus einem einzelnen
 locus, dem der Versöhnung, gegeben. Er wird
 aber dieselbe Grundanschauung, dieselbe Treff-
 lichkeit der Darstellung, dieselbe eingehende
 Behandlungsweise aller zugehörigen Begriffe,
 dieselbe Klarheit und Bestimmtheit der Ge-
 dankenentwicklung, dieselbe anbetungsvolle Ver-
 senkung in die Tiefen der göttlichen Geheim-
 nisse, in sämtlichen 10 Abhandlungen finden, die
 der Verf. in sein Buch aufgenommen und
 durch ein einheitliches Band umschlungen hat

Wir haben hier nicht einen Theologen vor uns, der mit kaltem Verstande seinen Stoff secirt und uns scharfsinnigen Bericht über den Reichenbefund liefert, nicht einen Mann, welchem diese Gegenstände bloß ein historisches oder überhaupt gelehrtes Interesse bieten. Sondern dies ganze Werk legt Zeugniß davon ab, daß ihm diese Geheimnisse die tiefen Quellen seines ganzen geistigen Lebens sind, die dasselbe beleben, erwärmen, beseligen, weshalb auch wieder eine belebende, heiligende und begeisternde Kraft von ihm ausgeht. Eben deshalb sagen wir: das vorliegende Buch ist ein Erbauungsbuch in höherem Style, und wer es mit Ernst und Fleiß liest, dem wird es Stunden heiliger Andacht und seliger Weihe bereiten. E.

Regesta Pontificum Romanorum
inde ab a. post Christum natum
1198 ad a. 1304. Edidit Augustus
Potthast. Fasc. 1. Berlin, 1873.
v. Decker. 2 thlr. *)

Wenn irgend Jemand zur Fortsetzung des hochverdienstlichen Jasserschen Regestenwerkes geeignet erscheinen könnte, so war es der Herausgeber, der seinen Beruf zur Durchforschung und Ausbeutung der Quellen des kirchlichen Mittelalters längst in seinem unübertrefflichen und für jeden Forscher auf diesem Gebiete unentbehrlichen „Wegweiser durch die Geschichtsquellen des Mittelalters 2c.“ dokumentirt hatte. Das in seinem ersten Hefte jetzt vorliegende Werk, womit die mit dem J. 1198 abschließenden Regesten jenes Vorgängers ihre Fortsetzung zunächst bis zum Schlusse des Pontificats Bonifacius VIII. erhalten sollen, gibt sich auf den ersten Blick als die Frucht jenes eifernen Fleißes zu erkennen, der zu Arbeiten dieser Art unerlässlich genannt werden muß. Es sind zunächst die Briefe des gewaltigsten und glorreichsten aller Päpste des Mittelalters, Innocenz III., vom Beginn seines Pontificats an, die man in der vorl. 1. Lieferung nach vorgängiger sorgfältigster kritisch-chronologischer Untersuchung in sauber gearbeiteten, den Stempel der gewissenhaftesten Objectivität an sich tragenden und streng nach der Zeitfolge geordneten Excerpten mitgetheilt findet. Nach gleichen Grundfagen werden die folg. 9–10 Lieferungen — jede in der Stärke von ungefähr 20 Bogen Quart, so daß also das ganze Werk etwa 200 Bogen stark werden dürfte — die Regesten der folg. Pontifikate bis zum Anfang des

14. Jahrhds. zusammengestellt, im Ganzen nahezu 30000 päpstliche Schreiben, deren Excerptirung unzweifelhaft den nemlichen Charakter gewissenhafter Sorgfalt und historischer Treue kundgeben wird, wie ihn das vorl. Hefte trägt. Die ganze Arbeit verdient in der That die seitens der kgl. Akademie der Wissenschaften zu Berlin ihr widerfahrere Krönung mit dem doppelten Preise, sowie die auszeichnenden Worte, womit Dr. Perz, in einem Berichte an das Reichskanzleramt, sie empfohlen hat als „eine unschätzbare Beihülfe für die Geschichte und die Kenntniß und Bearbeitung des Rechts in Staat und Kirche in jenen Jahrhunderten und den Reichen des christlichen Europa.“ — Der Trefflichkeit des Inhalts entspricht die solide Schönheit der typographischen Ausstattung, welche die durch ihre Leistungen auf diesem Gebiete längst rühmlich bekannte v. Decker'sche Königl. Oberhofbuchdruckerei ihr hat angebreiten lassen.

Wollschlaeger, C. S., Die Zeitreihe der Päpste bis auf die Gegenwart. Eine kurzgefaßte chronologische Uebersicht der Geschichte der Päpste als historisches Hülfsbuch zum Nachschlagen. gr. Oct. 44 S. Eisenach, J. Bachmeister. 10 fgr.

Ein „historisches Hülfsbuch“ zur Kenntniß der Papstgeschichte von der Art, wie es der Verf. zu geben unternommen hat, nemlich im knappsten Umfang und in chronologischer Tabellenform, kann nothwendig nur Latentkreisen zu dienen beabsichtigen; und für ihren Gebrauch mag das vorl. Schriftchen als in mehrfacher Hinsicht nützlich zu bezeichnen sein, zumal in der Gegenwart, wo der Kampf für und wider die Interessen des Ultramontanismus nicht selten auch die Namen weniger bekannter (weder in den gewöhnlichen Bearbeitungen der Weltgeschichte, noch in den verbreiteteren Compendien der Kirchengeschichte genannter oder doch eingehender behandelter) Päpste in der kirchlich-politischen Discussion öffentlicher Blätter oder Versammlungen auftauchen macht. Zum Gebrauche für wissenschaftliche Arbeiten oder auch nur für das kirchen-historische Studium angehender Theologen läßt sich das Büchlein deshalb nicht empfehlen weil der Verf. es unterlassen hat, die neuere historisch-kritische Forschung betreffs der Zeit und Pontificatsdauer der einzelnen Päpste, insbesondere derjenigen der ersten Jahrhunderte genauer zu Rathe zu ziehen; wie denn z. B. die ersten Seiten keinerlei Bekanntheit mit den einschlägigen Arbeiten von Lipsius („Die Papstverzeichnisse des Eusebios“, und:

*) Inzwischen sind auch fasc. 2 und 3 erschienen. D. R.

„Chronologie der römischen Bischöfe 2c.“) ver-
rathen, vielmehr ganz die altherkömmlichen, von
dem gen. Forscher mehrfach umgestoßenen oder
doch unsicher gemachten Angaben betreffs der
Regierungszeit der ältesten Päpste darbieten.
— Die auf die neueren Päpste seit der Re-
formation bezüglichen Notizen (S. 31 ff.) sind
einigermassen ungleich gearbeitet, theils reich-
haltig genug, um vom Inhalt und der Be-
deutung ihrer Regierungsthätigkeit eine deut-
liche Vorstellung zu geben, theils allzu mager
und dürftig. Daß dem Pontifikat des jetzigen
Papstes eine verhältnißmäßig recht genaue Be-
trachtung auf vollen 6 Seiten gewidmet ist,
die fast keines seiner Regierungsjahre (wenig-
stens seit 1854) ohne Angabe des darin Ge-
schehenen läßt, darf natürlich nur gutgeheißen
werden. X.

**Stähelin, Rudolf, Lic. theol. Erasmus
Stellung zur Reformation, hauptsäch-
lich von seinen Beziehungen zu Basel
aus beleuchtet. — Academische Probe-
vorlesung. — 35 S. Basel, Feltz
Schneider. 8 fgr.**

Dieser Vortrag, der eine ganz günstige
Vorstellung von der Befähigung des Verf. zum
academischen Lehrberufe zu erwecken geeignet
ist, knüpft die Betrachtung und Beurtheilung
der von Erasmus der Reformation gegenüber
beobachteten Haltung speciell an den Basler
Aufenthalt des berühmten Gelehrten an, den
er vom Herbst 1513 bis zum Frühjahr 1529
erstreckt. In der ersteren Datirung folgt er
der Bestimmung Fechter's, ohne zur Ent-
kräftung der gewöhnlichen, das Kommen des
Er. nach Basel erst in d. J. 1514 setzende
Annahme ganz ausreichende Gründe beizubringen
(Anm. 1, S. 31). Recht anschaulich
und geschickt weiß er zu schildern, wie während
dieser 15- oder 16jährigen Basler Wirksamkeit
die Strömungen der Zeit sich in seinem Geiste
abgespiegelt und auf ihn eingewirkt haben, ver-
jüngend, weitertragend, in die Höhe hebend
zuerst zu freudiger Theilnahme und Mitarbeit,
dann aber mit überwältigendem Wogenstöße
über ihn hinweggehend, anderen höheren Zie-
len entgegen, als wohin er ihnen zu folgen
im Stande war.“ Einer eingehenderen Dar-
stellung der anfänglich freundschaftlichen, spä-
ter aber theils kühleren, theils feindseligen Be-
ziehungen des großen Humanisten zu den Re-
formatoren (Desolampad, Zwingli, Luther,
Melancthon 2c.) ist der Verf. natürlich sich
zu enthalten genöthigt. Er zeigt sich jedoch
vertraut sowohl mit den für die Geschichte
dieser Beziehungen in Betracht kommenden
Originalquellen, namentlich dem Briefwechsel

des Erasmus mit seinen Zeitgenossen, als auch
mit der neueren Erasmus-Literatur. Nur die
G. Plitt'sche Abhdlg. über des Erasmus
Stellung zur Reformation (in der „Zeitschrift
f. die gesammte luth. Theologie und Kirche“,
Jahrg. 1866) scheint ihm unbekannt geblieben
zu sein. Von den beiden neuesten Werken
über Erasmus, dem französischen des Durand
de Laur („Erasme précurseur et initiateur
de l'esprit moderne, Par. 1872, 2 vols.)
und dem englischen von Drummond (Eras-
mus; his life and character, etc. London,
1873. 2 vols.) erklärt er wegen ihres erst
jüngst erfolgten Erscheinens keinen Gebrauch
mehr machen gekonnt zu haben.

X.

**Baierlein, E. R., ev. luth. Missionar.
Die ev. luth. Mission in Ostindien.
Missionsstunden. 1. Hälfte. 8. 160 S.
Leipzig, 1872. Verlag von Justus Nau-
mann.**

Den einzelnen Missionsstunden stehen
Bibelstellen voran, an sie reihen sich auslegende
Abhandlungen und Mittheilungen aus der
Missionswelt, den Schluß bildet ein kurzes
Gebet. Zuerst handelt Baierlein von der
Mission im Allgemeinen und der Berechtigung
und Nothwendigkeit der lutherischen Mission
insbesondere. Letztere sucht er aus der Ei-
genart der lutherischen Kirche, nämlich der
Pflege der Lehrwahrheit, dem Betonen des
Lehrzusammenhangs und dem sich Anknüpfen
an den Volkscharacter zu erweisen. Im Ver-
lauf der einzelnen Abschnitte wird uns die
weltgeschichtliche Bedeutung Indiens, der Zu-
sammenhang zwischen ihm und uns, der enorme
Einfluß des Landes, seine Urgeschichte, seine
religiösen Anschauungen, Proben aus seiner
ästhetischen Literatur vorgeführt und darauf
dann die Geschichte der lutherischen Mission
von Ziegenbalg bis zu den kümmerlichen Zeiten
in der ersten Hälfte dieses Jahrhunderts be-
richtet. Das hier Gebotene gehört ohne Zwei-
fel zu dem Besten, was die Missionsliteratur
aufzuweisen hat. Baierlein bringt nicht wenig des
Neuen, documentirt sich überall in wohlthuender
Weise als wohlgebildeten Sachkenner und
Theologen; seine Darstellung ist klar, ein-
fach, populär, edel. P.

Erbauungsschriften. Predigten.

**Olearius, Gottfried, Dr., Anweisung
zur Krankenseelsorge. Herausgegeben
von Wilh. Löhe. 2. Aufl. 16. 72 S.**

Mürnberg, 1871. Gottfried Böhe.
5 fgr.

Dieses gesegnete Büchlein ist ein von dem nunmehr auch zu seiner Ruhe eingegangenen treuen Zeugen der lutherischen Kirche einsichtsvoll herausgehobener, und für die besondern Zwecke des Diakonissenamtes zeitgemäß bearbeiteter Ausschnitt aus des alten Mearius anno 1718 zu Leipzig erschienener „Anleitung zur geistlichen Seelentur“, aus deren viertem Theile hier die „Seelentur bei Krankheiten und herannahendem Tode“ in ihren drei ersten Capiteln wieder ans Licht gezogen worden ist. Diese enthalten große seelenärztliche Weisheit und sind es noch heute werth von angehenden Geistlichen beachtet und benutzt zu werden. Aus diesem Grunde hat sie denn der Herausgeber zweckentsprechend mit einigen „einleitenden Sätzen über die Seelsorge im Allgemeinen und die Krankenseelsorge im Besondern“ und außerdem noch mit „zwei Anhängen“ versehen, welche dazu befähigen, je nach den Temperamenten, die an Seelenstörungen, Geisteskrankheiten, Anfechtungen und Bessenseit Leidenden wirkungsvoll zu behandeln.

Die vorliegende zweite Auflage ist ein erfreulicher Beweis, daß die praktische Verwerthung dieses Kleinods aus der Fundgrube der altlutherischen pastoraltheologischen Schriften zugenommen hat, und wir wollen demgemäß nicht verfehlen jüngere Amtsbrüder auf das inhaltreiche Schriftchen aufmerksam zu machen.

Bb.

Hartmann's, Friedr., Karl, Beichtreden.
Herausg. von R. C. Ehmann. Erste Abtheilung. (Bogen 1—10). Heilbronn, 1873. Albert Scheurlen's Verlag. 12 fgr.

„Der Verf. vorliegender Reden, M. K. Fr. Hartmann, († Dekan von Laufen a. N.) wohl der geist- und gemüthvollste Schüler Detingers, ist dem württembergischen Volk als ascedischer Schriftsteller längst bekannt. Die wiederholten Auflagen, welche sein Confirmationsbuch wie seine beiden Predigtbücher erlebt haben (wozu jetzt noch 5 Bände Casualreden treten) beweisen, wie sehr sein Name unter uns im Segen lebt. Er verdient es auch, daß wir ihn unter unsere geistlichen Väter zählen. Er unterscheidet sich von Detinger dadurch, daß er die fremdartige theosophische Ausdrucksweise vermeidet, und in der ungekünstelten Sprache der hl. Schrift redet. Seine Volksthümlichkeit ist aber in so fern die edelste, als er es, wie kein anderer versteht, die tiefstinnigsten Wahrheiten in der einfachsten dem

gemeinen Manne verständlichen Rede auszusprechen:“ so äußerte sich der Herausgeber der vorliegenden Beichtreden in der Vorrede zur 1. Aufl. Und die Herausgeber der 2. Sammlung Hartmann'scher Predigten — Steudel und Pressel — bezeugen: wie es wenn auch nicht Correctheit und Eleganz, so doch ein reicher Schatz der Wahrheit, die da ist zur Gottseligkeit, sei, welcher sich hier finde. Schreiber dieses kann nur zustimmen. Er hat hier gelernt, Beichtreden halten; und kann sie zu solchem Zwecke allen jüngern Amtsbrüdern empfehlen. Zur Vorbereitung auf des Herrn Mahl können wir auch dem Laien diese nützlichen und schriftmäßigen Reden empfehlen.

Die 2. Aufl., deren 1. Abth. uns vorliegt, hat vor der ersten Aufl. Vorzüge. Vor allem eine bessere, auf Grund des Kirchenjahres getroffene Ordnung der Reden. Sodann eine schärfere, auch durch äußere Zeichen hervorgehobene Gliederung innerhalb der Reden selbst. Das Beiwort „verbesserte“ wird demnach der neuen Aufl. nicht versagt werden können; und da in dieser 1. Abth. auch eine Beichtrede (die 28. über Jes. 43, 25. 26) neu hinzugekommen ist, so darf sie sich auch eine „vermehrte“ nennen. Bedauert haben wir, daß die Angabe der Texte, soweit bestimmte Gottesworte zu Grunde liegen, nicht consequent den Ueberschriften beigelegt ist. Als einen Nachtheil der 1. Aufl. gegenüber, haben wir es empfunden, daß die Angabe derlieder, aus welchen die eingeflochtenen Verse entnommen sind, unterlassen ist. — Wir hoffen die Erscheinung der 2. Abth. bald anzeigen zu können.

B.

Fr.

Pützens, R. Mag., Pastor der Universitätsgemeinde und Docent der Theologie in Dorpat. Seid fleißig zu halten die Einigkeit im Geiste! Predigten, zumeist in der Universitätskirche zu Dorpat gehalten. Zweite Sammlung. Leipzig, 1872. Gustav Brauns.

Unsere theure luth. Kirche, ökumenisch im vollem Sinne, hat kein äußerlich einigendes Band, wie es etwa der römischen Kirche durch ihre Verfassung eignet. Das Bekenntniß, welches uns einigt, ist ein innerliches Band, eine Einigkeit im Geiste, welche über die Territorien der Nationen hin die Hand zum Brudergruße bietet; und unter den verschiedensten Himmelsstrichen Mitleiden und Mitleiden empfindet. Aber das Fehlen äußerlicher Bande hindert nicht, daß Früchte, welche aus der Einigkeit des Glaubens in unserer Kirche rei-

fen, Gemeingut seien. Als solches gemeinsame Gut bietet aus seiner baltischen Heimath ein treuer Sohn der luth. Kirche Früchte des ewigen Lebens, gewachsen aus dem Predigen des göttl. Wortes in der Erfahrung eines treuen Dienstes am Hause Gottes. „Es möchte diese Predigtsammlung auch der luth. Mutterkirche in Deutschland ein herzliches „Friede sei mit dir“ entbieten und Fürbitte erweckendes Zeugniß dafür geben, daß wir Evangelischen im fernen Nordosten Europas mit ihr eins sind im Glauben.“ Und wir können solchen Gruß erwidern und sprechen: Wir preisen Euch, die ihr vom Hause des Herrn seid. Denn es sind treuen Söhnen der luth. Kirche heimische Töne, welche hier angeschlagen werden! Rüstern, einfach, ohne Schmuck, ohne Schwall der Rede, und doch so eindringlich, so kräftig, so nachhaltig einfüßend in den Reichtum der Gedanken, welche in Gottes Wort liegen! In kurzen Sätzen bewegt sich der Gedanken vorwärts und enthält den Reichtum des Textes, zugleich in anlegend an und durchschlagen lassend das Getreibe der Welt. Und wie vermag der Prediger wiederum den Trost des Evangeliums den erschrockenen und angefochtenen Seelen zu schenken; wie weiß er das Geheimniß des Glaubens als die herz- und weltbewegende Kraft zu fassen. Gewiß, ein frommes Elternhaus in den baltischen Provinzen, welches seine Söhne zur heimischen Universität entließ, muß mit hoher Freude diese Predigten begrüßen, welche ihm Rechenschaft geben „in welcher Weise das Wort Gottes in der Doppler Universitätskirche verkündigt wird.“ Aber auch für uns Deutsche hat die Predigtsammlung noch ein besonderes Interesse. Das ist der tief deutsche Zug, der bei aller Unterordnung gegen die Obrigkeit, welche Gewalt hat, die Predigten durchzieht. So dürfen wir denn sicher von reifen Früchten des Wortes Gottes sprechen. Sie sind Geist von unserm Geiste, von dem Geiste der luth. Kirche, der hier weht; sie sind Fleisch von unserm Fleische, von dem Fleische und Blute deutscher Nation, das hier wehet; — wohl aber der Gemeinde, die in solcher Zucht st. het. —

B.

F.

Engelhardt, W., 2. Pfarr. (jetzt Dekan) in Weiden. Casual-Predigten. Augsburg, Zenisch- und Stage'sche Buchhandlung. 6 fgr.

Sieben Predigten enthält diese kleine ohne Vorrede in die Welt geschickte Sammlung: 1) Weihnachtspredigt über 1 Cor. 13, 8: Die Liebe hört nimmer auf. 2) Am Buß- und

Bettage 1871 über 1 Mos. 3, 9: Adam, wo bist du. 3) Am Bußtage 1872 über Mal. 4, 1—2: Die Glockentöne, mit welchen der Herr zur Selbstbesinnung ruft. 4) Am Gründonnerstage über 1 Cor. 11, 26: So oft wir Christi Leib essen und Christi Blut trinken, bezeugen wir 1) unseren tiefsten Schmerz; 2) unseren höchsten Trost; 3) unsre schönste Hoffnung. 5) Am Charfreitag über Joh. 14, 30: Jesus neigte sein Haupt zum Tode 1) nach überstandener großer, schwerer Noth; 2) in willigem Gehorsam gegen seinen Gott; 3) aus todesstarker Liebe zu uns armen Sündern. 6) Am Sonntage Quasimodogeniti als am Confirmationstage, über Joh. 6, 66—69: Wollt ihr auch weggehen? 1) Nur ein Weg führt zum seligen Ziele; 2) nur ein Wort gibt uns des Trostes Fülle; 3) nur ein Herr macht unsre Herzen stille. 7) Am Erntefest über Jesaiel 3, 22—24. „Die Herrlichkeit Gottes in der Natur.“ Sie ist 1) eine heilige Priesterin, die Gott im Himmel Lieder singt; 2) eine ernste Predigerin, die uns an unsre Pflichten mahnt; 3) eine hohe Prophetin, die eine Zukunft uns verkündigt. — Nun noch ein kurzes Beispiel von der Diction und dem Glaubensstandpunkte des Verf. In der Confirmationspredigt heißt es S. 38: Ja Lebenswerke sind Christi Worte, denn sie sind die Liebesprache und das Gnadenzengniß dessen, der selbst das Leben ist, von dem Petrus in seines Herzens innerster Ueberzeugung und seligster Begeisterung bekennet: „Wir haben geglaubt und erkannt, daß du bist Christus der Sohn des lebendigen Gottes.“ An diesen Bekenntnisse hängt Alles, meine Lieben! wer von demselben auch nur ein Iota hinwegnimmt der hat aufgehört, ein Christ zu sein. Denn das Christenthum ist nicht eine Summe einzelner Lehren, nicht eine reiche Sammlung von mehr oder minder wichtiger Dogmen, sondern sein Mittelpunkt ist Jesus Christus, sein Angelpunkt ist seine Person. Christus ist der Fels, der unbewegt da steht im brausenden Meere der Welt; mögen seine Feinde wider Ihn streiten, mögen sie aus Unverstand oder aus Bosheit Ihn seine Krone von dem Haupte reißen und seinen Königsmantel mit ihrem Spott befudeln. Er bleibt der Herr und das Haupt seiner Kirche, Er bleibt der Stein des Anstoßes, an dem zerfallen die nicht an Ihn glauben. Mögen Viele sich mit dem Schilde seines Namens decken und Ihn als den Idealmenschen preisen: wer Ihn nicht erkennt als den Eingeborenen vom Vater, als den Sohn des lebendigen Gottes, der mit dem Vater völlig gleichen Wesens ist, dessen Christenthum ist nur ein Phantom, der baut das Haus auf dem Sandgrund menschlicher Meinungen oder

seiner eigenen Gedanken. — Nach dem Mitgetheilten kann sich der Leser selbst sein Urtheil bilden; wir brauchen zur Empfehlung nichts Weiteres hinzuzufügen.

A. Str.

Diese, J. H., Pastor an der Friedrichsberger Kirche in Schleswig. Ich glaube darum rede ich. Fünfundzwanzig Predigten. IV. und 223 S. 8. Schleswig, 1871. Zul. Bergas. 1 thr.

Zunächst bittet Ref. um Entschuldigung, daß er diese treffliche Sammlung von Predigten, deren jede bereites Zeugnis von dem als Titel erwähnten Schriftwort ablegt, den Lesern dieser Zeitschrift nicht schon früher vorgeführt hat. Wohl könnte er mehr als eine triftige Entschuldigung für diese Verspätung anführen; aber er schämt sich auch des Verständnisses nicht, daß er bisher keine Ahnung davon hatte, welchen Schatz er seit Jahresfrist ungehoben auf seinem Arbeitstisch beherbergte; sonst hätte sich doch wohl schon früher die nöthige Zeit zur Besprechung erübrigen lassen.

Wir beginnen mit der letzten Predigt, der Introductionspredigt bei Ueberrahme des Predigtamtes in der Friedrichsberger Gemeinde zu Schleswig, gehalten am 4. Juli 1869 über Luc. 5, 10: „Und Jesus sprach zu Simon: fürchte dich nicht, denn von nun an wirst du Menschen fassen.“ Aus dieser schlichten herzlichen Antrittspredigt, welche 1) „von der Aufgabe“ handelt, „welche das (auszurichtende) Amt mir auferlegt“; 2) „von dem Wege, auf welchem ich der Lösung dieser Aufgabe entgegenzugehen gedenke“, vernehmen wir gelegentlich, daß der Verf. die Erfahrung einer 18jährigen Amtsführung in verschiedenen Gemeinden hinter sich hat. Derselbe hat schon früher eine kleine — uns nicht zu Gesicht gekommene — Predigtsammlung u. d. T.: „Das Christenthum will in's Leben hinein!“ herausgegeben, und diese entschieden praktische Richtung ist auch die Signatur der vorliegenden kleinen Sammlung. Sämmtliche Predigten sind kurz (8—9 Octavseiten), daher nicht immer erspönd, aber stets das Ziel fest im Auge behaltend und kräftig anregend. Es waltet darin eine klare, kernhafte, männliche Beredsamkeit ohne alle häßliche Schönrederei. Einmal (S. 124) in der Predigt über Matth. 7, 15—23 („Die warnende und ermahnende Stimme der ewigen Liebe“) begegnen wir sogar dem lateinischen Sprichwort: „divide et impera“, welchem natürlich die deutsche Uebersetzung auf dem Fuße nachfolgt. Um der Recensentenpflicht zu genügen, reihen wir hier

gleich noch einige geringe Ausstellungen an. S. 1 lesen wir zweimal kurz hinter einander „unfrisch“; S. 116 die zwar in den Zeitungen oft genug paradiesende, jedoch völlig unbecichtigte Pluralform „Generäle“; S. 123 „selbst verschuldete Armuth“, statt „selbstverschuldete A.“; S. 118 den logisch beheblichen Comparativ „unzähligerer Knospen.“ Von der 6. Predigt an wird dies Thema resp. die Partition öfters in poetischer Form ausgedrückt — nicht immer, wie uns scheint zum Vortheil der Deutlichkeit und Kürze. J. B. in der Predigt am 10. Trin. über Luc. 19, 41—48: Wie in Christo die tiefste Liebe und der höchste Ernst mit einander vereinigt sind:

1. Schau in die Tiefen heilger Christusliebe,
Selbst ihre Thränen sind voll Gottestkraft.
2. Und kühlst du seiner Hände Geißel-
liebe,
Versteh sein Herz, das Raum für
Gnade schafft.

In der Predigt am 16. Trin. über Luc. 7, 11—17 (der Jüngling von Nain) lautet das Thema: „Wo begegnet uns des Todes Ueberwinder?“ und die Antwort:

1. Auf des Leidens dunklen Wegen
Kommt der Heiland dir entgegen.
2. Wenn Er kommt, so halt Ihm stille,
Dann geschieht Sein gnäd'ger Wille.

Hier liegt der 2. Theil strenggenommen nicht im Thema. Uebrigens zeigt gerade diese Predigt, wie der Verf. mit keuscher Phantasie einen biblischen Text anschaulich zu beleben versteht. — Das Thema der höhern Orts vorgeschriebenen Bußtagspredigt vom 10. November 1869 über Ephes. 4, 15—16: „Die Stimme des Herrn in den Wettern Seines Reiches“ scheint dem Texte etwas fern zu liegen. — Wenn der Verf. in einer Predigt am Todtenfest über Offenb. Joh. 14, 13 zu den „Werken“, die uns nachfolgen sollen, besonders auch die Kinder und die Liebesarbeit an ihren Seelen rechnet, so hätte wohl Monica und Augustinus als Beispiel mögen herangezogen werden. Ebenso zur Predigt am Sonntag Sexagesimä über 2 Cor. 12, 1—9: „Wenn du schwach bist, so bist du stark“ — das Beispiel Moses am Horeb. Anspielungen auf die großen Zeitergebnisse finden sich nicht (außer einmal, S. 116). — Die Predigten scheinen noch vor 1870 gehalten zu sein. Wir finden unter denselben 4 Adventspredigten, Weihnachtspredigten, 1 am Sonntag nach Neujahr, 4 Epiphaniaspredigten, 3 auf die Passionszeit vorbereitende Predigten, 7 Trinitatispredigten, 2 Predigten am Todtenfest, die

erwähnte Bußtags- und die Introductionspredigt. Besonders ergreifend und tiefe Kenntniß des menschlichen Herzens bekundend ist Nr. 20: „Die Geschichte von der Hochzeit des Königsjohannes“, desgleichen Nr. 21: „Wie im Reiche Gottes gerechnet wird“, und Nr. 22: „Der Tod ohne und mit dem Glauben an Jesum.“ Mögen diese kraft- und lebensvollen „Zeugnisse“ seitens der christlichen Lesewelt die gebührende Beachtung finden! M.

Müller, Ernst, Wilhelm, weif. Superintendent in Bielefeld. Das Bild eines Jüngers des christlichen Gottesreiches Predigten über die Seligpreisungen. H. 8. 84 S. Eisenach, 1873. Bachmeister. 7 1/2 sgr.

Aus der Mitte der Gemeinde und von vielen Freunden des im vorigen Frühjahr aus seinem segensreichen Tagewerk abgerufenen treuen Gottesknechtes sind so zahlreiche Wünsche nach Veröffentlichung einiger Predigten desselben laut geworden, daß Herr Bachmeister in Eisenach, „durch enge Familienbände dem Entschlafenen nahe stehend“, sich bewogen fand, einen durch fest geschlossenem Zusammenhang sich auszeichnenden kleinen Cyclus von Predigten — gehalten in den Jahren 1867 und 1868 — herauszugeben und dieselben als eine Erinnerung an den Seelsorger und Freund darzubieten. Und gewiß, nicht bloß die Gemeinde-Angehörigen des entschlafenen Hirten, sondern alle Freunde und Verehrer des mit Beweisung des Geistes und der Kraft gepredigten Gotteswortes werden es dem Herausgeber Dank wissen. Diese schlichten Predigten, obgleich von ihrem Verfasser nicht für den Druck bestimmt, sind nach Inhalt und Form so sorgfältig ausgearbeitet, verbinden mit der einfachsten Ausdrucksweise eine solche Tiefe und Fülle fruchtbarer Gedanken, bekunden einen solchen Reichthum geistlicher Erfahrung, daß ihre Drucklegung vollkommen gerechtfertigt ist. Als Beleg theilen wir den Schluß der ersten Predigt über Matth. 5, 3 mit. . . . „Eine Armuth, an die sich ein solcher Segen knüpft, ist das eine selige Armuth? Verschwindet dagegen nicht alles was diese Welt zu bieten vermag? Wohlan denn, so laßt uns arm werden im Geist, auf daß wir reich werden in Gott. Geh in dich! schau über dich! sei aufrichtig! Diese dreifache Mahnung präge sich lebendig in unser Herz ein und begleite uns auf unserm Lebenswege. Gott will, daß allen Menschen geholfen werde und sie zur Erkenntniß der Wahrheit kommen: hier ist der Weg. Vor ihm gilt kein Ansehen der Person; hoch oder niedrig, reich oder arm, auf diesen

Weg müssen sie alle ihre Schritte lenken. Gebe der Herr uns Gnade, daß unser keiner dahinten bleibe, dann werden wir es mit Loben und Danken an uns selbst erfahren, wie wahr das Wort ist: Selig sind die geistlich Armen, denn ihrer ist das Himmelreich! Amen.“

Wir sind der guten Zuversicht, daß diese von pietätsvoller Hand getroffene Auswahl in nahen und fernen Kreisen Anklang finden und Zeugniß dafür ablegen wird, daß aus dem Herzen Gequollenes auch wieder zum Herzen dringt. Druck und Papier sind sehr schön, um so mehr erscheint die kleine Schrift auch zu Festgeschenken geeignet. M.

Jurisprudenz, Kirchenrecht, Kirchenpolitik.

Post, Dr. Albert Hermann, Einleitung in eine Naturwissenschaft des Rechts, 80. 80 S. Oldenburg, 1872. Schulze'sche Buchh. 16 sgr.

Der Verfasser, ein älterer Jurist wie es scheint, ist in aller Bescheidenheit der Meinung, daß er durch vorliegendes Schriftchen jüngere Juristen zur „Erforschung des Rechtsgebietes“ von neuen Gesichtspunkten aus anregen könne. Es handelt sich für ihn um nichts anderes, als den Darwinismus in die Jurisprudenz einzuführen. Die mechanisch-atomistische Weltanschauung macht von Jahr zu Jahr die allerreichendsten Fortschritte (§ 1). Warum sollte man nicht im Stande sein, in der Rechtswissenschaft, z. B. in der civilrechtlichen Lehre von der Detention, vom Besitz, vom Eigenthum, assenartige Erscheinungen in menschliche Gestalten sich allmählich umgestalten zu lassen? „Willensfreiheit“, „das gemüthliche Reich des Geistes oder der Vernunft“ sind für den Herrn Doctor nicht vorhanden. Das Gebiet des Geistes, an sich uncontrolirbar, schließt der Verf., wie sich bei der Lectüre dieser Broschüre von Seite zu Seite ergibt, geflissentlich von seiner Betrachtung aus. Er rechnet nur mit Atomen, „Molecularagerungen im Gehirn“, mit mechanischen Reizen und ähnlichen schönen Sachen. Daß bei seinen Berechnungen nicht alles klappt, weiß er zwar, aber er hofft, daß in der Zukunft einmal alles klappen wird. Der Mensch ist für den Verf. ein „physiologisches Individuum“, gewissermaßen ein Atom im großen Stuhl. Der Mensch gehört zu den organischen Individuen und im Gegensatz zu der sibirischen Sorte (Sterne, Sonnensysteme) zur tellurischen Gattung. Wie ein Kudel „wilder Säue“ aus einzelnen physiologischen Individuen besteht, so

besteht auch eine Familie, ein Volk, ein Staat, auch die Kirche lediglich aus einzelnen, „Menschen“ genannten, physiologischen Individuen. — Die Naturwissenschaften werden nach der Meinung des völlig materialistischen Verf. die Geisteswissenschaften, die historischen Wissenschaften vollständig verschlucken. — Alles was der Mensch thut, ist nothwendig. Daß der Verf. das vorliegende Schriftchen abgefaßt hat, ist eine auf Naturgesetzen beruhende Nothwendigkeit. Herr Post wird es deshalb gewis nicht übel nehmen, wenn in dem Naturprodukt der vorliegenden Recension etwas zu Stande gekommen scheint, was im Verein mit ähnlichen Naturproducten seine schriftstellernde Existenz zum „Kampf um's Dasein“ nöthigt. Wundern muß man sich freilich, daß der Verf. überhaupt noch von dem Vorhandensein des Rechts etwas wissen will. Warum rechtfertigt er beispielsweise den Raubmörder nicht mit der süßen Phrase vom „Kampf um's Dasein“, einer Formel, welche er trotz Büchmanns Citatenschatz nicht weniger als zweiundzwanzigmal wie ein Papagei hören läßt. Nach diesen Andeutungen atomistischer Art werden die Leser den Verf. nicht für verpflichtet halten, an eine eigentliche Recension der vorl. Schrift zu gehen. Wollte ich recensiren, so würde ich dasselbe thun, was ein Kind thut, wenn es mit einem Narren zu disputiren beginnt. Narrheit aber von vorne bis hinten. Narrheit im Fittlerstaat wissenschaftlicher Redensarten, völlig souveräne Narrheit allen „Geisteswissenschaften“ gegenüber ist es, was Herr Post uns zum besten gibt. Daß von dem Verf. auch nicht der geringste Versuch gemacht wird, aus der von § zu § fortschreitenden Verworrenheit und aus der in steten Wiederholungen sich breitmachenden Geschwägigkeit herauszutreten und mindestens anzudeuten, wie denn nun eigentlich der Darwinismus oder, ganz allgemein ausgedrückt, die materialistische Naturwissenschaft in die Jurisprudenz eingeführt werden soll, ist der beste Beweis dafür, daß wir es, burschikos gesagt, bei Herrn Post mit nichts weiter als mit höherem Blödsinn zu thun haben. Die Todten reiten schnell! „Der Kampf um's Dasein“ die Zauberformel für alle juristischen Controversen! Die Darwinische Schule die Schule der juristischen Zukunft! Wer auf solche Dinge anbeißt, mag alles Mögliche sein, ein Jünger der Rechtswissenschaft kann er unmöglich sein. Wer weiß, was die Pandekten sind, kann ruhig den Verf. der vorl. Broschüre die Werbetrommel für die Zukunftsjuristen rühren lassen. Diese Zukunftsjuristen werden allezeit Leute sein, die vielleicht einmal in Zukunft Juristen werden, Leute, Juristen wie der Verf. selbst. D. R.

Dachariä, H. A., Staatsrath, Doctor u. Prof. d. Rechte in Göttingen. Das moderne Schöffengericht. 8. 64 S. (Heft 12 der „deutschen Zeit- u. Streitfragen“). Berlin, 1872. Lüderitzscher Verlag. 12 sgr.

In der juristischen Welt gehört das Schöffengericht, welches im Gegensatz steht zu dem mit rechtsgelehrten Richtern besetzten Gericht und zum Theil auch im Gegensatz zum Schwurgericht, zu den in der Gegenwart am meisten ventilirten Fragen, zu den juristischen Zeit- und Streitfragen. Hoffentlich ist die Einführung der Schöffengerichte nur noch eine Frage der Zeit. Die vorliegende Broschüre des berühmten Publicisten geht von derselben Hoffnung aus.

Das Schöffengericht beruht „auf der engen Verbindung des sogenannten juristischen und des volksthümlichen oder laienhaften Elements.“ Beide Elemente stehen sich nicht gegenüber wie beim Schwurgericht, dessen aus dem Volke genommene Richter allein über die Schuldfrage zu entscheiden haben, während bei dem Schöffengericht die rechtsgelehrten und die laienhaften Richter entweder die Schuldfrage oder die Schuld und die Strafrage zusammen entscheiden. Die Trennung der Richterfunctionen hat „etwas Unnatürliches.“ „Der Grundsatz von der Theilung der Arbeit mag für mechanische Fabricate aller Art und viele andere Dinge sehr am Platz sein; nur nicht für eigentliche Kunst- und Geistesproducte“ (S. 51). Bei dem Schöffengericht reden die Juristen zum Moderamen der Laien, und die Laien bringen zu der mehr oder weniger theoretischen Anschauung der Rechtsgelehrten die dem Volksbewußtsein entsprechende Anschauung. Es kann keinem Zweifel unterliegen, daß bei dem Schöffengerichte nicht in solchem Maße haarsträubende Freisprechungen erfolgen, als es bei dem Schwurgericht der Fall ist. — Bisher hat man Schöffengericht nur für die Polizei- und sog. mittleren Fälle eingeführt. Ganz gewis ist dem Verfasser zuzustimmen, wenn er sagt: „Will man mit dem modernen Schöffengericht ein wirklich volksthümliches Institut begründen, so thue man dieß vollständig und ganz, und ver falle nicht in den Fehler, dessen unmögliche Vermeidung beim Schwurgericht der Hauptgrund dafür ist, den Ersatz desselben durch das Schöffengericht nicht bloß wünschenswerth, sondern zu einer legislativen Nothwendigkeit zu machen! Und außer diesem guten Rath, der sich auf Ueberweisung des ganzen, Schuld und Strafe umfassenden Urtheils an das gesammte Gericht bezieht,

muß auch der andere gute Rath des Verf. gebilligt werden, daß vollständig und ganz auch die s. g. Jury-Fälle dem Schöffengericht zufallen. Z. bemerkt mit Recht, daß die Vertheidigung des Geschworenengerichts fast nur von politischen Gesichtspunkten aus erfolgt, daß aber auf die desfallsigen „liberalen Schmerzenschreie“ keine Rücksicht zu nehmen ist.

Das Mißlichste der ganzen Sache ist ohne Zweifel die Heranziehung tüchtiger Schöffen. Ref. hat amtlich sowohl die Schwierigkeiten kennen gelernt, welche bei der Wahl der Schöffen, als auch diejenigen, welche bei den Arbeiten der Schöffen zu Tage treten. Die auch von Z. empfohlene Wahl der Schöffen durch gemeindliche oder ständische Organe ist ohne Zweifel im Gegensatz zur lediglich obrigkeitlichen Auswahl und zur directen Wahl durch die große Masse der richtige Weg, um tüchtige Schöffen zu erhalten. Auf diesem Wege wird übrigens das von Z. (wie dem Ref. scheint mit Unrecht) perhorrescirte Zugrundelegen eines gewissen Censur von selbst die Basis aller Wahlen werden. Sene Organe wählen keine Tagelöhner und Arbeiter zu Schöffen, auch wenn die Wähler noch so liberal sind. Es gehört im großen Ganzen eine gewisse finanzielle Unabhängigkeit dazu, um unbefangen zu urtheilen. Die Kluft zwischen den rechtsgelehrten Richtern und den Steuergebern der untersten Klasse ist allzuweit. Auf formale Bildung ist dagegen nicht zu sehen. Gerade die Halbgebildeten sind es vielfach, welche es sich beikommen lassen, mit mißverstandenen juristischen Gesichtspunkten sich auf das Gebiet des rechtsgelehrten Richters zu begeben, während die Leute des gesunden, praktischen Menschenverstandes, welche nicht mehr sein wollen als sie wirklich sind, dem Richter von Beruf im eigentlich juristischen Gebiete unbedingtes Vertrauen schenken.

Wenn sich ferner der Verf. dafür ausspricht, daß das Recusationsrecht vom Schwurgericht, wenn auch in modificirter Weise, auf das Schöffengericht übertragen werde, so scheint dem Ref., daß das Bedürfnis nach unparteiischen, unbefangenen Richtern wesentlich dann befriedigt würde, wenn allgemein vorgeschrieben wäre, daß Schöffen aus dem Wohnort des Angeklagten nicht über diesen zu Gericht sitzen dürfen. Es ist eine oft gemachte Erfahrung, daß Schöffen allzuleicht zu Gunsten oder zu Ungunsten eines Angeklagten, mit welchem sie einen und denselben Ort bewohnen, zu urtheilen geneigt sind. (Bei großen Städten liegt die Sache natürlich anders.) Ein robuster Bursche auf der Anklagebank und ein in vorgerückterem Alter stehender Schöffe am Tische der Richter, beide vielleicht Nachbarn, damit

entsteht in 99 von 100 Fällen auf Seiten des Schöffen die Neigung, alle Vertheidigungsmomente, auch die hinfalligsten, sei es bei der Berathung oder nur bei der innerlich vorbereiteten Abstimmung, auf Freisprechung hinarbeiten zu lassen.

Die vorliegende Schrift ist so klar und gemeinfaßlich geschrieben, daß sie jeder Laie verstehen kann. Was aber wahr ist, die vorliegende Schrift ist so leidenschaftslos, so nüchtern und doch so überzeugend geschrieben, daß sie ohne Zweifel wesentlich dazu beitragen wird, in weiten Kreisen der Ueberzeugung Eingang zu verschaffen, daß das moderne Schöffengericht viel mehr dem deutschen Wesen entspricht, als das von Frankreich eingeführte, obschon in erheblicher Weise germanisirte Schwurgericht. In wie weit das moderne Schöffengericht in Verbindung gebracht werden kann mit den scabini der alten und mittleren Zeit, ergibt sich aus den übrigens kurzen rechtsgeschichtlichen Mittheilungen, welche die erste der drei Abtheilungen, „Einleitende Betrachtungen“ (S. 1—14) betitelt, enthält. Die 2. Abtheilung (S. 14—32) gibt den Stand der heutigen Gesetzgebung, während die 3. (S. 32—64) von der Zukunft des Schöffengerichts handelt.

D. R.

De Unitate Ecclesiae et de Concilio Oecumenico Libero Congregando. Epistolae a Georgio Eduardo Biber et Frederico Michelis invicem datae.*)

Vorliegendes Schriftchen umfaßt sieben Briefe über die Wiederherstellung der Einheit der Kirche. Beide Verfasser stimmen darin überein, daß es nöthig sei, um die gebrochene Einheit der Kirche wiederherzustellen, ein wahrhaft freies, ökumenisches Konzil zu haben. Aber wie muß, — wie kann dies zusammenberufen werden? Hier gehen ihre Meinungen entschieden auseinander.

Prof. Michelis, der bekannte Führer des Altkatholiken, drückt seine Ansicht folgendermaßen aus: — Secundum meam sententiam unica totius Ecclesiae salus in eo jam constituta est, ut ab Ecclesia Universali, ejus pars Anglicana quoque est, ludibrium, Jesuiticum, quod jam Romae actum est tanquam mera Concilii Oecumenici falsa imago repudietur et reprobetur, et ab omnibus qui Jesum Christum profitentur, Concilium vere Oecumenicum et liberum, quam primum fieri potest, habendum ante oculos ponatur. Id, quae mea est de forma quam

*) Von einem Geistlichen der englisch-bischöflichen Kirche. D. Red.

Jesus Christus Ecclesiae Suae dedit persuasio, absque Papa sive eo Episcopo qui Unitatem Ecclesiae representat, fieri nunquam poterit.“ Hienach meint Michelis, daß ein wahres, ökumenisches Konzil niemals ohne den Papst (absque Papa) stattfinden könne, obschon er als guter Katholik der vatikanischen Synode alle Dekumenicität abspricht und dieselbe für ein „ludibrium Jesuiticum“ und „mera Concilii Oecumenici falsa imago“ erklärt. Es entspreche, meint er, der von Christo seiner Kirche gegebenen Urform, daß der Papst als Nachfolger Petri die Einheit der Kirche vertrete. Ja noch mehr, er klagt Pio Nono wegen des Dogmas der Unfehlbarkeit der Haerese an, meint aber nichts desto weniger, daß ein ökumenisches Konzil ohne Vermittelung dieses keiserlichen Bischofs unmöglich bleiben müsse! Die Folgewidrigkeit dieses Raisonnements liegt auf der Hand und bedarf nicht erst genauer Widerlegung.

Dr. Biber, ein an der Universität Tübingen ausgebildeter und zu Göttingen promovirter Deutscher, der sich später in England naturalisirte und Priester der anglikanischen Kirche wurde, — verweist seinerseits Herrn Michelis an das Apostel-Konzil von Jerusalem, als „Conciliorum Ecclesiasticorum initium et exemplar“, auf welchem St. Jacobus, Bischof der Mutterkirche aller Kirchen, — und nicht St. Petrus, die Einheit der Kirche vertreten habe. Ebenso sei es bei dem Nicänischen wie bei mehreren späteren Konzilien gewesen. Von römischen Kaisern zusammenberufen, hätten dieselben als Vorsitzende und Vertreter der Einheit der Kirche nicht den Papst gehabt, sondern einen Alexander von Alexandrien, einen Eustathius von Antiochien, einen Hosius von Cordoba &c. Der Primat Petri inmitten der Apostel hänge keineswegs mit der (angeblichen) apostolischen Succession der Bischöfe des römischen Staats zusammen. Andere Kirchen, zumal die von Antiochien, könnten weit gegründete Ansprüche auf Petrum als ihren Stifter erheben; auch scheine Paulus nicht weniger, ja eher mehr als Petrus, die Quelle der römischen Succession gewesen zu sein. Könne übrigens Petrus wirklich als Primas Ecclesiae gelten? mehr als Jacobus, Johannes, oder Paulus? Es sei dies mindestens sehr zweifelhaft. „Caput et Princeps Apostolorum“ sei der Titel, den Augustin dem Ap. Paulus gebe; und Ambrosius sagt ausdrücklich; — „nec Paulus inferior Petri“, dergleichen daß Paulus „nemini secundus“ sei (de Spir. Sanct. 2, 13). Auch wisse man aus den Decreten des Konzils von Chalcedon, wie man bis dahin darauf gekommen, den Papst als ersten Patriarchen der Kirche anzu-

sehen; in dem 28. Canon dieses Konzils heiße es: „die Väter ertheilten der alten Roma mit Recht einen Ehrenvorzug, weil es die kaiserliche Stadt war“ (*δια τὸ βασιλεῖον τὴν πόλιν ἐκείνην*). Rom sei mit anderen Worten die Hauptstadt des römischen Reichs gewesen und daher hätte der Bischof von Rom mit Bewilligung der anderen Bischöfe den Vorrang als erster Patriarch erhalten; später aber, als Constantinopel zur Hauptstadt des Reichs geworden, habe der Bischof von Constantinopel durch gleiche Bewilligung der Väter gleiche Privilegien (*τὰ ἰσα προεβόλα*) erhalten. Demgemäß habe der Codex Justinianus die byzantinische Kirche das Haupt aller anderen Kirchen genannt — „Constantinopolitana Ecclesia omnium aliarum est caput“ — (Cod. J., tit. 3. c. 24). Es habe also der einstige Vorrang des Papstes als eines Patriarchen der Patriarchen aufgehört, sobald als Rom kaiserliche Hauptstadt zu sein aufhörte. Da nun das weltgeschichtliche Kaiserreich nicht länger existire, — da Rom zum Sitze einer europäischen Macht dritten Ranges geworden sei und da die Chalcedonensischen Väter schon im Jahre 451 dem byzantinischen wie dem römischen Patriarchen gleichen Vorrang ertheilt hätten, müsse es als selbstverständlich gelten, daß der Papst weder erster Patriarch noch Vertreter der Einheit der Kirche sein könne.

Unserem Urtheil nach räumt Dr. Biber auch schon damit der röm. Kirche zu viel ein, wenn er den Papst als Patriarch der occidentalischen Kirche bezeichnet. Denn wann wurde er zum Patriarchen der abendländischen Kirche? Wer ertheilte ihm eine so außerordentliche Würde? Ein Patriarch war, im Unterschiede von einem Metropolit, ein solcher Oberbischof, der mehrere Provinzen verwaltete, der kirchliche Regierer einer kaiserlichen Diocese (*διοκρησις*), die mehrere Provinzen in sich befaßte. Im Orient gab es sieben solcher Diocesen, im Abendlande ebenso viele, es hatte die alt-katholische Kirche demzufolge auch sieben morgenländische und sieben abendländische Patriarchate, deren das römische eben bloß eins war. Die sieben abendländischen Patriarchate waren: 1. Das Römische, das laut dem Zeugnisse Ruffins um d. J. 400 „non alias quam suburbicarias provincias aut ecclesias“ umfaßte; 2. Das Oberitalische oder Mailändische; 3. Das Afrikanische; 4. Das Syrische, später dem Patriarchat von Constantinopel hinzugefügt; 5. Das Gallikanische; 6. Das Spanische; 7. Das Britische oder Anglikanische. So sehen wir, daß der Papst Patriarch war nicht der ganzen abendländischen Kirche, sondern nur der römischen Diocese oder der subur-

bicarischen Provinzen, und daß er als Patriarch lediglich eine sechs anderen abendländischen patriarchalischen Primaten coordinirte Autorität besaß. Primas der gesammten abendländischen Kirche war er also nicht, ist er nicht, und wird er nie werden. Die gallikanische Kirche hat freilich leider ihre ursprüngliche Unabhängigkeit aufgeopfert und ist unter Darangabe ihrer gallikanischen Eigenthümlichkeit römisch, ja knechtisch-papistisch geworden.*) Aber die anglikanische Kirche, getragen von stärkerem und edlerem Bewußtsein ihrer ursprünglichen Antiochephalie und Autonomie, hat niemals und zu keiner Zeit ganz aufgehört, gegen die Annahmen und Usurpationen des Papstthums zu protestiren; sie hat zur Zeit der sogenannten Reformation nicht mehr als ihre ursprüngliche und eigne Unabhängigkeit wieder hergestellt. Selbst Barnes, ein römischer Schriftsteller, (Cath. Rom. Pacif. § 3.) sagt hierüber: „Insula Britannia gavisata est olim privilegio Cyprio. Hoc autem privilegium cum tempore Henrici Octavi totius regni consensu fuerit restitutum, videtur pacis ergo retineri debere absque schismatis ullius notâ“. In England und Wallis gab es (nach Bingham, Antiquit. IX. vi. 20) zur Zeit der angelsächsischen Invasion a. d. 449 — also hundert und fünfzig Jahre vor der Mission der hl. Augustin — mehr Bischöfe als gegenwärtig; es gab damals acht Bisthümer in Wallis allein. Mit einem Worte: Großbritannien hat nie einen Bestandtheil des Patriarchats von Rom gebildet, sondern es hatte als Patriarchen zuerst den Primas der britanischen Diöcese, dann den Erzbischof von Caerleon, letztlich den Erzbischof von Canterbury. Ja auch Pabst Urban II. auf dem Konzil von Bari (1098) betrachtete einen Anselmus von Canterbury als seines Gleichen und erklärte ihn für den Apostolicus und Patriarch und Papa alterius orbis (s. Guil. Malmesbur. de Gestis Pontif. Angl. p. 223). Auch behauptet Anselmus selbst (in seinem Leben des hl. Augustinus), daß Augustin, als er nach seiner zu Arles empfangenen Weihe zurückkehrte, dem englischen Volk „primarium Patriarcham und das Patriarchale patrocinium“ wiederherstellte (s. Opera, ed. Venet. p. 329).

Es kann daher nicht bezweifelt werden**) daß von der Urzeit her ein Patriarchat in Großbritannien existirte und daß dieses große anglikanische Patriarchat existirt, und als kirch-

licher Primat des weltumfassenden britanischen Reichs eine glänzende Zukunft vor sich hat. Wir müssen daher der Darlegung des Herrn Dr. Viber, wonach der Pabst Patriarch der ganzen abendländischen Kirche wäre, aufs allerentschiedenste widersprechen. — Abgesehen von diesen Einseitigkeiten haben jedoch beide Verfasser ein Jeder, in seiner Art, schätzbare Beiträge zur kirchlichen Fremt der Gegenwart geliefert, und wir freuen uns, bei dieser Gelegenheit, die obige Schrift, wie überhaupt die Veröffentlichungen der „Anglo-Continental Society“ (Verlagshandlung Rivingtons & Co. London) auch deutschen Lesern bestens empfehlen zu können.

Dr. C.

Dreihundsechzig Sätze vom Einfluß der Aenderung in der Lehre einer Religions-Gesellschaft auf deren Rechtsverhältnisse. 20 S. Nürnberg, 1872. Lfhe. 3 fgr.

Der Verfasser behandelt in drei Theilen den von ihm gewählten Stoff. In Theil I A. weist er aus der Praxis nach, daß die Stellung einer Religionsgesellschaft im Staate wesentlich von ihrer Lehre und Verfassung abhängt. Er beruft sich dabei besonders auf die Geschichte der katholischen Kirche in Baiern (wie denn überhaupt diese Thesen vorzüglich auf dieses Land Bezug haben sollen) und auch auf die Katholiken-Emancipation in England. Die Katholiken sind in England gleich berechtigt gemacht, d. h. zu gewissen Staatsämtern und zum Parlament zugelassen worden, nachdem ihre Bischöfe unter andern auch beschworen hatten, daß die Infallibilität des Papstes nicht Kirchenlehre sei. In Th. I. B. wird theoretisch nachgewiesen, wie die Aenderung der Lehre und Verfassung in der Kirchengemeinschaft diese selbst zu einer andern mache und somit den Staat in die Nothwendigkeit versetze erst zu prüfen, ob diese neue Gemeinschaft nicht staatsgefährlich sei. Hierbei wird in schöner Weise betont, wie die Kirche nicht mit äußerer Gewalt, sondern mit Gebet, Geduld, Standhaftigkeit um Gottes Wort streiten soll; andererseits aber wird auch die Pflicht des Staates betont, die Interessen der Kirche zu schützen, wie er das Interesse aller seiner Glieder wahrnehmen müsse. Theil II. zeigt, daß die Infallibilitätslehre eine Aenderung sei, ja, daß sie für den Staat bedrohlich sei, da sie den Einfluß des Papstes dem göttlichen beinahe gleichstellt, und die Päbste durch ihren Einfluß Revolutionen hervorgerufen haben. Auch der letzte Pabst, Pius IX., habe politisch schädlichen Einfluß geübt, der ihm selbst end-

*) Aber nicht auch die die maländische, die afrikanische, die spanische? — D. R.

**) ? — D. R.

lich die weltliche Herrschaft genommen habe. In Theil III. zieht Verfasser Folgerungen, wie der Staat nach den bestehenden bairischen Landesgesetzen sich zur jetzigen katholischen Kirche zu verhalten habe. Er fordert für die der katholischen Lehre Treuegebliebenen den Schutz des Staates; zu der Benützung der Kirchen sollen beide Parteien Recht haben, weil keine Partei die ganze römische Kirche, sondern jede nur einen Theil derselben repräsentire, indem die eine den alten Glauben, die andere den Papst und damit die Verfassung der Kirche festhalte. Bei einer Aenderung der Gesetzgebung ist nicht die Stellung des Staates zur lutherischen, sondern nur die zur katholischen Kirche zu ändern, weil nur die letztere selbst sich geändert hat, und sei dies besonders bei der Schulfrage zu berücksichtigen.

Das Schriftchen ist anregend und von entschieden gläubigen Standpunkt geschrieben und verdient auch in Preußen gelesen zu werden.

P.

R.

1. Der preussische Staat und die Kirche.

Separatabdruck aus der allgemeinen evangelisch-lutherischen Kirchenzeitung. Dörsfling, und Francke. Leipzig. 10 Sgr.

2. Krabbe, Otto, Dr., Consistorialrath, ord. Professor und Universitätsprediger zu Rostock. Wider die gegenwärtige Richtung des Staatslebens im Verhältniß zur Kirche, ein Zeugniß. Rostock. Stillersche Hofbuchhandlung. 25 Sgr.

So verschieden diese beiden Schriften auch unter sich sein mögen, das haben sie gemeinsam, durch die neue Gesetzgebung des preussischen Staats hervorgerufen zu sein und sich mit Energie gegen dieselbe zu erklären, weshalb wir sie auch wohl in der Anzeige zusammenfassen dürfen. Es hat ein eigenes historisches Interesse, die auseinander gehende Stellung der Kirchen und kirchlichen Richtungen gegenüber der neuen Gesetzgebung zu verfolgen. Die römisch-katholische Kirche zeigt das Bild einer großen starken Unanimität, vom Papst herab bis zu dem geringsten Wahlmann, welcher, der Eingebung seines Priesters folgend, die Centrumsfraction durch seine Stimmabgabe zu verstärken sucht, weil die heiligste Religion bedroht ist. Diese Unanimität ist schroffer Gegensatz gegen die in jener Gesetzgebung zu Tage tretende Stellung des omnipotenten und infallibeln Staates. Auf lutherisch kirchlichem Gebiet ist der Gegensatz zwar nicht ganz einstimmig, aber immerhin entschieden genug.

Nicht ganz, sage ich. Es ist bekannt, daß es in Bayern eine Partei oder Richtung giebt, welche um des Kampfes gegen den Ultramontanismus willen die Gesetze gut heißt. Auch der Kirchenrechtslehrer Mejer in Rostock, welcher freilich im Rath des preussischen Cultusministers gewesen sein soll, hat seine Stimme für dieselben erhoben. Dagegen der Oberkirchenrath Dr. Kliefoth, welcher als Verfasser der zuerst angezogenen Schrift gilt, Professor Consistorialrath Krabbe und die ganze (?) noch irgendwie confessionell gerichtete Geistlichkeit Norddeutschlands ohne Unterschied der Provinz sehen an den neuen Gesetzen ein Unheil oder doch eine ernste Gefahr für die evangelische Kirche ebenso gut als für die katholische, wenn schon die Tendenz für den Moment mehr gegen letztere gehe. Auf den Gebieten, wo das unire Bewußtsein das confessionelle überwiegt, ist man naturgemäß eher geneigt, mit der Regierung zu gehen und den Krieg gegen Rom ohne Bedenken aufzunehmen: die neue evangelische Kirchenzeitung ist die begeistertste Wortführerin dieser Auffassung. Von den weiter nach links hin gehenden Stellungen dürfen wir wohl absehen; für sie liegt im Hintergrunde immer die Gleichberechtigung mit der gläubigen Richtung, oder vielmehr die Unterdrückung der letzteren durch staatliche Gewalt und Majoritäten; dagegen verschwindet alles Andere. Jetzt, wo die Gesetze parlamentarisch perfect geworden sind und die königliche Vollziehung erlangt haben, ist der Kampf da, ein Kampf, dem wir nicht ohne bange Sorge für die Kirche, für den Staat, für das ganze Reich zusehen. Es ist in der That ein schweres Verhängniß, daß die deutsche Nation ihre beste Kraft in diesem Kampfe zusetzen muß, der fast geeignet scheint, uns in die Zustände des dreißigjährigen Krieges zurück zu versetzen (?). — Viele haben in diesen letzten Wochen ein Bedürfniß nach Aufklärung gehabt. Es ist das ja wohl verständlich. Einmal hat sich der Kampf überraschend schnell entwickelt. Und vergebens sucht man in den amtlich publicirten Motiven der Gesetze nach den Motiven für die Gesetze. Etwas mehr Ausbeute gewähren die Neben, welche bei den Verhandlungen gehalten. Aber genügend ist es, dünkt mich, nicht dargelegt, warum der Staat jetzt gerade in diesen Kampf eingetreten. Anlässen sind eben noch keine Beweise. Infallibilitätsdogma und Centrumsfraction — nun ja, da liegen Anlässe, aber ob hinreichend begründete, ob ausreichende zu solchen Maßregeln? Seitdem freilich die Staatsgewalt sich den Einflüssen des Liberalismus, der die Kirche nicht versteht, der sie haßt, der sie, wenn es nur anginge, unterdrücken und vernichten möchte, hingegeben hat, seitdem ward

dieser Kampf eine Nothwendigkeit: die Staatsgewalt folgt den Trieben der Richtung, welcher sie sich erschlossen hat. Dies ist nur ein Anfang. Der Cultusminister selber hat eine fortschreitende Gesetzgebung in Aussicht gestellt, in Verbindung mit der Versicherung, man wolle ja der evangelischen Kirche eigentlich nichts zu Leide thun, man habe sie einstweilen nur um der Parität willen mit unter diese Gesetze befaßt. Viele verlassen sich vertrauensvoll auf diese Zusicherung. Persönliche Pietät thut auch das Ihre dazu, namentlich dem Ministerpräsidenten von Noon gegenüber: man kann nicht glauben, daß solche Männer die Kirche schädigen wollen, u. Sochem Bedürfnisse nach Aufklärung suchen die beiden oben angeführten Broschüren, jede in eigener Art entgegen zu kommen. Kliefoth, um mich kurz auszudrücken, giebt eine Kritik der Gesetze, wie man es von ihm gewohnt ist, scharf, schneidig, die Consequenz für das kirchliche Leben mit unerbittlicher Logik darstellend. Der Schlussartitel greift weiter aus, er hat etwas Vernichtendes. Die Artikel haben darum auch ein gerechtes Aufsehn in weitesten Kreisen gemacht, sie sind in die Debatte verflochten, sie haben aber auch zugleich den ganzen Widerwillen der liberalen kirchlichen Richtung auf sich geladen. Krabbe's Schrift ist etwas später gekommen. Sie verfährt mehr principiell. Sie greift zurück auf die Bildung des heutigen Staatslebens und auf die rechtliche Stellung der lutherischen Kirche; sie weist nach, welcherlei Schädigungen dieser Rechtsbestand schon früher erfahren habe. Sie zieht den Kanzelparagraphen und das Schulaufsichtsgesetz mit in Betracht und führt aus, daß die neuesten Gesetze nur ein Glied in der Kette seien. Sie tritt für die Aufrechterhaltung der Volkskirche und des landesherrlichen Summeepiscopats ein und hält dem deutschen Parlamentarismus das beschämende Bild des nordamerikanischen Parlamentarismus entgegen, welcher letztere viel mehr Raum habe für christliche Gesichtspunkte und Zeugnisse. Sie schliefst mit der Aufforderung, direct oder indirect einen Einfluß innerhalb des Parlamentarismus zu gewinnen, was ja freilich ohne ein Hinübertreten der Geistlichen auf das politische Gebiet nicht vollziehbar sein dürfte. Hier liegt der schwierigste Punkt für die Pastoren. Sollte es wieder zu einer conservativen Partei im öffentlichen Leben kommen, so müßten die Pastoren, die Vertreter des kirchlichen Standpuncts, politisch thätig werden. Aber dieses Politisch-thätig-werden hat seine ernststen Bedenken. Wir würden Dr. Krabbe dankbar gewesen sein, wenn er diesen Punkt noch etwas näher ausgeführt, die Wege gezeigt, aber auch die durchaus nöthigen Schran-

ken ausgerichtet hätte. Jedenfalls werden die nächsten Jahre nicht leichte Jahre sein für die Kirche und ihre Diener. Jeder muß sich rüsten mit geistigen und geistlichen Waffen, und solche reichen ihm die beiden angezeigten Broschüren gar manche von erheblicher Stärke und Tüchtigkeit der. D.

Schmidt, Dr. phil. Dettmar, Diac. zu Rohren im Reg. Sachsen. Der Protestantenverein in zehn Briefen für und wider belendet und aus den Vereinsverhandlungen und den Schriften seiner Vertreter dargestellt. Gefrönte Preisschrift. 204 S. Gütersloh, 1873. C. Bertelsmann. 24 Jgr.

Zwei Brüder, der Ältere ein feingebildeter, scharf denkender und urtheilender Jurist (Dr. jur. und Staatsanwalt), der Jüngere neuangehender Landgeistlicher von Vermittlungstheologisch-speculativer und ebendarm etwas zum Protestantenverein hinneigender Richtung, tauschen in dem den Hauptinhalt d. Schrift bildenden Briefwechsel ihre Ansichten über Werth, Bedeutung und Berechtigung des gedachten Vereins einander aus. Der jugendliche Pastor in nicht mißzuverstehender Anspielung auf den gefeierten „Heiligen des Protestantenvereins“ mit dem Namen Richard bezeichnet — erklärt anfänglich, unter Kundgebung einer gewissen schwärmerischen Sympathie für die Ideen und Bestrebungen dieser Genossenschaft, seine Geneigtheit, einem Zweigvereine derselben, der sich kurz zuvor in der nahe benachbarten Stadt aufgethan, als Mitglied beizutreten, „um sich mit der Zeitbewegung in stetigem Connex, und seine Theologie in gehörigem Fluß zu erhalten.“ Der nüchternere ältere Bruder — um seiner Altgläubigkeit und seines bekenntnistreuen Eifers willen Martin genannt — warnt ihn vor. Ausführung des Vorhabens und redet ihm dasselbe allmählig aus, indem er zunächst seine „Grundlagen und Grundzüge“ einer scharfen Kritik vom schriftgläubigen Standpunkte aus unterwirft (Br. III, S. 12 ff.), weiterhin seine „wissenschaftliche Begründung und kirchliche Berechtigung“ bestreitet (Br. V, S. 42 ff.), endlich auch den „sittlichen Werth“ und die „praktische Bedeutung“ des Vereins mit gewichtigen Gründen in Zweifel zieht (Br. VII, S. 71 ff.). Er bewirkt durch diese Kritik zunächst zwar ziemlich erregten Widerspruch des Bruders, dann aber, besonders durch seine vom kirchenrechtlichen und kirchenpolitischen Gesichtspunkte aus geführten Angriffe wider die kirchliche Berechtigung des

Vereins, eine allmähliche Vossagung desselben von dem Gegenstande seiner Bewunderung, an dem er schließlich doch einige „Wahrheitsmomente“ (namentlich: Betonung der kosmischen Aufgabe des Christenthums, sorgsame Pflege und Würdigung des f. g. „unbewußten Christenthums“, dazu Geldendmachung des Postulats einer „zeitgemäßen Ausdrucks- und Darstellungsweise“ des kirchlichen Glaubens, wie ihn die Prediger und Seelsorger dermalen zu verkündigen haben) zu retten sucht. Das Vorhandensein dieser Wahrheitsmomente gibt ihm auch der juristische Kritiker bereitwillig zu (Br. X, S. 107 ff.), und damit, sowie mit Erklärung des Vorfalles, die ganze Correspondenz einschließlich einiger wissenschaftlicher Beilagen (I: Statuten des Protestantenvereins [S. 105], II. Geschichte des Protestantenvereins [S. 119 ff.], III. Protestantenvereinsliche Literatur [S. 145 ff.] auch unter Beifügung erläuternder Anmerkungen und Belege (S. 150—204) durch den Druck zu veröffentlichen, wird die Versöhnung widerhergestellt und die, nie-anders als im Geiste brüderlicher Liebe Controverse geführt geschlossen.

Man kann es vielleicht psychologisch unwahr oder unwahrscheinlich finden, daß der Widerspruch, zu welchem der Vertheidiger der protestantenvereinslichen Sache durch die zuweilen recht heißenden Angriffe des älteren Bruders gereizt wird, sich nirgends bis zu eigentlicher Bitterkeit steigert und daß seine Umstimmung mehr sprung- als nur schrittweise erfolgt (s. besonders S. 61 ff.) — welcher letztere Uebelstand vielleicht durch Vertheilung des gesammten Materials auf eine größere Zahl von Briefen (also etwa 12—14 statt nur 10) zu beseitigen gewesen wäre. Im Großen und Ganzen jedoch wird man weder der Anlage, noch der Ausführung des Büchleins Geist, Geschick und Gewandtheit absprechen können, vielmehr, selbst bei theilweisem Gegensatz zur kirchlichen Haltung und theologischen Tendenz des Verfassers, seiner Leistung das Lob ertheilen müssen, daß die dialogische Entwicklung, welche den Inhalt der 10 Briefe bildet, fast durchweg und ununterbrochen das Interesse eines spannenden Romans für sich in Anspruch nimmt, während die beigegebenen Anhänge und Noten dem wissenschaftlich-kritischen Bedürfnisse auf das dankenswertheste entgegenkommen und den Werth des Ganzen über die Bedeutung einer bloßen Gelegenheitsbrochüre erhöhen. Nicht wenige der in dem Büchlein enthaltenen zeitgeschichtlichen Charakteristiken und Beurtheilungen des Pro-

testantenvereins nach seinem wahren Werth und Wesen verdienen geradezu als meisterhaft bezeichnet zu werden. So die auf S. 32, wo derselbe im Gegensatz zu seiner landläufigen Verherrlichung als „Bahnbrecher einer neuen Zeit“ vielmehr als deren „Zahn- und Zaunbrecher“ bezeichnet, und ihm vorgeworfen wird, daß er, statt „der Träger einer zeitgemäßen kirchlichen Fortentwicklung“ zu sein, sich nur als den Schleppenträger eines stolzen Geschlechtes, das sich mit seiner so herrlich weit gebrachten Culturentwicklung brüste,“ zu erkennen gebe, nicht minder daß er, statt als „Vorläufer einer zweiten Reformation,“ vielmehr nur als „Nachfolger der ersten“ erscheine, „welche zu wiederholen es ihm doch an Zeit und an Kraft gebreche,“ u. s. f. Dergleichen die Kritik der protestantenvereinslichen Umformung und modernisirenden Zurechtstufung des evangelischen Rechtfertigungs- und Glaubensbegriffes auf S. 80 ff., wonach aus der apostolischen Vorschrift: „Glaube an den Herrn Jesum Christum!“ (Apg. 16, 31) ein bloßes „Glaube!“ oder: „Glaube, was dir beliebt, wieviel du dir aneignen kannst, was dir plausibel dünkt (— denn auf das Object des Glaubens komme es gar nicht an)“ gemacht werde. Nicht minder die Beleuchtung des Verhältnisses der unionistischen Vermittlungstheologie zu der des Protestantenvereins auf S. 92 f., wo es u. a. mit Bezug auf die erstere heißt: „So viel Unklarheit der kirchlichen Verhältnisse sie auch verschuldet haben mag, so hat sie sich doch, wenn man den officiellen Erklärungen glauben darf, den Boden der reformatorischen Bekenntnisse noch nicht unter den Füßen wegziehen lassen, oder wenigstens an den Hauptprincipien der Reformation festgehalten; aber der Protestantenverein hat auch diese längst aufgegeben, und treibt nur noch mit ihren Sandalen, aus denen er mit anerkennungswerthem Geschick Standale fertigt, ein loses Spiel“ 2c. — Auch bei einem geringeren Reichthum an solchen und ähnlichen Kraftstellen, deren wir noch viel mehrere herauszuheben im Stande wären, würde die Schrift den Namen einer gebiengen, gleich billigen und friedliebenden wie kräftigen und wahrheitsliebenden Kritik der Behauptungen und Bestrebungen ihres Beurtheilungsobjects verdienen. Ihre in Gemäßheit des bekannten Preis-Ausschreibens vom April 1872 erfolgte Krönung seitens der Redaction des „Beweis des Glaubens“ erscheint sonach als in jedem Betrachtle wohl motivirt und gerechtfertigt. X.

Geschichte.

Schneider, P. Der Krieg der Triple-Allianz (Kaiserthum Brasilien, Argentinische Konföderation und Republik Banda Oriental del Uruguay) gegen die Regierung der Republik Paraguay. Band II. Mit zwei großen Karten in Buntdruck. Berlin. V. Behr'sche Buchh. 3 thlr.

Dieser Band enthält Kapitel 10—21 des ganzen Werkes und zeichnet sich wie der erste Band durch gerechtes Urtheil, klare Schilderung und fesselnde Darstellung aus. Einzelne Kapitel wie besonders Kapitel 17 und 18 zeichnen sich durch ergreifende Diktion aus und gewähren einen edleren Genuß, als die Lektüre eines spannenden Romans. Geschichte, Naturschilderung, Reisebeschreibung und die tiefgehendsten Kämpfe der Menschenseele treten zu gleicher Zeit dem Leser nahe. Kapitel 10 enthält „die Kämpfe im Mai 1866.“ Mit dem forcierten Uebergang über den Parana glaubten die Allirten nicht allein selbst, sondern ganz Südamerika glaubte den entscheidenden Schritt geschehen. Noch nie war ein so zahlreiches Heer in einen südamerikanischen Staat eingefallen noch nie hatte eine so zahlreiche und wohlausgerüstete Flotte die Plata-Gewässer und ihre Zuflüsse beherrscht, als in diesem Augenblicke. Es schien nur noch der raschen Ueberwältigung Humaita's zu bedürfen, um ungehindert bis zur feindlichen Hauptstadt zu marschiren, dort die Absetzung und Verbannung des Diktators Lopez zu dictiren und somit dem Krieg ein Ende zu machen. Aber die vollständige Unbekanntschaft mit dem außerordentlich schwierigen Terrain wirkte lähmend auf die strategische Situation der Allirten. Auch hielt man Humaita für ein Sebastopol, Gibraltar und Coblenz, dem man sich nur mit größter Vorsicht nähern dürfe. Endlich täuschte die Hoffnung, die Paraguay's würden, wenn das allirte Heer nur erst auf dem Boden ihrer Republik stände in hellen Haufen den Supremo (Lopez) verlassen und sich der Invasion anschließen. Im Lager der Paraguay's herrschte gleiche Unentschlossenheit. Der Marshall-Präsident rechnete nicht mehr auf seine Flotte. Er desarmirte sie theilweise, ließ die Geschütze derselben auf den Wällen von Humaita, Curupaity und Curuzu aufstellen und behielt nur einige Schiffe in Dienst. Dabei mußte die Aushebung der Rekruten gesteigert und Papier-Geld nach Bedürf-

niß gedruckt werden, denn außer in dem Privat-Vermögen der Familie Lopez hatte baares Geld sich schon um diese Zeit fast ganz aus dem Verkehr zurückgezogen. In diese Zeit fällt die Schlacht bei Tuyuti, jedenfalls die größte, welche überhaupt in Südamerika bis dahin geschlagen worden war. Es war dieser Offensiv-Stoß des Marshall-Präsidenten eine Uebereilung. 3000 todte Paraguay's lagen vor der brasilianischen Stellung, nach andern Berichten bedeckten ihrer 6000 das Schlachtfeld. Kein noch zum Kampf fähiger Paraguay verlangte Pardon. Sie fochten für ihren Supremo und ihre National-Ehre mit einer Erbitterung und Todesverachtung, die selbst ihre Gegner zur Bewunderung hinriß. — Das 11. Kapitel führt die Ueberschrift „Yataiti Cora und Potreiro Sauce.“ Es läßt sich nicht genügend erklären, weshalb nach dem entscheidenden Schlag von Tuyuti die Allirten nicht vorgingen und die Paraguay's nicht in ihre Festung Humaita zurückwarfen. Allerdings wird über einen schlechten Gesundheitszustand namentlich aller Rekruten berichtet. Die Krankheitserscheinungen waren so unheimlicher Natur, daß sie die später wirklich ausbrechende Cholera schon damals in Aussicht stellten. Der Bericht des Generals Osorio, der vom Commando der brasilianischen Truppen um diese Zeit zurücktrat, spricht von 10000 Mann in den Lazarethen. Auch der Marshall-Präsident mußte nach den schweren Verlusten des Mai die äußersten Anstrengungen machen, seine Truppen neu zu organisiren, und man kann ihm für das, was er bis Mitte Juli in dieser Beziehung erreichte, die Bewunderung nicht versagen. Der nach Assuncion geslagene Befehl, Verstärkung zu senden, brachte ihm sofort 6000 Mann, — Sklaven nennt sie Thompson. Auch einige hundert Mann Indianer vom Tribus der Pahagua's kamen, welche freiwillig ihre Dienste anboten und als besonders kräftig in die Festungs-Artillerie eingestellt wurden. Von diesen Pahagua's sagt Thompson: „Diese Indianer leben in dem am besten angebauten Theile Paraguay's, am Ufer des Paraguay bei Assuncion, halten sich aber durchaus abgesondert von der Paraguay'schen Bevölkerung und sprechen eine durchaus andre nur aus Gurgellauten bestehende Sprache. Ihre Nahrung besteht ausschließlich in Fischen und Crocodilen, die sie mit Speeren stechen. Sie sind meist Trunkenbolde und gestatten ihren Familien nur zwei Kinder, das dritte tödten sie gleich bei der Geburt. Kein Pahagua lächelt jemals, sondern ist immer ernst und feierlich. Früher waren sie ein mächtiger Stamm, gehen aber dem Aussterben entgegen, so daß auch ihre Sprache bald vollständig

verschwinden wird. In der Armee waren sie als ehrlich und treu bekannt.“ Bei beiden Armeen trat ein großer Mangel an Pferden ein. Die Allirten mußten jedes Bund Heu erst zu Schiffe und dann auf Karren von weit her transportiren und auch bei den Paraguay's fehlte es an Futter, denn das Gras der Lagunen war scharf und sauer, also Krankheiten und Falleri der Pferde häufig. Große Thätigkeit für Pferde-Vieferung entwickelte die Regierung zu Buenos-Ayres. Zunächst halfen Ankäufe in der pferdereichen Provinz Entre-Rios, als aber auch diese nicht ausreichen wollten, erklärte die Konföderation alle Pferde für National-Eigenthum. Bis zum 10. und 11. Juli geschah nichts Erwähnenswerthes. Die an diesen Tagen stattfindenden Angriffe der Paraguay's bei Yataiti Cora waren nur Demonstrationen mit gleichen Verlusten auf beiden Seiten. Die Gefechte am Rande des Potrero Sauce vom 12.—18. Juli endeten nach paraguay'schen Berichten in der Art, daß die Allirten 5000 Mann einbüßten, während die Paraguay's 2500 Tode und Verwundete verloren. Wieder war der Erfolg kein entscheidender gewesen. Die Allirten hatten zwar eine Gefahr beseitigt und einige hundert Schritte Terrain gewonnen, aber in der Stellung beider Theile war eigentlich nichts geändert. Der abermalige Verlust von einigen tausend Mann hatte eben nur erkennen lassen, daß hinter der ersten Linie der Paraguay'schen Retranchements sich eine zweite erhob, die den schmalen Landrücken zwischen dem Piris- und Rozas-See, — den einzigen Weg nach Humaita — ganz ebenso versperrte wie die erste, und der Gedanke lag schon nahe, daß der gelungene Sturm der zweiten eine dritte entdecken lassen werde; die außerordentliche Geschicklichkeit und Thätigkeit der Paraguay's in rascher Befestigung ließ wenigstens annehmen, daß sie sich aufs Aeußerste anstrengen würden, um die Annäherungen an Humaita selbst zu verzögern. — Kapitel 12 schildert die Unternehmungen gegen „Curuzu und Curupaity.“ Das Fort Curuzu (Kreuz-Fort) lag in gerader Linie und im Vogelflug eine deutsche Meile südwestlich von Humaita; auf dem Wasserwege durch die starke Windung des Stroms sehr viel weiter. Es bestand in einem starken Erdwerke mit tiefem Graben und starken Verhaun auf dem Glacis und war mit 13 Geschützen nach der Flußseite hin armirt, deren Caliber von 24 bis zu 68 Pfundern ging. Es war von den Paraguay's nur gegen die Flotte erbaut, einen Angriff von der Landseite hatte man nicht für wahrscheinlich gehalten. Das Fort hatte 4 Bastions und war der Wald ringsumher auf Schußweite nieder-

gelegt. Besetzt war es mit 700 Mann aus-
gesuchter Soldaten, welche Lopez von Curumba aus Matogrosso hatte kommen lassen und welche gleich die sämmtlichen brasilianischen Einwohner von Curumba hatten als Geißeln mitbringen müssen. Man brachte sie nach Assuncion, wo sie im tiefsten Elend lebten und noch während des Krieges sämmtlich starben. Auch 1800 Mann sonstiger Infanterie und Artillerie befanden sich im Fort. 8300 Mann der Verbündeten landeten am 2. September eine halbe Legua südlich vom Fort. Am 3. wurde das Fort genommen, die fliehenden Paraguay's verloren 800 Tode, aber nur 30 Gefangene. Die Brasilianer hatten 773 Mann eingebüßt, darunter 59 Offiziere. Todt waren indeß nur 10 Offiziere und 125 Gemeine. Lopez ließ den Major des aus Matogrosso herbeigezogenen Bataillons Sayas in Ketten legen, jeden zehnten Mann desselben todtschießen und die übrige Mannschaft in andre Bataillone vertheilen. Da er indeß das Gefährliche seiner Lage einsah, so suchte er eine Unterredung mit General Mitre, dem Oberbefehlshaber der Verbündeten nach. Diese fand am 12. September statt, sie dauerte vier Stunden, der orientalische General Flores nahm daran theil, der brasilianische General Polydoro dagegen nicht. Mitre und Lopez wechselten zum Andenken ihre Reitpeitschen, doch da der feste Wille Brasiliens nicht zu erschüttern war, so hatte die Unterredung keinen Erfolg. Es folgte nun der für die Verbündeten unglückliche Angriff auf Curupaity den 22. September, bei welchem sie 9000 Tode und Verwundete hatten, während viele Waffen in die Hände der Paraguay's fielen. Die argentinische Division kehrte mit Mitre nach Uruguay zurück, während Porto Alegre mit 8000 Brasilianern in Curuzu zurückblieb und keinen Angriff weiter wagte. Es folgte nun ein Stillstand von 10 Monaten in den Kriegshandlungen. — Kapitel 13 behandelt „diplomatische Einflüsse.“ Die ganz abnorme Erscheinung einer Allianz zwischen der einzigen Monarchie und zwei Republiken Süd-Amerika's gegen eine dritte, die sich bisher jeder Einmischung in politische und Interessen-Kämpfe enthalten, mußte große Bewegung unter den Diplomaten hervorrufen. Das diplomatische Corps, welches sich auf Flottenstationen Englands, Frankreichs, Italiens und Nordamerika's stützen konnte, hatte entschiedene Neigung den Krieg zu verhindern. Wie das Testament Peter's des Großen in Europa, so ist die Eroberungs- und Vergrößerungslust Brasiliens trotz aller Einsprache zu einer Tradition geworden, der alle andern politischen Berechnungen sich unterordnen. Darum war weder

Frankreich, das ohne Grund ein in Toulon gebautes brasilianisches Kriegsschiff mit Beschlag belegen wollte, nach England, welches listig bei der Unerfahrenheit des orientalischen Ministers de Casiro sich in den Besitz des geheim gehaltenen Triple-Allianz-Traktates setzte, den Verbündeten geneigt. Auch Peru, Chile und die vereinigten Staaten von Columbien protestirten gegen den Krieg. Besonders aber trat Nord-Amerika am 21. Januar 1867 durch eine Note zu Gunsten Paraguays auf. — Das 14. Kapitel hat die Ueberschrift „von Tuyuti nach Tuyucue.“ In demselben Maße wie die Allirten das Vertrauen verloren zu haben schienen, wuchs es nach dem Erfolg von Curupaity bei den Paraguays. Sie arbeiteten an einer stärkeren Befestigung Curupaity's und der Rojas-Linie. Indes brach im Mai 1867 die Cholera bei den Paraguays aus. Auch Lopez war aus Furcht vor der Cholera einige Tage krank. Ihr gegenüber fühlte er sich trotz seiner sonstigen Allmacht ohnmächtig. Sämmtlichen Ärzten wurde verboten, das Wort Cholera auszusprechen. Die Todesfälle stiegen im Lager täglich auf 50 und auch im ganzen Lande forderte die Seuche Opfer. Sehr viele Weiber befanden sich bei der Armee, welche, als fast keine Kleidung mehr für die Soldaten zu beschaffen war, mit Weben beschäftigt wurden. Der empfindlichste Mangel für die Soldaten war Salz. Ebenso war auch die Pulverbereitung schwierig. Die Disciplin ließ trotz der Noth keinen Augenblick nach. Bei den Brasilianern wurde Mitte Oktober 1866 Marquez de Caxias zum Höchstkommandirenden ernannt und er trat am 20. November bei der Armee ein. Leider trat auch hier die Cholera auf, so daß von den bei Curuzu stehenden Truppen 4000 Mann krank wurden, und von diesen starben 2400, darunter 87 Offiziere. Die morastige Umgegend scheint hier besonders mörderisch eingewirkt zu haben, weshalb diese Position schon am 29. Mai aufgegeben wurde. In dem Tuyuti-Lager war die Zahl der Erkrankungen im Mai auch schon auf 11000 gewachsen. Der argentinische Oberbefehlshaber Mitre mußte auf einige Zeit nach Buenos-Ayres zurückkehren, weil im Staate Mendoza, dem westlichsten der Konföderation, Unruhen ausgebrochen waren. — Das 15. Kapitel beschäftigt sich mit der „Argentinischen Konföderation.“ Eine Geschichte des Landes und seiner Partheien giebt nichts Neues. Was darüber gesagt werden kann, findet sich ja am Vollständigsten im Buche von Luis L. Dominguez „Historia argentina“ (Buenos Aires 1861) und in Martin de Moursy: „Description Géographique et

Statistique de la Confédération Argentine“ (Paris. Tome Premier und Tome Deuxième 1860; Tome Troisième 1864). Die späteren Intriguen der Freunde des Lopez in Buenos-Ayres, die ihn für das beste Gegengewicht gegen die immer mächtiger werdende Stellung Brasiliens in Südamerika hielten und den Nationalhaß gegen die lusitanische Race mit der Opposition gegen Mitre, das Haupt der Parthei der Unionisten verbanden, werden, so weit sie auf den Krieg einwirkten, in diesem Kapitel gleichfalls besprochen. — Kapitel 16 führt dieselbe Ueberschrift wie Kapitel 17. Bis zum Juli 1867 dauerte die Unthätigkeit der Allirten. Zwar hatten mit Mitre 4000 Mann Argentinier die Armee verlassen, indes wurde die brasilianische Armee vom Mai 1866 bis Mai 1867 um 19,769 Mann nach und nach verstärkt. Auch in dieser Zeit fehlte es nicht an Friedensvermittlungen. So erschien Mitte März der Gesandte Nordamerikas in Paraguay, Mr. Washburne, im Hauptquartier der Allirten, ohne von seiner Regierung beauftragt zu sein. Im Juli 1867 wurde ein bedeutender Schritt vorwärts gethan. Man gewann die Position von Tuyucue und suchte dadurch die Festung Humaita von ihrer bis dahin ungehörten Kommunikation mit der Hauptstadt Assuncion abzuschneiden. Auch die Panzerflotte sollte am 15. August die Batterien von Curupaity passiren, um zwischen dieser und Humaita selbst eine Position näher an die Festung heran zu nehmen. Unter Hurrahs für den Kaiser und Brasilien gelang alles wohl. Lopez, der es sehr wohl erkannte, daß es sich jetzt nur um Humaita selbst handelte, war unansehnlich und in rascher Folge aus dem Traum gerüttelt, daß die Allirten ihre Kräfte vor Curupaity erschöpft hätten und ihre Kräfte vor den Rojas-Linien erschöpfen würden, ohne bis zur wirklichen Verrennung und Isolirung Humaita's zu gelangen. Vor Allem suchte er nun die Verbindung mit der Hauptstadt seines Landes offen zu erhalten. Keine seiner Maßnahmen verräth Unruhe oder Hoffnungslosigkeit, wie denn seine militairische Begabung im Unglück sich immer sehr viel glänzender zeigte. So wenig persönlichen Muth er zu haben schien, so viel Entschlossenheit und intellektueller Muth zeigte er in seinen Anordnungen. Die Nerven mögen ihm bei dem Pfeifen einer Kugel verlagert haben, der klare Blick versagte ihm nicht. — Kapitel 17 behandelt „die Expedition nach dem Plio Apa“ und Kapitel 18 „den Rückzug.“ Diese Kapitel sind wahre Perlen spannender anschaulicher Schilderung. Der Leser erlebt mit die Tage der Leiden armer Brasilianer in der Mitte eines unbe-

kannten Landes. Schon beim Beginn des Krieges lag es nämlich nahe, das Vorgehen des Hauptheeres der Allirten von Entre-Rios und Corrientes aus, gegen Süd-Paraguay, auch durch einen Einmarsch im Norden zu unterstützen und dadurch auch zugleich die brasilianische Provinz Mattogrosso von der feindlichen Occupation zu befreien. Zu diesem Zweck wurden in den Provinzen Minas Geraes und San Paulo Truppen zusammengezogen. Am 1. Januar 1867 erhielt der Oberst Carlos de Moraes Camisao das Commando und am 11. wurde aus Miranda abmarschirt. Man kam nach dem Flecken Rioac, welchen die Paraguayas 1866 im August verlassen hatten. Von hier aus wollte man den Krieg nach Paraguay hineinragen. Für seine Nachrichten über den Feind hatte Camisao eine vortreffliche Stütze an einem in dortiger Gegend angesiedelten brasilianischen Landwirth Lopez, der nachdem er 7 Jahre in Paraguay gewesen, sich beim Ausbruch des Krieges nach Mattogrosso zurückgezogen hatte. So rückte man aus, nicht ganz 1500 Mann stark. Am 18. April zeigten sich zuerst die Paraguay's, gingen aber einem Zusammentreffen aus dem Wege. Die Geschichte des bald nothwendig werdenden Rückzugs lieft sich wie eine Tragödie. Die Paraguay's tauchen auf und verschwinden, zünden bald hier bald dort weite Grasflächen an und ersticken fast die zurückkehrenden Brasilianer. Immer sind sie ihnen voraus; kommen die Brasilianer an einen Ort, an dem sie Lebensmittel zu finden glauben, so ist der Ort längst von den Feinden verbrannt. Der Hunger fängt an in der furchtbarsten Gestalt aufzutreten. Zahllose Kranke müssen getragen werden, da man die Lastochsen nach und nach schlachten muß. Die Cholera tritt auf und die wenigen Gesunden werden durch das Tragen der Cholera-Befallenen fast erschöpft. Einmal muß man 131 Cholera-Kranke zurücklassen. Man hatte eine Tafel bei ihnen aufgestellt mit der Aufschrift: „Gnade für die von der Cholera Befallenen.“ Bald hört man Gewehrschüsse und versteht, wie die Paraguay's Gnade verstehen. Oberstlieutenant Zuvencio liegt im Sterben, und als man dieses dem Oberst Camisao melden will, liegt er selbst ausgestreckt auf dem Rücken von Cholera befallen. An die Wenigen, die heimkehrten, erließ Major Goncalves den ehrendsten Tagesbefehl. Sie hatten alle Geschütze und Fahnen dem Vaterland erhalten. — Die letzten Kapitel führen uns bis zum Fall Humaita's nach 13 Monaten Belagerung.

B.

—h—

Dittmar, Dr. Heinrich. Die deutsche Geschichte in ihren wesentlichen Grundzügen und in einem übersichtlichen Zusammenhang. Siebente Auflage. Durchgesehen und bis auf die neueste Zeit fortgeführt von Dr. R. Abicht (Director des Gymnasiums zu Dels in Schl.). VII. u. 588 S. Heidelberg. Carl Winter. 1 1/3 thlr.

Die Vorzüge der Dittmar'schen deutschen Geschichte sind so allgemein anerkannt, daß neue Auflagen davon eben nur gemeldet, nicht eigentlich „angezeigt“ zu werden brauchen. Dieß gilt im Wesentlichen auch von der 7. Auflage, betreffs deren übrigens hervorzuheben ist, daß sie durch die sehr sorgfältig gearbeitete und verhältnismäßig ausführliche Fortführung von 1866 an bis herab zur Gegenwart, welche der Herausgeber, Director Abicht, ihr gewidmet, eine Vermehrung um nahezu 40 S. erfahren hat. Gleich der Fortsetzung geringeren Umfangs, welche Prof. W. Müll er als Herausgeber der 6. Auflage angefügt hatte (S. 525—538, die Zeit von 1859 bis 1867, oder vom Schlusse des österreichisch-italianischen Kriegs bis zur Gründung des Norddeutschen Bundes, handelnd), erscheint diese neueste Erweiterung dem Geiste und der gesammten Erzählungs- und Schreibweise des Buches trefflich angepaßt. Daß die Geschichte der Kriegsergebnisse von 1870/71 vielleicht etwas unverhältnismäßig ausführlich erzählt ist, findet genügende Entschuldigung in der gewaltigen Bedeutung dieser die politische Wiedergeburt Deutschlands vermittelnden großartigen Thatfachen.

Stake, Dr. Ludwig, Oberlehrer am R. Gymn. zu Rinteln. Erzählungen aus der römischen Geschichte in biographischer Form. Mit 2 Karten. Neunte Auflage. VIII u. 208 S. Oldenburg, Gerh. Stalling. 15 sgr. (Auch unter dem Titel: Erzählungen aus der alten Geschichte. II. Theil. 9. Auflage.)

Die Auswahl der in diesem Bändchen zusammengestellten biographischen Skizzen ist eine so vortreffliche, ihre Darstellungsform eine so geschickte, anziehende und zur ersten Einführung in die altrömische Geschichte wohlgeeignete, daß die zahlreichen Auflagen des Werkes hinreichend begreiflich erscheinen. Wir wünschen demselben auch in der vorliegenden 9. Ausgabe weite Verbreitung und fleißige Benützung in Schule und Haus.

Stoll, H. W., Professor am Gymnasium zu Weisburg. **Erzählungen aus der Geschichte.** Für Schule und Haus. Leipzig, 1872. 1873. B. G. Teubner. — Erstes Bändchen: Vorderasien und Griechenland, VI, 236 S. Zweites Bändchen: Römische Geschichte; IV, 190 S. Drittes Bändchen: Das Mittelalter: IV, 204 S. Viertes Bändchen: Von der Reformation bis zur französischen Revolution: IV, 220 S. jedes 15 sgr.

Daß der verdiente Verfasser der griech. und röm. Mythologie, der „Erzählungen aus der alten Welt“, der „Bilder aus dem altgriech. und dem altröm. Leben“, sein Erzählertalent jetzt auch zu einer Bearbeitung der Universalgeschichte in für das kindliche Auffassungsvermögen berechneten Charakterbildern zu verwerthen unternommen hat, verdient allen Beifall; und das in den vorl. 4 Bändchen (dem noch ein 5.: „Die französische Revolution und die neueste Zeit bis auf unsre Tage“ folgen soll) von ihm geleistete entspricht dem, was sich nach seinen früheren Publikationen von ihm erwarten läßt. Die und da freilich, besonders bei den neueren und der neuesten Zeit gewidmeten Partien, entsteht die Frage, ob Erzählungen aus diesen der Gegenwart so nahe liegenden und ein schon ziemlich gereiftes Interesse beanspruchenden Epochen sich mit wirklichem Erfolge dem kindlichen Anschauungsvermögen anpassen lassen, m. a. W.: ob hier nicht eine zusammenhängendere und pragmatischere Behandlungsweise besser angebracht sein würde? Immerhin wird es nicht an dankbaren jungen Lesern auch dieser späteren Partien fehlen, und dergleichen wird der Geschichtslehrer an niederen und höheren Schulen gerne auch aus diesen Proben des sinnigen und gewandten Erzählertalents Nutzen zu ziehen und Belehrung zu schöpfen suchen. X.

Heinrich Cassian's Weltgeschichte für höhere Töcherschulen und den Privatunterricht mit besonderer Berücksichtigung der Geschichte der Frauen. 3. Theil. Geschichte der neueren Zeit. 3. verb. Aufl. von Hermann Eben, Rector der Realschule zu Oberstein-Idar. gr. 8. 338 S. Mainz, 1873. C. G. Kunzes Nachfolger. 24 sgr.

Die in weiteren Kreisen bekannte und beliebte Weltgeschichte Cassian's hat an dem Obengenannten einen tüchtigen, seiner Auf-

gabe gewachsenen Herausgeber gefunden. Es galt hier, wie der Titel anzeigt, keineswegs eine quellenmäßige Darstellung der Geschichte zu liefern, sondern eine kurze, angenehm zu lesende und die Hauptfachen hervorhebende Erzählung. Diese Aufgabe ist hier in durchaus anziehender Weise gelöst, so daß das Buch seinem Zwecke in vollem Maße entspricht und besonders sehr geeignet ist zur anregenden Privatlectüre für heranwachsende Mädchen. Auch als Lehrbuch in der Hand der vielen Gouvernanten, deren unsre allgemeinerer und besserer Bildung zuerstrebbende Zeit bedarf, kann das vorliegende Buch in vorzüglicher Weise dienen. Wer den Unterricht in der neueren Geschichte ertheilt hat, der weiß, wie ungemein schwierig für den noch nicht genügend erfahrenen Lehrer die richtige Auswahl des überreichen Stoffes ist. Das hier angezeigte Werk bietet hierzu eine treffliche Handhabe, indem es geschickt sichtet und das Wesentliche ansprechend erzählt. D.

Ballien, Th. **Die Preussisch-Deutsche Geschichte in Preussischen Volksschulen.** Ein Lernbuch für Schüler nach dem Unterricht. 2. Heft. Oberstufe. 50 S. Breslau. Ballien's Selbstverlag. 2 sgr.

Eine kurze, in gutem Geist gehaltene Uebersicht über die preussische Geschichte bis auf die neueste Zeit. Das vorliegende Heftchen beginnt mit Fr. Wilhelm I. — Der dargebotene Stoff eignet sich ganz, als Theil eines Lesebuchs benutzt zu werden; ob es praktisch ist, ihn vereinzelt in solch kleinen Heftchen in der Volksschule zu bringen ist uns zweifelhaft. So lange unsre modernen Lesebücher freilich zusammenhängende Darstellungen der Geschichte nicht bringen, muß auf diese Weise geholfen werden. D.

Naturwissenschaften.

v. Mädler, Dr. J. H., emerit. Prof. u. Director der Sternwarte Dorpat. **Geschichte der Himmelskunde** von der ältesten bis auf die neueste Zeit. Zwei Bände. gr. 8. 528 u. 590 S. Braunschweig, 1872. 1873. Westermann. 5 thlr.

Ein reichhaltiges und reichen Genuß gewährendes Werk! In Bd. I bringt der Verf. die Einwirkung der Himmelskunde von ihren frühesten Anfängen bei den Chinesen, Aegyptern etc., bis auf die nächsten Nachfolger Newtons

um die Mitte des vor. Jahrhunderts (die s. g. „Periode der Gradmessungen“, während deren sich der Sieg des Newton'schen Systems über die entgegengesetzten Weltanschauungen allenthalben entschied) zur Darstellung. Bd. II behandelt die Geschichte der astronomischen Forschung im letzten Jahrhundert, von W. Herschel's Uranus-Entdeckung (1781) bis zur Gegenwart. Dieser auf die jüngste Vergangenheit und die Gegenwart bezüglichen Darstellung (II, 1—313) schließen sich noch mehrere Nachträge an, bezüglich auf die Entwicklung einzelner Momente des Gesamtgebietes der astronomischen Wissenschaft; so eine „Geschichte der Optik“ (S. 314 ff.), der neuen Ausgabe der Alfonsinischen Tafeln (S. 351 ff.), der Fixsternkataloge in neuester Zeit (S. 360 ff.), der englischen Royal astronomical Society (S. 371 ff.), der Spectral-Analyse *ıc. ıc.* Gleich dieser Zusammenstellung nachträglicher vermischter Materieen, trägt auch das Vorhergehende, namentlich die Darstellung der Fortschritte der Astronomie von Herschel bis zur Gegenwart, mehrfach einen farrago-artig ungeordneten, bald mehr chronologischem bald mehr sachlichem Eintheilungsprincip folgenden, der rechten Uebersichtlichkeit und des gesunden organisch-pragmatischen Fortschritts ermangelnden Charakter. Wie denn überhaupt das Werk an beträchtlichen Formfehlern leidet, insbesondere an zahlreichen, oder vielmehr fast zahllosen unnötigen Wiederholungen und an kaum minder zahlreichen Verlegungen des Princip's der chronologischen Ordnung. Als Beispiele für die erstere Klasse von Nachlässigkeitsfehlern vgl. man die doppelte Besprechung der Lebensumstände und wissenschaftlichen Leistungen eines Joh. Schöner (I, 137. 138), Wöestlin (I, 210. 219), Longomontanus (I, 233. 267), Joh. Fabricius (I, 206. 263), Morin (I, 271. 317), Riccioli (I, 256. 318), Sam. Dörfler (I, 197. 354 f.), Huggens (I, 303. 311), Derham (I, 316. 393), Bode (I, 479 f., II, 30 f.), Clairaut (I, 457 f.; II, 168), *ıc.* Ueber mehrere Astronomen wird sogar zu dreien Malen gehandelt, z. B. über den Jesuiten Scheiner; die Anekdote von dessen Sonnenflecken-Entdeckung und von der darauf bezüglichen Censur seines Vorgesetzten, des Provinzials Busäus (der ihm weitere Verfolgung dieser Entdeckung untersagt habe, weil sich im Aristoteles nichts von Sonnenflecken berichtet finde), bekommt man an drei verschiedenen Orten zu lesen (I, 254. 268; II, 495). Noch öfter wird die Verbrennung der alexandrinischen Bibliothek durch den Chalifen Omar, als ein das Fortschreiten der astronomischen Forschung im Mittelalter hemmender und schädigender Act fanatischer Rohheit und

Barbarei citirt (I, 13. 52. 83. 86. 87. 98. 114), und zwar dieß trotz des Zweifels an der Thatsächlichkeit des Ereignisses, den der Verf. einmal wenigstens (S. 86) äußert. Von Fällen unnötigen Abgehens von der chronologischen Reihenfolge bei Aufzählungen und dgl. heben wir nur hervor: I, 141 f. (wo Sebast. Münster, der Kosmograph, und Apianus, Beide dem 16. Jahrhdt. angehörig, vor P. de Apono, der um 1300 lebte, genannt sind); I, 285 vgl. 328 (wo Cassini Sohn lange vor Cassini dem Vater besprochen wird); I, 324 (wo der Newtonianer Abauzit in Genf *z.* 1767 lange vor Newton selbst aufgeführt ist). Auch das am Schlusse des II. Bandes (518—554) gegebne Verzeichniß solcher Astronomen und Optiker, welche im Werke selbst übergangen worden waren (gleichsam eine Nachlese von kurzen Nekrologen) bietet Proben theils von unchronologischer Stellung der Materien, theils von unnötigen Repetitionen (s. z. B. S. 542) in ziemlicher Anzahl dar. Um alles, was wir auszufüllen finden, hier gleich vollständig zusammenzufüllen, bemerken wir noch, 1) daß bei Erwähnung mancher Förderer der Himmelforschung, und zwar zuweilen auch bei wichtigeren (wie I, 52 ff. bei Aristarch, Eudoxus und Archimedes, I, 59 bei Apollonius von Perga, I, 91 a. 97 bei M-Phraganus und Alpetragius — vgl. auch II, 80, gelegentlich Bessels) jede genauere Bestimmung ihres Zeitalters vermißt wird; 2) daß hie und da den neuesten Forschungen über ältere oder jüngere Thatsachen der Geschichte der Astronomie nicht gehörig Rechnung getragen ist (z. B. I, 3 f., wo betreffs des Werths der chronologischen Angaben der alten Astronomen und Historiker China's die Forschungen Plath's in München keine Berücksichtigung gefunden haben; I, 15 f., wo Arjabhata, der um 400 v. Chr. lebende indische Vorläufer des Heliocentrismus, auf welchen erst die neueste Sanskritforschung aufmerksam gemacht hat, unerwähnt geblieben ist; I, 34, wo betreffs des jüdischen Mondjahrs und seines Alters das von Bösch und R. Wieseler (vgl. dessen „Beiträge zur evangelischen Geschichte“ *ıc.*, S. 290 f.) Erforschte unbeachtet geblieben ist und deshalb mehrfach unrichtige, veraltete Angaben gemacht werden (ebenso S. 45); I, 110, wo von Roger Bacon gesagt ist, er sei „erst im hohen Greisenalter“ wieder aus dem Kerker befreit worden (vgl. dagegen z. B. Meander, Kirchengeschichte, Bd. X, 567 ff., auch die soeben erschienene Monographie von Schneider: „Roger Bacon, Ordin. minor.“, Augsburg 1873); I, 117, wo der Verf. betreffs Nikolaus v. Cusa lediglich der Monographie von Düx folgt, die Forschungen eines Scharppf

aber gänzlich ignorirt und deshalb ein einseitiges und alzuhartes Urtheil über den wissenschaftlichen Standpunkt und die Verdienste des Cusaners fällt; I, 334 f., wo das hermeneutische Sichabschließen der heutigen Chinesen gegen alles Fremde in einer Weise besprochen wird, als schriebe der Verf. mindestens 2—3 Jahrzehnte vor dem gegenwärtigen Zeitpunkt); 3) daß einige der jüngsten Fortschritte der astronomischen Forschung nicht mit so eingehender Sorgfalt behandelt und bis zum gegenwärtigen Momente verfolgt sind, wie dieß wünschenswerth gewesen wäre, z. B. II, 237 f. 243 ff., wo bei der Geschichte der spectroscopischen und photographischen Erforschung der Beschaffenheit des Sonnenkörpers gerade der neuesten und erheblichsten Ergebnisse, insbesondere der bei Beobachtung der Sonnenfinsterniß von 1868 erzielten, nicht gedacht ist; II, 173 ff., wo die Besprechung der auf die Protuberanzen bezüglichen Untersuchungen ähnliche Lücken darbietet; II, 309 ff., wo zwar Schiaparelli's u. Andern, aber nicht Zöllners als neuesten Erforschers der wahren Natur der Meteoriten und Kometen gedacht ist; vgl. auch S. 412 und 430.

Trotz dieser Mängel, die nicht bloß formaler Art sind, sondern mehrfach auch in's Sachliche eingreifen, behauptet das Werk nicht wenige Vorzüge vor den meisten früheren Darstellungen seines Gegenstandes. Es behandelt die Fortschritte der astronomischen Forschung, besonders seit Copernikus, mit großer Reichhaltigkeit und wenn nicht mit dem künstlerischen Geschick oder der Eleganz eines geübten Historikers, doch mit dem selbständigen, Respect gebietenden und Zutrauen erweckenden Urtheil eines vielerfahrenen, gründlich gelehrten Fachmannes. Von den meisten Himmelsforschern ersten Ranges, wie von Hipparch, Ptolemäus, Copernikus, Tycho, Kepler, Newton, Herschel u., bietet es treffliche biographische Skizzen, verbunden mit meisterhaften Charakteristiken ihrer Verdienste um die Wissenschaft. Man lese nur das II, 134 über Vessel als den „Hipparch des 19. Jahrhunderts“ Bemerkte; vergleiche die Bemerkungen über Euler (II, 437 ff.), über Gauß, den scharfsinnigen Berechner der kleineren Planetenbahnen, dessen Arbeitszimmer in Göttingen gewissermaßen eine „Planetenfabrik“ gewesen sei, ein „Atelier aus dem immer neue Bahnen hervorgingen, oder vielmehr ein „Draht, das Wahrheit verflüchtete, nicht zweideutig, wie die der Alten, sondern festbestimmt, sicher leitend, nie irreführend“ (II, 52. 101. 135 f.); die geistreiche Parallele zwischen Tycho, Huyghens und Humboldt: I, 304 („Gern denken wir uns Tycho ohne sein posthumes System, Huyghens ohne den Cos-

motheoros und Alex. v. Humboldt ohne die Veröffentlichungen von Lubmilla Aßing“ u.); auch die schönen Charakteristiken solcher Astronomen zweiten und dritten Ranges, wie Hevelius (I, 293 ff.), Sam. Dörffel, die vier bis fünf Mayer (vgl. II, 542), u. s. f. Glanzpunkte wie diese lassen die oben hervorgehobenen Schattenseiten leicht vergessen, lassen es auch vergessen, daß der Verf. in der Polemik gegen die Gegner des freien Fortschritts der Wissenschaft, namentlich gegen die clericalen Antikopernikaner älterer wie neuerer Zeit, nicht selten einen gereizteren Ton anschlägt, als die Regeln einer ruhigen und wahrhaft objectiven historischen Darstellung es im Grunde gestatten; — vgl., außer den bereits angeführten öfteren Ausfällen wider den Bibliotheks-Verebrenner Dmar, die ähnlichen Auslassungen über „Fanatismus und Unwissenheit der Mönche“ (I, 99. 100. 110. 113 u.), über „die alte ingrimmige Feindschaft der Mönche gegen die Naturwissenschaften“ (I, 269. 302. 456; II, 154), über „Württembergischen Fanatismus“ (I, 223), über „Andrea und seine Concordienformel“ (I, 180. 181 f. 219), kurz über jene „nicht bloß im Dunkel schleichende, sondern mit ihren Sägen von Zeit zu Zeit offen und gespreizt hervortretende Partei, die nur im Ruin der Naturwissenschaften das Mittel erblickt, ihre alte absolute Herrschaft über die Geister wieder in Besitz nehmen zu können“ (I, 323). — Daß der religiöse Standpunkt des Verfassers nicht etwa der kirchlich-orthodoxe ist, kann schon hieraus zur Genüge erhellen. Eine abstract überconcessionelle Religiosität mit einem ins Pantheistische spielenden, des wahrhaft persönlichen Charakters entbehrenden Gottesbegriff macht sich überall, nicht selten in ziemlich schroffem Gegensatz zur kirchlich ausgeprägten Dogmatik, bemerklich. „Der Naturforscher als solcher gehört keiner Confession oder anderweitigen religiösen Partei an. Seine Gotteskenntniß und seine innere Verehrung des Göttlichen ist gegründet auf die immer tiefere und gründlichere Erforschung seiner Werke; und die Naturgesetze sind für ihn Manifestationen des Urhebers der Natur. Der Theolog, gleichviel welcher Kirche angehörig, steht auf einem anderen Standpunkte und schlägt einen anderen Weg ein. Wir haben ihm dieses Recht nicht zu bestreiten, so wenig als er uns das unsrige. . . . Der Astronom, wie jeder ächte und wahre Naturforscher, erkennt und anerkennt in voller Uebereinstimmung mit der Bibel einen lebendigen Gott, ohne sich zu bekümmern um das Schibboleth irgendwelcher Partei. Er erkennt und anerkennt einen unendlichen und allgegenwärtigen Gott, unendlich nach Raum

und Zeit; er macht vollen Ernst mit diesen Eigenschaften, unbekümmert, ob man ihn als Pantheist denuncire oder nicht. Und er untersucht und entwickelt, so weit er es vermag, die ewigen Naturgesetze, die Gott in seine Schöpfung gelegt hat, nach denen er sie verwaltet und in denen er sich uns offenbart. Das ist sein Bekenntniß, woran er festhält" (I, 305. 323 f.). Bei Erwähnung der bekannten Aeußerung Laplace's gegen Kaiser Napoleon I: daß er bei seinen Himmelsrechnungen der Hypothese eines Gottes „nie bedurft habe“, meint unser Verf.: diese Antwort sei „in der Sache ganz richtig“. „Auch wir hoffen“, fährt er dann fort, „mit allen Astronomen und allen Naturforschern den Gott nie zu bedürfen, der einem Clavius zu Gefallen den Mond rückwärts schiebt — und ähnliche Mirakel bei anderen Gelegenheiten verrichtete. Unser Gott ist ein Gott der ewigen Ordnung und der unerschütterlichen Gesetze, in die er weder selber störend eingreift, noch irgend einem anderen Wesen einzugreifen gestattet. Diesen Gott verehren wir und diesen verehrte (?) auch Laplace. . . . Unser Gott braucht nie einer Unordnung abzuweichen; denn in seiner Schöpfung entsteht eine solche nie“ (II, 67). — Uebrigens ist die Grundstimmung des Verfassers eine wirklich religiöse, aller atheïstischen Skepsis und materialistischen Frivolität entschieden abgeneigte. Man vgl. seine anerkennenden Urtheile über die Frömmigkeit solcher Astronomen wie Copernikus, Kepler, Newton, sowie seine wohlwollende Beurtheilung derartiger Proben erbaulicher Naturbetrachtung, wie W. Derham's „Astrotheologie“ und Physikotheologie“ (I, 316, vgl. I, 357 u. ä.).

Die Ausstattung des Werks ist eine vortreffliche. Ein reichhaltiges mit großer Sorgfalt gearbeitetes Sach- und Namenregister hinter jedem der beiden Bände dient sehr wesentlich zur Erleichterung seines Gebrauchs.

X.

Key, Jakob, Rector der Bezirksschule zu Aarau. **Himmel und Erde**. Einführung in die Himmelskunde für die reifere Jugend. Mit über 100 Text-Illustrationen, 4 Tonbildern und einem bunten Titelbilde. 8. 216 S. Leipzig, 1872. Spamer. 20 sgr.

In Form einer Familiengeschichte wird hier ein ebenso anziehender, wie der großen Menge, selbst der Gebildeten, fast unbekannter Stoff, die Himmelskunde, mit allen ihren Details vorgetragen. In der stillen Räum-

lichkeit eines in geistigem Rapport mit der fortschreitenden menschlichen Erkenntniß stehenden Pfarrhauses spielt sich diese Geschichte ab, und fesselt durch Wort und Bild, in unterhaltendem Wechsel den Leser. Bald als Vortrag, bald als Gespräch, bald als Brief oder Schulaufgabe sieht man die eine oder die andere Seite des Gegenstandes eingehend erörtert. Zunächst ergeht sich die Betrachtung über den Bau des ganzen Weltalls, dann schreitet sie vor zum Planeten-System, der Sonne, worauf sie die Erde, ihre Oberfläche und graphische Darstellung in Untersuchung zieht. Die ganze Behandlungsweise des Gegenstandes ist geistvoll, die stoffliche Erörterung anschaulich und zuverlässig. Dazu gibt das Werk auch noch einige Stücke aus der physikalischen Geographie, aus der Geschichte der Astronomie, Belehrungen über das Kartenzeichnen und schließt mit biographischen Notizen über hervorragende Erforscher des Himmels: Copernikus, Tycho de Brahe, Kepler, Galiläi, Newton, Laplace, Herschel, Mädler, Bessel. Das Buch kann von uns empfohlen werden, da es nicht direct gegen die christliche Weltanschauung Front macht. Der darin auftretende Pfarrer freilich ist ein echter Rationalist und redet viel leichte Worte, so daß uns diese Figur durchaus nicht erfreut hat.

Bd.

Grefler, F. G. L. Himmel und Erde.*)

14. Aufl. Mit Illustrationen. Rangesalza. F. G. L. Greflers Schulbuchhandlung. 22 1/2 sgr.

Unter den populären Lehrbüchern der Astronomie und Geographie ist das Grefler'sche Buch anerkannt das verständlichste und doch eingehendste und umfassendste. Ohne große Umstände weiß der Verf. schwierige Punkte dem Leser klar zu machen. Ein paar bezeichnende Ausdrücke, Vergleichen, Redefiguren oder Redewendungen eröffnen ohne Mühe das Verständniß von Dingen, deren Auseinandersetzung in sonstigen Lehrbüchern einen großen Aufwand von Vorentwicklungen und weitausgeholten Erläuterungen kostet. Grefler ist in kurzer, treffender und packender Darstellung Meister. Dabei trägt er mit Schwung und Begeisterung vor und wird er bei seiner Darstellung von religiös-gottesfürchtigem Gefühl geleitet und getragen, sagen wir gehoben. Seine Betrachtungen über das

*) Vgl. Grefler, die Erde, ihr Kleid, ihre Rinde. Allg. lit. Anzeiger 1872, Nr. 60 S. 206.

Leben etwaiger, vielmehr der wahrscheinlichen Bewohner der anderen Planeten und Gestirne, seine Visionen über das einstige Fortleben des Menschen im Universum sind ebenso begeistert, warmempfinden und phantasie reich, als durch die Naturwissenschaft geklärt und geleitet, da ihm deren Resultate alle geläufig sind. Sein besonders von dem Lehrerstand überaus gut aufgenommenes Werk hat jetzt die 14. Aufl. erreicht und bietet in seinem neuen Gewand (theilweise anstatt angehängter Figurentafeln) eine Menge trefflicher Texttypen, unter denen wir viele neue, wie z. B. merkwürdige Nebelflecken, Kometenbahnen, Erdpfassen für die Mondbewohner, Sonnenflecken- und Finsternisse u. vorfinden. Für solche, die eine fließende, unmittelbar verständliche, nicht durch mathematische Ausführungen aufgehaltene Lectüre über Astronomie wünschen, ist dieses Buch vor allen übrigen empfehlenswerth, da es den Genuß einer höchst interessanten Reisenovelle oder dergl. noch übertrifft. Es sollte das Buch in keiner gebildeten Familie Büchersammlung fehlen, da es Jedermann auf das Leichteste in die Kenntniß von Himmel und Erde einführt.

W. G.

Postel, Emil. Naturgeschichte.*) Methodischer Lehrgang für den Gebrauch der Präparandenbildner, Schul- und Hauslehrer u. bearbeitet, mit zahlreichen Illustrationen. 1. Bändchen. Frühling. 4. Aufl. 8. 266 S. Langensalza. F. G. V. Greflers Schulbuchhandlung. 24 sgr.

Dieses neue „Hülfsbuch für Schullehrer“ behandelt in vier nach den Jahreszeiten bestimmten Bändchen die Pflanzen und Thiere nach der Zeit ihres Auftretens, Nistens u., im vierten, für das winterliche Studium bestimmten auch den Menschen und das Mineralreich. Es hält sich ziemlich frei vom System und beschreibt möglichst deutlich und in schlichter Sprache das, was jede Zeit und jeder besondere Fundort zusammen bietet, doch nicht etwa ganz in dem Durcheinander des Naturebens, sondern immerhin in einiger Ordnung und nach systematischer Zusammengehörigkeit. Bei einer ausführlich beschriebenen und illustrierten Art werden gewöhnlich noch andere verwandte Arten angereicht und kurz mit besprochen.

Daß die Darstellung und Form dieses Unterrichts hier zu subjectiv und die Sprache hie und da etwas zu sehr à la Hellmuth-Fischer phrastisch ist, werden einige Beispiele zeigen. S. 156 heißt es z. B. „Nachdem wir die Bemerkung vorausgeschickt haben, daß man unter dem Namen Insekten oder Kerfen diejenigen weißblutigen Thiere versteht, die einen in drei Haupt-Abschnitte getheilten Körper besitzen . . . betrachten wir sofort dasjenige Insekt“ u. S. 185: „Ehe wir die wichtigsten und häufigsten Schmetterlinge aufführen, lernen wir die Eintheilung derselben kennen.“ S. 214: „Wir nennen nummehr einige Arten von Ameisen.“ Aehnlich finden sich S. 60: „Der erste Rang unter den Schönheiten der Pflanzenwelt im Mai gebührt ohne Zweifel den Obstbäumen, welche . . . Auf sie richten wir daher zunächst unsre Aufmerksamkeit.“ Diese Redewendung ist etwas abgedroschen, wie ähnlich die eines Predigers, bei dem es regelmäßig hieß: „und dazu schenket mir eure ungeheilte Aufmerksamkeit.“ — Etwas fade ist folgende Betrachtung (S. 53): „Wer hörte nicht gern an einem milden Abende den „Lenzgesang“ der Frösche . . . Dennoch dürfen sich verhältnißmäßig wenige Menschen entschließen, einen Frosch zu haschen und sorgfältiger zu betrachten. Von unserem Schüler setzen wir aber mit Bestimmtheit voraus, daß er dies thun werde.“

Von Unrichtigkeiten und Ungenauigkeiten ist das Buch hie und da auch nicht ganz frei. Vom großen Weinschwärmer heißt es z. B. S. 194: „Leib grasgrün mit rosenrothen Streifen“, ebenso: „Vorderflügel grasgrün“ mit „schwarzer Wurzel“ (?) (— bezieht sich auf die Hinterflügel!) Anstatt „grasgrün“ muß es heißen „weingrün“ oder „weingelb“. „Dicke schwarze, hellbraun gefleckte Puppe“ sodann muß heißen: „erdfarbig, schwärzlich-schattirt“ u. s. f. Von der Ligusterraupe heißt es S. 193: „die grüne, seitwärts bläulichroth gestreifte Raupe“ u. anstatt „die schön fastgrüne, in den Seiten halb weiße, halb violette Schrägbänder führende“ u.; ferner: „frisst mit aufgerichteten Kopfe und Halse“ u. st. „ruht oder sitzt mit aufgerichteten u.“ S. 229 heißt es: „Laternenträger leuchten“ (?), S. 233: „die Käufsuchtlaus entsteht (!) bei der furchtbaren Käufsucht in der Haut des menschlichen Körpers (?)*.“ — Die Bemerkungen über Abstammung der edlen Obstbäume

*) Die Käufsuchtlaus (*Pediculus tabescens*) ist nach Landois nichts anderes, als die gewöhnliche Kleiderlaus (*P. vestimenti*). Vgl. Zeitschr. f. wiss. Zoologie v. Th. v. Siebold und A. Kölliker. XIV. 1. 1864 S. 1. D. R.

*) Vgl. Emil Postel. Der Führer in die Pflanzenwelt. Allg. lit. Anzeiger, 1871 Nr. 46. S. 54.) D. R.

sind meist ungenau, z. B. *Reineclauden* und *Mirabellen* zu *Prunus insititia* gezogen, auch von den verschiedenen wilden *Aepfel-* und *Birnstammbäumen* nicht die Rede, u. s. f. Der abgebildete *Todtengräber* ist nicht der gemeine *Necrophorus vespillo*, sondern *fossor*. — Anstatt der Mehrzahl wendet der Verf. vielfach die *Einzahl* an, so: Die *Hummel* (*Bombus*). Sie lebt. . . . Die *Köcherfliege* (*Phryganea*) gleicht. . . . Die *Schlupfwespe*. . . . Die *Breme* oder *Dasselfliege* gleicht an Form *ic.*, während bei der Schilderung des *Collectivbegriffs* einer Gattung stets viele Arten gemeint sind und im *Pluralis* zu sprechen wäre.

Sollen wir über die hier gebotene Form des Unterrichtsbuchs unsre Ansicht offen heraus sagen, so halten wir sie ähnlich wie bei *N. Lüben's Naturgeschichte**) für zu subjectiv und glauben nicht, daß sich jeder Lehrer gern gerade diese Form wird aufzotrohren lassen. Viel mehr Vorzug (ganz abgesehen von *Excursionsflora*, die zum praktischen Botanisiren nicht zu entbehren sind) haben die objectiv gehaltenen Lehrbücher von *Sam. Schilling*, *Leunis* und *Koppe* wegen ihrer wirklich wissenschaftlichen, echt technischen, zur Sache gehörenden Terminologie bei aller Klarheit und Verständlichkeit, so daß der Schüler in dem betreffenden Fach wirklich auch unterrichtet wird und sich das eigentliche Wissen aneignet. Alle naturwissenschaftlichen Begriffe werden erst durch die richtigen Worte (die adäquaten Ausdrücke) festgestellt und dem Bewußtsein bestimmt vermittelt. S. 183 heißt es in diesem Buch z. B.: „Da, wo die Flügel angewachsen sind, sind sie schmal.“ Warum nicht lieber: Die Flügel sind an der Wurzel schmal? Die richtigen technischen Ausdrücke muß eben die Jugend lernen, das ist Hauptzweck des Unterrichts! Die Beschreibung z. B. des großen Fuchses könnte besser sein. S. 183 heißt es: „Die Flügel des großen Fuchses sind oben rothbraungelb mit großen schwarzen Flecken, die am Vorderrande mit röthlichgelben abwechseln.“ Besser wäre: „den Vorrand entlang auf hellerem Grund stehen schwarzbraune Schecken.“ Ferner: „der Außenrand der Vorderflügel ist schwarz mit schmalen gelben Randlinien, der schwarze Hintergrund der Hinterflügel ist mit hellblauen Flecken geziert. Die Außenränder aller Flügel sind eckig ausgeschweift.“ Besser wäre: „den zahnig-eckigen Saum entlang verlaufen auf dunklem Grund hellgelbe Klappenlinien oder Mondreihen, hinten auch eine Reihe

blauer Monde, (daher auch „Blaukante“, wie ähnlich der kleine Fuchs!).“ So muß die Beschreibung ähnlich mehr treffende und bezeichnende Begriffsworte für Zeichen, Farben und Formen wählen. Darin sind *Brehm* und *Leunis* Meister, und darin liegt viel Bildendes. Bage Ausdrücke, wie *Flecken*, *Linien* u. dgl. sind nie scharf bezeichnend und ganz deutlich.

Sonst ist das Buch ansprechend und hat manche Vorzüge, so daß es bei vielen Lehrern, zumal Anfängern, vielen Eingang gefunden hat und jetzt in vierter Auflage erscheint.

W.

G.

Fischer, Dr. Ferd. Leitfaden der Chemie und Mineralogie. Mit 175 Abbildungen. 187 S. Hannover, 1873. Hahn.

Ein in Folge der neuen Aenderungen in der Anschauung der Chemiker auftauchender kurzer Abriß der Chemie und Mineralogie für Schüler, wie deren wohl noch viele erscheinen werden. Der vorliegende „ist bestimmt, dem Schüler die Repetition zu erleichtern, soll aber nicht den mündlichen Vortrag ersetzen, auch nicht zum Selbststudium dienen.“ Für Schüler von Real- und Gewerbeschulen kann das Büchlein sehr gut das zeitraubende Dictiren ersetzen, und entspricht seinem Zwecke vollständig. P.

v. Seebach, R. Ueber die Wellen des Meeres und ihre geologische Bedeutung. R. Virchow und Fr. v. Holzendorf. Sammlg. gemeinverst. Vortr. Berlin, 1872. 5 fgr.

Der Verf. bespricht zunächst kurz das Problem der Wellenbildung und der dabei von den Wassertheilchen ausgeführten Bewegungen. Dann bespricht derselbe näher die drei „Störer des Gleichgewichts auf der See“, welche Wellen erzeugen, nemlich die Meeresströmungen, Ebbe, Fluth, und die Winde, und wie dieselben Wellen erzeugen. Bei der Darstellung dieser Verhältnisse, die freilich bei großer Kürze sehr schwer gemeinverständlich zu behandeln sind, fehlt es hier und da an der wünschenswerthen Klarheit. Den Schluß bildet eine gedrängte, mit gut gewählten Beispielen versehene Schilderung der Land zerstörenden und bauenden Wirkungen der Wellen. P.

R. Virchow und Fr. v. Holzendorf, Sammlung gemeinverst. wissenschaftl. Vorträge. VII. Serie:

1. Cohn, Dr. Ferd. Ueber Bacterien,

**) Vgl. Allg. lit. Anzeig. 1872. Nr. 53. S. 141.

die kleinsten lebenden Wesen. Mit Holzschnitten. 5 fgr.

Der Verf. giebt hier eine eingehendere Naturgeschichte einer Gruppe der niedrigsten mikroskopischen Organismen, welche wegen der Bedeutung, die ihnen in der Entwicklung der gefährlichsten Epidemien zugeschrieben wird, das höchste Interesse verdienen. In ansprechender klarer Weise wird die Wichtigkeit und die ganz erstaunliche sich summirende Wirkung dieser kleinsten mit einer unglaublichen Fortpflanzungsfähigkeit durch Theilung versehenen Wesen geschildert und durch Zahlen nachgewiesen. Zum Schlusse wird die Frage nach ihrer Entstehung besprochen und die in der neueren Zeit wieder hervorgeführte Generatio aequivoca entschieden zurückgewiesen, dagegen die Theorie Thomsons herbeigezogen, wenn auch nur als ein Versuch zur „Ergänzung der Lücken unseres Wissens durch die Phantasie“. Dieselbe ist in soferne interessant, als sie uns zeigt, zu welchen verkehrten Schlüssen man kommt, wenn man die der Naturforschung gesteckten Grenzen nicht anerkennen will. Der berühmte Physiker, die Unmöglichkeit, die Urzeugung aufrecht zu erhalten, anerkennend kommt zu der Schlussfolgerung: „da das Leben auf der Erde nicht von selbst entstanden sein könne, so müsse es von einem andern Weltkörper auf den unsrigen übertragen worden sein.“ Wie es aber dort entstanden sei, das beantwortet er nicht. Es ist eben buchstäblich damit die Frage nur hinausgeschoben. Durch welche Logik man aber zu einem solchen Schlusse kommt, ist freilich nicht klar und wird nur begreiflich, wenn man weiß, daß der Hintergedanke stets bei solchen Naturforschern der ist: um jeden Preis den Begriff der „Schöpfung“ zu vermeiden.

2. Münter, Dr. J. Ueber Korallen-thiere. Mit 1 Tafel Lithogr. 5 fgr.

Auch dieser Vortrag behandelt eine Gruppe der kleinen Organismen und zwar die wohl unter allen bekannteste, die Korallenthiere. Die Stellung derselben im Systeme, ob Pflanzen ob Thiere, diese früher lange diskutirte Frage wird zunächst geschichtlich darstellt, dann der Bau und die Lebensbedingungen dieser Thiercolonien, eingehender geschildert. Mit Hilfe der letzteren wird nun die Wichtigkeit dieser Geschöpfe im Haushalt der Natur nachgewiesen und die Möglichkeit, dieselben als Chronometer und Thermometer für die früheren Perioden der Erdgeschichte zu verwenden. Zum Schlusse reihen sich Mittheilungen über den Gebrauch der Korallen zum

Schmucke, über den Fang derselben und ihre Gewinnung namentlich in Italien an.

P.

3. Stricker, Wilh. Dr. med. Der Blitz und seine Wirkungen. Mit 2 Lithographien und 1 Holzschnitt. 5 fgr.

Nach einer kurzen Einleitung über die Natur des Blitzes als einer electrischen Erscheinung und einer von einem ungenannten Verfasser herrührenden Gewittertheorie, die jedoch mancherlei Bedenken unterliegt, schildert der Verf. näher die Wirkungen des Blitzes auf Bäume und auf Menschen; namentlich die letzteren werden eingehend erläutert und physikalisch erklärt. Dieser letztere Theil enthält manches Interessante und nicht allgemein Bekannte, während die vorhergehenden Erörterungen etwas mager und dürftig erscheinen.

P.

Baer, Wilhelm. Der vorgeschichtliche Mensch. Ursprung und Entwicklung des Menschengeschlechts. Für Gebildete aller Stände. — Nach dem Tode des Verfassers unter Mitwirkung von Prof. Dr. H. Schaaffhausen vollendet und herausgegeben von Friedrich v. Hellwald. Erste Abtheilung: Die Urzeit des Menschengeschlechts. XXX. u. 308 S. Leipzig, 1874. D. Spamer.

Diese neue interessante Publication des Spamer'schen Verlages rührt nur zum geringeren Theile von dem als Verf. vorangestellten W. Baer her; bei Weitem das Meiste zu ihr hat der als anthropologische und ethnologische Schriftsteller wohlbekannte derzeitige Redacteur des „Auslands“, Dr. Friedr. v. Hellwald, beigetragen. Es ist eine eingehende Orientirung über sämtliche bisherige Ergebnisse der auf die Ursprünge der Menschheitsgeschichte bezüglichen paläontologischen und archäologischen Forschung, ein Ueberblick über den dormaligen; Stand der s. g. „prähistorischen Wissenschaft“, was die Verfasser zu geben beabsichtigen; und die vorliegende 1. Hälfte des Werks zeugt zur Genüge von der reichhaltigen Sachkenntniß und dem schriftstellerischen Geschick, das ihnen zur Ausführung dieses Unternehmens zu Gebote steht. Nach Voraussendung eines zur allgemeineren Orientirung über Wesen und Bedeutung der prähistorischen Wissenschaft dienenden Vorworts (S. III—XXX), sowie einer auf die „Geschichte unserer Erde bis zum Auftreten des Menschen“ bezüglichen Einleitung (S. 1—24), behandelt der vorl. Band als 1. Abtheilung

des Ganzen: „die Urzeit des Menschengeschlechts,“ und zwar in den beiden Kapiteln: 1) Aelteste Spuren des Menschen und seiner Thätigkeit; 2) das Steinzeitalter (zerfallend in die Unterepochen der Mammuthzeit, der Reithierzeit, des „Zeitalters der gegliederten Steinwerkzeuge“). Als 3., 4. u. 5. Kapitel sollen sich im folgenden Bande hieranschließen das Bronzezeitalter, das Eisenzeitalter und „der vorgeschichtliche Mensch in Amerika und Ozeanien.“ Außerdem soll aber derselbe 2. Band auch noch eine „Zweite Abtheilung: Abstammung und Alter des Menschengeschlechts“, sowie eine „Dritte Abtheilung: Allmähliche Entwicklung des Menschengeschlechts“ bringen. Bei der großen Reichhaltigkeit dieser Materialien und der ziemlich weitschichtigen Behandlung, welche ihnen schon im vorl. 1. Bande widerfahren, steht einigermassen zu bezweifeln, ob in der That ein weiterer Band zur Vollenendung des Ganzen ausreichen wird. Jedenfalls müßte derselbe, für den Fall einer Vertheilung des bisherigen Maßstabs der Ausführung, den vorliegenden an Umfang namhaft übertreffen.

Es ist das ganze anziehende, aber freilich vielfach noch sehr dunkle Gebiet der urweltlichen Knochen- und Kunsttrümmerfunde, das Reich der Schädel vom Neanderthal, aus der Cro Magnon-Höhle und den Höhlen von Engis und Engihoul, dergleichen der Krimlader von Moulin-Duignon und Naulette, der Skeletreste aus der Grotte von Aurignac, den rothen Höhlen von Mentone und dem Hohlensfels bei Blaubeuren, dazu der Kieselgeräte des Sommetheles, der dänischen Küchenabfälle, der schweizerischen, norddeutschen, irischen u. Pfahlbauten, endlich der Dolmen, Cromlechs, Menhir's und anderer megalithischer Baudenkmäler der Steinzeit, was hier mit großer Anschaulichkeit geschildert, im Anschlusse an die Hypothesen der hauptsächlichsten archäologischen Forscher historisch erläutert und dabei durch reichhaltige, zum Theil vortreffliche Abbildungen (im Ganzen etwa 500 in den Text gedruckte feine Holzschnitte und 10 Tonbilder) veranschaulicht wird. In der Beurtheilung des Alters und der sonstigen archäologischen und culturhistorischen Werthschätzung der besprochenen fossilen Denkmäler fußen die Verfasser ganz auf den bekannten Voraussetzungen der Lyell'schen Geologenschule und des Darwin-Häckel'schen Transmutationismus. Ihre Auffassung der ältesten Culturzustände der Menschheit und ihrer allmählichen Entwicklung aus thierischer Wildheit und ausnahmsloser Barbarei zu den Anfängen sittlich-religiösen Gemeinschaftslebens gleicht ganz und gar derjenigen des britischen Archäologen Sir John Lubbock,

die man gegnerischerseits (z. B. der Duke of Argyll in seinen „Recent Speculations on Primeval Man“) als die Hypothese des „Barbarismus“ oder „Savagismus“ (savagism) bezeichnet hat und mit der eine so eben erscheinende deutsche Bearbeitung des Lubbock'schen Hauptwerks unsere Lesewelt genauer bekannt zu machen unternimmt. „Raum läßt es sich noch bestreiten“, sagt das Vorwort zu unserer Schrift S. XXVII, „daß sich unsere Urvorfahren auf sehr tiefer Stufe der Bildung befanden, ja daß sie Menschenfresser waren . . . Knochen, Steine und Axtre legen für das (einstige) Bestehen dieser Barbarei handgreifliches Zeugniß ab. Es läßt sich nicht länger gegen die Nothwendigkeit (?) ankämpfen, das Paradies mit Adam und Eva in das Reich der Sage zu verweisen“ (!) Die bekannten extravaganten Altersberechnungen, wonach „Aegyptens Geschichte 10--20000 Jahre vor Christus zurückreichen“, die Erde aber 300--500 Millionen Jahre alt sein soll, werden ebendasselbst ohne eigentlichen Widerspruch angeführt. Ueberhaupt wird in Betreff der Zuverlässigkeit des von den prähistorischen Forschern bisher Gemuthmaachten und Geschlossenen erklärt: es habe sich „seit zehn Jahren vor unsren Augen weit jenseit der beglaubigten Geschichte eine neue Welt aufgethan; was vormem in der dunkelsten Tiefe verborgen lag, strahlt heute schon in hellem Lichte; und gerade hier werden wir bei weiterer Forschung die Lösung so manchen Räthsels finden, vor dem wir bis heute rathlos standen. Immerhin mag uns noch Manches dunkel erscheinen; aber die Zweifler und Tadler können wir getrosten Muthes auf die geringen Erfolge so mancher anderen Wissenschaft, deren Alter mehr Jahrhunderte zählt, als die der Urgeschichte der Menschheit Jahre, hinweisen“ (S. 55).

Ref. bekennet, in mancher Hinsicht zu den hier bezeichneten „Zweiflern“, und insofern auch zu den „Tadlern“ zu gehören, als er ein allzuweit getriebenes Vertrauen zu den angeblichen Resultaten der prähistorischen Forschung, besonders zu den auf die Altersbestimmungen dieser Sphäre bezüglichen, allerdings tadelnswerth findet. Doch hält er die Einseitigkeiten, Schwächen und Mängel, die sich dem vorliegenden Werke in dieser Beziehung vorwerfen lassen, nicht für hinreichender Art, um eine etwaige Warnung vor seinem Studium zu rechtfertigen. Vielmehr steht er nicht an, dasselbe als eine Quelle reicher Belehrung wenn nicht den „Gebildeten aller Stände“, doch solchen wissenschaftlich Gebildeten, denen es um eine Uebersicht über das ganze reichhaltige Gebiet der historischen Anthropologie und Urgeschichte nach seinem dermaligen Bestande zu

thun ist, angelegentlich zu empfehlen. Davon daß es nicht Resultate unumstößlicher Art oder wirklich exacte Forschungsergebnisse sind, die hier geboten werden, gewinnt man ohnehin bei aufmerksamer Lectüre erst bald einen hinreichend deutlichen Eindruck; und eben deshalb wird auch der offenbarungsgläubige Standpunkt, dem die Schöpfungsgeschichte und das Paradies der Genesis mehr sind als bloße Sagen oder Mythen, vom Inhalte des Buchs sich nicht allzuschroff zurückgestoßen fühlen.

X.

Biographien. Briefwechsel.

Gistel, Dr. Joh. Fr. X. (genannt G. Tiesius). Carolus Linnaeus. Ein Lebensbild. Mit Bildniß und Handschrift. XXIV u. 371 S. Frankfurt a. M. J. D. Sauerländer. 2 1/3 thlr.

Eine Biographie Linne's, des großen Reformator's der beschreibenden Naturwissenschaften, des Aristoteles der neueren Zeit erregt unter allen Umständen ein bedeutendes Interesse. Das vorliegende Werk erscheint im Wesentlichen wohlgeeignet, dieses Interesse zu unterhalten, sowie da, wo es etwa noch nicht vorhanden, zu wecken und zu beleben. In vorzugsweise engem Anschlusse an Stöcker's, des Vornehmsten der früheren Linne-Biographen, zweibändiges Werk (Hamburg, 1792), aber unter fleißiger Benutzung auch aller sonstigen Quellen und Hilfsmittel, sowie außerdem gestützt auf eine gleich umfassende wie selbständige Kenntniß der für die richtige Würdigung der Leistungen des großen Forschers belangreichen Naturgebiete, hat der Verfasser den Lebensgang seines Heros gezeichnet und nach allen Hauptseiten und -beziehungen seiner reichen Wirksamkeit charakterisirt. Er unterscheidet vier Perioden seiner Lebensentwicklung: 1) das Kindesalter oder, botanisch geredet, die Zeit des Wurzels und frühesten Laubauschlags (mensis frondescientiae), von der Geburt im Pfarrhause zu Räsult in Småland am 23. Mai 1707 an bis zum Beginn der Schuljahre, 1714; 2) das Jünglingsalter oder die Zeit des Knospen's (mensis florescentiae), von der Schulzeit in Wexjö an bis zum Schluß der akademischen Studien in Upsala und der beiden ersten wissenschaftlichen Reisen (durch Lappland und durch Dalarlien): 1715—1734; 3) das Mannesalter, die Zeit des Samens und der Frucht (Sommerzeit, mensis fructificationis), vom Antritt der Reise nach Holland und der Publication des Systema naturae im J. 1735 an, bis

zum Höhepunkte des akadem. Lehrwirkens in Upsala und dem Erscheinen der letzten bedeutenderen gelehrten Arbeiten, namentlich der Species plantarum (1753) und der Amoenitates academicae: im Ganzen 1735—1760; 4) das Greisenalter, die Zeit der Vollfrucht oder des Nachsommer's (mensis disseminacionis), vom Höhepunkte der Lehr- und Schriftstellerwirksamkeit bis zum vollendeten Verfall der körperlichen und geistigen Kräfte in Folge wiederholter Schlaganfälle (seit 1774) und zum Tode, am 10. Jan. 1778. — Von dem überaus ereignisreichen, theilweise höchst glänzenden und großartigen, überall aber anziehenden, ja spannenden Inhalte dieses Lebenslaufes erhält man durch die Schilderung des Verf. ein im Ganzen recht anschauliches Bild, das auf den meisten Punkten durch genügende Vollständigkeit seiner Mittheilungen befriedigt. Nur einige wenige Male hätte man ein genaueres erörterndes Eingehen auf controverse Momente wünschen mögen, z. B. S. 48 eine gründlichere Untersuchung der Frage, ob es das Schuhmacher- oder (— wie Alzelius in s. „Anzeichnungen“ Berl. 1826, angibt) das Tischler-Handwerk war, für welches der junge Linnäus wegen seiner vermeintlichen Untauglichkeit zum Studiren seitens seiner Eltern bestimmt worden war, bevor ihn der Arzt Rothmann in Wexjö zu sich nahm und so der wissenschaftlichen Laufbahn erhielt; dergleichen S. 120. 166 u. 288 einige speciellere Mittheilungen über Charakter, Gemüthsart und Verhalten der Gemahlin Linne's, (Sara Lisa, geb. Moräus), deren Geiz und unliebenswürdiges Wesen wiederholt hervorgehoben wird, aber ohne daß, wie wünschenswerth, irgendwo eine zusammenhängende ausführlichere Charakteristik von ihr geboten würde, wozu doch dem Verf., wie verschiedene zerstreute Bemerkungen (z. B. auch S. 180. 356 u.) zeigen, ausreichendes Material zu Gebote stand. Auch die im 5. Buch: Linne's Nachruhm und Palingenesi (S. 201—280) gebotene eingehende Würdigung der Verdienste des großen Meisters auf dem Gebiete der naturgeschichtlichen Forschung, Nomenclatur und Classification, — so vortrefflich sie im Ganzen ist und so scharf und gerecht sie auch die Unvollkommenheiten des Linne'schen Systems hervorhebt, besonders der auf das Mineralreich und Thierreich bezüglichen Partien desselben (S. 220 ff., 253 ff.) — läßt doch auf Einem Punkte ein nicht unerhebliches Versäumniß hervortreten. Sie ermangelt jedes genaueren Eingehens auf das Verhältniß der Linne'schen Gliederung der Organismenreiche zur Darwin'schen Entwicklungstheorie. Sowohl S. 251, wo das Verhältniß Linne's zu Cuvier

durch den an sich gewiß treffenden, aber noch genauer Ausführung bedürftigen Satz angedeutet wird: „Nach äußeren Signaturen systematisirte Linnäus und dessen Schule, nach inneren Cuvier“ u., als auch S. 266, gelegentlich der Parallelisirung der beiden großen Zeitgenossen Linnäus und Buffon (Beide geboren 1707), hätte diese Bezugnahme auf Darwin's dem Linnéschen Standpunkte gleicherweise, wie dem Buffon-Cuvier'schen entgegengesetztes Classificationsprincip (oder, um mit seinem Schüler Häckel zu reden, auf sein „biogenetisches“ System) angeknüpft werden können und müssen. Dieß um so mehr, da die Frage nach Linné's Verhältniß zum Schöpfer des jetzt beliebtesten Natursystems neuerdings viel erörtert und auch die Anschauung, daß in dem berühmten Schweden in gewissem Sinne ein Vorkäufer des großen Briten zu erblicken sei, bereits mehrfach ausgesprochen worden ist.*) — Uebrigens hält für dieses Versäumnis die Gediegenheit und Reichhaltigkeit des auf zahlreichen anderen Punkten Dargebotenen schadlos. Namentlich jene Parallele zwischen L. und Buffon enthält einige vortreffliche Bemerkungen. Auch was S. 164 ff. zur persönlichen Charakteristik Linné's beigebracht wird, sowie weiterhin die Beiträge zur Würdigung seiner religiösen Natur- und Lebensanschauung (bes. S. 183 ff., durch Mittheilung des Hauptinhalts seiner „Nemesis divina“, eines handschriftlich hinterlassenen Testaments an seinen Sohn, zahlreiche Sittensprüche und Aufzeichnungen über Proben und Spuren eines gerechten Regierens und Richtens Gottes im Menschenleben enthaltend) sind recht verdienstlich. Nicht minder die in B. 6, 7 u. 8 enthaltenen Nachträge, bestehend in Nachrichten über die Schicksale der Linnäus'schen Sammlungen von Naturalien, Büchern und Handschriften (S. 309 ff.), in einem vollständigen Verzeichnisse der Schriften Linné's (S. 321) sowie der ihn betreffenden Literatur (S. 337 ff.), endlich in einem epibiographischen Anhang: „Das Leben Carolus Linnäus, des Sohnes“, † 1783 (S. 355 ff.).

Dem fast durchweg gebiegenen Inhalte des Buchs entspricht leider nicht die Darstellungsform, die an erheblichen Mängeln und Extravaganzen leidet. Das gezeichnete Lebensbild ermangelt auf mehreren Punkten der gehörigen Abrundung und harmonischen Einheitlichkeit. So würde eine Anzahl Notizen zu der berühmten Lappland-Reise des J. 1731, welche S. 285 ff. anhangsweise inmitten der

„Nachträge und Erläuterungen“ stehen, weit zweckmäßiger der Beschreibung dieser Reise im Texte der Biographie (S. 70 ff.) einverleibt worden sein. Ähnlich verhält es sich mit mehreren Anderem in diesen „Nachträgen“, z. B. den S. 291 ff. beigebrachten Angaben über Linné's Befinden und Verhalten während seiner letzten, körperlich gebrochenen und geistig umflorten Lebensjahre, die man lieber schon auf S. 158 ff. gelesen haben würde. — Ungeheuerlichkeiten, die eine Verfeinerung der dem Biographen gesteckten Aufgabe involviren, sind die Einmischungen solcher ganz außer Zusammenhang mit dem zu schildernden Gegenstande stehender Fäces d'Épave's, wie sie insbesondere die Einleitung mehrfach darbietet, z. B. S. 11 eine kurze physisch- und politisch-geographische Skizze Schwedens, ebendasselbst eine Aufzählung von über 60 Namen berühmter Künstler und Gelehrter, welche dasselbe Land hervorgebracht; ja S. 13 ff. ein vollständiges Verzeichniß sämtlicher damaliger Universitätslehrer zu Upsala, sammt einem dergl. Personalbestand der Lunder Hochschule — welche beiden Docentencataloge nicht nur keinerlei Beziehung zu Linné darbieten, sondern auch nicht einmal ganz correct und dem Zeitpunkt des Erscheinens der Schrift wirklich entsprechend erscheinen, sofern sie fast in sämtlichen Fakultäten Docenten als noch in Wirklichkeit stehend angeben, die bereits längst ausgeschieden sind, auch die dermalige Titulatur Mehrerer unrichtig notiren u. s. *) Auch die S. 97 f. eingeschobene Biographie Swammerdam's (nebst Verzeichniß seiner Schriften und einigen belobenden Urtheilen Späterer über seine Forschungen) ist ein derartiges Beispiel von des Verfassers Neigung zum Einschleichen heterogener Materien ohne gehörige innere Verarbeitung und Anpassung an seinen Gegenstand. Ebenso hätte der aus-irgendwelcher früher seitens des Verf. erfahrenen persönlichen Kränkung entsprungene leidenschaftliche Ausfall auf den Münchener Botaniker und berühmten Brasilienreisenden v. Martins (S. 296) lieber fortkleben sollen. Minder erheblichen Beispielen von Zusammenhangslosigkeit und von einer gewissen geistreich sein sollenden Confusion begegnet man noch öfter (S. 4, 6, S. 21 f., S. 38, S. 212 u.); dergleichen auch Proben gelegentlicher schlechter Sagbildung (wie S. 37, wo statt „Schon vorher bewarb sich Nils“ u. es nothwendig heißen

*) Vgl. u. a. Kenschke im „Ausland“ 1871, S. 459; auch schon Rättemeyer, „Die Grenzen der Thierwelt“ u. (1868), S. 71.

*) Eine andere veraltete Notiz auf S. 13, betreffend Carl XV. als dermaligen König Schwedens, berichtigt der Verf. auf der letzten S., hinter dem Druckfehlerverzeichnis, dem dermaligen Sachverhalte entsprechend.

muß: „Schon vorher hatte sich N. um eine etwas einträglichere Stelle beworben“ zc.; vgl. die ganz und gar mißgebildeten Sätze auf S. 262 und 359 f.), kleineren historischen oder sonstigen Versehen (z. B. S. 35, wo Linns's Geburt 2 Jahre nach, statt vor der Niederlage Carl's XII. bei Pultawa gesetzt ist, S. 96, wo statt „1000 Gulden jährlich“: 1800 G. jährl. gelesen werden muß; auch S. 97, wo die Bezeichnung Antoinette Bourignon's als einer „mormonischen Inspirierten“, wenn nicht einen wirklichen Anachronismus, doch jedenfalls eine starke, mit Nichts zu rechtfertigende Ungenauigkeit involvirt, zc.), unnötigen und lästigen Häufungen von Fremdwörtern (wie „petrificirende Confusion“ S. 8, „frustrane Thätigkeit“ S. 10, „urbarisirte Gegenden“ S. 11, „Personalitäten“ S. 18, „Condiscipeln“ st. „Mitschülern“ S. 43, „Constitution st. Eintheilung, S. 110, „phänerobiotische Existenz“ S. 159, „ollaportidisches Leben“ S. 163, zc. zc.), auch störenden Verschreibungen und Sprachfehlern, welche kaum als bloße Druckfehler entschuldigt werden zu können scheinen, besonders bei Citation kürzerer griechischer Texte (S. XII: *γνώρι οσαυτὸν*, S. 28, S. 31), aber zuweilen auch in lat. Wörtern oder sonstigen Fremdwörtern wie in dem mehrmaligen „Maanen“ statt Manen (S. 136, 203), in „Protoblasma“ S. 233; vgl. die ganz incorrecten, und doch nicht im Druckfehlerverzeichnis notirten Worte in der Anm. auf S. 208: „Summe psyche Im-talis esto!“ —

Bleibt dem Allen zufolge einer späteren 2. Auflage noch gar manche Verbesserung anzubringen übrig, so können wir doch nicht anders als mit dem Ausdrucke dankbarer Erkenntlichkeit von des Verfassers Arbeit scheiden. Der von ihm als Folge dieses Werks in Aussicht gestellten Veröffentlichung einer Sammlung von „Linnaeana“, d. h. einer kritisch-wissenschaftlichen Beleuchtung des „Gesamutgewinns des Dichtens und Trachtens des Altmeister's“, nebst einer Auswahl aus seinen Werken in deutscher Uebersetzung, sehen wir mit Verlangen entgegen. 3.

Otto, Franz, und Dr. H. Schramm.
Vier große Bürger, die Wohlthäter
und Helden ihres Volkes. Lebens-
läufe in aufsteigender Linie der Jugend
und dem Volke erzählt. Mit 50 Text-
Illustrationen zc. 8. Leipzig, 1873.
 D. Spamer. 1 thlr.

Die in der Ueberschrift Gemeinten sind Georg Washington, Benjamin Franklin, beide die Gründer der Nordamerikanischen

Union, sodann Baron Friedrich Wilhelm von Steuben, der Organisator der Nordamerikanischen Streitkräfte, und endlich Abraham Lincoln, der Wiederhersteller der großen Transatlantischen Republik.

Ihren Lebensläufen geht eine sachgemäße, doch nicht zu weitläufige Einleitung voraus, welche u. A. Auskunft gibt über den Gang der Kolonisierung Nordamerikas und die Niederlassungen der Franzosen, Engländer und Holländer an der Küste; Geographisches über das Land und die Urbewohner, Geschichtliches über den Conflict der Tochterstaaten mit dem Mutterlande England und dessen Verlauf ist übersichtlich darangereiht.

Aus diesem nunmehr aufgerollten Tableau heben sich dann für das Auge des Beschauers die vier geschilderten „großen Bürger und Helden“ martig hervor, und geben zu dem allgemeinen Umriss die genauere Contur. Unter ihnen ist die Geschichte Washington's, der als Patriot, Feldherr und Staatsmann liebevoll gewürdigt wird, besonders gut geschrieben und recht wirkungsvoll, während Franklin's Bild, der als freier Bürger Stolz und Muster gefeiert wird, in Bezug auf seine bekannte religiöse Stellung in Etwas die Tiefe vermissen läßt. Ganz besonders interessant dürfte aber den meisten Lesern die Figur des Barons Steuben sein, dessen mühevolle Einübung der Freiheitsarmee nach preussischem Exercitium so wesentlich zum Gelingen des Kampfes beitrug, und über welchen die meisten Geschichtswerke kaum mehr, als flüchtige Notizen bringen.

Eine kurze Episode des Werks fährt die Geschichte Nordamerika's in ihrer ferneren Entwicklung bis auf Abraham Lincoln, den vorletzten Präsidenten, der die Emancipation der Sklaven ins Werk setzt, die Secession bekriegt und die Einheit der mächtigen Staaten wieder zu erringen weiß. Der abenteuerliche Lebenslauf dieses so tragisch endenden Mannes vom gemeinen Holzfäller des Urwalds bis zur höchsten politischen Würde eines großen Staates ist für jugendliche Gemüther ebenso lehrreich, wie anziehend, wenngleich auch hierbei der Wunsch uns übrig bleibt, daß noch mehr charakteristische Einzeltzüge und insbesondere eine ausgedehntere Darstellung des letzten Bürgerkrieges hätte mögen gegeben werden, über welchen das Buch unseres Trachtens zu hurtig hinweggeht.

Der Bilderschmuck des Buches ist größtentheils neu und gut, gemahnt aber hie und da etwas an das Fabrikmäßige, indem dazu andere Werke desselben Verlags zu augenfällige Beiträge haben liefern müssen. Wir könnten das des Weiteren mit Leichtigkeit beweisen,

wollen uns aber nur auf die eine Hindeutung hier beschränken, wornach das S. IX der Vorrede als „Landung der Franzosen in Kanada“ bezeichnete Bild in einem andern Verlagswerke, der Eroberung Mexiko's, „die Vernichtung der Aztekischen Flotte“ darstellt. Der Einzelkäufer merkt diesen Umstand freilich nicht, wer aber mehrere Werke derselben Buchhandlung zur Vergleichung zur Hand hat, fühlt sich davon, und wir glauben mit Recht, unangenehm berührt, denn ein neues Werk muß auch in dieser Hinsicht eigenartigen Character zu wahren wissen.

Im Uebrigen wollen wir dem Buche einen reichlichen Eingang in viele Häuser wünschen, wozu dasselbe, da Deutschland und Nordamerika durch so mannigfache Fäden ja zusammengehalten werden, von uns bestens empfohlen sein soll. Bb.

Ostertag, Albert. Bilder aus dem Reiche Gottes. 2. und 3. Bändchen. 205 und 216 S. Stuttgart, 1871 und 1872. Verlag von Steinkopf. 15 sgr.

Auf das erste Bändchen der „Bilder aus dem Reiche Gottes“ sind zwei weitere gefolgt, welche uns zur Anzeige vorliegen. Bei der Anzeige Ostertag'scher Schriften kann man sich kurz fassen; die Art und die Leistungen des hochverehrten Mannes und nun heimgegangenen treuen Knechtes Gottes sind dem christlichen Leserkreis dieser Blätter ja bekannt. Man weiß, welcher evangelisch-freie und innig-christliche Geist in seinen Werken weht und wie anziehend, fesselnd und durchweg edel die Form ist, in welcher er uns seine Geistesproducte bietet. So finden wir es denn auch wieder hier, in den vorliegenden zwei Bändchen. Das zweite Bändchen bringt u. A. eine Lebensbeschreibung Bunyan's, John Hall's, des berühmten Verfassers des Tractats „des Sünders Freund“, der selbst wie ein Brand aus dem Feuer gerettet worden, und einige Züge aus der Geschichte der Bibel, ihrer Uebersetzung in die Sprachen Großbritanniens und ihrer Wirksamkeit auf der Insel Elba. Das dritte Bändchen enthält u. A. fünf äußerst interessante Lebensbilder (Barth, Gobat, Fellenberg, Malan, Wilder) und eine Schilderung der großen Rathause, welche Abschnitte theilweise schon um deßwillen ungemein ansprechen, weil sie persönliche Erlebnisse bei dem Besuch der genannten Personen und des genannten Orts erzählen.

B.

Lettres d'une amie maternelle à ses élèves. 2e édition augmentée. Bale, 1872. Riehm. 10 sgr.

Der Sohn einer edeln geförderten Christin hat Auszüge aus Briefen veröffentlicht, welche seine Mutter an verschiedene, von ihr erzogene Jungfrauen und junge Frauen geschrieben. Namen sind, begreiflich, nirgends genannt, und auch die Lebensführungen und Schicksale, worauf die Briefe sich beziehen, muß der Leser mehr errathen, als daß sie ihm erzählt würden. Die gegebenen Briefauszüge enthalten nur die christlichen Gedanken, zu welchen die Briefstellerin durch jene Situationen ihrer jungen Freundinnen veranlaßt war. Dadurch wird die Lectüre des Buches einigermassen schwierig, und bekommt etwas ermüdendes. Es ist aber auch nicht zu dem Zwecke gedruckt, um in Einem Zuge rasch nach einander — sondern um in Absätzen und mit ruhigem Nachdenken, wie ein Erbauungsbuch, gelesen zu werden. In diesem Sinne bietet es eine ganz vortreffliche geistliche Nahrung. Denn es ist eine Perlschnur feiner und tiefer Gedanken und Bemerkungen, welche aus der innern Erfahrung und dem geistlichen Leben einer geläuterten, geistlich gesunden Seele hervorquellen. — Beim Lesen des Buches hat sich uns unwillkürlich die Bemerkung eingebrängt, daß in den Producten der christlichen Literatur der französischen Schweiz das Französische eine völlig andre Sprache ist, als in den Producten der koketten weltlichen Pariser Literatur — eine reine, keusche, wahre und schöne Sprache, die man mit Vergnügen liest.

A. E.

Pädagogik.

1. Beck, Dr. H. Lehrer an der Friedrichs-Realschule zu Berlin. Die Schule in Wechselwirkung mit dem Leben. Blicke in die Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft deutscher Schulen. 279 S. Berlin, 1872. Henschel. 1 1/3 thlr.
2. Derselbe: Aufgaben eines Unterrichtsgesetzes, betreffend Verwaltung, Beaufsichtigung und Forderung der Bildungsanstalten durch die Eltern, Gemeinden, Kirchen und den Staat. Berlin, 1872. Henschel. 15 sgr.

Rec. stimmt keineswegs in allen Punkten mit dem Verf. überein, und doch erklärt er im Voraus: die Schrift verdient die Beachtung der Behörden und Schulmänner. Der Haupt-

sache nach ist sie eine oratio pro domo für die Realschulen, denselben Gleichberechtigung mit den Gymnasien zu erringen. Verf. schreibt allgemeine Bildung demjenigen zu, der lebendigen Antheil nimmt und Verständniß hat für Alles, was von religiösen und nationalen Dingen seine Zeitgenossen im engeren Kreise der Gemeinde, im weiteren des Staates und ganzen Volkes, im weitesten der wichtigsten Kulturvölker bewegt; der mit seinem Volke und seiner Zeit übereinstimmt im Empfinden, Denken und Wollen, und mit diesen in der Wechselbeziehung des Empfangens und Gebens steht. Die allgemeine Bildung enthalte mithin die Kenntniß der Religion, die den Menschen unabhängig von Geschlecht, Familie, Stand und Volk als Menschen, als Kind Gottes denkt, und die des Volksthümlichen, (Nationalen), wie es in der Volkssprache und dem Staate seinen Ausdruck gefunden hat; endlich noch Sinn für das Besondere. — Der Kern und Stern unserer deutschen Bildung könne vernünftigerweise nicht im griechischen und römischen Alterthum, nicht in der französischen und englischen Sprache und Literatur gesucht werden, sondern liege in der Erkenntniß und Erfassung unseres deutschen Lebens in Kirche, Staat, Sprache und Literatur; das sei der Boden, auf dem wir alle, Gebildete und Ungebildete ständen. Hier sei die Centripetalkraft, die um so stärker werden müsse, je mächtiger die Centrifugalkraft der Fachbildung werde. Wo die besondere Bildung auf Kosten der allgemeinen gepflegt oder gar allein ins Auge gefaßt werde, da sei Mißbildung; verkümmertes Spießbürgerthum und gelehrte Aftersbildung seien die Folgen. Bei uns in Deutschland habe diese Mißbildung allzu lange vorgewaltet und in unseren Bildungsanstalten Ausdruck und Unterstützung gefunden. Das Gelehrtenthum habe sich wissenschaftlich und geflissentlich vom Volksboden abgelöst, und habe nach jenem unsinnigen Weltbürgerthum und Humanitätsbildung gestrebt und sich in haltloser Schöngesterei verloren. Der Adel sei zum beschränkten Junkerthum entartet; der Gewerbsmann verkümmerte, unbeforgt um das Allgemeine der engherzigsten Spießbürgerei. Es habe der gemeinsame Boden gefehlt, das Bewußtsein, daß in unserem Volksthum die starken Wurzeln seiner Kraft seien. Dichter und Künstler hätten ihre Gegenstände in aller Welt draußen, nur nicht daheim gesucht, und nun geklagt, daß sie kein Verständniß fänden.

Von rein formaler Bildung ist der Verf. kein besonderer Freund. Jede Bildung müsse an einem Stoffe geschehen; jeder sonst für die Jugend geeignete Lehrgegenstand könne zur formalen Bildung dienen. Man solle daher

einen für die Jugend und das spätere Leben nützlichen auswählen. Er sagt S. 24: „Durch diese Behauptung von der Wunderkraft formaler Bildung täuscht man sich und die Jugend, die um die beste Lernzeit betrogen ist, über die Unzulänglichkeit und Unzweckmäßigkeit der Schulbildung hinweg. Die Fähigkeit zu lernen ist gerade so viel werth als dem frierenden Schneider seine Schneiderkunst, wenn er kein Tuch zum Rock hat und es ihm an Zwirn und Nadel fehlt. Die Fähigkeit (*Virgatus*) zu lernen ist ja schon im Kinde; die Fähigkeit zur Fähigkeit durch Jahre lange Uebung erst erwerben, ist gelinde gesagt, einfältig. Eben die Aneignung eines Bildungstoffes erzeugt ja die formale Bildung; also wählt eine verständige Pädagogik gleich einen Bildungstoff, dessen Besitz werthvoll ist und für die Zukunft bleibt.

Der Verf. wirft nun einen kurzen Blick auf das deutsche Schulwesen, um die Einseitigkeit des ausschließlichen Studiums der antiken Sprachen, besonders des Lateinischen, zu zeigen. Doch rügt er auch das Nützlichkeitssprinzip am Ende des vorigen Jahrhunderts, die Gallomanie, von der uns Lessing befreit habe, aber auch die Gräcomanie, welche sich später eingeschlichen habe.

Unsere Zeit habe durch ihre rastlose Thätigkeit eine Fülle der Bildung herausgearbeitet und das aufwachsende Geschlecht vor diesen Berg von Bildungstoff gestellt; es gelte diesen Bildungstoff auch zum Bildungsmittel zu machen, da ja eben die Bildung in der Aneignung des Bildungstoffes bestehe, also Bildungsziel, Bildungstoff und Bildungsmittel zusammenfallen müßten und verständige Menschen den formalen Zweck an einem werthvollen Materiale suchten. Wie viele Arten Schüler es geben könne und müsse, wie sie beschaffen sein sollten, das theoretisch d. h. nicht nach den gegebenen Verhältnissen bestimmen zu wollen, sei ein reines Unding. Zur Zeit hätte man vielleicht sagen können; es müsse drei Arten geben, nach der Dreitheilung des Volks in Bauern, Gewerbtreibenden und Gelehrte; man habe auch sprechen können von einem leitenden und geleiteten regierenden und regierten Stande: Seitdem sei aber eine vollständige Umwandlung aller Verhältnisse eingetreten. Der Bauer sei heute eben so gut ein Leitender wie der Gelehrte, wie dieser berufen, nicht bloß in seinem engeren Kreise mitzurathen und mitzuthaten, sondern auch in dem des Staates und der Kirche. Auch die Landleute und Gewerbtreibenden sähen mehr und mehr ein, daß der Betrieb der Landwirthschaft, Gewerbe und Kriegskunst mit wissenschaftlichen Kenntnissen besser gedeihe,

und so suchten sie auch von der Wissenschaft ihren Theil für sich.

Zur allgemeinen Bildung fordert also der Verf. Unterricht in der Religion, in der deutschen Sprache und Literatur, sowie in der vaterländischen Geschichte und Geographie.

Der Religionsunterricht solle ein confessionloser, aber christlicher sein. S. 63 sagt er: Wie verschieden auch die Form sei oder scheine, unter der wir die religiöse Wahrheit bekennen, ein Gemeinsames gibt es doch; find wir nicht alle Christen? Kann nicht dieses Eine Gegenstand des gemeinsamen Unterrichtes sein? Ja, wäre es nicht gut, der Jugend das recht einzuprägen, was uns eint, nicht was uns entzweit? Würde nicht das Kind die Vorstellung der grundsätzlichen Einigkeit mit ins Leben hinaus nehmen, wenn es auch in der Religionsstunde friedlich mit denen zusammen geseßen und gelernt hätte, die später diese und jene Besonderheit der Lehre und Auffassung des Bekenntnisses trennt? Muß denn jeder nicht confessionelle Religionsunterricht durchaus in feichte Moralschwägerei oder Babel'sche Abgeschmacktheiten ausarten?

Der Verf. betrachtet nun Bibelfenntniß und ungekünsteltes Verständniß als die Hauptaufgabe des Religionsunterrichts. Außer der Bibelfenntniß und einer Sammlung ins Leben eingreifender biblischer Sprüche solle sich das Kind vom 8.—14. Jahre jährlich etwa 6—10 Kirchenlieder aneignen. Wenn das Kind nun in dem Besitz der religiösen Wahrheiten, die dei Christen Gemeingut wären, gekommen sei, so müßte der Religionsunterricht in die Besonderheit herabsteigen d. h. confessionell werden. Er müsse die Urkunden des Bekenntnisses (z. B. Katechismus und Augsb. Confession) kennen lehren, und wie dieselben geworden, aus welchen Grundsätzen sie entsprungen seien. Ueber die Art und Weise, wie der Unterricht in der deutschen Sprache und Literatur betrieben wird, klagt der Verf. und gewiß theilweise mit Jug und Recht. Es solle Schulen geben, in denen man die deutschen Stunden wie sauer Bier ausbiete, es solle Philologen geben, die Jeden mittheilend ansähen, der dazu verurtheilt sei, auf ein Semester Deutsch zu geben, und die dem unglücklichen Kollegen ratheten, ja bei Zeiten dem Director zu Gemüthe zu führen, daß seine schätzbare Kraft in Latein und Griechisch besser angelegt werde, als in dem gemeinen Deutsch. Es solle auch heute noch Leute geben, die das Hineinziehen der verschollenen Literatur des Mittelalters in den Kreis der Lehrgegenstände des Gymnasiums, wenn nicht für lächerlich, so doch für schädlich hielten.

Der Verf. verlangt vor Allem, daß aller

Unterricht in der Schule in der Muttersprache ertheilt werde und daß jede Unterrichtsstunde auch eine deutsche Stunde sei. Weiter aber mache gerade dies Betreiben der fremden Sprache ein stärkeres Gegengewicht nöthig, einen besonderen deutschen Unterricht, der möglichst wieder gut mache, was die fremden Sprachen verdärben.

Die Anschauung und Behauptung, daß das Kind durch Betreiben fremder Sprachen sich seiner Muttersprache bewußt werde, sei völlig widersinnig; denn um einer Sache bewußt zu werden, müsse man sie schon haben. Das Kind habe aber noch nicht die Muttersprache: sein Wortschatz sei noch beschränkt; es sei noch unbeholfen, die mannigfachen Verbindungen und Beziehungen der Begriffe auszudrücken. Woher hätten denn unter den Griechen die tiefsten Geister und vollendetsten Sprachmeister und Sprachkünstler, ein Plato, Sophokles, Thucydides, Demosthenes, Aristoteles ihre bewunderte Meisterschaft erlangt? Etwa durch Erlernung, des Aegyptischen, Phönizischen und Persischen? Wann wäre die deutsche Sprache reicher und vollkommener gewesen, vor sechshundert Jahren, da die Deutschen sich mit fremden Sprachen wenig oder gar nicht befaßt hätten, oder jetzt, wo sie nicht genug fremde Sprachen erlernen könnten? Wie sehe es in den Grenzlanden z. B. im Elsaß aus, wo zwei verschiedene Sprachen durch den beständigen Gegensatz — nach dem erwähnten Glaubenssage — doch wohl die größte Feinheit des Sprachgefühls erzeugen müßten? Die Franzosen verspotteten das elsässische Französisch, wie wir das elsässische Deutsch bemitleiden. Besonders unzufrieden ist der Verf. mit der Art und Weise wie gegenwärtig der Sprachunterricht betrieben wird. Wir können ihm natürlich nicht ins Detail folgen, und bemerken nur, daß er besonderes Gewicht legt auf eine reine Aussprache, auf Bekanntschaft mit der deutschen Literatur, Lectüre ganzer Schreibstücke, auch solcher, die sonst gewöhnlich nicht gelesen werden, z. B. der Schrift Luthers an den Adel deutscher Nation, dessen Sendherrsinn, Grimms Neben: Ueber das Alter, über den Ursprung der Sprache, über Etymologie und Sprachvergleichung, über das Pedantische, über Schiller, über Geben und Schenken, Gustav Freytag's Bilder aus der deutschen Vergangenheit u.

Bei der Erklärung deutscher Schriften sei zu verhüten, daß die Totalanschauung durch minutiöse Zergliederung und vorzeitige Kritik geschwächt werde, wobei die Poesie nicht mehr als Poesie auf das Gemüth wirken könne. Viel-

fach werde über die Leistungen in Beziehung auf den Aufsatz geklagt. So habe sich die medizinische Facultät in Halle geäußert: Es sei auffällig, wie wenig die Studenten der Jetztzeit ihre Muttersprache beherrschten und wie oft das, was sie in deutscher Sprache schrieben, stylistisch und logisch einen schülerhaften Eindruck mache; dabei behauptete man, daß mit dem überhand nehmenden Verfall klassischer Studien auf den Gymnasien eine gewisse geistige Unreise in der jüngeren Studentenvwelt zum Vorschein komme. Das Gutachten von Königsberg behaupte, die Realschulen ständen in Beziehung auf die Leistungen im Aufsatz hinter den Gymnasien zurück. Hiergegen kämpft der Verf. als gegen eine unbegründete Beschuldigung. Er verlangt aber auch Fertigkeit in Redebübungen, sowie im freien Vortrag. Das müsse und könne jede Schule, die ihre Schüler vom 6. bis 17. ja 20. Jahre in Zucht habe, erreichen, daß ihre Schüler über Dinge, die in ihrem Gesichtskreise lägen, glatt, klar, und ohne nach jedem dritten Worte zu hüsteln und zu schnauben, unbefangen sprechen könnten. Diese bescheidene Redefertigkeit lasse sich ohne Vermehrung der Stundenzahl erreichen, wofür die Lehrer nur ernst und lehrreich wollten und alle treu zusammenhielten, und wenn sie von der Anschauung ablassen wollten, daß man an fremden Sprachen die Muttersprache am besten lerne.

Der folgende Abschnitt führt die Ueberschrift: „Das Altdeutsche in den Schulen.“ Der Inhalt läßt sich nach dem Vorgehenden vermuthen. Es heißt: die deutsche Philologie klopfe nicht mehr vergeblich um Einlaß bettelnd an den altherwürdigen Pforten unserer höheren Schulen. Die altklassische Schwester habe ihr, ob auch murrend und widerwillig Raum gegönnt, wenig und vor der Hand noch am Feuerherd: sie sitze oft nicht besser, denn das Aschenbrödel; — aber ihr erlösender Prinz werde kommen. Vorerst fordert der Verf. Unterricht im Mittelhochdeutschen. In der Ursprache müsse das Nibelungenlied auch auf der Realschule gelesen und durchgearbeitet werden u. A. m. Nicht minder mißfällig äußert sich der Verf. über die Vernachlässigung oder Geringschätzung des Unterrichts in der vaterländischen Geschichte und Geographie, wie solche noch vor wenigen Jahrzehnten in Gymnasien gefunden worden sei, mitunter noch gefunden werde. Er sagt S. 143: So lange die Deutschen alles Un- deutsche in Sprache, Literatur, Recht und Staat, Kunst und Wissenschaft als schön, geistvoll und unüberseßlich angafften und nach- afften, alles Deutsche, Volksthümliche als gemein u. verächtlich bei Seite liegen ließen, war

es natürlich, daß auch die Kenntniß der vaterländischen Geschichte in den höheren Schulen für nichts geachtet wurde. Die alten lat. Schulen hatten gar keinen Unterricht der Art; wie sollten sie auch, da ihr Bildungsideal ein undeutsches war!“ Thaulow wird getabelt, daß er mit vielen Andern behauptet habe: die neuere Zeit von der Reformation an hänge in so unzähligen Fäden mit dem ganzen Gange der Cultur, der Entwicklung der Politik und Verfassungsgeschichte, mit der Philosophie zusammen, daß selbst die allgemeinste Erfassung des inneren Zusammenhangs derselben weit über den Kreis der Schule hinausgehe und daher dieser Theil der Geschichte nur in allgemeinsten Uebersicht der Thatfachen und Zahlenzahlen einzuprägen sei. „Es sei unter den Gebildeten eine bedauernswerthe Unkenntniß der deutschen bezw. der preussischen Geschichte zu finden. Dem müsse mit aller Entschiedenheit entgegengearbeitet werden. Man müsse aber strenge daran festhalten, daß die Schüler ein gutes Geschichtsbuch in Händen hätten und daß das verderbliche Dictiren nirgends mehr geduldet werde. Das Lesen tüchtiger Geschichtsbücher, wie Archenholz, Geschichte des siebenjährigen Kriegs, wird dringend empfohlen.

Doch wir können dem Verf. in den folgenden Kapiteln nicht mehr so ausführlich folgen, wie wir in den bisherigen Mittheilungen zur Charakterisirung des Ganzen es gethan haben. Wir führen noch die Ueberschriften der einzelnen Abschnitte und einige besonders bemerkenswerthe Urtheile an. VI. Ein geistiges Erbe aus der jüngsten Vergangenheit (Forderung nationaler Bildung). VII. Unterscheidung der Schulen; die allgemeine und die besondere Berufsbildung. VIII. Die Volksschulen. IX. Gymnasien und Realschulen; Einwirkung der höheren Schulen auf die Gesundheit der Schüler. X. Ein Blick in die Zukunft höherer Schulen. — Der Verf. ist kein absoluter Gegner der Regulative, die ja auch dem übertriebenen Formalismus entgegenwirken wollten und welche behaupteten: das Leben des Volkes verlange seine Neugestaltung auf Grundlage und im Ausbau seiner ursprünglich gegebenen und ewigen Realitäten auf dem Fundamente des Christenthums, welches Familie, Berufskreis, Gemeinde und Staat in seiner kirchlich berechtigten Gestaltung durchbringen, ausbilden und stützen solle. Demgemäß habe die Elementarschule nicht einem abstrakten Systeme oder einem Gedanken der Wissenschaft, sondern dem praktischen Leben in Kirche, Familie, Beruf, Gemeinde und Staat zu dienen und für dies Leben vorzubereiten. Man habe das Vortreffliche der Regulative in Einrichtung und Ziel

der Volksschule verkannt und übersehen über der Empfehlung, die Seminaristen und Volksschullehrer der inneren Mission zuzuführen, und über der Ausschließung der sogenannten klassischen Literatur als der Privatlectüre der Seminaristen. Einer allzuweitgehenden Bildung der Volksschullehrer redet übrigens der Verf. keineswegs das Wort. Er ist sogar der Ansicht, daß der Tugendlehrer auch äußerlich dem Stande angehören solle, in den er die Kinder hineinzubilden und hineinzuerziehen habe. Es siele damit manche Verschrobenheit im Jugendunterricht von selbst fort; die Volksschullehrer kämen damit aus jener verzweifelten Lage heraus, daß sie zu viel zum Hungern, zu wenig zum Leben hätten. Durch eine praktische Thätigkeit würden sie sich auch geistig erhalten und weder zu müderischen Traktätchen, noch zu leichter Leihbibliothekslectüre Zeit haben. Man solle den Volksschullehrern nicht nur Nebenbeschäftigung gestatten, sondern sie auch je nach ihrer Neigung und Befähigung ausrüsten. Wiederholt und nachdrücklich rügt der Verf. den übertriebenen Formalismus und Grammatismus beim Sprachunterricht, besonders auf Gymnasien durch Stoßphilologen. Ueber diesem „Verbalismus“ wie er es nennt, komme man nicht zur Auffassung des geistigen Inhalts eines Schriftstellers. Man komme vor den vielen Worterklärungen und grammatischen Erörterungen nicht zur wahren Lectüre zc. Sehr verderblich sei das viele Extemporalien-schreiben, sowie die Norm, den locus und das Urtheil über die Fähigkeit eines Schülers hauptsächlich nach der Fehlerzahl bei den Exercitien zu bestimmen. Namentlich finden die griechischen Exercitien in den oberen Klassen keine Billigung. Entschieden verwirft er das Verfertigen lateinischer Aufsätze!).

Die „Aufgaben des Unterrichtsgesetzes“ behandelt der Verf. selbst nicht vollständig. Er hebt nur einige Punkte hervor, namentlich verlangt er größere Betheiligung der Familienväter und Mütter an der Leitung der Angelegenheiten. Auf je 10 Kinder sollte ein Vater, resp. bei Mädchenschulen eine Mutter jeglichen Standes gewählt werden. Diese Versammlung solle sich dann über die wahrgenommenen Mängel in der Schule, über wünschenswerthe Einrichtungen und Aenderungen äußern. In dieser Schulväterversammlung wird auch dem Geistlichen jeder Confession ein Platz eingeräumt, sonst wird natürlich auch die Trennung der Schule von der Kirche verlangt; der Schulbesuch des Geistlichen wäre überflüssig und hätte keinerlei Nutzen.

Für die Lehrer höherer Lehranstalten wird

eine mehr praktische Verbindung als die bisherige gefordert zc.

Wir haben schon angedeutet, daß uns die Urtheile des Verf. in vieler Beziehung beachtenswerth erscheinen. Wir halten die Bildung durch die klassischen Sprachen und Literatur viel höher als der Verf., und schreiben dem Unterricht in dem Organismus derselben eine geistige Zucht zu, wie sonst keinem Unterrichtsgegenstand. Auch unterschätzen wir nicht den wohlthätigen Einfluß dieses Unterrichts auf die Fertigkeit in der Muttersprache; aber wir geben bereitwillig zu, daß die Herrn Stoßphilologen hierbei unendlich viele Böcke schießen, und durch ihre grammatischen Spitzfindigkeiten und ihre Kleinigkeitskrämerei vielfach mehr schaden als nützen.

Auch wir legen viel größeren Werth auf eine geeignete, nicht geradezu cursorische, aber auch nicht allzustatarische Lectüre, als auf Exercitien und Grammatik. Namentlich haben wir schon bei verschiedenen Gelegenheiten über die griechischen Exercitien, wie sie jetzt betrieben werden, den Stab gebrochen. Wir gestatten denselben nur Recht bis zur Einübung der Formenlehre und würden sie auch hier nicht allzusehr vermissen, wenn von der darin verwendeten Zeit ein besserer Gebrauch gemacht würde. Fertigkeit, seine Gedanken in der griechischen Sprache auszudrücken, erhält kein Gymnasiast, wie viel er auch mit Accenten zc. geplagt worden ist. Er bleibt, selbst wenn er zu den besseren Schülern gehört, in dieser Beziehung ein Stümper, und hat darum trotz vieler roth angestrichener Hefte keinen Gewinn für seine Geistesbildung gehabt.

Es muß in den Sprachstunden eine Reduction eintreten: denn das Leben stellt noch andere Forderungen, die nicht unberücksichtigt bleiben dürfen. Kein Gymnasiast kann die Erlernung der französischen, neuerdings auch der englischen Sprache ganz von sich abweisen. Ebenso verlangt unsere Zeit mit unabwiesbarer Nothwendigkeit Bekanntschaft mit den Naturwissenschaften, Geschichte und Geographie und zwar, was man auch sagen mag, besonders der vaterländischen.

Allerdings hat die von dem Verf. gerügte Aeußerung von Thaulow etwas Wahres. Die Auffassung der neueren Geschichte ist bei weitem schwieriger als die der antiken; alle Verhältnisse, die politischen, sowie die socialen, die religiösen und Culturverhältnisse sind bei weitem verwickelter. Aber dessen ungeachtet muß mehr, weit mehr gegeben werden, als Thaulow verlangt, lieber gar Nichts als solch ein Ge-rippe. Muß man sich doch bei allen Unterrichtsgegenständen mehr oder weniger an einem Schülerverständniß genügen lassen. Es ist

genug, wenn die Schüler die Thatfachen mit warmem Interesse, mit Begeisterung für hervorragende Personen, mit steigendem Patriotismus, — allerdings nicht mit engherzigem und ungerechtem — aufgefaßt haben. Wir können uns überhaupt nicht mit der Vertheilung des Geschichtsstoffes, wonach in den unteren Klassen die antike, in den oberen die neuere Geschichte behandelt werden soll, befremden. Wir ziehen die Vertheilung des Stoffs in concentrisch sich erweiternden Kreisen vor: zuerst biographische Behandlung in den unteren Schulklassen, ethnographische in den mittleren und pragmatische Zusammenfassung — so weit solche für die Schule gehört — in den oberen. Hierbei kommt die immerhin nothwendige Wiederholung vor, aber so daß das Unbekannte an das Bekannte angeknüpft wird, wie es eine gesunde Pädagogik verlangt.

Mit der Herbeiziehung der Schulväter zur Leitung und Controlirung des Schulwesens sind wir einverstanden, wenn auch nicht ganz mit der Art und Weise der Ausführung. Wir glauben, daß die Zahl der zugezogenen Personen zu groß sei, halten aber fest die Wahl des Ausschusses durch die Schulväter selbst, und zwar aus ihrer Mitte. Wird einmal dieses Prinzip angenommen, so ist jede Schulgemeinde gegen Vergewaltigung durch ein Staatsschulgesetz gesichert; dieses hat sich mehr im Allgemeinen zu halten, und muß die Detailausführung der Gemeinde überlassen. Der Staat kann keine Communal Schulen decretiren, wenn die Schulväter eine Confessionschule wollen; er kann nicht confessionslosen Religionsunterricht festsetzen, wenn sich die Schulväter für confessionellen entscheiden. Auch bei der Wahl der Unterrichtsgegenstände muß die Gemeinde je nach ihrem Bedürfnis — ob sie eine Ackerbau- oder gewerbetreibende ist — eine Entscheidung haben. Der Verf. ist für Simultanschulen; hat er dieses berücksichtigt, als er so spezifisch reformatorische Schriften, wie die von Luther an den Adel deutscher Nation, oder an die Bürgermeister und Rathsherrn zur Lectüre vorgeschlagen hat? Die Schulbesuche von Seiten des Geistlichen sollen überflüssig, ja schädlich sein. Recensent glaubt behaupten zu dürfen, daß er durch seine Schulbesuche manchen Schüler zum Fleiß und zur Ordnung ermuntert und manche Eltern angeregt hat, ihre Kinder besser zum Schulbesuch anzuhalten, in ihrem häuslichen Fleiß, u. zu überwachen. Auch glaubt er den Lehrern manchen freundschaftlichen Wink, der der Schule zum Nutzen gereichte, gegeben zu haben. Möchte doch der Verf. der vom Rec. herausgegebenen Geschichte des deutschen Volkschulwesens einige Aufmerksamkeit schenken, vielleicht würde er sich

überzeugen, daß die Geistlichen dem deutschen Volkschulwesen mehr genützt als geschadet haben. Auch wünschten wir, daß er die Schrift von Sup. Morich: „Die nationale Schule. Eine Warnung“ ein wenig beachtete. Beide Verf. haben einseitig geurtheilt und sich mancher Uebertreibungen schuldig gemacht. Es heißt eben bei beiden: Prüfet Alles und das Beste behalt et.

Groß-Buseck.

R. Strack.

Strack, C. Lic. theol. Defau und Schul-inspector. Die moderne Schule den bedenklichen Erscheinungen der Zeit gegenüber. 16 S. gr. 8. Gütersloh, 1873. C. Bertelsmann. 3 Jgr.

Daß die Bedeutung und Wirksamkeit der Schule zur Herbeiführung einer besseren und tieferen Volksbildung auf Kosten der Kirche in unsern Tagen vielfach überschätzt, ja bis ins Maßlose gesteigert und gepriesen wird, ist eine Thatfache, von deren Vorhandensein man sich tagtäglich durch den Blick in die liberale Tagespresse oder das Achten auf die Aeußerungen freisinniger Kammerredner und Volksbeglücker leicht überzeugen kann. Darum thut es aufs höchste Noth, diesen hochgehenden Bogen der Ueberschätzung einer allgemeinen Schul- und Massenbildung gegenüber, bei der mit Hintansetzung oder Neutralisirung der religiös-christlichen Wahrheit und ihres erzieherischen Einflusses nur von der Ausdehnung des äußeren Wissensstoffes in den Schulen und dessen vorzugsweise intellectuellen Aneignung an und für sich schon heilsame Folgen für Hebung der sittlichen und nationalen Wohlfahrt abgeleitet werden, in aller Ruhe und Objectivität, auf die handgreiflichen Erfahrungen des concreten Lebens gestützt, der Lehrwelt wie dem großen Publicum einen Spiegel vorzuhalten, in dem klar und überzeugend erkannt werden mag, wie die einseitige Pflege des Intellectualismus und die Loslösung insbesondere der Volksschule vom christlich-religiösen Grunde die kassenden Schäden unserer von einer materialistischen Grundrichtung beherrschten Zeit nicht nur nicht heilt, sondern dieselben in der allerbedenklichsten Weise fördert und vermehrt. Diese Aufgabe stellt sich der obengenannte in einer Versammlung hessischer Volksschullehrer gehaltenen und von ihnen mit Zustimmung aufgenommenen Vortrag. Er enthält, Licht- und Schattenseiten der modernen Anforderungen an die Volksschulen ruhig und unparteiisch abwägend und die bereits erkennbaren Früchte der hier und da zur Geltung gekommenen modernen Unterrichtspraxis ernst und ohne

Uebertreibung an Thatfachen nachweisend, durchaus beherzigenswerthe Warnungen und Vorschläge, die auch in weiteren Kreisen Gehör und sorgfältigste Erwägung verdienen. Das klar und maßvoll gehaltene Schriftchen sei darum der allgemeinen Aufmerksamkeit von uns bestens empfohlen!

Bd.

Beck, Dr. F. A. Gymn. in Gießen.

Das Grundübel in der modernen Jugendbildung, mit vorzüglicher Berücksichtigung des Gymnasialunterrichts. Reformvorschläge eines Schulmannes. (Heft 13 der „Deutschen Zeit- und Streit Fragen“). 8. 56 S. Berlin, 1872. Lüderitz'scher Verlag. 15 sgr.

Das Grundübel, welches der Verf. bekämpft besteht in der „Vernachlässigung der körperlichen Ausbildung bei der Erziehung und dem Unterricht“. Fügen wir hinzu: in den Städten, denn auf dem Lande ist von jenem Grundübel nichts zu bemerken. Die Lebensweise der Bewohner des flachen Landes ist eine einfachere, natürlichere und darum gesündere als das Leben der Städte. Eine Folge davon ist, daß auch die Kinder auf dem Lande nicht in solchem Maße an hereditären Uebeln zu leiden haben als die Stadtkinder. Dieser Gesichtspunkt ist von dem Verf. außer Betracht gelassen worden, er hat deshalb der Schulbildung eine allzu große Schuld aufgeladen. — Wie der Titel des Schriftchens andeutet, befaßt sich der Verf. vorzugsweise mit dem Gymnasialunterricht. Gegen die Masse des Unterrichtsstoffes, welchen ein Gymnasium bewältigen soll, hat er nichts einzuwenden, er fordert aber, daß der Lehrer den Stoff mittels richtiger Methode bewältige. „Der Lehrer strebe nach möglichster Concentrirung des Unterrichts.“ Das ist ohne Zweifel leichter sagen als thun. Der Lehrer hat dazu nicht bloß Geistesfrische und Berufsfreudigkeit (ausreichenden Gehalt) nöthig, sondern auch eine besondere, nicht gerade häufige Lehrgabe. Gerade die auf Seiten des Schülers geforderte „ungetheilte Aufmerksamkeit“ hängt von der Lehrgabe ab. Es ist auffallend, daß der Verf. von dieser Lehrgabe und von dem Geber solcher Gabe schweigt. — Was die Vorschläge Becks im einzelnen angeht, so kann man denselben, insoweit sie als Thesen erscheinen, nur vollen Beifall schenken; was die Motivirung und Detailirung anlangt, so muß man freilich nicht selten anderer Meinung sein. Wer wird etwas gegen den ersten Satz zu erinnern finden, welcher lautet, „Man er-

mäßige die häuslichen Arbeiten der Schüler.“ Aber die radikale Anschauung, wonach Klafferausgaben mit Noten, Niederschreiben von Bemerkungen, Benutzung schriftlicher Präparationen zc. zu den schlechthin nicht zu duldbenden „Eiselsbrüden“ gehören solle, wird schwerlich großen Beifall finden. — Der 2. Satz lautet: „Man Sorge für eine alltäglich zu allen Jahreszeiten sich wiederholende energische körperliche Bewegung der Schüler.“ Wer mag etwas dagegen einwenden, wenn für jeden Tag mindestens eine Turn- oder Spielstunde gefordert und sonst noch Excursionen, Ausflüge zc. gewünscht werden. Wenn aber der Verf. der Schwierigkeit, älteren Gymnasiasten Geschmack an Spielen im Freien beizubringen und sie dem Verbindungsunflug zu entziehen, zur Förderung des rechten Gefühls der Zusammengehörigkeit damit begegnen will, daß er den Schülern der beiden obersten Jahreskurse an den Gymnasien an 2 Tagen in der Woche den Besuch eines bestimmten Wirthslokals gestattet, so will es uns fast räthselhafter erscheinen, wie ein Lehrer auf eine solche Idee verfallen kann. Wie sollen folgende Fragen beantwortet werden: 1. Soll das Wirthslokal (Wirthslokal) ein von der großen, sehr gemischten Gesellschaft gleichfalls benutzter Raum sein oder nicht? 2. Wie soll, wenn die Schüler ohne Lehraufsicht kneipen, Excessen einer wüsten Völlerei gesteuert werden? 3. Oder soll der Pennalwirth nur zur Verzapfung einer bestimmten Schoppenzahl ermächtigt sein? 4. Wie viel Stunden soll die Kneipe dauern? Ref. hält jenen Vorschlag für total verkehrt und wenn der Ref. einen Versuch begehrt, „sollte es selbst nur sein, um einen festen statistischen Anhaltspunkt in dieser Sache zu gewinnen,“ so muß man fragen: ist denn die Jugend dazu da, daß die Lehrer Experimente mit ihr anstellen, um der schrecklichsten aller modernen „Wissenschaften“, um der Statistik willen? — Satz 3. lautet: „Man vermindere die Zahl der Lehrstunden und suche durch zweckmäßige Vertheilung derselben gesundheitswidrige Folgen fern zu halten.“ Der Verf. verlangt insbesondere, daß die Mittwoch- und Samstag-Nachmittage vom Unterricht frei bleiben, daß der Vormittagsunterricht im Sommer von 7—11 dauere, daß von 1—2 kein Unterricht und Nachmittags nur 2 Stunden Unterricht ertheilt werden sollen, wie auch das Singen, Zeichnen und Englisch zu obligatorischen Fächern erhoben werden. Mit Ausnahme des letzten Punktes kann man mit allen diesen Vorschlägen einverstanden sein. Singen und Zeichnen hängt aber von besonderen Gaben

ab; wer keine Gaben besitzt, dem muß, namentlich in den höheren Klassen, der Gesangs- und Zeichen-Unterricht zur Tortur werden.

An dem von Beck entworfenen Sektionsplan für den Gymnasialunterricht hat Ref. von untergeordneten Dingen abgesehen, zweierlei auszufügen. Die Mathematik kommt mit wöchentlich 4 Stunden zu einer übertriebenen Geltung. Wenn der Verf. bezüglich des Real-
schülers mit Recht den Unterricht in Chemie und Algebra für überflüssig hält, so fragt Ref.: was sollen denn die künftigen Theologen, Juristen, Philologen mit Logarithmen und Kettenbrüchen anfangen? — In hohem Grade charakteristisch ist diesem Zuviel gegenüber das Zuwenig des Religionsunterrichts in den oberen Klassen. Wöchentlich eine einzige Stunde! Das wird so motivirt: „Nach der Confirmation haben junge Leute in andern Lebenssphären gar keinen Religionsunterricht mehr und doch werden sich ohne Bedenken von der Geistlichkeit sich selbst überlassen.“ Darauf ist zu erwidern: Erstens sind die jungen Bauernsöhne oft genug viel besser in der Religion unterrichtet, als die jungen Bildungsmenschen. Zweitens haben die jungen Bauernsöhne in der Christenlehre einen fortgehenden Religionsunterricht. Drittens ist gerade für unsere an religiöser Schwindsucht leidende Stadtbevölkerung die Vermehrung des Religionsunterrichts ein dringendes Bedürfnis. Viertens wird zur Erziehung der christliche Religionsunterricht besser taugen als beispielsweise die traditionelle Horaslectüre. Leider scheint der Verf. für solche Gesichtspunkte kein Organ zu haben. — Der 4. Satz lautet: „Man suche die Ueberfüllung der Klassen durch Einrichtung von Parallel-Klassen und durch Verwandlung aller zweijährigen Kurse in Jahrescurse zu beseitigen.“ „Es sollten nie mehr als höchstens 40 Schüler zusammen unterrichtet werden.“ — Der 5. Satz heißt: „Es ist von Seiten der maßgebenden Behörden für zweckmäßige Lage und Einrichtung der Schulräume und von Seiten der Unterrichtenden dafür Sorge zu tragen, daß zu allen Tages- und Jahreszeiten eine unreine und schwüle Luft von dem Schulsale möglichst fern gehalten werde.“ Wer mag dagegen etwas zu erinnern finden? Wenn aber der Verf. sagt: „Während der 10 bis 15 Minuten andauernden Pausen in den Vormittags- und Nachmittagsstunden müssen alle Schüler — mit Ausnahme der nicht völlig gefunden — den Schulsaal verlassen, und in so lange sollten Thüren und Fenster zugleich geöffnet bleiben, damit die Luft sich

vollständig erneuert“, so fragt man besorgt: sollen denn die nicht völlig gefunden im Schulsaal zurückbleiben und einer energischen Lüftung ausgesetzt werden? — Satz 6 gibt „die letzte und dringendste Forderung“. „Der Staat suche den Lehrern durch angemessene Gehaltsaufbesserungen ihren schweren Beruf zu erleichtern.“ Es wäre besser gewesen, wenn dieser — an sich unansehnliche — Satz nicht als *ceterum censeo* der ganzen Abhandlung („*orandum est, ut sit mens sana in corpore sano*“) angehängt worden wäre. Die Ermäßigung der häuslichen Arbeiten, die Spaziergänge, die Verminderung der Lehrstunden, die Errichtung von Parallelklassen, die Herrichtung gesunder Schulräume, alle diese Dinge, welche im Interesse der Schüljugend gefordert werden, haben einen Januskopf, welcher sich auch nach den Lehrern wendet. Wenn nun zum Schlusse ohne directe Nothigung die leidige Besoldungsfrage der Lehrer erörtert wird, so macht das auf jeden Nichtlehrer keinen guten Eindruck. Es ist ja wahr, daß der Lehrerberuf ein schwerer ist, es gibt aber eine Reihe von Berufsarten, die erheblich schwerer sind und nicht der Wohlthat genießen, welche mit dem Worte „Ferien“ bezeichnet wird. O. K.

Herbst, Prof. Dr. W. Probst und Dir. Königsgeburtstags-Reden, gehalten am Pädagogium zum Kloster unser lieben Frauen in Magdeburg 103 S. Mainz, 1873. Kunze's Nachfolger. 15. sgr.

Eine edle Abschiedsgabe des zu andrer Stellung berufenen Directors obengenannten Pädagogiums. Warmer, deutscher und insbesondere preussischer Patriotismus, edle Sprache, Reichthum an anregenden Gedanken und große Durchsichtigkeit machen die Reden zu einer erquicklichen Lectüre und gewiß hat die Jugend, die sie aus dem Munde des Redners vernommen, Segen davon gehabt. Die Gegenstände, die der Redner behandelt, sind folgende: Die Befreiungskriege im Lichte der letzten Kriegszeit; Friedrich der Große und die deutsche Nationalität; Charakterbild Friedrich Wilhelms III. Nationale Einheit und Mannichfaltigkeit; Zum Friedensfeste; Die vorbildliche Bedeutung der Reformation; Kaiser Wilhelm: Züge zu seinem Charakterbilde. Der Redner faßt dies Charakterbild kurz zusammen in den Worten: „In schlichten Formen ein großer Fürst; Preußens, des halb entschlummerten, Erwecker und Wehrer; Deutschlands erhabenes Oberhaupt, nach langer kaiserlicher Zeit ein Regent reich an Kriegsrühm und dennoch kein Eroberer; ein Vater des Vaterlands, — so steht das

Bild unsers geliebten Königs in unsern Herzen.“ D.

Ballien, Th. Biblische Geschichte für Kinder. Größere Ausgabe nebst einem Anhang. 10. Aufl. Brandenburg, Ballien's Selbstverlag. (Bei Einf. in Schulen. geb. 8 sgr.)

Ein sehr praktisches, empfehlenswerthes Büchlein, das schon weite Verbreitung gefunden hat, und dieselbe verdient. Der ganze Stoff wird in drei Stufen geordnet, welche durch verschiedenen Druck unterschieden sind. Einzelne für die Oberstufe bestimmte Geschichten sind nur angeführt und sollen in der Bibel nachgelesen werden, was wir durchaus billigen; die bibl. Geschichte soll zur Bibel hinführen, nicht dieselbe verdrängen. Jede Geschichte wird mit passenden Bibelsprüchen eingeleitet; eine Anzahl von Fragen sind angefügt um auf den wesentlichen Inhalt hinzuweisen. Auch die Bibelsunde findet geeignete Berücksichtigung. Eine chronologische Uebersicht über das Kirchenjahr, etliche Gebete, die bekannten 80 Kirchenlieder und der kl. luth. Katechismus sind willkommene Zugaben. Man merkt überall die Hand des erfahrenen, practischen Schulmannes. D.

Mürdter, J. Fr. Reallehrer in Waiblingen. Vierzehn Briefe über christliche Erziehung. Eltern und Lehrern gewidmet. 147 S. kl. 8. Stuttgart, 1871. Belfer. 12 sgr.

Eine treffliche, nüchterne, aber vom Geiste Gottes erfüllte kleine Schrift, welche auf Grund persönlicher Erfahrungen an eigenen und fremden Kindern in populärer Form die Hauptpunkte der Erziehung für christliche Eltern bespricht, welche nach den allein ganz vernunftgemäßen Grundsätzen der Bibel verfahren wollen, deren Durchforschen das Büchlein aber durchaus nicht hindern möchte.

Der Erzieher erscheint hier als Handlanger der göttlicher Gnade um das Ebenbild Gottes im Menschen wiederherzustellen, und die Erziehung gewinnt so einen erlösenden Charakter. Und zwar sollen vor Allem die Eltern selbst ihrer Kinder hüten und warten. Sie sollen ihr heiliges Werk mit voller Autorität und Wachsamkeit üben, doch zugleich im Geiste der Liebe, des Friedens, der Freundlichkeit. Dabei aber keine Spur von ängstlichem Pietismus! Beten lernen soll das Kind und an Gottesdienst sich gewöhnen, aber in einer ihm angemessenen Weise: stundenlange Andachten und Gebetsübungen

mit Kindern halten ist ganz gegen die kindliche Natur. Hauptsächlich kommt es bei der religiösen Erziehung auf den Geist an, der das ganze Haus regiert, viel weniger auf das, was von Religion im Haus gesprochen und gepredigt wird. „Der Christ soll auch keine — leutzende Kreatur sein,“ und „Kinder sollen sich freuen, und man darf sie in dieser Beziehung ja nicht zu sehr einschnüren.“ So die edle Schrift, die darüber auch der „kleinen Dinge“ nicht vergißt, sondern auch Empfindlichkeit, Weichlichkeit, Verdienstlichkeit gebührend berücksichtigt und ernstlich zur Keuschheit und zur Ordnung im Essen, im Schlafen, im Wachen mahnt. Denn „Verachtung oder Geringschätzung des Körpers ist nicht christlich.“ Doch wir wollen keinen vollständigen Auszug geben; nur das Eine sagen wir zum Schluß mit dem werthen Verf.: der Erzieher habe Acht auf sich selbst im heiligen Geist.

Das Büchlein sei christlichen Eltern und Erziehern warm empfohlen.

Stettin.

Dr. Kolbe.

Bellettristik.

Roquette, O. Gevatter Tod. 250 S. Stuttgart, 1873. J. G. Cotta. 1 1/3 thlr.

Roquette, dem wir schon manche liebliche Gabe verdanken, hat die deutsche Literatur hier mit einem großartigen und bedeutenden poetischen Werke beschenkt, einem Werke, das nicht nur in der dramatischen Form und den Metren an den ersten — in der unvergleichlichen Schönheit mancher lyrischer Stellen an den zweiten Theil von Goethes Faust erinnert, sondern auch ein Thema von solcher menschlichen Allgemeinheit mit einer solchen Tiefe behandelt, daß es auch hienach dem Faust gleichartig erscheint — womit noch nicht gesagt sein soll, daß das an Genialität streifende Talent Roquette's dem Genius Göthe's ebenbürtig sei. Erfreulich genug, daß in unsrer Zeit des Poesie-Verfalls und der wuchernden Afterpoesie eines Heyses, Schack und Gottschall noch ein solches Erzeugnis edelster Dichtkunst uns begegnet!

Am letzten Ende des Mittelalters, in der Zeit des Humanismus (des Coban und Beatus Rhenanus Scene 16), wo das alte Pfaffenthum im Kampfe mit neuen Geistesmächten liegt (Sc. 1) spielt das Stück. Faramund, das jüngste Kind einer an der Pest verstorbenen Todtengräberfamilie, ist durch das Walten zweier übernatürlichen Mächte, des „Gevatters Tod“, der auf das Geheiß „höherer Mächte“

(S. 192) die Lebenssterzen der einzelnen Menschen auszulöschen das Amt hat, und der „Fortuna“, die über Böse und Gute ihre Gaben regnen läßt, dem Tod entrissen, und in klösterlicher Schule zum genialen Arzt gebildet worden — von niemand anderem, als seinem in fremder Gestalt eines Mönchs ihn erziehenden Pächter, dem Gevatter Tod. — Aus einer Spinnstube (Sc. 1) wird die blasse, leidende Maria, edler als ihre Gespielinnen, abgerufen, weil ihre Mutter plötzlich gestorben sei. Aber kaum ist sie fort, so bringt eine Nachbarin die Wundermähr, auf Weisung eines grauen Mönchs sei ein junger Arzt — „ein Bürschlein, jung und schlank und kraus“ — gerufen worden, der die scheinbar Todte mit einem Tränklein wieder in's Leben gerufen. Darauf hin strömen alle Kranken zu Faramund. Er aber hat Maria, sie hat ihn gesehen; sie ist neu aufgeblüht, und beide sind in zarter, reiner, in niger Liebe verbunden, sind Braut und Bräutigam. Da erkrankt Maria tödtlich; Faramund sieht den grauen Mann ihr zu Häupten stehn — das Zeichen, daß keine Hilfe — er bittet und fleht zu dem für alle Andern Unsichtbaren — umsonst, sie stirbt. Nun sagt ihn wilder Grimm, Haß und Zorn wider den grauen Alten. Hiemit ist der Knoten geschürzt, das Thema gegeben. Es ist der Verzweiflungskampf des leiblich lebenden Menschen wider den Tod und die Macht des Todes. Es ist als solcher ein thörichter Kampf, weil zunächst ein hoffnungsloser. Die Frage ist nur, durch welcherlei Weisheit der Dichter diese Thorheit überwinden werde. Wird er mit Dav. Fr. Strauß den Tod als Vernichtung proclamiren und zu jener brutal-stumpfen „Resignation“ ermahnen, welche mit der kurzen Strecke des Diesseits sich begnügt, weil sie nichts bessres hat und kennt? Wird er das Wirken für den Augenblick als Remedium empfehlen, wenngleich dieses wie der ganze Weltlauf ein zielloses und zweckloses ist? — Fast so meint Faramund, der (S. 85) am Jenseits zweifelt. Aber schon hier ist Faramund zu ehlich, um mit jener Strauß'schen Resignation sich zu trösten. „Warum von Wonn' und Schmerz ein Theil erwerben, wenn ziellos doch des harten Suchens Fund?“ Und bald läßt ihn der Dichter auf höhere Pfade weisen. Zunächst allerdings mahnt ihn der Alte: „Wem nicht das Dasein selbst ein Morgenruf, der mutig immer neu die Kräfte rüttelt, zu neuer That die Sorgen von sich schüttelt, der welft in Schuld.“ Aber hiemit tritt der Begriff der Schuld schon hier bedeutsam ein, ein Begriff welcher eine an den Menschen ergehende ethische Forderung voraussetzt. Und

sowie Faramund selbst (S. 92) in den Worten: „Wie gäb' es ein Bestatten des Heiligsten, das unser Herz erkor?“ es ahnend erkennt, daß seine Maria nicht der Vernichtung anheimgefallen, so weist nun der wunderherrliche Chor der vorüberziehenden Mönche in den Worten:

So führ' uns durch die letzte Stund,
Bis daß die erst' uns werde kund,
Zu der all unser Hoffen steht,

auf ein jenseitiges Leben hin. — Diese Mahnungen mit ihrer „heiligen Bürgschaft ewigen Werdeganges“ (S. 94) reichen noch nicht hin, Faramund seinen Schmerzensstrog zu entreißen. Anstatt den Kampf mit sich, will er den Kampf wider den Tod kämpfen (S. 92). Ihm erscheint Fortuna, und bietet ihm in dreimaliger Frage alles Glück des Lebens zur Wahl; dreimal weist er sie ab und fordert, was sie nicht gewähren kann: Macht über den Tod. Sie entschwindet; da kommt ihm Ahasver in den Weg, der nach dem Tode vergeblich lechzende, Ahasver, eine Personification der ungesühnten Schuld:

Was euch als Reu und Schuldgefühl durch-
zittert

Als Gram und Vorwurf und Gewissenspein:
Daß ihr aus euch verjagt, verlacht, verdroht,
Was Gott der Herr seit eurem ersten Tage
In euch nach seinem Bild erschuf und 'bot.

Dies macht Faramund stugig, aber nur soweit, daß es ihn reut, Fortunens angebotne Geschenke nicht angenommen zu haben. Was es um die Schuld sei, muß er erst selbst im eignen Innern erfahren und erleben, ehe er einflieht, daß der Tod eine Gottesordnung, und daß nicht die Erlösung von Uebel und Tod, sondern die von Sünde und Schuld des Menschen wahres Heil sei.

Er wird zum Kaiser berufen, heißt diesen von schwerer Krankheit und wird zum Ritter geschlagen und mit all seinen Wünschen an Vohland, den Hofmarschall, gewiesen. In diesem erkennt Faramunds scharfer Blick sofort den Teufel, den Mephistopheles, und bietet ihm seine Seele an, wenn er ihm Macht über den Tod geben wolle. Vohland weicht diesem Begehren aus: „Vom Können ist man oft nicht weit, allein im Wollen nicht gar eilig.“ Er hält ihn hin, heißt ihn einstweilen des Daseins genießen, und führt ihm des Kaisers Tochter, Herzogin Beatrix von Parma, in den Weg, die — unglücklich vermählt — sich in ihn verliebt und bald ihn umstrickt. Meisterhaft zeichnet Roquette den Gemissenskampf in Faramund wider diese ehebächerische Liebe, meisterhaft die Schwäche des sündlichen Fleisches.

Aber Jaramund hat Gewissen; dem Anfinnen, den erkrankten Herzog durch einen Gisttrank aus dem Weg zu räumen, widersteht er; dies wird gleichzeitig mit dem Liebesverhältnis vom Herzog entdeckt; der Herzog ersticht Beatriz; Jaramund wird nur in einen unterirdischen Kerker geworfen, wo er Jahrelang schmachtet. Hier erscheint ihm der Gebatter Tod wieder. „Ihr klagt um das, was ihr verloren, und wollt die Schuld nicht sehn und kennen, mit der ihr stürmt in euer Sein“ (S. 193). Noch erkennt er seine Schuld nicht in ihrer Tiefe; mit dem Sterben zwar will er sich befreunden; er erbittet sich vom Gebatter Tod seine Lebenskerze, und löscht sie mit eigner Hand; wie todt sinkt er nieder, aber nicht wirklich todt; denn nur der stirbt, dessen Kerze der „Gebatter Tod“ verlöscht. Aus seinem Schlaf erwacht, erkennt er endlich seine Schuld, erkennt „seiner Seelennoth unsaßbar ungeheure Qualen.“ „Ihr Bilder meiner Schuld und Schmach!“ Damit erkennt er sofort auch die ewige persönliche Bestimmung des Menschen; „Zeit ist für uns die Welle nur der Ewigkeit, die unsre Spur uns zeigt und unser eignes Wesen.“ — Bohlant kommt, und bietet ihm Befreiung aus dem Kerker an. Er weist ihn ab:

— sahst höhnisch drein

Wie ich, zu bald verwirrt vom Schein,
Der Sünden Kranz auf's Haupt mir drückte.
Die hüß' ich hier.

Sinnweg, du Ausgeburt der Lüge!

Bohlant verschwindet. Jaramund entschlummert; ihn weckt der Kerkermeister mit der Kunde der Freiheit. Der Herzog ist gestorben. Jaramund verläßt den Kerker. In der letzten Scene stellt sich ihm auf einem Jahrmart in der Gestalt eines Quacksalbers, der den Namen Jaramund usurpiert hat, die Carriatur seines einstigen thörichten Strebens dar. Der Gebatter Tod kommt, und kündigt ihm an, daß er noch ein langes Leben segnenreichen Wirkens vor sich habe.

„Du selber todt, indeß in deiner Brust ein neues Dasein dir bewußt, das über eitlen Selbstbetrug dich hebt“, so sagt Jaramund zu sich selbst (S. 229) und dann (S. 244:), „Du hast, o Herz, auf langer Fahrt dir Eigenthum aus ewigen Brunnen im Innern doppelt reich gewonnen.“ So ist dies das Ziel und der Beruf des Menschen, daß er in sich, seiner Persönlichkeit nach das werde, was der ewigen Forderung an ihn entspricht — nicht: daß er nur um der Gattung willen da sei als ein in sich werthloses verschwindendes Moment des Werde- und Vernichtungsprocesses. S. 247:

Und keimt dann über Grab und Gruft
Ein Garten auf von Jahr zu Jahr,
Dringt Lebensodem wunderbar
Zum stillgewordenen Gemüthe,
Es lebt der Mensch im Tode fort.
Was er gesät in That und Wort,
Es kommt zu neuer Hoffnungsblüthe.
Und war's nur Lieb' und war's nur Güte,
Die er gewirkt in stillem Gang,
Es bleibt ein unverlorner Klang,
Und fließt zum Harmonieenreigen,
In dem der Menschheit Geist, befreit
Und ungeheimt im Aufwärtsteigen
Den Flug erhebt zur Ewigkeit.

Soviel über den Inhalt und Gehalt dieses wunderbar reichen Gedichtes. Was wir über die mit Göthe wetteifernde Schönheit der Form in den lyrischen Stücken gesagt, finde seine Rechtfertigung in folgenden, beispielsweise herausgegriffenen Strophen:

Wenn auf den befreiten Flüssen
Neuer Wind die Segel hebt,
Unter warmen Sonnengüssen
Jedes Ufer sich belebt,
Singt der Schiffer frohe Weise,
Denn mit jedem Ruderschlag
Kommt aus mühevoller Reise
Er zu schönem Frühlingstag.
Wandellos, vom ersten Ahnen,
Füllt die Welt Verjüngungshauch,
Wandellos auf tausend Bahnen
Naht des Glückes Segen auch.
Jener erste Strahl, der offen
Deines Kammers Nacht durchbringt,
Glaub' es, daß er all dein Hoffen,
Das verlor'ne, wiederbringt.

An einem solchen Werke einzelnes zu bekritteln, kommt uns nicht zu Sinn. Hier und da hätte manche längere Rede vielleicht gedrängter gefaßt werden können. Sachlich zu beanstanden haben wir nur die einzige Stelle S. 204: „Der hat von Leben nicht zu sagen, der lernt's nur eben wie ein Buch . . . wer nicht in Irrthum und in Wahn des Schmerz's Weiheguß empfahn, wer nicht, von Leidenschaft bezwungen, des Lebens Glück, des Lebens Fluth bis zur Verzweiflung durchgerungen.“ Das ist zuviel gesagt, ist mindestens mißverständlich. Daß das heimlich im Innern schlummernde Böse herauskomme und „die Sünde noch sündiger werde,“ ist nothwendig zur Erkenntnis der vorhandenen Sündlichkeit; aber jene Worte lauten fast so, als ob das Sein der Sünde nothwendig wäre für das Entstehen des Guten.

S. 108 Z. 3 v. o. ist statt „dieser dichte“ doch wohl „diesen dichten“ und

S. 136 Z. 12 v. u. statt „nur“ „die“ zu lesen. Im übrigen ist der Druck ebenso correct als gefällig.
A. E.

Halmer, Eduard (Ernst Koch): Prinz Rosa-Stramin. Dritte Aufl. Mit einem Geleitwort von Karl Alt Müller. VIII u. 220 S. Kassel, 1873. Wiegand. 1 1/3 thlr.

Referent benutzt gern die durch das Erscheinen der dritten Auflage des „Prinz Rosa-Stramin“ sich darbietende Gelegenheit, um in dem Allg. lit. Anzeiger auf den Werth und die Schönheit dieses Buches aufmerksam zu machen und dadurch vielleicht die Zahl seiner Freunde auch außerhalb der Grenzen Hessens zu vermehren. Denn hat dasselbe auch seit seiner zweiten Auflage außerhalb seines engeren Vaterlandes zu manchen Herzen Zutritt gewonnen: vorwiegend hat es bisher an der hessischen Scholle gehaftet, zum Theil schon wegen der vielen heimatlichen Beziehungen. — Der Verfasser, mit seinem wahren Namen Ernst Koch, war 1803 in einem hessischen Dörfchen geboren, 1834 veröffentlichte er seinen Prinz Rosa-Stramin und starb 1858 nach einem vielbewegten, an traurigen Erfahrungen reichen Leben in Luxemburg, wo er in seinen letzten Jahren als Lehrer am Athenäum angestellt war. Das genannte Buch (seine andern Schriften sind von weit geringerem Werth) stammt aus den Tagen seines Glücks. Ein Geschenk seiner Braut, ein Notizbuch, auf dessen Decke die Gestalt eines morgenländischen Prinzen in Rosa-Stramin gekleidet war, wurde die Veranlassung zu dem Titel. — Bisher hat sich dieser Prinz in der Geschichte der deutschen Literatur keinen Platz erobert, man sucht den Titel und Verfasser vergebens in den meisten wenn auch sonst sehr vollständigen Literaturgeschichten, und doch dürfen wir nicht anstehen, denselben den besten Erzeugnissen der humoristischen deutschen Literatur beizuzählen. Das Fragmentarische aller Humoristik, den Mangel an plastischer Geschlossenheit, den wohl am meisten Dickens überwunden, der in so auffallender Weise in Jean Paul uns entgegentritt, theilt auch dieses Buch; es gehört deshalb, wie die ganze Humoristik, nicht zu den künstlerisch vollendeten poetischen Producten. Wir haben im Prinz Rosa-Stramin ein buntes Allerlei von kleinen Geschichten und Erlebnissen, Schilderungen und Reflexionen, die ohne Zusammenhang bald eine elegische Stimmung zeigen und zuweilen in ihrer wehmuthreichen Empfindung an den „Weltschmerz“ anklängen, bald Laune und Spott in überwältigender Weise enthalten, ja manchmal zu bitterer Ironie

und fast zu wirklicher Satire durchdringen. Offenherzig räumt der Dichter diesen Mangel an Zusammenhang selbst ein; am Ende des zweiten Kapitels gesteht er: „Es soll mich wundern, was dieses Buch eigentlich enthalten wird. Mit größerem Leichtsinne hat noch kein Autor ein Buch begonnen, denn noch kein Sterbenswort weiß ich vom Inhalt der folgenden Kapitel. Der liebe Gott warf mir so viele Blumen und hoffnungsgrüne Zweige in meinen Lebensbach, daß ich nichts Besseres thun kann, als zu jenen Zweigen zu fliegen, mich darauf zu setzen, und solchergestalt dahinschiffend, getroßt in die Welt hineinzufahren. Aus welcher Tonart, und ob nach der italienischen oder deutschen oder welcher anderen Schule, weiß der Vogel selbst nicht.“ Aber wer eben nicht verstandsmäßig und mit kühler Kunstkritik Alles verwirft, was nicht nach allen Seiten den Anforderungen der Aesthetik entspricht, wer Sinn und Gefühl hat für diese eigenthümliche Mischung des Herzlichen, Sehnsuchtsvollen und Wehmüthigen mit Scharz, Laune und einem Spott, der über kleine und kleinliche Verhältnisse meist in unschuldiger Weise sich ergießt, den wird Prinz Rosa-Stramin herzlich anmuthen, ebenso wie die schönsten humoristischen Producte eines J. V. Hebel, M. Claudius, J. Kerner und Fritz Reuter. Wir stimmen vollständig in Alt Müllers Urtheil über unser Büchlein ein, welcher sagt: „Es sollten wohl wenig Bücher aufzuweisen sein, in denen sich so viel tiefer innerer Gemüthsreichtum neben so viel gesunder satirischer Laune, so viel trauliche deutsche Haus- und Heimathspoesie neben so viel heiterem Spott über die Beschränktheit und Armseligkeit deutschen Kleinlebens fände, als in dem engen Raum dieses.“ — So möge denn diese neue Auflage des Prinz Rosa-Stramin sich weitere Bahnen in dem deutschen Vaterlande öffnen, noch manches Herz trösten, erquicken und erfreuen. Das mit Geschmack und herzlichster Liebe für das Büchlein geschriebene Geleitwort von Karl Alt Müller gibt in ansprechender Weise Aufklärung über den Lebensgang und die Lebensschicksale des Dichters.

Dr. F. Heußner.

1. Die Affen-Religion; ein in Arizona darüber gehaltenes Gespräch, in zierliche Reime gebracht von einem Menschen. — Manville, Arizona. 1871.
2. Hilarus Anthropolos. Schlarrasfiade, oder Treuer Bericht Meister Urian's über seine Reise in's Schlarraffenland, allewo er Ursprung und Endziel der Welt, besonders den Menschen, erforschen

wollte. In poetische Form gebracht. Reading, 1873. Pa., Pilger-Buchhdlg. (Wackernagel u. Wendel).

Was in Deutschland während der letzten Jahre öfters in Prosa getan worden ist (am besten von Eraw im dialogischen Anhang zu seinem Schriftchen: „Moses und die Materialisten,“ Braunschweig 1872), das scheinen die Deutschen Nordamerikas mit Vorliebe in Versen zu versuchen: Persifflirung der Lehren und Grundsätze des modernen Materialismus, insbesondere der Affenabstammungslehre der Darwinisten. Die beiden uns hier vorliegenden satirischen Poeme sind speciell durch die bekannten, seitens des nordamerikanischen deutschen Turnerbunds im Herbst des vor. Jahres veranstalteten Vorträge des Hrn. Louis Büchner in mehreren größeren Städten der Union veranlaßt, wie die über Gebühr auszeichnende Stellung zu erkennen gibt, die sie dem Darmstädter Kraft- und Stoff-Propheten neben Darwin und anderen Koryphäen der Naturwissenschaft anweisen. Der Verfasser der „Affen-Religion,“ ein ungenannter, luth. Geistlicher in Illinois, hat für seine bereits im vor. Jahre erschienene und gegen den vorerst nur erwarteten und im Anzuge begriffenen Kraft- und Stoffmann gerichtete Satire die Einkleidung eines poetischen Gesprächs oder Singspiels gewählt, dessen Handlung er nach dem noch überwiegend von Wilden (Indianern) bewohnten Territorium Arizona im fernen Westen verlegt. Die erst jüngst erschienene, unter dem Eindruck der Triumphe des Hrn. Büchner (d. h. der mehrfach fast den Charakter von Niederlagen tragenden Pyrrhussiege, wie sie ihm seine Vorlesungen einge-tragen) gedichtete „Schlaraffiade“ trägt epische Form; sie berichtet, meist in Strophen nach dem Muster des Claudius'schen „Meister Urian,“ über eine visionäre (unter Mithilfe des „Wundermannes Morpheos,“ also im Traume unternommene) Reise in das Schlaraffenland, dieses der Hölle benachbarte und von einem Vassallen derselben, dem König Diabel beherrschten Eldorado der Materialisten, wo sich gleichzeitig auch die Emissäre der materialistischen Weisheit, die Herren Darwel, Bögtel und Kraftstoffel einstellen, um Sr. diabolischen Majestät sowie deren Kultusminister („Cult-Affen“) Berichte über ihre Versuche zur Ausbreitung des alleinseligmachenden Evangeliums von der Affen-Abstammung unter den Menschenkindern abzustatten, für welche sie dann höchst eigenhändig von Sr. Majestät mit eigenthümlichen Orden (tragbar nicht auf der Brust, sondern auf dem Rücken!) behängt werden. — Etwas sehr Verbes, hin und wieder fast Plumpes, hat der Ton des einen

wie des anderen dieser satirischen Gedichte. Doch mag diese Art von Humor für Nordamerika, wo auch die damit zu geißelnden Verirrungen und Extravaganzen leicht einen ungeheuerlichen Charakter annehmen und zu weit crasseren praktischen Konsequenzen führen als in Deutschland oder England, ganz wohl angebracht zu nennen sein. Besonders in der „Schlaraffiade“ sprudelt vielfach ein wirklich gesunder, ächt volksthümlicher und von wahren poetischem Talente zeugender Witz.

Dietlein, W. Die Poesie in der Volksschule. Dreiunddreißig vaterländische Dichtungen ausgewählt. 2. Band. Wittenberg. 1873. Herose.

Der Verfasser bietet in diesem 2. Band Text und Erklärung von 33 schönen deutschen Volksgedichten; wir nennen: Des deutschen Vaterland von Arndt; das Lied vom braven Mann von Bürger. Der reichste Fürst vom Kerner; Belsazar von Heine; das Feuer aus Schillers Glocke; das Gewitter von Uhland; die Wacht am Rhein von Schnedenburger zc. Das Buch ist für die Hand des Lehrers an der Mittelstufe gehobener Volksschulen oder an den Unterklassen der Gymnasien bestimmt, wird aber auch in der Oberstufe erstgenannter Schulen und in den mittleren Classen der Gymnasien mit Nutzen gebraucht werden können. Die Erklärung ist gründlich, ohne langweilig zu sein; sie bringt meistens eine Einleitung in das betreffende Gedicht, Inhaltsangabe der einzelnen Strophen mit geschickt eingefügter Erklärung einzelner Wörter, stellt den Grundgedanken des ganzen Gedichtes auf, zeigt, wie man dasselbe bei der Stellung von Aufsathtemen benutzen könne, und nennt Lieder verwandten Inhaltes. Endlich bringt der Verfasser unter den Abschnitten: „Biographisches, Poetisches“ das Wichtigste aus dem Leben der einzelnen Dichter, sowie in einfachster Form das Nothwendigste aus Verslehre und Dichtungsarten. Bei dem gewandten Stil des Verfassers erkennen wir das Erscheinen des Wertes mit um so größerem Danke an, je knapper derartige Hülfsmittel sind, und je schwerer und seltener es einem gelingt, den rechten Ton bei Erklärung der Gedichte zu treffen.

P.

K.

Kaiserlieder. Im Anschluß an die Sammlung der deutschen Kriegs- und Volkslieder des Jahres 1870. Herausgegeben von Ernst Wachsmann. 8. 64 S. Berlin, Viehheit und Thiesen.

Es ist nicht Alles Gold, was glänzt; auch nicht Alles ein Gedicht, was sich reimt. — In den letzten drei Jahren ist aber mit deutscher Zunge so viel gereimt worden, wie sonst wohl kaum in einem ganzen Menschenalter. Die fangesbegabten Patrioten haben nicht allein jedes Härlein der Frau Germania angefangen, sondern wohl gar dem metallnen Schooße eines abgerissnen Uniformknopfes Duzende von klingenden Heldengesängen zu entlocken verstanden, welche Gesänge dann freilich auch gar oft von derselben Poesie dufteten, wie das rührende Epos: „Ich heiß Johannes Hildebrand — Und stell' mein' Stecken an die Wand.“ Ich erinnere in dieser Beziehung exemplarweise nur an die eine bei Ricker in Gießen erschienene Gedichtesammlung von Dr. F. F. Z., deren poetischer Werth im dortigen Anzeiger mit den rettenden Worten charakterisirt worden ist: „Reim' dich oder ich freß' dich!“

Doch Gottlob! man braucht nur Namen zu nennen, wie Geibel, Redwitz, Gerok, Bodenstedt, um zu erkennen, daß das freisende Meer der deutschen Verskunst nicht allein schäumenden Gischt, sondern auch köstliche Perlen zu Tage geboren hat. Auch mit den angezeigten „Kaiserliedern“ hat der Herausgeber dem deutschen Volk eine Schmur solcher Perlen um den Hals geschlungen. In sämmtlichen Liedern der Sammlung wird die Wiedergeburt des Reichs begeistert und in allen Tonarten besungen. Und wenn auch hier und da der Ton vielleicht etwas „zu hoch genotivret ist“, so ist das bei Stimmungsliedern und im Hinblick auf die Zeitverhältnisse hinreichend entschuldigt. Natürlich haben nicht alle Lieder gleichen Werth; aber ohne Werth, vielleicht sogar ohne bleibenden Werth, sind wohl kaum drei bis vier.

L.

H. D.

Dreesen, Adalbert. Perlen aus Schleswigs Sagenschatz, Gedichte. 8^o. 175 S. Halle, 1873. Buchhandlung des Waisenhauses. 20 sgr.

Mit der Freude an den Sagen und Märchen des Volkes ist auch immer die Liebe am Vaterländischen verbunden, am deutschen Wesen, und das ist ein größerer Gewinn, als der wissenschaftliche, der denselben außerdem innewohnt. Diese alten Traditionen zu sammeln, zu pflegen und dem Volksgeiste wieder zugänglich zu machen, in Poesie, wie in Prosa, als Sage, Märchen oder Schwank, heißt auch: das Volkthum aus sich selber auf den festen Grundlagen seiner historischen Individualität aufbauen helfen.

So hat es auch der Verfasser obigen Werkes gemeint und dafür sprechen wir demselben die gebührende Anerkennung aus. Seine „Perlen aus Schleswigs Sagenschatz“ sind freilich meist aus der bekannten Sammlung von Müllenhoff entnommen, aber mit feinem Sinn ausgewählt und ihrem Inhalte nach hochbedeutend, sowohl nach der mythologischen, wie historischen Seite. Aehnlich, wie einst Simrock in seinen Rhein-Sagen (und gewissermaßen auch Schöppner) u. A. gehen sie in poetischem Gewande einher, da der Geschmack des großen Publicums noch immer mehr nach solchergestalt bearbeiteten Sammlungen greift, als den strengeren Aufzeichnungen in Prosa. Mögen sie also in ihrer engern Heimath, wie in der Fremde, viele freundliche Leser finden und die Liebe zum großen Vaterlande mehrten helfen!

Was die Dichtungen als solche betrifft, so darf man sich freilich davon nicht zuviel versprechen. Der Verfasser reimt zwar nicht ungewandt, aber eigentlich volksthümliche Weisen gelingen ihm selten. Der oft spröde Stoff ist nicht überall glücklich bewältigt. Hier und da wird die Diction matt und platt, wie z. B. gleich in dem einleitenden Gedicht S. VII:

Das Hünengrab verschwand — und also
schwinden
Die meisten Riesenhügel hier zu Land,
Der Väter Asche gibt man preis den Winden,
Was nicht zerstört wird von des Landmanns
(!) Hand
Durchwühlt der Forscher, Spuren aufzu-
finden
Von alter Zeiten Sitt' und Bil-
dungsstand.
Und Manches, was der Forscher dort ge-
funden
Hat für die Wissenschaft gar hohen
Werth (sic!),
Führt uns in Zeiten, die schon längst ver-
schwunden — —
Doch wühlt man oft, von Habgier nur be-
thört,
Manch Denkmal um, — zwar meist ge-
täuſcht beim Funde,
Man denkt nicht dran, was man da-
mit zerstört.“

Doch wir wollen nicht zu strenge richten, und also um seines vaterländischen Inhalts willen das Buch den Freunden der Schleswigschen Geschichte empfehlen.

Bd.

Kunst, Kunstgeschichte.

Inski, Carl, Windelmann in Italien.

Mit Skizzen zur Kunst- und Culturgeschichte des 18. Jahrh. Zweite Abtheilung. VIII u. 440 S. gr. 8. Leipzig, 1872. Vogel. 3 thlr.

Dieser Schlussband des fleißigen Werkes macht mehr, als die vorhergehenden, den Eindruck, daß der Verf. sich an eine Aufgabe gemacht habe, der er nicht ganz gewachsen war. Wer uns Windelmann darstellen will, der muß ihn uns in seiner Größe darstellen, muß uns also zeigen, wie Windelmann trotz dem, daß er mit einem ungenügenden Material arbeitete, dennoch ein bahnbrechender Genius war, — einer jener „bauenden Könige“ die den „Kärnern“ auf einige Jahrhunderte zu thun geben. Da nimmt es sich dann sonderbar aus, wenn einer der Handlanger, welche Schiefersteine dem Dachdecker hinaufreichen, von seiner Leiter herabruf: „So hoch, wie wir, stand der König, der den Grundriß entwarf und das Fundament legte, noch nicht.“ Diesen Eindruck macht aber der Verf. — wahrscheinlich wider Willen — als sollte der Leser lernen, wie beschränkt und irrtumboll Windelmann gewesen, und wie wir es dagegen so herrlich weit gebracht. Statt dem schöpferischen Kern seiner Arbeiten nachzugehen, gibt er zerhackte Excerpte aus seinen Werken, deren jedes sogleich von krittelnder Kritik begleitet wird. Da lesen wir S. 109, W. habe „in der Geschichte der Aesthetik, wenn auch keinen ordentlichen Fauteuil, doch das Stühlchen eines außerordentlichen Ehrenmitglieds vergönnt bekommen;“ S. 113: „Das Werk, das ein abgeschlossenes, für die Dauer berechnetes Lehrbuch sein sollte, wird gelegentlich auch zum Magazin für antiquarische Miscellen und Bülletins der Scavi“; dem richtigen Satze W.'s, daß das Schöne sich nicht begrifflich definiren läßt, wird S. 119 „wunderliche Dunkelheit“ vorgeworfen, und der Verf. „bedauert es nicht, daß W. seinen Fuß so selten auf diesen Boden (der philosophischen Aesthetik) gesetzt hat.“ Und von W.'s Geschichte der Kunst sagt er S. 131: daß dies keine erschöpfende Beschreibung sei, sehr jeht jedermann. — Hat W. wirklich nichts weiter, als ein „Magazin von Miscellen und Bülletins“ zu Stande gebracht, so hat er sich eben in prophetischer Ahnung seinen Biographen zum Muster genommen. — Die eingewobenen Skizzen zur Kunst- und Literaturgeschichte stören mehr, als sie fördern. Z. B. statt des weit-

läufigen Excurses über Buffon's Naturgeschichte hätte mit wenigen Worten gesagt werden können: „In dem Streben, eine wissenschaftliche Untersuchung zugleich zum stilistischen Kunstwerk zu gestalten, hatte W. an Buffon einen Vorgänger.“ A. E.

Wackernagel, Wilhelm, Kleinere Schriften. Erster Band. Abhandlungen zur deutschen Alterthumskunde und Kunstgeschichte. gr. 8. S. 434. Leipzig, 1872. Hirzel. 2 thlr. 20 sgr.

Diese Sammlung vieler bisher an verschiedenen Orten und zu verschiedenen Zeiten erschienener Abhandlungen ist geeignet, durch den gewährten Ueberblick einer vielseitigen wissenschaftlichen Regsamkeit noch einmal die geistige Bedeutung eines Gelehrten zu vergegenwärtigen, welcher in der vollen Manneskraft der deutschen Wissenschaft, im (technischen Sinne gemeint) am 21. September 1870 zu früh entrißen wurde. Durch Wilhelm Wackernagel's Tod wurde manche freudig gehegte Hoffnung auf weitere fruchtbringende Arbeiten, auf anregende Untersuchungen vernichtet. Die Geschichte der deutschen Literatur, ein vollständig aus den Quellen durchaus objectiv gearbeitetes Werk, konnte als ein abgeschlossenes Ganze nur bis zum sechzehnten Jahrhundert der Oeffentlichkeit übergeben werden; die ausführliche Darstellung des Lebens und der Sitten der Germanen im Anschluß an die mit F. D. Verlach herausgegebene Germania des Tacitus (Basel 1835), nach dessen Erscheinen Jacob Grimm den beabsichtigten Commentar zurückhalten wollte (Taciti Germania. Edidit Iacobus Grimm Göttingae 1835 S. IV), blieb ungeschrieben; noch mehr als ein schon angekündigter Plan blieb unausgeführt. Wackernagel hatte selbst bereits die Absicht ausführen wollen, eine Sammlung seiner in verschiedenen Zeit- und Gelegenheitschriften zerstreuten Abhandlungen herauszugeben, als ihn der Tod dahin raffte. In den hinterlassenen Papieren fanden sich keine Andeutungen vor, wie sich eine solche Ausgabe unter seiner ordnenden Hand gestalten hätte; nur mannigfache Winke in den Handexemplaren der einzelnen Aufsätze, sprechen für eine beabsichtigte Erweiterung und auch wohl theilweise Umgestaltung namentlich der größeren hierher fallenden Arbeiten. Gewiß hätte bei einer abermaligen Revision der vor mehr als zwei Decennien geschriebenen Aufsätze der gewissenhaft fleißige Nachforscher in historischen Dingen manche Einzelheiten eingehender dargestellt, schärfer gesagt, bezw. reichlicher beleuchtet. Aber schon in dem vorliegenden

Abdruck stützen sich diese Beiträge auf eine auch das Kleinste beachtende, gründliche und umfassende Forschung, eine weit umfassende Belesenheit. Sie sind geeignet, eine vielseitige Belehrung selbst nicht gelehrten Kreisen zu gewähren, obgleich die Abhandlungen vorzugsweise für gelehrte Zwecke abgefaßt und auf ein reiches Detail im Text wie in den Anmerkungen angelegt sind. Andererseits hielt Wadernagel im Anschluß an einen Gebrauch der Baseler Gelehrten, welcher schon seit einer Reihe von Jahren ohne Zeitungsgeräusch besteht, vor einem gemischten Publikum öffentlich Vorträge allgemeineren Inhalts und verstand so die ernste Wissenschaft auch weiteren Kreisen zugänglich zu machen. Gerade diese auch in die Sammlung aufgenommenen speciellsten Untersuchungen wird man in der so ungemein gefälligen, klaren und einfachen, sehr oft sinnigen und gemüthvollen Darstellung gerne lesen.

Der Herausgeber dieses ersten mit einer lithographirten Tafel wie überhaupt von dem Verleger elegant ausgestatteten Bandes, Professor M. Heyne — Wadernagels Amtsnachfolger an der Universität zu Basel — hat in Gemeinschaft mit einem Schüler und Freund des Verewigten (Universitätsbibliothekar Dr. L. Siber in Basel) anstatt der rein chronologischen Anordnung der ausgewählten Aufsätze eine solche nach der inneren Zusammengehörigkeit getroffen, so daß die Nummern 1 und 2 allgemeine Seiten des deutschen Alterthums, Familienrecht und Familienleben, so wie Gewerbe, Handel und

Schiffahrt der Germanen, die Nummern 3, 4, 5 Einzelheiten des mittelalterlichen Lebens betreffen, Metc, Bier, Wein, Eutertrank, das Schachspiel im Mittelalter, über die Spiegel im Mittelalter, die Nummern 6 und 7, die Farben und Blumensprache des Mittelalters, das Glücksrad und die Kugeln des Glücks sich auf die Symbolik beziehen. Die Nummern 8—10, schildern speciell Baselerisches, Ritter- und Dichterleben Basels im Mittelalter den Todtentanz, die goldene Altartafel von Basel. Die beiden letzten Aufsätze fallen zugleich in das eigentliche Gebiet der Kunstgeschichte. Als Anhang ist ein frischer und feiner Scherz Wadernagels: die Hündchen von Brezmil und von Bretten mitgetheilt. Der Aufsatz über die Farben und Blumensprache des Mittelalters ist wie der umfang- so auch der inhaltsreichste der Sammlung (S. 143 bis 240). Er befundet eine sehr umfassende Kenntniß der Literatur des Mittelalters, so wie die feine und sinnige Auffassung von dessen Eigenthümlichkeiten. Alle Abhandlungen aber sind ebenso lehrreich wie anregend zu weiteren Forschungen und wir hoffen, daß sie beitragen mögen, das Andenken eines Mannes auch in weiteren Kreisen zu erhalten, an dem urtheilsberechtigte Fachgenossen eine vielseitige tüchtige Gelehrsamkeit anerkennen, seine zahlreichen näheren Freunde in und außerhalb Basel eine uneigennützigte Liebenswürdigkeit rühmen mußten. Adlff.

III. Referate aus Zeitschriften.

Theologisk Tidsskrift, udgivet af Dr. Chr. S. Raskar. Aargang 1873. Forlagsbureauet i Kjöbenhavn. (Erstes Halbjahr. Vgl. Allg. Liter. Anz. 1873, Heft 5).

Januar. I. Ueber das theologische Studium. Vom Herausgeber. I. Hälfte (S. 1—22). Es ist Thatfache, daß das Studium der Theologie an Anziehungskraft für die studirende Jugend verloren hat, und im Allgemeinen jenen erweckenden, erwärmenden, belebenden Einfluß nicht ausübt, welchen die hohe Bedeutung des Gegenstandes erwarten läßt. Die Sache verdient alle Aufmerksamkeit. — In Dänemark hört man Stimmen (z. B. Prof. Rasm. Niel-

sen, und die Zeitschrift: „Idee und Wirklichkeit“), welche, ohne dem Christenthum feindlich zu sein, dennoch gegen alle Theologie als Wissenschaft protestiren, sie sogar für ein vielhundertjähriges „Blindwerk“ erklären! Dagegen sagt ein Staatsmann, wie Guizot (Cours d'histoire moderne IV, Lec. 6): „Europas intellectuelle und moralische Entwicklung beruht wesentlich auf seiner Theologie, welche die Geister beherrscht und leitet, und seiner geistigen Bewegung ein System gegeben hat, das hoch emporragt über alle Erzeugnisse der alten Welt.“ — Indessen erklärt sich die erwähnte Mißstimmung nicht allein aus der vorherrschend materiellen Richtung unsres

Geschlechts überhaupt, sondern insbesondere auch aus gewissen Parteirichtungen der Gegenwart, unkirchlichen und selbst kirchlichen, sowie aus verschiedenen socialen und geschichtlichen Momenten, namentlich der großen Bedeutung der Naturwissenschaft und ihrer Tochter, der Technik, deren heutige Resultate allerdings einen „neuen Abschnitt“ bezeichnen in der Geschichte der Menschheit. Aber, daß die Naturforscher das Gebiet der Bibel und Offenbarung betreten, und mit ihren Waffen die Bewohner Canaans verdrängen wollen, ist eine unberechtigte Usurpation. Und doch wie viele begabte Jünglinge ziehen jetzt die polytechnischen Laboratorien den theologischen Auditorien vor, und wenden sich von allen jenseitigen Idealen ab! Allerdings führen die technischen Fächer weit rascher zu einer selbständigen Lebensstellung. — Ferner der Eindruck, welchen die historische Kritik der Quellenschriften des Christenthums auf die Gemüther hervorbringt. (David Strauß Alter und neuer Glaube). Trotz ihrer ungeheuren Willkür, ihrer augenscheinlichen Selbstauflösung, erweckt sie Mißtrauen, zumal wenn sie an der Universität selbst vertreten wird. Wenigstens läßt sie Wenige zu rechter Begeisterung kommen. — In Dänemark üben zwei kirchliche Richtungen — die Grundtvigische und die der inneren Mission — einen lähmenden Einfluß. So verschieden sie unter sich sind, so gleichen sie sich doch in ihren häufigen Ausfällen gegen „Buchgelehrsamkeit, Vielwisserei, Studium“, wogegen sie immer das Leben betonen, volkstümliche Rede verlangen u. (Uebrigens giebt es auf der Grundtvigischen Seite auch eine ganze Reihe wissenschaftlich gebildeter Geistlicher.) Ohne ernstes Studium sind die jungen Männer frühe „fertig“, oder „wohlgerüstet“. Einige Jüngensfertigkeit, Fertigkeit, mit gewissen Stichworten zu hantieren, zu allegorisiren u. dgl. m. soll Ersatz geben für eine gründliche Ausbildung. Eine der Folgen ist die Unfähigkeit zu tiefer gehender Seelsorge, namentlich der Kunst, eine Gemeinde in ihren verschiedenen Elementen zusammenzuhalten. — Aber vorzüglich büllet die theol. Wissenschaft dadurch ihre Anziehungskraft ein, daß sie sich so vielfach von der Kirche und dem Leben entfremdet. „Bis in's 18. Jahrhundert studirte man die Theologie nicht, ohne zugleich das Christenthum zu studiren. Es war, bei allen sonstigen Unvollkommenheiten, doch gewiß etwas Undefensibles, daß man beim theol. Studium absehen könne von den großen Thatfachen des Heils, und außerhalb der Kirche stehen, ein Feind ihrer Grundwahrheiten sein. Auch die so widerwärtigen Verleugrungen der in einzelnen Punkten Andersdenkenden bezeugten, daß alles Studium immer die Kirche vor Augen behielt. Umschlag der Studien seit Semler. Wie Viele vergessen gänzlich, daß die Kirche und Gemeinde ihren Glauben hat, welcher auch durch die Wissenschaft soll befestigt, zur Geltung gebracht und belebt werden, daß in jeder theol. Untersuchung der Pulsschlag des Christenthums sichtbar sein muß. Die wissenschaftliche Voraussetzungslosigkeit ist — Pbrase, und bringt es höchstens zu einem in der Luft schwebenden Systemsbau. Und wie kalt

wehet es oft den Jünglingen entgegen von den theol. Rathedern! — Das Studium der Bibel — wie pietätlos und herzlos ist es häufig! Ein Calvin begann jede theol. Vorlesung mit einem Gebete. Vor lauter Einleitungsstudien gelangt man garnicht hinein in das Heiligthum selbst, den religiösen Schriftsinn, in die heilige Oekonomie des Reiches Gottes. Aber mit der Dogmatik verhält es sich nicht besser. „Vielleicht hat Schleiermacher zur — Abkühlung des dogmatischen Vortrags und Ausdrucks bedeutend beigetragen, obgleich er seiner verdienstvollen Dogmatik den Titel „des christlichen Glaubens“ gab und sie auf das religiöse Gefühl baute. Dagegen verdankt Martensen's Dogmatik ihre außerordentliche Verbreitung und Wirkung gerade dem Umstande, daß der Verfasser mitten im Centrum des kirchlichen Lebens steht, daß das Glaubensleben der Kirche in ihr den primus motor bildet. — Woran es fehlt, was aber in hohem Grade Noth thut, ist lebendige Vertiefung in den dritten Glaubensartikel, und der ernste Blick auf das Ziel und die Vollendung der Kirche, also die rechte eschatologische Betrachtungsweise. Die große Bedeutung, welche der Begriff der Kirche und der Gemeinde für das jetzige Geschlecht hat, muß die Theologie zu angestrengter Arbeit auffordern gerade in der bezeichneten Richtung. Ohne diese kann z. B. die Kirchengeschichte mit ihrem bunten Veleier unmöglich einen jugendlichen Geist, welcher fragt: Cui bono? interessieren und auf die Dauer fesseln. — Aber alsdann dürfen auch die großen Fragen, welche die Gegenwart in den weitesten Kreisen bewegen, z. B. die sociale Frage, die nach dem Verhältniß von Staat und Kirche, vom Christenthum und Civilisation (Humanität) nicht außer Acht gelassen werden. Zu dieser Zeit der Heimsuchung kann die staatskirchliche Macht, deren Arm nur allzu schwach geworden ist, auf diesen Gebieten keine Verjüngung zuwege bringen, sondern einzig und allein eine gesunde Theologie. — Sehr zu beklagen ist endlich, daß zwei theologische Disciplinen, die Apologetik und die Polemik immer mehr aus dem Kreise der Universitätsstudien verschwinden. Beide aber, welche nur zwei Sachen einer und derselben theol. Arbeit darstellen, müssen lebendig eingreifen in die gegenwärtigen Bedürfnisse und Verhältnisse, und zu einer ebenso billigen, als ernstlichen Abwägung der Erscheinungen und Forderungen unsrer Zeit Anleitung gegeben. — (Schluß folgt.)

Preussische Jahrbücher von Treitschke und Wehrenpennig. Bd. 31, S. 1—6.

Scherer weist in Beurtheilung von Freitags Ingo und Ingrabau unter Vergleichung mit des Autors Bildern aus der deutschen Vergangenheit die Beziehung jenes Romans zur Wirklichkeit, d. h. zu überlieferter Geschichte oder überlieferten poetischen Motiven nach; wir sehen die einzelnen Situationen und Charaktere aus historischen Berichten und alt-, wie mitteldeutschen Liedern entsehn. Modern erscheint Sch. Ingos Liebeserklärung, dagegen Bifino als eine wahrhafte Schöpfung, die der Geist der Geschichte eingegeben zu haben

scheint. Ueberhaupt seien die geschichtlichen Kräfte — nur nicht die mächtigen Leidenschaften der Personen, des Kampfes, der Hierarchie — zu trefflicher Darstellung gebracht.

R. Lück beleuchtet die Großartigkeit des Grimmschen deutschen Wörterbuches. Es will das Leben der deutschen Sprache von Luther bis Goethe verzeichnen, geschichtlich durch Zurückgehen auf die erste Bedeutung jedes Wortes, die oft erst durch die Sprachvergleichung möglich ist, in das Verständniß des Neuhochdeutschen einführen. Mehr als 100 Freunde und Freundinnen haben das Material gesammelt, mehr denn 105,000 Wörter sind bis jetzt erläutert, ein Artikel wie über „Fuß“ umfaßt 47 Seiten etc.

Die „Entstehung des deutschen Königtums“ beleuchtet Kaufmann mit Hülfe von Sohm „Altdeutsche Reichs- und Gerichtsverfassung“ Bd. I. Es ist nicht römischen Ursprunges, ist verschieden vom mittelalterlichen Feudalstaat; vom germanischen Geiste wurde unter den geschichtlichen Verhältnissen der Völkerwanderung die vor dieser bestehende altdeutsche Verfassung fortgebildet, wie besonders an der Bildung der königlichen Macht unter den Franken durchgeführt ist.

Auf jene Schrift Sohms nimmt auch Meyer Bezug, der die Entstehung der Schwurgerichte nach Brunners Schrift von gleichem Titel bespricht. Danach wurde das außerordentliche Frageverfahren des fränkischen Reichsrechtes (inquisitio) durch die Normannen, die es festhielten, nach England hinübergeführt, dort zu ordentlichem Proceßverfahren erhoben, die ursprüngliche Beweisjury wurde Urtheilsjury, vor der die Zeugen vernommen wurden.

Wir schließen das ausführliche juristische Gutachten von Pland über den „Entwurf einer Civilproceß-Ordnung für das deutsche Reich an, der aus einer vom Bundesrath ernannten Commission hervorgegangen ist; dem Reichstag, dessen Berathung er unterzogen werden soll, sucht Pl. denselben unter Widerlegung bedenklicher Punkte zu empfehlen.

Einen andern juristischen Vorschlag macht Herfurth für die Aufhebung des Kirchenpatronates; er will, wie er in einer Schrift ausgeführt, den Modus zeigen, nach dem diese Aufhebung in manchen Fällen erfolgen könnte, doch sie nicht erzwingen wissen. Die Pfarwahl soll dann auf die Gemeinde übergehen.

Treitschke verfolgt in dem Aufsatz (Märzheft) „das Zweikammersystem und das Herrenhaus“ die Entwicklung der ersten Kammer in England, Ungarn, Holland und Frankreich und läßt dann auf eine scharfe Kritik des preussischen Herrenhauses, das nur einseitig die Interessen des kleinen Adels vertrete und ohne Ansehn sei, wie sonderlich der so unbedenklich vorgenommene Paarschub zeige, Vorschläge für Neubildung desselben folgen. Es soll im Gegensatz zu der die Regierten vertretenden Wahlkammer aus den Regierenden gebildet werden. Die Krone berufe die jedesmaligen Inhaber der höchsten (Civil- und Militair-) Staatsämter, denen sich die königlichen Prinzen, etwa 80 erbliche adelige Grundherren und

Mediatisturte anschließen; ein mehr bewegliches, ganz unabhängiges Element liefern die Provinzialanblage, deren jeder 8—10 Mitglieder auf 6 Jahre prästirt. Natürlich ist Durchführung der Selbstverwaltung Voraussetzung für den letzten Theil des Vorschlages.

Nicht minder eifrig warnt Tr. in dem Aufsatz: „die letzte Scholle welfischer Erde“ (Zunt) vor Installation des hannoverschen Kronprinzen in Braunschweig, das dadurch zum Herde preußenfeindlicher Agitation würde; nationales Wohl und Ehre, gegen welche die Welfen so schwer gesündigt, müßten siegen über fälschliches Erbrecht, das für Ernst nach Tr. auch nicht ohne Zweifel ist; wenigstens nach dem Tode des jetzigen Herzogs sollen sich die braunschweigischen Stände gegen solchen Mißbrauch der Legitimität an Kaiser und Reich wenden.

Die volkswirtschaftlichen Wirkungen der 5 Milliarden für Deutschland beleuchtet Bamberger (April); in dieser colossalen Finanzoperation erscheint ihm die beschleunigte Auszahlung an Deutschland für dieses ein Fehler, weil so schnell die Wirklichkeit nicht den Abmachungen auf dem Papier folgen könne.

Den „Einfluß der neuen Verkehrsmittel“ legt Schmoller dar. Die technischen Mittel Raum und Zeit zu überwinden sind so gestiegen, daß unser sittliches und sociales Leben in Schwanen geräth. Die Längen der europäischen Eisenbahnlinien betrug 1871 14,346 Meilen, die Postladung jedes aus Southampton abgehenden Dampfers 1000 Ttr., 38 Millionen Depeschen gab Europa, 12 Millionen Liter Milch befördert die Hamburger Bahn in einem Jahr nach Berlin etc., aber Proletariat neben Millionären wächst, Seßhaftigkeit nimmt ab, mit dem Vorurtheil auch heilige Sitten etc.

Auch die eigentlichen historischen Arbeiten sind voll Interesse. Lindner thut schlagend die angebliche „Bestattung Karls des Großen“ in thronender Majestät als „Sage“ dar die erst ein Mönch im Thale von Susa nach 1048 erzählt, (ein Graf scheint sie ihm aufgebunden zu haben) während die glaubwürdigen Geschichtschreiber weder bei der Bestattung Karls noch bei der Deffnung seines Grabes durch Otto III. noch bei seiner Canonisation unter Friedrich I. davon wissen.

Mejer theilt zwei Briefe von Schön über Niebuhr aus dem J. 1809 u. 10 an Nicolovius mit, die beider Männer ideales Streben gegenüber Altenstein und Hardenberg zeigen; Mejer zieht zur Erläuterung Aeußerungen von Stein und Raumer herbei.

In Mirabeau zeichnet Mendelssohn-Bartholdy das Bild eines Liberalen, der aufrichtig — dem Despotismus von oben, wie von unten gleich feind, — Königthum und Freiheit zu verbinden sucht, aber durch den Schatten, den sein wildes Jugendleben um ihn wirft, daran gehindert wird. Eine sehr warme, eingehende, gerecht abwägende Charakteristik.

Vom zweiten Kaiserreich sucht Geffken nochmals das Facit zu ziehen. Ein System, das die Sehnucht der Landleute nach Ruhe im Plebisit ausbeutete, mit seiner Herrschaft über Beamte,

Presse, Telegraphie, Colportage, der colossale Apparat zur Fabrication und Fälschung der öffentlichen Meinung! Es wollte zu materiellem Gedeihen auch kriegerische Erfolge fügen, aber Savour, wie Bismarck zwangen Napoleon, mehr geschehn zu lassen, als er wollte. So wird die Unzufriedenheit der Franzosen immer größer. Napoleon giebt der Kriegspartei im eigenen Hause und im corps législativ nach und beginnt den Krieg, in dem sein Thron stürzt.

Für unsere Tage rollt Bauli, veranlaßt durch eine unrichtige Bezugnahme von Windhorst, ein Bild des irischen Agitators O'Connell auf. Dieser mit den Ultramontanen verbündete reich begabte Mann erstrebte, nachdem er die Katholiken-Emanzipation durchgesetzt, mit seinen irisch-katholischen Wählerkreisen Lösung Irlands aus dem Einheitsstaat (Repeal), scheiterte aber an dem ruhig gesetzlichen Einschreiten der englischen Regierung, die R. Peel leitete. Der Aufsatz ist ein Abschnitt aus dem bald erscheinenden dritten Bande von Paulis Geschichte Englands seit 1813 und 1814.

Lehrreich ist auch Neuhlins letzter Aufsatz über die „Südbataliener“; er schildert die Schwierigkeiten, mit denen die Regierung Italiens in Neapel und Sicilien kämpfen muß, die unter sich, wie vom Norden durch Natur und Geschichte so verschieden sind. In allen Regierungsmaßregeln sehn diese bisher so unstaatlichen Gebiete Eingriffe, in deren Abwehr sie allein einig sind.

Väterargelich ist die Arbeit Hayms über die Schrift: „Fr. von Hardenberg, genannt Novatius. Eine Nachlese aus den Quellen des Familienarchivs, herausgegeben von einem Mitglied der Familie.“ H. stellt den bedeutenden Gewinn derselben fest.

Einer sehr eingehenden Beurtheilung in drei Heften, deren Wiebergabe weit die Grenzen des Referates überschreiten müßte, unterzieht er Hartmanns Philosophie des Unbewußten.

Sehr glänzend recensirt Vang: Strauß: „Der neue und alte Glaube“ — sieht jedoch nur Elemente der neuen Weltanschauung in diesem Buche und vermist den Nachweis der geschichtlichen Mitteilglieder zwischen dem alten und neuen Glauben.

Eine Recension von Gneist: „Rechtsstaat“ bekämpft dessen Grundgedanken, daß der „Rechtsstaat“ im alten Kaiserreich, in den Territorien, auch in Preußen bis 1848 bestand, dann durch Einfluß französischer Theorien fiel, bis die Verfassung von 50 wieder zu demselben zurückkehrte.

H. Grimm benutzt die Anzeige von: „Lobbal. Ueber den Stil von Nicolo Pisano“ um Nicolos Rückgehn auf die Antike in Zusammenstellung mit den gleichfalls die Antike nachahmenden Augustalen Friedrich II. und Sculpturen des Wechselsburgers Crucifixes als Problem der Forschung hinzustellen.

Auch hier stehe die im Aprilheft gegebene Empfehlung des Buches: „Frankreich und die Franzosen in der 2. Hälfte des 19. Jahrhunderts“ von Karl Hillebrand, der früher Lehrer an der Facultät von Douay seine dort gewonnene Kenntniß französisches Lebens seinen deutschen Landsleuten mittheilt, damit sie gerecht urtheilen und für das eigene Streben lernen.

Anzeiger für Kunde der deutschen Vorzeit, red. von Essenwein, Frommann und v. Eke. 1873. Nr. 1—4.

Der Anz. f. K. d. v. Borz., das Organ des germanischen Museums zu Nürnberg, erscheint 12 Mal im Jahr, in Monatsnummern von je 2 Bogen. Der erste derselben, das Hauptblatt, bringt „wissenschaftliche Mittheilungen“, der zweite, die Beilage, enthält zunächst die „Chronik des german. Mus.“ selbst (Berichte über Beiträge und Erwerbungen für die Sammlungen, die Bibliothek und das Archiv der Anstalt), sodann „eine Chronik der histor. Vereine“ (ein Inhaltsverzeichnis der Zeitschriften derselben), ferner „Nachrichten“ (Anzeigen von neuen Werken aus dem Gebiet culturhistorischer Literatur und Angabe von Aufträgen culturgeschichtlichen Inhalts, die in verschiedenen Zeitschr. zerstreut sind), zuletzt „vermischte Nachrichten“ (kurze Notizen über neue Funde und neue Bilder). Der März-Nr. liegt der Jahresbericht für 1871 bei (Einnahme 52,569 fl. 36 1/2 Kr., Ausgabe 52,542 fl. 58 Kr., Beitrag des deutschen Reiches von 1873 ab: 16,000 thlr.).

Von den wissenschaftl. Mittheilungen ziehen sich einige durch mehrere Nummern. Nr. 1. 2. 3. W. Wattenbach, Aus dem Briefbuche des Meisters Simon von Homburg. (Aus dem cod. 152 der Lübecker Stadtbibl. werden lateinische Briefe und Verse mitgetheilt, unter jenen mehrere für lüb. Verhältnisse wichtig, diese als Beispiele mittelalterlicher Verskünstelerei von Interesse); Nr. 1 und 2 A. Schulz, Aus Handschriften der k. und Universitätsbibl. zu Breslau (Briefe und Verse, lat.); Nr. 2 und 4. F. — R. Sphragistische Aphorismen LXV—LXVIII nebst Abbildungen von 4 Siegelstempeln; Nr. 2. 3. 4. Vaaber, Zur Chronik der Reichsstadt Nürnberg (kurze Notizen, meist über Ausgaben der Stadt, in den J. 1435—1439; im J. 1435 betrugen die Einnahmen 104,897 \mathfrak{g} 2 Schill. 11 \mathfrak{d} die Ausgaben 62,544 \mathfrak{g} 7 Schill.). — Nr. 1 bringt ferner: Essenwein, Zwei zu den deutschen Reichskleinodien gehörige Futterale, nebst 2 Abbild. (1 rechteckige Schachtel aus K. Karls IV Zeit, wahrscheinlich zur Aufnahme eines der Krönungsgewänder bestimmt, vom Museum kürzlich erworben, und 1 Futteral für einen Reichsapfel aus K. Friedrichs III. Zeit, von der Nürnberger Kirchenverwaltung dem Museum überlassen); Würdiger, aus einer Beschreibung der Stadt Lindau von 1602; endlich: Alte Sprüche aus einer Miscellenhandschrift des germanischen Museums — Nr. 2: Vochner, Zur Geschichte des Schürstabschen Hauses in Nürnberg; W. Vogt, Schweine- und Hundsegen (Aus Acten der ehemaligen Reichsstadt Weissenburg am Nordgau: ein Geistlicher rechtfertigt sich gegenüber dem Rath wegen einer scharfen Predigt gegen den f. g. „Sew- und Hundeseget“, Ende des 16. oder Anfang des 17. Jahrhunderts); Derselbe, Volksbeaufsichtigung während des Reichstages zu Augsburg 1530 (K. Karl V. läßt am St. Johannisabend ein großes Feuer anzünden und darin einen hohen Baum aufrichten, der einen zum Herabholen bestimmten Kranz trägt); G. Friedländer, zwei (latein.)

Briefe des Bisch. Christoph Bernhard von Münster, (an den Arzt Lorenz Wolf am Hofe des Herzogs von Mirandola, einen Münsteraner, den der B. zur Rückkehr in die Heimath bewegen will, 1668 und wahrscheinlich 69). — Nr. 3: v. Ege, die heil. Walburg als deutsche Gaudötin in der Kunst des 16. Jahrh., nebst einer Abbild. (im Anschluß an Kochholz, der in seiner Schr.: drei Gaudöttinnen als deutsche Kirchenheilige, nachgewiesen, daß der Verehrung der h. Walburg, Verena und Gertrud heidnische Culte zum Grunde liegen, erklärt E. die Heilige auf einem Altarflügel aus dem 16. Jahrh., der früher in dem ehemaligen Cisterz.-Nonnenkloster Seligsporten im Bisthum Eichstätt, jetzt sich in der Sammlung des germanischen Museums befindet, für die h. Walburg, und zwar für die des Volksglaubens, nicht der Legende. „Wie früher die Kirche mit dem Volke, so haben wir nun den merkwürdigen Fall, daß das Volk mit der Kirche accordirt.“); Kiezler, Feuerprobe an einer Hexe 1485 (der Hexenproceß, um den es sich hier handelt, ist einer der frühesten in Deutschland, wo dieselben 1484 in Folge einer Bulle des P. Innocenz VIII. beginnen; noch bemerkenswerther aber als ein Hexenproceß in so früher Zeit ist das Vorkommen eines Gottesurtheils in so später Zeit); W. Wattenbach, Wachstafeln in der St. Galler Stiftsbibliothek (wahrscheinlich Bruchstücke des Taschenbuchs eines Klosterbeamten aus dem 16. Jahrh.). — Nr. 4: Th. Jrmisch, Ein (französl. Briefe des Grafen Robert von Leicester an den Grafen Günther XLI von Schwarzburg; W. Vogt, Weissenburg am Nordgau und das Augsburger Interim 1548 (2 Briefe des Bisch. Moritz von Eichstätt, ein lat. an die Pfarrgeistlichkeit, ein deutscher an den Rath von Weissenburg, in denen er versucht die abgefallene Reichsstadt in den Verband seiner Diocese zurückzuführen); E. Friedländer, Lateinische Reime des Mittelalters (Aus einem cod. der v. Derschawischen Bibl. zu Aurich werden ein Gedicht von 36 Strophen über das Mönchsleben und einige Wortspiele mitgetheilt); W. Wattenbach, kirchlich-politische Gedichte des 12. Jahrh. (Aus einer Münchener Handschrift, gekünstelte Hexameter, gegen die päpstl. Curie gerichtet).

Russische Revue, Monatschrift für die Kunde Rußlands. Herausgegeben von Carl Röttger. — St. Petersburg, Kaiserliche Hofbuchhandlung v. F. Schmitzborff (Carl Röttger); Leipzig, C. F. Steinacker. 1 Jahrg. 5 Hefte (Aug.-Dec.), 1872. 2 Jahrg., Hefte 1—4, 1873. Jährlich 12 Hefte von 6—7 Bogen, 6 Rubel. — Fürs Ausland portofrei 6 thlr. 20 gr.

„Der gewaltige Aufschwung, den die gesamte innere Entwicklung des Russischen Reiches unter der Regierung des Kaisers Alexander II. genommen hat, hat auch einen bedeutend vergrößerten internationalen Verkehr Rußlands mit dem Auslande zur Folge gehabt. Für einen solchen Verkehr ist aber eine richtige Kenntniß und daraus resultierende Würdigung und Beurtheilung der einzelnen Länder und ihrer Zustände und Verhältnisse

ebenso erprießlich als nothwendig. — Für die Kunde Rußlands fehlte es bisher an genügendem Quellen-Material in anderer, als russischer Sprache; die „Russische Revue“, und zwar will sie in Originalartikeln, Referaten und Uebersetzungen objective, authentische Mittheilungen bringen über das staatliche, gesellschaftliche, ökonomische und geistige Leben in allen Theilen des ganzen Russischen Reiches. — Kleine Mittheilungen sollen sich ergänzend den größeren Artikeln anschließen, Literaturberichte werden über bemerkenswerthe Erscheinungen auf literarischem Gebiete referiren; und eine bibliographische Uebersicht wird eine Titel- und eventuell kurze Inhaltsangabe*) sämtlicher bemerkenswerthen Publikationen der russischen Literatur bringen.“

Unsern ersten Bericht über das sehr verdienstliche Unternehmen des Hrn. R. Röttger beginnen wir um so lieber mit den eigenen Worten des Prospekts, da derselbe nichts verspricht, was nicht in vollem Maße gehalten worden ist.

Wie der Aberglaube gewöhnlich ein Kind des Unglaubens ist, so kommen auch die Vorurtheile fast stets aus der Unwissenheit. — In Deutschland sind wohl kaum über irgend einen europäischen Staat so viele Vorurtheile verbreitet wie über Rußland, und warum? weil man von ihm am wenigsten weiß: glauben doch nur gar zu Viele, das mächtige Reich des Ostens sei heute fast noch in demselben Zustande wie zur Zeit Peters des Großen! — Da kann es denn nicht überraschen, wenn gar oft eins der beiden hier ungerechtfertigten Gefühle „Furcht und Verachtung“ an Stelle der richtigen Würdigung der Verhältnisse steht. Um der Gerechtigkeit nicht zu nahe zu treten, müssen wir allerdings gestehen, daß ein Theil der russischen Presse, in Mißkenntnis des deutschen Charakters wie der deutschen Politik, alles Deutsche haßt und verachtet, und daß die Kundwerdung dieser Aeußerungen in Deutschland das an sich grundlose, aber leider vorhandene Gefühl des Gegenlages steigert.

Es ist hiernach unter allen Umständen sehr anzuerkennen, wenn in Rußland selbst aufgeklärte Männer uns die Hand reichen und die Mittel zu besserer Informirung darbieten. Die tüchtigsten und kenntnißreichsten Männer haben sich mit dem Herausgeber vereinigt, um ihm die Ausführung seines aller Anerkennung werthen Zweckes zu erleichtern; so die Herren von Bebrajow und Wits, Mitglieder der Akademie der Wiss., v. Körner, Mitglied des Conseils des Finanzministeriums, P. v. Semenov, Director des centralasiatischen Comites, ferner Friedr. Matthäi, A. E. Horn, Baron v. Osten-Sacken, A. Brüdner, H. Dalton, P. Lerch und Andere. — Dafür ist denn auch Hrn. Röttger die Genugthuung zu Theil geworden, daß der erste Jahrgang (1872, 5 Hefte) bereits vergriffen ist. Daher heben wir aus dem reichen Inhalt der ersten Hefte hier nur Einiges hervor:

*) Die Titel der russisch geschriebenen Werke werden in russischer und deutscher Sprache gegeben. — Anm. des Ref.

1) Staatliche Organisation des Russischen Reiches; 2) P. Verch: das russische Turkestan, seine Bevölkerung und seine äußeren Beziehungen; 3) Fr. Matthäi: die polytechnische Ausstellung in Moskau im Jahre 1872 [sehr eingehend und belehrend]; 4) H. Dalton berichtet im ersten Hefte (von dem noch einige Exemplare vorhanden) S. 60—66 über den 1872 gegründeten Petersburger Zweig des 1862 in Moskau zusammengetretenen Vereins der Freunde geistlicher Aufklärung. Die hiesige durch den Großfürsten Constantin Nicolajewitsch ins Leben gerufene Abtheilung hat sich folgende Ziele gestellt (S. 61, 62): „1) die Annäherung zwischen unserm Clerus und der weltlichen Gesellschaft und den Gedankenaustausch über Fragen, welche die rechtgläubige Kirche betreffen, zu fördern; 2) der Verbreitung gesunder Anschauungen von der wahrhaften Lehre, den historischen Schicksalen und den derzeitigen Desiderien der rechtgläubigen Kirche durch Schriften und Vorlesungen, wissenschaftliche sowohl als populäre, zu dienen; 3) mit den Vorkämpfern der rechtgläubigen Wahrheit im Auslande Beziehungen zu unterhalten, ihnen einen moralischen Halt zu bieten und zur Läuterung der Ansichten über die orthodoxe Kirche im Auslande mitzuwirken.“ Zwar ist wegen der Kürze der verflossenen Zeit ein bestimmtes Urtheil nicht wohl möglich; da aber auch hochgestellte Priester ihren Beitritt zum Verein erklärt haben, darf man wohl hoffen, daß die angeregte Bewegung nicht erfolglos bleiben werde.

Der zweite Jahrgang (1873) beginnt mit einer durch zwei Hefte sich ziehenden Abhandlung über „die Reise Katharinas II nach Südrussland im Jahre 1787.“ Der Verfasser A. Brückner, hat bei seiner Darstellung auch viel erst kürzlich in russischen Zeitschriften veröffentlichtes Material benutzen können; daher fällt sowohl auf die Verhältnisse Russlands während der ganzen Regierung

jener viel genannten Kaiserin, als auch besonders auf die Zeit unmittelbar vor dem Ausbruch des Krieges zwischen Rußland und der Türkei manch interessantes Streiflicht. — Der Aufsatz „die Mission des Fürsten Menschikoff nach Konstantinopel“ (S. 175—192) ist ein Auszug aus der nach Originaldokumenten gefertigten Arbeit von M. J. Bogdanowitsch (Europäischer Bot, 1873, Bb. I) und schildert die dem letzten russisch-türkischen Kriege vorangehenden Verhandlungen. — Für die innere Entwicklungsgeschichte Russlands lehrreich ist die auf Arbeiten des russischen Historikers A. Pypin ruhende Abhandlung: „Die russischen Slavophilen im vierten bis zum sechsten Jahrzehnt dieses Jahrhunderts.“ — Die Industrieverhältnisse des Zarthums Polen und des Großfürstenthums Finnland erörtert F. Matthäi mit sachkundiger Feder. Ueber das erstgenannte Land erhalten wir auch eingehende statistische Nachrichten. Das Reichsbudget für 1873 wird S. 56 ff. mitgetheilt, während S. 231 ff. die Ergebnisse des abgeschlossenen Budgets für 1871 durch Dr. A. v. Staël-Holstein gewürdigt werden.

Im „Literaturbericht“ werden u. A. folgende Schriften angezeigt: A. Th. Bytschkoff, Briefe Peters des Großen und Nachrichten über die in Petersburg befindlichen Materialien zur Geschichte desselben; Wostriakoff, Sammlung von Auszügen aus Archiven über Peter den Großen; v. Todleben, die Vertheidigung von Sewastopol; Heppner, Beobachtungen eines Militär-Chirurgen im Kriege von 1870; v. Selmerjen, Geologische Karte des Europäischen Russlands (mit russischem und deutschem Text); v. Tiefenhausen, die Münzen des morgenländischen Chalifats.

Das Ende jeder Nummer bilden die „Revue russischer Zeitschriften“ und die „russische Bibliographie“.

I. Aufsätze allgemein wissenschaftlichen, cultur- und literar-historischen Inhalts.

Zur Kritik von David Strauß: „Der alte und der neue Glaube.“

Unzeitgemäße Betrachtungen von Dr. Friedrich Nietzsche. D. Prof. der classischen Philologie an der Universität zu Basel. Erstes Stück: David Strauß der Bekenner und der Schriftsteller. Leipzig, 1873. Fritsch. 1 thr.*.)

In zwölf Abschnitten unterwirft der Verfasser die jüngste Schrift von David Friedrich Strauß: Der alte und der neue Glaube, (oder genauer den Inhalt eines Hauptabschnittes derselben, das 4. Kapitel unter Heranziehung einzelner Stellen aus den übrigen Kapiteln) einer Kritik, welche große Beachtung verdient und da sie ganz dazu geeignet ist, Aufsehen zu erregen, sicher auch finden wird. Man kann diese Kritik als eine Art Manifest der Schopenhauerschen Schule gegen die Hegelsche ansehen, wenn anders ein öffentlich ausgestellter (vermeintlicher) Todtenschein noch so genannt werden darf. Was zunächst die Darstellungsart des Verfassers betrifft, so ist schon hier der Einfluß Schopenhauers bemerkbar und zwar in einer Weise, welche die vollste Anerkennung verdient. Der Verfasser hat sich den ausgezeichnet trefflichen Stil Schopenhauers zum Muster genommen, aber nicht slavisch nachgeahmt, sondern in durchaus eigenthümlicher selbständiger Weise angeeignet. Sehr zu seinem Vortheile hält er sich frei von jenen nicht selten bis zum Empörenden gehenden Festigkeiten, Schmähungen und leidenschaftlichen Ausfällen, welche die Schriften Schopenhauers verunzieren, während er das Drastische seines Meisters noch immer in einem Grade übt, daß Strauß und Genossen wie noch Anderen die Ohren davon gelassen werden.

*) Unter den zahlreichen Entgegnungen, welche das neueste Strauß'sche Werk innerhalb eines Jahres seit seinem Erscheinen hervorgerufen hat, ist die hier genannte unzweifelhaft eine der originellsten und gehaltvollsten, weshalb wir sie für vorzugsweise dazu geeignet halten, als Anknüpfungspunkt für eine eingehendere Orientirung über die es betreffende Controverse zu dienen. Von sonstigen bemerkenswerthen Erzeugnissen der neuesten Anti-Strauß-Literatur nennen wir hier:

Dr. S. Urici, Der Philosoph Strauß; Kritik seiner Schrift: „Der alte und der neue Glaube“ und Widerlegung seiner materialistischen Weltanschauung. Halle, Pfeffer. (10 Sgr.)

Dr. Joh. Huber, Der alte und der neue Glaube. Ein Bekenntniß von David Friedrich Strauß, kritisch genehmigt. Nördlingen, Beck. (12 Sgr.)

[vgl. die Anzeige dieser beiden Schriften im Juni., S. 448 d. Jahrgs.]

Dr. Ludwig Weiss, Der alte und der neue Glaube — ein Bekenntniß als Antwort auf David Friedrich Strauß, Berlin, Genschel (24 Sgr.)

[vgl. Septemberh., S. 192 ff.]

Dr. Ed. Zirngiebl, Der neue Glaube des David Friedrich Strauß, ein naturwissenschaftlicher Aberglaube. Kritisch beleuchtet. Ebenbas. (12 Sgr.). [wird demnächst noch näher besprochen werden].

L. W. Nauwenhoff u. F. Nippold, David Friedrich Strauß' alter und neuer Glaube und seine literarischen Ergebnisse. Zwei kritische Abhandlungen. Leipzig, Richter und Harrassowitz (1 thr. 10 Sgr.).

F. Frohschammer, Das neue Wissen und der neue Glaube. Leipzig, Brockhaus. (1 thr.)

H. Lang, Zur kirchlichen Situation der Gegenwart. Zwei Vorträge. Zürich, Schabelitz. (10 Sgr.)

W. Hieronimi, Dr. David Strauß und die religiöse Bewegung der Gegenwart. Wiesbaden, Limbarth. (10 Sgr.).

[die drei letztgenannten Schriften, besonders die letzte, von einem fast ganz und gar Strauß'schen Standpunkte aus].

Von hiehergehörigen Schriften des Auslands verdient Hervorhebung:

N. Vera (Italiener), Strauss, l'ancienne et la nouvelle foi. Naples, Detken u. R. (1 thr. D. Ned. 20 Sgr.).

Große Freude an der Herstellung des deutschen Reiches befeelt den Verf. offenbar nicht, sonst würde er im Eingang seiner Schrift den ruhmreichen Sieg Deutschlands über Frankreich im J. 1870, besonders da derselbe in einem vollauf berechtigten Vertheidigungskrieg errungen wurde, nicht ausschließend von dem Gesichtspunkte aus besprochen haben, daß ein großer Sieg eine große Gefahr sei und daß die Ansicht, welche ihm ein Wahn zu sein scheint, die deutsche Cultur habe in jenem Kampfe gesiegt, im Stande sei, unseren Sieg in eine völlige Niederlage zu verwandeln, in die Niederlage, ja Exstirpation des deutschen Geistes zu Gunsten des deutschen Reiches.*) Zugegeben daß wie beim Einzelnen so wie bei ganzen Völkern großer Sieg große Gefahr im Gefolge hat und daß es gut ist, vor solcher Gefahr zu warnen, so möchten wir doch vor Allem die Wege und Mittel aufgezeigt sehen, welche jener Gefahr Deutschlands vorbeugen könnten und sollten. Die Warnung vor Uebermuth und Selbstüberschätzung reicht doch dazu nicht aus, auch wenn sich die deutsche Nation derselben, was gar nicht der Fall ist, schuldig gemacht hätte. Wenn die deutsche Nation der Ansicht sein sollte, wie angenommen werden kann, daß nie ein Krieg mit größerer Mäßigung und zugleich mit größeren Erfolgen geführt worden sei, so wäre das nur die reine Wahrheit und es läge in dieser Ansicht als solcher nicht die Spur einer Uebertreibung oder einer Selbstüberhebung**). Es darf der deutschen Nation nicht als Uebermuth angerechnet werden, daß sie sich davon überzeugt hält, nicht sowohl der Sieg überhaupt, als vielmehr die Größe des Sieges sei die Folge der weit aus größeren Summe der moralischen Kräfte Deutschlands und der viel geringeren Frankreichs gewesen. Man stelle sich vor, Frankreich wäre Deutschland an moralischen Kräften ebenbürtig gewesen, so hätte die deutsche Uebermacht allenfalls einige Siege erfochten, aber viel mehr als ein ehrenvoller Frieden wäre sicherlich nicht erreicht worden. Eine solche Ebenbürtigkeit war aber nicht vorhanden und daß sie nicht vorhanden war, kommt auf Rechnung Frankreichs. Die deutschen Zeitungsschreiber mögen sich da und dort nicht immer in den Grenzen der Mäßigung gehalten haben. Ob dem so war, mag hier ununtersucht bleiben. Keinesfalls aber können sie als der Mund der deutschen Nation betrachtet werden. Der Mund der deutschen Nation war vielmehr der oberste Kriegsführer, der König von Preußen, der jetzige Kaiser der Deutschen, dessen Schlachtberichte wegen ihrer strengen Wahrheit, Mäßigung und aufrichtigen Weise, Gott die Ehre zu geben, in ganz Deutschland mit höchster Anerkennung aufgenommen worden sind. Das war nun freilich nicht nach dem Sinn und Herzen der Schopenhauerianer, um so mehr aber im Sinne der deutschen Nation. Im wesentlichen Einklang mit der Mäßigung der kurzen Schlachtberichte des obersten Kriegsherrn der Deutschen steht die Darstellung des deutsch-französischen Kriegs 1870—1871 von Seiten f. pr. Großen Generalstabs (bis jetzt 4 Hefte) und keines der zahlreichen Werke über diesen Krieg, welche von Officieren und Geschichtschreibern ausgegangen sind, hat unseres Wissens einen übermüthigen Ton angeschlagen.

Befremdend lautet daher die Behauptung des Verfassers, es hätten in diesem Kriege nicht zwei Culturen mit einander gekämpft, was man deutsche Cultur nenne, habe nicht einmal an dem Waffenerfolge mitgeholfen und nur, verwundersam genug, nicht hemmend gewirkt, „vielleicht nur, weil dieses Cultur sich nennende Etwas es für sich vortheilhafter erachtete, sich diesmal dienstfertig zu erweisen.“***) Man kann der deutschen Cultur, und jeder andern wahrscheinlich

*) Vor Allem hätte sich für einen Deutschen (auch da er dem Reich nicht angehört) geziemt, daß er der Freude Ausdruck gegeben hätte, daß Deutschland in dem frivolen gegen dasselbe unternommenen Kriege — zu seiner Veraubung, Zersplitterung und Unterdrückung etc. — mit unerhörten Erfolgen gesiegt hat. Nur in diesem Falle hätte der Verf. das Recht gehabt, vor den Gefahren des gewaltigen Sieges zu warnen, während er sich ohne diesen Ausdruck der Freude dem Verdacht aussetzt, an den Gedanken zu freifen, die Niederlage wäre ein herrliches Mittel gewesen, den Gefahren des Sieges gründlich vorzubeugen.

**) Die Zurückforderung des Elsass und Deutsch-Lothringens war vom nationalen wie vom kriegsrechtlichen Gesichtspunkte aus gerechtfertigt. Die Auflage der 5 Milliarden hat Deutschland lange nicht die Verluste gedeckt, welche ihm der frivole unternommene Krieg verursacht hat.

***) Ob sich Schopenhauerischer Geist, wenn er in nennenswerthem Maasse vorhanden gewesen wäre, dienstfertig erwiesen haben würde, kann allerdings fraglich sein, nicht aber, daß sich dienstfertig erwiesen hat, was von Kantischen, Fichteschem, Schellingischem, Hegelschem Geiste (wie diese Geister auch sonst beschaffen sein mochten) in Deutschland vorhanden war. Mit Schopenhauerischem Stil we-

nach mehr, Mängel nachweisen und auf deren Abstellung dringen und wirken, aber man darf der deutschen Nation nicht ins Angesicht Cultur, ja selbst nicht einen höheren Grad von Cultur, absprechen und kann nur mit vollkommenem Unrecht behaupten, daß in Deutschland der reine Begriff der Cultur verloren gegangen sei. —

Nach dem Verf. hätte Deutschland nie eine Cultur gehabt und wäre dieß wahr, so bliebe es unbegreiflich, wie gleichwohl in Deutschland wenigstens der Begriff der Cultur hätte gewonnen und wieder verloren werden können. Geht nun der Verf. endlich daran, uns zu sagen, was er unter Cultur versteht, so wird Niemand mit dieser Definition zufrieden gestellt werden. Cultur ist, sagt er (S. 5), vor Allem Einheit des künstlerischen Stiles in allen Lebensäußerungen eines Volkes. Aber wir wollen nicht wissen, was Cultur, vor Allem, sondern was sie in Allem ist. Was er angibt, ist im besten Falle die Form der Cultur, sagt uns aber nichts über den Inhalt derselben, worauf es doch mindestens ebenso sehr und im Grunde noch mehr ankommt*). Das Höchste wäre freilich die innige Durchdringung von Form und Inhalt der Cultur. Aber wo ist denn diese im Großen und Ganzen bis jetzt zu finden! Nirgends. So lange dies der Fall ist, wird ein wesentlich gebiegener Inhalt, der noch der vollkommenen Form entbehrt, weit vorzuziehen sein einer wenn auch glänzenden Form, welche von geringerem inhaltlichen Werthe ist. Weit eher wird der gebiegene Inhalt sich seine angemessene Form erzeugen, als die mehr oder minder hohle Form sich gebiegenden Inhalt schaffen wird. Wer dieß auf Deutschland und Frankreich anwenden will, wird in den richtigen Folgerungen nicht leicht fehlen können. Daß unter den deutschen Gebildeten, wie d. B. berichtet, die größte Zufriedenheit mit dem Grade errungener Bildung herrsche, haben wir nicht finden können, noch weniger aber haben wir die angebliche Zufriedenheit unter den deutschen Gelehrten gefunden, die, wenn auch nach zum Theil sehr abweichenden Idealen und Unidealen, rastlos vorwärts streben und schon damit bezeugen, wie weit sie davon entfernt sind, sich und uns Alle bei unüberschreitbarer Vollkommenheit der Bildung angelangt zu glauben.

Das Streben nach Wahrheitskenntniß zerplittert sich nun freilich in Deutschland ins Ungemessene. Die tiefsten und die flachsten Richtungen des Denkens durchkreuzen sich in bunter Mischung und gerade die große Mehrheit derjenigen, welche am meisten auf die Freiheit des Denkens pochen, geht im Schlepptau flacher Systeme oder halb ausgebildeter Weltbetrachtungen einher. Verdient diese Gattung von Menschen in Deutschland den Namen Bildungsphilister, womit sie der Verfasser belegt, so fragt es sich, ob er gerecht verfährt, wenn er sie wenigstens vorwiegend in der Hegelschen Schule gefunden haben will. Nach stark in Caricatur auslaufenden Schilderungen deutscher Bildungszustände unterwirft der Verf. nicht etwa Hegels Philosophie einer wissenschaftlichen Kritik, sondern wirft sich gleich mit souveräner Verachtung auf die bekannte Behauptung Hegels von der Vernünftigkeit alles Wirklichen, ohne zu untersuchen, welche Stellung diese Behauptung im Hegelschen Systeme einnehme und in welchem Sinne sie zu verstehen sei. Es genügt ihm die platteste Auslegung, nach welcher er denn nicht säumt, in jener Hegelschen Behauptung ein tödlich verhülltes Philisterbekenntniß zu entdecken. Es ist nur zum Verwundern, daß der Verfasser sich nicht erinnert, daß, wenn jene Behauptung Hegels den ihr beigelegten Sinn hätte, sie nichts Platteres, nichts Philisterhafteres sagen würde, als was auch Schopenhauer mit seiner famosen Leugnung aller Geschichte behauptet hat. Die

nigstens gewinnt man keine Schlachten und mit Schopenhauers quietistischem Geiste würde man nur Niederlagen erzielen. Es ist nicht unbedenklich, daß der Verf. mit einem Theile der Feinde des deutschen Reiches, den Rothen, augenscheinlich sympathisirt, vielleicht nicht aus purem Schopenhauerschem Mitleid, und daß er an diesem Orte weder ein Wörtchen über sein später hochgepriesenes Recht des Stärkeren, noch über die klägliche Misere der politischen Parteien und Zustände in Frankreich verliert.

*) Der Schopenhauerische Stil ist dem Verf. offenbar zu Kopf gestiegen und verblendet ihn über den Werth des Stils im Verhältniß zum Gehalte eines Gedankensystems. Klassischer Stil wird auch bei unerfreulichem Inhalt überall Werthschätzung finden, aber höchsten Werth erlangt er doch nur dann, wenn er mit dem gebiegenen Inhalt vermählt ist. Es gibt Schriften von sehr gebiegenem Inhalt bei schlechtem oder doch minder gutem Stil und Schriften von vorzüglichem oder doch gutem Stil bei wenig bedeutendem, oder ziemlich geringem, oder sogar schlechtem Inhalte. Wie wenig bedeutet besten Falls in der Weltgeschichte ein Schopenhauer gegen einen Jesajas, einen Apostel Paulus, einen Samann, einen Baader!

Hegel und Schopenhauer gemeinsame Platitude liegt in der Leugnung der Persönlichkeit des Absoluten*) welche bei Schopenhauer eher noch schärfer als bei Hegel ausgeprägt ist und welche unansweichlich beide Denker schließlich zur Leugnung aller wahrhaften Geschichte treiben mußte. Wer die Persönlichkeit Gottes leugnet, kann auch in der Welt keine Persönlichkeit mehr anerkennen und mit der Leugnung persönlicher Wesen fällt alle wahrhafte Geschichte und bleibt nichts weiter als gleichgültige Veränderung bestehen. Daß es unter diesen Umständen mit den Bemängelungen Schopenhauers, wie sie „der typische Philister“ David Strauß vorbringt, nicht viel auf sich hat, muß jedem Denkenden einleuchten, eben weil Hegel, Strauß und Schopenhauer an denselben Strange, der Leugnung aller wahren Persönlichkeit, ziehen und, wenn der Verfasser sich zu Schopenhauer gestellt, wie früher Strauß sich zu Hegel gesellte, so unterliegt er der gleichen Verurtheilung. Er steht dann nicht dem Philistertum entgegen, sondern er spielt es nur in einer andern, leicht noch seltsameren Form mit durch. Der Verf. hat nicht Unrecht, in der Aeußerung Fr. Vischers: „er (Hölderlin) konnte es nicht ertragen, daß man noch kein Barbar ist, wenn man ein Philister ist“, einen Selbstverrath und ein cynisches Wort zu finden, aber das beweist nicht, daß in den Schriften Schopenhauers sich nicht noch viel Cynischeres finde. Auch das Bekenntnißbuch des David Friedrich Strauß wird von dem Verf. als cynisch bezeichnet. Wir widersprechen um so weniger, als Strauß nicht eigentlich mehr die Lehre Hegels, sondern den grellen Cynismus Feuerbachs vorträgt, der im Handumdrehen sich aus dem Hegelianismus entpuppt hatte. Nicht mit Unrecht tadelt der Verfasser den Mißgriff „des typischen Philisters“, der Welt sein Glaubensbekenntniß vorzulegen, anstatt ihr von seinem Wissen oder doch von dem, was er für sein Wissen hielt, Kunde zu geben. Was der Verf. an die Stelle des Philisterhaften, welches er bei Strauß findet, setzen würde, wenn er bei Leugnung der göttlichen und menschlichen Persönlichkeit aus ihm herauskommen könnte, verräth er deutlich da, wo er (S. 20) von den „Wir Anderen“ (Schopenhauerianern und Gesinnungs-Verwandten) spricht, welche keineswegs unzufrieden gewesen sein würden, wenn es bei Strauß ein wenig satanischer zuginge. Schöne Aussicht für die Wissenschaft, wenn das Philisterhafte durch Satanisches ausgetrieben werden soll! Wäre es vom Verf. auch nur ironisch gemeint, um die Impotenz des von einigen Harmlosen für einen Denker gehaltenen Strauß zu bezeichnen, so würde das Gesagte doch anstößig bleiben. Daß sich indeß Strauß selbst das Zeugniß der Impotenz ausstellt, wenn er, der Atheist, erklärt, die Zeit die Religion der Zukunft zu gründen, sei noch nicht gekommen, es falle ihm nicht einmal ein, irgend eine Kirche zu zerstören, muß dem Verf. zugegeben werden. Mit Recht verspottet er ihn mit der Frage: „Warum nicht, Herr Magister? Es kommt nur darauf an, daß man's kann“. Nur müssen wir hinzufügen, daß wir in dem Verfasser die gleiche Impotenz vorfinden. Wenn er so fortfährt, wie er mit der vorliegenden Schrift angefangen hat, kann er allenfalls zerstören, aber bauen kann er nichts. Daß Strauß erklärt, keine Kirche zerstören zu wollen, ist nur Heuchelei. Er hat nicht bloß zerstört und zerstört noch, sondern er wollte und will auch zerstören, nur soll das für ihn so ungefährlich und so bequem als möglich abgehen. Dies läßt auch der Verf. nicht unbemerkt und verspottet ihn wieder mit Recht, wenn er trotz seiner großen Präntensionen doch kleinmüthig eingesteht, „daß der Wagen, dem sich meine werthen Leser mit mir haben anvertrauen müssen, allen Anforderungen entspräche, will ich nicht behaupten; durchaus fühlt man sich übel zerstoßen“. Wir haben insoweit gar nichts dagegen zu erinnern, wenn der Verf. (S. 23) sagt: „der Philister als der Stifter der Religion der Zukunft — das ist der neue Glaube in seiner eindruckvollsten Gestalt; der zum Schwärmer gewordene Philister — das ist das unerhörte Phänomen, das unsere deutsche Gegenwart auszeichnet“. Der Verf. findet nöthig, diese Schwärmerei unter die Controle der Vernunft zu stellen. Sehen wir zu,

*) Wir sind verpflichtet zu bemerken, daß dieß nach der Auffassung des linken Flügels der Hegelschen Schule, die wir im Wesentlichen für die richtige halten, gesagt ist. Der rechte Flügel der Hegelschen Schule und das Centrum räumen diese Auffassung befanntlich nicht ein. Wir, unsererseits, können ihnen aber nicht beistimmen, aus Gründen, die wir in mehreren Artikeln dargelegt haben (im Allg. lit. Anzeiger, in der Neuen Zeit von v. Leonhardt, in W. Hoffmanns „Deutschland“ und anderwärts). — Hegel bemüht sich — im Gegensatz zu Schopenhauer ungemein, der Geschichte objektive Bedeutung zu vindiciren, aber dieß steht im Widerspruch mit seinen pantheistischen Voraussetzungen.

wie er das anfängt. „Einstweilen, leitet er seine Untersuchung ein, begehren wir, dieser Vernunft-Controle halber, nur eine ehrliche Antwort auf drei Fragen. Erstens: wie denkt sich der Neugläubige seinen Himmel? Zweitens: wie weit reicht der Muth, den ihm der neue Glaube verleiht? und drittens: wie schreibt er seine Bülcher? Strauß, der Bekenner, soll uns die erste und zweite Frage, Strauß, der Schriftsteller, die dritte beantworten“.

Die Beantwortung der ersten Frage läuft nun darauf hinaus, daß für den Leugner eines jenseitigen himmlischen ewigen Lebens nur ein Himmel auf Erden übrig bleibe, den Strauß in die rege Beschäftigung mit Wissenschaft, Politik, Geschichte und Kunst setze. Die Art wie sich Strauß darüber äußert, findet der Verf. nur philisterhaft und ironisirt den Strauß'schen Ausruf: „So leben wir, so wandeln wir beglückt!“ Aber den tieferen Grund, weshalb dieses beglückte Wandeln des Strauß philisterhaft ist, berührt der Verfasser nicht. Er würde sonst die Frage nach dem Zweck des menschlichen Lebens haben aufwerfen müssen, welchem der Schopenhauerianer nur zu viel Grund hat auszuweichen. Im Uebrigen findet sich nicht wenig Treffendes in den Erörterungen des Verfassers, welches da zugleich ergötzlich wird, wo er den unglaublichen Vergleichen: Haydn's mit einer ehrlichen Suppe, Bethoven's (seine Quartettmusik) mit Confett, gedenkt und bezüglich der Strauß'schen Beurtheilung Mozarts sich erlaubt, an das Wort des Aristoteles von Platon zu erinnern, „ihn auch nur zu loben, ist den Schlechten nicht erlaubt“.

Die Beantwortung der ersten Frage schließt mit dem Schopenhauerisch drastischen Passus: „Ein Leichnam ist für den Wurm ein schöner Gedanke und der Wurm ein schrecklicher für jedes Lebendige. Würmer träumen sich ihr Himmelreich in einem fetten Körper, Philosophie-Professoren im Zerkwühlen Schopenhauerischer Eingeweide, und so lange es Nagethiere gibt, gab es auch einen Nagethierhimmel. Damit ist unsere erste Frage: Wie denkt sich der neue Gläubige seinen Himmel beantwortet. Der Strauß'sche Philister haust in den Werken unserer großen Dichter und Musiker wie ein Gewürm, welches lebt, indem es zerstört, bewundert, indem es frisst, anbetet, indem es verdaut“.

Strauß hat dies ganz wohl verdient. Wie aber, wenn man nun in ungefähr gleichem Tone sagte: Gott ist für den Atheisten ein schöner Gedanke (sofern der Schopenhauerianer ihn zum Frühstück aufspeisen zu können wähnt), der Geisteswurm aber kein schrecklicher für das allmächtige ewige Lebendige. Existirte Gott nicht, so existirte nichts, also auch nicht sein kindischer Traum, Gott zernagen, zerkwühlen, vernichten zu können. Nun aber könnte der Geisteswurm schon daran, daß er existirt, merken, daß Gott existirt, da er sich genug erkennt, um zu wissen, daß er nicht aus sich ist wie nichts Endliches aus sich ist. Wenn er nun doch Gott leugnet, so kann sein Leugnen nur eine Selbstbelügung sein, deren Ursprung nicht aus der Vernunft kommen kann. Wenn er selbst Gott sein könnte, würde er Gott nicht leugnen. Nun aber er Gott nicht sein kann, soll nach seinem Wahnwillen Gott nicht sein, und quält er sich tantalisches ab, sich seine Radicalüberzeugung von Gottes Existenz auszureden und hinwegzullügen, die doch nicht hinweggebracht werden kann, schon weil der Wahnwille sonst nichts mehr zu leugnen und da sein ganzes Thun in der Wurzel im Leugnen besteht, nichts mehr zu thun, nichts mehr zu leben, also auch nichts mehr zu sein hätte, weil es ein unthätiges, todt's Sein nicht gibt. Die Unmacht seines Leugnens wird offenbar in seiner Substituierung des dummen Dings Ansicht als blinden Willens. Philosophen, die es sind, sie mögen Professoren sein oder nicht, fällt es nicht schwer, in dem phosphorescirenden Geistesgespenst des mißbrauchten Genies die verhüllte Finsterniß zu erblicken, welche hervorbrechend bald den gleißenden Scheinglanz mit Nacht überdeckt. Der Schopenhauer'sche Philister haust in den Werken Gottes wie ein Gewürm, welches lebt, indem es zerstört, bewundert indem es frisst, anbetet, indem es verdaut.

In der Beantwortung der zweiten Frage: Wie weit reicht der Muth, den die neue Religion ihren Gläubigen verleiht? greift der Verf. wieder nur einzelne Stellen aus der Strauß'schen Bekenntnisschrift heraus, welche er einer ziemlich desultorischen Kritik unterstellt. Allerdings sind es Stellen, in welchen die Halbheit und Haltlosigkeit des „Philisterhäuptlings“ stark zu Tage tritt. So wenn derselbe das Universum mit einer Maschine mit eisernen, gezahnten Rädern, mit schweren Hämmern und Stampfen vergleicht und hinzufügt: „aber es bewegen

sich in ihr nicht bloß unbarmherzige Räder, es ergießt sich auch linderndes Del (S. 365).“ Diesen Scheintrost weist der Verf. mit Grund durch die Frage zurück: „Was würde es den Arbeiter trösten, zu wissen, daß dieses Del sich auf ihn ergießt, während die Maschine seine Glieder faßt?“ Der Verf. nimmt die Bezeichnung des Universums als Maschine nur als verunglücktes Bild. Aber es steckt noch Geisloseres, die volle Geistlosigkeit, dahinter. Denn dem Materialismus kann das Universum gar nichts Anderes als Maschine sein und er ist gedankenlos genug, im Universum das Widersinnige einer sich selbst aufbauenden Maschine zu erblicken. Mit Recht persiflirt der Verf. die von Strauß geschilderte Procedur, in Erfahrung zu bringen, ob sein Gefühl für das „All“ gelähmt und abgestorben sei oder nicht, ob es noch „religiös“ reagire. Ein Frömmigkeitsgefühl, welches zu seiner Vergewisserung solcher Procedur bedürfte, könnte auch in dem Falle nicht weit her sein, wenn es überhaupt ein Frömmigkeitsgefühl im Verhältniß zur taubstummen, bewußtlosen Natur geben könnte. Den Grund der Erscheinungen des Universums, das Absolute, einmal atheistisch als bewußtlos, blind, vor- ausgesetzt, ist eine aufrichtige, innige, fromme Verehrung, Anbetung, Bewunderung desselben gar nicht mehr möglich. Nicht einmal die Heiden waren so stumpfsinnig, dem Geistlosen als solchen Verehrung und Anbetung zu zollen. Das Natürliche konnten sie nur verehren, weil sie ihm ein Geistiges zuschrieben, zu Grunde legten, in ihm oder über ihm voraussetzten. Strauß verräth daher, daß er nicht die blosse Spur von Verständniß für das, was ächte Pietät wahres Frömmigkeitsgefühl ist, besitzt, wenn er für das Universum dieselbe Pietät, wie der Fromme alten Stils für seinen Gott verlangt. Dieselbe Pietät für eine unübersehbare aus starren Atomen zusammengesetzte Maschine wie sie der Theist dem persönlichen Gott, der allmächtigen und allweisen Liebe, aus vollem Herzen und ganzem Gemüthe zollt und darbringt! Auch wenn eine wirkliche Pietät für eine unermeßliche geistlose Maschine möglich wäre, müßte sie von ganz anderer Art sein, als die Pietät des Geistes für den Geist, der Person für die Person, des bedingten Geistes für den unbedingten Geist, der geschaffenen Person für die ungeschaffene, schaffende, unendliche, schrankenlose Persönlichkeit, den unausforschlichen Gott, den aller Himmel Himmel und alle Sternenhäere nicht fassen. Für eine Maschine, so unermeßlich sie sei, ist aber gar keine Pietät möglich und auch die Einbildung, die Phantasie, daß sie möglich sei, wäre nicht möglich, wenn das theistische Grundgefühl des Menschen sich absolut austilgen ließe und auch in der gewalthätigsten Unterdrückung und Zurückdrängung nicht noch reagierend sich regte. Religion, wahre, freie und freimachende Religion, ist nur zwischen Person und Person, zwischen bedingter und unbedingter Person möglich, niemals zwischen Person und Unpersönlichem. Denn gegen Unpersönliches kann die Person nicht wirklich demüthig, nicht wirklich folgsam, dankbar, vertrauensvoll, ergeben, bewundernd und anbetend sein. Dem Unpersönlichen kann die Person keine Schuld bekennen, keine Verzeihung ersuchen, keine Verzeihung erwarten, geschweige inne werden. Wer die Persönlichkeit Gottes leugnet, müßte, wenn er consequent wäre und es wirklich sein könnte, die Religion bis in die Wurzel aufheben. Von der Verkennung der Wahrheit des Theismus aus führt der Weg des intellektuellen Falles durch den Deismus zum sogenannten Pantheismus, von diesem zum Naturalismus (Monismus des Bewußtlosen), und endigt im Materialismus (Pluralismus der Atome) — Zieht der letztere seine logischen Consequenzen, was nur selten geschehen ist und geschieht, so hebt er nicht bloß alle Religion, sondern auch alle Moral auf und läßt höchstens eine egoistische Klugheitslehre übrig*).

Strauß, der so scharf zwischen den Ganzen und Halben in der religiösen Aufklärung des Geistes unterscheiden wollte, ist zwar zu der untersten Stufe der in abstracto möglichen Weltanschauungen, zum Materialismus, herabgesunken, aber innerhalb dieser Stufe gehört er bezie-

*) C. Vogt war oder ist noch Einer der Wenigen, welche der vollen Consequenz des Materialismus nahe kamen, indem er es für fraglich erklärte, ob nach den Ergebnissen des Materialismus noch von Verantwortlichkeit des Menschen für Gesinnungen und Handlungen die Rede sein könne. Im Herzen war es ihm sicher nicht mehr fraglich, aber er scheute sich die innerlich vollzogene Consequenz ganz unverhüllt zu erkennen zu geben. Welche Dual es Schopenhauer kostete, diese Consequenz hinter phantastisch-mythischen angeblichen Tiefsinn zu verhüllen, ist bekannt. Rant hatte sich nicht viel minder damit abgequält.

hungsweise doch nur zu den Halben, weil er der Reminiscenzen an Hegelsche und Schleiermachersche Gedanken doch nicht los werden kann und mit ihnen aus seinem Materialismus heraus kokettirt. Schon darum und wegen der Unwissenschaftlichkeit und Schlotterigkeit seiner ganzen Schrift bezweifeln wir so wenig wie der Verfasser, daß Schopenhauer im Angesicht der Strauß'schen Schrift gesagt haben würde: „das ist ein Autor, der nicht durchblättert, geschweige studirt zu werden verdient“. Ohne etwas Wesentliches von unserer Kritik der Schopenhauerschen Philosophie zurückzunehmen, räumen wir doch willig ein, daß Schopenhauer unvergleichlich größeren Anspruch hat, studirt zu werden, als Strauß, der niemals ein bedeutendes philosophisches Talent verrathen hat und in seiner letzten Schrift zur vollen Unphilosophie herabgesunken ist. Die Lobeserhebungen, welche Strauß in derselben über Kant ergießt, gelten überwiegend dem neben seinem Idealismus herlaufenden Zuge zum Realismus, während er von seinem Idealismus (Bemunftkritik) nur flüchtig Tiefe des Einblicks rühmt, ohne daß er für seine (materialistische) Universal-Religion daraus etwas zu gewinnen wußte. Allerdings wohl auch nichts gewinnen wollte, weil es nicht mit dem Materialismus zusammengepaßt haben würde und Strauß doch wohl gemerkt haben wird, daß die idealistische und die realistische Strömung der Kantischen Philosophie von ihrem Urheber niemals zur völligen innern Ausgleichung gebracht worden ist. Was der Verf. gegen Strauß (S. 40) von der fundamentalen Antinomie des Idealismus und von dem höchst relativen Sinne aller Wissenschaft und Vernunft sagt, deutet ziemlich deutlich darauf hin, daß er mit Schopenhauer der Kantischen Beschränkung des Erkenntnißvermögens zu viel einräumt. Die wahre Erkenntnißlehre wird weder bei Kant, noch bei Hegel angetroffen und muß unter allen Umständen in einem näher zube stimmenden Mittleren zwischen beiden Denkern gesucht werden, wie dieß namentlich von Baader mit bedeutsamen Fingerzeigen geschehen ist, welche in eine Tiefe weisen, die weder Kant noch Hegel zugänglich gewesen ist. Der Schopenhauerianer will überall dem angeblichen Willensprincip seines Meisters Ehre machen und gefällt sich daher in drastischen Ausdrücken, ohne sich sonderlich vor Uebertreibungen in Acht zu nehmen. Eine solche Uebertreibung liegt in den Worten: „Wer einmal an der Hegelei und Schleiermacherei erkrankte, wird nie wieder ganz curirt.“ Angenommen die Hegelsche und Schleiermachersche Philosophie seien krank, d. h. doch wohl nicht wahr, wenigstens nicht durchaus wahr, gewesen, wer möchte für die volle Gesundheit, d. h. Wahrheit der Philosophie Kants, J. G. Fichtes, Schellings, Herbarts, Krauses, Schopenhauers einstehen? Und wir nehmen auch Baader, den tiefstinnigsten von allen Genannten, nicht aus. Daß ein einmal angenommenes philosoph. System schwer verlassen wird, wird wohl von allen Systemen gelten. Doch fand und findet ein solches Verlassen statt, wie denn einige Hegelianer Schopenhauerianer geworden sind, Andere zwischen beiden zu vermitteln suchen. Seit Leibniz, um nicht weiter zurückzugehen, sind eine ganze Reihe solcher Uebergänge oder Umwandlungen nachzuweisen, nicht weniger änderten sich die Anschauungen der Systemsfinder selbst, ohne daß man hinter ihr 30. Lebensjahr zurückgehen braucht. Daß kein Anhänger Schopenhauers zu einem andern Systeme übergehen werde, ist noch nicht so ausgemacht, wie es dem Verfasser scheinen mag. Die Gesundheit, die Wahrheit der Philosophie Schopenhauers ist von allen andern Systemen stark bestritten worden und kein Werk eines Schopenhauerianers bekannt, welches auch nur versucht hätte, die bedeutendsten Kritiken der Schopenhauerschen Philosophie zu widerlegen. Die Strauß'schen Expektorationen sind ohnehin nicht zu rechnen.

Mit der Widerlegung des Pessimismus, welche Strauß durch die Behauptung versucht: „Wenn die Welt ein Ding ist, das besser nicht wäre, ei so ist ja auch das Denken des Philosophen, das ein Stück dieser Welt bildet, ein Denken das besser nicht dächte; ist ein Denken, das die Welt für schlecht erklärt, ein schlechtes Denken, so ist die Welt ja vielmehr gut; jede wahre Philosophie ist nothwendig optimistisch, weil sie sonst sich selbst das Recht der Existenz abspriecht,“ ist der Verf. so unzufrieden, daß er sie das Kunststück nennt, so zu thun, als ob es gar nichts wäre, Schopenhauer zu widerlegen. Ja solche Stellen sollen sogar Schopenhauers feierliche Erklärung begreiflich machen, „daß ihm der Optimismus, wo er nicht etwa das gedankenlose Reden solcher ist, unter deren platten Stirnen nichts als Worte herbergen, nicht bloß als eine absurde, sondern auch als eine wahrhaft ruchlose Denkungsart erscheint, als ein bitterer Spohn über die namenlosen Leiden der Menschheit.“ Es ist wahr, daß das Denken einer

schlechten Welt als schlecht, nicht beweisen würde, daß dieses Denken selbst schlecht wäre, denn es würde ja dann die Wahrheit denken. Aber womit ist denn bewiesen, daß die Welt schlecht ist und also als schlecht gedacht werden muß? Wenigstens nicht dadurch, daß vom Pessimisten nicht umgangen werden kann, doch etwas in der Welt als nicht schlecht, nämlich ein nicht schlechtes, also ein wahres Denken einzuräumen. Folglich kann nach der eignen Ansicht des Pessimisten nicht Alles in der Welt schlecht sein, es müßte denn das Denken in keinem Sinne zur Welt gehören, was auch der verbitterteste Pessimist nicht wird behaupten wollen und können.

Auch ist es für den Pessimisten ganz vergeblich, der Folgerung entkommen zu wollen, daß wenn die Welt ein Ding wäre, das besser nicht existirte, auch das Denken besser nicht existirte, denn es wäre absurd die Möglichkeit zu statuiren, daß zwar die gesammte Welt nicht, dennoch aber das Denken denkender Wesen existirte. A priori behaupten und beweisen zu wollen, daß die Welt nothwendig schlecht sein müsse und vollends so schlecht, daß, wäre sie nur um Weniges schlechter, sie gar nicht mehr würde existiren können, wäre ganz absurd und würde nicht einmal mit Schopenhauers von Kant übernommener Annahme von dem höchst relativen Sinne aller Wissenschaft und Vernunft stimmen*). Wenn es daher möglich sein sollte, zu erweisen, daß die Welt schlecht sei und besser nicht existirte, so könnte nur die Erfahrung diesen Beweis liefern. Allein wie sollte die Erfahrung solchen Beweis liefern können, da wir vom Universum nur ein Minimum erfahrungsmäßig kennen? Was wir aber von den Regionen des Universums, die über unser Sonnensystem hinaus liegen, durch die künstlichen Hülfsmittel der Teleskope, die auf die telescopischen Beobachtungen gegründeten mathematischen Berechnungen und logischen Schlußfolgerungen kennen, läßt uns überall eine bewunderungsvolle Ordnung erblicken. Die durch die Spectralanalyse ermöglichten Anfänge einer Physik wahrlich nicht des Weltalls, sondern nur einer verhältnißmäßig kleinen Zahl von Fixsternen, Sternhaufen und Nebelsystemen, sind noch verhältnißmäßig sehr gering, was sie aber Wahrscheinliches bieten, ist nicht dazu angethan, einen Pessimismus des Weltalls zu unterstützen**).

*) Sagt doch Schopenhauer selber: „Wer a priori darthun will, was sich allein a posteriori, aus der Erfahrung wissen läßt (wissen ließe, wenn es zu erweisen wäre; fügen wir hinzu), der scharlatanisirt und macht sich lächerlich.“ Vergl. Venetianers Schopenhauer als Scholastiker S. 60, wo Venetianer mit Grund bemerkt: „Als Beispiel hätte Schopenhauer gleich sich selbst und seinen Kant anführen müssen etc.“

**) Selbst Hermann J. Klein (Kosmologische Briefe über die Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft des Weltbaues) ist von der aus der neueren Warmetheorie abgeleiteten Ansicht einer der-einstigen allgemeinen Welterfarrung zurückgekommen (S. 27 ff.). Nach Kleins (S. 26) Untersuchungen erscheint der Bau der Welt, so weit er unseren Sinnen erreichbar ist, keineswegs als etwas in sich Abgeschlossenes, für alle Zeiten Vollenbetes. Nach ihm gehen in demselben stete Veränderungen vor sich und zwar von solchem Umfange und solcher Bedeutung, daß sie unserer Wahrnehmung, selbst in der kurzen Spanne Zeit, die das Menschengeschlecht bis jetzt auf solche Beobachtungen verwenden konnte, nicht ganz zu entgehen vermochten. Ist aber der Weltbau nichts für alle Zeiten Vollenbetes, so sind wir berechtigt die Idee einer Geschichte des Universums, einer Bewegung zum Ziele einer Allvollendung, aufzustellen, wie sie allein aus den Principien des tiefer gefaßten Theismus hervorgeht, entgegen der geistlosen und langweiligen und darum Schwindel erregenden endlosen Stabilität des Universums bei bloß gleichgültigen und also nur scheinbaren Veränderungen wie sie die verschiedenen Sorten des Atheismus, heißen sie nun Pantheismus oder Naturalismus oder Materialismus, allein aufstellen können, womit sie doch nichts als die Gleichgültigkeit, die Werthlosigkeit alles Seins und damit den puren Nihilismus etabliren. Klein übrigens entgeht der Entropie von Clausius und Anderen nur, indem er in den Naturalismus, wenn nicht in den Materialismus zurückfällt, der anfangs endlose Veränderungen, mit denen nichts wahrhaft verändert wird, die völlig gleichgültig, ziellos und nichtig sind, einführt. Seine Behauptung ist ganz falsch, daß der Naturforscher vorwärts und rückwärts nur Ewigkeit erblicke. Wenn man das Erblicken nennen will, was vielmehr ein Vorstellen ist, so erblickt er vorwärts und rückwärts nur Zeit und erträumt es nur in schlaftrunkenem Denken, daß die Ewigkeit nichts Anderes als verlaufene und kommende Zeit sei, also daß die Ewigkeit aus Zeitmomenten zusammengesetzt sei. Die Ewigkeit, das Ewige, ist überzeitlich und wird nicht in den Strom der Zeit hineingerissen. Wenn nach Klein die Materie zu jeder gegebenen Zeit vorhanden sein soll, so fragt sich, wie weit die Zeit gegeben ist, wenn sie aber gegeben ist, so muß sie vom über-natürlichen Ewigen gegeben sein und sie muß irgendwann, gleichviel wie lang schon, gegeben worden sein und kann vor ihrem Gegebenwordensein nicht schon gegeben gewesen sein. Wenn der Glaube am Anfang wie am Ende der Zeit ein allmächtiges Wort setzt, so fragt es sich, ob dieser Glaube Wahrheit enthält oder nicht und diese Frage kann nur die Wissenschaft entscheiden und diese vermag zu zeigen, daß Gott nur Gott und die Welt nur Welt sein kann, wenn die Welt durch Gott Anfang wie Ziel hat.

Was wir von unserem Sonnensystem kennen, erfüllt uns in Rücksicht seiner Ordnungen und seiner Bewegungsgesetze mit der gleichen Bewunderung, wie die entfernteren und die entferntesten sternbesetzten Räume des Universums, und was uns von der Physik der Sonne, der Planeten, der Kometen, der Asteroiden einigermaßen zugänglich geworden ist, erscheint ebenso nicht dazu angethan, einen Pessimismus des Sonnensystems zu unterstützen.*) Lehre uns nun die Erfahrung, daß die Erde kein Himmelreich ist, was wir längst wissen, daß in ihr und auf ihr erhebliche, ja gewaltige Störungen, Hemmungen, mannigfaltigste Widerstreite, für die empfindenden und für die denkenden Wesen Leiden aller Art, weit ausgebreitet sind, so würde daraus weder folgen, daß es auf der Erde immer so war, noch daß es immer so bleiben werde, weder daß es im übrigen Sonnensysteme, noch daß es in der gesamten Welt ebenso beschaffen sein müsse, oder daß es, wenn es mit Modifikationen doch so wäre, immer so gewesen sein und immer so bleiben müsse. Die Erfahrung kann uns nur eine Phänomenologie der Erscheinungen besonders auf der Erde gewähren und diese Erscheinungen sind theils positive, theils negative, theils gemischte, für die empfindenden Wesen theils erfreuende, theils leidenvolle, theils gemischte. Alle treten in sehr verschiedenen Weisen, Formen und Graden hervor und ihre bunte Mischung, ihr guten Theils fortgehender Wechsel ist so groß, daß unsere Beobachtung erlahmt, sie bis in ihre größten und kleinsten Verzweigungen zu verfolgen. Daß sie nach beiden Seiten hin in der Menschenwelt gipfeln, wie auch Schopenhauer gefunden hat, kann keinem Zweifel unterliegen und es fragt sich hier, wie groß der Einfluß ist, welchen der Stand der intellektuellen Bildung, der Moralität oder Immoralität der Menschen auf sie übt.**)

Die Behauptung, daß die negativen die positiven, die schmerzlichen die freudegewährenden Erscheinungen überbügen, ist nicht geführt worden und kann nicht geführt werden. Vielmehr spricht Alles dafür, daß die letzteren die ersteren im Ganzen weit überwiegen. Für die Phänomenologie der negativen Erscheinungen hat Schopenhauer in ergreifenden Schilderungen nicht erschöpfende, aber bedeutende Beiträge gegeben. Namentlich den falschlindernden und sogar mehr oder minder wegleugnenden Schönfärbereien frömmelnder Theisten, schwachsinniger Deisten und schwärmender Pantheisten gegenüber möchten Schopenhauers Hinweisungen ihr relatives Verdienst gehabt haben. Wäre er nur vorsichtiger und umsichtiger in den Rückschlüssen aus den Erscheinungen auf die Ursachen dieser Erscheinungen gewesen! Diese Vorsicht und Umsicht fehlt bei ihm schon darum, weil er schon vor aller Untersuchung sich vom Pantheismus beherrscht zeigt und nie auf eine ernste tiefere Prüfung des Theismus eingegangen ist. Denn obgleich er gewisse Formen des Pantheismus heftig bestreitet, so ist er doch schon von vornherein von einer andern Form desselben gefesselt. Was kann die Lehre anders als Pantheismus sein, welche behauptet: Ding an sich . . ist allein der Wille: als solcher ist er durchaus nicht Vorstellung, sondern toto genere von ihr verschieden: er ist es, wovon alle Vorstellung, alles Objekt, die Erscheinung, die Sichtbarkeit, die Objektivität ist. Er ist das Innerste, der Kern jedes Einzelnen und ebenso des Ganzen: er erscheint in jeder blindwirkenden Naturkraft: er auch erscheint im überlegten Handeln des Menschen; welcher beiden große Verschiedenheit doch nur den Grad des Erscheinens, nicht das Wesen des Erscheinenden trifft.***)

An verschiedenen Stellen, besonders im zweiten Bande seines Hauptwerkes (S. 736 ff.), ge-

*) Die Hypothese Kleins (S. 284) und Anderer, daß dereinst die Sonnenwärme erlöschen werde, geht von bloß mechanischen Betrachtungsweisen aus, welche der Idee eines Organismus des Weltalls weichen müssen, die schließlich zu höherer Vollkommenheit führende Wandlungen, aber keine Veränderungen kennt. Wenn ein hochbegabter Geist wie C. Fr. Zöllner (Ueber die Natur der Cometen) auf diesen Idenzang von selbst geführt würde, so würde er großartigere Ausflüchte auf Weltbewegende wissenschaftliche Leistungen sich eröffnen, als ihm die trüben nihilistischen Gedanken Schopenhauers bieten können.

**) Dieselbe Frage würde für alle Welten des Universums aufzuwerfen sein, in welchen wir geistige Wesen oder Einflüsse geistiger Wesen anzunehmen uns gedrungen fühlen könnten. Fände sich daß das Böse überall Leiden zur Folge hat, so wäre dies ja gut, schon weil der Böse dadurch gebessert werden kann und soll. Wer aber den verkehrten Determinismus annimmt, hat vollends kein Recht zur Klage, weil es sinnlos wäre, die Nothwendigkeit aller Dinge als die allein vernünftige Ansicht anzunehmen und sie doch in Anklagestand zu versetzen.

***) Die Welt als Wille und Vorstellung. Dritte Aufl. I, 181.

steht er nicht bloß ganz offen seinen Pantheismus, wenn er auch den Namen für sich nicht gelten lassen will, ein, sondern legt auch den größten Nachdruck darauf, der Sache nach dem Pantheismus (der Alleinslehre), zu hulbigen und will ihn nur im Verhältniß zu dem spinozistischen wie das neue Testament des Pantheismus zum alten angesehen wissen.*) Immerhin würde sein System einer anderen Beurtheilung zu unterstellen sein, wenn er durch eine streng regressive, induktive analytische Methode ohne Sprünge und Erschleichungen zum Pantheismus hingetrieben worden wäre, vorausgesetzt, daß so etwas möglich wäre. Allein der Pantheismus ist ihm schon von vornherein außer aller Frage und er verkleidet nur diese ihm mehr von der indischen — orientalischen — als der europäischen — occidentalischen — Philosophie angethane Voreingenommenheit durch einige übereilte regressiv sein sollende Schritte.

Der Determinismus aller Welterscheinungen ist die consequente Folge seiner Alleinslehre und schon damit hebt er in der Wurzel jede wahre Ethik auf, die durch einen seltsamen, weil blinden Indeterminismus des Dings an sich, des vorausgesetzten blinden Willens und seiner endlichen Modificationen, nicht gerettet werden kann. Schopenhauer argumentirt aus unerwiesenen Voraussetzungen und verstrickt sich in dem Streben, mit dem occidentalischen Pantheismus möglichst wenig gemein zu haben, in die abenteuerlichsten Widersprüche, noch mehr durch den grimmigen Haß des Theismus, den er doch als eine wenigstens in abstracto mögliche Weltanschauung muß gelten lassen. Die Schopenhauerische Form des sogenannten Pantheismus ist weiter nichts als ein monistischer Pantheismus, der nur durch eine der schlechtesten Sorten corrupter Mystik seine naturalistische Wurzel zu verhüllen sucht. Durch seine Streifereien in das Gebiet der Mystiker aller Zeiten, sympathischer den ascetischen, quiescenten als den genialen speculativen, erhält er nicht selten Anlaß zu Anklagen an Gedanken, die weit über den Naturalismus hinausgehen, aber er verzerrt sie regelmäßig zu Caricaturen, die durch die Reckheit der Vermischung des Unvereinbaren auf den ersten Anblick imponiren, sich aber dem Prüfenden als groteske „Windbeutelereien“ zu erkennen geben. Sein Ding an sich, welches er den Theisten gegenüber an die Stelle von Gott, den neueren Pantheisten gegenüber an die Stelle des Absoluten, den strengen Naturalisten gegenüber an die Stelle der Natura naturans setzt, soll eine Einheit, ein Eines, sein, die oder das es nicht sein kann, weil es keine Unterschiedenheit in sich hat, die es einen könnte. Gleichwohl soll dieses leere Ding an sich die Quelle aller Mannigfaltigkeit sein, die es, unbegreiflich wie, aus sich hinauswirft, ihm selbst unbegreiflich, wie seinen Hinausgeworfenen ebenfalls unbegreiflich. Grundlos soll es sein, weil Schopenhauer unfähig ist, ihm einen Grund zu finden. Als ob der Abgründende seinen Grund nicht in sich selber finden könnte und ihn zu finden warten müßte, bis Herr Schopenhauer ihn für ihn gefunden hätte! Gleichwohl soll dieses grundlose Ding an sich Wille sein oder doch am ehesten noch als Wille vorgestellt werden können, eingedenk seiner Unergründlichkeit, die, weil für den Schopenhauerischen (und jeden endlichen) Verstand unaufheblich, auch für das Ding an sich selber gelten soll. Allein wäre denn eine solche Unergründlichkeit nicht die eines Dings, in dem gar nichts zu ergründen sein kann, weil es als in sich unterschiedlos nur das absolut Leere sein könnte? Schopenhauer kostet es nichts, die absolute Leere zur absoluten Fülle zu stempeln, die er doch wieder in der absoluten Leere voraussetzt, da ohne Minde rung ihr Alles entquellen soll. Soll die innere Unterschiedlosigkeit des Dings an sich als solches die unendliche Potentialität des Endlichen bezeichnen, so würde sie wegen Mangels eines actualisirenden Principis nie aus sich zur Verwirklichung heraustreten können und, wenn man sich dieß Unmögliche auch gefallen ließe, so käme man damit nicht weiter als der neuere Pantheismus, der von Schopenhauer verpönte, auch gekommen ist, zu der Vorstellung, daß das Weltall die Selbstverwirklichung des Absoluten sei, denn das Schopenhauerische Ding an sich ist nur das verkleidete Absolute der neueren Pantheisten. Wäre nun aber das Ding an sich nur Potenz, so könnte es höchstens Potenz des Willens, nicht aber Wille selbst sein. Wille auch schon darum nicht, weil das Ding an sich nicht ein Subjekt wäre, das wollen könnte und ein Wille, der nichts von sich wüßte und nichts von sich wissen könnte, ein Unge dante ist, wenigstens da, wo es sich um die Quelle alles Wollens und Wissens handelt. Nun soll

*) Loco citato II, 218, 221, 362, 736 ff.

Alles aus dem blinden Willen des Dings hervorquillen und der dumme blinde Wille soll fähig sein, das aus ihm Hervorgequollene zu individualisiren, so daß die Individuen, die doch nichts weiter als Erscheinungen des Blinden sind, sich ihren Willen selbst sollen bestimmen können, um, in Zeit und Raum eingetreten, unerbittlich nothwendigen Gesetzen, auch des Wollens, unterworfen zu sein, bis sie mit gleicher Nothwendigkeit endlich die Eitelkeit alles Wollens sollen durchschauen können und in der völligen Verneinung, nicht etwa alles bösen, sondern alles Wollens überhaupt Erlösung von ihren nicht selbst und doch selbst verschuldeten Dualen in der Verduftung in Nirvana finden. Und dieser gesammte Proceß des Quillens aus dem dummen Ding an sich, des intelligiblen Verschuldens, des namenlosen Leidens dafür im Zeitleben und des Erlösnerdens in das Nichts soll weder je einen Anfang gehabt haben noch je ein Ende finden können, eine ewige Geburt aus dem Nichts durch ein nichtiges Leben in das Nichts, über welchem Weltproceß das dumme Ding an sich ewig unwandelbar thront, negativ glücklich, daß es von dem ganzen Schwindel, den es ohne Anfang und ohne Ende treibt, selber nichts weiß und in Ewigkeit nichts erfährt. Und eine solche Lehre, die den Unsinn bis zum Exceß treibt, will uns der Verfasser als neue Grundlage bieten, auf welcher erst die ächte deutsche Cultur aufgebaut werden soll! Das deutsche Reich hat der Schopenhauerianismus nicht aufgebaut. Daran haben indirekt die Klopstock, Göthe, Schiller, selbst zum Theil die Dichter der Romantik, mehr aber noch die großen Philosophen von Leibniz*) bis Hegel mitgearbeitet, im Mindesten aber nicht Schopenhauer. Wehe dem großartig widererstandenen deutschen Reiche, wenn es in Mitte Europas sich gegen die Feinde im Westen und Osten, Süden und Norden mit einem von Schopenhauerianern als höheren Offizieren geführten Heere verteidigen müßte! Das wäre sein sicherer Untergang, vor dem es der Genius Deutschlands so gewiß bewahren wird, als die Schopenhauersche Philosophie die unsinnigste ist, die je von einem Genie im Mißbrauch großer Kräfte aufgestellt worden ist.**)

Dieses strenge Urtheil schließt die Anerkennung nicht aus, daß nur eine geniale Geisteskraft so ungeheuerlicher Irrthümer fähig sein konnte, daß Schopenhauers Schriften von Geist, wenn auch guten Theils von bis an die Verrücktheit streifendem, strotzen und daß er nebenbei eine Fülle von anregenden Gedanken ausgestreut hat, welche einer besseren Grundlage werth wären, als die ist, auf welcher sie wildwachsend hervorgeproßt sind. Aber fast nur jenen wird Schopenhauer ein Führer zu tieferen Erkenntnissen werden können, die sich von ihm zu dem gründlichen Studium derjenigen mystischen Forscher leiten lassen, die er berührt, deren geniale wenn auch mit Schlacken untermischte Gedanken er aber zu Caricaturen verzerrt hat. Auf diesem Wege würden sie auch ganz von selbst zu Baader gelangen, der in allen Hauptsachen in tief sinniger Wahrheitskenntniß unsere größten Forscher überflügelt hat.

Wenn Strauß sagt, jede wahre Philosophie sei nothwendig optimistisch, so ist er von seinem Materialismus aus dazu allerdings gar nicht berechtigt. Denn der Materialismus kann weder optimistisch, noch pessimistisch sein, sondern muß sich, wenn er consequent sein will, völlig gleichgültig dazu verhalten, ob Leiden oder Freuden aus der Verbindung, Lösung und andere Wiederverbindung der Atome hervorgehen, das Gute und Böse muß ihm vollends ganz gleichgültig und gleichwerthig oder vielmehr gleich unwerthig sein. Wie es sich nothwendig oder zufällig, was hier eins und dasselbe ist, macht, so macht es sich, und daran ist

*) Daß wir auch Leibniz einen Antheil zuschreiben, wird für Jeden gerechtfertigt sein, der Kenntniß von dem ausgezeichneten Werke Grund und Pfleiderers: H. W. Leibniz als Patriot, Staatsmann und Bildungssträger, genommen hat.

**) Es ist gleich schlimm, sagt Baader treffend, jede Begeisterung zu apotheosiren wie keine andere als die trübe zu statuiren, gleich schlimm, jedem ignis fatuus, als ob es das ewige Licht wäre, nachzugehen, wie kein Licht für das wahre zu halten, das nicht kalt ist, kalt läßt und kalt macht. Ist es denn so schwer, bei jener trüben Begeisterung durch den äußeren phosphorischen Schimmer hindurch die innere radicale Finsterniß, so wie durch jene äußere leidenschaftliche Glut hindurch die innere Todesfalte zu gewahren? — Wenn die Anhänger Schopenhauers Werth darauf legen, so kann immerhin dabei mit Benetianer (S. 88) eingeräumt werden, daß „Sch.s klassisches Darstellungstalent noch seinen größten scholastischen und romantischen Thorheiten den Stempel des Interessanten, vom roßigen Rauch der Poesie Ubergroffenen ausdrückte,“ nur daß diese Poesie mehr gemalten als wirklichen Blumen gleicht, weil ihnen nicht zwar die Leidenschaft, aber die Seele, das Gemüth, fehlt.

nichts zu loben und nichts zu tadeln, die eine Combination ist nicht werthvoller als die andere, weil keine einen andern Werth hat, als daß sie wie alle andern sich vollziehe, um wieder in andere Combinationen überzugehen. Wenn sich Schopenhauer gegen diese triviale Lehre sträubt, so sieht er doch nicht, daß er im Wesentlichen zu dem gleichen Ergebnis gelangen mußte, wenn er mit seinem blinden Ding an sich, mit seinem dummen Urwillen, der, seines mystischen Gewandes entkleidet, sich als die nackte *Natura naturans*, als die blinde Urnaturkraft enthüllt, consequenten Ernst machen wollte. Denn die Blindheit, Nothwendigkeit genannte Zufälligkeit aller Welterscheinungen wäre dieselbe, ob sie nun pluralistisch und materialistisch aus der zahllosen Vielheit der Atome, oder monistisch und naturalistisch aus dem Auseinandergehen der Einen Urnaturkraft hervorgingen.

Dieser mit jener des Materialismus, welchem sich auch Strauß nach dem Vorgange L. Feuerbachs in die Arme geworfen hat, wetteifernden Trivialität des Naturalismus möchte nun Schopenhauer um jeden Preis entkommen, nur nicht um den, der allein zahlungsfähig wäre, das Aufgeben der Blindheit des Dings an sich, des blinden dummen All-Willens. Aber dieß kann ihm mit allem Aufwand von den Mystikern hergeholt, den Naturalismus überschreitender, geistreichig, aber nicht geistvoller, Gedankenwendungen nicht gelingen, da die Blindheit des Dings an sich dieselbe ist und bleibt, welche dem Materialismus zu Grunde liegt und der Blindheit sich nicht Sehkraft und Licht abzaubern läßt und da, wo Vernunft, Bewußtsein, Wissen und Weisheit, Erkenntniß und Licht im Princip verleugnet ist, sich im Abgeleiteten aus der Finsterniß kein Funke Lichtes mehr herauschlagen läßt. Wenn nun die Trivialität Schopenhauers in der Wurzel sich nicht wesentlich von jener des Strauß unterscheidet, so folgt, daß die Schopenhauerische Philosophie consequent nicht pessimistisch, sondern nur indifferentistisch sein könnte, wonach der persönliche Pessimismus Schopenhauers nur subjektive Eigenheit sein könnte,*) die nach seinen eigenen Voraussetzungen so vollkommen gleichgültig für den Weltproceß und die vermeinte Wahrheit sein mußte, als es nur immer alle subjektiven Zustände aller Andern nach der Voraussetzung der Blindheit des Weltprinzips sein konnten und mußten. So macht sich alle Philosophie der Leugnung der Persönlichkeit Gottes selber gleichgültig, werthlos, nichtig. Dabei würde es sein Bemenden haben, wenn nicht die Leugnung Gottes, der nach Sokrates, Platon, Aristoteles nicht ohne Sichselbstwissen, nach Leibniz, Kant und Herbart nicht ohne Persönlichkeit gedacht werden kann und den selbst Schopenhauer als persönlich würde anerkannt haben, wenn er ihn überhaupt hätte anerkennen wollen, die unausweichliche Folge der Geistes- und Gemüthsverfinsterung hätte und haben müßte, welche dann in ihren giftigen und vergiftenden Aeußerungen in sophistischen und perversen Schriften, in dem gleißenden Schimmer bestechender Darstellungsart glänzend, Irthümer auf Irthümer häuft und mit der Schwächung oder gar Beseitigung des Glaubens an Gott und seine Offenbarung die ansteckungsfähige, halbgebildete und aus Stolz oder Eitelkeit neuerungssüchtige Menge in Verwirrung und Verderbniß mit fortreißt. So ist die Schopenhauerische Philosophie nicht eine gleichgültige, sondern eine verderbliche Erscheinung. Verderblich, weil sie aller strengen Wissenschaftlichkeit baar ist und nach ihrem Inhalt auf den Nihilismus hinausläuft. Verderblich, weil sie als Spiegelbild des unreinen Charakters ihres Urhebers in Allem, mit Ausnahme der Sprache und Darstellung, schlechtes Beispiel gibt, und zwar schlechtes Beispiel gibt in einem Grade, der alle Vorstellung übersteigt. Wir dürfen uns der Vorführung der Belege für diese Behauptung überheben, da sie Jedem in den Nachweisungen**) R. Haym's reichlich genug vorliegen. Wenn

*) Auf das Subjektive des Straußschen Optimismus — entgegen dem Subjektiven des Sch. Pessimismus deutet sehr gut hin Rauwenhoff in der Schrift: Dr. Fr. Strauß alter und neuer Glaube und seine literarischen Ergebnisse. Zwei krit. Abhandlungen von Rauwenhoff und Nippold, S. 95. Rauwenhoffs Abhandlung ist zu den ausgezeichnetsten Kritiken der neuesten Straußschen Schrift zu zählen. Nippolds kritische Studie: die literarischen Ergebnisse der neuen Straußschen Controversen, kannte die Schrift Nitzschs noch nicht. Im Uebrigen orientirt sie fast vollständig über die auf Anlaß der Straußschen Schrift erwachsene Literatur. Von H. Ullrichs Kritik des Strauß (in der Zeitschrift für Philosophie und philosophische Kritik, auch in besonderem Abdruck erschienen) urtheilt Nippold mit Grund: „Sein Urtheil über Strauß als Philosoph ist so schneidig, daß es kaum an Schärfe überboten werden kann.“

**) Arthur Schopenhauer von R. Haym. Berlin, 1864. G. Reimer. Besonders abgedruckt aus dem vierzehnten Bande der Preussischen Jahrbücher.

vernünftige Ueberlegung über den Werth der Schopenhauerschen Philosophie entschiebe, so würde sie seit dem Erscheinen der Meisterkritik Hayn's aufgehört haben, zu verblenden und nur noch als ein trauriges Capitel des Verfalls nicht der Philosophie überhaupt, sondern eines krankhaften Auswuchses derselben in Deutschland angesehen werden. Seit Hayns einschneidender Kritik ist eine noch mehr in das Einzelne gehende, wahrhaft vernichtende Kritik der Schopenhauerschen Philosophie von Moritz Venetianer*) erschienen, welche mit Schopenhauerscher Dramatik das ganze sogenannte System des philosophischen Calibans aus allen Fugen sprengt. Während Hayn die Schopenhauersche Philosophie als einen philosophischen Roman bezeichnet, nennt sie Venetianer Neoscholastik. Daß beide Bezeichnungen nicht ohne Grund sind, zeigt so recht die heillose Verworfenheit dieses irrthümelirenden Philosophirens.

Was soll man nun dazu sagen, wenn der Verfasser (S. 4. 2) zwar nicht mit Unrecht die Straußsche Trivialität über Beethovens Aeußerung, niemals wäre er im Stande gewesen, einen Text wie Figaro, oder Don Juan zu componiren, als ruchlose Vulgarität der Gesinnung brandmarkt, aber an den (von Hayn herausgehobenen) viel größeren Ruchlosigkeiten Schopenhauers offenbar keinen Anstoß nimmt? Was der Verf. über seine Zweifel sagt, ob der Muth (des Atheismus), welchen Strauß in seinem Leben Jesu und nachher gezeigt habe, ein natürlicher und ursprünglicher (?) oder nicht vielmehr ein angelehter und künstlicher sei, will im Grunde doch nur sagen: der Atheismus des Strauß war schon ganz recht, nur hätte er ihn bis zur Höhe der Schopenhauerschen Frechheiten treiben sollen. Dann wäre Strauß ganz der Mann nach dem Herzen des Verfassers gewesen. Und um recht deutlich zu zeigen, wie er dieß meine, ermannt er sich zu der die ganze Hohlheit der Schopenhauerschen Weisheit schamlos entblößenden Worten: „Mit einem gewissen rauhen Wohlbehagen hüllt er (Strauß) sich in das zottige Gewand unserer Affengenealogien und preist Darwin als einen der größten Wohlthäter der Menschheit — aber mit Beschämung sehen wir, daß seine Ethik ganz losgelöst von der Frage: „wie begreifen wir die Welt?“ sich aufbaut. Hier war eine Gelegenheit, natürlichen Muth zu zeigen: denn hier hätte er seinen „Wir“ den Rücken kehren müssen und kühnlich aus dem bellum omnium contra omnes und dem Vorrechte des Stärkeren Moralsvorschriften für das Leben ableiten können, die freilich nur in einem innerlich unerschrockenen Sinne, wie in dem des Hobbes, und in einer ganz anderen großartigen Wahrheitsliebe ihren Ursprung haben müßten, als in einer solchen, die immer nur in kräftigen Ausfällen gegen die Pfaffen, das Wunder und den „welthistorischen Humbug“ der Auferstehung explodirt. Denn mit einer ächten und ernst durchgeführten Darwinistischen Ethik hätte man den Philister gegen sich, den man bei allen solchen Ausfällen für sich hat.“ Der Vorwurf des Mangels an natürlichem Muth gegen Strauß soll wohl auf Schopenhauers von Kant übernommener (aber entstellter) Lehre von der intelligiblen Freiheit zurückweisen, (welche Schopenhauers kühne romantische Phantasie über die Menschen hinaus auf jede Thierspecies, Pflanzenspecies und sogar auf jede ursprüngliche Kraft der anorganischen Natur erstreckt!**) Denn sonst wäre der Vorwurf des Mangels an natürlichem Muth völlig sinnlos. Wäre nur auch Schopenhauers Theorie als wahr erwiesen, was sie so wenig ist, daß sie vielmehr darum in vollen Unsinne ausläuft, weil sein Monismus nur Scheinindividuen, wirkliche aber gar nicht kennt und nicht kennen kann, wenn er auch den Namen: Individuen für Modificationen usurpirt. Schopenhauer kennt weder Monaden, noch Atome und als Nichtcreationist kennt er auch keine geschaffenen Wesen. Wo sollen da wirkliche Individuen herkommen? Wie ihm das Ding an sich ein Grundbrei ist, in dem sich nichts unterscheidet und dem er daher nur widersinniger Weise Stufen der Objectivation

*) Schopenhauer als Scholastiker. Eine Kritik der Schopenhauerschen Philosophie mit Rücksicht auf die gesammte Kantische Neoscholastik. Von Moritz Venetianer. Berlin, 1873. C. Dunder (Heymons): — Die Gegenaußstellungen des hochbegabten Venetianer können erst zur Sprache kommen, wenn sein in nahe Aussicht gestelltes Werk: Der Allgeist, erschienen sein wird. Unserer eigenen Kritik der Schopenh. Philosophie im 2. Bande unserer Philosophischen Schriften gedenken wir hier mit der Bemerkung, daß nur der Hochmuth eines Theils der deutschen Philosophen ihre unwiderleglichen Nachweisungen ignoriren konnte.

**) Die Welt als Wille und Vorstellung I, 186. Wenn Sch. Kants intelligible Freiheit hätte persistiren wollen, so hätte er es schwerlich besser zu Stand bringen können.

zuschreibt, weil er bei Platon von Ideen läuten gehört hat, so ist ihm die Gesamtmitscheidung des blinden Willens, die Welt, nur ein dem Scheine nach in Unterschiede auseinandergegangener, in Wirklichkeit (im Wesen) unterschiedsloser Grundbrei und Ding an sich und Erscheinung desselben ist ein und derselbe Grundbrei. Die intelligible Freiheit des Willens (in Sch's. Fassung) ist daher nur ein Humbug, ein erschwindelter Traum, der auch als Traum nicht weiter reicht als sich so oder anders als böse zu träumen, da von der Möglichkeit sich in der intelligiblen Region den Willen völlig gut zu bestimmen, bei Sch. nirgends die Rede ist.

Eine schöne Freiheit (wenn sie auch wäre) sich nur in irgend einem Grade so oder anders zum Bösen bestimmen zu können und vom Bösen nur durch Nein = nichts = mehr = Wollen, womit das Nichtsein eintrete, ablassen zu können, so daß der böse Wille nur fort und fort Böses zu wollen brauchte, um sein Dasein (wenn auch ein leidenvolles) ins Unge-messene zu erhalten, ein Dasein, das zwar nach dem Tode bewußtlos, aber doch individuell sein soll! Soll man da nicht an den Ausdruck Baaders erinnert werden, daß man in der neuern Philosophie nicht selten auf Behauptungen stoße, die den Charakter latenter Verrücktheit trügen? Davon sieht nun der Verf. nichts und schreitet kühn zu Andeutungen einer Begründung der Moral aus Darwin'schen „Principien“, nach welchen das Vorrecht des Stärkeren unverbrüchlich anerkannt und durchgeführt werden soll. Das Vorrecht des Stärkeren wäre aber der Tod alles Rechtes und aller Moral, der gesamten Ethik, wie schon Platon gezeigt hat. Es ist nichts als die Wiederaufwärmung der Lehre der Naturalisten und Materialisten, die durch die größten Moral- und Rechtslehrer in ihrer Unhaltbarkeit, in ihrem Widersinn und ihrer Scheußlichkeit längst gebrandmarkt ist. In der blindwirkenden Natur waltet ein Gesetz des Stärkeren, aber kein Recht desselben. Von Recht und Moral kann nur in der Region des Geistes die Rede sein und wer den Geist mit der Natur vereinerleitet, ihn zur Natur und ihren Gesetzen herabsetzt, verleugnet den Geist und wird dadurch nicht zur Natur, sondern zum Widergeist. Nicht einmal in einer Räuberbande könnte das angebliche Recht des Stärkeren als oberste Norm der Mitglieder derselben unter sich festgestellt werden, ohne die Bande von Innen heraus auseinander zu sprengen. Die großartige Wahrheitsliebe, die nach dem Verf. in der Anerkennung und Durchführung des angeblichen Rechtes des Stärkeren liegen soll, wäre nicht besser als die Wahrheitsliebe einer Bande von Schurken, die sich ehrlich unter einander geständen, in Wahrheit recht eingetrenfelte Schurken zu sein. Nur wäre es da mit der Großartigkeit des Bekenntnisses schlecht bestellt, weil alle sich gut genug kennen würden, um zu wissen, daß die Leugnung ihrer Verworfenheit nur eine unverschämte, freche und lächerliche Lüge wäre. So wäre es unverschämte und lächerlich dazu, wenn der Naturalist zwar Naturalist sein, aber leugnen wollte, Naturalist zu sein und unter Anderm aus seinem Naturalismus die Consequenz des Rechtes des Stärkeren zu ziehen. Aber es ist allerdings nicht wahr, daß die Mehrheit der Naturalisten der Leugnung ihres Naturalismus in seinen Consequenzen sich nicht schuldig macht. Sonst wären Schriften wie jene von Recht, von Strauß, von Burmeister und vielen Andern nicht möglich, die die Menschheit auf der Grundlage des Naturalismus oder Materialismus zu ächter Humanität führen zu wollen versuchen.*)

Freilich taugt der Strauß'sche Satz: „Alles sittliche Handeln ist ein Sichbestimmen nach der Idee der Gattung“ nicht das Mindeste. Der Verf. verwirft diese Behauptung, ohne zu bemerken, daß er sich damit selber schlägt. Denn wenn er mit Strauß den Darwinismus, was er so nennt,**) anerkennt, so müßte er wissen, daß, da Darwin keine bleibenden Gattungen gelten läßt, schon

*) Wollte der Verf. etwa sagen, das sei es ja gerade, was er an Strauß tadelt, daß er seinen Materialismus nicht mit voller Consequenz und energischem Muthe ausgesprochen habe, so gewinnen wir daraus noch nicht die Ueberzeugung, daß er das Recht des Stärkeren nur in der Consequenz des Strauß'schen Standpunkts liegend habe bezeichnen wollen, und wenn er etwa auch diese Wendung nehmen wollte, was nicht recht glaublich ist, so würden wir ihm entgegen, daß sein eigener Standpunkt ihm die Consequenz des Rechtes des Stärkeren an die Hand geben müßte, was gewiß nicht zu seiner Entlastung, sondern zu seiner Verurtheilung ausschlagen würde.

**) Denn der wirkliche Darwinismus ist etwas Anderes, sofern er nicht naturalistisch oder materialistisch Gott und die Schöpfung leugnet und nur im Widerspruch damit in der Auffassung des Weltprocesses in das Fahrwasser materialistischer Gedanken geräth.

darum auf die Idee der Gattung kein Moralprincip gebaut werden könne und er konnte sein Gerebde vom Affen, vom Seehund, vom Patagonier sparen. Wenn die Gattungen fließend sind und der Mensch zu diesen fließenden Gattungen gehört, wo soll da ein bleibendes Princip für sein Handeln hergenommen werden? Sein Wollen und Handeln müßte dann ebenso fließend sein wie es die Gattungen wären und es ließe sich daraus nur eine Relativitätstheorie des Handelns ableiten, die schließlich den letzten Rest aller Moral aufheben würde. Die Schopenhauer'sche Behauptung des Verfassers, daß nie ein Begriff die Menschen sittlicher und besser machen könne, welche auf unsinnigen Voraussetzungen beruht, würde den Werth aller Sittenlehre und aller sittlichen Belehrung aufheben und ist daher augenscheinlich falsch und wahr nur, daß es mit dem Begriff allein nicht gethan ist und nicht gethan sein kann, weil immer noch die Zustimmung des Willens zu dem als wahr erkannten Begriff eines Sittlichen gehört. Fehlte aber der Begriff, wie sollte sich der Wille sittlich bestimmen können? Je vollkommener der Begriff, um so größere Aufforderung, ja Hülfe zur sittlichen Bestimmung des Willens. Selbst die Freiheit des Willens ist nicht denkbar ohne Bewußtsein, welches nie ohne alle Begriffe sein kann, sie seien vollkommen oder unvollkommen. Der Begriff, die Verstandesform der Vernunftidee, ist das Gestirn, welches dem Wanderer Willen den Weg zum Ziele leuchtend zeigt und nicht minder dem verirrtten Wanderer unentbehrlich ist, um wieder auf den rechten Weg zu kommen. Ohne das Licht des Vorstellens, des Erkennens, des Wissens würde der Wille, wenn er getrennt vom Bewußtsein noch sein könnte, ganz im Finstern tappen und völlig blinde Entschlüsse könnten keinen sittlichen Werth haben. Wenn Moral begründen schwer ist, wie der Verf. sagt, so sollte er es auch mit deren Begründung nicht so leicht nehmen, wie er thut, wenn er pantheistisch-romanhafte Gedanken Schopenhauers und deistisch-mechanistische Gedanken Darwins dazu für genügend erachtet. Nach dem Verf. hätte Strauß die Phänomene menschlicher Güte, Barmherzigkeit, Liebe und Selbsterneinung, die nun einmal thatsächlich vorhanden seien, aus seinen darwinistischen Voraussetzungen erschafft erklären und ableiten sollen. Solche Erklärungen und Ableitungen aus dem Hypothesenstrom Darwins, die man mit dem Ehrennamen Principien tauft, würden nicht vernünftiger, nur weniger romanhaft und geistreich ausgefallen sein, als jene Schopenhauers ausgefallen sind. Strauß würde im Falle solchen Versuchs höchstens die Rolle Wagners übernommen haben, der Faust durch seine Geistlosigkeit in solches Erstaunen versetzt, daß er ausruft:

„Wie nur dem Kopf nicht alle Hoffnung schwindet,
Der immerfort an schalem Zeuge klebt,
Mit gier'ger Hand nach Schätzen gräbt,
Und froh ist, wenn er Regenwürmer findet!“

Aus Darwin'schen mechanischen Naturentwicklungsgesetzen die Phänomene menschlicher Güte, Barmherzigkeit, Liebe ohne Sophistik und mit wissenschaftlicher Gültigkeit ableiten zu sollen, ist mehr als einem gesunden Menschenverstand zugemuthet werden darf. Es ist nichts als die Aufforderung, eine Glaskügelschnur von Hypothesen, mit darwinistischen eingereihten falschen Beilen von Fehlschlüssen und Sophistilationen, für Ergebnisse exakter Forschung und Wissenschaft auszugeben. Strauß vergift freilich seinen Materialismus, wenn er ermahnt: „Vergiß in keinem Augenblicke, daß du Mensch und kein bloßes Naturwesen bist.“ Denn wenn der Mensch nach den atheistischen Voraussetzungen des Materialismus aus der Thierwelt stammt, wäre es auch nicht aus dem Affen, so ist und bleibt er bloßes Naturwesen, für welches Moral, die etwas Anderes als bloße Klugheitslehre wäre, keinen Sinn hat. Aber es wäre falsch, trotz des oben Gesagten zu behaupten, daß das völlig Gleiche vom Darwinismus gelte. Falsch, weil Darwin nicht von atheistischen, sondern von deistischen Voraussetzungen ausgeht, und daher zwar im Irrthum ist, aber nicht radical falsch wie der Materialismus. Der Darwinismus ist einer Korrektur fähig, der Materialismus nicht. Dieser muß von Grund aus aufgehoben werden, wenn die Wahrheit Platz greifen soll. Der Darwinismus kann sich auf sein Urprincip, den absoluten Geist, besinnen und durch ein tieferes Durchdenken seines Princip's und seiner wahren Consequenzen die ganze Reihe seiner secundären hypothetischen Anstellungen umbildend corrigiren. Wir würden dann leicht einen neuen Leib-

nizianismus entspringen sehen, der, wenn Darwin das Genie des Leibniz zu Gebote stände, in Verbindung mit seinen umfassenden Naturkenntnissen, die Welt noch ganz anders in Erstaunen setzen würde, als der erste Wurf seiner Hypothesen wenigstens die Naturalisten, Materialisten, Hegelsche und Schopenhauerische Pantheisten in Erstaunen gesetzt hat, trotz dem, daß die Abstammungslehre in ihren Voraussetzungen schon keimartig oder auch schon entwickelter enthalten war. Ob der in eine höhere Stufe des Leibnizianismus umgebildete Darwinismus allen Anforderungen der Wissenschaft genügen würde, soll damit nicht behauptet werden. Aber so armselig, den philosophischen Gedanken nach, wie der vorliegende deistlich-mechanistische Darwinismus und vollends wie der in den Materialismus übersetzte Darwinismus würde die neue Gestalt des Leibnizianismus nicht ausfallen können.

Einen Uebergang dazu hat bereits Pr. Otto Wigand*) in Marburg gemacht, der, ohne ihn von ihm entnommen zu haben, denselben Gedanken seiner Abstammungslehre hypothetisch zu Grunde legte, welchen Baader mit den Worten angedeutet hat: „Wollte man, geleitet von der sichtbaren Stufenreihe aufsteigender Formen und Kräfte in der Natur auf eine wahre progressive Hinaufklärung der einzelnen Kräfte zc. schließen, so müßte man alle diese einzelnen Kräfte in ebenso viele Reime umschaffen, in welchem alle jene höheren Kräfte schon präformirt lägen.**) Aber auf den menschlichen Geist wollte Baader diese hypothetische Naturanschauung auf jeden Fall nicht ausgedehnt wissen, da ihm der Geist niemals als eine Steigerung einer Naturkraft erscheinen konnte, und die Leibnizische Auslöschung dieses Unterschiedes nicht zwar zu Gunsten des Realismus sondern des Idealismus niemals nach seinem Sinne war. Daher fährt er in der citirten Stelle fort mit den Worten: „denn im Geistigen existirt Alles nur einmal und einfach und es hat jedes einzelne (geistige) Wesen seine festbestimmte Zahl und sein Gesetz. Hier ist also an keine andere Vervollkommenung zu denken, als an die der Wiedergeburt der eigenen Form (Zahl), wenn anders diese, wie immer, entstellt und verlegt worden ist.***)

Zur Charakteristik der neuesten exegetischen und kritischen Literatur Neuen Testaments.

[Mit besondrer Berücksichtigung von Th. Keim's „Geschichte Jesu“ und Steinmeyer's „Geschichte der Geburt des Herrn“].

II.

Die positiv gerichtete Schule der neutestamentlichen Exegeten und Kritiker schließt vor allem eine Anzahl streng wissenschaftlicher Forscher in sich, die bei sonstiger Uebereinstimmung ihrer Methode mit derjenigen der destructiven Richtung sich doch vor tendenzkritischer Verdächtigung der Ehrlichkeit und Wahrheitsliebe der heil. Schriftsteller hütet, die insbesondere an der apostolisch-johanneischen Authentie des vierten Evangeliums entschieden festhält und; wo sie sich gegen die Annahmen der altorthodoxen Inspirationslehre und exeget. Tradition zu kehren ge-

*) Die Genealogie der Urzellen als Lösung des Descendenz-Problems oder die Entstehung der Arten ohne natürliche Zuchtwahl von Pr. Dr. Albert Wigand.

**) Sämmtliche Werke Baaders XII, 175.

***) Eine dem Leibnizianismus angenäherte Abstammungslehre hat ganz kürzlich G. Th. Fechner in seiner uns eben erst zugekommenen kleinen Schrift: Einige Ideen zur Schöpfungs- und Entwicklungslehre der Organismen vorgetragen. Wenn nach ihr die Affen vom Menschen abstammen sollen, so wird diese Umkehr der Darwinschen Hypothese so wenig wie diese befriedigen können.

[Schluß folgt.]

nöthigt ist, dieß anders nicht als in pietätvoller Weise und mit möglichster Schonung gegen die ehrwürdige Ueberlieferung der Kirche, auch wo dieselbe als eine irrthümliche erscheint, zu thun magt.

Dieser Richtung gehört der bedeutendste Repräsentant der alt.-kritischen Forschung im engeren Sinne, d. h. der ntl. Texteskritik und Paläographie an. Es kann auf D. E. Tischendorf's verdienstvolle Entdeckerarbeiten und zahlreiche Publikationen auf diesem Gebiete nicht hier näher eingegangen werden; doch verdient es Hervorhebung, daß seine seit länger als drei Jahrzehnten im Gang befindlichen Bemühungen um möglichste Läuterung des neutestamentlichen Grundtextes von den im Laufe der Jahrhunderte in ihn eingedrungenen Verderbnissen und um Herstellung seiner relativ ältesten Gestalt vor kurzem zu einem gewissen Abschlusse gediehen sind, sofern seine 8. kritische Octav-Ausgabe (Editio octava critica maior), oder wie er sie selbst bezeichnet — die „20. Auflage seines griechischen Neuen Testaments“ (denn 19 andre Auflagen, theilweise von verschiedener Anlage und anderem Format, waren ihr im Ganzen vorhergegangen) vor kurzem in einer Stärke von mehr als 30000 Exemplaren ihre Vollendung erreicht hat. Ein schon früher angekündigtes Vorhaben, auch eine deutsche Bearbeitung dieses kritisch revidirten Schrifttextes erscheinen zu lassen, worin unter möglichst treuem Anschluß an die allgemeine Sprachgestalt und den Geist der lutherischen Bibel sämtliche Ergebnisse seiner textesemendirenden Thätigkeit zur Verwerthung gelangen sollen, verspricht er demnächst nun zur Ausführung zu bringen, und hat in seiner, auf die Nothwendigkeit umfassender Berücksichtigung dieser Ergebnisse seitens der Theologie und Kirche nachdrücklich hinweisenden Brochüre: „Haben wir den ächten Schrifttext der Evangelisten und Apostel?“, von welcher uns schon eine 2. Aufl. vorliegt,*) einige Schritte zur Ankündigung und Anbahnung dieses neuen Unternehmens gethan.

Als einer der gelehrtesten und scharfsinnigsten Exegeten und biblischen Theologen dieser Richtung hat sich, wie schon früher durch seine Arbeiten über den Petrinischen und den Johanneischen Lehrbegriff, so jüngst durch seinen krit.-ereg. Commentar zum „Markus-Evangelium und dessen synoptischen Parallelen“ und sein „Lehrbuch der biblischen Theologie des Neuen Testaments“ (2. Aufl. 1873), Prof. Dr. Bernhard Weiss in Kiel documentirt. Da erst vor kurzem ausführliche Kritiken der beiden letztgenannten Werke in dieser Zeitschrift erschienen sind, darf von speciellerem Eingehen auf dieselben hier wohl Abstand genommen werden.**). Nur so viel sei hier behufs Charakterisirung der von Weiss eingenommenen Stellung zu den wichtigsten kritischen Fragen hervorgehoben, daß, so entscheidend auch die Schärfe seines textkritischen Verfahrens und der Freimuth seiner auf die Analyse z. B. der synoptischen Reden Jesu bezüglichen Operationen erscheinen mag, ihm doch in allen entscheidenden Fragen der s. g. höheren Kritik ein durchaus maassvolles und wesentlich conservatives Verfahren eignet, kraft dessen er an der Aechtheit und dem bis in die eigentliche Apostelzeit zurückreichenden Alter fast sämtlicher Bücher des Neuen Testaments, bedingterweise sogar auch des 2. Petrusbriefs, festhält, die apostolische Authentie des Johannesevangeliums mit aller Entschiedenheit behauptet (obchon er zugibt, dasselbe „enthalte nicht die älteste Ueberlieferung von der Lehre Jesu“), auch hinsichtlich der Apokalypse dabei stehen bleibt, daß dieselbe wahrscheinlich vom Apostel Johannes herrühre, und in ähnlichem, nur bedingterweise Zweifel ausdrückenden Sinne über die Frage nach dem paulinischen Ursprunge der Pastoralbriefe urtheilt.***)

Eine ähnliche Stellung zu den kritischen Hauptfragen nimmt Grau in seinem originell und geistvoll angelegten isagogischen Werke ein.†) „Evangelium und Apokalypse des Johannes“ gelten ihm gleicherweise als ächt; bezüglich des 2. Petrusbriefs bleibt er bei der überwiegenden Wahrscheinlichkeit seiner petrinischen Authentie stehen; die drei Pastoralbriefe erscheinen ihm

*) Leipzig, Gieseke u. Deubrient, 29 S. (Br. 15 Sgr.).

**) Vgl. Allg. lit. Anz., Bd. XI, (Jun.) S. 432 ff., und Bd. XII, S. 30 ff.

***). Vgl. Lehrb. der Bibl. Theologie des Neuen Testaments, 2. vollst. umgearbeitete Anfl. (Berl., W. Herz), S. 2 ff.; S. 36. 203. 545 ff.

†) Entwicklungs-geschichte des Neutestamentl. Schriftthums. In drei Büchern. Gütersloh, Bertelsm. 1871. Zwei Bände. Vgl. die Doppelrecension in Bd. VIII, S. 347 f. d. Anz.

als „nicht unmittelbar von Paulus verfaßt“ wie die übrigen paulinischen Sendschreiben, sie „können nur in einem weiteren Sinne des Worts, und mehr ihrem Inhalt als der Form nach sein Eigenthum genannt werden“ (II, S. 208).

Wie die in diesem Werke gebotene Darstellung des Bildungsprocesses der neutestamentlichen Schriftenammlung sich gegen die bekannte Geschichtsconstruction der Tendenzkritiker überhaupt gerichtet zeigt, so sind es die von dieser Seite her ergehenden Angriffe auf die Hauptpunkte der evangelischen Geschichte, mit deren Abwehr sich die jüngst zu ihrem Abschlusse gelangten „Apologetischen Beiträge“ Steinmeyer's beschäftigen. „Die Geschichte der Geburt des Herrn und seiner ersten Schritte im Leben“ ist es, welche der 4. abschließende Band dieses gediegnen Werkes mit apologetischer Beziehung auf die neueste Kritik beleuchtet,*) nachdem drei vorausgegangene Bände die Wunder des Herrn, seine Leidens- und seine Auferstehungsgeschichte einer Erörterung in demselben Sinne und mit derselben Absicht unterzogen hatten. Daß Steinmeyer vor anderen Vertretern der positiven ntl. Schriftforschung dazu berufen sein würde, dem Keim'schen Leben Jesu eine schriftgläubige Darstellung desselben Gegenstandes von ähnlicher formaler Vollendung, und dabei auf solideren wissenschaftlichen Fundamenten ruhend, entgegenzustellen, — diesen Eindruck dürfte gleich uns noch mancher Andere aus dem Studium dieser gehaltvollen Untersuchungen empfangen. Was speciell den seit Kurzem vorliegenden Schlußband betrifft, so erscheint in demselben ein derartiges Eingehen in das Detail aller durch die geburts- und kindheitsgeschichtlichen Relationen der Evangelisten dargestellten kritisch-exegetischen Probleme, wodurch deren Lösung in positivem Sinne auf völlig erschöpfende Weise vollzogen würde, absichtlich vermieden, und zwar dieß ohne Zweifel mit einem gewissen Rechte. Der Verfasser geht nämlich von der unbestreitbar richtigen Anschauung aus, daß die den Standpunkt der destructiven Kritiker der evangelischen Geschichte von dem der positiven (offenbarungsgläubigen) trennende Differenz eine principielle sei, und daß darum eine, wenn auch noch so gründliche und gelehrte Abfertigung der einzelnen durch den ersteren Standpunkt bedingten exegetischen Auffassungen doch in keinem Falle von überzeugender Einwirkung auf die Gegner begleitet sein werde. Er erinnert deshalb wiederholt an den die einzelnen historisch-kritischen Differenzen erzeugenden und tragenden Grund- und Hauptgegensatz zwischen dem kirchlichen Christus von obenher und dem modern-rationalistischen Christus von unten her, und argumentirt mit Vorliebe gegenüber der gegnerischen Behauptung, daß die biblischen Berichte wegen ihres Widerstreits mit der „verständigen Ansicht von Jesu“ nicht historisch sein könnten, vielmehr auf Grund des Satzes: „Der evangelische Bericht ergibt die gesunde Anschauung von dem Herrn und führt in ihr Verständniß ein: darum wird er auch geschichtlich sein“ (S. 44, vgl. S. 1—26). Die aus diesem Grundsatz resultirende Hinzunahme eines dogmatischen zum exegetisch-kritischen Beweisverfahren kommt dem Ganzen der apologetischen Darstellung des Verfassers sehr wesentlich zu Gute. Die einzelnen Aussagen der Evangelien über Jesu Geburt, Kindheit und erste Schritte im Leben (mit welchem letzteren Ausdrucke hier insbesondre das Luk. 2, 41—52 Erzählte gemeint ist) werden durch dieses gründlichere Eingehen auf die dogmatische Seite aus ihrer Isolirung enthoben und in engere Verbindung miteinander gebracht, als bei einseitiger kritisch-historischer Methode dieß der Fall gewesen sein würde. Die dogmatischen Partien der Erörterung selbst bieten aber vieles Ansprechende, namentlich werthvolle speculative Beiträge zur Lehre von der Kenosis, (Selbstentäusserung) des Logos, die der Verf. mit Recht zu Grunde legt und in eigenthümlich geistvoller sehr scharffinniger Weise auf Joh. 1, 14: „das Wort ward Fleisch“ begründet (S. 68 f.; vgl. S. 84 f.; 170 f.; 176 ff.). Mag immerhin seine Polemik gegen die kirchliche Anschauung von der „Annahme“ (assumptio, πρόσληψις) des Fleisches seitens des Wortes oder Sohnes Gottes hie und da an unnötiger Schärfe leiden, und mag die damit zusammenhängende Ablehnung der Vorstellung einer Idiomem-Communication (S. 131 ff.) einen Widerspruch zu seinem sonstigen Festhalten am lutherischen Lehrbegriffe auf christlichem Gebiete

*) Berlin, Wiegandt und Grieben, 1873 (235 S., Pr. 1 Thlr.). — Vgl. auch den 3. Aufg. d. J. im Evang. Vereinsjaale zu Berlin gehaltenen (wider Sybow u. gerichteten) Vortrag: „Ueber die übernatürliche Geburt des Herrn“, Berl., Eb. Beck (f. Allg. lit. Anz. Bd. XI, S. 435).

und in der Sacramentslehre ergeben: im Großen und Ganzen dürfte der von ihm eingeschlagene Weg zur Fortbildung und Vertiefung der Lehre von der Menschwerdung ein wahrhaft ersprießlicher zu nennen sein, und unter den Details seiner exegetischen Argumentation befinden sich nicht wenige Darlegungen, die durch ihre Feinheit und Originalität überraschen und zu eingehenderer Prüfung der betr. Probleme Anregung bieten. So seine Fassung von Luk. 2, 2: „vollzogen wurde (*ἐγένετο*) diese Sagung unter der Hegemonie des Quirinus über Syrien“ (S. 36), die unter den zahlreichen Auslegungsversuchen dieser schwierigen Stelle sich sowohl sachlich als sprachlich zumeist empfehlen dürfte; desgleichen seine Deutung des *ἐκ πνεύματος ἁγίου* Matth. 1, 18. 20 (vgl. Luk. 1, 35) durch *ἐκ τῶν ἄνω* „von oben her“, aus überweltlicher Existenzform“ (S. 52 f.); seine Auffassung des Ausdrucks „Menschensohn“ (*υἱὸς τοῦ ἀνθρώπου*) als gleichbedeutend mit „menschgewordener Gottessohn“ (S. 69 f. — wo nur die Bestreitung irgendwelcher Beziehung dieses Namens auf Dan. 7, 13 unzutreffend und unnötig erscheint); auch seine Besprechung der Geschichte von den Magiern und vom Blutbade zu Bethlehem (S. 113 ff. wo übrigens das Treffende der gemachten Bemerkungen zugleich den Wunsch nach etwas größerer Reichhaltigkeit der Ausführungen über einige der Hauptschwierigkeiten zu wecken geeignet ist), u. s. f. Von besonderem Werthe ist endlich auch ein gegen die evangelienkritische Anschauung und Methode der Tübinger gerichteter Excurs am Schlusse: „Der Verlauf der öffentlichen Wirksamkeit des Herrn nach den Darstellungen des Matthäus und Johannes“, worin der landläufigen Behauptung einer Unvereinbarkeit des johanneischen mit dem matthäischen Christusbilde in ebenso scharfer wie klarer Erörterung entgegengetreten und die wesentliche Harmonie beider Darstellungen gezeigt wird, mit dem Ergebniß, daß es „ebenso vergeblich sei, an dem Johannes festzuhalten, während man den ersten Evangelisten preis gibt, wie es vergeblich ist, diesen zu bewahren und jenen zu opfern“ (S. 210—235). — Was in diesem anhangsweise beigelegten Schlufabschnitte, gleichwie auch schon in dem Früheren, einigermaßen auffällt, ist das Fehlen irgendwelcher polemischen Bezugnahme auf einige der angesehensten Vertreter der jüngsten evangelienkritischen Forschung, insbesondere auf Holzmann und Keim, deren Aufstellungen doch zu mehreren Malen berücksichtigt zu werden verdient hätten. Wir finden von diesen neuesten Ausläufern der Baur'schen Schule lediglich Weizsäcker einmal ausdrücklich genannt, während nur gegen Strauß als den Vertreter des ganzen Unglaubens in directer Polemik, gegen jene „Halben“ aber fast immer nur implicite und ohne Nennung von Namen zu Felde gezogen wird (vgl. S. 198 ff.). Freilich merkt man deutlich genug, wer gemeint ist, wenn (S. 204, Anm.) im Anschlusse an eine Hinweisung darauf, wie überflüssig und absurd im Grunde unter der Voraussetzung eines wesentlich mythischen Charakters der evangelischen Geschichte ein fernerer Dienst am Worte und eine Erziehung zu solchem erscheine, bemerkt wird: „Nun, schon gibt es theologische Fakultäten deutscher Zunge, deren Arbeit solidarisch in dieser Richtung geht. Vielleicht vermehrt sich ihre Zahl sehr bald!“

Mit dem Inhalt und der Tendenz jenes Schlußabschnittes des Steinmeyer'schen Buches berührt sich sehr nahe die soeben erschienene, zunächst gegen Keim, aber auch gegen mehrere andere Vertreter der negativen Bibelkritik (insbesondere gegen Scholten) gerichtete apologetische Untersuchung von Consistorialrath Leuschner über „das Evangelium St. Johannis und seine neuesten Widersacher“, eine recht gründliche Abfertigung der von dieser Seite her gegen die apostolische Authentie und die Glaubwürdigkeit des „rechten zarten Hauptevangeliums“ erhobenen Einwürfe.*) Desgleichen die ebenso scharfsinnige und gründliche als geistvolle Darstellung des Lehrbegriffs der Apokalypse von Pfr. H. Gebhardt, deren apologetisch bedeutsames Ergebniß der Nachweis der Identität der Verfasser des 4. Evangeliums und der Apokalypse ist.***) Ein gleichfalls hieher gehöriges Schriftchen bilden die beiden Vorträge über „die ge-

*) C. Leuschner (Consistorialr. und Domprediger zu Merseburg), Das Evang. St. Johs. und seine neuesten Widersacher. M. Borm. Dr. H. E. Schmieder. Halle, Waisenh.-Buchhdlg. 1873 (136 S., Pr.

*) Hermann Gebhardt (Pfarr. zu Molsleben bei Gotha): Der Lehrbegriff der Apokalypse und sein Verhältniß zum Lehrbegr. des Evang. und der Episteln des Johannes. Gotha, Rud. Beiser 1873.

geschichtliche Person Jesu Christi" von Fr. L. Werner^{*)} worin übrigens weniger Keim, als Strauß, Renan und Schenkel als Urheber moderner, destructiv-kritischer Darstellungen der evangelischen Geschichte charakterisirt und bekämpft werden. — Eine ausführliche streng wissenschaftliche Kritik des größeren Keim'schen Werks: „Geschichte Jesu v. Nazara" hat H. Rösch in den beiden letzterschienenen Hefen der „Theologischen Studien und Kritiken" (1873, II u. III) veröffentlicht. — Specieell gegen dessen Auferstehungslehre, sowie gegen seine Kritik der evangelischen und apostolischen Berichte von den Erscheinungen des Auferstandenen lehrt sich die gediegene Abhandlung von H. Schmidt, Diaconus zu Stuttgart, über „Die Auferstehung des Herrn und ihre Bedeutung für seine Person und sein Werk" (Jahrb. für deutsche Theologie 1872, H. III und 1873, H. I). Den darin enthaltenen Angriff scheint Keim als einen recht gewichtigen, wehe thnenden empfunden zu haben, denn er sucht in seiner neuesten Publikation (Gesch. Jesu, 3. Bearb. S. 361 f.) zwar im Tone souveräner Geringschätzung, aber mit sichtlich erbitterter sich dieses „kleinen festen Apologeten, dergleichen man jetzt überall auf den Kanzeln und Kathedern begehrt", zu erwehren. — Kürzer gefaßt, aber in durchweg markiger, frischer Diction gegeben, ist D. Kahn's Vortrag: „Die Auferstehung als geschichtliche Thatfache" (zusammen mit einem zweiten apolog. Vortr.: „Die Nacht und das Licht der Gegenwart" veröffentlicht, Leipzig, Juxt. Naumann's Verlag, 1873). — Bemerkenswerth um ihres soliden wissenschaftlichen Gehalts und kritischen Scharfsinns willen ist eine jüngst (1873, H. III) in den Theolog. Studien und Kritiken erschienene Abhandlung von Prof. M. Köhler über „Die Reden des Petrus in der Apostelgeschichte", nach des Verfassers eigener bescheidener Erklärung eine „Vorarbeit zu einer sichtenenden Nachlese", für das, was Weiß in seinem Petrinischen Lehrbegriffe und seiner Biblischen Theologie für die Erhärtung der Authentie des 1. Petrusbriefs einerseits und jener Reden des Apostels bei Lukas andererseits gethan hat. — Auch die an feinsinnigen Bemerkungen und Proben tüchtiger eregetischer Gelehrsamkeit reiche Abhandlung von Dr. A. Kolbe über 1. Tim. 3, 14—16 (ein Stettiner Gymnasialprogramm: „Qua fere via atque ratione Novi Testamenti interpretatio instituenda videretur, loco quodam ex Pauli epistolis desumpto [1. Tim. 3, 14—16] demonstr.", Sedini 1872) dürfte in diesem Zusammenhange zu erwähnen sein, zumal da darin auch Fragen von weiter greifender Bedeutung, z. B. die nach der Rechtheit und Abfassungszeit der Pastoralbriefe, zur Erörterung gelangen.

Den Uebergang von der wissenschaftlichen zur praktischen Darstellungsform bezeichnet der kurzgefaßte, wesentlich nur paraphrasirende, alle eingehenderen historischen, archäologischen, dogmatisch-apologetischen u. Erörterungen dagegen vermeidende synoptische Evangeliencommentar von Lic. H. Sevin in Heidelberg.^{**)} — Gediegne Beiträge zur praktisch-erbaulichen Auslegung des Neuen Testaments, und zwar zunächst der Evangelien und evangelischen Geschichte, haben neuestens geliefert: Dr. E. G. Laino: „Das Leben Jesu auf Grundlage des vornehmsten Gebots" (2 Theile, Leipz., H. Frischke 1872 f.), Superintendent J. Polstorff in seinen Bibelstunden über die 4 Evangelien, betitelt: „Das Evangelium von Jesu Christo, dem Sohne Gottes" (II. Band: „Das angenehme Jahr des Herrn", Gütersloh, Bertelsmann 1873) und Generalsuperint. K. Braune zu Altenburg: „Gegebenes und Gefundenes aus dem Wort des Lebens für das Leben des Worts; Beiträge zum Schriftverständniß" (I. Band: Die Bergpredigt, 2. Aufl., Altenburg, H. Pöcher). Empfehlende Erwähnung verdient ferner in diesem Zusammenhange die soeben in 3. Aufl. erschienene Schrift des Stettiner Pastor's J. A. Teschendorff: „Nifodemus; die Entwicklung des Glaubens an Jesum Christum durch das lebendige Anschauen seiner Herrlichkeit,^{***)} ein „Gemälde aus der Zeit des Herrn" nach der Bezeichnung des Verfassers, oder genauer: ein ntl.-zeitgeschichtlicher Roman von christlich-apologetischer Tendenz, eingekleidet in die Form von 27 Briefen des

^{*)} L. Werner (luth. Fr. zu Vohra), Die geschichtliche Person Jesu Christi, nach den modernen Darstellungen und nach den urkundlichen Quellen. Zwei Vorträge. Frankfurt a. M., Zimmer'sche Buchhdlg. (72 S., Pr. 10 Sgr.). — Vgl. A. lit. Anz. Bd. XI, S. 188 f.

^{**)} Herm. Sevin (Lic., Privatdoc. in Heidelberg), Synopt. Erklärung der drei ersten Evangelien. Wiesbaden, Zul. Riedner 1873. — Vgl. oben S. 99 f. dieses Bds. (Augufthft).

^{***)} Berlin, Schlesinger's Buchhdlg. (Rob. Renan), 1873.

Jüngers Nikodemus an seinen heidnischen Freund Demetrius, der durch diese warmen Glaubenszeugnisse sowie letztlich durch den in unmittelbarer Nähe mit erlebten standhaften Zeugen-
 tod des Nikodemus (in der Neronischen Christenverfolgung) zum Glauben an den Erlöser be-
 kehrt wird, und am Schlusse des Ganzen diese seine Bekehrung der jerusalemischen Christen-
 gemeinde in einem kurzen Sendschreiben meldet. Die Tendenz und Anlage des schön und
 mit wohlthuender Wärme geschriebenen Büchleins (dessen 1. Aufl. übrigens schon in den 30er
 Jahren erschien) erinnert theilweise an die geistreichen ntl. zeitgeschichtlich-apologetischen Vorträge
 von Delitzsch: „Seht, welch' ein Mensch“ (Leipzig 1860; 2. Aufl. 1873) und: „Jüdisches
 Handwerkerleben zur Zeit Jesu“ (Erlangen 1869).*)

II. Recensionen.

Geschichte.

Schiller, Hermann, Geschichte des römi-
 schen Kaiserreichs unter der Regie-
 rung des Nero. 8°. VIII 720 S.
 Berlin, 1872. Weidmann. 4^{2/3} thlr.

Referent hat schon an andrem Ort (Hei-
 delberger Jahrbücher 1872 p. 779) Gelegen-
 heit gehabt das vorliegende Werk zu besprechen.
 Man darf es wohl an die Spitze stellen, daß
 es einem langegefühlten Bedürfnis abhilft, und
 daß eine weitere Behandlung der einzelnen
 Kaiser in ähnlicher Art sehr schätzenswerth sein
 würde. Inzwischen hat die Behandlung eines
 so kurzen Zeitraums, 14 Jahre, auch ihre
 Schattenseiten, wie Hirschfeld in einer Recen-
 sion des Buches in den Gött. gel. Anz. dar-
 thut. Es ist nothwendig, rückwärts und vor-
 wärts über den besagten Zeitraum hinauszugre-
 ifen, um überhaupt die Zeit selbst ver-
 ständlich darzustellen; dadurch erhält das
 Werk einen andren Charakter als den, welchen
 der Titel angiebt. Andererseits ist ein solches
 Uebergreifen über die Grenzen des Zeitraums

nicht überall möglich, wenn wirklich der ge-
 nannte Zeitraum festgehalten werden soll;
 und so kommt es, daß vieles mosaikartig
 aneinander gereiht wird, ohne daß man Ent-
 stehung und Zusammenhang völlig übersehen
 könnte. Das letztere ist besonders mit Bezug
 auf die Provinzen der Fall. Der Vf. konnte
 unmöglich jede Einzelprovinz historisch klar
 legen; ja nicht einmal die jedesmaligen Son-
 derinstitute derselben fanden einen Platz in
 einer umfassenden Gesamtdarstellung. So
 haben wir in diesem Abschnitt mehr als eine
 Skizze und weniger als ein völliges Bild der
 Verhältnisse. Freilich fällt das nicht unmittel-
 bar dem Vf. zu Schulden; der Plan seines
 Werkes ließ ihm keine andere Wahl. Dieser
 Plan selbst erscheint daher als ein unvollkomme-
 ner. Die Darstellung dehnt sich über die
 politische Geschichte hinaus und umfaßt auch
 die socialen, religiösen und literarischen Ver-
 hältnisse der Zeit, welche freilich auch nur
 im Zusammenhang mit der Vergangenheit
 recht verstanden werden können. In einem
 ersten Buche behandelt Vf. die Quellenfrage.
 Referent hat a. a. D. sich hierüber länger
 ausgesprochen und ist zur Ueberzeugung ge-

*) Ueber mehrere nach Vollendung dieser Uebersicht erschienene bedeutendere Beiträge zur neutestamentlichen Schriftauslegung, insbesondere über J. Chr. R. v. Hofmanns Erklärung des Briefs an die Hebräer (Zhl. V seines Werkes „Die Hl. Schrift Neuen Testaments, zusammenhängend unter-
 sucht,“ Mörlingen, Beck'sche Buchhdlg.) hoffen wir demnächst eingehendere Referate bringen zu können.
 D. Red.

kommen, das Bf. von zu modernem Standpunkt aus den alten Autoren, besonders Tacitus, Vorwürfe wegen mangelnden Interesses für die Reichsgeschichte macht. Die alten Historiker haben nur römische Stadt- und Regierungsgeschichte schreiben wollen, und zwar nicht sowohl vom kritisch-wissenschaftlichen Standpunkte aus, als vielmehr in philosophisch-ästhetischem oder rein politischem Interesse; zu ersterem bekennen sich die Autoren der Kaiserzeit, zu letzterem die der Republik. Andererseits kann Ref. dem Verf. nicht beistimmen, wenn er Tacitus zu großer Parteilichkeit und absichtlicher Schwarzjeherei beschuldigt. Tacitus ist gewiß mit großer Treue und Genauigkeit seinen Quellen gefolgt; allein er hat dazu mit seinem historischen Takt zwischen den Zeilen gelesen. Was er immer von Gerüchten vorbringt, ist der gleichzeitigen Aufzeichnung entlehnt. Darin darf wahrlich kein Tadel für ihn gefunden werden. Gerade Gerüchte sind es, welche vor allem die Stimmung verschiedener Parteien und gesellschaftlichen Klassen zu einander charakterisiren und daher Schlaglichter in die Geschichte der Massen werfen. Ref. verweist des weiteren auf seine Ausführungen a. a. D.

Ein eigenthümlicher Unterschied der Behandlung findet statt zwischen dem Abschnitt über die geschichtlichen Ereignisse des Zeitraums (p. 91—290) und den übrigen Theilen des Werkes. In letzteren verfährt Verf. in synthetischer Manier, indem er zusammenfassende Darstellungen ohne strenge Rücksicht auf den Zeitfortschritt giebt. Dagegen ist der oben bezeichnete Abschnitt in streng-annalistischer Weise abgefaßt, so daß von Jahr zu Jahr ohne das geringste Uebergreifen die Ereignisse angegeben werden. Verf. ist annalistischer als Tacitus selbst, denn während dieser die auswärtigen Kriege, so die Unternehmungen Corbulos in Armenien, die Kriege in Britannien gegen Caractacus und gegen Vaudicca u. A., zusammenfassend behandelt und im Jahre des Hauptereignisses auch zugleich die Geschichte der vorhergehenden und folgenden in Bezug auf die einzelne Thatfache einführt, zerschneidet Verf. auch diese Sonderereignisse auf das genaueste nach der Zahl ihrer Jahre in Stücke, die ohne Zusammenhang verstreut liegen und daher in keiner Weise den Eindruck einheitlicher Actionen machen. Das muß Ref. für einen Fehler erklären, den Tacitus mit großer Kunst vermieden hat. Ueberhaupt scheint die strenge Trennung zwischen Zeitereignissen und innerer und äußerer Politik nicht glücklich. Wäre es nicht z. B. durchaus angebracht gewesen, den anhangsartig an das Ende gesetzten Abschnitt „die Opposition unter

Nero“ in dem Abschnitt über die Zeitereignisse zu verwerthen, und dort bei Besprechung und Charakterisirung der Männer der Opposition diese selbst zu charakterisiren? Wäre es nicht besser gewesen, bei den verschiedenen Wendepunkten der Neronischen Regierung und seines Charakters (z. B. Tod des Britannicus, seiner Mutter, des Burrus und Seneca) inne zu halten und episodenartig die Reichsverhältnisse, innere und äußere Politik, sociale, religiöse und literarische Angelegenheiten zu behandeln? Es würden immer noch eine Reihe von Gegenständen vor und hinter diesen Haupttheil des Werkes gesetzt werden müssen, wie die Quellenfrage, Untersuchungen über Titel und Gewalten, über die einzelnen Provinzen und ähnliches. Das Buch, welches nun in eine Reihe von coordinirten Aufsätzen zerfällt, würde dann einen mehr einheitlichen Charakter tragen.

Allein der wissenschaftliche Werth des Werks hat mit dieser formalen Seite nichts zu thun. Weit mehr die oben angeregte Quellenfrage. Gilt Tacitus dem Verf. nicht für einen ehrlichen bedächtigen Autor, so wird nothwendiger Weise die Darstellung eine von der Taciteischen sehr abweichende sein. Nero wird von dem Verf. in ein besseres Licht gestellt, als er bei Tacitus sich befindet, oder es wird der Versuch gemacht, seine Ausartungen als die Schuld Anderer hinzustellen. Gewiß hat Agrippina einen großen Theil der Schuld zu tragen; allein daß Männer wie Burrus und Seneca gleichfalls für den Neronischen Charakter verantwortlich gemacht werden, ist nicht ebenso zu billigen. Daß ihr Einfluß Nero von manchem Bösen abhielt, ist gewiß. Wären sie aber strenger und energischer gegen ihn aufgetreten, so würde er sich einfach ihrem Einfluß entzogen und sie wie alle andren, die ihm lästig wurden, schon viel früher ermordet haben. Dann aber wäre das Scheusal gleichfalls viel früher und viel absoluter in ihm hervorgetreten. Und Vorwürfe über geschehene Thatfachen, wie die Ermordung des Britannicus und seiner Mutter, würde Nero gewiß in keiner Weise gebuldet haben.

Auf einzelne Punkte weiter einzugehen, ist hier nicht der Platz. Ref. verweist auf seine früheren Ausführungen und die Recension von Hirschfeld. Der Wissenschaftlichkeit des Gesamtwerks aber soll in keiner Weise zu nahe getreten werden. Es ist eine ebenso dankenswerthe wie gründliche Arbeit, und sie zeugt von der ausgedehnten literarischen Kenntniß, wengleich nicht alles hinein Schlagende benutzt ist. Es ist ferner die erste ausreichende Behandlung der Zeitverhältnisse, nicht bloß eine Umarbeitung der vor-

handenen Bruchwerke über jene Zeit, sondern es beruht auch auf einer möglichst vollständigen Verwerthung des vorhandenen und bisher zugänglichen inschriftlichen Materials. Somit ist es ein sehr werthvoller Beitrag zu einer dereinstigen Kaisergeschichte; allein einen selbstständigen Platz neben einer solchen wird es kaum behaupten können, eben wegen der historisch zersplitterten Darstellung. Andererseits kann es ein Handbuch der Alterthümer nicht ersetzen, da der kurze Zeitraum die einzelnen Punkte nur inselartig berühren läßt, außerdem aber die einzelnen Fragen selbst nicht mit der Ausführlichkeit eines systematischen Handbuches behandelt werden konnten.

D. Clason.

Mücke, Dr. A., Kaiser Conrad II. und Heinrich III. A. u. d. Titel: Erzählungen aus dem deutschen Mittelalter. Bd. IV. S. X u. 128. Halle, 1873. Buchh. des Waisenhauses.

Es ist ein ganz falsches Princip, welches der Verfasser in der Vorrede aufstellt, daß er sich auf die Hauptpunkte beschränken will, weil er für die Jugend schreibe. Gerade alle Quellen, auch die entlegensten, müssen herangezogen werden, weil für die Jugend geschrieben wird, wenn nämlich die sogenannten „Hauptquellen“ nicht eingehend sind und nicht dramatisch das bringen, was für die Jugend am lehrreichsten ist. Will der Verf. ein Lehrbuch herausgeben, in welchem nur die Quellen übersezt, in ihrer ursprünglichen Gestalt auf die jugendliche Lesewelt wirken sollen, denn möge jenes Princip gelten; bei einer Bearbeitung der Quellen aber nicht. Meiner Ansicht nach gehört grade zu einer populären Darstellung nicht etwa allein eine eigene Anlage, sondern vor allem das größte Nachstudium, die eingehendste Kenntniß des Gegenstandes. Ein junger Historiker wird daher weit eher eine gute kritische Arbeit liefern können, als eine befriedigende Darstellung für die Jugend.

Es ist nicht zu loben, wenn der Verf. die Quellen anführt, wie Wipo, Thietmar von Merseburg, Adam von Bremen, Bonizo von Sutri zc. Was soll der Schüler mit diesen bloßen Namen, bei denen er sich nichts denken kann, da er sie meistens von früher her nicht kennt und hier nichts über sie erfährt? Dadurch wird nur gedankenloses Lesen befördert; und das ist pädagogisch ein großer Vorwurf. Was die Darstellung selber anbetrifft, so find dem Ref. auch hier Mängel entgegengetreten. Es ist zuzugeben, daß der Verf. zur Bearbeitung grade zwei Kaiser übernom-

men hat, die für die Jugend schwer zu behandeln sind, was besonders von Heinrich III. gilt, von Conrad III. weniger, weil er eine frischere Natur als sein Sohn war. Trotzdem ist aber auch von diesen Kaisern ein Bild herauszuarbeiten, welches fesseln kann und zugleich voll von Wahrheit ist. Denn das Beides sind doch wohl die Bedingungen, die man in erster Reihe an eine Jugendschrift stellen muß.

Die Mängel des Büchleins liegen nun keineswegs in dem Gegebenen, und den Verf. trifft kein Vorwurf, daß er flüchtig gearbeitet habe. Gerade die Auslassungen sind es, die getadelt werden müssen. Ob Mangel an Geschick für dergleichen Arbeiten oder zu wenig eingehende Kenntniß der dargestellten Zeit die Ursache davon ist, kann Ref. nicht entscheiden. So erscheint es auffallend, daß beim zweiten Aufstande des Ernst von Schwaben im Jahre 1027 der Antheil Conrad's von Franken und dessen Strafe nicht angegeben wird. Durchaus ein Mangel ist es, daß die Bemühungen Kaiser Conrads um die Beschränkung resp. Vernichtung der herzoglichen Würde und seine damit zusammenhängenden dynastischen Bestrebungen nicht hervorgehoben werden. Das brauchte nicht mit trockenen Worten dargestellt zu werden, sondern war sehr leicht an die so ergreifenden, dramatisch belebten Vorgänge bei der Absetzung Adalbero's von Kärnten im Jahre 1035 anzuknüpfen. Auch die Begünstigung des niederen Ritterstandes durch den Kaiser verdiente eine eingehendere Erwähnung, ebenso natürlich die Erblichkeit der Lehen. Solche Züge aus der inneren Politik und Verfassungsgeschichte waren auch oder vielmehr gerade in einer Jugendschrift unerlässlich.

Heinrich III. ist für die Jugend weniger anziehend als die meisten anderen Kaiser darstellbar, das liegt wohl auf der Hand. Die Züge nach Ungarn, Böhmen zc. haben nichts besonders fesselndes, auch die italischen Züge nicht, weil Gefahren, wie z. B. Conrad II. in Ravenna, Heinrich IV. 1077 beim Uebergange über die Alpen, Friedrich I. bei der Rückkehr vom ersten Römerzuge sie zu bestehen hatten, nicht darstellen sind. Die äußerlichen Kriegszüge, welche doch nur die äußere Geschichte des Kaisers darstellen, werden vom Vf. getreu dargestellt. Dagegen die innere Geschichte wird vernachlässigt. Bei der Erwerbung Burgunds wird z. B. nichts von dem „Gottesfrieden“ und dem damit im Zusammenhang stehenden Fehdewesen gesagt.

Beim Tode des Kaisers ist die Anführung des Altaicher Mönches, des Hermann von Reichemau, des Petrus Damianus wenig lehrreich für die Stimmung, mit welcher

Deutschland die Nachricht vom Tode des Kaisers aufnahm. Weit schlagender hätte die Anekdote, die Giesebrecht S. 530 aus Othlon's Liber Temptationum entnommen, zur Jugend gesprochen.

Diese Bemerkungen mögen genügen, um zu zeigen, daß den beiden Biographien der rechte Fuß fehlt. Auch die Sprache ist selten schwungvoll. Zuweilen versucht der Verf. nicht ohne Glück dramatisirend vorzugehen z. B. S. 6; hier konnten vielleicht auch die Annalen von Pöhlde herangezogen werden, die schon ein Jahrhundert nachher Sagenhaftes über die Vorgänge bei der Wahl Conrad's bringen. — Sprachlich lassen sich die Wendungen „steiles Felsenschloß“ S. 29 und „sittliche Reform“ S. 80 in einer Jugendschrift wohl nicht rechtfertigen.

Berlin.

R. P.

Coblenz, Dr. W., korrespondir. Mitglied des Bergischen Geschichtsvereins, **Denkwürdigkeiten aus der Vergangenheit Westfalens.** 1. Bd. 1. u. 2. Abtheil. 8. 299 S. 1869. 1 thlr. 15 sgr. 2. Bd. 1. Heft. 8. S. 83. 1873. 15 sgr. Elberfeld, Volkmann.

Dem ersten im Jahre 1869 erschienenen Bande der „Denkwürdigkeiten 2c.“ folgt jetzt das 1. Heft des 2. Bd's. Wer einigermaßen die ungeheueren Schwierigkeiten kennt, welche mit einer neuen Durchforschung des massenhaften Materials in Archiven und Quellschriften zum Behufe der Abfassung einer Specialgeschichte verbunden sind, der muß den Eifer, ja den Bienenfleiß anerkennen, welcher vom Verf. auf seine verdienstvolle Arbeit verwandt ist. Refer. ist, weil er nicht inmitten geschichtlicher Specialstudien steht, leider nicht kompetent, ein wissenschaftlich-historisches Urtheil darüber zu fällen, inwieweit für die Urkunden-Erforschung, der das Werk gerade am meisten dienen will, noch wesentlich neue Resultate zu erzielen gewesen sind. Etwas bedenklich will uns die Entschuldigung des Verf.'s vorkommen, er habe sich an seinem Wohnorte (Schwelm) zu entfernt von den Mittelpunkten des wissenschaftlichen Verkehrs befunden, weshalb er „diese und jene literarische Erscheinung“ nicht habe verwerthen können. Diese Offenheit ist sehr anerkennenswerth, könnte aber einen Selbsttadel von übler Tragweite involviren. Doch so schlimm ist es nun aber nicht. Verf. hat schon für den 1. Bd. eine gebührende Anerkennung darin gefunden, daß er zum correspondirenden Mitgliede des Bergischen Geschichtsvereins ernannt ist. Wir wünschen ihm zur Fortsetzung und demnächst

Vollendung des mühsamen Werkes weiteren frischen Muth und ungeschwächte Kraft. Der 1. Bd. giebt den 1. Theil der Geschichte, umfassend die „Allgemeine Geschichte von Westfalen bis zur Auflösung des Herzogthums Sachsen (1180)“ und außerdem vom 2. Thl. („Geschichte der ehemals selbstständigen Landesherreschaften in Westfalen“) den 1. Abschnitt: die „Geschichte der Grafschaften Mark und Ravensberg bis zu ihrer Vereinigung mit dem Staate der Hohenzollern (1666)“. Des 2. Bd.'s 1. Heft führt die Geschichte der Grafschaft Ravensberg bis zum Jahre 1392, wo dieselbe mit dem Erzbischof von Köln vereinigt ward.

M.

F. G.

Huber, Dr. Johannes, Der Jesuiten-Orden nach seiner Verfassung und Doctrin, Wirksamkeit und Geschichte charakterisirt. XVI u. 564 S. Berlin, C. Linderitz (Carl Habel). Preis 3 thlr.

Dieses Buch, — dem Stiftspropst v. Döllinger zu seinem 50jährigen Lehramts-Jubiläum gewidmet und laut des Verfassers ausdrücklicher Angabe nicht ohne die Beihilfe dieses Gelehrten (der ihn besonders mit seiner reichen Literaturkenntniß unterstützt habe) ausgearbeitet, dabei auch durch Beiträge von Friedrich, Neusch, Lord Acton, Dr. v. Druffel und Prof. Meßmer unterstützt und gefördert — ist weit entfernt davon, den Charakter einer bloßen polemischen Gelegenheitschrift oder tendenziösen Parteischrift zu tragen.* Es darf das belobende Zeugniß einer objectiven und bei aller Gemeinverständlichkeit und formalen Rundung doch auf wahrhaft gründliche Studien basirten geschichtlichen Darstellung mit Fug und Recht beanspruchen. Die ungemein reiche Literatur über den Jesuitenorden erscheint durch diese Huber'sche Arbeit nicht etwa nur einfach vermehrt, sondern in wirklich fördernder Weise vermehrt. Wenn der Verf. im weiten Umkreise der bisherigen, die Gesellschaft Jesu betreffende Literatur immer noch ein Buch vermisse, „in welchem ein umfassendes und zugleich im Detail ausgeführtes Charakterbild derselben geboten wäre,“ so darf sein gegenwärtiges Werk in Wahrheit als fast allseitig befriedigende Lösung der hie-

*) Daß dieß auch von dem kleineren Schriftchen des Verfassers: „Die kirchlich-politische Wirksamkeit des Jesuiten-Ordens“ (S. 23. 24 der „deutschen Zeit- und Streitfragen“) nicht gilt, erhellt zur Genüge aus der unten folgenden Anzeige desselben.

mit ange deuteten literarischen Aufgabe bezeichnet werden. Es verdient den Namen eines Volksbuchs, einer in die Bewegungen und Kämpfe unserer Zeit mit glücklichem Geschick eingreifenden populären Geschichtsdarstellung, aber dieß nicht ohne zugleich den gelehrten Geschichtskenner zu befriedigen. Ziemlich genau 100 Jahre nach Aufhebung des Ordens durch Papst Clemens XIV. (21. Juli 1773) ans Licht getreten, erneuert es das Gedächtniß an die 3 Jahrhunderte umfassende Wirksamkeit des gewaltigsten aller geistlichen Orden, und zwar dieß mit einer auch die weitesten Kreise unsrer heutigen Gebildeten fesselnden Meisterhaft der Darstellung, der, wenigstens seitens aller nicht-ultramontanen Beurtheiler, das vom Verf. vor allem beanspruchte Lob der Unbefangtheit und Objectivität schwerlich wird verlagst werden können.

In 9 Kapiteln schildert Prof. Huber die Gründung des Ordens, seine Verfassung, seine kirchlich-politische Wirksamkeit, seine Heidenmissionsthätigkeit, seine Machtstellung innerhalb der katholischen Kirche (Veeinträchtigung der freieren Actionen und reformatorischen Bestrebungen nicht bloß der Bischöfe, Concilien und übrigen Orden, sondern auch vieler Päpste selbst: S. 215—229), seine Leistungen auf dogmatischem, moraltheologischem und praktisch-sittlichem Gebiete („die Doctrinen und die religiöse Praxis“: S. 230—347), seine pädagogische und wissenschaftlich-künstlerische Thätigkeit, seinen Kampf mit dem Jansenismus, endlich seine Aufhebung durch Clemens XIV. Es sind die Hauptmomente der bisherigen inneren und äußeren Entwicklung des Ordens in wesentlicher Vollständigkeit, die der Verf. in dieser Uebersicht behandelt; nur seine jüngste Vergangenheit bleibt von der Darstellung ausgeschlossen, wie denn die Thatfache der Wiederherstellung durch Pius VII. (1814) am Schlusse nur flüchtig berührt, alles von da an bis zur Gegenwart Erfolgte aber ganz übergegangen ist. Dieses Ver säumniß mag in den Augen vieler ein wirklicher Mangel sein; von sonstigen erheblicheren Auslassungen oder Uebergangen dieser Art dürfte jedoch nichts wahrzunehmen sein. Und der wesentlichen Vollständigkeit der Darstellung entspricht ihre innere Gebiegenheit, sowie die Zweckmäßigkeit der zu Grunde gelegten Anordnung und Gruppierung. Daß den Kämpfen wider den Jansenismus Frankreichs ein größerer Raum (S. 438—495) gewidmet ist, als manchen anderen ins theologisch-wissenschaftliche Gebiet einschlagenden Controversen des Ordens, wird Niemand auffallend finden, der die Beziehungen dieses großen Conflicts zu den jüngsten, auf Dogmatisirung der päpstlichen Unfehlbar-

keit abzweckenden kirchlichen Lehrkämpfen erwägt und die mannichfachen, in Personen wie Thatfachen zu Tage liegenden Aehnlichkeiten der damaligen Vorgänge mit den seit dem Vaticanischen Concil eingetretenen Ereignissen in's Auge faßt. Auch hat der Verf. dieses vielfach Analoge treffend hervorgehoben und, ohne kleinlich tendenziös zu werden, nach mehreren Seiten hin belehrende Winke und Warnungen aus dieser hervorragend wichtigen Episode der früheren Geschichte des Ordens resultiren gemacht. Auch sonst findet man seine Darstellung überall von gesundem Pragmatismus getragen und von religiöser Wärme, frischer Unbefangtheit und wohlthuendem, allem kirchenfeindlichen Radikalismus fern-, dagegen dem evangelisch-kirchlichen Standpunkte nahe stehendem geistigem Freiheitsfinne belebt. Man nimmt dieß Bestere vor Allem da wahr, wo er seine Stellung zur Reformation des 16. Jahrhunderts und zu deren Urhebern und geistigen Führern anzudeuten sich veranlaßt findet. Er bringt Luther's Anschauungen und Bestrebungen allerdings einige Male in Parallele mit den bedeutlicheren Grundsätzen und Handlungsweisen des Jesuitismus, besonders einmal, S. 112, wo er die bekannte derbe Aeußerung im Briefe an Joh. Lange vom Jahre 1520: „in ejus (Papatus) nequitiam ob salutem animarum omnia nobis licere arbitramur“ dem Grundsätze von der Heiligung der Mittel durch den Zweck zur Seite stellt. Aber zwischen der Beurtheilung des großen Reformators seitens streng ultramontaner Kritiker und der unseres Autors als Vertreters der altkatholischen Richtung bleibt doch ein mächtiger Unterschied. Die Geschichtsentstellungen und gemeinen Schmähungen der jesuitischen Historiker, ihre Darstellung Luthers als eines feigen „Klostersflüchtlings“, eines lasterhaften Wollüstlings, eines verruchten Töbflüchtigen, eines vom Teufel Besessenen, eines „Säemanns aller Uebel und wahrhaften Antichrists“, weist er mit Entrüstung zurück, und zwar nicht ohne das Wormser Edict Karls V. vom 8. Mai 1521 als Urbild und Urquell solcher groben Verleumdungen zu bezeichnen (S. 413—416). Freilich klingt es auch ganz und gar protestantisch, wenn er S. 43 über die muthmaßliche Zukunft des Jesuiten-Ordens und der von ihm gethneteten Romkirche den kühnen Ausdruck thut: „Wie die römische Kirche einem wenn auch langsamem, doch sicheren Tode entgegengeht, so mit ihr die Gesellschaft Jesu; beide Institute sind zu Kertern des menschlichen Geistes geworden und werden schließlich wie Gräber, welche ein vergangenes Geschlecht in sich verschließen, in denen aber kein Lebendiger mehr

wohnen will, in der Erinnerung der Geschichte stehen. Wenn darum der Bau der römischen Kirche sowie auch der Gesellschaft Jesu auf die Ewigkeit angelegt und unzerstörbar sein mag, sie werden einstmals verlassen sein.“ Erst von einer etwaigen socialen Revolution der Zukunft erwartet oder befürchtet er einen nochmaligen Aufschwung der Interessen des Jesuitismus; erst „wenn ein wahnwitziger Radikalismus den Bau des modernen Staats aus den Fugen wirft und die ethischen Mächte im Bewußtsein der Zeiten verunkelt, könnte der Jesuitismus hoffen, auf den Trümmern unsrer Civilisation noch einmal seine Herrschaft zu errichten“ (S. 563). Er blickt einer solchen Eventualität nicht ohne ernste Besorgnisse entgegen, aber er verzweifelt doch auch nicht an der Möglichkeit, daß „der innerhalb der römischen Kirche seit dem vatikanischen Concil entstandene Gährungsproceß den Erfolg hätte, allmählig die unsauberen Elemente, die sich im Laufe einer langen Misbildung um die ethische Wahrheit des Christenthums gelagert, auszustößen und diese Wahrheit in ihrer Reinheit und Kraft für das allgemeine Gewissen zu erhalten und zu erneuern.“ Nur von einer solchen gründlichen Reform und ethischen Neugeburt des Katholicismus wagt er die Wirkung einer endlichen rettenden Beschwörung der Conflictte zu hoffen, womit die Weltlage uns dermalen zu bedrohen scheint (S. X).

So unmittelbar diese und manche ähnliche Aeußerungen des Verfassers an protestantische Anschauung und Gesinnung anklagen mögen: immerhin bleibt zwischen seiner Geschichtsbeurtheilung und derjenigen eines positiven evangelischen Christen mancher erhebliche Unterschied bemerklich. Besonders da, wo er die dogmatische Seite der jesuitischen Lehr- und Schriftstellerthätigkeit zu würdigen hat, tritt diese Verschiedenheit seines Urtheils von dem der Vertreter des evangelischen Bekenntnißstandes klar zu Tage. Er meint (S. 283): zwischen der pelagianisirend-skotistischen Gnadenlehre des Ordens und seiner laxen Moraldogtrin bestehe kein innerer Zusammenhang. Aber wenn er zum Belege dafür eine Reihe von nicht-jesuitischen Vertretern laxer Morallehren und schädlicher casuistischer Spitzfindigkeit anführt und gerade dominikanische Theologen als die wahren Urheber solcher verderblichen Lehren wie des Probabilismus nachweist, so erscheint damit die Thatsache, daß erst auf dem Boden der jesuitischen Philosophie und Theologie all dieses Schlechte wahrhaft üppig emporklimmte und vergiftende Einwirkung auf die Lehre und Praxis der gesamten römischen Kirche zu entfalten begann, keineswegs beseitigt.

Auch dürften jene dominikanischen Urheber des Probabilismus und sonstigen Vorläufer der Jesuitenmoral schwerlich als treue Anhänger des thomistischen Systems gelten können, sondern bei ihnen, so gut wie bei den Jesuiten (vgl. S. 231), wird gerade betreffs der Lehren von der Sünde und der Gnade ein Abfall vom Thomismus zum Skotismus angenommen werden müssen: Oder läßt es sich bestreiten, daß die Mariologie und die mariolatrischen Extravaganzen des Jesuitismus, deren verbende Einwirkung auf seine Sittenlehre und religiös-ethische Praxis unser Verf. ausdrücklich hervorhebt (S. 315 ff.), in engem Zusammenhang mit der skotistischen Gnadenlehre des Ordens standen, daß seine abgöttische Glorification der hl. Jungfrau, sein Kampf für ihre unbesleckte Empfängniß wesentlich in seiner pelagianisirenden Abschwächung des Begriffs der Sünde und der Wirkungen der Erbsünde wurzelte? Es ist dieß der Hauptpunkt, bezüglich dessen wir uns mit den Anschauungen des Verfassers nicht einig wissen. Was wir sonst an Differenzen zwischen seinen und unsren Urtheilen über diese oder jene Erscheinungen der jesuitischen Geschichte hervorzuheben haben, ist vergleichsweise geringfügiger Art. So finden wir in der sonst vortrefflichen gedrängten Uebersicht über die literarischen Leistungen des Ordens auf theologischem, philosophischem, historischem und exact-wissenschaftlichem Gebiete (S. 403—424) einige Sterne erster Größe am jesuitischen Gelehrtenhimmel doch nicht ganz nach Gebühr gewürdigt. Der Dogmenhistoriker Petavius hätte mit etwas reichlicherem Lobe bedacht werden können, als dieß S. 407 geschehen ist; und über die Leistungen eines Perrone auf den Gebieten der Symbolik und Polenik durfte nicht mit völligem Stillschweigen hinweggegangen werden, so antipathisch die Arbeiten des Letzteren dem Standpunkte des Verf. immerhin sein mögen. Das mehrfach Verbießliche der Missionsthätigkeit der Jesuiten hat in dem Abschnitte über „die Heidenmission“ S. 186 ff. im Ganzen eine wahrhaft gerechte, bei aller kritischen Schärfe doch anerkennende Beurtheilung erfahren; aber ein genaueres exemplificirendes Eingehen auf die Leistungen einzelner bedeutender Missionare, besonders der neuesten Zeit, würde hier mehrfach erwünscht gewesen sein. Umgekehrt hätten S. 427 ff. die Schattenseiten und verderblichen Wirkungen der jesuitischen Kunstrichtung, besonders auf dem Gebiete der Architektur, (Barock- oder Zopfstil), vielleicht durch eine etwas größere Zahl concreter Beispiele illustriert werden sollen; — womit übrigens der Gediegenheit und anziehenden Schönheit dieses auf die bildende Kunsthätigkeit des Ordens

bezüglichen Abschnittes (S. 427—437), den der Verf. als aus der Feder seines Freundes Prof. Meßner geflossen bezeichnet, keineswegs zu nahe getreten werden soll. — In der sehr reichhaltigen, auf fleißige Benutzung der einschlägigen zahlreichen Vorarbeiten gestützten Erörterung über das Schulwesen und die Unterrichtsmethode des Ordens (S. 348—399) vermissen wir doch die Erwähnung und Benutzung eines Hilfsmittels von hervorragender Bedeutsamkeit, des gehaltvollen Schriftchens von Weider über „das Unterrichtswesen der Jesuiten“ (1864).

Kleinere, zum Theil nur dem Gebiete der Druckfehler angehörige Versehen, die wir nicht aus Fadelucht, sondern nur wegen eventueller Berichtigung gelegentlich einer zweiten Ausgabe hier notiren, sind folgende. S. 99 wird statt „Urban VIII.“ vielmehr „Clemens VIII.“ zu lesen sein, denn der gegen d. J. 1600 lebende und schreibende Provincial Hoffaus kann nicht den erst 1623 auf den Stuhl Petri gelangten Urban VIII. als „noster summus pontifex modernus“ bezeichnet haben. S. 146, Note*) steht „1862“ verschrieben für 1682. S. 159 ist als Jahr des Erscheinens von Mariana's Werk *De rege et regis institutione* 1593 angegeben, während dieses Buch (wie auch S. 247 richtig bemerkt ist) erst 1599 (1598) im Druck erschien. S. 231 wird, da es sich um einen dem Thomaß v. Aquin gleichzeitigen Papst handelt, statt „Urban II.“ zu zweien Malen „Urban IV.“ zu setzen sein. S. 240 steht „Dzorius“ verschrieben für „Dorius“. S. 354 hätte zu dem neben „Chrysostomus“ und „Aesop“ genannten „Agapet“*) jedenfalls irgendwelche erläuternde Note hinzugefügt werden sollen. S. 494 wäre statt „Gieseler, Kirchengeschichte“ vollständiger: „G., Kirchengeschichte Band IV“ anzugeben gewesen. — Eine Anzahl von Versäumnissen der Correctur ist vom Verf. selbst auf der letzten Seite berichtet worden. Die äußere Ausstattung ist eine einfache, aber solide. Der Preis erscheint für ein auf Verbreitung in weiteren Kreisen berechnetes Werk einigermaßen hoch gestellt. 3.

v. Hagen, Freiherr, H., *Die Franzosen in Halle.* gr. 8. VI. 141 S. Halle, 1871. 20 sgr.

Die vorliegende Schrift wurde veranlaßt durch die Aufforderung der preussischen Re-

gierung an die einzelnen Verwaltungsbehörden, zu ermitteln und anzugeben, was in ihren resp. Bezirken in den Unglücksjahren 1806 u. 1807 von den Franzosen an Kontributionen und Lieferungen erhoben worden sei. Der durch seine historisch-topographisch-statistische Beschreibung der Stadt Halle bekannte Verf. übernahm als Stadtrath und Mitglied des halleischen Magistrats-Kollegiums die Ausführung des Auftrages, beschränkte sich aber nicht auf die einfache Angabe der bedeutenden Summen, welche die Stadt nach den noch vorhandenen Magistrats-Akten und Rechnungen gezwungen war in den Unglücksjahren von 1806 bis 1808 an die Franzosen auszu zahlen, sondern verarbeitete das mit rühmlichem Fleiße und großer Sorgfalt aus den noch vorhandenen handschriftlichen Aufzeichnungen gesammelte Material in Verbindung mit vielen zuverlässigen mündlichen Mittheilungen von Zeitgenossen zu einer ausführlichen Beschreibung des harten Druckes, den die Stadt und Universität Halle in den genannten Jahren der Franzosenherrschaft erdulden mußte. Dadurch erhält seine Schrift außer dem lokalen zugleich ein allgemeines historisches Interesse, welches sie der Beachtung der Geschichtsfreunde empfiehlt.

Nachdem der Verf. in einer kurzen Einleitung einige allgemeine und oberflächliche Bemerkungen über die politische Lage Deutschlands, besonders Preußens vor dem Ausbruche des Krieges von 1806 vorausgeschickt hat, beschreibt er im 1. Kap. seiner Schrift (S. 4—7) die militärischen Vorbereitungen in Halle und die Ankunft des Königs Friedrich Wilhelm III. mit einem großen Gefolge daselbst, sowie im 2. Kap. (S. 8—31) die Verhältnisse und Zustände der Stadt Halle und deren Bildungsanstalten, vorzüglich der Universität, in damaliger Zeit sehr ausführlich. Wir begegnen hier interessanten statistischen Bemerkungen über die dortige Bevölkerung und deren Charakteristik. Unter den aufgezählten und geschilderten Professoren gab es mehrere ausgezeichnete Gelehrte, die sich einen weit verbreiteten, zum Theil europäischen Ruhm erworben hatten. Wir brauchen hier nur an Niemeier, Fr. Aug. Wolf, Schleiermacher, Schütz, Ersch, von Jakob, Gilbert, Reil, von Lober, Sprengel u. A. zu erinnern. Im 3. Kap. (S. 31—38) wird der durch die Nachrichten von den Kriegereignissen bis zum 13. Oktober verbreitete Schrecken, das langsame Zusammenziehen von Truppen zu einer Reserve-Armee bei Halle unter dem Herzog von Württemberg, dessen Eintreffen in der Stadt mit seinem Generalstabe und die Einrichtung eines Lagers auf dem rechten Saalufer erzählt. Was hier

*) Womit wohl der zur Zeit Justinian's lebende Verf. eines Sitten spiegels für junge Fürsten gemeint ist.

von dem unentschlossenen, kurzſichtigen und langſamen Benehmen des Herzogs mitgetheilt wird, beſtätigt leider nur zu ſehr das ſcharfe und ſchneidende Urtheil, das Scharnhorſt im bitterſten Unmuth in einem Briefe an ſeinen älteſten, damals in Halle die Rechtswiſſenſchaften ſtudirenden Sohn Wilhelm über dieſen Feldherrn fällt, indem er ſchrieb: „Württemberg hat ſich übrigens dort ſo benommen, wie die meiſten anderen mit dicken Bänken und dummen Köpfen. Es iſt eine Schande, daß man ſich zwiſchen ſo vielen elenden, dummen und feigen Menſchen herumſchlagen und ihr verdientes Schickſal unverdient mit ertragen muß.“*) — Im 5. Kap. (S. 38—51) wird die Annäherung des Bernadotteſchen Korps und das blutige Gefecht bei und in Halle beſchrieben.

Der Schilderung der Ereigniſſe nach der Beſetzung Halle's durch die Franzoſen und des äußerſt harten Druckes, welchen die Stadt und Univerſität während deſſelben bis zum Jahre 1808 erduldet haben, ſind die folgenden Kapitel 5 bis 11 von S. 51—138 gewidmet.

Der Stadt wurden die drückendſten und zulezt ganz unerſchwinglichen Kontributionen und Leiſtungen auferlegt. Die Univerſität wurde von dem erzürnten Kaiſer Napoleon eine Zeitlang völlig aufgehoben, den Lehrern der Gehalt über anderthalb Jahren nicht ausgezahlt, und Halle nach dem Tiliſter Frieden mit Magdeburg, dem Saal- und Mansfelder Kreiſe zu dem neugeſchaffenen Königsreich Weſtſalen geſchlagen. Die Stolz und übermüthig gebietenden Franzoſen begnügten ſich als ſiegreiche Eroberer nicht mit feſtgeſetzten und ſchonungslos eingeforderten Contributionen und ſonſtigen Leiſtungen; ſie ließen es auch an Erfreſſungen und gewaltſamer, räuberiſcher Wegnahme werthvoller Sachen nicht fehlen. So erzählt der Verf. unter Anderem S. 64: „Der Kaiſer mit ſeiner Umgebung war ſchon am 21. nach Deſſau aufgebrochen, um nach mehrtägigem Aufenthalte in Potsdam und Charlottenburg bereits am 28. ſeinen Einzug in Berlin zu halten. Nach ſeiner Abreiſe wurde in ſeinem Abſteigequartiere verſchiedenes Gold- und Silbergeſchirr, in dem Bernadotte's beim Oberberggrath Reil mehrere in verſchloſſenen Kommoden aufbewahrte koſtbare Taſſen, in der mit Offizieren belegt geweſenen Wohnung des pfännerschaftlichen Rentanten, Advokaten Kupis, verſchiedene Schmuckſachen aus einem wohlverwahrten eiſernen Wandſchranke vermißt. Doch gelang es, den energiſchen Bemühungen des Generals Menard, den

Eigenthümern zu einem großen Theile der geſtohlenen Sachen wieder zu verhelfen.“

Seitens des Kriegscommiſſairs Perrot berichtet der Verf. S. 77 ſigd. weiter, wurde der Abgang Courte's nicht, wie dies ſonſt wohl Brauch iſt, durch ein Diner oder Souper, ſondern durch einen Ball begangen, welcher zugleich eine willkommene Gelegenheit bot, ſich von den Gefinnungen der Einwohner zu überzeugen. Manche Familientreife leiſteten der Einladung zu demſelben, welche einer Requiſition ſehr ähnlich ſah, Folge, andere ſuchten ſich oder das Zurückbleiben ihrer weiblichen Glieder zu entſchuldigen. Selbſtverſtändlich mußten die Koſten des Feſtes, welche ſich auf 62 thlr. 2 ſgr. 6 Pf. beliefen, obwohl nur kalte Küche und mehr Pünſch als Wein gereicht worden, — incl. der Einladungskarten, von der Kämmeri getragen werden. Ebenſo ſelbſtverſtändlich war es, daß der Magiſtrat für dieſen der Stadt gegebenen Ball ſich bald darauf durch ein dem Herrn Perrot auf Koſten der Stadt gegebenes Diner revanchiren mußte.

Während der neue Intendant zuerſt die Courteſche Wohnung im Knappſchen Hauſe bezog, nach wenigen Tagen aber den größeren Theil des Hauſes des Oberkonſiſtorialraths Niemeier in Beſchlag nahm, quartierte ſich der Kommandant General Lantour im Miedelſchen Hauſe ein. Beide zeichneten ſich: „de la province de Halle“ und erließen auch anfänglich, obwohl ihnen vorgeſtellt worden, daß Halle nur eine einzelne Stadt und ohne Territorium ſei, die für das platte Land beſtimmten Requiſitionen an den Magiſtrat, dieſem überlaſſend, für ihre Ausführung zu ſorgen.

Außer ihnen, dem Kriegscommiſſair Perrot und dem resp. Bureau-Personal, beziehentlich dem Kommandanten untergeordneten Adjutanten und dem Wachtkommando, fungirten nunmehr in der Stadt die Mitglieder der franzöſiſchen Vazareth-Direktion, ein Generalreleveur Chevalier, ein commissaire des grains, Ducrot, ein commissaire de la viande, Martin, ein commissaire des fourrages, Weiſſe, welche ſämmtlich nebt ihren Attachés zum mindeſten freie Verpflegung von der Stadt beanspruchten.

Es mag gleich hier bemerkt werden, daß der Stadt die Ehre, einen franzöſiſchen Kommandanten zu beſitzen, welcher ſich nicht entblödete, auf ihre Rechnung einen Kutschwagen, plattirtes Kutschgeſchirr, Gewehre, Jagduniformen und dergl. anzuschaffen, nicht weniger als 9142 thlr. 7 ſgr. 2 Pf. Gold und Courant in kaum Jahresfriſt gekoſtet hat; daß der Intendant Clarac ſich von der Stadt während der Dauer ſeiner Funktionirung nicht allein einen Monatsgehalt von 500 thlr. und für

*) Vgl. Klippel, das Leben des Generals von Scharnhorſt Th. 3, S. 195 ſg.

2 Jäger monatlich 61 thlr. zahlen ließ, sondern außerdem auch noch seinen Bedarf an Brod, Holz und Steinkohlen, Wachsluchten, an Tafelservice, Gläsern, Leuchtern, Polsterwaaren und Wäsche, Kochöfen und dergl. auf Kosten der Kammerei entnahm, welche gleicherweise die Miethe für ein von ihm gemiethetes Fortepiano, ja selbst die Verpackungs- und Fuhrkosten der so beschafften Sachen bei seinem Abgange zu tragen hatte; — daß dem Adjutanten des Kommandanten, Kapitän Malomont, welcher unter Anderem auf Kosten der Stadt ein kostbares Jagdgewehr für den Kommandanten aus Paris bezog, und den Magistrat nöthigte, ihm ein Pferd zu schenken, für sich und das französische Militär, welches die Hauptwache besetzt gehabt, vom Ausgang Oktober 1806 an bis zum 18. Juli 1807 die Summe von 5459 thlr. 18 sgr. — und daß außerdem an Tafelgeldern und Speisungskosten für französische Beamte in derselben Zeit 14,039 thlr. 8 sgr. 4 pf. (für die französischen Bazareth-Direktoren Menetrier und Scipion 2055 thlr. in Gold und Courant, für den General-Receveur Chevalier in dem Zeitraum vom 1. December 1806 bis 14. Februar 1807 an dergleichen 760 thlr. in Gold und Courant, an den Kriegskommissair Perrot vom 1. December 1806 bis Februar 1807 ein Gehalt von 1550 thlr., an seinen Nachfolger Brondeau vom 16. Februar bis 31. März ein solches von 300 thlr. und für 140 Klafter Holz, welche vom Ausgang Oktober an bis 25. März 1807 geliefert worden, die Summe von 1670 thlr. 6 sgr. 6 pf., für Schreibmaterialien und sonstige Bedürfnisse der französischen Bureaux von der Stadt 3898 thlr. 20 sgr. — endlich allein 2933 thlr. für das Bureau des Intendanten) — gezahlt werden mußten.

Sämmtliche Zahlungen an die Franzosen mußten in baarem Gelde geleistet werden, welches zum größeren Theile von ihnen festgehalten und bei ihrem Weggange aus der Stadt mit hinweggeschleppt wurde. Ueberblickt man die Größe der Verluste und Opfer, welche die Stadt Halle in Folge dieses Regiments zu tragen hatte, so stellt sich dieselbe, wie folgt:

1) Die von dem Kammerei-Sekretär Schäfer und dem Deposital-Rendanten J. G. Meyer im Auftrage angefertigte und im Jahre 1809 übergebene Berechnung der durch den im Oktober 1806 ausgebrochenen Krieg der Stadt Halle nebst Neumarkt und Glaucha seit dem 17. Oktober 1806 verur-

sachten Umkosten schließt ab mit einer Ausgabe von 205,818 thlr. (incl. 19,500 thlr. Gold) 17 sgr. 6 pf.

2) Nach einem amtlichen Bericht des Magistrats an die Kriegs- und Domänen-Kammer vom 26. Januar 1807 gingen ausweislich der aufgenommenen Liquidationen durch Plünderung verloren 211,571 thlr. 3 sgr. 7 pf.

3) Aus der Kammerei und der Servis-Kasse wurden an Privatgeldern genommen . . . 8,972 thlr.

4) Die außerordentlichen Einquartierungslasten betrugen nach mäßiger Schätzung mindestens 100,000 thlr.

5) Der Verlust einer stehenden starken Garnison wurde geschätzt gleichfalls auf 100,000 thlr.

6) Desgleichen der durch Aufhebung der Universität auf . . . 250,000 thlr.

Es beziffert sich sonach der Gesamtverlust der Stadt in der Zeit vom 17. Oktober 1806 bis Ende 1807 auf rund circa 876,262 thlr., wovon ihr später nur ein geringer Theil zurückvergütet worden ist.

Es wird von nicht geringem Nutzen sein, wenn sich Jemand der Mühe unterzöge, aus allen Theilen Deutschlands genaue Angaben der von den Franzosen durch Kontribution und gewaltsamen Erpressungen während der Zeit der Unterjochung erhobenen Summen zu sammeln und in bequemer Uebersicht zusammen gestellt in einer weitverbreiteten und leicht zugänglichen Zeitschrift allgemeiner bekannt zu machen. Die hier angezeigte Schrift liefert einen beachtenswerthen Beitrag dazu und ist überdies durch die wahrheitsstreue Schilderung des in Halle erlittenen Franzosen-Druckes geeignet, die undeutsch gesinnten Thoren, welche entweder aus politischer und religiöser Parteilucht, oder aus Eigennutz und Selbstsucht, sei es in Geheim oder öffentlich, den Erbfeinden des deutschen Volks in einem angedrohten über kurz oder lang ausbrechenden Revanche-Kriege den Sieg wünschen, von ihrem verderblichen Irrthum gründlich zu heilen.

B.

Kl.

Culturgegeschichte, Politik, Social-politik.

Oncken, Dr. August, Die Wiener Weltanstellung 1873. 79 S. Berlin, 1873. Carl Habel. 18 sgr. (Fest

17 u. 18 der „Deutschen Zeit- und Streit-Fragen.)

Diese Broschüre ist mit relativer Rückertlichkeit geschrieben. Man kann es dem Verf. zu Gute halten, daß er die Wiener Weltausstellung ein „großartiges Völkerfest“, eine „allgemeine Völkerberatung“ nennt, daß er den damit eintretenden „endgiltigen Uebergang“ Wiens zur Weltstadt für einen Gewinn hält, daß er von dem Ausgang des Krieges von 1870 u. 71 sagt, er stärke „bei allen Nationen das Vertrauen auf eine lange Aera des Friedens und gesunder Culturthätigkeit“; man kann es dem Verf. zu gute halten, daß er der Meinung ist, in Deutschland könne „bei dem hohen Bildungsstand der Massen jede wissenschaftliche Hypothese, jedes neue philosophische System Gegenstand der Aufregung und des Parteikampfes weitester Kreise werden“, ja man kann es dem Verf. selbst nicht verargen, wenn er seine Erörterung mit einem Worte des famosen Ulrich von Hutten schließt. Nur dagegen muß entschieden protestirt werden, daß der Verf. im Dienste des Zeitgeistes die Reformation zu einem Resultate des modernen „Erfindungsgeistes“ macht und der Entdeckung — beinahe hätte ich geschrieben der Erfindung — Amerikas an die Seite setzt, sowie daß er in den modernen „Erziehungs- und Bildungsfragen“ ein in hoc signo vinces der (angeblich zur Feindin der Cultur gewordenen) Kirche gegenüber erblickt. Wie eine bloße Frage schon als ein Zeichen des Heils angesehen werden kann, ist unfasslich. Ich denke, es kommt auf die rechte Beantwortung der Frage an. Und in dieser Beziehung soll dem Verf. bemerkt sein, daß alle Erziehung und Bildung, welche sich von der Kirche Christi losragt, trotz aller Förderung der Kultur, ja eben durch die Kultur und den mit ihr getriebenen Gögendienst zu der rohesten Barbarei führt. Der im Vorstehenden ange deuteten relativen Trunkenheit des Verf. gegenüber soll darauf aufmerksam gemacht werden, daß in der vorl. Broschüre in der Beurtheilung der Wiener Weltausstellung Licht und Schatten gerecht vertheilt werden. Auch die Kultur des Orients findet ihre verdiente Anerkennung. Von der modernen Kunst heißt es treffend, daß „die Inhaltlosigkeit, die hohle pathetische Formenroutine“ ihre Schwäche sei. Der Verf. sieht in der Weltausstellung eine „Statistik der Weltkultur“, ein auf die Probe stellen der Nationen, er misbilligt darum mit Recht, wenn es bei derartigen Ausstellungen auf Spektakel und Reclame abgesehen wird, „anstatt das zu suchen was vor allem noth thut: Wahrheit gegen uns selbst.“

Selbstverständlich erörtert der Verf. nur den Organismus der Ausstellung. Auf eine Erörterung des Ausgestellten im Einzelnen läßt er sich und kann er sich in der kleinen Schrift nicht einlassen.

O. K.

Jannasch, R., Der Patentschutz und die Gewerbepolitik des deutschen Reiches. Gefrönte Preisschrift. 51 S. Berlin, 1873. Carl Habel. 12 Sgr. (Heft 20 der „Deutschen Zeit- und Streit-Fragen.)

„Die Aufgabe des Gesetzgebers ist es, alle Geistesprodukte, sobald dieselben Tauschwerth annehmen, im Interesse des Eigenthümers vor Nachahmung zu schützen.“ So gut die Literaten und Künstler vor Nachdruck geschützt werden, ebenso sehr müssen die Eigenthümer neuer Muster nach der Meinung des Verf. geschützt werden vor unberechtigter Nachbildung. So gut es einen Patentschutz gibt, so gut muß es einen Moderschutz geben. Die Theorie ist vom Verf. gut entwickelt. In der Praxis wird die Sache aber sehr schwierig werden. Der Verf. wirft selbst die Frage auf, welcher Art müssen die zu schützenden Muster sein? Antwort: es muß eine „originelle Schöpfung“ sein. Frage: was ist bei Mustern eine originelle Schöpfung? Antwort: das ist eine quaestio facti. Der Verf. fordert ein Reichsgesetz über den Moderschutz. Dieser Schutz ist nach erfolgter Deposition der Muster bei einem Centralbureau, welches die Registrirung vorzunehmen hat, zu gewähren. Die Bestrafung des das Modersrecht Verletzenden muß streng sein und möglichst schnell erfolgen. Die Strafe muß bestehen: 1) in Confiscation der imitirten Waaren und der erforderlich gewesenem Werkzeuge, 2) in einer Geldentschädigung des Verletzten, 3) in einer Geld- oder Gefängnißstrafe, wenn dolus vorliegt. Die Inaussichtnahme der Gefängnißstrafe ist durchaus zu billigen. Auch Thiering spricht sich sehr energisch in seinem vortrefflichen Buch „der Kampf ums Recht“ für empfindliche Bestrafung des frivolen im Modersrecht unterliegenden Beklagten aus.

Vorliegende Broschüre ist klar und überzeugend geschrieben. Einen Umstand, der beim Moderschutz von großer Bedeutung ist, findet Ref. übergangen: die Herrschaft der von Paris oder Frankreich ausgehenden Mode im Verwenden neuer Muster. Ref. weiß aus Erfahrung, daß die geschmackvollsten, originellen deutschen Muster den halboriginellen modischen Mustern gegenüber nicht aufkommen können.

O. K.

Nippold, Friedrich, Dr. der Theol. u. Philos. u. Prof. in Bern. Ursprung, Umfang, Hemmnisse und Ansichten, der altkatholischen Bewegung. Vortrag im Berner Großrathssaale am 7. Januar 1873 gehalten und mit literarischen Anmerkungen versehen. 52 S. Berlin, 1873. Carl Habel. 12 fgr. (Heft 21 der „Deutschen Zeit- und Streit-Fragen.“)

Der Vortrag vom 7. Januar 1873 erscheint in vorliegender Broschüre nicht un- verändert. Eine die Heirath des Pater Hyacinth betreffende Stelle ist nach der Note 35 weggeblieben. Es wäre gut gewesen, wenn der Verf. auch einige ändernde Sorgfalt auf den Styl verwandt hätte. Geben wir zunächst einige Proben seiner sehr schlotterigen Schreibweise. S. 7 beginnt ein Absatz mit dem Ausruf: „Auch hiervon aber genug!“ S. 8 beginnt ein Satz: „Und gehe ich deshalb —.“ S. 11 heißt es: „Leider aber erlaubt die Zeit dies aber eben so wenig.“ S. 15 beginnt ein Satz mit der sehr flüchtig niedergeschriebenen Phrase: „Nur in sehr flüchtigen Zügen kann ich allerdings solchen Umlblick anstellen.“ Mit flüchtigen Blicken kann man eine Umschau halten und mit flüchtigen Zügen kann man einen Umriss, wenn man große Eile hat, nach stattgehabter Umschau geben; so wie der Verf. thut, kann man aber in keiner Sprache der Welt schreiben. S. 16 beginnt ein Satz: „Der Titel wird von dem Inhalt noch überboten“, dieser kritischen Briefe“ u. „während es heißen mußte: der Titel wird noch überboten von dem Inhalt dieser u. Dem Verf. ist es zu rathen, bei theologischen Schriftstellern wie Hase, Rahns zu lernen, wie man ein schönes Deutsch schreibt. Was sonst noch das Formelle anlangt, so ist zu bemerken, daß der Verf. mit 40 durch ein besonderes Register zur Uebersicht gelangenden Anmerkungen von S. 32—52 seiner Arbeit eine theilweise höchst überflüssige, ja sogar lästige Zugabe verschafft hat, eine Zugabe, in welcher allerhand Artigkeiten gegen Autoren und allerlei Hinweisungen auf des Verf. selbstgeignete literarische Leistungen ausgekratzt werden. Uebrigens ist von Nr. 30 an keine Harmonie mehr zwischen den in den Text eingedruckten Nummern und den wirklichen Nummern der Noten.

Der Inhalt des Nippold'schen Vortrags ist in hohem Grade unbedeutend für einen Mann der Kirchengeschichte. Von der argen Inconsequenz des Altkatholicismus, von der Unfruchtbarkeit eines bloßen negativen Verfahrens — der Altkatholicismus als solcher ist weiter nichts als

ein die päpstliche Infallibilität negirender Katholicismus — ist bei Nippold so gut als nichts zu finden. Und doch hängt mit jener Consequenz und Unfruchtbarkeit der geringe „Umfang“, die Fülle von Hemmnissen und der Mißstand der sehr trüben „Aussichten“ des Altkatholicismus zusammen. Ein Schriftsteller wie Nippold kann sich der Altkatholiken nicht annehmen, ohne sich des Neuprotestanten zu legitimiren. Er gestattet sich in dieser Hinsicht folgende Freiheiten. „Die Wissenschaft muß umkehren“ ist „das freche Wort Stahls“. Das Consistorium, welches die Absetzung des Präbiteranten Sybow beschlossen hat, soll sich damit ein „Attentat gegen den ehrwürdigen Jubelgreis Sybow“ erlaubt haben. Doch derartige Katheder-ausfälle mögen hingehen. Unverzeihlich ist es aber für einen Kirchenhistoriker und Theologen „den modernen Reichsstaat“ „das höchste Gebilde christlicher Kultur“ zu nennen. Was in aller Welt hat denn der heidnische moderne Rechtsstaat mit dem Christenthum zu thun? Oder weiß Herr Nippold nicht, daß der moderne Rechtsstaat sich selbst als die einzige Quelle alles Rechtes betrachtet. —

Wahrhaftig viel gehört nicht dazu, um heutzutage ein „bekannter“ Schriftsteller zu werden. Der gehört Herr Nippold schon zu den „berühmten“ Schriftstellern? Ref. gesteht zu, daß er in diesem Punkte total unwissend ist. Vorliegende Broschüre ist überhaupt das erste opusculum, welches Ref. mit Herrn Nippold bekannt gemacht hat. O. K.

Huber, Dr. Johannes, Die kirchlich-politische Wirksamkeit des Jesuiten-Ordens. 79 S. Berlin, 1873. Carl Habel. 18 fgr. (Heft 23 u. 24 der „Deutschen Zeit- und Streit-Fragen.“)

Nach dem Umschlag dieser Broschüre wird in Kürze ein auf 35 Bogen berechnetes Werk des Verf. über den Jesuiten-Orden „nach seiner Verfassung und Doctrin, Wirksamkeit und Geschichte“ in demselben Verlage erscheinen. Wir werden nicht irre gehen, wenn wir die 5 Bogen der vorliegenden Schrift für einen knappen Auszug des größeren Werkes halten. Dieser Auszug aber ist so leidenschaftslos, gerecht und maßhaltend, daß man nur mit dem größten Interesse an das Studium des im Erscheinen begriffenen Buches gehen kann. Ref. hebt nur eins hervor, um die Lektüre der vorl. Broschüre zu empfehlen: die ruhige durchaus sachliche und unparteiische Erörterung des Jesuitengrundsatzes „der Zweck heiligt die Mittel“. Der Verf. schreibt nicht im Tone eines leistungsfähigen Zeitungsliteraten,

der sich mit der bekannten „sittlichen Entzückung“ echauffirt, er schreibt vielmehr mit dem Ernste und der Sicherheit eines Historikers, der, nicht von Zeitströmungen beeinflusst, Herr seines Stoffes und seines Styles ist.

O. K.

Chelemann, Otto, Consistorialrath in Detmold. Der Jesuiten-Orden nach seiner Geschichte und seinen Grundsätzen. Ein Vortrag zu Herford am 6. März 1873 gehalten. 8°. 59 S. Detmold, 1873. C. Schenk. 10 sgr.

Jetzt gerade, wo vor hundert Jahren Papst Clemens XIV. den Jesuiten-Orden aufhob, und, bei den neulichen Austreibungen derselben aus dem deutschen Reiche, diese höhnisch zu Köln: „Wir haben Retourbilletts“ den Spöttern zuriefen, ist eine genauere Kenntniß dieser für den kirchlichen Frieden so gemeingefährlichen Gesellschaft um so mehr wünschenswerth, weil wir zwar die Jesuiten los sind, der Jesuitismus aber geblieben, und von ihm ein großer Theil der römischen Kirchenfürsten, des Kuratlerus und der Bevölkerung mehr denn je durchdrungen ist.

Sehr fühlbar machte sich seither der letztere Umstand schon bei den jüngsten kirchlichen Kämpfen in Deutschland geltend, und jeder, der es mit dem Evangelium und dem deutschen Reiche wohlmeint, hat deshalb die gebieterische Pflicht, diesen Erbfeind im Auge zu behalten und vor seinen „Praktiken und bösen Griffen“ männiglich zu warnen.

Das thut denn auch in historisch objectiver, gerechter Weise dieser wohlgelungene lichtvolle Vortrag, und zwar von dem guten Grunde des gewissen evangelischen Glaubens aus. Von S. 4–18 gibt er in gedrängten Umrissen zuerst die Geschichte der Jesuiten, und von da bis zu Ende eine Beleuchtung ihrer Lehren und Grundsätze, mit den Aussprüchen ihrer bekanntesten Moral-Schriftsteller sachgemäß illustriert.

Das Christen schließt mit den kräftigen Worten: Mögen sich die deutschen Regierungen hüten der evangelischen Kirche Hände und Füße zu binden, oder durch Begünstigung des Unglaubens in ihrer Mitte ihn kraftlos zu machen! Wir Evangelischen wollen auf allen Gebieten mit Rom unverworren bleiben. Mit Rom keine Solidarität, mit Rom keine Waffenbrüderschaft! Schaaren wir uns um das alte Banner der Reformation: „Sola fide!“ — Halten wir die Hand am Pflug für das Reich Gottes, ohne nach Rom zurückzusehen. Führen wir das Schwert des Geistes,

welches ist das unverkürzte Gotteswort, gegen jeden Feind der evangelischen Wahrheit. Und Geibels Spruch in seinem Wächterlied sei unsere Losung: „Habt Wacht am Heimathsherd!“

Bei dem vielen Oberflächlichen, was der Liberalismus gegen die Jesuiten zu freigeistern mußte, verdient dieses männliche und treffende Wort die weiteste Beachtung und Verbreitung. Bd.

Deimling, Dr. O., Die Segnungen der menschlichen Gesellschaft. Populäre Betrachtungen aus dem Gebiete des sittlichen Lebens. S. XII. u. 80. Straßburg, 1873. M. Schauenburg.

Der Titel dieses Büchleins läßt mancherlei Deutungen zu und bedarf der Erläuterung, welche der Verf. in der Vorrede giebt; während nämlich andre zahlreiche Bücher in das Leben der Natur einführen und an kleinen Beispielen auf deren großen Haushalt aufmerksam machen, will dies Buch die Vorstellungen vom gesellschaftlichen Organismus und den Erzeugnissen des sittlichen Geistes vorbereiten, und namentlich der reiferen Jugend und dem Volke in dieser Hinsicht ein Führer sein. Niemand wird es unzumuthig finden, wenn die gesellschaftlichen Verhältnisse, die Förderungen, die der Mensch dem Zusammenwirken der Gesammtheit verdankt, und die Erscheinungen, welche hierin begründet sind, dargelegt werden, und wenn das Alltägliche und Bekannte dadurch in eine höhere Beziehung gebracht wird. An die einfachsten Gegenstände des Lebens, Wohnung, Kleidung, Nahrung anknüpfend, sucht der Verf. die Fäden auf, welche das Einzelne mit der Gesammtheit verbinden und das Bedeutungslose in einem höheren Licht erkennen lassen, geht dann über zu den geschichtlichen Voraussetzungen dieser Segnungen, nämlich zu der Gesittung der Völker, die ihren Ausdruck in dem geordneten Zusammenleben in Staat, Gemeinde, Kirche und Schule fand, und betrachtet endlich die natürlichen Lebenskreise, Familie, Vaterland, Menschheitsfamilie, in ihrer sittlichen Bedeutung. — Die vom Verf. beliebte regressivte Anordnung des Stoffes will uns nicht ganz glücklich scheinen, doch ist seine Darstellung anschaulich, und das Buch kann gewiß dem angegebenen Zwecke nützliche Dienste erweisen. Wir würden die kleine Schrift noch freudiger empfehlen, wenn statt des allgemeinen humanistischen Geistes, der darin weht, der positive christliche mehr zum Ausdruck gelangte. Denn wenn man Kinder mit den großen Lebenskreisen, denen sie angehören, vertraut machen will, darf die Kirche

nicht mit einer so vorübergehenden Erwähnung abgethan werden, wie dieß hier geschieht.
Gr. F.

Nichols, Dr. med. C. P., Die Kunst mit sechs Pence = fünf Groschen täglich anskömmlich zu leben. Nach der 3. Aufl. des engl. Orig. bearbeitet von Ernst Normann. 32 S. Halle, 1872. A. Erlecke. 5 sgr.

Im Wesentlichen eine Apologie des Vegetarianismus, die wohl manches Beherzigenswerthe enthält, im Ganzen aber doch etwas übertrieben ist. Jedenfalls klingt es wunderbar, wenn der Verf. sagt: „Mögen wir Milch, Butter, Käse, Beefsteak oder Hammelschrippchen essen, so genießen wir doch stets Gras aus zweiter Hand. „Alles Fleisch ist Gras.“ — Brod und Obst erklärt der Verf. für die trefflichste Kost, die am besten Körper- und Geisteskraft erhält. „Es ist Thatsache, das der Fleisch-Extract von Liebig und Andern fast gar keinen Nährstoff enthält.“ — „Ein Mensch kann sehr gut mit Kartoffeln und Buttermilch für 1¼ sgr. leben. Fügt er für 5 pf. Hafer- oder Weizenmehl hinzu, so wird er zum Bonvivant.“ „Vier Loth Käse und 3 Loth trocknen Stoff Brod gibt ein gutes Mahl.“ Vier und Tabak finden natürlich keine Gnade. Die rechten Nahrungsmittel sind nach den Büchlein: „Schwarzbrod, Muß oder Hafer- und Weizenmehlbrei, Suppen, Gemüse, Milch, Käse, Obst.“ — Wir empfehlen dem geehrten Leser, die Rathschläge einmal zu erproben, ziehen es aber vor, für unsre Person uns zu den „Bonvivants“ zählen zu lassen und in unsrer an Blut und Eisen armen Zeit das verachtete Fleisch noch beizubehalten. D.

Geographie, Reisen.

Kühne, Prof. Dr. H. Th., Graphisch-statistischer Atlas zur Veranschaulichung geographischer, volkswirtschaftlicher, commercieller Verhältnisse. Leipzig, 1873. Dr. Kühne's Selbstverlag, (3 Hefte erschienen). Das Heft à 7½ sgr.

Im I. Heft sind zur Vergleichung graphisch zusammengestellt: Oceane und Continente, Hoch- und Tiefländer, Meereshöhe der Continente, Besitz der Culturstaaten an Ackerland; Production der Steinkohlen im Jahre 1869. Im II. Heft: die Erdtheile nach Areal, absoluter und relativer Bevölkerung.

Briefverkehr in den Culturstaaten im Jahre 1869; deutsche Tabaksproduction von 1862—1871; im III. Heft: die Staatengruppen Europa's nach Areal und Bevölkerung; Besitz von Schafvieh im Jahre 1869, Deutschlands Tabaks-Aus- und Einfuhr von 1862—71. Das IV. Heft wird enthalten: die Weststaaten Europas nach Areal, absoluter und relativer Bevölkerung, ebenso die europäischen Centralstaaten; Verbrauch von Kaffee nach dem Durchschnitt der Jahre 1868—71. — Der Atlas erscheint in einzelnen Monatslieferungen von je 3 Tafeln in 4 à 7½ sgr. = ¾ Mark baar und ist jedes Heft einzeln käuflich. Er wird Vielen, zumal Beamten, Deputirten und Staatsmännern in hohem Grad willkommen sein, da er ein sehr übersichtliches und behaltbares Mittel der Statistik liefert.

W.

G.

Historischer Atlas, nach Angaben von Heinrich Dittmar. Revidirt, neu bearbeitet und ergänzt von D. Völter, Professor in Eßlingen. Siebente Auflage. Zwei Abtheilungen. Heidelberg. C. Winter.

Es sind sehr beträchtliche Verbesserungen, Ergänzungen und Bereicherungen, welche dieser historische Atlas seit seinem ersten Erscheinen im Jahre 1849, wo er als Beigabe zu der damals noch unvollendeten (erst bis zur 1. Hälfte des III. Bandes gediehenen) Dittmarschen „Geschichte der Welt vor und nach Christus“ an's Licht trat, nach und nach erfahren hat. Besonders diese seine neueste Auflage übertrifft jene noch mehrfach unvollkommene Urgestalt nicht nur im Punkte der sorgfältigen Zeichnung, Colorirung und sonstigen Ausföhrung der einzelnen Haupt- und Nebenkarten, sondern auch hinsichtlich der Gesamtzahl der Karten um ein Erhebliches. Aus den 6 Blättern, auf welchen dort in Abthl. I die Geographie der alten Welt behandelt war, sind hier (durch Hinzufügung des noch von Dittmar selbst entworfenen Blattes: „Italia als Republik in ihrem vollen Bestand“ nebst den Cartons: Syrakus, Rom, Campanien) ihrer 7 geworden. Und die in Abth. II abgehandelte Geographie der mittleren- und neueren Welt erscheint jetzt, statt auf nur 8, auf 12 Blättern abgehandelt. Von diesen entsprechen die 8 ersten, abgesehen von mancherlei Details untergeordneter Art, jenen 8 Blättern der ersten Auflage. Nr. 9 (über nach durchgehender Zählung Nr. 15): „Die Länderentdeckungen im 15. u. 16. Jahrhdt.“, mit Nebenkärtchen von Mexiko, Peru, Ostindien

ic., rührt noch Dittmar selbst her. Nr. 10 u. 11 (16 u. 17) sind Hinzufügungen von Prof. Bölters Hand, jene eine Karte Deutschlands in der Zeit seiner bundesstaatlichen Existenz nebst den nächsten Nachbarländern Schweiz und Oesterreich, diese eine Darstellung „von Rußland nach seiner allmählichen Vergrößerung seit 1462“. Den Beschluß bildet nunmehr, wie billig, eine auf die jüngste Bundes- und reichsstaatliche Entwicklung Deutschlands seit 1866 bezügliche Karte, welche das allmähliche Wachstum des brandenburgisch-preussischen Staats von seinen frühesten Anfängen an, dann den Umfang des Norddeutschen Bundes und sein Verhältniß zu den süddeutschen Staaten, endlich das neue Kaiserreich mit Elsaß-Lothringen zur Anschauung bringt, — eine recht geschickt angelegte und ausgeführte Zeichnung, als deren Urheber sich der Kartograph Ed. Wagner in Darmstadt nennt, aus dessen lithographischer Anstalt auch die übrigen Blätter in der hier vorliegenden Ausführung hervorgegangen sind.

Das ganze Werkchen leistet auf möglichst knappem Raume, und demgemäß auch zu recht billigen Preise „Vortreffliches zur geographischen Illustration aller Hauptstadien der welt-historischen Entwicklung, und verdient als eine allen Anforderungen, die man an einen histor. Atlas zu Schulzwecken zu stellen hat, entsprechende Leistung empfohlen zu werden.

3.

Dr. C. G. D. Stein's Geographie für Schule und Haus, 27. Aufl. Neue Bearbeitung von Prof. Dr. Karl Theodor Wagner, Director der Realschule zu Leipzig. 7. Aufl. umgearbeitet und herausgegeben von Dr. Otto Delitsch, Oberlehrer an der Realschule und Privatdocent an der Universität zu Leipzig. 526 S. 8. Leipzig, 1873. J. C. Hinrichs'sche Buchhandlung. 1 $\frac{1}{2}$ thlr.

Das „habent sua fata libelli“ ist mehr als an andern Werken besonders an geographischen Lehrbüchern zu erkennen, die in vermehrter und verbesserter Weise wiederholt ins Publikum ausgehen. Sie machen die Schicksale ihrer Zeit mit durch und erinnern vielseitiger und lebhafter als andere, geschichtliche Compendien etwa ausgenommen, an die Veränderlichkeit und Wandelbarkeit menschlicher Dinge. Dieß gilt insbesondere auch von dem vorliegenden „kleinen Stein“, der im Jahr 1811 in erster Auflage erschien und nun seine 27. Wanderung unter das deutsche Volk antritt. An äußerem

Umfang hat er in dieser Zeit fast um vierfache zugenommen, und welche Unterschiede in Bezug auf Stoff und Behandlung weist er im Innern auf! Der erste allgemeine Theil, dem in den ersten Ausgaben einige wenige Seiten gewidmet waren, behandelt in der vorliegenden, gegen die 26. nicht unbedeutend erweiterten und umgearbeiteten Auflage auf 64 S. dem Standpunkt der wissenschaftlichen Forschung der Gegenwart gemäß die allgemeinen Lehren der mathematischen, physischen und politischen Geographie, und ebenso ist der 2. besondere Theil, der es mit der speziellen Beschreibung der Erdtheile, Länder und Staaten zu thun hat, hinsichtlich der darin enthaltenen Daten und Angaben der verschiedensten Art dermaßen ein anderer geworden, daß er, verglichen mit den frühern Bearbeitungen, kaum mehr zu erkennen ist. So ist das Buch in seiner neuesten, von einem tüchtigen Vertreter der geographischen Wissenschaft besorgten Gestalt nicht nur ein einbringlicher Zeuge von den gewaltigen Umgestaltungen und Veränderungen im politischen Leben der Völker der Neuzeit, sondern auch ein Gradmesser für die seither in so erstaunlicher Weise fortgeschrittene Kenntniß unseres Erdballs, zugleich aber auch ein Beispiel für die unterdessen vielfach veränderte Art der Behandlung des geographischen Wissens. Obgleich das im Laufe der Zeit so umgewandelte Buch weniger ein Leitfaden für den Unterricht sein, als Schülern oberer Classen reichen Stoff zu Arbeiten in der Geographie bieten will, so ist es doch sowohl in Gymnasien, als Real- und Handelschulen recht wohl zu gebrauchen, aber ebenso auch als Handbuch für das Haus zum Nachschlagen recht empfehlenswerth, da es die wesentlichsten und wichtigsten topographischen, statistischen und geschichtlichen Angaben in gedrängter Kürze bietet. Namentlich sind die ersteren, welche überall der geographisch-politischen Darstellung vorausgehen, mit Rücksicht auf die neuesten Forschungen ausführlicher und gründlicher gemacht worden, als es in geographischen Lehrbüchern gewöhnlich zu geschehen pflegt. Was ferner anerkennende Hervorhebung verdient, ist, daß der Verf. der allmählichen Gewöhnung an das Metermaß dadurch Vorschub zu leisten bestrebt gewesen ist, daß er die seither üblichen Fuße bei Höhenangaben in das genannte Maß umzurechnen anfang, wobei er freilich gar mancherlei Schwierigkeiten zu überwinden hatte. Es unterliegt keinem Zweifel, daß wenn einmal die alten Anschauungen auf diesem Gebiete gebrochen sind, das Metermaß als das bequemere anerkannt werden wird, und darum können wir es nur wünschen, daß andere Autoren diese neue Art der Berechnung ebenfalls adoptieren möchten.

So empfehlenswerth und geeignet für die Gewinnung eines tüchtigen geographischen Wissens wir diese neueste Bearbeitung des „kleinen Stein“ auch erklären müssen, so können wir nicht umhin, einzelne kleine Desiderien geltend zu machen, deren Ermäßigung behufs späterer Auflagen dem verehrlichen Verf. und Herausgeber der schätzbaren illust. geogr. Zeitschrift: „Aus allen Welttheilen“ bescheidenlich anheimgeben möchten. Wir müssen es nämlich für sehr wünschenswerth halten, daß bei den wichtigsten Namen ausländischer Staaten, Orte, Berge, Flüsse u. die richtige Aussprache kurz angegeben werde. Welche Unsicherheit und Verunstaltungen in Bezug auf diesen Punkt und die Betonung man selbst in höheren Schulen erleben muß, ist oft kaum glaublich. Ferner dürfte bei Angabe von Merkwürdigkeiten und Sehenswürdigkeiten einzelner Städte und Verhältnisse wohl etwas consequenter und anderseits wählreicher verfahren worden sein. Warum sind z. B. bei einer großen Reihe von Städten Deutschlands die darin befindlichen höhern Schulanstalten angegeben, bei andern nicht? Warum ist unter den Kirchen Hamburgs statt mehrerer anderer die Nikolaiskirche, die größte und prachtoollste nach dem Brande, nicht erwähnt, überhaupt auch sonst manchmal das Wichtigere hinter das minder Bedeutende zurückgestellt? Die dem Buch gesteckten Grenzen verbieten freilich eine allzu reiche Anhäufung des Stoffs, doch vermißt Ref. es, daß z. B. bei der Besprechung von Nigritien und Centralafrika der Verdienste des Reisenden Barth nicht mit einem einzigen Worte gedacht ist, der nur S. 161 gelegentlich der Sahara erwähnt wird und von dem es sonst S. 169 nur heißt, daß er Timbuktu besucht habe. Bei der Erwähnung von Erromango S. 145 hätte auch wohl der Ermordung von John Williams, des Apostels der Südsee, bei Sala y Gomez (S. 149) der Weltumseglung des „Kuril“ und „Chamisso“ in einer Klammer gedacht werden können. Einzelne Hinzufügungen der Art hier und da, die sich vielleicht bei noch etwas gedrängterem Druck ermöglichen ließen, würden unseres Erachtens das allerdings auf 33 Bogen schon erstaunlich reichhaltige Werk noch werthvoller machen.

Cassian, Prof. Dr. H., Lehrbuch der allgemeinen Geographie mit angehängten Fragen zur Wiederholung für höhere Lehranstalten. 5. verb. Aufl. bearbeitet von August Lüben, Seminardirector. Gr. 8°. 436 S. Frankfurt a. M., 1873. Jäger'sche Buchh.

Dieses Lehr- und Handbuch behandelt

alle Theile der Geographie, der politischen, mathematischen und physikalischen, in so ausführlicher und eingehender Weise, daß sein Titel nicht zu viel sagt. Es lehrt die heutige, durch die neuesten europäischen Vorgänge herbeigeführte politische Gestalt und Einteilung der Länder, berücksichtigt überall die neuesten Entdeckungen auf dem Gebiete der nur wenig bekannten Erdtheile und in fernen Meeren und erklärt den Himmel mit den Gestirnen, so wie die planetaren Verhältnisse unserer Erde so deutlich und eingehend, daß jedem nach Anleitung dieses Buchs geschulten Jüngling ein völliges Bewußtsein und eine sichere, verständige Anschauung nicht nur der Erde, sondern des Weltganzen überhaupt vermittelt wird. Für gute, pädagogisch zweckmäßige Darstellung, für faßliche, klare Definitionen bürgt schon der Herausgeber dieser neuen Auflage des schon vorher geschätzten Cassian'schen Buches. In den Wiederholungsfragen wird dem Lehrer die methodische Behandlung zur Einübung des Vorgetragenen bequem an die Hand gegeben. Sie enthalten alle Punkte, auf welche es wesentlich ankommt und die zur Befestigung des Lehrstoffs im jugendlichen Geist die geeignetsten sind. — So sehr z. B. in Astronomie, Meteorologie und Erdzeit- oder Kalenderkunde alles nur Wissens- und Erklärungswerthe berücksichtigt wurde und der neueste Stand des Wissens gelehrt wird, so dürfte in dem geologischen Theil doch manches Neuere, z. B. das Vorkommen menschlicher Reste auch im Diluvium, ja bis zur pliocänen Tertiärzeit rückwärts berührt sein. Ueberhaupt dürfte das Buch im geologischen Theil mehr das Plutonisch-Vulkanische von dem Neptunischen scheiden und für das Gedächtniß ausführlichere Zusammenstellung geben. (Vgl. z. B. die geologischen Elemente von Wilhelm Meidig, 2. Aufl. Heidelberg, C. Winter's Verl. 1873.) Die Bemerkung S. 397, „das Diluvium ist in vorgeschichtlicher Zeit durch Ablagerung aus ungeheuren Fluthen vor dem Bestehen des Menschen geschlechts entstanden, denn nirgends schließt es Ueberreste desselben ein“, ist jetzt veraltet und muß der neueren Gletscher- oder Eistheorie, so wie den neueren fossilen Er rungenschaften gegenüber fallen. Auch ist das tertiäre Gebiet zu dürftig abgehandelt und sollte der neueren neptunischen Lehren im Buch mehr gedacht sein, wenn auch mit aller Reserve und mit aller Rücksicht auf die biblische Lehre, die richtig verstanden keineswegs in unauf lösllichem Widerspruch zur Wissenschaft steht.

Bei den sonstigen hohen Vorzügen des Buchs in allen Beziehungen muß dasselbe als allgemeines Lehrbuch der Geographie mit allen einschlagenden Gebieten den höheren Lehran-

stalten auf's wärmste zur Einführung empfohlen werden.

W.

G.

Bartels, Dr. phil. Friedrich, Rector der höheren Töchterschule, der I. und II. Bürgerschule, der Handwerker-Fortbildungsschule zu Delitzsch. **Schul-Geographie für Bürger-, höhere Töchter- und gehobene Volksschulen.** Dritte, gänzlich umgearbeitete Auflage. Mit einem Vertheilungsplan für eine sechs-, fünf-, vier- und dreiklassige Schule versehen. Hannover, 1872. Hahn'sche Hofbuchh. 9 sgr.

Inwiefern dies Buch in der 3. Auflage gewonnen, können wir nicht beurtheilen, da uns dasselbe in seiner früheren Gestalt unbekannt ist. Sicherlich ist es in der neuen uns vorliegenden Auflage ein sehr brauchbarer Leitfaden, der in der Hand des Lehrers wie des Schülers seinen Zweck erreichen wird. Ausgehend von dem richtigen Grundsatz, daß keiner von den Tausenden von Ausdrücken, die dem Kind genannt werden, ein todter Begriff bleiben dürfe, erläßt er sich's nicht — sein Buch soll auch beim ersten Unterricht gebraucht werden — die einfachsten Begriffe kurz und bündig zu erklären (wie z. B. auf den ersten Seiten: Stadt, Dorf, Straße etc.). Wie fernerhin die Geographie nicht in einer Anhäufung von Namen und Zahlen im Kopf des Schülers bestehen darf, wenn anders diese Disciplin die jugendlichen Gemüther fesseln und in jeder Beziehung gewinnbringend für sie sein soll, so folgt Verf. hierin den anerkannt trefflichsten Lehrbüchern der Neuzeit (wie z. B. Daniel) wenn er, so viel irgend bei dem geringen Umfang eines Leitfadens möglich, das hauptsächlichste von Religion, Geschichte, Naturbeschaffenheit in den geograph. Stoff verwebt.

Besondere Sorgfalt gerade auch in dieser Beziehung verwendet er auf die Geographie Deutschlands. Vom Vaterland soll auf der untersten Stufe ausgegangen werden, im Vaterland soll der Unterricht enden.

Das Buch zerfällt in 3 Stufen: auf der ersten ($3\frac{1}{2}$ Seiten) wird ganz elementar die Heimath behandelt; in der zweiten (25 Seiten) wird ein Ueberblick über die Gesamt-Geographie gegeben, dieselbe bildet gleichsam die Hauptstufe. Die dritte behandelt die Staatenkunde in einem allgemeineren und specielleren Curs.

Was nun die Vertheilung des Stoffs auf Schulen vom 6—3 Classen anbelangt, so

gibt diese dem Buche noch einen besonderen Werth. Der Stoff ist nämlich mit großer Sachkenntniß und Umsicht auf die verschiedenen Altersstufen resp. Classen vertheilt, und zwar so, daß auf Grund der nothwendigsten allgemeinen geogr. Begriffe vom Vaterlande ausgegangen wird, von ihm aus der Gesichtskreis sich concentrisch erweitert und endlich das Ganze der Erdbeschreibung mit Klarheit und in guter Ordnung umfaßt wird.

Im Streben nach Kürze des Ausdrucks ist der Vf. hier und da undeutsch geworden; ein Mangel dem bei einer neuen Aufl. leicht abgeholfen werden könnte.

R. L.

Weber, Dr. Ferdinand, Pfarrer in Neuenbottelsau. **Reiseerinnerungen aus Rußland.** Mit einer linguistischen Beilage aus der russisch-jüdischen Jargon-Literatur. 8. 264 S. Leipzig, 1873. Just. Naumann. 1 thlr. 10 sgr.

Der Verfasser hat im Jahre 1872 von Anfang März bis Mitte Mai eine Reise in das südliche Rußland unternommen, um die dortigen Zustände persönlich kennen zu lernen, und bietet uns nun hier die Früchte seiner Beobachtungen. Zunächst kam es ihm auf die Beobachtung des religiösen Lebens der russisch-jüdischen Bevölkerung an, sodann aber führte ihn sein Weg auch in die Centralpunkte der russischen Kirche und endlich lag ihm natürlich auch besonders am Herzen, die Zustände unserer evangelischen Kirche in jenem weiten Ländergebiete kennen zu lernen. Was er nun gesehen, theilt er mit in fließender Erzählung, mit dem Ernste eines Mannes, dem es um volle Wahrheit zu thun ist und der Alles nach dem Maßstabe des Glaubens abmißt, dabei in allgemein verständlicher Weise, so daß dieses Buch für christliche Kreise von großem Interesse sein wird. Wenn er vorzüglich das religiöse Leben ins Auge gefaßt hat, so ist ihm doch zugleich auch die Eigenthümlichkeit des nationalen Lebens nicht entgangen.

Zuerst beschreibt er uns seine Reise von Leipzig nach Rischinew, stellt hier die Schamlosigkeit der Unterhaltung auf manchen deutschen Eisenbahnen in scharfen Gegensatz gegen die zwar bunte und einfach naive, aber doch von Sittenlosigkeit entfernte Weise des Verkehrs in Galizien, vergißt nicht, die politischen Bestrebungen dieser östreichischen Provinz zu charakterisiren, zeigt den gewaltigen, meist schädlichen Einfluß, den hier überall der Jude übt, hebt aber auch hervor, wie die katholische Kirche dort eigentlich gar nichts geleistet hat.

Sollte, sagt er, dieses niedrige dumpfe Volksleben der Gallizier je sich heben, so könnte es nur durch eine Kirche geschehen, von welcher große sittliche Kräfte ausgehen, die veredelnd und befreiend wirkten. Bezüglich jener in ewiger Handelschaft sich bewegenden Judenthums hebt er die Wichtigkeit des Sabbats hervor. Er ist der Quell, in dem sich jenes Volk immer wieder verjüngt. Ohne ihn würde es nicht mehr das sein, was es ist.

Im zweiten Abschnitt schildert er uns Kischinew, jene Stadt, die in neuerer Zeit das Interesse aller Missionsfreunde erregt hat, jene Stadt mit ihren 40,000 Juden, in welcher seit 1864 die Taufe von 28 Juden Statt fand und von deren christlichen Bewohnern, den Moskowianen, er sagt: Dieses Volk hat keinen guten Ruf, sie sind heimtückisch, räuberisch, faul und schmutzig und bringen es zu nichts. Merkwürdiger Weise ist auch dort noch, obgleich sonst das orientalische Wesen bei den dortigen Juden sehr ausgeprägt ist, die übliche Sprache ein jüdisch-deutscher Jargon. Er berichtet hier Spezielleres über die dortige Judenmission und die Bedeutung, welche dem Pastor Kallin in diesem Werke zukommt, indem er sich nach allen Seiten hin als den Mann erwiesen, der für dasselbe wie geschaffen war. Besonders anziehend ist in diesem Abschnitte die Bemerkung, daß in Kischinew ein alter Jude lebt, der keine andere Beschäftigung mehr hat, als daß er in tabulastischer Weise ausrechnet, wann der Messias kommen wird.

Besonderes Interesse nimmt der dritte Abschnitt in Anspruch, in welchem der Verf. die Eigentümlichkeiten des russischen, oder eigentlich polnischen Judenthums schildert. Es ist merkwürdig, wie innig dasselbe mit dem polnischen Reiche verflochten war und welche eine ganz andere Stellung das eigentliche russische Reich zu den Juden einnimmt. In Polen konnte sich das Judenthum in seinem nicht talmudischen Charakter in einer Reinheit und Selbstständigkeit entfalten, wie in keinem andern Lande der Welt. Wer daher beobachten will, was das Judenthum aus sich selbst zu schaffen vermag, der muß es hier kennen lernen. Deshalb wird gerade dieser Abschnitt die Aufmerksamkeit der Leser besonders auf sich lenken. Der Verf. hat es verstanden, in kurzen treffenden Zügen das Bild dieses Judenthums klar zu zeichnen. Nur eine Ergänzung zu dieser Darlegung bildet dann der vierte Abschnitt, welcher die Nachtseiten des polnischen Judenthums aufweist und die reformerische Kritik schildert. Er gibt hier ein Kapitel aus dem merkwürdigen zu Odessa kürzlich erschienenen Büchlein „das polnische

Flügel“ in der Uebersetzung des Hrn. Fahn, welches besonders die Schwächen des Chasidismus ausdehnt, der übrigens noch die für das Christenthum empfänglichste Richtung jenes Judenthums bildet. Für solche Leser, welche der deutsch-jüdische Jargon interessiert, hat er im Anhang dieses Kapitel in unveränderter Gestalt als Beilage gegeben und sehr dankenswerthe Bemerkungen beigelegt. Das Buch, das mit viel Witz und drastischer Kritik des altjüdischen Wesens geschrieben ist und von der jüdischen Jugend mit großer Begierde gelesen wird, hat bei den Chasidim so großen Rumor gemacht, daß sie Alles aufboten, dasselbe zu unterdrücken und den Verfasser, der zu Odessa lebt, von weiteren Veröffentlichungen der Art abzubringen. Der Verf. glaubt indessen, das dortige Judenthum sei zu kompakt, als daß es diesen modernen Reformationsbestrebungen im großen Ganzen sich hingeben würde. Sollte daher die Judenmission noch irgendwo eine Arbeit im Großen haben, so hat sie sicherlich ihr Arbeitsfeld hier zu suchen.

Im fünften Abschnitt erzählt er den Besuch, welchen er auf den deutschen Colonien machte. Zuvor aber beschreibt er uns den russischen Poststarren, wovon wir nur das eine Wort hervorheben: „Das rüttelte und schüttelte, daß man alle seine Knochen und Kopfnerven zählte“, und von den Stationen: „Post war nicht mehr zu haben, von Speis und Trank war auch keine Rede; das Stationszimmer bot weiter nichts, als eine harte Bank.“ Den ersten Eindruck der deutschen Colonien schildert er so: „Es ist eine fleißige, der Arbeit ergebene, aber auch wohl situierte Bauerngemeinde, sonst aber nichts, was das Auge erfreut und das Herz erquickt. Schule und Kirche sind dem Volke werth, von der Heimath haben nur wenige mehr eine Erinnerung.“ Eingehend schildert der Verf. nun nicht bloß seine eigenen Erlebnisse unter diesen Gemeinden während seiner Reise, sondern giebt auch eine höchst anziehende Schilderung ihrer ganzen Lage, die beweist, daß er überall mit hellem Auge sich umgesehen, die äußeren Verhältnisse nicht minder, wie die inneren seiner Betrachtung wohl gewürdigt hat. Auch zeigt er überall die Gefahren, von welchen ihr deutscher Charakter bedroht ist. Anziehend ist es übrigens zu vernehmen — und in mancher Beziehung ist dieß der beste Schutz vor den Gefahren, daß auch dort der Bauer sein Motto bewahrt hat „nur ner Nois“.

Der sechste Abschnitt behandelt die Reise von Kiew nach Moskau. Bei dieser Gelegenheit giebt Vf. uns einen Einblick in die Gründung der christlichen Kirche in Rußland, ihre National-

heiligthümer und ihre Leistungen für den Unterricht, die freilich sehr gering sind. Moskau, die Riesenstadt, beschreibt er uns: russisches Wesen hört man hier am lebhaftesten pulsiren; die Stadt hat ein hochkirchliches Gepräge. Darum spricht er sich hier über die russischen Tempel und über die Liturgie derselben aus, und zwar so treffend und gründlich, daß wir diesen Abschnitt besonders auch der Betrachtung werth finden. Wir citiren nur das Resultat seiner Beobachtung des Gottesdienstes, den er in aller Pracht und Herrlichkeit sich entsalten sah: „Es ging mir in Moskau, wie in Rom. Mein Totaleindruck war zuletzt der: Das Bild hat das Wort verdrängt, und hier heißt es: Zurück zum Gesez und Zeugniß!“

Der siebente Abschnitt soll den vorigen ergänzen; neben die Schattenseiten stellt er die Lichtseite, und diese ist die Bibelverbreitung innerhalb der orthodoxen Kirche, welche eine Gesellschaft dort mit großem Eifer und sehr schönem Erfolge betreibt. Er giebt hier einen Auszug aus den 3 bisher erschienenen russisch verfaßten Berichten, welche ihn eine Dame übersezte. Diese Mittheilungen, die jedoch mehr zusammenzuziehen waren, bieten viel Trostreiches und zeigen, daß jenes Volk ein herzliches Verlangen nach dem Worte Gottes hat.

Im letzten Abschnitte giebt er noch Mittheilungen, aus Petersburg und den Ostseeprovinzen. In Petersburg ist Alles modern, der Baustil ist der sublimen Kasernenstil; „man freut sich“, sagt der Verf. von der dortigen Kirche, „gar wenig der hier zur Schau gestellten todtten Pracht.“ Die evangelische Kirche entfaltet dort ein reiches Leben, was er im Einzelnen beschreibt; besonders eingehend bespricht er das Wohl für Judenmädchen. Von Petersburg aus besuchte er Dorpat. Wir finden sein Urtheil über das deutsche Wesen in den Ostsee-Provinzen sehr besonnen und richtig. Er sagt: „Wäge der Kampf, der hier dem Deuthum beschieden, nur ein geistiger und sittlicher bleiben und nur mit Waffen dieser Art geführt werden.“ Und vom russischen Volke sagt er: „Welch ein Feld geistiger Wirksamkeit dieses russische Volk — wenn es einmal lesen lernte und von einem neugebildeten und geistlich gemachten Klerus mit dem Wort Gottes und seinen Kräften befruchtet würde!“ Damit verlassen wir dieses Werk, das uns große Freude gewährt hat und uns einen tiefen Einblick in die Zustände jenes Landes verschaffte.

E.

Baierlein, C. R., Missionar, Nach und aus Indien. Reise- und Culturbilder.

312 S. Leipzig, Just. Naumann.
1 thlr.

Der vor etwa 10 Jahren als Sendbote der Leipziger ev.-lutherischen Mission nach Ostindien gereiste und dort — in der Nähe von Madras unter den Rhonds, Badaga's, Todawa's und andern Stämmen — längere Zeit thätig gewesene Verfasser stellt in diesem Büchlein, als Fortsetzung und Ergänzung der früher schon unter dem Titel: „Die ev.-luth. Mission in Indien“ von ihm veröffentlichten „Missionstunden“ (Leipzig, Naumann, 1871, 2 Abthlg.) eine Anzahl von Skizzen seiner Reise nach Indien über Athen, Constantinopel, Damaskus und Aegypten, nebst einigen Aufsätzen über Land und Volk in Indien (d. h. zunächst und hauptsächlich in Süd-Indien, der Umgebung von Madras, der Nilagiri-Gegend etc.) zusammen. Fast alle diese Skizzen waren bereits vorher einzeln in den Nummern des Leipziger „Evang.-lutherischen Missionsblattes“ erschienen. Ihr skizzenhafter und aphoristischer Charakter tritt übrigens doch fast nur in dem zweiten und kürzeren Theile: „Aus Indien“ merklicher hervor. Der erste und umfangreichere, reichlich zwei Drittel des Ganzen ausmachende Theil: „Nach Indien“ (S. 1—212) bildet einen ziemlich zusammenhängenden Bericht über des Verfassers im Sommer 1862 ausgeführte Reise durch Griechenland, Theile der europäischen und asiatischen Türkei, Palästina und Aegypten. Der Verf. weiß gut zu schildern und anmuthig zu erzählen; das zeigen nicht nur seine Beschreibungen solcher Städte wie Constantinopel, Damaskus, Jerusalem, Kairo etc., sondern auch eingeflochtene geschichtliche Skizzen wie die von dem jhrischen Christenmorde des Jahres 1860 (S. 52 ff.), von den Bemühungen Oberst Campbell's und Capt. Macpherson's um die Ausrottung der Menschenopfer und Töchtermorde unter den Rhonds (S. 227 ff.), oder natur schildernde Gemälde, wie die vom Libanon (S. 51 f.), von den Nilagiri's oder „blauen Bergen“ (S. 236 ff.), von einer den Verf. theilweise mitbetreffenden Monsun-Überschwemmung in Cuddalore und Masulipatam (S. 265 ff.). Trefflich gelungen und in cultur- und religionswissenschaftlichem Interesse beachtenswerth sind auch seine Betrachtungen über die heutigen Juden Jerusalems (S. 176 ff.), sowie seine Mittheilungen über die Religion der Rhonds und Badaga's (S. 217 ff. 252 ff.), welche letzteren, besonders soweit sie die eigenthümliche Schöpfungssage und die Vergeltungslehre und das Opferwesen des ersten Stammes betreffen, mehrfach Neues, bisher wenig oder nicht Bekanntes aus dem

Beobachtungs- und Erfahrungsschatz des Verfassers beibringen. — In seiner Beurtheilung religiös-sittlicher und culturgeschichtlicher Zeiterscheinungen gibt der Verf. den Standpunkt eines bekennnistreuen lutherischen Theologen von solider wissenschaftlicher Bildung und umfassender Weite des Gesichtskreises zu erkennen. Wenn einige der von ihm geäußerten Meinungen, z. B. die auf S. 50, wonach die Tausende von Fuß hoch auf dem Libanon gefundenen Versteinerungen von Muscheln „manchen Beweiser der Sündfluth vielleicht auf andre Gedanken bringen könnten“, oder die auf S. 226, wonach gewisse grausame Opferceremonien bei den Rhonds und bei den nordamerikanischen Indianern für „beider Völker Abkunft aus der Tartarei“ beweisend wären, auf einen beschränkteren geistigen Horizont des Schriftstellers hinzuweisen scheinen könnten, so fehlt es nicht an bedenklichen Instanzen zur Widerlegung solchen Verdachts. Namentlich beobachtet der Verf. gegenüber den bekannten unkritischen Traditionen und Legenden der heutigen Bewohner Palästina's betreffs der Dertlichkeiten des heiligen Landes eine durchaus unbefangene, protestantisch-freisinnige Haltung, welche die betr. Partie seiner Reiseaufzeichnungen auf das Vortheilhafteste von so manchen Erzeugnissen der modernen Orient-Reiseliteratur, zumal aus römisch-katholischen Kreisen, unterscheidet. „Wenn ich mir diesen gottlosen Spuk, das Gezänke und wohl auch Geprügel der Mönche vergegenwärtige“, heißt es auf S. 153, „so versönte ich mich fast mit den Hütern des Grabes, oder doch mit dem Gedanken, daß es Türken sind. Ja sie sind unter diesen Umständen wohl noch die geeignetsten Grabeshüter. Und auch die an der Echtheit des Grabes zweifelnde Kritik wurde mir zum Tröster. Wie viel würdiger würden doch diese heiligen Stätten der Erde, die Stätten des Todes und der Grablegung des Herrn selbst, dadurch geehrt werden, wenn der stumpfe Felalah für den Hunger seiner Frau und Kinder Gerste darauf säete und erntete, als durch solchen gögendienerischen Greuel derer, die sich Christen nennen!“ — Auch seine Beurtheilung der Frage nach einer eventuellen endlichen Bekehrung der Juden und der daraus entspringenden Rückwirkung auf die Christenheit (S. 181 f.) zeugt von der nämlichen gesunden, ächt evangelischen Haltung und Beschaffenheit seiner Weltansicht. „Bekehren sich die Juden, so können sie nur, wo sie eben sind, in die bestehenden christlichen Gemeinden einverleibt werden, wie auch die „vielen Tausend Juden“ in der Apostel-Zeit es wurden. Werden sie dann den vorhandenen christlichen Gemeinden

zu einem Salz, zu einem Sporn, zu einer Neubelebung, so wollen wir Gott von Herzen dafür danken; sie selbst aber, die bekehrten Juden, können eine Sonderstellung in der Kirche nicht einnehmen“ (S. 182).

Wir zweifeln nicht, daß gleich uns noch Viele die besondere Herausgabe dieser Reise-skizzen seitens des Verfassers mit warmem Danke begrüßen und den Wunsch ausdrücken werden, ihm noch öfters auf diesem Literaturgebiete sowie auf den angrenzenden zu begegnen. — Als ein geringfügigeres Versehen (vielleicht nur Druckfehler) glauben wir noch das „apogryphisch“ st. „apokryphisch“ auf S. 312 merken zu sollen; bezugleich die Bezeichnung des alexandrinischen Clemens mit dem Prädikate „heilig“ (S. 187), das in der Regel doch nur dem römischen Kirchenvater jenes Mannes so ohne Weiteres ertheilt zu werden pflegt. — Gelegentlich einer neuen erweiterten Auflage möchten wir namentlich dem zweiten Theile: „Aus Indien“ die Hinzufügung einiger Ergänzungen und Bereicherungen wünschen, damit das Lückenhafte und stellenweise fast Dürftige der unter dieser Ueberschrift zusammengestellten Aufsätze (z. B. S. 303 f.: „Aus dem Pallaste der Großmoguln“; S. 312: „Vom Grabe eines Weisen“) einem abgerundeteren und harmonisch einheitlicheren Charakter der Darstellung Platz mache.

3.

Stolz, Alban, Gesammelte Werke. Erster Band. Besuch bei Sem, Cham und Japhet, oder Reise in das heilige Land. Vierte Auflage. 487 S. Freiburg, 1872. Herder. Preis 1 thlr. 10 sgr.

Die verschiedenen, in Einzelausgaben seit her erschienenen Werke des bekannten Alb. Stolz sollen zum erstenmale in einer Gesamtausgabe vereinigt werden. In 8 Bänden wird dieselbe bringen: 1. Besuch bei Sem, Cham und Japhet; 2. Spanisches für die gebildete Welt; 3. Kompaß für Leben und Sterben; 4. Das Vaterunser und der unendliche Gruk; 5. Witterungen der Seele; 6. Wilder Honig; 7. Die heilige Elisabeth; 8. Kleinigkeiten. Als 9. Band soll sich dann der projektirten Sammlung noch Anreihen die „Pädagogik von Alb. Stolz“.

In dem, uns zur Beurtheilung vorliegenden 1. Band, „Besuch bei Sem, Cham und Japhet“, beschreibt der Verfasser seine a. 54 gemachte Pilgerreise in das heil. Land. Reisebeschreibungen sind nun mitunter so steifkleinen geographisch-botanisch-mineralogisch-geologisch, daß nur der in erforderlicher Weise mit Pflicht-

gefühl ausgestattete Mann von Fach ihrer gründlichen Lektüre hinreichend gewachsen ist, nicht aber der Laie, der neben Belehrung auch Unterhaltung sucht. Bei einer Reisebeschreibung von Alb. Stolz ist das selbstverständlich etwas anderes. Wenn der Leser dem Reisenden von Freiburg aus über Prag, Wien, Triest, Alexandria, Joppe nach Jerusalem folgt, dort alle heiligen Orte mit ihm besucht, ihm dann an das todtte Meer und in das Kloster Saba folgt und von da zurück mit ihm nach Bethlehern, Nazareth und auf den Berg Carmel geht und hernach über Alexandria wieder mit ihm in die Heimath zurückkehrt, so wird er auf dem ganzen weiten Wege nicht Einmal Langeweile empfunden haben, wohl aber gar oft Aerger und Mißbehagen.

Alban Stolz schildert Land und Leute, Wasser und Land, Berg und Thal in seiner bekannten markigen, drastischen Weise. Wo hundert Andere vorübergehen und nichts sehen, als ein verkommenes Volk oder die brausenden Fluthen des Meeres oder die schnurigen Erbhütten seines Fellah oder das Zuchenzelt eines Beduinen oder vermittelte Felsblöcke im sonnenverzehrten Gebirge Juda, und wo sie besten Falls nichts Schmachhafteres aufzulesen wissen, als die berüchtigte *crambe decies recocta* der modernen Touristen, da findet Alb. Stolz immer etwas, was das Auge erfreut, das Ohr ergötzt, das Herz erfrischt, aber leider auch oft Auge, Ohr und Herz abstößt. Neben den tiefsinnigsten Speculationen, den geistreichsten Ausführungen, den erbaulichsten Betrachtungen stehen die bittersten Bemerkungen und die heißendsten Exurse über Leute und Sachen, die daheim oder in der Fremde anders sind, als er es wünscht.

Ohne Zweifel hat die katholische Kirche seit Christoph Schmid keinen Volkschriftsteller gehabt, der so tief in den Sinn und die Denkweise des Volkes eingedrungen wäre und die Sprache des Volkes in so hervorragender und nachdrücklicher Weise zu reden verstünde, als eben Alb. Stolz. Im Hinblick auf seinen unerhörtpflichten Gedankenreichtum, die tiefe Innigkeit des Gefühls, und die kraftvolle, nie erlahmende Originalität des Ausdrucks wäre man fast versucht, ihn einen zweiten Matthias Claudius zu nennen, wenn die Pfahlwurzel seines Schriftstellerthums nur nicht ultra montes läge und demzufolge in seinen Büchern nur nicht jene römische Haut goät wehte, der als eine Vermischung von Uebertreibung, Spott und Hochmuth mit Ungerechtigkeith, Entstellung und Lieblosigkeit auch das Süßeste durchsäuert und das Vortrefflichste dem evangelischen Leser schließlich ungenießbar macht.

Doch könnten — um nur einige Spuren

dieses zerfetzenden Fluidums in vorliegendem Buche nachzuweisen — neben den abschwächenden Urtheilen über Ehe- und Familienleben auch die Spottereien über den „protestantischen Predigergemahl“ und den „belebten Luther sammt seinem bekannten Weibe“ allenfalls dem Zwangscölibatär nachgesehen werden. Aber wenn sich Alb. Stolz herausnimmt, die Bibel verächtlich „ein Stück Papier“ — und die Lehre von der Rechtfertigung aus dem Glauben „eine erfundene Redensart“ zu nennen, bereiten — nach einer Vision des Phantasten Swedenborg — jenseits die Seele Luthers „innerhalb eines engen Behälters an einem dicken Steine wälzen, nagen, brüten, schreiben müsse, auf welchem die Worte ständen: sola fides!“, und wenn er es wagt, die Evangelischen der Proselytenmacherei zu bezüchtigen, indem sie „mit dem Eifer süßer Redensarten und mit Geld nach katholischen Seelen angeln“, — so kann man das Gefühl, welches durch diese und anderen Ergüsse des Herrn Alb. Stolz allmählich in dem Herzen des evangelischen Lesers sich regt, nicht richtiger qualifiziren als mit dem einen Worte: Ekel!

So vortrefflich darum die Schriften von Alb. Stolz unbestreitbar in vielfacher Beziehung auch sind, so kann man sie, — das Vater Unser und die heil. Elisabeth etwa ausgenommen — dem evangelischen Leser doch nur mit aller Reserve, d. h. nur dann zur Lektüre empfehlen, wenn er in literar-historischer, in popular-stylistischer Beziehung Studien machen will, oder wenn er stark genug dazu ist, daß die römischen Ungezogenheiten ihn im geistigen Ausruhen und in der Unterhaltung nicht stören.

S. D.

Wackernagel, Wm. und Johs. Grubler, Erinnerungen an das Heilige Land.

2. vern. und verb. Aufl. der Ostergabe für das Waisenhaus in Jerusalem. Mit 4 Bildern. kl. 8. 134 S. Reading, Pa. Pilger-Buchhandlung. 1873. 1 thlr.

Das Büchlein enthält 8 Schilderungen von Wackernagel und 4 von Grubler. Die Ueberschriften sind: 1. Das heilige Land. 2. Unter den Thoren Jerusalem's. 3. Die Obrigkeit der heiligen Stadt. 4. Ein Alltagsleben in heutigen Jerusalem. 5. Morgenländische Justiz. 6. Bethlehem. 7. Emmaus. 8. Das Osterfest der Samaritaner. 9. Nazareth. 10. Der See Genesareth. 11. Salt (Ramoth Gilead). 12. Gerasa (Reise im Dsjordanland). Vorausgeschickt ist ein empfehlendes Vorwort von Dr. C. Seibert, geschrieben im deutschen theol. Seminar zu

Bloomfield, R. J., und von Grubler als Anhang angefügt eine „Kurze Geschichte des Waisenhauses in Jerusalem“; zum Besten des Lesers ist der Ertrag der Schrift bestimmt. Die Absicht beider Verfasser war nicht, eine wissenschaftlich gehaltene Reisebeschreibung zu geben, deren in der neueren Zeit mehrere sehr treffliche erschienen sind, so von Gotthilf Heinrich von Schubert, Otto Strauß, Hermann Dalton und vor kurzem von Georg Ebers. Die vorliegenden Lebensbilder haben ein ganz anderes Gepräge, weil sie eine durchaus andere Entstellung haben. Wilhelm Wackernagel, ein Sohn des rühmlichst bekannten Germanisten, Literarchivars und trefflichen Dichters gleichen Namens, hat 11 Jahre lang in Jerusalem gewohnt und als „Daud Effendi“ sogar im Stadtrath Jerusalems Sitz und Stimme gehabt. Die Skizze „Ein Alltagsleben im heutigen Jerusalem ist bereits früher von ihm in „Daheim“ veröffentlicht. Der andere Verf., Pastor Grubler, hat 15 Jahre lang als Missionar in Palästina gelebt und gewirkt. Die Schilderungen geben daher keine flüchtigen Reiseeindrücke, sondern beruhen auf jahrelanger sorgfältiger Beobachtung. Refer. hat das Buch mit dem größten und stets steigenden Interesse gelesen und kann mit voller Ueberszeugung dem Lobe des Vorwortes zustimmen: „In den sorgfältigen, genauen, in's Einzelne und Einzelste eingehenden, dabei aber stets lebensvollen, frischen und farbenreichen und darum anschaulichen Detailschilderungen von Land und Leuten im heutigen Palästina besteht der Vorzug dieses Büchleins, den es so ziemlich vor allen Büchern dieser Art voraus hat.“ Refer. muß gestehen, daß er kaum ähnliche lebhaftere Eindrücke von dem „furchtbar schroffen und grellen Gegensatz von dem Sonst und Jetzt des heiligen Landes“ erhalten hat, als durch einzelne hier in aller Einfachheit geschilderte Scenen. So besucht W. an einem Christabend mit einigen evangelischen Christen die Geburtsgrotte in Bethlehlem, über welcher sich die glänzende Basilika der Kaiserin Helena erhebt. W. erzählt (S. 63): „Als wir an jenem Christabende in die Basilika traten, lag darin am Wachtfeuer, schwagend und rauchend, eine Compagnie türkischer Soldaten. Sie war, wie jedes Jahr, aus Jerusalem hergezogen, um Ruhe und Ordnung beim Weihnachtsfeste aufrecht zu erhalten, weil sonst die Christen an der Krippe des Friedesfürsten die ärglichsten Prügelescenen aufführen würden.“ Da möchte man wahrlich ausrufen: „O der Wandlung! Graun und Nacht umdüstern Nun den Schauplatz jener Herrlichkeit! Die 4 einfachen, aber ansprechenden Bilder geben die

Ansichten von Jerusalem, Bethlehlem, Nazareth und Tiberias.

M.

F. G.

Richter, J. J., Bilder aus den Vereinigten Staaten. 8. 162 S. Zürich, 1874. Verlags-Magazin.

Der Verf. des genannten Buches hat verstanden, mit möglichster Unbefangenheit und Unparteilichkeit die Vereinigten Staaten von Nord-Amerika, diese Welt für sich, „ein unermesslich großes Gebiet, in welchem sich, bei der ausgedehntesten Freiheit, die tiefste Barbarei mit der höchsten Bildung in denselben Grenzen berührt, und worin mit der größten Mannigfaltigkeit der Naturverhältnisse sich der größte Reichtum an Erscheinungsformen des menschlichen Lebens paart“, aus eigener Anschauung nach den wesentlichsten Beziehungen zu beschreiben. Wir erhalten folgende Skizzen: 1. Eine Fahrt über den Ocean. 2. Newyork. Die Einwanderung. 3. Hudson und Niagara. 4. Zwei communistische Secten (Shakers und Perfectionisten oder Bibelcommunisten). 5. Nach dem Mississippi. 6. Die Deutschen. 7. Die Pacific Bahn. 8. Am großen Salzsee. 9. Zum stillen Meere. 10. Der Spiritualismus und die Frauen. 11. Arbeit und Cultur. 12. Wetter und Klima. Europa müde scheint ja freilich Verf. auch zu sein, und manchen Seitenhieb auf die alte Welt kann er deswegen nicht unterlassen; aber er ist doch auch nicht ganz blind gegen die Schattenseiten jenseits des „großen Wassers“. Besonders liegt ihm am Herzen, das liest man aus dem 6. Abschnitt heraus, daß die 6 Millionen und vielleicht noch mehr Deutschen, die schon drüben sind, und denen auch nach dem letzten ruhmreichen Kriege immer noch größere Schaaren folgen, daß diese unsere Landsleute in ihren Kräften, besonders nach Sprache und Sitte, sich nicht zersplittern und dadurch schwächen. Wir können das Buch als eine sehr interessante und belehrende Lectüre ohne Bedenken Allen dringend empfehlen.

M.

F. G.

Musters, George Chaworth, Capitain in der britischen Marine. „Unter den Patagoniern“. Wanderungen auf unbetretenem Boden von der Magalhans-Straße bis zum Rio Negro. Autorisirte Ausgabe für Deutschland. Aus dem Englischen von J. E. A. Martin, Universitäts-Bibliotheks-Sekretair in Jena. Jena, 1873. Costenoble.

Aus dem Verlag neuer wichtiger Reise-
werke von Hermann Costenoble in Jena, dem
wir die Herausgabe der Morelet'schen Reisen
im Central-Amerika, der Appun'schen Wan-
derungen am Orinoco &c., der Reise Browne's
im Apachenlande und so vieler andern Werke
verdanken, ist auch dieses in seiner Art seltene
Buch hervorgegangen. Die hier gegebene treue
Darstellung des Lebens, wie es der Verfasser
ein ganzes Jahr mit den Indianern Pata-
goniens geführt hat, dient wirklich — wie es
im Vorwort gewünscht wird — dazu, in die
Verhältnisse der Tehuelchen einzuweisen. Es
erschließt sich ein fast unbekannter Theil der
Erde den Blicken des Lesers, es ist die Be-
schreibung eines gleichsam an den Enden der
Erde lebenden Volkes, dessen Lebensweise große
Einsamkeit, viel Ruhelosigkeit und sehr be-
schränkte Interessen aufweist, das aber wie alles
Fremde und Ferne anziehend wird, wenn Je-
mand, der unter ihm gelebt hat, seine Eigen-
thümlichkeiten gut zu schildern versteht. Das
thut der Verfasser, dessen hoher Muth sich
diesen Wilden anzuschließen und anzuvertrauen
sofort ein günstiges Vorurtheil für sein Werk
erwecken muß. Referent hat in Südamerika
mehrfach Gelegenheit gehabt mit Europäern,
die wider ihren Willen jahrelang unter den
Patagoniern leben mußten, zu sprechen und
findet, daß ihre Angaben, obgleich sie meis-
tens Abenteuerer waren, mit denen unsres
Verfassers in nicht wenigen Stücken überein-
stimmen. Des Verfassers Werk giebt zum
ersten Mal klaren Aufschluß über die Ein-
theilung der Indianerstämme, welche die weiten
Ländergebiete Patagoniens ruhelos durchziehen,
um den Strauß, das Guanaco, das wilde
Kind u. s. f. zu jagen, über ihre sittlichen
und religiösen Vorstellungen, so weit von
solchen die Rede sein kann, über ihre Lebens-
weise, Kleidung, Feste und Gebräuche. Dabei
finden sich werthvolle Feststellungen vom Lauf
der Flüsse, über Lagunen, Berge, Wüsten und
vergleichen. Der Verfasser wird nach und
nach wie ein Indianer im Laufe seiner Reise,
er nöthigt durch seine Selbständigkeit, Ge-
schicklichkeit im Vändigen der Pferde, im Fangen
der Strauße und Guanaco's, im Ertragen
des Hungers, des Frostes, der Fieberanfälle
u. s. f. die indianischen Horden ihn zu achten
und zu bewundern. Einige hervorragende
Männer werden seine wahren Freunde. Er
zeigt, wie bei diesen Häuptlingen Licht und
Schatten gemischt sind; auch gewährt seine
schlichte und getreue Schilderung höchst bedeut-
same Einblicke in die Empfindungswelt, in
das Seelenleben dieser Wilden, welche sehr
wohl den Werth der chilenischen und argenti-
nischen Ansiedlungen an ihren Küsten zu wür-

digen wissen, gern Handel treiben, freilich auch
von manchen Gefahren durch den Handel be-
droht werden, viel intelligenter sind als man
gewöhnlich annimmt, aber auch einem allmäh-
ligen Aussterben entgegengehen. Doch wir
müssen die Reiseroute im Allgemeinen angeben,
auf welche der muthige Reisende Ge-
fahren überwindend und Tag für Tag mit
seinen Genossen um die Existenz und gegen
den Hunger, bald jagend, bald fischend, bald
Früchte sammelnd, sich vom Süden zum Norden
durchkämpft. Im April 1869 führte ihn der Zu-
fall nach den Falklands-Inseln. Während
seines Aufenthaltes in dieser Colonie bildete
die Küste Patagoniens häufig den Gegenstand
der Unterhaltung. Früher, als er an der
Südostküste Amerikas stationirt war, hatte er
mit Vergnügen Mr. Darwin's Werk über
Süd-Amerika sowohl, als Fitzroy's Beschrei-
bung der Reise des „Beagle“ gelesen; er hatte
seitdem immer ein starkes Verlangen getragen,
womöglich in das wenig bekannte Innere des
Landes einzudringen. Was er von dem Cha-
rakter der Tehuelchen und von dem herrlichen
Vergnügen der Guanaco-Jagd erzählen hörte,
machte mehr als je in ihm den Wunsch rege,
seinen Plan zu verfolgen, und da er mit der
Sprache, die viele der Indianer gut verstehen,
der spanischen, leidlich bekannt war, so schien
es ihm möglich, wenn er sich einer oder der
andern ihrer wandernden Horden anschließen
könnte, das Land in Sicherheit zu durchreisen.
Mit Beglaubigungsschreiben bewaffnet, mit
einem Mantel von Guanaco-Fell ausgestattet
und mit Lazo (oder Fangschnur) und Bolas
versehen, benutzte er das Anerbieten eines
alten Freundes, der nach der Westküste fahren
und ihn bis in die Magalhans-Straße mit-
nehmen wollte. In der ersten Woche des
Aprils segelten sie von Stanley ab und
ankerten nach einer stürmischen Fahrt von elf
Tagen in der Possession-Bai innerhalb des
Eingangs in genannte Straße. Weiter durch
die Straße segelnd kam man bald nach der
chilenischen Ansiedlung Punta Arena. Der
Zweck, den der Verfasser hatte, indem er diese
Ansiedlung besuchte, war, von da mit den In-
dianern nach Santa Cruz zu gehen. Wie
dieser Zweck erreicht werden sollte, war ihm
keineswegs klar. Von dem chilenischen Lieutenant
erfuhr er, daß der Gouverneur eine Expedition
nach dort absenden wolle, um einige Deserteure,
die ihre Strafreise abtunten, zu verfolgen.
Der „Commandante“ Viel, der mit seiner
Senora, einer schönen Dame aus Lima, die
Isolirung und Langeweile des Lebens in Punta
Arena beklagte, erlaubte, daß er das Streif-
corps begleiten durfte. Auf dieser Reise fand
das erste Zusammentreffen mit Tehuelchen statt,

die sich sehr feindlich zeigten. Man erreichte Santa Cruz. Die gedeihende, wenn auch kleine Stadt, die der Reisende in der Phantasie geträumt hatte, wurde durch ein einziges Haus vertreten. Dies wurde jedoch dadurch, daß er in Mr. Clarke einen alten Bekannten von den Falklands-Inseln entdeckte, vollständig ersetzt. Die Ansiedlung oder Handelsstation Santa Cruz besteht aus nur drei Häusern. Sie liegen auf einer Insel Namens Babon und sie gehören Don Luiz Pedro Buena kraft einer Schenkung der argentinischen Regierung. Während eines längeren Aufenthaltes machte hier der Reisende die Bekanntschaft Casimiro's, eines Häuptlings der Tehuelchen, und Orfete's, des Caciquen der Horde nördlicher Tehuelchen, die am Rio Chico sich gelagert hatten. Mit ihnen und ihren Begleitern reiste nun der muthige Mann im August ab, zunächst durch das Thal des Rio Chico, dessen traurigen Anblick der viele Schnee noch erhöhte. Wenn man des Abends Guanaco-Fleisch gegessen und eine Pfeife Tabak geraucht hatte, begab man sich zur Ruhe und schlief auf einem aus Häuten und Polstern bestehenden Tehuelchen-Bett im Tolbo (Zelt) fest und gesund. Auch die Frauen, welche der Verfasser, auch wenn es sich um heulende alte indianische Sengen handelt, stets die Damen nennt, begrißten ihn gewöhnlich mit der Bitte: „Mon aniwí“ „Leihen Sie uns die Pfeife“. Oft konnte man den Appetit nur mit den knolligen Wurzeln einer Pflanze stillen. Es bemerkt der Verfasser, daß von den kräftigen 18 Tehuelchen-Männern, welche mit ihren Frauen und Kindern am 15. August am Rio Chico im Lager waren, nur 8 noch lebten, als man im folgenden Mai den Rio Negro erreichte. Die Uebrigen waren getödtet worden oder gestorben. An ihnen allen nimmt der Leser des Buchs nach und nach eben solch ein Interesse wie an den Persönlichkeiten eines Romans. Referent las um dieselbe Zeit den die französischen Gesellschafts- und Ehe-Verhältnisse charakterisirenden Roman von Xavier de Montépin „le mari de Marguerite“. Die Tehuelchen Orfete, Tantelow, Casimiro, Crimé, Waki und wie sie heißen mögen, erschienen ihm viel mehr des Nachdenkens werth als M. de Nancey und ähnliche Pariser Menschheits-Exemplare. Auch wird die Beschreibung der abbrechbaren Wohnungen der patagonischen Indianer, der Tolbo's, welche der Verfasser giebt (die der argentinischen sehen ähnlich aus) mehr anziehen, als die farbenreichste Schilderung von pariser Luxuswohnungen. Werthvoll sind die Mittheilungen, welche wir über die Indianerstämme erhalten. Auf den mannigfachen Karten und in den Berichten, die über Patagonien vorhanden

sind, werden zahlreiche Stämme mit verschiedenen Namen verzeichnet und erwähnt. Diese Berichte finden ihre Erklärung in der Sitte, daß Leute eines Stammes sich zu einer Horde vereinigen, um unter der Führung eines gewissen Häuptlings zu reisen oder zu kämpfen, und wenn man sie trifft, sich nach seinem Namen zu benennen. Zwischen dem Rio Negro und der Magalhães-Straße giebt es jetzt gegen 500 streitbare Männer, die nach ungefährer Schätzung eine Bevölkerung von etwa 3000 Seelen geben. Die Tehuelchen oder eigentlichen Patagonier werden in 2 große Stämme, den nördlichen und südlichen, getheilt. Sie sprechen dieselbe Sprache, lassen sich aber an der Verschiedenheit der Betonung erkennen, und die Südlichen scheinen im Durchschnitt längere und schönere Menschen und mit den Bolas geübtere Jäger zu sein. Die Nördlichen streifen hauptsächlich in dem zwischen der Cordillera und dem Meer gelegenen Distrikt umher, sie wandern vom Rio Negro im Norden bis südlich zum Chupat, kommen aber dann und wann auch bis zum Fluß Santa Cruz herab. Die Südlichen haben das Land südlich von Santa Cruz inne und ziehen bis nach Punta Arena. Die beiden Abtheilungen sind jedoch sehr mit einander vermischt und heirathen oft in einander. Vom Rio Negro bis zum Chupat trifft man noch einen zweiten Stamm, der eine andre Sprache redet und sein Hauptquartier an den Salinas nördlich vom Rio Negro hat. Dies sind die Pampas. Sie haben zuweilen Rinder und Schafe, in der Regel aber leben sie von der Jagd. Ein dritter Stamm scheint der Sprache und Körperbeschaffenheit nach ein Zweig der Araucanos von Chili zu sein; man kennt sie unter dem Namen „Manzaneras“ weil ihr Hauptquartier Las Manzanas ist, so genannt wegen der ehemaligen Jesuiten-Mission. Gleichfalls werthvoll ist, was der Verfasser über die Rockkunst, den Tanz, die Kämpfe der Indianer aus eigener Anschauung mittheilt. Als beobachtender Freund der Vögel und Thiere, nicht als Naturforscher — wie er bescheiden bemerkt — giebt er Nachrichten über das Guanaco und den Stauß. Man kann damit vergleichen, was Burmeister im Anhang zu den Reisen durch die Länder des La Plata lehrt, es ist eine erwünschte Ergänzung zu diesem. Um die Reichhaltigkeit der Mittheilungen zu ermessen, ist noch hervorzuheben, daß wir über Kleidung und Schmuck der Frauen und Kinder, über Jagd Waffen, Kunst und Industrie, z. B. Sättel und Zäume, Sporen, Lazo's, Tabakspfeifen; Schäffeln, Silberfaden, über Musik, Kartenspiel, Cereimonien bei der Geburt, Leichengebräuche, über

Dämonen und Doktoren, Religion und Hexerei, Bevölkerung und Politik in fesselnder Weise belehrt werden. Es ist in die fortlaufende Reise Schilderung dieses Allgemeine so hübsch eingefügt, daß keine Ermüdung des Lesenden eintritt. Einen kurzen Rath giebt der kühne Reisende künftigen Reisenden auf Seite 201: „Zeige nie Mißtrauen gegen die Indianer, sei für dein Hab und Gut ebenso unbeforgt und mit demselben ebenso freigebig, wie sie unter einander sind. Verlange nie, daß man etwas für dich mache; fange und saddle dein Pferd immer selbst. Thue nicht, als wärst du besser als sie, denn sie begreifen es nicht. Sei bei Flußübergängen oder sonstigen Schwierigkeiten immer der Erste, dann werden sie dich allmählich achten lernen.“ In Patagones, früher Carmen genannt, endeten die Wanderungen des Reisenden. Ein Verzeichniß von Wörtern und kleinen Sätzen aus der Tsonaca-Sprache, wie sie die nördlichen Tehuelchen sprechen, ist beigelegt. Die 9 Illustrationen in Ton- und Schwarzdruck und 2 Karten dienen zur Veranschaulichung des ganzen Werkes. Durch Gründlichkeit und Klarheit ausgezeichnet, nimmt selbiges einen hohen Rang in der Reise-Literatur ein. Es ist eine Fundgrube für die Herausgeber geographischer zc. Werke über Südamerika, aber auch jeder andere Gebildete wird es mit Genuß lesen. *)

P.

Classische Philologie.

Pückler, Friedr., Realexikon des classischen Alterthums für Gymnasien. Vierte verbesserte Auflage, herausgegeben von Dr. Fr. Aug. Eckstein. Mit zahlreichen Abbildungen. Erste Abtheilung: 288 S. gr. Lex.-Oct. Leipzig, B. G. Teubner.

Das seit mehreren Jahren vergriffen gewesene Pückler'sche Realexikon erscheint hier in neuer verbesserter Auflage, und zwar lieferungsweise in vier Abtheilungen, von welchen die vorl. erste die Buchstaben A—D (Artifel abäeus bis Dositheus Magister) umfaßt. Die drei folgenden verspricht die Verlagshandlung rasch nachfolgen zu lassen, sodas das

*) Wer im Gegensatz zu diesem gründlichen englischen Werke aus der französischen Reise-Literatur etwas lesen will, das angenehm hin und her schilbert, ohne auf Tiefe Anspruch zu machen, der lese — um zu sehen wie anders französische Touristen reisen als englische oder deutsche, das eben erschienene Buch: „Du Far-West à Bornéo“ par le Baron de Wogan.

ganze Werk bis gegen Ende des Jahres in den Händen der Abnehmer sein werde. — Das Format, die typographische und artistische Ausstattung (die letztere bestehend aus den bekanntesten in den Text gedruckten Holzschnitten zur Veranschaulichung mythologischer, kunstgeschichtlicher, archäologischer, geographischer und topographischer Materien), überhaupt die ganze rühmlichst bekannte, den Vorzug großer Reichhaltigkeit mit dem einer möglichst gedrängten compendiarischen Form verbindende Anlage und Einrichtung des Werkes sind die gleichen wie früher geblieben. Dabei ist in sachlicher Hinsicht und was die Berücksichtigung der neuesten Literatur betrifft, die sichtende und vervollständigende Hand des Herausgebers an nicht wenigen Stellen wahrzunehmen. — Eine eingehendere Beurtheilung des von ihm geleisteten kann natürlich erst dann vorgenommen werden, wenn nach vollständigem Erscheinen der neuen Auflage eine specielle Vergleichung derselben mit der zunächst vorhergegangenen ermöglicht sein wird. Bis dahin muß daher unsere genauere Besprechung des Werkes vertagt bleiben. X.

Freund, Wilh. Wie studiert man Philologie? Eine Hodegetik für Jünger dieser Wissenschaft. Leipzig, 1872. Violet. 15 Sgr.

W. Freund ist ein durch seine auf dem Gebiete der Lexicographie anerkannten Arbeiten wohl bekannter und geschätzter Gelehrter; auch durch die neu von ihm herausgegebene Schrift erwirbt er sich gewiß den Dank manches strebsamen Studenten der Philologie. Ohne Frage sind viele junge Leute, die zur Universität abgehen, über die Art, wie sie ihre academischen Studien zweckmäßig zu betreiben haben, sehr wenig unterrichtet. In man muß nach meinen Erfahrungen wünschen, daß die vorhandenen Anweisungen zu einer fruchtbaren Benutzung der Vorlesungen auf der Universität überhaupt mehr gelesen werden, als es wohl geschieht. Wenn nun auch das vorliegende Büchlein eine klar und sachlich geschriebene, für einen angehenden Studiosus der Philologie ersprießliche Encyclopädie der Philologie nicht überflüssig macht, so wird man doch zugeben müssen, daß das Büchlein seinen Zweck erfüllen und manchem eine nützliche Anweisung geben wird. Der Stoff wird in folgender Weise vertheilt: I. Abtheilung: Name, Begriff und Umfang der Philologie; II. Die einzelnen Disciplinen der Philologie; III. Vertheilung der Arbeit des Philologie-Studierenden auf 6 Semester; IV. Die Bibliothek des Philologie-Studierenden; V. Die Meister der philologischen Wissenschaft.

Man sieht aus dieser Vertheilung, daß der Verf. mit dem Stoffe wohl vertraut ist und daß er auch die gerade für seine Aufgabe nöthige Kenntniß der Bücher besitzt. Besonders wichtig erscheinen mir die Biographien alter und neuer Philologen. Wir würden bei einer neuen Auflage den Wunsch aussprechen, die Lebensbeschreibungen noch ausführlicher zu gestalten, damit — was wir für sehr wichtig halten, — ein Einblick in die Art, wie die Meister der Wissenschaft ihre Studien gemacht haben, gewonnen werde. Von Bedeutung dürfte es ferner sein, die Biographien, die sich besonders empfehlen, anzuführen. Reiskes, G. Hermanns, K. Pachmanns, Fr. Passons, R. Bentleys, Fr. A. Wolfs, G. Rijschs, Fr. Thierschs, G. Verhards, Jacobs, Joh. Scaligers Lebensbeschreibung u. a. sind außerordentlich belehrend. Uebrigens hat sich S. 12 ein Versehen eingeschlichen, es steht dort Justus für Joseph Scaliger, der Verf. hat wohl Justus Lipsius vergessen oder für nicht so wichtig gehalten. Das schöne Buch von Herbst: Das classische Alterthum in der Gegenwart Leipzig 1852, sowie die Abhandlungen D. Jahns aus der Alterthumswissenschaft, die Schriften von Fr. Jacobs, die Ferienschriften von Carl Zell können nicht dringend genug empfohlen werden. Besonderen Werth würden wir auch auf das Studium der Lebensnachrichten von B. G. Niebuhr legen. Indessen mögen die angehenden Philologen zufrieden sein mit dem, was ihnen von dem Verfasser in diesem Büchlein zur Orientirung über ihre Wissenschaft geboten wird. Jedenfalls hat sich Dr. Freund mit dieser kleinen Schrift mehr Verdienste erworben, als mit der von ihm zur Unterstützung fauler Schüler herausgegebenen Schülerbibliothek, die ein reges frisches und gewinnreiches Studium des Alterthums mehr hemmt als fördert.

G. L.

Hirzel, Dr. C., Grundzüge zu einer Geschichte der classischen Philologie.
2. Aufl. Tübingen, 1873. Tues.
12 fgr.

Bereits im Jahre 1862 hatte die philosophische Facultät in Tübingen vorliegende Schrift ausgehen lassen. Jetzt erscheint das Schriftchen auf Wunsch des Verlegers in einem zweiten, von neuem durchgesehenen Abdrucke, Wesentliches ist nichts geändert worden. Wir sind dem Verf. dafür, daß er seine Schrift weiteren Kreisen zugänglich gemacht hat, sehr dankbar. Schon der in der trefflichen Schmidtschen Encyclopädie veröffentlichte Artikel Philologie (B. VI. S. 1—22) hatte uns außer-

ordentlich zugesagt und wir freuten uns daher, als wir in dem vorliegenden Werkchen den in der Abhandlung dargelegten Gedankentreiben wieder begegneten. Ist ja doch der Lebensgehalt der Griechen und Römer, den die philologische Wissenschaft zu ermitteln hat, ein wesentlicher Bestandtheil auch in unserer ganzen Bildung geworden und bietet es immer ein neues Interesse, den Entwicklungsgang, den die Philologie genommen, an sich vorübergehen zu lassen, da er mit der deutschen Cultur aufs innigste verknüpft ist. Die Einsicht in die historische Entfaltung der Wissenschaft giebt uns schließlich auch Aufschluß über die Art und Weise, wie sie in der Gegenwart auf fruchtbringende Weise behandelt werden muß. Deshalb sollte am Schlusse der academischen Studien jedem Philologen Gelegenheit gegeben sein, ein Collegium über die Geschichte der classischen Philologie zu hören. Wenn erst das im Auftrage der Münchener Commission von Bursian in Jena übernommene größere Werk über die Geschichte der Philologie erschienen ist, dann wird, was man jetzt hier und da suchen muß, leichter an Einer Stelle zu finden sein. Aufgefallen ist es uns, daß der Verf. — wir müßten uns sehr irren — des geistvoll und anregenden C. Reiskig nicht gedacht hat. Er verdiente der Erwähnung um so mehr, als Fr. Ritschl, sein Schüler, gerade von ihm die nachhaltigsten Anregungen empfangen hat. Die Behandlung der lateinischen Grammatik, wie sie von R. ausgegangen, ist für die lateinischen Studien überhaupt bedeutungsvoll geworden. Wir hoffen, daß auch diese Schrift Hirzels von neuem dazu beiträgt, zu zeigen, wie eng die moderne Cultur mit der antiken zusammenhängt und wie thöricht es wäre das Studium der classischen Sprache aufzugeben. Es wäre dieß ein Bruch mit unserer ganzen historischen Vergangenheit, ja eine tiefgehende Schädigung der Culturinteressen überhaupt; unser Volk würde dann gar bald seine größten Dichter nicht mehr verstehen. — Ein Druckfehler hat sich eingeschlichen auf S. 43: der dort erwähnte um das Studium des Alterthums verdiente, in Gotha den 13. Dec. 1587 geborene Arzt, der als kurf. Rath in Leipzig 1667 starb, heißt Reinesius nicht Rheinesius.

Froitzheim, Jo., De Taciti fontibus in libro I annalium. diss. hist.
45 Seiten 8. Bonn, 1873.

Die Schrift in drei Abtheilungen mit einem Anhang. Die erste vergleicht Tac. ann. 1. 16—52 mit dem entsprechenden Abschnitt bei Cassius Dio 67. 4—6. Diese

Abschnitte tragen einen sehr ähnlichen Charakter an sich, wenngleich Dio in sehr verkürzter Form dasselbe wie Tacitus berichtet; Verf. entwickelt dies aus einer genauen Detail-Vergleichung. Daß aber Dio Tacitus benutzt habe, widerlegt sich aus einigen merkwürdigen Zusätzen des ersteren, die in letzterem fehlen. Dabei findet sich eine Reihe von Abweichungen zwischen beiden, die möglicherweise auf eine nicht gemeinsame Quelle zurückzuführen sind. Allein die auffallende Uebereinstimmung in Bezug auf die Lagerunruhen und der Zusammenhang jener Abschnitte macht es wahrscheinlich, daß die Abweichungen nicht auf verschiedene Quellen, sondern bei Benützung derselben Quelle entweder auf Nachlässigkeit oder rhetorische Ausschmückung zurückzuführen sind. Soweit kann Referent dem Verf. beistimmen; wenn dieser aber in Polemik gegen Ersteren Anführungen des Tacitus, wie „tradunt plerique — alii“, in keiner Weise auf quellenmäßige Divergenzen resp. Nebenquellen bezogen wissen will, so beweist er diese Behauptung durchaus nicht. Er erklärt weder den Unterschied zwischen präsentischer und präteritaler Anführung (tradunt, tradiderunt, vergl. des Ref. unten angeführte Schrift), noch kann er solche Citate als schon in der Taciteischen Quelle vorhanden erweisen. Ref. bleibt also dabei, daß neben der einen Hauptquelle Tacitus wie die übrigen Historiker auch hier und da Nebenquellen consultierte. — In den auf die genannten folgenden Abschnitten läßt der Verf. Dio zu einem andern Autor übergehen, ein Umstand, den der Verf. übrigens sehr flüchtig berührt.

Die zweite Abtheilung der Schrift behandelt Tacit. ann. 1—15, Dio 57. 1—3. Nach Aufzählung der Reihenfolge der Thatfachen bei beiden Autoren geht Verf. zu der Vergleichung über. Wiederum ist Dio sehr viel kürzer als Tacitus, doch stimmen sie sachlich überein, jedoch so, daß hier Dio mancherlei berichtet, was Tacitus nicht hat. Eine gemeinsame Quelle ist, wie oben, auch hier anzunehmen, welche ausführlicher als beide zum Theil von ihnen excerptirt worden ist.

Die dritte Abtheilung untersucht, welcher Art die gemeinsame Quelle gewesen sei. Von dem Citat der germanischen Kriege des Plinius (Tac. ann. 1. 69) ausgehend, erklärt Verf. mit Recht, daß diese nicht Grundquelle sein könne (was übrigens Referent schon seiner Zeit dargezogen hat: Tacitus und Sueton Cap. III). Sehr wahrscheinlich ist des Verfs. weiteres Raisonnement, daß diese germanischen Kriege des Plinius vor dem Jahre 67 vollendet seien, also nur die Kriege bis zu dieser Zeit umfassen konnten, wodurch des Referenten früher ge-

äußerte Vermuthung (Tacitus und Sueton Cap. IV), die germanischen Kriege des Plinius seien von Tacitus vielleicht zur Schilderung des großen Vataver-Aufstandes 69—70 benutzt worden, hinfällig wird. Es ist auch wahrscheinlicher, daß Tacitus hierin wie im übrigen seiner Hauptquelle, dem allgemeinen Geschichtswerk des Plinius, gefolgt ist.

Verf. hält dann mit Recht dafür, daß die Quelle des Tacitus zum ersten Buch der Annalen nach der Ermordung des Calpurnia, aber nicht allzu lange nachher abgefaßt worden sei, wahrscheinlich unter des Claudius Regierung. Damit stimmt die weitere Annahme des Verf. überein, daß Aufidius Bassus diese Quelle sei (nur hätte Verf. hinzufügen dürfen, daß er diese Ansicht nicht zuerst proponirt habe, da Referent sie des längeren in der oben genannten Schrift Cap. III und IV erwiesen hat), da er die früheren Bücher seines Werkes ja successive veröffentlichte, obgleich er bis zum Tode des Claudius dasselbe fortsetzte.

Der Anhang endlich handelt über die Geburtsjahre von Agrippina und Drusilla, den Töchtern des Germanicus. Danach ist erstere am 6. Nov. 14 in Köln, letztere nach dem Anfang des Jahres 16 im vicus Amittarvius geboren.

Die Arbeit ist fleißig und mit kritischem Verstandniß verfaßt. Freilich sind die verglichenen Abschnitte dem Umfang nach so klein, daß ein großer Nutzen daraus nicht zu ziehen ist. Dazu wäre, wie der Verf. selbst gesteht, nöthig gewesen, die ganzen über Tiberius vorhandenen Abschnitte des Tacitus und Dio eingehend zu prüfen. D. Elason.

Christensen, Henr., De fontibus a Cassio Dione in vita Neronis adhibitis. 73 S. 8°. Berlin, 1873.

Im 1. Abschnitt bespricht Vf. das Verhältniß der Epitome des Xiphilinus zu seiner uns verlorenen Quelle Cassius Dio für die Regierung Neros. Er kommt zu dem durchaus plausiblen Resultat, daß Xiphilinus mit möglichster Treue, allein nicht immer mit nöthigem Verstandniß der Kritik, Dio excerptirt habe, daß demnach in ersterem fogut als ein verkürzter Dio uns vorliegt.

Im 2. Abschnitt beleuchtet Vf. das Verhältniß des so verkürzten Dio zu Sueton. Von der eigenthümlichen Darstellungsweise des letzteren ausgehend erklärt er es schon gleich für unwahrscheinlich, daß Dio ihn hauptsächlich gebraucht habe; wenn auch manches gleiche ja mit gleichen Worten in beiden Autoren sich fände, so sei dies kein Gegenbeweis, sondern

beute nur auf eine gemeinsame Quelle. Er wendet sich dann gegen die von Windemann und Roth ausgesprochene Abhängigkeit Dios von Sueton in Betreff Othos und Augustus und weist an beiden Stellen das Gegentheil nach. Es mag hinzugefügt werden, daß der Unterschied zwischen dem „*miles manipularis*“ und dem *inops* an erster Stelle gravirender ist, als Vf. annimmt; hier liegen jedenfalls zwei Traditionen vor. Dann geht Vf. zu Nero über und kommt nach gründlicher Untersuchung zum Resultat völliger Unabhängigkeit Dios von Sueton:

Im 3. Abschnitt wird Tacitus mit Dio verglichen. Hier wäre die Möglichkeit directer Vermittlung an erster Stelle denkbar. Es ist besonders anzuerkennen, daß Vf. das Quellenverhältniß der antiken Historiographie richtig erfaßt, indem er einen „*fontis primarius*“, eine Haupt- und Grund-Quelle, den Nebenquellen gegenüber stellt. Was Tacitus angeht, so bestreitet er entschieden irgend eine Verwandtschaft zwischen ihm und Dio, was er mit Feinheit aus einer Reihe von Stellen erweist, so daß ein Zweifel daran nicht zulässig ist.

Der 4. Abschnitt handelt von den Quellen des Tacitus und Sueton für Nero. Mit Recht sagt Vf., daß Tacitus die von ihm selbst in Bezug auf die Quellenbenutzung angelegte Norm (annal. 13, 20) nicht streng innehält, wie das überhaupt nicht Sitte des Alterthums war. Für Tacitus nimmt Vf., gestützt auf des Referenten Auseinandersetzungen (Tacitus und Sueton p. 15), als Hauptquelle Cluvius Rufus an, neben welchem einen 2. hervorragenden Platz Fabius Rusticus und Plinius einnehmen. Was Sueton angeht, so will Vf. für ihn das Grundquellen-System ganz aufheben und ihn als Sammler aus allerhand Quellen ohne Vorzugung hinstellen. Er will das unter andrem aus dem Mangel an chronologischer Anordnung beweisen: allein dagegen spricht das Beispiel der *scriptores historiae Augustae*, welche in ganz ähnlicher Weise wie Sueton arbeiteten, dennoch aber eine Hauptquelle, wenigstens einen Theil derselben, nämlich den Marius Maximus ausschrieben. Sueton wird nicht gründlicher und kritischer gearbeitet haben, als andre Historiker; so hat er sich gewiß an einen Hauptautor gehalten, daneben aber eine Fülle anecdotischen Materials aus vielen andern geschöpft. Aus letzterem Umstand erklärt sich der vielfache Anflug theils an Tacitus theils an Dio, wenn er nicht mit letzterem die gleiche Grundquelle hatte; andererseits auch die vielen Berichte, welche bei beiden Genannten fehlen. Die vom Vf. hierüber geäußerten Ansichten können wir also nicht theilen. Und wenn Referent in oben

genannter Schrift von einer Grundquelle Suetons spricht, so schließt Vf. mit Unrecht daraus (p. 40), daß Referent eine Reihe von Nebenquellen ausgeschlossen wissen wolle. — Bei Vergleichung von Dio mit Tacitus und Sueton stellt sich dem Verf. das wahrscheintliche Resultat von neuem entgegen, daß Dio und Sueton dieselbe, Tacitus eine abweichende Quelle an erster Stelle benutzt haben.

Im 5. Abschnitt untersucht Vf. zuerst die Art der Quellenbenutzung des Dio und kommt zu dem berechtigten Schluß, daß er wie Tacitus immer eine Hauptquelle vor sich gehabt habe; diese aber habe jedenfalls zu den anerkannt besten Autoren der Zeit gehört. Er habe sich dabei alle Mühe gegeben und pragmatisch gearbeitet, nicht jedoch ohne zuweilen zu irren und vor allem von seiner Quelle abhängig zu sein.

Im 6. Abschnitt endlich tritt Vf. direct an die Frage heran, wer die Grundquelle Dios gewesen sei. Er sucht sie mit Recht unter jenen drei von Tacitus annal. 13, 20 an erster Stelle genannten: Cluvius, Fabius, Plinius. Daß ersterer es nicht gewesen sei, geht aus der Abhängigkeit des Tacitus von ihm hervor. Gegen Fabius aber spricht die feindliche Stimmung Dios gegen Seneca, dessen Anhänger Fabius war. Es bleibt Plinius übrig. Vf. bespricht die Ausdehnung des Geschichtswerks in 31 Büchern von Plinius. Er kommt zum Resultat, daß dasselbe mit Caligula angefangen, demnach Aufidius Bassus bis zum Tode der Tiberius geschrieben habe. Die Gründe aber sind nicht stichhaltig. Daß Bassus nicht schon früher einzelne Bücher seines Werkes edirt haben sollte, kann Vf. nicht beweisen, das Beispiel des Plinius und besonders des Tacitus, dessen einzelne Bücher Plinius der jüngere schon citirt und kennt, ehe die ganzen Historien beendet waren, spricht für partielle und successive Publication einzelner Bücher vor der Vollendung des ganzen Werkes. Der zweite Grund des Vf., daß 31 Bücher zu viel für den Zeitraum von Neros Regierung und Anfang bis zu Vespasians Tod seien, ist gleich hinfällig. Wenn Tacitus über die Jahre 69—70 5 Bücher, Dio über Augustus 12 schreiben, so konnte Plinius mit seiner minutiösen und anecdotischen Detailschilderung gewiß für die Zeit voll gewaltiger Bewegung von 54—79 31 Bücher abfassen. Referent bleibt daher bei seiner in genannter Schrift erwiesenen Anschauung, daß Bassus und Plinius beim Regierungsantritt Neros zusammentreffen, was schon durch den offenbaren Quellenwechsel des Tacitus an diesem Zeitpunkt gestützt wird (vergl. des Ref. Schrift cap. II.).

Schließlich kommt Vf. zum Resultat, daß Plinius die Hauptquelle Dios sei, worauf denn auch einzelne Uebereinstimmungen zwischen Dio und Tacitus, dessen zweite Quelle Plinius ja war, zurückgehen. Dies ist sehr plausibel, und Referent fügt hinzu, daß er seine frühere Vermuthung (in obengenannter Schrift) Fabius sei Suetons Hauptquelle für Nero, dahin abändert, daß für Dio und Sueton Plinius diese Stelle einnimmt, was dadurch noch wahrscheinlicher wird, daß Sueton und Tacitus für die Jahre 69—70 eben Plinius zur Hauptquelle gewählt haben (vergl. cap. IV. in des Referenten gen. Schrift).

Die Schrift Christenens ist mit Fleiß, Einsicht und genauer Beobachtung verfaßt; sie ist ein schätzenswerther Beitrag zur Quellenkunde der ersten Kaiserzeit; und wir wünschen, daß Vf. seine Untersuchungen rückwärts auf die übrigen Julisch-Claudischen Kaiser in ähnlicher Weise ausdehnen wolle.

D. Elason.

Literaturgeschichte. Deutsche Sprachlehre.

Lexer, Dr. M. Prof. an der Universität Würzburg. Ueber Walther von der Vogelweide. Ein Vortrag. 33 S. gr. 8. Würzburg, 1873. Stahl'sche Buchh. 7 1/2 sgr.

Der vorliegende, mit Citaten aus Walthers Liedern in Urtext und Uebersetzung reich durchwebte Vortrag des verdienstvollen Germanisten wurde am 9. Jan. d. J. in der Schrammenhalle zu Würzburg vor einem gemischten Publikum gehalten und auf vielfach kund gegebenen Wunsch von dem Verf. in der Absicht veröffentlicht, dem unvergleichlichen vaterländischen Dichter, an den die gegenwärtigen politisch-kirchlichen Tagesfragen so vielfach mahnen, auch in „weiteren Kreisen neue Freunde“ zu gewinnen. Und dazu ist er in der That recht geeignet, wenn er auch, wie es in der Natur der Sache liegt, nicht alle Seiten von Walthers Lyrik gleichmäßig in Betracht ziehen konnte. Ohne neue Gesichtspunkte und Thatfachen für den Forscher zu bieten, ist es hauptsächlich die charaktervolle religiös-politische Gesinnung und Thätigkeit des großen Dichters, wie sie in seinen uns erhaltenen Liedern und Sprüchen sich abspiegelt, welche der Verf. in recht frischer ansprechender und eindringlicher Darstellung uns ausführlicher schildert. Wir zweifeln nicht, daß das gedruckte Wort das

ehrende Andenken Walthers im Kreise der Gebildeten unserer Tage nicht weniger fördern wird, wie dieß der mündlichen Rede gewiß gelungen ist, und machen daher mit Freuden auf das Schriftchen aufmerksam.

Preger, Wilh., Dante's Matelda. Ein akademischer Vortrag. München. Verl. der kgl. Akademie.

Dieser Vortrag ist ein Abdruck aus den Sitzungsberichten der philosophisch-historischen Classe der kgl. bair. Akademie der Wissenschaften, welcher der durch verschiedene gediegene Untersuchungen und Werke rühmlichst bekannte Verf. als Mitglied angehört. An der Hand eingehender Quellenforschungen, namentlich einer in Basel von ihm aufgefundenen latein. Uebersetzung des „fließenden Lichtes der Gottheit“ von Mechtild von Magdeburg, liefert er den sehr überzeugenden Beweis, daß nicht (wie Lübin und Böhmer vermutheten) das „Buch der geistlichen Gnaden“ von der Begine Mechtild von Hachborn, sondern jene Schrift der älteren Begine Mechtild von Magdeburg, und zwar in der lateinischen Uebersetzung, dem großen Florentiner bekannt war, und der Gestalt der Matelda (Purgat. 27) zu Grunde lag. Im Verlaufe der Untersuchung stellt sich ferner heraus, daß Matelda nicht Symbol des wirkenden, oder thätigen religiösen Lebens, sondern eher Symbol „der praktischen Mystik“, genauer aber: Symbol und Repräsentantin des noch an Bilder und Gleichnisse gebundenen mystischen Schauens ist. Von höchstem Interesse ist die Erklärung des bekannten veltro (Windbundes) Infer. 101 ff., die sich aus der Vergleichung mit der entsprechenden Stelle der Mechtild v. Magdeburg ergibt, nebst der Gewißheit, daß in den Worten tra feltro e feltro das Wort feltro appellativisch zu fassen ist, und nichts andres bezeichnet als den Filz der härenen Kutte. In der zu Grunde liegenden Stelle des „fließenden Lichtes“ lauten nämlich die entsprechenden Worte: Caneum pennum album habentes super stratum et alium ejusdem coloris super se, und: Super stramina dormiat interduos pannos Laneos. — Kein Freund Dante's wird diese Abhandlung ohne Dank und Befriedigung aus der Hand legen. A. E.

Krüger, G. C., Sprachlehre für Volksschulen. Oldenburg, 1873. Schulze. 7 1/2 sgr.

Der Verf. hat eine schon in 5. Auflage erschienene deutsche Grammatik für Schulen, die günstiger als die gewöhnliche Volksschule

gestellt sind, die namentlich mehr Zeit auf den grammatischen Unterricht verwenden können, als das in letzterer der Fall ist, bearbeitet und dieses Buch hat in verschiedenen päd. Zeitschriften günstige Urtheile erfahren, sodaß daß man auch dieses für Volksschulen berechnete Büchlein mit günstigem Vorurtheil in die Hand nimmt. In der Hauptsache wird man sich auch nicht getäuscht finden. Theorie und Praxis sind in angemessener Weise verbunden, die Regeln sind durchschnittlich einfach und richtig ausgesprochen, die Beispiele und Aufgaben angemessen gewählt, doch könnten wir allerdings im Einzelnen einige Ausstellungen machen. Beispielsweise erwähnen wir folgende: 5. A. heißt es: Einige Substantive werden im Singular stark und im Plural schwach declinirt; als Beispiel dient: Dorn und die Dornen. Es hätte erwähnt werden sollen, daß auch „die Dörner“ vorkommt. S. 30 wird die Regel aufgestellt: wenn das Adjectiv als Attribut gebraucht wird und vor dem Substantiv steht, so wird die Verbindung desselben durch die Geschlechtsendung und die Declination bezeichnet; diese Regel wird S. 31 einigermaßen lässirt. Wäre es nicht einfacher gewesen zu sagen: wenn nicht durch den Artikel oder ein eng verbundenes Fürwort schon die Geschlechts- oder Casusendung bezeichnet ist? z. B. jener große Baum, und: welcher große Baum, im Gegensatz zu welch' großer Baum! Auch die Regel über „was für ein“ S. 44 könnte hier noch modificirt werden. Doch wir brechen ab, indem wir hoffen, der Verf. werde bei einer neuen Auflage genaue Revision halten. Noch sei bemerkt, daß der Verf. durchschnittlich die lateinischen grammatischen Bezeichnungen gebraucht.

R. Str.

1. **Fechner, Heinrich**, ordentl. Lehrer am Königl. Seminar für Stadtschulen in Berlin. *Deutsche Fibel nach der analytisch-synthetischen Lesemethode* bearbeitet.
2. **Erstes Lesebuch**. Im Anschluß an die deutsche Fibel von dems.
3. **Begleitwort zur deutschen Fibel und zum ersten Lesebuch** von demselben, Berlin, 1872. Wiegandt und Grieben.

Der vorliegenden Fibel liegt das Vogel'sche Princip zu Grunde, nach welchem der erste Leseunterricht an eine Reihe Normalwörter geknüpft wird. Um den kleinen Schülern ihre erste Arbeit so viel als möglich zu erleichtern und nicht mehr als eine Schwierigkeit auf einmal zu bieten, bringt das Buch anfänglich nur

die kleinen Buchstaben und zwar in Schreibschrift. Auch sind die Normalwörter so gewählt, daß sie anfangs wenige Schwierigkeiten für das Schreiben bieten. Die Normalwörter sind durch passende Bilder dargestellt. Das Erste Lesebuch schließt sich an die Fibel an; es bringt vorwiegend Erzählungen, Märchen und Gedichte, sowie ernste Beschreibungen. Der Verf. war bemüht nur solche Stücke zusammenzubringen, deren Inhalt den Kindern interessant und deren Form schön ist. Hen, Gull, Reinick, Grimm, Hoffmann von Fallersleben, Curtman, Chr. von Schmid und Löwenstein haben die meisten Beiträge geliefert. Der Herstellungsreinen und unverstümmelter Texte hat der Verf. seine Sorgfalt gewidmet und überall die Quellen bezeichnet wo sie ihm vorgelegen haben. Im Begleitwort hat derselbe das pro und contra der Vogel'schen Methode dargelegt und die betreffende reichhaltige Literatur ziemlich vollständig angeführt. Sicherlich hat die beobachtete Methode in dem Verf. einen tüchtigen Vertreter gefunden und die angezeigten Schriften sind geeignet, dieselbe weiter zu empfehlen.

R. Str.

Dietlein, Rudolf, erster Lehrer zu Warthenburg a. G., und **Woldemar Dietlein** (Schulinspektor zu Hildesheim). *Deutsches Lesebuch für mehrklassige Bürger- und Volksschulen*. Mit vielen Abbildungen zur Förderung der Anschauung und Vernunftigkeit. A. Unterstufe. B. Mittelstufe. C. Oberstufe. 360 S. Wittenberg, 1873. Verlag von R. Herrosé. 270 S.

Unter der großen Zahl der Jahr aus Jahr ein für die verschiedenartigsten Unterrichtsanstalten erscheinenden deutschen Schullesebücher verdienen die oben erwähnten mit Auszeichnung genannt zu werden. Ausgearbeitet in 3 getrennten Cursen mit Rücksicht auf die allgemeinen Bestimmungen Sr. Exc. des Hrn. Cultusminister Dr. Falk vom 15. Okt. 1872 bieten sie für gehobenerer Volksschulen einen umfangreichen Lesestoff, der mit sinniger Hand in das reiche, frische concrete Leben hineingreift und in den mitgetheilten Stücken poetischer wie prosaischer Form geeignet ist, das Kindesgemüth anzu ziehen, zu erfreuen und zu erheben. Was dazu dienen kann, daselbe mit Heimath und Vaterland, dessen Sitten und Wohnern, seinen bürgerlichen wie öffentlichen, kirchlichen wie staatlichen Einrichtungen vertraut zu machen, und einen christlich ernstesten nationalen Sinn und Freude an allem Schönen und Guten, was Natur und Kunst

und das vielgestaltige Leben der Gegenwart aufweisen, vorn früh auf in ihm zu pflanzen, das ist in diesen Büchern in einer Weise zusammengestellt, die alles Lobes würdig ist. Plan, Auswahl und Anordnung der gebotenen Stücke, die zu dem Besten gehören, was sich aus der deutschen Literatur der nach-reformatorischen Zeit für das jugendliche Alter verwerthen läßt, geben überall Zeugniß davon, daß die Verf. aus langjähriger praktischer Erfahrung kennen, was unsern Bürger- und Volksschulen noth thut, um wahrhaft sittigend und veredelnd, sowie patriotisch anregend auf die künftige Generation einwirken zu können. Nicht prosaischer Nützlichkeits Sinn und eine so viele Volkslehrer unserer Tage charakterisirende Lauheit und Gleichgültigkeit gegen die christliche Religion hat die beiden wackern Schulmänner bei Ausführung ihres Unternehmens geleitet, sondern eine ideale, in christlichen Grundsätzen wurzelnde Lebensanschauung, die sich überall wohlthuend geltend macht, und darum haben sie bei aller Werthlegung auf die Kenntniß des wirklichen Lebens in ihren Lesebüchern der Jugend ein auch in religiöser Hinsicht gesundes Bildungsmaterial geboten, das dieselben in der That zu Volksbüchern im edelsten Sinn des Wortes macht. Erhöht wird deren Werth auch durch die reichen in den Text eingedruckten bildlichen Darstellungen, die freilich in der letzten Abtheilung etwas mehr zurücktreten, aber, wenn auch nicht überall gleich vortrefflich, doch geeignet sind, die so gebotene Lectüre dem jungen Geschlecht um so lieber und werther zu machen. Auf den Inhalt der 3 Cursse im Einzelnen näher einzugehen, verbietet uns die dieser Zeitschrift gesteckte Aufgabe. Bemerken wollen wir aber nur noch, daß, so gelungen und werthvoll uns im ganzen die Arbeit der Herrn Dietlein dünkt, doch unter den Bildern aus Geschichte, Geographie und Naturgeschichte und selbst auch unter den mitgetheilten Gedichten hier und da manches uns zu sein scheint, was für die Fassungskraft der meisten Schüler gebotener Volksschulen etwas zu hoch liegen dürfte. Für die untern, selbst vielleicht mittleren Klassen mancher Real- und höherer Bürgerschulen halten wir die 2 obern Cursse wenigstens noch ganz brauchbar. Wenn ferner an die großen, die Stellung unseres Vaterlands so sehr verändernden Ereignisse der neuesten Zeit, die ja auch die jugendlichen Herzen so tief ergriffen haben, durch poetische wie prosaische Darstellungen in den 3 Cursen reichlich erinnert wird, so daß z. B. sogar verschiedene Depeschen des Königs Wilhelm vom Kriegsschauplatz 1870, Schilderungen der Schlachten von Metz, des Gottesgerichts von Sedan u. a. m. ein-

geflochten sind, so finden wir dagegen eben so wenig zu erinnern, als gegen den letzten Aufsatze Nr. 229 im 3. Cursse aus der Feder von Ferdinand Schmidt, welcher der Jugend die richtigen Gesichtspunkte über die Bedeutung des Kriegs von 1866 eröffnen helfen soll. Sind doch die jetzigen Kinder das spätere Volk, das von früh an in das Verständniß der Zeit, in der es lebt, eingeführt werden muß! In Bezug auf andere geschichtliche Darstellungen aus früherer Zeit jedoch sind, wie uns scheint, etwas zu geflissentlich Thatfachen der preussischen Geschichte und für das preussische Volk ruhmreiche Erinnerungen in den Vordergrund gestellt, was vielleicht der Einführung der sonst so trefflichen Dietleinschen Bücher im außerpreussischen Deutschland etwas Abtrag thun könnte. Trotz dieser kleinen Bedenken empfehlen wir sie aber aus innigster Ueberzeugung als recht weiter Verbreitung werth und namentlich auch zu Festgeschenken für die Jugend geeigneter als so manche die Kindesphantasie vergiftende, aber doch höchlich angepriesene Jugendschrift unserer Tage. D. Bd.

Pädagogik.

Laas, Ernst, Prof. in Straßburg. Die Pädagogik des Johannes Sturm, historisch und kritisch beleuchtet. Berlin, 1872. Weidmann.

Johannes Sturm; der Schulrektor zu Straßburg in der 2. Hälfte des 16. Jahrh., ist unstreitig einer der größten Pädagogen seiner Zeit und hat sich für alle Zeiten in der Geschichte des Gelehrten-Schulwesens eine ehrenvolle Stelle errungen. Seine Schule umfaßte 10 Classen, jede mit einem besonderen Classenlehrer und mit einem bestimmt ausgesprochenem Pensum; was in Beziehung auf Sprachen geleistet wurde, ist erfreulich. Mit 10—11-jährigen Knaben wurden Cicero's Bücher de officiis, die Rede pro lege manilia, Vergils Georgica gelesen, und nachdem man sich einige Monate mit der griechischen Grammatik und ebensolange mit den Aesopischen Fabeln beschäftigt hatte, ging man zu den olynthischen Reden des Demosthenes über. Täglich wurden nicht leichte lateinische Compositionen mit Zugrundelegung der von Cicero im 3. Buch de oratore gegebenen Regeln gefertigt. Natürlich wurden bei solchem Zeitaufwand für die Erlernung der classischen Sprachen und bei solchen Anforderungen in Beziehung auf dieselben die Realien so gut wie außer Acht gelassen, und der Unterricht in der Mutter-

sprache vernachlässigt. Er wurde nur in den Oberclassen und zwar nur bei Erklärung älterer griechischer und lateinischer Schriftsteller über diese Disciplinen getrieben. Sturm hatte es hauptsächlich auf Ausbildung des Ciceronianischen Styls und Ciceronianischer Redefertigkeit abgesehen, leistete aber auch in dieser Beziehung Außerordentliches. Es liegt darum in der Natur der Sache, daß, bei der Aufmerksamkeit, die man neuerdings der Geschichte der Pädagogik widmet, auch Sturms päd. Thätigkeit der Gegenstand genauerer Erörterungen wurde, v. Kaumer hat sich in seinem classischen Werk Bd. I. 208—250 und in den Beilagen S. 257—67 mit derselben beschäftigt und durch diese Darstellung die Blicke unserer Zeitgenossen mehr als früher auf diesen merkwürdigen Schulmann gerichtet. So sehr auch v. Kaumer geneigt ist, die Verdienste desselben anzuerkennen, so ist er doch in seinem Urtheil nicht in jeder Beziehung gerecht gegen ihn geworden, weil er seine Methode und seine Leistungen weniger von dem Standpunkt der Zeit in welcher er lebte, als von dem der Gegenwart aus beurtheilt. Ein besonderes Buch hat der Straßburger Ch. Schmidt (*La vie et les travaux de Jean Sturm, Strasbourg, 1865*) dem Gründer des Straßb. Schulwesens gewidmet; doch gibt er uns mehr einen interessanten Einblick in das Getriebe der religiösen und politischen Kämpfe, an denen Sturm theilgenommen, als eine genaue zusammenhängende Darstellung von dessen pädag. Leistungen. Diese hat Director Böckler in Darmstadt in der Schmid'schen Encyclopädie Bd. S. 312—372 übersichtlich und mit gesundem Urtheil dargestellt. Bei der Veranstaltung der Philologen und Schulmänner zu Heidelberg 1865 hielt Eßlein einen Vortrag (abgedr. in den Jahrb. für Phil. u. Päd. II Abth. 1866. S. 66 ff.) in welchem er zeigte, daß die Charakteristik Kaumers nicht in jeder Beziehung gerecht genannt werden könne. Angeregt durch diesen Vortrag schrieb Dr. Rückelmann eine Vertheidigung Sturms gegen v. Kaumer unter dem Titel: „Johannes Sturm Straßburgs erster Schullektor, besonders in seiner Bedeutung für die Geschichte der Pädagogik.“ Diese leztere Schrift hat hauptsächlich Herrn Naas Veranlassung gegeben, seine vorliegende Monographie abzufassen. Er will in derselben den Nachweis bieten, daß Herr K. sich allzueinseitig zu Gunsten Sturms ausgesprochen habe, indem er eines theils manches was an Sturm's pädag. Wirksamkeit eher zu tadeln als zu loben ist, des Lobes würdig gefunden, und anderentheils wirklich anerkennenswerthe Ansichten und Einrichtungen Sturms demselben als Verdienst angerechnet habe,

während er solche nur von andern Schulmännern entlehnte.

Um eine gerechte sachgemäße Würdigung Sturms herbeizuführen, schildert der Verf. die Ansichten und das Treiben der hervorragenden Humanisten jener Zeit, namentlich derjenigen, die unter Agricola's Einflusse standen, weil diese wieder auf Sturm bestimmend eingewirkt haben. Er setzt auseinander, warum die einseitige Bevorzugung der lateinischen Sprache und Sprachfertigkeit den damaligen Verhältnissen gemäß war — sie war das einzige Verständigungsmittel für den internationalen Verkehr, selbst für den Verkehr der verschiedenen deutschen Stämme untereinander, da noch keine allgemein bekannte und anerkannte deutsche Schriftsprache existirte; sie brachte die Gelehrten aller Nationen einander näher, sowie auch fast alle wissenschaftlichen Werke in derselben geschrieben waren. Darüber aber wird Sturm mit Recht getadelt, daß bei demselben überall die lateinische Redegewandtheit als einziges Ziel des Unterrichts auftritt, dem jede Beschäftigung mit den antiken Autoren dienstbar ist, daß alles Verständniß, alle Observation der Texte nur zu dem Zwecke gesucht wird, dadurch die Stylübungen zu befördern, um durch sie den Altkn allmählich die Eloquenz abzurufen. (S. 105). Um zu zeigen, daß diese Einseitigkeit großentheils auf die Rechnung Sturms zu setzen sei, stellt der Verf. eine Vergleichung zwischen dessen Ansichten und denen Melancthon's an; das Resultat S. 105 spricht zu Ungunsten Sturms. Es ist sichtbar, heißt es, wie Melancthon die Rhetorik zu selbstständiger Bedeutung erhebt, wie sie ihm nicht bloß Mittel zum Zweck ist; sichtbar ist, daß er, von exclusiver Rücksichtnahme auf künftige Redner ablenkend, der Erziehung allgemeinere Bildungsaufgaben vindicirt. Er hat es nicht bloß auf ciceronianisirende Eloquenz, er hat es auf „humanitas“ abgesehen. In diesem Sinne versteht er auch die *logicae artes*; was von Melancthon lobend hervorgehoben wird, ist ein Tadel für Sturm, weil bei diesem das Gegentheil der Fall war. — Im letzten Abschnitte macht der Verf. beherzigenswerthe Anwendungen für das Schulwesen der Gegenwart. Hierbei zeigt er, daß er kein einseitiger Philologe ist. Er erkennt es auch, daß die lateinische Sprache die frühere Bedeutung verloren habe; er will die Schüler nicht mit allzuvielen lateinischen Compositionen und gar nicht mit lateinischen Aufsätzen geplagt wissen; die Aufsatzaufgaben sollten in der Muttersprache geschehen, in welcher allein etwas Tüchtiges geleistet werden könne. Er verlangt gründliche Behandlung deutscher Classiker; als internationale Verkehrs-

sprache müsse die französische gründlich erlernt werden, die englische nur facultativ in der Oberclasse. Besonnen und wohl erwogen ist auch das, was der Verf. über den realistischen Unterricht sagt. Wir theilen noch als charakteristisch die Schlussworte mit: „Seine (Sturms) Schreibungen haben sich heute, wie wir sehen, in vielen Stücken überlebt. Sie waren schon im sechzehnten Jahrhundert das Höchste nicht, was im Gesichtskreis begabter Menschen lag. Aber das Meiste, das heute wie Verkehrtheit erscheint, war es in jenen Tagen mit nichten. Sinnvoller und verdienstvoller dürfte es sein, die Sturmianer der Gegenwart in die Enge zu treiben, als ihren Ahnherrn, den alten ehrwürdigen Rector, aus dem Grabe zu citiren, um ihn für die Sünden seiner Epigonen mit Ruthen zu streichen.“ R. Str.

Bühlmann, Joh., Lehrer in Luzern. **Eine Schulreise in Deutschland.** Ein Beitrag zur Kenntniß der Schulzustände der Gegenwart. Mit einem Anhang: Der Schulofen. Die Schulbank. Die Lesemaschine. Für Lehrer, Schulfreunde, Schul- und Gemeindebehörden. Mit 4 Tafeln Abbildungen. 8. 191 S. Zürich, 1873. Verlags-Magazin. 1 thlr.

Im Herbst 1871 machte der Verfasser des hier genannten Buches eine Reise nach einzelnen Parthieen Mittel- und Norddeutschland, Zweck der Reise war, die deutschen Volks- und Mittelschulen daselbst kennen zu lernen. Durch seine Untersuchungen und die Mittheilung des Gesehenen wollte der Verfasser, so sagt er uns, mithelfen an der unserer Zeit gegebenen Arbeit, nämlich an der Erhöhung der Bildung. Bildung ist ihm das einzige Mittel, die Kraft eines Volkes zu steigern (Vorrede p. 1). — Der schweizer Lehrer richtet seinen Wanderstab nach Frankfurt a. M., Gotha, Weimar, Leipzig und München, besichtigt dort Bürgerschulen, Seminarien für Lehrer und Lehrerinnen, Landschulen, Kindergärten und Gartenarbeitschulen, macht einen Besuch in den Privatschulen zu Schnepfenthal, Jena, (Reiserstein'sches und Henkel'sches Institut), Leipzig (Barth'sches Institut und modernes Gesamtgymnasium) und in der Mädchenenerziehungsanstalt zum Bäumlistortel in Rorsbach, geht in Romanshorn am Bodensee. Was der Reisende gesehen und gehört, erzählt er in den einzelnen Abschnitten der vorliegenden Schrift, welchen noch ein kurzer Abschnitt über das Schulwesen der mittel- und nord-deutschen Staaten im Allgemeinen vorausgeht. Der Verfasser hat offenbar einen tiefen Ken-

nerblick, seine Augen sind offen, er sieht das Allgemeine und Besondere, scheinbar Unbedeutende; das Gesehene kritisiert er. Eöbliches, besonders in Gotha und Leipzig lobt er, Anderes rügt er. Er macht selbstständige Vorschläge für Aenderung und Besserung, er verbreitet sich über die Geschichte der einzelnen Anstalten, macht mit den leitenden Persönlichkeiten, mit der finanziellen und socialen Stellung der Lehrer bekannt. Im Anhang werden die auf dem Titel genannten drei Schulgegenstände einer eingehenden, dankenswerthen Besprechung unterworfen, und wer nach dieser Besprechung etwa einen Schulofen oder eine Schulbank wollte arbeiten lassen, würde in derselben ausreichende Anweisung finden. Ueberall tritt uns der erfahrene, umsichtige, durch und durch praktische Schulmann entgegen. Aber ein Zug durchzieht das Ganze, der jeden Christenmenschen verstimmen und tranken muß. Es ist doch nicht die rechte Bildung, in deren Dienst der Verfasser getreten ist. Daß das positive, das geoffenbarte Christenthum die heiligende und belebende Grundlage aller Bildung und also auch des ganzen Schulwesens sein muß, das ist ihm verborgen; daher sein unverständiger Eifer gegen „Dogmatik“ in der Schule p. 25, seine gehässigen Ausfälle gegen die „geistlichen Herrn“ p. 25; daher preist er die höhere Bürgerschule zu Frankfurt a. M., daß sie sich von dem Katechismusunterricht „glücklich emancipirt“ habe p. 27, und räth an, noch einen Schritt weiter zu gehn und die daselbst allgemeine „Plackerei mit einer Unzahl von Sprüchen und Vebem zu verabschieden“; daher ereifert er sich natürlich auch für die confessionslose Schule und meint, auch bei gefordertem Religionsunterricht sei „der Scheidung noch übergenug“. Es ist traurig, wie ein sonst so verständiger Schulmann dermaßen sich verirren kann und wie die Lehrer der Gegenwart massenweise sich verirren. Man spricht mit einer gewissen Exase von der Herrlichkeit und Wichtigkeit des Religionsunterrichts und auch unfrem Verfasser steht derselbe scheinbar hoch — und nimmt ihm doch allen Halt. Ohne den Untergrund des Glaubens, und zwar der fides quae creditur und der fides, qua creditur; — was bleibt da von Religion nicht übrig? Nichts als eine wirkungslose, sehr bald abgestandene für den Ernst des Lebens und der Ewigkeit lang nicht ausreichende Sammlung einiger blasser Ideen. Vielleicht hat der Verfasser auf dem religiösen Gebiet der Schule traurige Erfahrungen gemacht und Fehltritte und Tactlosigkeiten von Seiten eines Dieners der Kirche erlebt. Allein er schüttet das Kind mit dem Bade aus, und in dem Bestreben, den Tempel der Schule zu reinigen, verschließt er

seine Pforten dem Geiste Gottes und öffnet sie dem Geiste dieser Welt. P.

Kahle, F. Hermann, Königl. Seminar-Direktor in Bütow. Grundzüge der evangelischen Volksschulerziehung. Für Seminaristen und Lehrer dargestellt. 8. 260 S. Breslau, 1873. Dülfer. 1 thlr. 6 sgr.

Verf. hat einmal wieder seinen glücklichen Griff gethan, indem er, wie schon früher mit seiner „Geschichte des Reiches Gottes im alten und neuen Bunde“, ein Buch ausgehen ließ, das recht vielen erwünscht sein wird. Das scheinbar so einfache und naheliegende und doch so lange verkannte Princip alles Lernens und Erkennens, was Pestalozzi wieder zu Ehren brachte und an die Spitze seiner Thätigkeit stellte: „Die Anschauung ist das absolute Fundament aller Erkenntniß“, das hat man im Laufe der Zeiten wieder viel zu sehr vergessen. Wir waren mit der Zeit bis in die Volksschule hinab in eine gewisse Manie des Theoretisirens, des sogenannten bloßen Docirens hineingerathen, ohne daß man genug Rücksicht auf das Ueben und Können nahm. In dieser Beziehung wollen wir doch nie das bleibende Verdienst vergessen, das die viel geschmähten, aber wenig gekannten „Regulative“ gehabt haben. Da heißt es gleich im Eingang: „Der Gedanke einer allgemein menschlichen Bildung durch formelle Entwicklung der Geistesvermögen an abstractem Inhalt hat sich durch die Erfahrung als wirkungslos oder schädlich erwiesen.“ Wir wollen auch nicht vergessen, daß sogar sehr liberale Pädagogen die richtigen Grundsätze der Regulative anerkannt haben, wie z. B. Karl Schmidt sagt: „Die Fundamentalgrundsätze der Regulative sind wahr, weil sie die Grundsätze einer vernünftigen, auf die Naturgesetze des Menschen basirten Pädagogik sind.“ Deswegen braucht man freilich noch kein blinder Verehrer der Regulative zu sein, und wir freuen uns, daß Verf. des vorliegenden Buches mit frischem Muth die organische Fortentwicklung des preussischen Volksschulwesens, welche durch die „Allgemeinen Bestimmungen“ vom 15. Okt. 1872 angebahnt ist, wodurch dem „längst gefühlten Bedürfniß abgeholfen“, daß die Mittelschule ihren Lehrplan erhalten hat, — daß Verf. besonders hierfür durch dies sein neuestes Werk die allerbeste Hülfe zu leisten beabsichtigt und zu leisten auch wirklich im Stande ist. Verf. stellt selbst als leitenden Gesichtspunkt, gleichsam als Ueberschrift seiner Arbeit folgendes hin: „Von der Anschauung auszugehen, das ist die Grundforderung der

heutigen Didaktik. Warum sind wir bei unserm pädagogischen Unterricht im Seminar, nach der vorhandenen Literatur zu urtheilen, noch nicht so weit gekommen? Ich weiß es nicht. Aber ich habe in diesen „Grundzügen“ den Versuch gewagt, den unerquicklichen Weg des Docirens zu verlassen, dagegen überall, wo es möglich und ersprießlich erschien, von der Anschauung, vom Beispiel, von der Beobachtung, von der Thatsache auszugehen, und von da aus entwickelnd fortzuschreiten. Es kann einen bessern Weg nicht geben.“ Verf. ist auch bescheiden genug, wiederholt hervorzuheben, daß es eben nur ein Versuch sei. Refer. glaubt die Hoffnung aussprechen zu dürfen, daß der hier gezeigte Weg willige Nachfolger finden werde. Im 1. Theil wird das „Wesentlichste aus der Geschichte der Erziehung und des Unterrichts“ gegeben nach den Abschnitten: Luther, Bugenhagen, das Jahrhundert nach Luthers Tode, Comenius, Ernst der Fromme, die Schulordnungen des 17. Jahrhunderts, Frände, Friedrich Wilhelm I. von Preußen, Friedrich der Große, Rochow, Basedow und die Philanthropisten, Pestalozzi, die Zeit von Pestalozzi bis zur Gegenwart. Verf. giebt nur ganz kurze einleitende biographische und literar-historische Notizen und führt dann zu den „erquickenden Wassern der Quellen“ und zwar derjenigen Quellen, die für einen zukünftigen deutschen Volksschullehrer am nächsten liegen. Er ist mit Recht dagegen, daß demselben „etwa mit Hülfe Schmidts die Erziehungsmaximen der Chinesen u. eingepreßt werden“, oder „wenn er hier über die philanthropische Erziehungsweise, dort über die preussischen Regulative mit einem wegwerfenden Urtheil hinweggeführt wird, ohne daß er auch nur eine Zeile eines Philanthropisten oder einen Satz aus den Regulativen gelesen hat.“ Nebenbei werden treffliche Winke für weitere Privatlectüre gegeben und auf die dazu sehr geeigneten pädagogischen Bibliotheken von Seyffert, Richter und Beher verwiesen. Die vorreformatorische Zeit wird in Uebereinstimmung mit den „Allgemeinen Bestimmungen“ ausgeschlossen. Dagegen wird, wie Verf. meint, den künftigen Lehrern an Mittelschulen eine Kenntniß dieses Theils der Geschichte der Pädagogik nicht erlassen werden können, was Refer. freilich mindestens zweifelhaft erscheint. „Lesbare Auszüge aus Plato, Plutarch, Quintilian, Augustin u. a. müßten beschafft werden.“ Gerath aber Verf. hiermit nicht schon wieder auf die abschüssige Bahn des utilitarischen Encyclopädismus, der nur den Schein der Wissenschaft hat? Der 2. Theil enthält eine „allgemeine Erziehungslehre“ nach den Abschnitten: 1. Gegenstand der Erziehung. 2.

Wesen der Erziehung. 3. Erziehungsanstalten (Familie, Staat, Kirche, Schule). Der 3. Theil behandelt die „Mittel und Wege der Volkserziehung“ nach den Abschnitten: 1. Unterricht. 2. Außerliche Schuleinrichtungen. 3. Gebetsübung. 4. Einwirkung auf das elterliche Haus. Der 4. Theil ist überschrieben „Der Volksschullehrer“ und behandelt 1) die Bildung, 2) das Amt und 3) den erweiterten Amtskreis desselben. Der 5. Theil giebt unter dem Titel „Die Schulverwaltung“ die wissenschaftlichen „geleglichen Grundlagen.“ Die „specielle Methodik“ ist absichtlich ausgeschlossen und nur der Platz für dieselbe angedeutet, weil hieran überhaupt kein Mangel ist. Ein recht erwünschtes Namen- und Sachregister ist zuletzt noch beigelegt.

Wir empfehlen das Buch schließlich nochmals als ein kurz zusammengefaßtes Quellenbuch des für einen deutschen Seminaristen Wissenswerthesten, mit der besondern pädagogischen Tendenz, daß es eine Anregung und ein Wegweiser sein will für weitere Studien. Aber auch überhaupt kein Gebildeter, der ein Interesse für die Entwicklung des deutschen Volksschulwesens hat, möchte wohl das Buch unbefriedigt aus der Hand legen. Die Ausstattung nach Druck und Papier empfiehlt sich durch die der Verlagshandlung eigenthümliche Sorgfalt.

M.

F. G.

Dörpfeld, J. W. Hauptlehrer in Barmen. **Grundlinien einer Theorie des Lehrplans, zunächst für Volks- und Mittelschulen.** Motto: Eine richtige Theorie ist das Praktische, was es giebt. 8. 95 S. Gütersloh, 1873. C. Verlagsmann. 12 fgr.

Der als alter Praktiker, auch durch schriftstellerische Leistungen sehr vortheilhaft bekannte Verf. hat außer der vorliegenden Schrift, wie er selbst sagt, „über die Didaktik im Allgemeinen“ bis jetzt noch nichts veröffentlicht, weil ihn eine „tiefgewurzelte Abneigung gegen alle Allgemeinheiten“ daran zurückgehalten hat. Er protestirt aber gleichfalls gegen die „Ehrenbruderschaft vom Orden des pädagogischen Praktikantenthums“; nur möchte hier der Vergleich vom kleinen Bübchen, das aus Leibeskräften vor dem kalten Wasser schreit, nicht recht passen. Man sieht hieraus, was man freilich schon längst weiß, daß Verf. eine sehr individuelle, originelle Persönlichkeit ist, die mit klarem Blick und sicherem Schritt ihre Ziele zu erreichen versteht, aber auf Wegen, die nicht gerade jedem, sondern nur Ebenbürtigen zu empfehlen sind. Zur Geschichte der

vorliegenden Abhandlung erwähnt Verf., daß sie unmittelbar nach der bekannten Schulconferenz im Juni 1872 im preussischen Unterrichtsministerium, zu welcher Verf. als Mitglied gehörte, in Arbeit genommen und in der Hauptsache auch vor dem Bekanntwerden der neuen Unterrichtsordnung vom 15. Okt. 1872, eines „so wichtigen und nach seiner Totalität in vielem Betracht trefflichen Gesetzes“, zu Papier gebracht, aber wie Verf. nun sehr bedauert, erst nachher erschienen ist. Man würdigt sein Bedauern, weil er jeden Schein der Parteilichkeit meiden möchte, was ihm nun hinterher doch nicht recht gelingen wird. Refer. muß allerdings zu des Verf. Ehre bekennen, daß er sich vor bloßem Abipprechen und Verdammnis der alten „Regulative“ eben so sehr gehütet hat, als vor geflüstelter Lobhudelei der neuen „Unterrichtsordnung“. Er hält sich streng an die Sache, wie dies auch von einem gründlichen Forscher zu erwarten steht. Die neue Theorie wird „in nuce“ gleich an die Spitze der Betrachtung gestellt, in „compacter Festsaden-Manier und bequemer Westentaschen-Format“. Der Lehrplan der Volksschule muß umfassen: A. Die Wissensfächer: Die Natur, das Menschenleben (in Gegenwart und Vergangenheit) und die Religion; B. Die Muttersprache mit ihren Fertigkeiten: Reden, Lesen und Schreiben; C. Die separirten Fertigkeiten: Rechnen — Zeichnen und Singen.“ Dies soll nun freilich noch keine Theorie, sondern nur eine „kurze, schematische Formel“ sein, die zunächst nur den Gegensatz feststellen soll gegen die bisherige „seit den Regulativen (?) in den deutschen Ländern bis nach Ungarn hinein üblich gewordene“ Einteilung: Religion, deutsche Sprache, Rechnen, Realien, Singen, Zeichnen, (Turnen und weibliche Handarbeiten). Verf. ist gar nicht zufrieden damit, daß auch die neue Unterrichtsordnung die alte Einteilung beibehalten hat, und wir erfahren zugleich bei dieser Gelegenheit, daß Verf. bereits in Berlin während der Konferenz tapfer für seine Einteilung eingetreten, als er durchgefallen ist, letzteres jedoch nur formell, da er der Sache nach ja zu seinem vollen Recht gekommen ist. Verf. protestirt gegen die „Herkommens-Redensarten“, verfällt aber mit seinem etwas idealisirenden Programm in denselben Fehler, wenn er von dem „eigentlichen Sinn“ seines „Berliner Doppel-Antrages“ sagt (S. 8): „Er will einen würdigen Inhalt, also die Wissensfächer, zur Basis des gesammten Unterrichts gemacht wissen. Er wünscht ja formale Bildung; aber eine solche, die an einem wissenschaftlichen Material erworben ist. Er bezweckt eine tüchtige Sprachbildung, aber zu

oberst in und mit der Sachbildung. Er verlangt eine fleißige Leseübung, aber eine solche, die ein denken des Lesers verbirgt, — die nicht dummer, sondern gescheidter macht. Den Fertigkeiten soll überhaupt nichts abgebrochen, sie sollen nur so viel möglich mit den Wissensfächern in eine innige Verbindung gebracht werden, damit das Lernen desto frischer geschehen könne und desto reicheren Gewinn verspreche. Kurz, meine Theorie denkt sich die Volksschule als eine wahre Bildungsanstalt, nicht als eine bloße Fertigkeitsschule, — und eben um der Bildung willen wünscht sie beim Unterricht die möglichste Vereinfachung, Einheit und Concentration.“ Es werden dann aus den obigen 3 Reihen oder Gruppen 6 „didaktische Grundsätze“ abgeleitet, auf die genauer einzugehen leider der beschränkte Raum verbietet. Die Rechtfertigung des Ausdrucks „Wissensfächer“ ist dem Verf. nach unserm Bedünken nicht gelungen; er soll für die Volksschule das sein, was die höheren Schulen „Wissenschaften“ nennen, welcher Ausdruck dem Verf. für die Volksschule mit Recht zu vorzuziehen schien, da er sogar für die höheren Schulen viel gemißbraucht wird. Uns erscheint aber der ganze sein spintifirte Schematismus für die Volksschule und jede Schule mindestens überflüssig, und wir halten es eben lieber mit dem einfachen, empirischen, concreten Aufzählen der Fächer. Die Schulausdrücke mögen ja die Gelehrten unter sich immerhin gebrauchen. Und das führt uns gerade auf den wesentlichen Punkt unserer Frage. Das Büchlein von Dörpfeld enthält allerliebste praktische Winke, wo er immer näher auf die Sache eingeht und anfängt zu exemplificiren. Man hört den gesunden Athenzug des rechten Schulmannes, aber das alles nicht wegen, sondern trotz der etwas zu hoch angelegten Theorien. Refer. bleibt dabei, daß Praxis und nochmals Praxis und abermals Praxis der brennende Punkt bei allen den Fragen ist, welche den Unterricht der Volksschule und überhaupt jeder Schule betreffen, und können wir es daher der neuen Unterrichtsordnung garnicht als ein so sehr großes Verdienst anrechnen, daß sie die achtjährigen Erfahrungen, welche man mit den Regulativen gemacht hatte, weise benutzt hat, wiewohl dies gerade die allerbeste Anerkennung sein soll. Die Regulative kamen auch nicht wie aus heiterem Himmel, sondern waren durch mancherlei Auswüchse einer verbrauchten und theilweise verschrobenen Wissens-Schablone und Methoden-Jügerei, einer oft nicht verstandenen, oft falsch verstandenen sogenannten wissenschaftlichen Pädagogik einem gesunden, für das Nothwendige offenen, praktischen Sinne geradezu aufgedrungen worden. Daß man hier

wieder zu weit ging, daß man z. B. wünschte und glaubte, durch ein Regulativ mehr wahre Frömmigkeit des Volkes von der Schule ausschaffen zu können, daß man in Folge dessen den Gedächtnißkram zu sehr betonte, daß man die Volksschule gar zu sehr nach einer Schablone behandelte und die Anforderungen gar zu wenig idealisirte: nun das lag eben wiederum im Gegensatz. Abstrich erleuchtet. Verbordnungen schaffen wahrlich keinen neuen Geist in die Schule des Volkes, aber sie sind eben zu Zeiten nöthig oder besser gesagt menschlich, und wenigstens ein Ausdruck der jedesmaligen Zeit; sie beanspruchen mehr ein pathologisches als ein reformatorisches Interesse. Nun hört man wieder ein allgemeines Klagen zu Lande über „zuviel, zuviel“. Es wird gewiß nicht mehr, als geleistet werden kann, denn ultra posse nemo obligatur. Jetzt hat es oft den Anschein, als sollte jede einclassige Landtschule eine gehobene Stadtschule werden, was doch in Wahrheit garnicht verlangt wird. Aber so sind die Menschen; erst schreien die einen und dann die andern. Auch ein Cultusminister kann's nicht allen recht machen. Die Hauptsache ist und bleibt doch der Lehrer, seine Bildung, seine sociale Stellung und vor allem seine Treue und Hingebung an seinen Beruf. Das hat uns an der vorliegenden Schrift doch am Besten gefallen, außerdem daß sie sehr nützlich und anregend zu lesen, weil sie voll treffender, aber besonders wieder praktischer Gedanken ist, — nicht die neue Theorie, sondern der gesunde praktische Sinn des Verf., der trotz allem Schematismus immer wieder zum Durchbruch kommt. Verf. ist einmal kein Theoretiker, sondern in eminentem Sinne ein Praktiker, der sich hier auch mal, wie er selbst gesteht, auf das Feld der „Allgemeinheiten“ hinausgewagt, unter dieser Form aber gerade sehr praktische Gedanken über das heutige Verhältniß der Unterrichtsgegenstände der Volksschule zu einander entwickelt hat. Refer. dreht das Motto des Buches um und bleibt dabei: eine richtige Praxis wird in der Schule nur durch die Erfahrung gewonnen und muß dann nothwendig auch die richtige Theorie zur Folge haben. Andererseits kann es geschehen, daß mit hohen Worten über Erziehung und Unterricht gesprochen und geschrieben wird, was oft ganz schön zu lesen ist, und daß ein solcher weiser Theoretiker ein sehr schlechter Erzieher und Lehrer ist.

M.

F. G.

Kirchner, Albert, Consistorialrath in Magdeburg. Gedanken über christliche Erziehung. Ansprache an eine Kreisleh-

rerconferenz gehalten. 68 S. Barmen, 1873. Steinhaus. 5 sgr.

Einfache vom warmen Hauch der Liebe und Treue durchwehte Vorträge, die den Eindruck großer Herzlichkeit machen und darum sehr wohlthuend berühren. Sie behandeln ganz kurz und schlicht eine Reihe von wichtigen Dingen, z. B. die christliche Bildung; die confessionslose Schule; der Erzieher und der Zögling; was heißt erziehen? Das Princip der Erziehung; wonach hat der Erzieher zu streben? Der rechte Erzieher ein Abbild Gottes, u. c. Sechs der Vorträge legen des Gotteswort Jerem. 31, 3 „Ich habe dich je und je geliebet“, zu Grunde und entwickeln in tiefer und doch einfacher Weise daraus den Begriff und das Princip der Erziehung, des Erziehers Ziel und rechte Art. Das kleine Büchlein ist einer edlen und erquicklichen Gabe, denen, welche die Vorträge gehört haben, gewiß ein werthvolles Andenken, wozu das Büchlein in erster Linie auch bestimmt ist. D.

Meyer, Jürgen, Bona. Die Fortbildungsschule in unserer Zeit. 64 S. (Heft 19 der deutschen Zeit- und Streitfragen). Berlin, 1873. Carl Habel. 12 sgr.

Der Verf. geht davon aus, daß unsere Volksbildung eine mangelhafte ist, daß dieselbe den socialistischen Volksbeglückern und ultramontanen und pietistischen Dunkelmännern, „diesen im Dunkel der Volksunwissenheit wirkenden Mächten“ gegenüber nicht den nöthigen Widerstand leisten kann und darum an der Fortbildungsschule einen Secundanten erhalten muß. Kein Mensch wird leugnen, daß eine festgelegte Schulbildung und eine sich daran anschließende Fachbildung — natürlich letztere nur da wo sie möglich ist — ganz wünschenswerthe Dinge sind. Auch das wird kein Mensch leugnen, daß sich formell durch das Gesetz solche Schulen anordnen lassen. Eine ganz andere Sache aber ist die Nothwendigkeit dieser Schulen und, was damit aufs engste zusammenhängt, die Möglichkeit praktischer Durchführung von Idealen der Lehrwelt. Der Verf. hat, dieses Lob darf ihm nicht versagt werden, viel Material zur Bekämpfung des von ihm verteidigten Zwangs der Fortbildungsschule beigebracht und es ist ihm nicht nur einigermaßen schwer, sondern rein nicht möglich geworden, solche Leser, welche wie Ref. in nächster Nähe ihre Erfahrungen über den auf dem geduldrigen Papier stehenden Fortbildungsschulzwang gemacht haben, von der Richtigkeit seiner Ansicht zu überzeugen. Gegen den für die heranwachsende Jugend männlichen

wie weiblichen Geschlechts beabsichtigten obligatorischen Besuch der Fortbildungsschule sprechen folgende, in der (im Ganzen ansprechend geschriebenen) Broschüre selbst angegebene Gründe:

1. Die Volksschule leistet noch nicht einmal aller Orten das, was sie soll, es ist deshalb nöthig, auf der ersten Stufe die Grundlage, einen allgemein befriedigenden Zustand zu schaffen, ehe man weiter geht und höher baut.

2. Der Mangel an Lehrern ist jetzt schon ein schreiender, wie sollte es möglich sein, die Schule höher und besser gehalten, Lehrer für die Fortbildungsschule auf die Beine zu bringen.

3. Zahllosen Familien, welchen die Kinder schon während der Schulzeit hilfreiche Hand leisten müssen, würde durch den Fortbildungsunterricht Anlaß zur Beschwerde über unnöthigen Zwang gegeben.

4. Zahllose Gemeinden würden außer Stande sein, das anständige Honorar für die Herren Fortbildungslehrer aufzubringen.

5. Wenn auch der Schulbesuch erzwungen werden könnte, was sollen die Lehrer mit zahlreichen Bänden gepreßter Schlingel anfangen, welche mit Widerwillen die Fortbildungsschule besuchen und nichts lernen, vielmehr nur Unfug treiben.

6. Was soll in 2—6 wöchentlichen Stunden erreicht werden?

In soviel Zeit lernt ja noch nicht einmal ein Student was recht. Diesen die obligatorische Fortbildungsschule erdrückenden Gründen fügt. Ref. zur Bekämpfung der Träumereien des Verf. und der Lehrertage noch folgende hinzu: Das Volk verlangt keineswegs die Fortbildungsschule, das Volk ist auch keineswegs „vom regsten Bildungsdrang“ befeelt. Wer das Gegentheil behauptet, kamte unser Volk nicht. Die Jugend der Volksschule steht noch in Verbindung mit dem Elternhaus und der Kirche, sie wird nicht bloß unterrichtet, sondern erzogen, die sociale Stellung der aus der Schule entlassenen Jugend ist zum großen Theile eine derartige; aber von Erziehung ist bei der Fortbildungsschule keine Rede. Darum muß auch diese Schule hinter Ableistung des Militärdienstes ganz entschieden zurückstehen. Der Verf. behauptet S. 52 und 53 unbegreiflicher Weise das Gegentheil. Was soll endlich jungen Tagelöhnern, Fabrikarbeitern, Mägden ein mehrjähriger höchst spärlicher Unterricht in „Geschichte“, „Verfassungkunde“, „Volkswirtschaft“, „Gesundheitspflege“ u. dergl. nützen? Würde unser junges Volk zur Christen- und Katechismuslehre angehalten, so würde das mehr werth sein als das bischen Fortbildungsschule. Das ist die Meinung des Ref., der von dem Verf. zu den pietistischen Dun-

kelmännern gerechnet werden muß und zwar zu den juristisch gebildeten Dunkelmännern, was zur Beruhigung oder auch zur Beunruhigung des Verf. schließlich noch angedeutet sein mag.

O. K.

Wagner, Richard, jr. (Verfasser mehrerer zukunftsrechtlichen Schriften). **Das Indenthum in der Volksschule.** Ein pädagogischer Bericht für Eltern, Lehrer und Alle, denen die moderne Erziehung nicht gleichgültig ist. N. 8. 24 S. Zürich, 1873. Verlags-Magazin.

Die Communalsschule, welche der Liberalismus an die Stelle der Confessionsschule setzen will, ist ein Unglück für die Kirche und den Staat. Denn Kraft und Segen erwächst allein auf dem Boden des bekennnismäßigen Christenthums. Der Liberalismus ist aber der unversöhnliche Feind jeden Bekenntnisses. Was darum zu Gunsten der Communalsschule gesagt wird von ihren äußeren, wie inneren Vortheilen, von besserer Eintheilung der Kinder, größerer Planmäßigkeit und Gründlichkeit des Unterrichts, Wahrung des Friedens, Wahrung der Toleranz u. u., das sind alles lauter Redensarten, nichts als Fausen. Die innerste Triebfeder des Liberalismus bei Erstrebung der Communalsschule ist die Feindschaft gegen das bekennnismäßige Christenthum. Man wünscht ein „allgemeines Christenthum“; die Communalsschule soll die Communalreligion herbeiführen helfen, — jene Religion, in welcher nach einem Orakelsprüche Baumgartens „der Geist des Christenthums sich in freier Liebe vermählt mit dem Naturgeiste der Völker und der Sprachen“, und in welcher als oberstes und alleiniges Dogma die schöne Vers gilt: „Christ, Jude, Türke und Sottentott, wir glauben All' an Einen Gott.“

Wenn nun auch aus Gründen der Klugheit der Confessionskatechismus nicht sofort aus der Schule entfernt und statt seiner ein auf irgendwelcher Ränkelei in Paragraphen gebauchtes Religionschema dem Religionsunterricht in der Schule unterbreitet werden wird, wer gibt denn der Kirche die Gewißheit, daß von dem Schullehrer auch nach ihrem Katechismus unterrichtet wird? Der Kirche wird ja durch die modernen Schulgesetze jedes selbstständige Aufsichtsrecht in der Schule geraubt. Und wenn der Schullehrer im Religionsunterricht das Gegentheil der Religion lehrt, mit welchen Mitteln kann sie demselben Räson beibringen? Nach den neuen Schulgesetzen bleibt ja der Kirche auch nicht ein Restchen von selbst-

ständigem Regimente über die Schule. Es muß eben Alles in der Schule ad libitum des Staates gehen.

Man braucht aber nur einen Blick in die „allgemeine Lehrerzeitung“ gethan zu haben, um sofort zu erkennen, daß ganze Schaaren von Schullehrern dem Grundsatz weiland Salzmann's hulbigen, der „sein Konträbächen lieber wollte Tauben rupfen, als den Katechismus lernen lassen“, ja daß sogar gar nicht wenige Lust haben, sich nach jenem famosen Rathschlage zu richten, der am 27. April 1871 im Berliner Verein „für Freiheit der Schule“ also formulirt worden ist: „da die Landesgesetze nun einmal Religionsunterricht in der Schule verlangten, so solle man den Namen beibehalten, aber unter dieser Firma Philosophie und Moral einschmuggeln.“

Ein unwiderleglicher Beweis für diese Voransetzung ist auch in vorliegendem, von einem Schullehrer abgefaßten Schriftchen gegeben, das freilich in materieller, wie auch ganz besonders in formeller Beziehung so armseelig ist, daß es nur als Zeichen der Zeit eine Besprechung verdient. Der „zukunftsrechtliche“ Schriftsteller versteht unter dem „Indenthum“, welches um jeden Preis als jugendverderbend aus der Schule entfernt werden muß, ganz dasselbe, was Arnold Ruge unter „Asiaticismus“ verstanden hat, —: das Christenthum. Er beklagt es, daß „die guten Kleinen, die so munter und frisch in die Welt blicken, mit den ernsthaftesten, traurigsten und bedenklichsten Geschichten geplagt werden sollen, wie mit der Geschichte vom Sündenfall, dem Brudermord, der Sündfluth, der Zerstörung Sodoms u. u.“, während wir doch „gemüß schöne Geschichten, passende Fabeln und herrliche Märchen besäßen“ und die „Namen Aristoteles, Sokrates, Mahomed, Copernikus, Columbus, Gutenberg, Washington, Franklin, Watt, Humboldt, Schiller gewiß weit mehr Wichtigkeit hätten für die Ausbildung des moralischen Gefühls als ein Jakob, Simson, David, Elias, an deren Namen sich sehr verwerfliche und bedenkliche Thaten knüpften.“ Wenn es nun aber sogar „nicht zu leugnen sei, daß durch das Lesen in der heiligen Schrift schon oft das entseßliche Laster der Onanie erzeugt worden sei, so solle man ganz schweigen von dem hohen Werthe der Bibel für die Jugend.“ Und nun gar der Katechismus! Das I. Hauptstück sei zwar noch das verständlichste, aber doch biete es „launter längst überlebte Dinge, mit denen man unsre Jugend nicht plagen sollte.“ „Was brauche ein bei uns aufwachsendes Kind von Abgöttern zu wissen? Warum solle ein guter Knabe, ein zartfühlendes Mädchen so frühe das 5. Gebot

erlernen? Was habe unsere Jugend mit dem Ehebruche zu thun? Wozu das ewige: du sollst nicht! Sei es nicht komisch, wenn ein Schulkind spreche: Du sollst dich nicht lassen gelüsten des Nächsten Weib! Und welcher Lehrer hätte sich nicht verlegen gefühlt, wenn er den Satz erklären solle, daß Gott die Sünden der Väter heimfuche an den Kindern?" Und dazu noch so viele Sprüche, die nicht allein ganz undelikat seien, sondern sogar „zu unseren naturkundlichen Anschauungen nicht paßten"! „Ein Auge, das den Vater verspottet und verachtet, der Mutter zu gehorchen, das müssen die Raben am Bach aushaden und die jungen Adler fressen. Ist das eine Sprache für Kinder?" — „Wer Menschenblut vergießt, des Blut soll wieder vergossen werden. Hu, ein Nachtfrost auf die zarten Blüthen des Kinderge müths!" — „Entzuech dich nicht von deinem Fleisch! Sehr fein ausgedrückt, nicht wahr?" — „Das Dichten des menschlichen Herzens ist böse von Jugend auf. Natürlich; die Erbsünde ist Dogma, das sich sehr gut rentirt". — „So du durchs Wasser gehst, bin ich bei dir, daß dich die Ströme nicht sollen ersäufen. Welch sinnloses Geplauder!" — „Zimmer und über all lauter längst überlebtes Judenthum!" — — Doch satis superque! Der Esel übernimmt einen. Was soll aber werden, wenn Gesellen von der Art dieses „zukunftsfeindlichen" Autors durch die moderne Schulgesetzgebung in der Communalsschule freie Bahn bekommen für ihre gotteslästerliche Dummheit? . . Herder hat einmal gesagt, daß er dem Basadowischen Philantropin kein Kalb, geschweige denn ein Kind zur Erziehung anvertrauen würde. Was würde er wohl zur Communalsschule sagen? . . Sicherlich, wie auch wir: „Kirie eleison, Herr Gott erbarm dich unser und unserer armen Schuljugend!" —

H. D.

Zur Kritik des heffischen Schulgesetz-Entwurfs.

Ein Urtheil über den Gesetzentwurf:
Das Volksschulwesen im Großherzogthum Hessen betreffend. gr. 8. 52 S.
Mainz, 1873. Kirchheim. 4 fgr.

Bekanntlich macht man jetzt im Großherzogthum Hessen auf allen Lebensgebieten die größten Anstrengungen, um dem Lande Baden den langjährigen Vorrang als liberaler Musterstaat abzugewinnen. Des ist auch ein Zeichen der neue Volksschulgesetzentwurf, der von der 2. Ständekammer bereits durchberathen, wenn möglich noch etwas liberaler zugeschnitten, und für das beste Schulgesetz nicht allein

Deutschlands, sondern ganz Europas, also der ganzen Welt erklärt worden ist. Letzteres im Sinne des Liberalismus mit Zug und Recht! Denn wir wissen wirklich kein ministeriell-parlamentarisches Opus, das in einem solchen Grade von kirchen- also christenthumsfeindlichem Geiste erfüllt wäre, wie der besagte Entwurf.

Dem „omnipotenten Staate" wird das all-einige Eigenthumsrecht an die Schule zugesprochen und ein unbeschränktes Unterrichts- und Regimentsmonopol ausgestellt. Die Bande, welche seither durch die Organisation sämmtlicher Schulbehörden zwischen Schule und Kirche noch bestanden, werden bis auf ein minutiöses Häserchen kurzer Hand zerschnitten und die Kirche wird mit einer gnädigen Verbeugung für seither geleistete gute Dienste entlassen, oder um den Sachverhalt in der urbanen Redeweise des Abgeordneten Dernburg noch genauer zu präcisiren: die Kirche wird zur Schule „hinausgeworfen."

Nur in dem Ortschulvorstande ist der Kirche in der Person des Pfarrers noch eine Art von Vertretung gegönnt. Der Vorsitz des Schulvorstandes ist dagegen dem Pfarrer als solchem principiell abgeprochen. Nur aus Zweckmäßigkeitsgründen d. h. wenn sonst Niemand zu finden ist, kann er an denjenigen Orten, die nicht mit der Städteordnung begabt sind, mit der Stelle eines Vorsitzenden auf Widerruf von der Kreis-Schulcommission betraut werden. Alle seine Amtsbefugnisse reduciren sich aber nach einem geflügelten Worte des Abgeordneten Köhler auf seine „Verwendung bei Bagatellsachen." Selbst wenn der Schullehrer den Unterricht in der Naturgeschichte benutzen sollte, um die Lehre von der Schöpfung des Menschen durch Gott zu Gunsten des Vogt-Büchner'schen Affenglaubens, und das Einmaleins, um die Lehre von der Dreieinigkeit lächerlich zu machen, selbst dann hat er dem Schullehrer gegenüber nur das Recht einer „freundschaftlichen Berathung."

Selbst bezüglich des Religionsunterrichts ist die Kirche durchaus nicht selbstständig, sondern an die „ministeriellen Reglements" gebunden. Und ob der betreffende Schullehrer zur Ertheilung eines geeigneten Religionsunterrichts die gehörige Qualifikation besitzt oder nicht, das geht die Kirche gar nichts an, ja sie kann sich sogar über das Vorhanden- oder Nichtvorhandensein dieser Qualifikation weder vorher noch nachher die Kenntniß verschaffen. Sie darf weder mit dem Schulamtsaspiranten selber eine Prüfung abhalten, noch auch der von anderer Seite her mit demselben abzubaltenden Prüfung amwohnen. Die Kirche ist durch den neuen Gesetzentwurf in Bezug auf die Schule rechtlos und mundtödt gemacht.

Sollte nun dieser Entwurf mit allen seinen Härten und Ungerechtigkeiten wirklich Gesetz werden, dann wäre es in der That am besten, wenn die Schule ganz von der Religionsunterrichte emancipirt und die Ertheilung desselben lediglich und allein der Kirche zuerkannt würde. Denn was in der Communalsschule, die im Principe angenommen ist, für die Religion zu erwarten ist, liegt in dem schönen Verse ausgesprochen:

Sei's Jude, Türke, Heide, Christ,
Wenn er nur vernünftig ist.
Und wenn er dann vernünftig ist,
So ist der Jude auch ein Christ.

Bzüglich des Religionsunterrichts in der Schule acceptiren wir das Motto von David Strauß: „Entweder ganz oder gar nicht; — entweder ganz confessionellen Religionsunterricht oder gar keinen. Denn nichts ist schädlicher, als das Halbe, Unentschiedene, Verschnörkelte, Verwässerte, Verallgemeinerte“.

Somit ist es selbstverständlich, daß besagter, Gesetzentwurf auf Seiten der katholischen wie der evangelischen Geistlichkeit, durch Petitionen und Rechtsverwahrungen die entschiedenste Opposition erfährt, während in Conferenzvorträgen, Zeitungsartikeln und besondern Broschüren das in vorliegender Frage unbestreitbare Recht der Kirche und Unrecht des Staates klar und deutlich aufgedeckt und ausgesprochen wird.

Letzteres geschieht denn auch durch eine katholische Zeitschrift lichtvoll, überzeugend und ohne leidenschaftliche Erregtheit in vorliegendem Schriftchen. I) wird nachgewiesen, daß „die Aufgabe der Volksschule“, nicht allein unterrichtend, sondern auch erzieherisch zu wirken, nur dann erreicht werden kann, wenn „man ihr ihren confessionellen Charakter beläßt.“ — II) wird „das Verhältniß des Staates zur Schule“ dahin festgestellt, daß ersterer seinem eignen Interesse am besten diene, wenn er „die christlichen Eltern und die christliche Kirche in der sittlich-religiösen Erziehung und Bildung der christlichen Kinder schützt und unterstützt.“ — III) wird „das Verhältniß der Kirche zur Schule“ beleuchtet und dargethan, daß a. durch die Verwandlung der Confections- in Communalsschulen, b. durch die Ausschließung bestimmter geistlicher Personen vom Schuldienste, c. durch die Entfernung kirchlicher Organe aus allen oberen Instanzen des Schulregiments, d. durch die Einmischung des Staates sogar in den Religionsunterricht —: nicht allein die Kirche in ihrem heiligen Rechte, sondern auch die Schule in ihrer geeigneten Existenz aufs äußerste geschädigt wird. IV. wird „das Verhältniß der Familien

zur Schule“ dahin präcificirt, daß letztere eine „Hilfsanstalt“ der Ersteren sei und „die Eltern darum gewiß das erste Recht hätten, eine Schuleinrichtung, einen Unterricht, eine Erziehungsweise und Lehrer zu verlangen, wie sie der hohen Verantwortung entsprächen, die die Eltern bezüglich der Fürsorge um ihre Kinder vor Gott hätten“, daß ihnen aber kein weiteres Recht an die Schule belassen werde als: „die Kinder zu liefern und das Geld zu bezahlen.“ — V. Wird durch einige „Schlußbemerkungen über den „Unterricht in den Realien“, die „Aufhebung der Halbtagschulen“ 2c. dasselbe Facit gezogen, was auch gezogen ist in den Worten St. Pauli: „Christum lieben, ist besser, denn alles Wissen.“ Und dazu sagen wir Ja und Amen und bitten Gott, daß er mit seiner allmächtigen Hand einen Strich mache durch den neuen Schulgesetzentwurf für das Großherzogthum Hessen.“
L. H. D.

Kräzinger, Dr., Der Schulgesetz-Entwurf für das Großherzogthum Hessen.

Ein Referat auf der Friedberger Conferenz erstattet und auf Veranlassung derselben veröffentlicht. 18 S. Darmstadt, 1873. In Commission von J. Witz. 4 sgr.

Die Hauptwichtigkeit dieses zu besprechenden Vortrags beruht, von seinem inneren Werthe ganz abgesehen, in dem Umstande, daß er „auf der Friedberger Conferenz erstattet und auf Veranlassung derselben veröffentlicht“ worden ist. Dadurch ist der unwiderlegliche Beweis geliefert, daß der neue „Schulgesetz-Entwurf für das Großherzogthum Hessen“ die Mißbilligung der gesamten hessischen Geistlichkeit gefunden hat, selbst derjenigen, die — wie das bei der Friedberger Conferenz der Fall ist — in liberalster Weise dem absorptiven Unionismus huldigt.

Dem Vortrage ist vorangestellt der Brief eines Mannes aus Baden, den der Verfasser „für durchaus zuverlässig, für einen guten Beobachter, erfahrenen Kenner des Schulwesens, keinerlei decidirten kirchl. Partei angehörig und vor allem für einen maßvoll und besonnen urtheilenden Mann zu halten alle Ursache hat.“

Die Wirkungen des seit 5 Jahren bestehenden neuen badischen Schulgesetzes, welches nunmehr, wenigstens im Principe der Com.-Schule, von dem hessischen an Radikalismus überholt wird, werden von dem Badenser dahin festgestellt, daß 1) in Folge der „Beschränkung des Religionsunterrichts die relig. Bildung in der bad. Jugend sehr abgenommen hat“; daß 2)

„die Leistungen in den weltlichen Gegenständen im Wesentlichen nicht besser geworden sind als früher“; daß 3) der „Confessionsgegensatz oft nur verschärft (bei den Katholiken), oft aber auch auf verkehrte Weise indifferenzirt worden ist“ (bei den Protestanten); daß mithin 4) „von all den glänzenden Erwartungen, die man gerade in Baden mit dem neuen Schulgesetze verband, bis jetzt wenig in Erfüllung gegangen ist.“

Auf diesen negativen Ergebnissen des badischen neuen Schulgesetzes fußend, beantwortet nun der Verfasser in seinem Referate über den heffischen Schulgesetz-Entwurf folgende drei Hauptfragen: 1) Wie ist der Entwurf gekommen? 2) Was bringt der Entwurf? 3) Welche Verbesserungen wären in erster Linie wünschenswerth?

1. — Wie allenthalben, so war auch in Hessen seit der Reformation die Schule in der Hand der Kirche. Aber schon in den zwanziger Jahren begann „das Drängen des Liberalismus“, die Schule der Kirche zu entreißen und dem Staate auszuliefern. Durch das Schulebitt von 1832 geschah denn auch dem Liberalismus insofern ein Genüge, daß mit Aufhebung des Kirchen- und Schulraths, dem Staate die Oberaufsicht über die Schule zuerkannt wurde. Aber der Kirche verblieb doch immer noch ihr Recht an die Schule, „indem die Geistlichen (als solche) Vorsitzende des Schulvorstandes blieben, und den beiden Hauptconfessionen sowohl in der Kreisschulcommission, wie in der obersten Schulbehörde Sitz und Stimme gegeben wurde.“ Auch blieben im ganzen Lande die ungemischten Schulen die Regel, die gemischten galten nur als eine — wenn die Verhältnisse es dringend erheischten — erlaubte Ausnahme. — Von 1832—66 herrschte auf dem Gebiete der Schule fast vollständige Windstille, während welcher durch die Hand Kettlers der Einfluß der kathol. Kirche auf die Schule wieder aufs festeste consolidirt wurde, während es auf Seiten des evang. Kirchenregiments bei bescheidenen Anstrengungen verblieb. Aber „seit dem Jahre 1866 und gar 70, wo der deutsche Schulmeister das deutsche Reich gemacht haben soll, kam es zum Sturm gegen die sog. Pfarrschule, als auf das eigentliche innere Duppel. Angriffe auf die Kirche, die „an allem Schulhammer schuld“, füllten die Spalten des „heffischen Schulboten“. Der heff. Lehrerstand organisierte sich in dem „allgemeinen Lehrerverein“. Man verlangte ein neues Schulgesetz wie in Baden. Zwar widerstand anfangs die Regierung und „erklärte in der Kammer das Schulebitt für aus-

reichend und vorzüglich“. Aber auf die Dauer vermochte sie doch nicht dem Andringen des „modernen Zeitbewußtseins“ erfolgreich Stand zu halten. Sie gab den neuen Schulgesetz-Entwurf, „ohne daß irgend eine Verständigung mit einer kirchl. Behörde beliebt worden wäre“.

So ist der neue Gesetz-Entwurf gekommen; er ist eine Concession des Bürokratismus an den Liberalismus.

Sonach wird jeder Einsichtige dem Verfasser bestimmen müssen, wenn er

2) behauptet: a. „Der Entwurf unterschätzt die Bedeutung der Kirche für die Volkserziehung, sucht darum deren Mitwirkung im Schulleben möglichst zu beseitigen und auf die Ertheilung von ein paar Religionsstunden einzuschränken und wenn die seitherige Volksschule die Religion in das Centrum stellte, so ist sie jetzt, trotz aller gegentheiligen Versicherungen in die Peripherie des Schullebens versetzt.“ Aber jede, auch „die nationale Erziehung des Volkes hängt mit den rel. kirchl. Gütern des deutschen Protestantismus aufs Innigste und unzertrennlich zusammen, und eine Volkserziehung, die es unternehmen würde, diesen inneren Zusammenhang einfach zu ignorieren, könnte zu einer deutsch-nationalen nimmermehr ausschlagen, sondern würde dem deutschen Reichsfeinde in die Hände arbeiten.“

b. Der Entwurf sucht die Durchführung eines unconfessionellen, kommunalen Schulsystems durchaus zu begünstigen und überall allmählig durchzusetzen, indem selbst da, wo unter ungemischter Bevölkerung seither rein evang. oder rein kathol. Schulen bestanden haben, wo also vorerst keinerlei Nothigung oder auch nur Anlaß zu gemischten Schulen vorliegt, ohne Weiteres die unterstellende Voraussetzung angenommen ist, als ob dieselben, da die politische Gemeinde zur Unterhaltung beiträgt, als kommunal zu betrachten seien.“ Ja es ist nicht einmal die Möglichkeit offen gelassen, daß eine Communalsschule in eine Confessionsschule umgewandelt werde, und — es klingt unglaublich — die Lehrer an einer in diesem Sinne dennoch etwa umgewandelten Schule verlieren die Alterszulagen. — Die Folgen der Communalsschule sind aber verberblich, indem durch die unausbleibliche Hintenansetzung der Religion der religiös-sittliche Charakter des Volks, „und zwar namentlich des protestantischen, entnervt, entkräftet und abgeschwächt wird.“ „Oder woher kommt es denn, daß gerade in Gemeinden, wo die Communalsschule seit einem Menschenalter herrscht, dort der kirchl. Ge-

meinschaftstrieb des Protestantismus, das kirchl. Leben der Evangelischen oft fast bis in die Nähe des Gefrierpunktes herabgesunken ist, wogegen gerade dort die römische Kirche einen ganz besonders kräftigen Lebenstrieb dennoch rasch und aufs Neue entfaltet?"

c. „Der neue Entwurf, wiewohl er die rel. sittl. Bildung für die Grundlage erklärt, verlegt doch sichtlich den Schwerpunkt in die realistische Bildung.“ Ohne nun den relativen Werth der Realien bestreiten zu wollen, muß es doch bei dem Worte Prof. Holzmann's sein Bemenden behalten: „Die deutsche Volksbildung wird nie auf die Dauer in der ästhetischen, philosophischen oder naturwissenschaftlichen Schrift ihren Grund finden können, sondern nur in der Religion. Für dieses einfache Resultat aller Experimente, die seit 200 Jahren gemacht worden, kann immerhin Brief und Siegel gegeben werden“.

d. „Der Entwurf gibt dem Lehrerstande mit Recht eine würdigere Stellung im Schulorganismus, dem Geistlichen dagegen eine mißliche, nahezu unwürdige.“ Denn dem Schullehrer ist der Sitz im Ortschulvorstande eingeräumt, während dem Geistlichen zwar nicht der Sitz, aber doch der seitherige Vorsitz im Principe abgesprochen ist und ihm derselbe, wenn es nicht anders geht, nur auf Widerruf von der Kreisschulcommission verliehen werden kann. Auch in die Kreisschulcommission kann der Geistliche als solcher keine Aufnahme finden, „während die durchaus nicht pädagogisch gebildeten Kreisräthe und Bürgermeister eo ipso darin sind.“

Nach einigen Bemerkungen über die „Controle der Unterrichtsleistungen“ und den obligatorischen Besuch der Fortbildungsschule“ nennt dann der Verf.

3. in 6 von der Conferenz angenommenen Thesen die Hauptpunkte, in denen vornämlich „Verbesserungen des Entwurfs wünschenswerth“ wären. Wir heben als besonders wichtig folgende hervor:

1. „Bei Einführung der Communschulen müßten auch die Kirchenvorstände zugezogen und befragt werden.“

4. „In Dörfern führt der Geistliche im Schulvorstande den Vorsitz, in Städten sind dagegen die Geistlichen nur Mitglieder, der Bürgermeister Vorsitzender des Schulvorstands.“

5. „Ein Geistlicher von beiden Confectionen hat in der Kreisschulcommission Sitz und Stimme und bei den Schulprüfungen im Auftrage der Kirche, aber zugleich als Beauftragter des Staates, in der Religion zu prüfen.“

6. „Die evangelische Kirche hat auch ein

Recht, in der obersten Schulbehörde vertreten zu sein. Diese Vertretung kann durch einen Geistlichen oder Nichtgeistlichen geschehen.“ —

Im Großen und Ganzen können wir dieser Beurtheilung des „Schulgesetz-Entwurfs für das Großh. Hessen“ nur beistimmen. Nur in einigen Punkten sind wir zu Gegenbemerkungen genöthigt. Wir können nämlich auch der katholischen Kirche gegenüber kein „Bedürfniß“ bezüglich einer neuen Schulorganisation erkennen. Denn der Staat hatte auch seither genug Mittel zur Disposition, um etwaigen Uebergriffen energisch entgegenzutreten zu können. Auch müssen wir es bestreiten, daß „ein formelles Recht auf die Schule seit 1832 für die Kirche nicht mehr existiere.“ Dieß Recht liegt eingeschlossen in der Bestimmung des Edicts von 32, wonach die Pfarrer die gebornen Leiter der Schule sind und die Kirche in allen Instanzen des Schulregiments vertreten sein soll. Ferner ist uns nicht ersichtlich, warum bloß auf den Dörfern und nicht auch in den Städten der Pfarrer Vorsitzender des Schulvorstandes sein soll, da ja der Verf. selbst behauptet, daß die Bürgermeister keine pädagog. Bildung hätten, was aber bei den Pfarrern durchschnittlich der Fall ist. Endlich müssen wir es als ganz unpraktisch und incorrect bezeichnen, daß die Geistlichkeit, wenn die gestellten pia desideria kein Gehör fänden, sich dennoch auch nach Maßgabe des neuen Entwurfs zum Dienste an der Schule hergeben sollte. Die Lage ist ganz verschieden von der in Preußen, viel radikaler, viel kirchenfeindlicher. Der confessionelle Religionsunterricht ist freiwillig Pflicht der Geistlichkeit, die sie jetzt noch viel treuer wie früher erfüllen muß. Was aber drüber ist, das ist vom Uebel. Vornämlich sollte sie uno tenore den Vorsitz im Schulvorstande ablehnen. Dadurch wurde der Staat in eine Art Hungerkur genommen. Denn wo will er taugliche Individuen, namentlich auf den Dörfern, hernehmen, wenn die Geistlichkeit refüsiert? So könnte der Staat allmählich zur Erkenntniß gebracht werden, daß er die Kirche viel nöthiger hat, als die Kirche ihn. Aber eins ist als Grundregel bei dem ganzen Vorgehen festzuhalten: *Juncti valeamus, collidentes frangimur!* —

L.

H. D.

Erzählungen. Dichtungen.

Grote, Ludwig, Pastor a. D. Aus der Kinderstube. Niedersächsisches Kinderbuch. Ein Heim und Vierschatz für

Eltern und Kinder. 2. Auflage. 8. 498 S. Hannover, 1872. Selbstverlag des Verfassers.

Verdientermaßen hat dieses Werk schon nach kaum zwei Jahren eine neue Auflage erlebt, ein Beweis, daß es Anhang gefunden. Dasselbe ist in drei Abtheilungen geschieden. Die erste enthält Mutter- und Ammenscherze, Schooß- und Knieliedchen, Wiegen- und Schlaflieder. Die zweite reiht daran Kindergebete, Erbauliches und Verschauliches, Jahreslieder, Verkehr mit der Natur und Thierwelt, Kindertänze und Spiele, Buchstabier- und Sprachübungen, Schullieder und Schulscherze. Die dritte schließt das Ganze ab mit Neckmärchen, Kinderpredigten und Schwänken, allerlei Reimen und Versen, Sprüchen, Sprichwörtern und Räthseln.

Aus dieser einfachen Angabe erhellt schon für den auf diesem Gebiete Kundigen, um wie Vieles reichhaltiger an Stoff unser Buch ist, als z. B. Simrocks Kinderbuch, in welchem zuerst eine Sammlung des urwüchsig Volksthümlichen aus der Kinderwelt Alldeutschlands versucht war. Fast unter allen oben verzeichneten Rubriken hat Grote Neues und Ansprechendes aufzufinden verstanden.

Dieses, trotz aller provinziellen Variationen Gemeinsame in der Volkstradition stellte er deshalb auch mit Recht seiner Sammlung immer voran, und zwar wesentlich in der ihm geläufigen niederdeutschen Form und Mundart, die an und für sich diesen Mittheilungen den unwillkürlichen Stempel des Naiven aufdrückt. Wenn er aber sein Werk „Niedersächsisches Kinderbuch“ nennt, hat er damit doch nicht eine thatsächlich unmögliche Grenze der verwandten Stoffe ziehen wollen. Er gedachte nur das Beste, was sich auf diesem Felde in Niedersachsen eingebürgert zu geben, natürlich mit vollständigem Ausschluss des Gemeinen und Irreligiösen, nicht aber des Neckischen und Derben.

Demgemäß kann er denn auch mit Recht sein Buch einen „Reim- und Lieder-schatz für Eltern und Kinder“ nennen, und man darf hoffen, daß man mit dessen Empfehlung Allen, die noch gesunde Herzen und Sinne haben, einen Dienst erweist. Soll die gute, christlich-deutsche Art unseres Volkes bei dem Alles verwischenden Zeitgeiste noch eine Weile Stand halten, so muß in der Kinderstube dazu der bewußte Grund gelegt werden. Die sonst selbstverständliche und hergebrachte Freude an dem heimisch Ueber-

lieferten und darum Schwürdigen und Alten ist ohnehin in immer rascherem Schwinden begriffen, und wie alle Einsichtigen klagen wahrlich nicht zum Besten unseres Volkes!

Ein Buch, wie das vorliegende, kann in seinen engen Grenzen einem unverdorbenen Auge die starken Wurzeln unserer Kraft zeigen, und die zarten Fasern derselben, die den gesammten Organismus des Volkslebens seelisch zusammenhalten, von innen heraus erfrischen. Darum ist dasselbe auch weniger zur gelehrten Kenntnißnahme, oder zum flüchtigen Durchlesen gemacht, wie zum Gebrauchen, zum täglichen Gebrauchen in der Kinderstube, indem man das individuell Zusagende daraus in die Herzen der bildsamen Jugend pflanzt, als ein gutes Erbtheil für später; — und dazu segne Gott allerwärts den Gang dieses dankenswerthen Buches in seiner niedersächsischen Heimath nicht allein, sondern auch draußen im weiten großen deutschen Vaterlande!

Für eine weitere Auflage empfehlen wir dem Verfasser in den einzelnen Abtheilungen das aus der mündlichen und oft sehr lokalen Tradition Geschöpfte, und das mit derselben stofflich zunächst Verwandte der Kunstdichtung nicht unterschiedslos aneinanderzureihen, sondern, dem Auge sichtbar, zu trennen, oder wenigstens die Namen der Autoren, soweit dies möglich, unter den einzelnen Stücken zu nennen, und endlich der Ausmerzung verschiedener irreführender Druckfehler die nöthige Sorgfalt zu widmen. Vd.

Reck, Karl Heinrich. Sedan. Ein deutsches Heldenlied. kl. 8. 69 S. Halle, Waisenhaus, 1873. — (Dem General Frh. Edwin von Manteuffel gewidmet.) 10 sgr.

Die Beschreibung einer Schlacht, und zwar nicht einer antiken mit Einzelkämpfen, sondern einer Schlacht der Neuzeit, zum Gegenstand eines epischen Gedichtes zu machen, das möchte manchem ein gewagtes Unternehmen scheinen, und, ehrlich gestanden, es schien uns selbst so, als wir den Titel lasen. Aber mit steigender Bewunderung lasen wir von Blatt zu Blatt, von Bogen zu Bogen weiter, und freuten uns in die Seele hinein, wie der Dichter diese Schwierigkeiten zu überwinden und den scheinbar spröden Stoff zu einem poetisch-bildsamen zu gestalten mußte. Nicht, daß er die geschichtliche Wirklichkeit verließ, und in allgemeinen Phrasen oder hochtrabenden Gleichnissen dahinschlüpfte; nein! er gibt uns eine ganz genaue, geschichtstreue Darstellung aller einzelnen Aktionen auf allen

einzelnen Punkten und ihres Zusammenwirkens, so, daß wir uns kaum eine so klare Darstellung dieser complicirten Riesenschlacht gelesen zu haben erinnern. Und dennoch ist seine Darstellung durch und durch poetisch und wahrhaft episch. Es war ein sehr glücklicher und richtiger Griff, daß der Dichter zur Form weder den Hexameter, noch die Nibelungenstrophe, noch die Oktave noch irgendwelche Reimstrophe gewählt hat, sondern den schlichten fünfsüßigen Jambus. Dadurch ist er von vornherein der Gefahr entgangen, dem Reim zu Liebe breit oder phrasenhaft zu werden; er hat sich die Möglichkeit geschaffen, in schlichtem ruhigem Ernst, wie es allein dem Stoffe gemäß war, zu erzählen, und so erzählt er denn in gewählter, gehobener, immer aber natürlicher Sprache. Statt alles weiteren Lobes geben wir eine Probe:

Denn furchtbar dräute hier der arge Feind;

Unnahbar lag der Lindwurm auf den Bergen.

Von la Moncelle nördlich bis nach Daigny
Und wieder bis zum Felsenest Givonne
War meilenlang die steile Höh gesäumt
Mit blankem Mordzeug, das im Sonnenstrahl

Wie Drachenzähne glänzt' und funkelte;
Und vor der Wand, die wie ein Festungswall

Das eingeschlossene Heer gen Osten schirmte,
War tief des Thales Mulde eingeschnitten,
Ein Riesengraben, drin ein hurtger Bach
Maaswärts die Berggewässer leitete,
Wer wagte den Sturm auf diesen Drachenfels?

Noch rang die Morgensonne mit dem Nebel,

Da zog der Sachsen Heeresäule her
Auf la Moncelle. Die ersten Bataillone
Mit ihrem Feldgeschütz — sie kamen,

Und siegten; aus dem Marsche ward ein Lauf,

Und aus dem Lauf ein Sturm, und ehe noch

Lebrun sich recht besonnen, ob die Baiern
Von Süden stießen, ob ein neuer Feind
Von Osten drängte, war die feste Burg
Wie aus dem Stegreif überwältigt, er
Jenseits des Bachs geworfen, la Moncelle
In Sachsenhand.

Daß der Dichter von Einzelanekdoten nur seltenen und sparsamen Gebrauch macht, ist der Würde des Gedichtes angemessen. Eine warm christliche Gesinnung weht aus

dem trefflichen Ganzen und spricht sich am Schlusse offen aus.

N. E.

Grosse, Julius. Erzählende Dichtungen.

Band V. u. VI. 120 u. 85 S. Berlin. Franz Vipperheide. Geh. jeder Band 1 thlr.

Mit den gegenwärtigen letzten Bändchen der „erzählenden Dichtungen“ Großes gelangt die hier schon früher besprochene Sammlung zu ihrem harmonischen Abschluß. Wir können uns über dieselben diesmal kurz fassen und auf unsere vorherige Anzeige einfach zurückweisen, da auch diese letzten Gaben ihren Vorgängern in Nichts nachstehen.

Mit besonderer Vorliebe behandelt der Autor orientalische Stoffe, und weiß deren ganze phantastisch-tolle und volle Märchenwelt mit festem Griff zu beherrschen. Wir könnten zum Zeugniß dafür u. A. auch auf das gleichzeitig mit dieser Sammlung erschienene Einzelwerk: „Abul Razim's Seelenwanderung, eine Dichtung in zwölf Gesängen“, Berlin, Franz Vipperheide 1872“, verweisen, es genüge aber hier eine Andeutung über den „Magier“, die erste Erzählung des fünften Bandes, eine ebenso feinsinnige, wie wechsel- und empfindungsreiche Geschichte in glatten tönenden Versen.

Weniger ansprechend ist uns „der graue Zelter“ gewesen, eine aus dem 12. in das Jahrhundert Ludwig XIV. versetzte Historie eines alten fabliau, die trotz vieler dichterischer Schönheiten selbst sprachlich weniger formvollendet ist, und z. B. auf S. 43, 50 u. 53 2c. Verstöße gegen den Reim aufweist, von welchen sich der Verfasser sonst frei zu halten weiß, während der Stoff selbst zuviel Unwahrscheinlichkeiten enthält, um mit vollem Behagen wirken zu können.

Verschieden davon ist die tieftragische Historie des 6. Bandes „Des Ketzers Beichte“, die den Leser in den Hegenwirbel des dreißigjährigen Kriegslebens hineinreißt, und eine Menge packender Einzelschilderungen und sinnverwirrender Abenteuer vorführt, deren Grundton auf S. 62 die Worte aussprechen:

„Daß es nicht der größte Kampf auf Erden

Einst zu sterben, nein, daß palmenreicher

Erst zu leben, und sich durchzukämpfen

Schwimmend in den Strudeln aller Trübsal

Und sich selbst doch niemals zu verlieren.

So nur darf die Seele einst ihr Schulbuch
Vor dem Herrn aufschlagen und bekennen:
Also that ich, und nicht anders konnt' ich,
Und du hast geholfen Gott im Himmel!"

Die letzte Erzählung „der Domdechant von Compstellla“, fügt zu dem ergreifenden Ernst der vorhergehenden das heitere Gaukelspiel eines alten spanischen Märchens voller Weisheit und psychologischer Wahrheiten. — Allen Freunden ächter Dichtung empfehlen wir bei dieser Gelegenheit nochmals die Werke Grosses, die wegen ihres inneren Gehalts vor andern verdienen mehr bekannt und gelesen zu werden. Bd.

Grosse, Julius. Der Wafunger Not.
Ein tragikomisches Heldenlied aus dem achtzehnten Jahrhundert. 4. 123 S.
Berlin, 1873. Franz Cipperheide.
1 thlr.

Was bei dem ersten Anblick dieser neuesten Blüthe, welche die erzählende Muse des beliebten Dichters getrieben hat, am meisten ins Auge fällt, ist die wahrhaft glänzende Ausstattung dieses Buches, welche in diesem Betracht wohl einzig in ihrer Art ist. Man ist versucht nicht ein Werk der neuesten Buchdruckerkunst dazü zu vermuthen, sondern eins jener vergifteten Manuscripte, eine alte Chronik oder ein Heldenlied, wie sie als kostbare Schätze die öffentlichen Sammlungen bewahren, so täuschend ähnlich wechselt hier Roth- und Schwarzdruck der gothischen Buchstaben mit ihren rankenden Schnörkeln und Initialen. Dazu ist das Papier pergamentartig, und der Ueberdruck in Roth sehr correct. Nur zweimal, auf S. 53 und 58 ist die Einfügung des betreffenden Stichwortes übersehen worden. Dem Verleger also vor Allem die gebührende Anerkennung!

Aber auch nicht minder dem Autor für seine vielgestaltige, farbenprächtige Dichtung. Zum Versmaasse derselben wählte er die Nibelungenstrophe, die er mit spielender Meisterschaft zu handhaben weiß, so daß sich die einzelnen „Abenteurer“, in welche das Stück zerlegt ist, recht fließend lesen. Das erste derselben, hebt mit der klassischen Erinnerung an:

„Uns ist in alten Mären zwar Wunder
viel bekannt

Von preiswerthen Helden und manchem
leden Fant,

Doch auch von neuen Recken soll künden
Sängersmund,
Von hohen Festlichkeiten, von denen heute
nichts mehr kund.
Drum will ich muthig singen von einer
gleichen Not,
Von schwertkühnen Genossen, von edler
Knechte Tod,
Von schöner Frauen Grimme, gleich Brun-
hild und Kriemhild,
Von jämmerlichen Schlachten auf heiligem
römischen Reichsgelände!"

Was nun die Handlung selbst betrifft, so ist deren Gegenstand der s. g. Wafunger Krieg, die Ausführung der Reichsexecution des kleinen Sachsen-Gotha gegen das noch kleinere Sachsen-Meinigen, eine Episode aus dem harmlosen dumpfen Stillleben in Thüringen vor nun mehr, denn einhundertdreißig Jahren. Diese Verwicklung führte zur Besetzung des unschuldigen Meiningischen Städtchens Wafungen und enthält im Einzelnen eine Fülle dankbarer dichterischer Vornürfe, aus denen in ganz freier Weise Grosse sein „tragikomisches Heldenlied des achtzehnten Jahrhunderts“ zu formen sich getrieben fand.

Man wird auch bereitwillig einräumen müssen, daß dieser Charakter der ganzen Handlung eo ipso nur inne wohnen könne. Kleinlich ist der Zwist und kleinlich sind die Mittel, die man dabei aufwendet, aber hoch in Reben fahren einher die Personen, die auftreten, stockfeste und pedantisch ist der Sinn der philisterhaften Kleinbürger, voll Prüderie und Heuchelei das Benehmen der adligen Minister, Generale, Geheimräthe und Hofdamen, glänzlich verrottet der Zustand der zusammengeworbenen winzigen Kriegsmacht der beiden kämpfenden Sedesstättchen.

Mit behaglicher Ruhe und epischer Breite führt der Sänger uns mit der Zwietracht der Gräfin Gleichen und Frau von Pfaffenrath mitten in den Stoff hinein, und weiß uns je länger je mehr zu fesseln; in naturgemäßer Folge rückt die Handlung voran und gewährt nicht wenige sonnig heitere Ruhepunkte dem ihr aufmerksam Folgenden, bis sich der vielverschlungene Knoten entwirrt und der Dichter die Feier niederlegt mit den Worten:

„So ward mit Ruhm beendet der Wafunger denkwürdige Not!"

Der Kenner des Nibelungenliedes und der alten Helden Sage unseres Volkes wird sich durch die beständige Bezugnahme des neuen Epos auf das alte, und zwar immer in parodistischer Nebeneinanderstellung der großen und kleinen Personen und Handlungen, komisch,

ja tragikomisch berührt fühlen müssen, wie nicht minder durch die Herbeiziehung der alten und neuen Zeitgeschichte in diese Staatsaffaire der Pöppelzeit. Dadurch wird denn Alles und Neues, Nahes und Fernes, in oft wunderbarer Verkettung, in der Hand des Sängers zu einem Gegenstande ungezwungener Ergöbnis, und der literarisch-gebildete Leser wird vielfach herzlich lachen müssen. Freilich nur der literarisch-gebildete Leser. Denn nur er wird im Stande sein auch die Anspielungen auf die Geschichte und einzelne Vorgänge unserer Tage herauszufinden und zu verstehen, wie z. B. auf Bismarck, Napoleon III. den verflochtenen Kurfürsten von Hessen, Frau Abelheid von Mühler, Döllinger, die Altkatholiken und A., die in liberalistischem Sinne da und dort ominöse Streiflichter abgeben.

Wir wollen mit dem Verfasser nicht rechten, ob er nicht besser den frei erfundenen Stoff gänzlich mit allen zugänglichen Motiven ausgenutzt, und das Tragikomische durch denselben ausschließlich zur Geltung gebracht hätte. Das wäre zwar ein etwas schwierigerer Weg gewesen, aber er hätte demselben auch allerlei nicht zur Sache gehörige humoristische Seitenprünge erspart, und würde auch gewöhnlichen Lesern das Gedicht zugänglicher gemacht haben. In seiner gegenwärtigen Gestalt ist es ein Buch nur für die höher gebildeten Schichten der Gesellschaft, was wir in Hinsicht der aufgewendeten dichterischen Kraft im Interesse der dazu nicht Gehörigen, ehrlich gesagt, eigentlich bedauern. Bd.

„Für's Deutsche Reich.“ Jahrbuch deutscher Dichter und Gelehrten. Berlin, 1873. Heinersdorff.

Es ist ein beachtenswerthes Unternehmen, wenn das vorliegende Jahrbuch, nachdem Deutschland wieder in die Stellung getreten ist, die seiner Natur und seiner inneren Kraft gebührt, an seinem Theile mitwirken will, daß sich dasselbe nun auch auf dem geistigen Gebiete des religiösen und sittlichen Lebens, des Wissens und Könnens von dem Drucke der fremden, seiner Natur und seinem Wesen widersprechenden Macht befreie und seinem Beruf und Wesen gemäß entfalte. In diesem Sinne ist es dem Kronprinzen des deutschen Reiches gewidmet, dem Förderer und Beschützer deutschen Lebens, deutscher Wissenschaft und Kunst, der Hoffnung der Zukunft. Das Jahrbuch erscheint in seinem ersten Jahrgange in einem Reichthum, wie es wohl selten in einem ähnlichen Falle geschehen ist. Die poetischen und prosaischen Beiträge, welche zweieundzwanzig Bogen füllen, sind fast durch-

gehend Originalbeiträge, denen ein ausführliches Kalendarium nebst Genealogie der Regentenhäuser und die Biographien der Mitarbeiter vorangehen.

An der Spitze des Ganzen steht ein Gedicht von Adolf Stöber „An Dichter und Leser“, von dem noch ein anderes Gedicht „König Heinrich im Straßburger Münster“ in bekannter Innigkeit und deutscher Gesinnung vorhanden ist. Friedrich Beck, der Verfasser der Biographie Wessenberg's, erinnert in „Germanias Friedensruf“ an das Wort „durch Kampf zum Sieg und durch die Nacht zum Licht.“ Daran schließen sich sinnvolle Vierzeilen. Aus dem Nachlasse von Louise v. Plönnies sind „Fürst Trojan“, „das Leben fliegt, das Leben jagt wie ein geschnellter Pfeil“, „Ralmückische Volkslage“, „Willkommen“ mitgetheilt. Von Felix Dahn finden wir „Dischdon“, „Lobgesang“ und „Jung Sigurd“, in denen sich eine kräftige Gemüthstiefe ausspricht. Das Gedicht „En Tegelseen is min Hus“ von dem Verfasser des Quickborn theilt ganz die liebliche Schönheit und den entzückenden Reiz des niederdeutschen Dichters. Auch das Oberbairische ist durch Friedrich Güll's, des Verfassers der Kinderheimath, „Ammenreim“ und „Frühling“ vertreten. Julius Sturm begrüßt in „das deutsche Reich“ mit inniger Begeisterung den edlen Fürsten und Helden als deutschen Kaiser. In den Gedichten von Victor v. Strauß „Frühlingsanfang“ und „Ein Nachgesang Dantes zur göttlichen Komödie, dem hohen Uebersetzer derselben“ werden Gefühl und Gedanken von einem ewigen Grunde getragen und erheben sich zu der Alles verklärenden Höhe. Geibel's „Spielmanns Heimkehr“ entspricht dem Geiste des Jahrbuches.

Sinnvoll ist die Dichtung von Wilhelm v. Bielowski „Der Dienst der Hand“. Auch der Dichtungen des greisen Dichters Hoffmann von Fallersleben, „Frühlingslieder“ und „Aus der Kinderwelt“ erfreuet sich das Jahrbuch. Karl Hackenschmidt und August Silberstein ein begeben das freie deutsche Elsaß. Die Gedichte von Schulze „Die schönste Rose“, „Gute Nacht“, gehören zu den schönsten Dichtungen, welche die neuere christliche Poesie hervorgebracht hat. Noch müssen wir der innigen Lieder von Georg Scheuerlein erwähnen und nennen dann nur noch die Namen der Dichter, wie Diestel, Fischer, Hamerling, Leitner, Palm, Böhler, Seidl, Stadelmann, Zeise etc. deren dichterischen Beiträge von mannigfaltiger Schönheit sind.

Die Reihe der prosaischen Beiträge eröffnet „Ein Tag aus dem Leben eines Minnesängers“ von E. v. Gumpenberg, der uns

in das Leben Walthers von der Vogelweide versteht. Die Beiträge zur Literaturgeschichte von Simrod „Ueber den Ursprung der Fautsage“, von Claus Groth „Ueber Plattdeutsch und den Quickborn“, von Kurz, „Die deutsche Literatur im Elsaß“, zc. sind von besonderem Werthe und Interesse. Goethe's Abhandlung ist der Vortrag des Verfassers, der in England so großen Beifall fand. Wellmer's „Hölderlin und Diotima“ giebt uns einen Blick in das tief leidenvolle Leben eines deutschen Dichters und Vely's „Ein Grab am Rhein“ giebt uns Kunde von dem Lebensende der Ginderode. Von den biographischen Beiträgen versteht uns „Das christliche Lebensbild“ in die gewaltige Zeit des welthistorischen Ueberganges der Völkerwanderung und das Lebensbild „Amalia Fürstin von Gallizin“ von Merschmann berichtet aus dem denkwürdigen Kreise in Münster, der ein Gegenstück zu dem gleichzeitigen Kreise in Weimar bildete. Die Erzählung von Prof. Deligisch „Der Tanz zum Tode“ ist gerade durch seine urkundliche Wahrheit ergreifend. An diese Erzählungen reihen sich die Novellen von Palm „Maler und Diplomat“, von Wellmer „Auferstanden“, zc. Gustav Pfarrius weist in der Darstellung der „Schlacht von Andernach“, nach, daß nicht erst im neunzehnten Jahrhundert es der Mahnruf ächt deutscher Bruder war: „Der Rhein Deutschlands Strom, nicht Deutsch-Gränze“, sondern es war der Wiederhall der schon vor tausend Jahren thatkräftig hervortretenden Gesinnung des deutschen Volkes, wo 876 durch die Schlacht bei Andernach geschah, was in unseren Tagen wiederum geschehen ist. Die Reiseskizze Dalton's „Ein Ausflug nach dem Kloster Walaam im Ladogasee“ führt uns nach einem Wallfahrtsort in einer selten schönen Natur mit dem eigenthümlichen griechisch-russischen Leben, wie die „Geflügelten Stiere von Persepolis“ von Cassel in eine Welt voll großartiger Kunst versetzen. In feiner und gewandter Weise behandelt Otto Heyden die Zusammenstellung der Werke von Holbein in Dresden im Jahre 1871. Rocholl's Beiträge entzücken durch ihre zarte Innigkeit und Naturwahrheit. Noch mag auf die gedankenscharfen „Aphorismen“ von Cassel und auf die wahrheitsvollen „Funken und Schatten aus dem täglichen Leben“ von Georg v. Dörken aufmerksam gemacht werden.

In diesen schwachen Umriffen konnte der große und mannigfaltige Reichtum des deutschen Jahrbuches nur angedeutet werden. Aus allen Gegenden Deutschlands sind hier Beiträge zu einer von Geist erfüllten Einheit verbunden. Außer dem Hochdeutschen ist das

Niederdeutsche und das Oberbairische vertreten. Auf dem gemeinsamen Boden deutscher Gesinnung waltet Mannigfaltigkeit in Gabe und Anschauung. Der Leser findet in dem Jahrbuch ebensosehr eine edle und bildende Unterhaltung als eine ernste Belehrung.

Feenmärchen. Für die Jugend bearbeitet von Dr. Lauckhard. H. 8. 129 S. Darmstadt, 1873. L. Will.

Zwischen Volksmärchen und Kunstmärchen ist etwa derselbe Unterschied, wie zwischen einer duftigen Feldblume und einer glänzenden Treibhauspflanze, wie zwischen Lergengsang und einer kunstgerechten Arie. Deshalb werden sicherlich selbst die größtentheils vortrefflichen Kunstmärchen von Andersen längst nur noch eine Perle der Literatur und eine Bieder des Büchertisches sein, wenn die Volksmärchen (vom Schneewittchen etwa, oder vom Dornröschen) ein Entzücken der Kinderstube und eine Würze der Spinnstubenlust sein werden.

Vorliegende Feenmärchen halten nun gewissermaßen die Mitte zwischen Volks- und Kunstmärchen, indem der Stoff dem unerschöpflichen Schätze der alten Volksmärchen entnommen ist, die Form aber nach den Gesetzen der *licentia poetica* in künstlerischer Weise so frei gestaltet erscheint, daß sie in der That als neue Märchen anzusehen sind. Mit den Sammlungen einerseits der Gebrüder Grimm und Becksteins, und andererseits Andersen's vermögen die „Feenmärchen“ die Concurrenz nun freilich nicht zu bestehen. Damit ist aber noch lange nicht gesagt, daß sie nicht durchschnittlich nach Anlage, Ausführung und Vorstellungsweise als wohl gelungen bezeichnet werden könnten. Hauptsächlich scheint dem Referenten das zu gelten von dem „Meerfächchen“, der „weißen Raze“ und dem „wildten Mann“; weniger vielleicht von dem „gelben Zwerg“, dem „blauen Vogel“ und dem „weiblichen Ritter“. Alle zwölf werden sie aber sicherlich ihres Eindrucks auf das Kinderherz nicht verfehlen; und da das Büchlein auch sehr nett ausgestattet ist, so darf es mit allen Ehren seinen Platz unter dem Weihnachtsbaum in Anspruch nehmen.

L.

H. D.

Der Trutenbaum. Eine Geschichte aus dem dreißigjährigen Kriege von R. Trebitz. 8. S. 144. Braunschweig, 1873. Zul. Zwifler. 12 sgr.

Vorliegendes Büchlein eröffnet die Reihe von einem „Schatz deutscher Volks Erzählungen“, welchen die Verlagshandlung von Zul. Zwif-

ler zu Braunschweig dem Lesepublicum in „zwanglos folgenden Bändchen“ darbieten will. Die Principien, auf denen das Unternehmen fußt, sind in folgenden Worten des Prospekts ausgesprochen: „Fragen wir, wie soll eine deutsche Volks Erzählung beschaffen sein, so müssen wir antworten: sie muß enthalten Schilderungen des Volks aus der Vergangenheit und Gegenwart, von der Heerstraße wie vom häuslichen Heerd. Sie muß das Gemüthsleben des Volkes so treu wie möglich wiederzugeben suchen, wenn sie wirken will. Das Gemüth ist es, was den Deutschen vor manchen andren Nationen auszeichnet. Dasselbe hat sich aber in der Weise nur dadurch entwickeln können, daß das Christenthum sich wirksam machte, wie beim Einzelnen, so im ganzen Volke. Das Familienleben hat seine festeste Stütze in demselben. Deshalb muß eine deutsche Volks Erzählung auch auf christlicher Grundlage stehen.“

Wir können selbstverständlich nur wünschen, daß das Unternehmen in diesen Grundfäden so durchgeführt werde, wie es in dem vorliegenden ersten Bändchen begonnen ist. Freilich, wer „Heinrich Trost“ gelesen hat, der weiß, daß es Treibiz versteht, nicht allein von dem Volk, sondern auch für das Volk zu schreiben. In edler Sprache, concreter Darstellung und gesund christlichem Geiste ist auch „der Trutenbaum“ abgefaßt. Die durchgeführte Idee ist die Verpflichtung der Kinder, auch bei Verläbniß immer in den Bahnen des 4. Gebots zu wandeln, damit der nachfolgenden Ehe der Segen Gottes nicht fehle. Als am besten gelungen erscheinen uns die Personen des überspannten Stadtkämmerers Maternus Pilsing und der Emmerenz, eines alten Soldatenweibes, das mit allerlei Zauberkünsten unter dem Truten- (oder Hegen) baum des Stadtkämmerers mannstoller Tochter dienstbar zu sein versucht. Aber auch der Soldaten-Balthes, der verkommene Sohn der Emmerenz, der hiebere Obst- und Hopfenhändler Wendel Samgart, der fromme Pfarrer M. Frobenius, der Kaufmannslehrling Ulrich Truchner und seine schöne „Jungfer Nachbarin, die wohlgeartete Lenore“, — diese und andre Gestalten treten in naturwahren Zügen vor das Auge des Lesers, also daß ihm die Bekanntschaft mit ihnen eine wirkliche Befriedigung gewährt.

Das Büchlein ist sowohl zur Anschaffung für Volksbibliothek, wie zu einem Weihnachts-geschenke bestens geeignet.

L.

H. D.

Göttliche Gerechtigkeit und Errettung.
64 ausgewählte Erzählungen. (Vor-

sehung und Menschenschicksale. 2. Bändchen.) 4. vermehrte u. verbesserte Auflage. Stuttgart, 1872. J. F. Steinkopf.

Das erste Bändchen dieses Neudrucks des trefflichen alten Buches ist von anderer Hand im Aprilheft, S. 304, bereits angezeigt und warm empfohlen. Ref. hat dem dort gesagten nichts beizufügen, als die Inhalts-anzeige der Rubriken des zweiten Bändchens: Merkwürdige Lebensrettungen, Entdeckung geheim begangener Verbrechen, göttliche Strafgerechtigkeit, sonderbarer Wechsel menschlicher Schicksale, Beglückung durch anscheinendes Unglück. — Es ist eine wahre Erquickung in unsrer traurigen Zeit des blinden und blöden Unglaubens solch handgreifliche Spuren der Thaten des lebendigen Gottes in geschichtlich beglaubigten Erzählungen vor Augen zu haben.

A. E.

Die Tochter des Försters. Eine Dorfgeschichte aus dem Waadtland von Urban Nivier. Frei aus dem Französischen übersetzt. Zweite Ausgabe. 8. S. 228. Gotha, 1873. Perthes. 56 Kr.

Man hat den Roman das „Epos der Neuzeit“ genannt, weil er wie das alte Volksepos ein umfassendes Culturgemälde des Jahrhunderts gäbe. Aber „gottlob“ — sagt die Lutherische Kirchenzeitung — „gottlob, daß die Romane nicht so langweilig sind, um auf die Nachwelt zu kommen; sie möchten sonst ein trauriges Zeugniß von der Cultur ablegen.“ Cultur ist so doch wohl harmonische, also wahre Geistesbildung und kann nie auf antireligiösem Wege beschafft werden. Daher möchte ein Gebahren, das in der Form des Romans oder der Novelle den Schmutz für Natürlichkeit, die Gemeinheit für Unbefangenheit und die Verachtung alles Heiligen für Vorurtheilslosigkeit ausgibt, selbst von dem Heiden Aristophanes nicht Cultur, sondern Barbarismus genannt werden. Nicht durch blendenden Styl, geistreiche Ausführungen, pikante Partien, interessante Gestalten u. bestimmt sich der Werth oder Unwerth der Cultur und der sie darstellenden literarischen Produkte, sondern allein durch die Wahrheit im Gewande der Schönheit. Von diesem Grundsatz aus kommt man aber bezüglich eines großen Bruchtheils der modernen Roman- und Novellen-Litteratur ganz zu demselben Resultate, das hinsichtlich der liberalen Journalistik Ferd. Lasalle erst mit folgenden Worten gezogen hat: „Ich nehme,

die Seele voll Trauer, keinen Anstand, zu sagen: wenn nicht eine totale Umwandlung unsrer Presse eintritt, wenn diese Pest in der Literatur noch fünfzig Jahre fortwährt, so muß dann unser Volksgeist verderbt und zu Grunde gerichtet sein bis in seine Tiefen. Daß man um schnöden Gewinnes willen alle Brunnen des Volksgeistes vergiftet und dem Volke den geistigen Tod täglich aus tausend Röhren kredenzt, das ist das größte Verbrechen, das ich haßen kann."

Das Durchblättern etwa nur eines Jahrgangs der Gartenlaube, blos ein Blick in den Katalog der ersten besten Leihbibliothek wird der illustrirenden Exempel zur Berechtigung für die Citirung dieser herben Worte leider allzuwiele gewähren.

Doch Gottlob auch in der Roman- und Novellen-Litteratur hat die heilsame Renktion nicht gefehlt. Ganz abgesehen von der beträchtlichen Reihe guter Volkschriftsteller, welche fast alle im Dienste des Christenthums, also der wahren und rechten Cultur stehen, so braucht man nur zu erinnern etwa an die „Lebensbilder“ von Piskator, oder die lieblichen Schriften von Tharau und Kiehl, Nathusius und Wildermuth, um zu constatiren, daß auch auf diesem Gebiete der Kampf gegen das Uebel bislang noch nicht erwartet ist. Aber trotzdem ist es äußerst dankenswerth, daß durch die Bereitwilligkeit anständiger Verlags-handlungen auch die Kräfte fremder Länder dem lieben Vaterlande dienst- und nutzbar gemacht werden. Das geschieht aber durch gute Uebersetzungen so trefflicher Werke, wie uns hier wieder eins von Urban Olivier in der „Tochter des Försters“ dargereicht wird, nachdem wir vor nicht Langem schon den „alten Eli“ und den „fremden Knecht“ von ihm empfangen haben.

In einer Recension des vorliegenden Buches möchte es fast zweifelhaft erscheinen, was man vornehmlich zu rühmen hat: ob die schöne Sprache oder die blühende Naturmalerei, ob die logische Gedankenfolge oder den einfach-edlen Verlauf der Handlung, ob die wohl durchgeführte Charaktereinschilderung oder die bestens gelungene Ineinsfassung der verschiedenen Momente. Am meisten aber wollen wir die durch und durch christlich-evangelische Haltung des Buches hervorheben, kraft deren es fast erscheinen möchte als eine ins Novellengewand gekleidete, aber von aller sentimentalen Ueberschwänglichkeit fern bleibende Paraphrase des Wortes: „Es ist in keinem andern Heil, ist auch kein anderer Name den Menschen gegeben, darinnen wir sollen selig werden als der Name Jesu Christi."

In einem hochgelegnen Bergdorfe des Jura wohnt ein Förster, reich, angesehen, ehrlich, offen und treu, aber ungläubig durch den Einfluß philosophischer Schriften des vorigen Jahrhunderts. Seine Tochter ist die ins Weibliche übersezte zweite Auflage des Vaters. Trotz aller Rechtschaffenheit haben aber beide nicht innere Ruhe und wahrhaftigen Herzensfrieden. Ein junger College des Vaters, eine Waise der Tochter beweisen durch ihr ganzes Leben, daß sie, außer den lobenswerthen Eigenschaften, die den Förster und seine Tochter zieren, auch jene hohen Gaben besitzen. Der Förster sammt seiner Tochter kann den beiden die, freilich widerwillige, Anerkennung nicht versagen. Der Anerkennung folgt allmählig die Bewunderung und der Bewunderung — zuerst bei der Tochter und dann auch bei dem Vater — der demüthige Wunsch: „O, daß ich doch auch so wäre!" welcher Wunsch den besten Ausdruck findet in dem Seufzer: „Gott sei mir armen Sünder gnädig!" — Der alte, bekehrte Förster findet zuletzt einen schnellen, aber seligen Tod durch einen Blitstrahl. Die Tochter des Försters wird die fromme Hausfrau des Collegen ihres Vaters. —

Die äußere Ausstattung des Buches entspricht seinem Gehalte. Auch empfiehlt sich dasselbe durch seinen mäßigen Preis von nur 16 sgr. vor manchen anderen Erzeugnissen der neueren christl. Novellistik.

L.

H. D.

Schaubach, Fr., Familien-Bibliothek.

Unter Mitwirkung der bewährtesten Volkschriftsteller herausgegeben. I. Lieferung. Braunschweig, 1873. Zul. Zweifler. 5 sgr.

Vor nicht langer Zeit haben wir ein Unternehmen ähnlicher Art in diesen Blättern besprochen: die im Verlag von Julius Niedner in Wiesbaden erscheinende „Deutsche Volksbibliothek für Lesevereine und das Haus“, vgl. Band 10, S. 53 ff. Darum erheischt es unsre Pflicht auch des gegenwärtigen zu gedenken, da nach Titel, Inhalt und Form eine ganz verwandte Erscheinung uns darin entgegentritt.

Schaubach, der Verfasser der einst preisgekrönten Schrift: „Zur Charakteristik der heutigen Volksliteratur“, ist gewiß, wie wenige Andre, dazu befähigt für das gesunde Lesebedürfniß des Volkes eine passende Auswahl der besten Stoffe zu veranstalten. Diese sollen ihm aber nicht blos noch lebende Volkschriftsteller darreichen, auch schon gedruckte Erzeugnisse namhafter Männer

dieses Faches gedent er zu verwenden. Die Familienbibliothek soll in Bänden erscheinen von 6 Lieferungen à 5 Jgr. Dafür erhält man indessen vielen Lesestoff. Der Druck ist scharf und correct, das Papier weiß und fest. Man kann sich des Wunsches nicht erwehren, daß bei der massenhaften Verbreitung schlechter Bücher das Volk nach dieser Bibliothek verlangen und sich dieselbe als einen werthvollen Hausschatz aneignen möge.

Das vorliegende erste Heft läßt Gutes erwarten. Es enthält die „Revolution in Filzheim“ von Josias Nordheim. Aus der kurzen Biographie, die jedem Schriftsteller vorgelegt werden soll, nebst dem Verzeichniß seiner übrigen Werke, erfahren wir authentisch, daß dieser vielschreibende Autor der Pfarrer Oskar Bagge zu Weißenbronn bei Schalkau ist, derselbe, der auch zu dem Niederrheinischen Unternehmen seine Beiträge geliefert. Soweit das Heft solches Urtheil gestattet, scheint er diesmal sein Bestes zu geben. Der Stoff ist gerundet, und nicht bloß, wie mans bei ihm gewohnt ist, volksmäßig flüssig und humoristisch in der Schreibart, sondern auch von rascher Handlung und darum für den Leser von wirklich packender Gewalt, so daß man mit ganzem Behagen ihm folgen mag.

Als weitere Erzählungen sollen der genannten folgen: „Harte Zucht“ von Rito-laus Fries; der „Habakuk von Bor-sum“ von Karl Trebiz; „Jobst von Hagen, der Barchentweber von Meiningen“ von Friedrich Schüring, und „der letzte Thorberger“ von Jeremias Gotthelf.

Wd.

**Weinholz, Karl, a) Deutscher Kriegs-
gesang 1870 und 71. 32 S.**

b) Deutscher Tanzwart. 6 S.

**c) Deutscher Wahrschak. gr. 8°. 47
S. Rostock, 1871 und 1872. Selbst-
verlag des Verfassers.**

Wir können die angeführten Schriften um so eher hier summarisch begreifen, da wir dieselben nur als curiosa unsern Lesern anführen dürfen, sientmal sie alle drei, wenn auch inhaltlich aus einandergehend, doch in Form und Anlage als Nachwerke eines hirn-verbraunten Kopfes sich zusammenfassen lassen, für den wir Platen's „Obertollhaus-überschnappungsnarrenschiff“ in hoffnungsvolle Bereitschaft stellen! Wenn auch der Altmeister Göthe einen Gewissen sagen läßt: „Es muß auch solche Räuze geben,“ so hat doch auch die Thorheit ihre Grenze, und zumal, wenn sie so hoffärtig gespreizt einhergeht, wie in dem „Deutschen

Kriegsgesang“, der im Bänkelsängerton eines „flächsernen Heldengedichts“ die jüngsten Großthaten der Deutschen gegen Frankreich feiert, oder, um mit dem wunderlichen Autor zu reden „dieselben in Versen vorstellig macht“. Natürlich, als Edelsteine deutscher Dichtung „zum Besten der Verwundeten“. Welch edler Zweck, namentlich wenn man annimmt, daß dieselben dadurch vor Lachen gesund werden könnten! Ferner hat der Verfasser seine gereimte Prosa auch durch „tonweilige Fassung“ sangbar gemacht und in lithographirter Notenbeilage seinem Dithyrambus angehängt. Nur etliche Proben desselben; sie wirken mächtig auf das Zwerchfell!

Sehr oft im Land der Franken,
Da man die Freiheit prief,
Gewahrt man Meinungschwanken,
Bornämlich in Paris.
Oft Leitungswechsel sich ergab
In Frankreichs hohem Herrscherstab.
(S. 1.)

Mac Mahon sammelt drauf ein Heer
Aus Franzischen Heeresstheilen,
Er hielt es hoch als sichere Wehr,
Es sollt die Deutschen keilen (sic!)
Fest hoffend, daß Bazaine ersteh
Und räche das erlittne Weh.

(S. 11.)

Doch deutsche Heeresmassen
Entsandt ihn zu erfassen
Beengten drauf sein ganzes Heer,
Bald fand er keinen Ausweg mehr,
Und sangbar eingezwängt
Ward er zur Schweiz gedrängt.

(S. 18.)

Und Pferde, Hunde, Ragen
In Concurrenz mit Ragen
Ergaben die Ernährung
In sonderer Verehrung,
Auch eins der größten Rüsselthier
Ward so benützt für ein Revier.

(S. 19.)

Doch der Siege hehre Freuden
Und erbrachtes Gut (!)
Burden auch begrenzt durch Leiden
Und vergoßnes Blut,
Da die Schuß- und Schwertkraft
Viele hatte weggerafft.

(S. 28.)

Die Wissenschaft
Vergeistigt, schafft
Und bereitet Licht
Von deutsch Gewicht,
Bannt Schwindelei (!)
Macht wahr und frei.

(S. 29.)

Die Spitze des Bödsinns wird aber mit folgendem Triumphgesang erreicht:

Kaiser und Reich
Volksthümlich gleich
Juh a juh uh!
Ji a ji ah!
Ja a a jah ah!
Ji ah u ah!

Wer in solcher Harmonie der Töne nicht untergeht, für den wissen wir keine Rettung!

Noch toller aber ist der Wirbel des Wortgeklingels im „Deutschen Tanzwart“, in welchem für das altdeutsch gemessene Tanzen Parthei ergriffen wird, und die abenteuerlichsten Ungereimtheiten „sangbar“ gemacht werden. Denn der Verfasser versichert S. 3.

„Doch schlichter Worte kalte Lehre
Beschaffet keine sichere Wehre
Und fördert oftmahls wohl die Neigung
Zu ungeeigneter Verzweigung.
Wenn man statt Prosa Dichtform wählt
Man wohl auch die Erfassung stiehlt,
Und so durch solche Form erringt,
Was kalte Lehre nicht erzwingt.“

Von solcher „dichtungsweisiger Erscheinung“ scheint der göttliche Sänger ganz besondere Wirkungen zu hoffen, und darum geht denn auch der „Deutsche Wahrschatz“ in derselben einher, nach der Melodie: „Keim dich, oder ich freß dich!“ — In diesem letztgenannten opus, einer der tollsten Ausgeburten des Keimereiwahnsinns, citirt Weinholz in den Anmerkungen sorgfältig, damit der Nachwelt keiner seiner Gedanken verloren geht, seine vielen im Selbstverlag erschienenen Schriften und musikalischen Compositionen, von welch letzteren er S. 34 sagt, daß er den „Kriegs=Siegs=Friedens=seftmarsch, Sang und Tanz und andere, noch nicht herausgegebenen, selbst wiederholt getanzt, vornämlich bei ihrer Ausarbeitung und Tonsetzung“. Seine wissenschaftliche Darstellung dieses Gegenstandes, versichert er weiter, kann er „in Handschrift vorlegen, und auch durch Deklamieren und Gebarden, durch Singen und Spielen verschiedener Tonwerkzeuge etwaige Bedenken erlebigen.“ — Wir müssen also den Leser, dem nach solch seltenem Gerichte die Bühne wässern sollten, an die Adresse des Autors verweisen, für uns selber aber die Freiheit erbitten mit dem completesten Ansturm des f. g. Wahrschazes, (in welchem de omnibus rebus et quibusdam aliis gehandelt wird) ihn verschonen zu dürfen.

Das einzige Tröstliche bei den drei Elaboraten unseres neuen Homeros ist der Umstand, daß dieselben in seinem „Selbstverlage“ erschienen sind. Werden es die letzten sein? Gott gebe es!

Bd.

Das Kriegsbuch. Sammlung der einzelnen Erlebnisse, Stimmungen, Thaten und Leiden des deutschen Kriegsheeres aus dem französischen Kriege von 1870 und 71. Fürs deutsche Christenvolk erzählt von Ernst Haltaus. In 13 Abtheilungen. 1. und 2. Abth. (Aus dessen: Geschichte aus dem Leben 4. bis 7. Bändchen.) 258 S. Stuttgart, 1873. Chr. Belfersche Verlags-handlung. 18 sgr.

Der Verf. hat, obgleich ein activer Theilnehmer an dem großen Kampfe, doch im wärmsten Interesse die Ereignisse desselben daheim und draußen begleitet und aus einer reichhaltigen Sammlung von Berichten und Zeitschriften die hier dargebotenen Erzählungen zusammengestellt. An dem geschichtlichen Faden des Verlaufes dieses Kampfes an einander gereiht, führen uns die einzelnen Erzählungen in anschaulichen Bildern ein in das Verständniß des Ganzen, und heben in wohlthuender Weise die leuchtenden Züge des aufopfernden Patriotismus und der christlichen Liebe hervor, welche über die Schrecken des Krieges einen milden, verschönenden Schimmer gießen. Wir hoffen und wünschen, daß sich diese Erzählungen den Weg in die Familien bahnen und ein gern gelesenes Volksbuch werden.

Bast, K., Fürst Bismarck. Ein Gedenkbüchlein für das deutsche Volk. Langensalza, Schulbuchhandlung von F. G. E. Grefler.

Der Inhalt des Büchleins ruht auf der bekannten Biographie Hefekiels. Sein Verf. ist offenbar ein Liberaler vom reinsten Wasser. Man kann es deßhalb nicht anders erwarten, als daß er manches an Bismarck überschwenglich lobt, was auch nichtultramontane gute Deutsche herzlich bedauern. Da das Büchlein „sich rund und nett, wie ein Leitartikel lieft,“ und der herrschenden Zeitrichtung huldigt: so wird es, wie wir nicht zweifeln, Succes haben. —

B.

F.

Kunst. Musik.

Naumann, E. Nachklänge. 8. Berlin, 1872. Robert Oppenheim.

Unter dem Titel: „Nachklänge“ hat der Musikschriftsteller bekannte Prof. Em. Naumann eine Sammlung von Aufsätzen herausgegeben, welche schon früher — theils in Journalen und Feuilletons, theils als selbstständige Aufsätze veröffentlicht worden sind. — Auch von dem Autor gilt das Wort, daß er „Musik hat in ihm selbst“ — denn die edle Musica ist bei ihm so in succum et sanguinem übergegangen, daß er Alles vom musikalischen Standpunkte aus aufsaßt und beurtheilt. Die sämtlichen Aufsätze der „Nachklänge“ — mit alleiniger Ausnahme der Beschreibung des Dürerfestes der Dresdener Kunstgenossenschaft, betreffen fast ausschließlich musikalische Angelegenheiten und musikalische Interessen. Der bedeutendste derselben ist die Festrede zu Beethovens hundertjährigem Geburtstage, die im Wissenschaftlichen Verein in Berlin am 7. Januar 1871 gehalten worden, und die in edler Sprache eine eingehende Würdigung der Stellung Beethovens in der Geschichte der Musik enthält; — nur der ziemlich bedeutungslose Nachtrag, eine Relation über den Verlauf des Beethoven-Festes zu Bonn im August 1871 wäre besser weggeblieben. Am interessantesten sind die „Erinnerungen an Felix Mendelssohn-Bartholdy“ mit einer Anzahl von Briefen desselben und der anziehenden Beschreibung eines Sommertags mit Mendelssohn im Tannus-Gebirge im Juli 1845. — Von den übrigen Aufsätzen enthält der erste: „Kunstleistungen schlichter Dorfschullehrer in den Preussischen Rheinlanden“ eine Lobrede der Bestrebungen und Erfolge des Sieg-Rheinischen Lehrer-Gesang-Vereins, — der dritte: „über neue Bearbeitungen des Mozart'schen Operntexte“ eine Kritik der Don-Juan-Bearbeitung von Alfred von Wolzogen und eine Rettung der unbekanten und altgewohnten Operntexte; — der vierte: „Ernst Moritz Arndt's letzter Wunsch“ bringt in Verbindung mit dem 10. eine Uebersicht über die musikalischen Leistungen der Niederländer und ihre Stellung in der Tonkunst. — Das kritische Referat über Meyerbeer's Africanerin (Nr. 7) möchte einen erneuten Abdruck wohl kaum rechtfertigen können. Dagegen sind der Aufsatz „über die Einführung des Psalmen-gesanges in die evangelische Kirche“ (Nr. 12) und der Vortrag über „Shakespeare in seinem Verhältnisse zur Tonkunst“ (Nr. 6) unser

Interesse zu erregen geeignet; — der Letztere namentlich durch seine Einleitung, eine historische Darstellung der Wechselwirkung von Poesie und Musik, während derselbe im Uebrigen nur einen neuen Beweis liefert von der Universalität des Shakespeare'schen Genies, welcher nach Naumann's Darstellung an musikalisch-dichterischer Begabung sogar Goethe und Cervantes übertrifft. —

Einen eigenthümlichen Gedankengang verfolgt der Vortrag: „Die poetische Kunst“ (Nr. 10). Bei der Widerlegung des ebenso unbekanten als unbegründeten Vorwurfs, daß die evangelische Kirche in einem feindseligen Verhältnisse zur Kunst stehe, und bei dem Nachweise, daß alle wahre Kunst-Entwicklung seit der Reformation sich fast ausschließlich innerhalb des Volkskreises evangelischen Bekenntnisses vollzogen habe, preist der Verfasser, indem er „an Stelle des Ausdrucks: evangelische Kirche“ — den hohen „Begriff des Protestantismus setzt“, auf die geistigen Vorläufer der Reformation so weit zurück, daß sein Vortrag fast wie ein Text zu dem bekannten Kaulbach'schen Bilde der Reformation in dem Treppenhause des Berliner neuen Museums erscheint. — In der Architektur wird nicht bloß die Renaissance, sondern auch der gothische Baustyl als protestantisch bezeichnet; — nicht nur Albrecht Dürer und Michelangelo, dessen Abwendung von dem Geiste des Katholicismus allerdings aus seinen Sonetten unzweifelhaft erhellt, sondern auch Rafael werden — ebenso wie Dante — der protestantischen Kunst beigezählt, und die Einwirkung der Reformation selbst auf Cervantes nachzuweisen versucht, wobei denn allerdings der Vorwurf nahe liegt, daß „Nichts beweist, wer zu viel beweist.“ Wenn übrigens eine Aeußerung von Cornelius, daß in Rafael sich schon das größte Gift und der ganze Empörungsg Geist des Protestantismus zeige, als ein Ausfluß der Anschauungen seines Alters bezeichnet und behauptet wird, daß derselbe nach den Werken seiner Jugend und seines kräftigen Mannesalters nur in beschränktem Sinne als Katholik gelten könne, so möchten wir an die charakteristischen Aeußerungen von Cornelius erinnern, die E. Förster in seiner Kunstgeschichte berichtet. Während irrthümlicherweise oft behauptet wird, in dem „jüngsten Gericht“ von Cornelius in der Ludwigskirche zu München sei unter den Verdammten Luther's Gesicht zu erkennen, berichtet Förster, daß Cornelius, als er von seinen Freunden gedrängt worden sei, Luther mit in der Hölle aufzuführen, entgegnet habe: „Gut! aber mit der Bibel in der Hand, daß der Teufel vor ihm zittert!“, und daß in dem unter seiner

Leitung gemalten jüngsten Bericht in Coblenz Luther sich unter den Seligen des Himmels befindet, während König Ludwig I von Baiern ihn von der Walhalla ausschließen zu müssen geglaubt hat. — Ferner erzählt auch Förster, daß, als Cornelius' die Behauptung aufstellt, der Protestantismus sei der Kunst durchaus ungünstig, er ihm entgegnet habe: „Und doch ist unser bedeutendster Künstler Protestant“, und als er dann auf die weitere Frage Cornelius' eignen Namen genannt, habe dieser ihn einen Augenblick lang forschend angesehen, dann mit Innigkeit seine Hand ergriffen und gesagt: „Sie verstehen mich!“

L. H.

Mauß, August, Gesanglehrer an der höhern Bürgerschule und dem Gymnasium zu Frankfurt a. M. **Piederschule. Theoretisch-praktische Anleitung für Schulen in ein- und mehrstimmigen, stufenmäßig geordneten Uebungen und Liedern. I. u. II. Heft. Dritte vermehrte und verbesserte Auflage. Frank-**

furt a. M. H. 4. 80 u. 88 S. Jägersche Buchhandlung. 16½ Sgr.

Was diese Anleitung den Gesanglehrern bietet, spricht der Titel hinlänglich aus, wie denn auch die Vorrede und Einleitung umständlicher die auf reiche Erfahrung gegründeten Gedanken des Verfassers nahe zu legen sucht. Das Werk hat unsern ganzen Beifall und kann unter den vielen schon veröffentlichten Niedersammlungen mit Recht eine hervorragende Stelle beanspruchen. Ueberall trägt es den Character des Christlichen, Poetischen und Vaterländischen in der sorgfältigen Auswahl der Liedstoffe. Manche, bisher mit Unrecht vernachlässigte Lieder hat es aufgenommen, andere neue Gesänge bietet es in mehrstimmigem originalen Tonsatz zur Benutzung dar. Auf die Beifügung eines nach den Altersklassen geordneten Pensums für die Schüler ist Bedacht genommen; Druck und Noten sind scharf und deutlich, das Papier dauerhaft und die Form handlich. Wir leben der Ueberzeugung, daß diese dritte Auflage nicht die letzte des empfehlenswerthen Buches sein werde. Bd.

III. Referate aus Zeitschriften.

Quartal-Bericht

über

N. Evang. Kztg. 21—41.

Evang. Kztg. 36—70.

Allgem. Luth. Kztg. (Luthardt) 19—37.

Protest. Kztg. 18—34.

Zeitschrift f. Prot. u. Kirche (Erlangen), Mai—Septemberheft.

Mittheilungen f. die ev. Kirche in Rußland, April—Augustheft.

Ref. Kztg. (Thelemann-Stähelin) April—Zulheft.

Es ist jedem Einsichtigen selbstverständlich, daß wir in einem Resumé aus den kirchlichen Zeitschriften der Gegenwart den kirchenpolitischen Berichten, Verhandlungen und Kämpfen die erste Stelle einräumen; denn diese nehmen sie in quantitativer wie qualitativer Beziehung in den uns vorliegenden Zeitschriften selbst ein. Und weitaus in ungewisser Zukunft liegt die Zeit, wo wir, zum kirchlichen Himmel emporblickend, werden sagen dürfen: Post nubila Phoebus.

Innerhalb der ev. Kirche Deutschlands sind es namentlich folgende Punkte, auf welche sich die allgemeine Aufmerksamkeit und der Kampf der Parteien richtete. Zunächst ist „der Fall Sybow“ durch die Entscheidung des Evg. D. R. N. zu Berlin vom 25. Juni zu einem vorläufigen Abschlusse gebracht; aber bei der Erregung der Gemüther, welche diese principielle Frage erweckt hatte, war nicht anzunehmen, daß die hochgehenden Bogen sich sobald wieder ebenen würden. Zwar die N. Evg. Kztg. entlagt den weiteren Debatten mit dem resignirenden Worte: „das Feld liegt jetzt klarer vor uns.“ „Es ist in der That ein verschiedenes Christenthum das wir predigen und das unsrer Gegner“, sagen nicht wir, sondern die Prot. Kztg. Aber diese letztere als das Organ der Sybow'schen Partei kann sich bei dem Urtheil des D. R. N. nicht beruhigen, sondern fährt fort dagegen zu remonstriren. Indem sie Nr. 29 das Resolut selbst mittheilt, schließt sie den Bericht mit den Worten: „Dies ist die Genesis des Resolutis; wo aber ist die Logik?“ Dann hält sie (Nr. 30) eine Schutzrede für Sybow in Bezug auf die gegen ihn ausgesprochene Anklage „des Mangels

an sittlicher Einheit", und wenn der D. R. K. als Grund einer milderen Beurtheilung Sybow's die Zeit und Umstände genannt hat, unter denen seine wissenschaftliche Bildung stattgefunden und er seine Richtung empfangen hat, so greift sie (Nr. 31) diese Aeußerung mit ironischer Schärfe und unter der ironischen Ueberschrift: Schleiermacher als milderer Umstand, an. — Begreiflicher Weise aber hat die Entscheidung des D. R. K. noch weniger die Zufriedenheit der positiven Richtung finden können. Hier hört man die Klage: der Verweis, den der D. R. K. gegen Sybow erkaunt, ist von geringem Belang; thatsächlich ist mit jener Entscheidung constatirt, daß in der preussischen Landeskirche die Verleugnung der evang. Wahrheit von Seiten ihrer Diener ausgesprochen werden kann, ohne daß dieselben von ihrem Amte entfernt werden. „Ja, wir stehen nicht an zu sagen, spricht die A. ev. luth. Ktg. aus, es ist damit der evang. Kirche ein Schlag versetzt worden, wie sie ihn härter und schwerer noch nicht erlitten“. Diese starke Weise des Ausdrucks wird noch überboten von der Ev. Ktg. Dieselbe drückt [in Nr. 58 b. 3.] ihren Unwillen über den oberkirchenrathlichen Entscheid mit den Worten aus: „Die Wirkung desselben auf den gesammten kirchlichen Liberalismus wird schwerlich eine andere sein, als eine Steigerung der ohnehin schon vorhandenen tiefen Verstimmung gegen den Evang. D. R. K. und weiter: „Als greifbaren, praktischen Erfolg dieser Maßnahme des D. R. K. vermögen wir nichts anderes zu erkennen, als daß sie ihm ebenso die Herzen der Gläubigen wie der Ungläubigen entfremden und somit nur die Zustimmung der farb- und kraftlosen Mitte gewinnen wird.“ Ja sie geht noch weiter und führt als Illustration des Sybow'schen Handels die Geschichte einer Untersuchung gegen einen aufklärerischen Geistlichen unter Böllner's Regime, gegen einen gewissen Schulz genannt „der Popschulz“ vor, [Nr. 60 f.] mit nicht mißzuverstehenden Seitenblicken auf die Gegenwart. Z. B.: Als jener Schulz durch das Urtheil des Kammergerichts in seinem Amte belassen wird, decretirt der erzkürnte König (Friedrich Wilhelm II.), daß die Räte, die für Schulz gestimmt haben, mit der Entziehung des Gehaltes für ¼ Jahr gestraft werden sollen; dagegen wurde Probst Teller, der „durch sein theologisches Votum das Kammergericht verführte“ durch 3 Monate von seinem Amte suspendirt, sein Gehalt auf diese Zeit eingezogen und an das Arme-Directorium ansbezahlt, welches dato angewiesen ist, das Geld zum Besten des Zrenthauses zu verwenden“. Der Wind ist verständlich; aber ob der Pietät entsprechend? Und ob wir die Zeiten zurückwünschen sollen, wo Entscheidungen der gerichtlichen und kirchlichen Behörden durch Cabinets-Ordres von Königen, wie Friedrich Wilhelm II., ungefoßen werden? — Von diesem Artikel blicken wir übrigens gern hinüber nach dem ersten, wenn auch zürnenden Worte der Evg. Ktg. (Nr. 64 f.): „Die brennende Frage vertagt, „das Resolut des D. R. K. über Dr. Sybow hat die brennende Frage, ob es in Preußen neben der römischen Kirche noch eine evang. Landeskirche geben wird, wieder auf ein

Weilchen vertagt.“ Jedenfalls hat die Prot. Ktg. die in der Wiedereinsetzung Sybow's „einen erfreulichen ersten Sieg ihrer Sache sieht“, und ihn im Namen der protestantischen Ehre und der evang. Freiheit begrüßt, noch einen weiten Weg zu ihrem Ziele, „will's Gott, mit der Macht seines Geistes die Fesseln zu sprengen, welche das heißgeliebte Ideal einer freien evang. Volksgemeinde unnahbar machten.“ (Prot. Ktg. 28). Vgl. über die Sybow'schen Verhandlungen: N. Evg. Ktg. 29: der Fall Sybow und die Prot. Ktg.; Luthardt 20 und 25: der Beschluß des Brandenburger Consistoriums wider Sybow. Prot. Ktg. 19 und 24: „Die christliche Kirchen-Ordnung von Kurfürst Georg 1572, Nr. 25 Johann Siegmund u. a.] Ähnliche Fälle wie der Sybow'sche z. B. die Nichtbestätigung von Hanne jun. in Sachsen, der Portugische Handel in Hannover, der Fall Ziegler in Schlesien u. dergl. treten jenem gegenüber mehr in den Hintergrund.

Vieles ist von der linken und rechten Seite auf den Pastoral-Conferenzen über die Tagesfragen geredet und von den Blättern berichtet worden, worauf wir hier nicht eingehen können. Ein besonderes Aufsehen aber erregte es, als auf der Pastoral-Conferenz in Bonn am 2. Juli Prof. von der Goltz eine kurze, prägnante Verpflichtungsformel für die ev. Geistlichen proponirte, der Präses Nieden, Mitglied des Gerichtshofes für Kirchen-Sachen beizupflichten schien. Die Prot. Ktg. beeilte sich (Nr. 28) diese Aeußerungen als „ein Zeichen der Zeit“, „als eine evang. Erweckung der noch immer hart gestotteten nicänisch-constantinopolitanischen Dogmenformel“ zu begrüßen und schöpfte daraus Hoffnungen für eine künftige, ihrer Richtung connivirende Haltung jenes obersten Gerichtshofes. Aber bald legten v. der Goltz und Nieden gegen eine solche Auffassung Verwahrung ein und in ihrem Sinne warnte die N. Evg. Ktg. [Nr. 32]: „Bei einer solchen Verpflichtungs-Formel kommt ja eben Alles darauf an, daß diese verstaßten Anhänger eines modernen Christenthums nicht ihre durchaus heterogenen Anschauungen in dieselbe hineinbringen können“. Dennoch ließ sich die Evg. Ktg. nicht abhalten, in dem oben erwähnten Artikel vom Popschulz die heftigsten Angriffe namentlich gegen Nieden zu richten.

Auch abgesehen von solchen einzelnen Zwischenfällen dauert der Kampf zwischen den Organen der positiven und liberalen Richtung auf der ganzen Linie fort. Die Prot. Ktg. läßt sich nicht leicht eine Gelegenheit entgehen, die „Unfähigkeit“ der Orthodorie anzugreifen und liefert fort und fort polemische Artikel derartigen Inhalts (Nr. 25: das protestantische Landvolk Mitteldeutschlands, 26: der 5. schlesische Protestantentag u. a.), doch empfängt sie auch scharfe und scheinende Erwiderungen (Evg. Ktg. 42. 46. Zur Agitation des Prot. Vereins, A. E. Ktg. 20: zur Logik des Prot. B., 24: die Falschmüherei des Prot. B. 30. Neuprotest. Täuschereien, N. Evg. Ktg. 34. 36. vom Prot. B. u. a.). Durchaus empfindlich mußte es aber der A. E. Ktg. sein, daß der diesjährige 7. Protestantentag in Leipzig abgehalten wurde, und sie verstand die Drohung, welche ihr

die Prot. Ktg. (Nr. 34) entgegenhielt: „Wir greifen wohl nicht fehl, wenn wir bei dem Lutherthum dieser Zeit ähnliche Gefühle voraussetzen in den Tagen des 12—14. August, in denen der freie deutsche Protestantismus in der Gestalt des 7. deutschen Protestantentags sich anschickte, den heutigen Nachtretern der Carpszov's und Genossen seine lectio cerealis zu halten.“ Die A. L. Ktg. antwortet ruhig (Nr. 34): die beste Hilfe, die der Prot. B. in Leipzig erwartete, blieb aus: die öffentliche Polemik gegen das Alles“. Ein objectives Urtheil wird, trotz der hochtönenden Worte, die in Leipzig gesprochen sind und mit denen die Prot. Ktg. ihren Bericht anhebt (Nr. 34) kaum lauten können, als das die N. Evg. Ktg. welche die Driftigkeit des dort zu Tage Gebrachten, wie die Zurückhaltung der eigentlichen Tendenzen bloß stellt, und hinzufügt: „Die Vorlage entspricht durchaus der Politik, welche jetzt auf der ganzen Linie des Prot. B. eingeschlagen wird: äußerste Mäßigung. Eine Partei, die bereits den Zeitpunkt nahe glaubt, wo sie regierungsfähig wird, muß natürlich alle Schroffheiten abhüben und alle Ecken abschleifen, an denen man sich stoßen kann.“ Die N. Evg. Ktg. unterläßt es aber nicht, die wahren Hintergedanken des Prot. Vereins darzulegen um uns ein ex ungue leonem zuzurufen!

Als ein bedeutames Vorzeichen der beginnenden Scheidung der Geister erscheint die von den preussischen Confessionellen auf den 26. und 27. August nach Berlin berufene Lutherische Conferenz. Gleich nach der ersten Eröffnung des Programms erklärte nicht allein die N. Evg. Ktg. (Nr. 23) die projectirte Conferenz für „eine zusammenschließende Organisation des Kampfes gegen die Union und für die Zerrümmern der evang. Landeskirche“, sondern auch der Ev. D. R. R. sprach seine ernsten Bedenken gegen das Vorhaben aus und forderte von den höher gestellten Geistlichen die Zurückziehung ihrer Unterschriften. Die A. L. Ktg. (Nr. 29, 30), wie die Evg. Ktg. (Nr. 59, 68, 69) antworteten dem D. R. R. ablehnend; doch scheint die Verwarnung desselben den Erfolg gehabt zu haben, daß sich die August-Conferenz einer großen Mäßigung und Zurückhaltung befleißigte, wie sogar die N. Evg. Ktg. (Nr. 37) anerkennt: „Im Ganzen hat der Geist der Besonnenheit gefiegt; man hat seine Parteilichkeit markirt, man hat ihr in Resolutionen und Adressen Ausdruck gegeben; zu irgend welchen provocirenden Kundgebungen, zu agitatorischen Schritten ist es jedoch nicht gekommen; ja, auch jeder Schein derselben ist mit äußerster Vorsicht abgelehnt.“

Ein entscheidendes Gewicht fällt in die Geschichte der ev. Landeskirche Preussens mit dem Erscheinen der kirchlichen Erlasse vom 10. Sept. welche die Grundzüge einer Synodal-Ordnung für die 6 östlichen Provinzen definitiv feststellen. Wir haben die Urtheile der übrigen kirchl. Blätter noch nicht vor uns, aber die N. Evg. Ktg. (Nr. 39) spricht sich bereits über den allgemeinen Eindruck dahin aus: „Wir begrüßen die Neuordnung als eine auf gesunden Grundsätzen ruhende, der Kirche Segen verheißende. Die sie und da erregten Besorgnisse vor einer radi-

kalen, die Kirche der Willkür der Massen preisgebenden Umgestaltung sind völlig zu Schanden geworden; der urfrüchtige Liberalismus kann seine Enttäuschung nicht verbergen und großt bereits aus allen Tönen.“ Und sie schließt ihren einleitenden Bericht mit der Aufforderung: „Aber nur an die Arbeit! Es gilt die neue Ordnung lebendig und fruchtbar zu machen, daß unsre theure evang. Kirche unter den Händen treuer und für ihr Wesen verständnisvoller Berather und Mitarbeiter gebaut und neu gekräftigt werde gegen alle Stürme!“

Die Kirchenverfassungsfrage regt aber auch an andern Orten die Geister lebhaft auf. Die Einsetzung eines Gesamt-Consistoriums in Kassel hat die Rentenz von 45 Geistlichen hervorgerufen, welchen die A. L. Ktg. (Nr. 40) das Wort redet; vgl. dagegen das entgegengesetzte Urtheil der N. Evg. Ktg. 32, die kleine luther. Partei in Hesse-Darmstadt, welche durch das Votum des Prof. v. Scheurl gestützt gegen die neue Kirchenverfassung opponirt (s. A. L. Ktg. 25. N. Evg. Ktg. 40), wird auf das heftigste angegriffen von der Prot. Ktg. (22, 29), welche mit der Forderung, einer freien Bibel in einer freien ev. Kirche“ sich bis zu solchen Invectiven fortreiben läßt: „Wir könnten an einem eklatanten Beispiele beweisen, wie hohl, wie demoralisirend dies ganze Symbol (das Ordinationsformular vom J. 1860) ist, das den denkenden Menschen zu der traurigen Annahme treibt, daß die evang. Kirche in ihrer Geistlichkeit, der unionistischen nicht weniger, als der confessionellen, ein Corps schwarz gekleideter Heuschrecken unterhält.“ — Aus den übrigen deutschen Landeskirchen ist z. B. von eingreifenden Ereignissen nicht zu berichten, aber gleichmäßig zu klagen über Abnahme der Theologie Studierenden, über confessionelle Reibereien, über Zunahme eines materialistischen und unfruchtbaren Sinnes — im Allgemeinen also wenig Erfreuliches.

Auf der Tagesordnung steht aber allen andern Fragen voran noch die Frage über das Verhältniß von Staat und Kirche. Daß die prot. vereinigte Partei die geistlichsten Interessen der Kirche dem Staate zu opfern bereit ist, beweist die Verhandlung des Prot. B. über die Civilehe, ebenso die Prot. Ktg. u. Nr. 18: Die Civilehe vor dem Forum des Reichstags, Nr. 20. Was sagen die Symbole der luth. Kirche über das Verhältniß von Staat und Kirche? u. a. Um so präoder verhält sich die norddeutsche confessionelle Presse dem Staate gegenüber. Die A. L. Ktg. spricht z. B. Nr. 22 in einem Artikel: Das Eigentums- und Verfügungsrecht der Kirche über ihre gottesdienstlichen Gebäude, gegen den Staat das äußerste Mißtrauen aus und schließt mit den Worten: „Wachet! denn man macht der Kirche jeden Fuß breit Landes freitig; man verdrängt sie aus der Schule; man verschließt ihr mit einem Straf-Paragrafen den Mund!“ u. dergl. Zumal in ihren „Wochenscheuen“ und in einigen biblisch-kirchenpolitischen Aufsätzen (Typische Gestalten der Kirchenpolitik, Samael, Jonas, Jeremias (Nr. 26), Christus in der Sünder Hände überantwortet (Nr. 29), Nothgedrungenen Bitte um einen offenen Beseid. über eine wichtige Gewissenssache (Nr. 33)

drückt sich ein scharfer Gegensatz gegen den Staat aus, der, obwohl im biblischen Gewande, die decente Grenze der Pietät oft überschreitet. Viel maassvoller, aber nach der reformirten Seite hin Anstoß erweckend, (s. Ref. Rztg. VII) ist der Vortrag von Prof. Grau (Ev. Rztg. 50 f.), welcher in Anschluß an Act. 5, 29 ausführt, daß die lutherische Kirche im Besitze der rechten Kreuzestheologie auch allein das rechte, demüthige Verhältnis der Unterordnung unter die Obrigkeit gefunden habe, gegenüber der römischen Hierarchie und dem reformirten Begriffe von der Majestät Gottes. Nur, fügt er hinzu, das Kleinod ihres Glaubens kann die luth. Kirche sich nicht rauben lassen, und noch hoffe sie, eine deutsche Volkskirche bleiben zu können. Aehnlich der Vortrag von Prof. Böcker in der Ev. Rztg. Nr. 69 f.: Die Hossuierung der Kirche in der Gegenwart. — Doch ist es unverkennbar, daß in der Kirchenpolitik der süddeutsche Confessionalismus eine andere Stellung einnimmt, als der norddeutsche. Wenn die N. Ev. Rztg. noch Nr. 22 „zur Abwehr“ gegen die auch von ausländischen Blättern wiederholte Anklage sich zu vertheiligen hatte, daß sie in Sachen der neuen preussischen Kirchengesetze auf positiver Seite allein stände, (wie denn auch die K. L. Rztg. Nr. 21 und 24 diese Anklage und den Vorwurf der Inconsequenz gegen die N. Ev. Rztg. erhebt), und wenn sie daher mit fast ängstlicher Fürsorge die Voten von Conferenzen und Synoden notirt, welche sich den Kirchengesetzen beistimmend ausgesprochen haben, ist die Erlanger Zeitschrift in dieser Frage entschieden an ihre Seite getreten. Denn hier wird (S. VII in einem 2. ausführlichen Artikel über „die preussischen staatskirchen-rechtlichen Gesetze“) der der ev. Kirche unschädliche Character derselben wiederholt nachgewiesen und, eine milde und gerechte Handhabung vorausgesetzt, der Trost ausgesprochen: „die ev. Kirchen in Preußen können den Wirkungen dieser Gesetzgebung getroßt entgegenstehn.“ Ja, die Erl. Zeitschrift beklagt es sogar (S. VI) als ein „Verhängniß“, daß die Macht des Staates, die uns gegen den Ultramontanismus schützt, verkannt und damit enträftet wird. — Auch die Ref. Rztg. spricht (S. IV, V: Aphoristische Gedanken über die kirchl. Lage der Gegenwart, S. VI: Gedanken über die Zukunft der ev. Kirche in Deutschland) die beruhigende Zuversicht auf eine zum Heile der ev. Kirche führende Lösung der gegenwärtigen Complicationen aus.

Diese Erwägungen führen uns hinüber zu der Stellung der römischen Kirche zum Staate. Von allen Seiten kommt die Kunde, daß der preussische Staat in der Ausführung seiner kirchenpolitischen Gesetze gegen die renitenten Bischöfe vorgeht; und strenger noch, ja rücksichtslos, behandelt man sie in der Schweiz. Ein Kampf ist damit entbrannt, dessen tiefgehende Bedeutung und weltgeschichtliche Tragweite auch dem Unbefangenen einleuchten muß. Während die römische Kirche am 21. Juli als dem 100jährigen Gedächtnistage der Aufhebung des Jesuitenordens sich daran erinnern lassen muß, daß ihre besten Stützen gebrochen werden (vgl. Ev. Rztg. 57 f.: Zur Charakteristik der Jesuiten-Moral und ihrer Conse-

quenzen, N. Ev. Rztg. 30: Zum 21. Juli 1773 Prot. Rztg. S. IV, V: Zur Staatstheorie der Jesuiten u. a.), erhebt sich aller Orten die Staatsgewalt, um das bisherige Machtgebiet des Papstthums einzunehmen. Die eingehendste Würdigung und Darstellung des entbrannten Kampfes läßt sich die N. Ev. Rztg. angelegen sein, und wir verweisen gern auf die Betrachtungen in Nr. 27: Das deutsche Reich (der Ernst des gegenwärtigen Kampfes, nach James Bryce, Prof. zu Oxford: das heilige röm. Reich, Leipzig, Nummer in Nr. 29: Staat und Kirche (Revue der zeitgeschichtlichen Brochüren), in Nr. 34: der Krieg der Kirche gegen den Staat &c. Als wirksamer Factor greift in diese Bewegung der sich weiter verbreitende und tiefer gründende Ultrakatholicismus ein, der durch den Congress von Constanz die Vereinigung der deutschen und schweizer Gemeinden angebahnt und in der Ordination und staatlichen Anerkennung des Bischof Reinkens eine kirchenbildende Grundlage erhalten hat. Ohne Zweifel eine bedeutungsvolle Erscheinung für die künftige Kirchengeschichte, und einer theilnehmenderen Beachtung werth, als ihr die confessionelle Presse gewährt. Vgl. jedoch N. Ev. Rztg. 22: der Ultrakatholicismus in der Schweiz, 41, der Ultrakatholicismus, Prot. Rztg. 30 u. a.) Als Curiosum erscheint es aber in deutschen Landen, wenn heutigen Tages noch gebildete Leute zur römischen Kirche übertreten; ob es dann der Mühe werth ist, die Gründe ihres Uebertrittes zu widerlegen? (Ev. Rztg. 48: die Gründe des Dr. Hager für seinen Uebertritt).

Die Niederlagen und Verluste, welche die römische Kirche auf deutschem Boden erleidet, werden von den Vortheilen nicht compensirt, die sie anderwärts erringt. Die Blätter der Correspondenten der uns vorliegenden Blätter sind häufig auf Oestreich gerichtet, aber es sind nicht gerade freundliche Bilder, die sich ihnen in kirchlicher Beziehung darbieten; „die Weltausstellung, so urtheilt ein eingekobenes Referat in der N. Ev. Rztg. 21 f., ist zwar ein Zeichen wiederkehrender Kraft und Gesundheit; aber als Warnungszeichen, daß noch viel sittlicher Schaden im Volke liege, steht die Börsenkrisis da, ein Product des modernen österreichischen Katholicismus und Judenthums. Obgleich das Concordat aufgeboben ist, fehlt doch noch viel an der Parität der Confessionen; nur in Ungarn ist der Protestantismus eine Macht geworden. (Die Belege zu dieser Darstellung s. N. Ev. Rztg. auch Nr. 25. 32. 35. N. L. Rztg. 26. Prot. Rztg. 21. 24. 28 u. a.). — Glänzend noch sind die Ausgänge der römischen Kirche in Frankreich. Die „Wiedergeburt“, die sich hier vollzieht, erweckt im ultramontanen Lager jubelnde Begeisterung (s. N. Ev. Rztg. 23. 32. Prot. Rztg. VI u. a.) Der Anblick der ev. Kirche bietet dagegen ein trauriges Bild dar; die prot. Jahresversammlungen in Paris haben an Theilnahme abgenommen, die Reaction drückt den Protestantismus nieder, die Frage um die Bestätigung der Beschlüsse der Generalsynoden wirkt zerlegend auf die evang. Gemeinden u. dgl. So das Urtheil der N. Ev. Rztg. 23. 24. 32. Die Prot. Rztg. 18 und 33 steht die Zustände des ev. Frank-

reichs in glänzigerem Lichte und verurtheilt den legalen Versuch, die Bestätigung jener Beschlüsse zu erwirken, als „einen orthodoxen Staatsstreich.“ — Aus England kommen uns Berichte über die Mai-Meetings (N. Evg. Kztg. 26) und über das aggressive Vordringen des Ritualismus, dem die Bischöfe einen sehr zahmen Widerstand entgegengekehrt (das. 30), ist es doch möglich, daß unter dem Regime Forster und dem Gladstone'schen Schulgesetze, welche die Confession ausschließen, die Katholiken ihre ultramontanen Lehren ungehindert in die Schulen einzuschmuggeln wissen (Prot. Kztg. 30). In Italien und Spanien schreitet das Evangelisationswerk rüstig vorwärts, wobei erfreulicher Weise ein mehr harmonisches Zusammenwirken der verschiedenen Denominationen zu bemerken ist. (N. Evg. Kztg. 26. 28. 40. 31). Im Osten wird es helle: in Rußland hat sich unter dem Protectorate des Großfürsten ein „Verein der Fremde geistlicher Aufklärung in der russischen Kirche“ gebildet, der namentlich mit dem Antikatholicismus Annäherung erstrebt (N. Evg. Kztg. 41; auch ist gegenüber den Evangelischen in den Dniep-Prövinzen eine mildere Handhabung der Gesetze eingeführt (das. 26. 36. Das Urtheil darüber, ob die Ausbreitung des russischen Reiches in Asien der Sache des Evangeliums förderlich sei, läßt sich z. B. noch nicht mit Bestimmtheit aussprechen (das. 28: die asiatische Frage). In Persien gährt es im Muhammedanismus. Japan, im raschen Fortschritt begriffen, hat seine Repressiv-Maßregeln gegen das Christenthum aufgehoben; die Namen Sir Bartle Frere in Zanzibar, Sam. Baker in Nubien und Rauffmann in Schima erinnern an mächtige Erfolge zur Aufhebung der Slaverei und des Sklavenhandels (N. Evg. Kztg. 31). — Siegreich schreitet die Mission auf ihren Bahnen vorwärts, wenn auch noch oft von ungläubigen Reisenden verdächtigt; (s. N. Evg. Kztg. 21 f. die neueste Reise-Literatur und die Mission); zu den erfreulichsten Erscheinungen gehört auch, daß sich in den verschiedenen Gesellschaften und Arbeiten ein Streben nach Union kund thut. (das. 36 f.). In Ostindien tritt ein reformatorischer Theismus zu Tage, dem scheinbar noch große Erfolge bevorstehen (Prot. Kztg. 27 f.: der Brahma Samach; eine geschichtliche Skizze von Sophia Dobson Collet; aus dem Englischen) S. auch N. L. Kztg. 31: Aus dem Leipziger Missionshause.

Ueber theologisch-wissenschaftliche Arbeiten bieten die vorliegenden Zeitschriften wenig Bemerkenswerthes. Die Fragmente des Dr. Rob. Eiling über Menschenbildung (Mittheilungen IV) sind von keiner Bedeutung; auch der Aufsatz über die Sonntagsfeier (das. VIII) bietet kaum etwas Neues. — Die Evg. Kztg. hat an ihrem Werthe und Ruhme, gediegene Aufsätze zu liefern, in diesem Quartale eingebüßt. Was sie Nr. 36 über „das Wunder der h. Nacht“ und Nr. 37 „zur luth. Abendmahlslehre“ sagt, trägt mehr den Stempel der Polemik, als wissenschaftlicher Gründlichkeit. Nr. 46 f. giebt sie eine Darstellung über Calderon und dessen Drama: Die Schölle des Orients, Nr. 55 f. Fragmente aus dem Briefwechsel König Friedrich Wilhelm

des IV. und Bunsens. — Aus der Prot. Kztg. bemerken wir das Referat von Nippold: Aus den Werkstätten der niederländischen Geschichtsschreibung, 2 Monographien über v. Baur, (Nr. 19 f.) und „aus der modernen Statistik“, „deren Zahlen wohl ein Gesetz erkennen lassen, aber die menschliche Freiheit nicht ausschließen.“ — In der N. L. Kztg. befindet sich der Vortrag des Prof. Luthardt über die Auferstehung des Fleisches“ (Nr. 19 f.), eine mehr dogmen-historische, als dogmatische Arbeit, und darum nicht ganz befriedigend. „Zur Apologetik“ giebt Nr. 23 f. „Streiflichter und Aphorismen“ in einer Reihe von scharfen und überzeugenden Gedanken. Ein ebenso sehr lesenswerther Artikel derselben Nummer widerlegt unter der Aufschrift. „Eine unnöthige Befürchtung“ in schlagender Weise das bekannte Wort Schleiermachers, daß er fürchte, das Christenthum werde später nur noch mit der Barbarei Vundesgenossenschaft haben, bloßirt von der Naturwissenschaft. „Die Krankenpflege in unsrer Zeit“ bildet das Thema einer Ausführung von pastoralem Werthe sowohl in der N. L. Kztg. 28 f., wie in der Erl. Zeitschrift S. VII. VIII. Nachtrag zu einem früheren Aufsatze). Dieses Doppelheft der Erl. Zeitschrift liefert eine sehr ausführliche Widerlegung der von Pf. Seyler in Züschwang in einer Broschüre ausgesprochenen und allerdings etwas nach links neigenden Vorschläge zur Lösung der Bekenntnißfrage, obgleich Recensent das S.'sche Buch als ein durchaus werthloses, als „eine theologische Fehlgelburt“ bezeichnet. Wir erinnern uns jedoch, daß seiner Zeit die N. Evg. Kztg. ein mildes und anerkennendes Urtheil über dasselbe fällte. — Eine gründliche Arbeit liefert die Erl. Zeitschrift S. V. ff. über v. Hartmann's Philosophie des Unbewußten. — In die socialen Fragen führt uns besonders die N. Evg. Kztg. ein, indem sie namentlich die bezügliche neueste Literatur zur Uebersicht zusammenstellt. So Nr. 24 f. über die Moral des Darwinismus, das. zur neuesten Literatur des Spiritismus, 28 f. zur Frauenfrage, 33 f. eine Ueberschau im Judenthume, auch 34 über das moderne Actienwesen. Vgl. auch Evg. Kztg. 38: der Mammoneidienst beim Bauernstande.

Durch biographische Mittheilungen werden wir an den Verlust folgender bedeutender Männer erinnert: Am 23. April starb Wolfgang Mäuzel, dem die N. Evg. Kztg. 21 das Zeugniß giebt: Er war einer unsrer patriotischen, christlichen, tüchtig-deutschen Männer. Dasselbe Blatt gedenkt auch des treuen Arbeiters in seiner Kirche, des Bischofs S. Wilberforce von Winchester und des tief religiösen, doch nicht papistischen Gründers einer neuen italienischen Literatur Alexander Manzoni. Die deutsche ev. Kirche verlor am 28. Aug. den General-Superintendenten Dr. W. Hoffmann in Berlin, am 2. August den Conf. Rath Versmann in Jzeho, (N. Evg. Kztg. 36). Von Wilhelm Löhe's Leben ist bereits der 1. Band der Biographie erschienen (N. L. Kztg. 36). Ein interessantes Lebensbild aus der russischen Kirche entwerfen die Mittheilungen S. VII in der Geschichte eines griechischen Priesters, Alex. Gumilensky, der unter den verrotteten Zuständen dort durch Arbeiten der innern Mission in Segen gewirkt hat.

Als hervorragende literarische Erscheinungen weisen wir mit Angabe der sie empfehlenden Zeitschrift noch hin auf: Frank, System der christlichen Gewissheit. Erlangen, Deichert (Evg. Kztg. 40; ausführlich besprochen in Erl. Zeitschrift, Juliheft); Julian Schmidt, Neue Bilder aus dem geistigen Leben unsrer Zeit. III. Band (Chafpeare, Alexis, Fr. Reuter, Spielhagen, Uhlich), Leipzig, Dunder und Humblot, 402 S. 2 thlr. 20 gr. (N. Evg. Kztg. 31); W. Löhe's Leben. 1. Bd. 300 S. Nürnberg, Löhe 1 thlr. 6 gr. (N. Evg. Kztg. 34 und A. L. Kztg. 36); Joh. Seb. Bach v. Phil. Spitta. Leipzig, Breitkopf und Härtel, 1. Bd. 5 thlr. 15 gr. (Referat darüber in der N. Evg. Kztg. 38 f.); R. Nothe von Fr. Nippold. 1. Bd. 545 S. Wittenberg, Külling, (Prot.-Kztg. 30); A. Baur, Deutschland in den J. 1517—25. Ulm. (Daf. 33, von der Erl. Zeitschr. ungünstig aufgenommen). — Gute Handleiter sind auch die Uebersichten der N. Evg. Kztg., wie 32 f.: Zur neuesten Volks-Literatur, 38; zur Schulfrage, 40; Zur Kritik des modernen Materialismus, das.: Zur neuesten Literatur über Rußland. B.

Theologisk Tidsskrift, udgivet af Dr. Chr. S. Kalkar. Aargang 1875. Förlagsbureauet i Kjöbenhavn. (Erstes Halbjahr. Vgl. Allg. Liter. Anz. 1873, Heft 5).

[Fortsetzung.]

II. Ueber die verschiedenen Charaktere des Kirchbaustils, besonders des byzantinischen und gothischen, sowie über byzantinische Kirchen in Dänemark. Von Dr. th. W. Nothe (Fortsetzung. Vgl. Jahrg. 1872-December). 10. Romanischer Stil. In der römischen Provinz Deutschland (*Germania superior et inferior*) hat die dort eingeführte römische Cultur sich lange behaupten können; nicht wenige römische Bauten, auch öffentliche schmückten jene Lande. Seit Bonifacius Tagen erhoben sich, ebenfalls im römischen Baustile, viele Kirchen; jedoch brachte man die Form der Basilica nicht unverändert in Anwendung, sondern mit Beimischung christlicher und nationaler Elemente. Dieses ist der romanische Baustil (analog der f. g. romanischen Mischsprache). Gerade in ihrem Mischcharakter lag der Keim des Unterganges dieser Bauart: denn Heidnische und Christliche vertrugen sich nicht miteinander. Zur Veredlung der Basilica setzte man unterhalb derselben eine „niedere Kirche“, deren Mittelschiff von den Seitenschiffen getrennt wurde durch kurze, dicke, meist viereckige Pfeiler, diese unter sich verbunden durch runde Gurtbögen. Die darüber stehende Basilica mit ihren Säulen und Capitälen hieß die hohe oder Ober-Kirche, deren Säulenordnung aber dadurch modificirt wurde: Gegensatz der Gothik, in welcher Alles aus Einem Stosse ist. Nur die „niedere Kirche“ war eigentlich im Gebrauche, und die Seitenschiffe waren nicht zum Aufenthalte während des Gottesdienstes bestimmt. In der späteren „Uebergangszeit“ verfiel man sie mitunter ebenfalls mit einem Gewölbe. Beispiele: die Domkirchen zu Ribe und Viborg (letztere,

besonders schön, ursprünglich freistehend ohne Seitengewölbe, ist seit Jahren in Restauration begriffen). Mit Rücksicht auf das nordische Klima wurde das offene Dach der Basilica gedeckt, und zwar Anfangs mit Holzwerk, welches man mit Malereien verzierte. Unterhalb des viereckigen Chorraums öfter eine Krypta, Grabkirche, um deren willen jener eine erhöhte Lage haben mußte, in manchen Fällen um 6—7 Stufen höher, als die Kirche. Ueber dem Mittelschiffe zuweilen eine Kuppel, welche indeß nicht zugleich das Dach bildete. Runde Form der Thüren und Fenstern. — Bei erwachendem Bewußtsein von dem, dieser Bauart anhaftenden, großen Mangel an christlicher Idealität bildete sich der f. g. „Uebergangsstil“, welcher eigentlich nur ein unruhiges Haschen war nach neuen Formen. Es fand aber ein völliger Wechsel der Principien statt, fast am Ausgange des 13. Jahrh. hatte die Gothik die Alleinhegemonie inne. Jene Uebergangszeit aber charakterisirt sich nicht nur durch eingelegte Gewölbe, sondern auch durch Anbringung von allerlei phantastischen Thiergefalten, Drachen, heidnischen Zaubernern, Kernen, Kometköpfen, oder symbolischen Darstellungen. 11. „Rundbogenstil“, eine allen jenen Stilarten gemeinsame Form, welche sich, bei Nichtanwendung von Gefälle, damals von selbst ergeben mußte. In untergeordneten Bauten (z. B. Dorfkirchen), auch aus der Zeit des Spitzbogens, findet man in der Regel runde Abschlüsse. Ein unterscheidendes Kennzeichen ist nur in der Ueberdachung zu suchen, welche sich durch viele Stufen hindurch bis zu dem runden Kreuzgewölbe der älteren Gothik gestaltete, welche aber bekanntlich später — in der Epoche ihrer Vollendung — in den Spitzbogenstil überging. Es ist indessen durchaus irthümlich, unter dem Namen „Rundbogenstil“ zweierlei Grundverschiedenes zusammenzuwerfen, nämlich den älteren gothischen Stil und die romanische Basilica (letztere eine Vermengung mehrerer, theilweise ungleichartiger Elemente). Die Verschiedenheit zeigt sich durchweg, vorzugsweise aber im Chöre. Sie tritt deutlich vor uns Augen bei einer Vergleichung der Dome von Ribe und Koeskilde. Uebrigens haben beide Stilarten gleichzeitig bestanden, nur jede in ihrem Heimathlande. Die roman. Basilica herrschte in den Rheinischen Schulen, bis sie am Schlusse des 13. Jahrh. auch hier durch den Spitzbogenstil verdrängt wurde. Die Gothik aber fand ihre eigentliche Stätte in Mitteleuropa und in England. — 12. Die jüngere Gothik, mit ihren Spitzbögen, will gerne ausschließlich gothisch heißen, aber mit Unrecht. Der völlige Durchbruch derselben, im 13. Jahrh., geschah hauptsächlich unter dem Einflusse des mächtig aufstrebenden maurischen Stils, wie auch der Kreuzzüge. Jedoch war er im Grunde die eigentliche Frucht der Entwicklung der Idee. Während der Gedanke des Rundbogens die Richtung nach abwärts hat (sich lehende Wölbung über die Gemeinde auf Erden), so geht das ganze Streben des Spitzbogen-Baus aufwärts zum Himmlischen. Leider gehören alle gothische Kirchen Dänemarks der älteren Gothik an; höchstens hat die St. Kanutskirche zu Denske dem

Spitzbogenförmig nahe gestanden. Ein ausgezeichnetes Werk desselben war die frühere Frauenkirche in Kjöbenhavn (in Folge des Bombardements 1807 abgebrochen). — Zweiter Abschnitt: Byzantinische Kirchen in Dänemark. 13. Holzkirchen. Sowohl St. Ewens Trastjäng (Dreihart), als besonders Knud b. Gr. ließen glückliche Priester und Mönche aus England kommen, welche das Land mit Kirchen versahen. Damals waren aber selbst größere Gutschlösser, auch königl. Paläste, von Holz. (Vgl. außer einer älteren (1850) Schrift des Verf. besonders J. Kornmarp, Dänische Holzkirchen im Mittelalter in den „*Annalen für nordisches Alterthum*“ 1871.) Der Dom zu Roskilde war ursprünglich eine sehr große Holzkirche (von Harald Blauzahn erbaut). Auch, nachdem man den Steinbau kennen gelernt, wurde der kirchl. Holzbau alsbald aufgegeben. So noch 1102 in Arhus u. a. D. Die Balken (deren Fugen man mit Moos u. dgl. ausfüllte) wurden mit Holzschnittbildern und Farben geschmückt. Uebrigens ist der dabei angewandte Baustil mehr nachzuweisen. 14. Erste Steinkirchen. Diese sind lediglich dem zunehmenden Reichtum der Kirchen (besonders durch kaiserliche Sühnen für Verbrechen genährt), zuzuschreiben. Den Gedanken aber regte zuerst ein edler, hochgebildeter Engländer an, nämlich Bischof Wilhelm zu Roskilde seit 1044. Eingeweiht wurde dieser herrliche, aus gebrannten Steinengeführte Neubau erst im J. 1074 durch seinen Nachfolger. Aehnliche Kirchen zu Slagalsa und Ringsted, beide auf Seeland (letztere eine Klosterkirche, daher nach den betr. Ordensregeln modificirt). — 15. Romanische Kirchen. Der Bau derselben in Dänemark, seit d. 12. Jahrh., ist lediglich zurückzuführen auf den maßgebenden Einfluß des zu Hamburg residirenden Erzbischofs; unter welchem damals der ganze Norden stand. Der rührigste unter den bischöflichen Baumeistern war Bischof Elias von Ribe zwischen 1142 und 1162), ein Flandländer welcher vom Rheine die Materialen kommen ließ und seinen Bauten das Muster der rheinischen Dome zu Grunde legte. Also von Deutschland her kam der reine romanische Stil ins Land (Ribe und Viborg). Sobald aber Dänemark seinen Erzbischof in Lund erhielt, ließ dieser deutsche Einfluß bald nach. Abgesehen von dem Roskilder Dome bekam Dänemark keine romanische Kirchen mehr (Widerlegung der Høyenschen Hypothesen in Betreff der Dome von Roskilde und Odense). Die ältere Gothik blieb der herrschende Kirchenstil in Dänemark. — 16. Byzantinische Kirchen. Im früheren Mittelalter lebhafter Verkehr zwischen Dänemark und den byzantinischen Reichsländern, namentlich auch Constantinopel. Daher stammen 9, meistens kleinere, Kirchen byzantin. Stils in Dänemark (ohne die St. Michaeliskirche in Schleswig mitzuzählen), alle aus dem 12. oder 13. Jahrh., und ihren untergeordneten Charakter tragend in der Kuppelwölbung (also s. g. Centralbauten), rund oder achteckig — außer der Einen größeren zu Kallundborg (welcher das griechisch-byzantinische Kreuz zu Grunde liegt). Genane Beschreibung der interessantesten Kirchen zu Storchedding (See-

land) und Thorsager (Zütland), sowie ihre Geschichte. — 17. Die 4 Rundkirchen auf Bornholm, deren Form früher so unerklärlich erschien, daß sogar der gelehrte Kirchenhistoriker Bischof Mynter geneigt war, in ihnen ursprüngliche heidnische Tempel zu sehen. (Eingehend behandelt von Frits und Viborg in Kirkehistor. Samlinger Bd. II.) Völlig funde, nicht eben große, Kirchen, mit einem Ausbau nach Osten, für den Chor; die Fenster nicht nach den 4 Himmelsgegenden, sondern gewöhnlich nach Nord- und Südost, nach Nord- und Südwest gelegen. Auch sie alle, wie z. B. die Kirche zu Storchedding, so eingerichtet, daß sie als Zuflucht bei feindlichen Ueberfällen dienen könnten. Daher alle, mit drei Stockwerken versehen, verbunden durch eine Treppe, welche in der sehr dicken Mauer des Chors emporsteigt; oben (d. h. im dritten Stockwerk) eine doppelte Außenmauer, ein Wächtergang und Schießscharten in der Außenmauer. Nur theilweise, wenigstens ursprünglich, mit Kirchtürmen versehen. — III. Buchanzeige. Dr. H. Höffling, Die Philosophie in Deutschland seit Hegel. Kopenhagen, 1872. 325 S. 8. Angezeigt von Docent S. Hoogaard. S. 46—64. Die geist- und gedankenreiche Recension geht von der eminenten Bedeutung aus, welche einer gründlichen Kenntniß der Geschichte der Philosophie beizulegen ist, sofern sie nicht bloß als ein Stück Geschichte betrachtet wird, sondern als eine in sich zusammenhängende Reihenfolge von Versuchen, die höchsten Fragen des Menschengesistes zu beantworten, und die Einheit alles Daseins, oder die Vernunfttotalität nachzuweisen, auf welche im Grunde alle anderen Wissenschaften, jede in ihrem besonderen Gebiete auch alle Bewegungen und Strebungen der Gegenwart, als auf ihre tiefere Voraussetzung, zurückweisen. In der Philosophie sind die Einzelheiten zwar unentbehrlich, jedoch nicht als das Dominirende und Entschcheidende; bei jeder Einzelheit zielt das philosophische Denken auf das Centrum. Aber ohne Kenntniß der bisherigen Lösungsversuche, ohne die Fähigkeit, die ganze Scala der gefundenen „Möglichkeiten“ sich beständig zu vergegenwärtigen, wird die philosophische Forschung immer nur aufs Gerathewohl operiren. — Die vorliegende Schrift wird nun begrüßt als ein sehr tüchtiger Beitrag zur Orientirung über einen in dieser Beziehung nicht eben viel besuchten Zeitabschnitt, als eine gründliche Arbeit, welche ein reiches, mannigfaltiges Material mit kritischer Sicherheit beherrscht und durchbringe. „Gegenüber der großartigen Productivität, welche die deutsche Philosophie seit Kant's bahnbrechender Arbeit entfaltet“ — sagt er — „kann freilich die nachhegelsche Philosophie den Eindruck von Unselbstständigkeit und Unfertigkeit hervorbringen. Hier begegnen wir freilich keinen weltgeschichtlichen Entdeckungen in der Welt des Gedankens. Man erwäge aber die dieser Zeit gestellte Aufgabe. Der speculative Idealismus vermochte es wohl, seine großartigen Systeme in kurzer Zeit zu vollenden, nachdem er einmal auf dem Wege der Intuition die Grundidee gefunden hatte; die Methode war die abstract dialektische, und so ging die ganze

Bewegung vor sich in der reinen Aetherregion des Gedankens, welche dann ohne Weiteres mit der Wirklichkeit selbst verwechselt wurde. Die nachhegelsche Philosophie ist dagegen kaum in irgend einem Punkte so einig, als eben in der Kritik und Bekämpfung dieses abstracten Idealismus. Sie will nämlich mit der Wirklichkeit als solcher zu schaffen haben: Diese aber wird vom Gedanken nicht so im Sturme eingenommen; hier gilt es, Schritt vor Schritt vorwärts zu gehen. Weder das Recht des Gedankens einerseits, noch das der Wirklichkeit andererseits dürfen beeinträchtigt werden. Es gilt aber nunmehr, diejenigen Punkte zu finden, wo beide zusammentreffen, das Gesetz dieser Harmonie zu entdecken, und das so Gewonnene allmählig zu einer umfassenden Totalanschauung zu sammeln. Diese Arbeit ist anscheinend eine weniger geniale, als die der Speculation, fordert aber nicht geringere Anstrengung und bei Weitem größere Resignation. Die Speculation war die Logik der Philosophie; nunmehr aber geht der Flug weniger schwinghaft und leicht, daher auch nicht immer ebenso hoch. Jedoch der ewige Drang des Geistes nach Freiheit und Wahrheit hat sich auch hier keineswegs unbezeugt gelassen, sondern ist zu Tage getreten in klaren und tiefen Gedanken, getragen von mancher wahrhaft edlen Persönlichkeit! Der Verf. sagt nun die ganze nachhegelsche Philosophie unter vier Hauptgruppen zusammen: 1) das kritische Bewußtsein, 2) der moderne Materialismus, 3) der speculative Theismus, 4) der Wirklichkeitsidealismus. Die ersten zwei unter diesen Richtungen haben zunächst einen negativen auflösenden Charakter, die zwei letzteren einen positiven. — Dem Verf. gebührt die Anerkennung, daß er es versteht, zu individualisiren, in der Stoffmasse von mitunter ziemlich weit-

läufigen Abstractionen charakteristische Höhepunkte zu erheben, und an der rechten Stelle durch treffende dicta probantia den Gedankengang zu „belegen“. — Getabelt wird theilweise die Beurtheilung des übrigen in besonderem Maße bekannten Trendelenburg: der aber seiner philosophischen Methode nach sichtlich nicht einem Fehner (Hartmann) und namentlich Loge (welchen Ref. „typischen Repräsentanten der Philosophie der Gegenwart,“ außerordentlich hochstellt,) zur Seite gestellt werden dürfe. Denn diese, als Männer von naturwissenschaftlicher Bildung, bringen Voraussetzungen mit von durchaus eigenthümlicher Art, welche sich nicht einmal annähernd erheben lassen durch irgend eine Speculation, wenn auch eine so moderate, wie die Trendelenburg's. Ausgezeichnet ist jedoch die (mit großen Schwierigkeiten verbundene) Darstellung der positiven Philosophie Schelling's, sodann auch Beise's, „dieses kühnen und reflexionskräftigen Denkers“. Vermißt wird die Darstellung und Würdigung der Herbartschen Philosophie. — Ueber das Resultat der neueren und neuesten Denkarbeit sagt Höfling: „Es ist selbstverständlich, daß hier kein wissenschaftliches Resultat in dem Sinne ein abgeschlossenes heißen darf, daß es hinfort als Dogma gelten könnte. Was unter Resultaten verstanden wird, kann nichts weiter bedeuten, als die allgemeine (vorwiegende) Richtung, in welcher der philosophische Gedanke unter seinem Streben, unter seiner allezeit nur approximativen Fortbewegung, gegenwärtig abzielt auf die erstrebte abschließende Weltanschauung“. — Ref. glaubt, die angezeigte Schrift als eine Bereicherung, nicht nur der dänischen, sondern der philosophischen Literatur überhaupt bezeichnen zu dürfen.

IV. Kurze Literaturberichte.

Politische Broschüren.

Juli, August und September 1873.

- Röhler**, Pfr. Dr. Die socialen Wirren und das Evangelium. Ein Vortrag gehalten in der Kreisynode zu Ziegenrück am 21. August 1872. 4. 56 S. Saalfeld, Wiedemann. 8 gr.
- Gespräche** über den Syllabus. 8. 70 S. Augsburg, Krantzfelder. 6 gr.
- Horn**, Ed., Die Aktiengesellschaften, Gesekentwurf nebst Motivenbericht dem ungar. Reichstag unterbreitet am 24. Mai 1873. gr. 8. 39 S. Pest, Wigner. 8 gr.
- Koerner**, Geh. Reg.-R., Grundzüge und Beiträge zur systematischen Behandlung der Religionspolitik im deutschen Staate. gr. 8. 206 S. Berlin, C. Heymann's Verl. 1 thlr.
- Lufft**, Reg.-Dir. A., Streiflichter auf bayerische Zustände. gr. 8. 295 S. Mannheim, Schneiders Verl. 1 thlr. 6 gr.

Müllensiefen, Pred. J., Das christliche Haus. Ein Beitrag zur socialen Frage. gr. 8. 51 S. Berlin, Rauch. 6 gr.

Scholl, Carl, Zur Reform der Eidesgesetzgebung. Ein Nothruf ebenso im Interesse der Glaubens- und Gewissensfreiheit, als der Staatsordnung und Sittlichkeit. gr. 8. 42 S. Frankfurt a. M. Auffarth. 1/2 thlr.

Schriften des Vereins für Socialpolitik. 1.— 3. Hft. gr. 8. Leipzig, Dunder und Humblot. 2 thlr.

Inhalt: 1. Zur Reform des Actien-gesellschaftswesens. 3 Gutachten auf Veranlassung der Eisenacher Versammlung zur Besprechung der socialen Lage abgeg. v. Justiz.-R. S. Wiener, Reichsger.-R. Dr. Goldschmidt und Prof. Dr. Behrend. 90 S. 2/3 thlr. — 2. Ueber Fabrik-gesetzgebung, Schiedsgerichte und Einigungsämter. Gutachten auf gleiche Ver-

- anfassung abgeg. v. Geh. Reg.-R. Jacobi, Staats-R. Dr. Bizer, Handels-Secr. Dr. Gensel cet. 200 S. 1 1/2 thlr. 3. Die Personalbesteuerung. Desgl. Gutachten v. Prof. Dr. E. Kasse, Prof. Dr. A. Held, Handelsf.-Secret. Dr. J. Gensel etc. 94 S. 2/3 thlr.
- Der Staat und das allgemeine Concil. gr. 8. 52 S. Leipzig, Duncker und Humblot. 1/2 thlr.
- Girshel, Dr. J. J., Geschichte der Civilehe in Frankreich. gr. 8. 68 S. Mainz, Kirchheim. 1/2 thlr.
- Die „Jungen“ und die „Alten“ in der österreichischen Verfassungspartei. Ein Beitrag zur Orientirung in dem bevorstehenden Wahlkampfe. gr. 8. 86 S. Leipzig, Luckhardt. 12 Jgr.
- Schneidler, Dr. W. F. Carl, Die kirchlichen Wirren der Gegenwart. 8. 116 S. Leipzig, Wigand. 1/2 thlr.
- Sybel, Ger.-Assess. Frdr. v., Das Recht des Staates bei Bischofswahlen in Preussen, Hannover und der oberheinischen Kirchenprovinz. Mit besonderer Berücksichtigung der Praxis. gr. 8. 88 S. Bonn, Cohen und Sohn. 16 Jgr.
- Dup, Fr. Ernst, Die Bildung des Volkes im Kanton Bern. gr. 8. 30 S. Bern, Huber u. Comp. 1/6 thlr.
- Felgenträger, Wilh., Die kirchenpolitische Lage in Beziehung auf die neuen Kirchengesetze und auf die bevorstehende Reform der Kirchenverfassung. 8. 50 S. Halle, Schwabe. 6 Jgr.
- Seydel, Dr. Max, Grundzüge einer allgemeinen Staatslehre. gr. 8. 104 S. Würzburg, Stuber. 5/6 thlr.
- Barnefried, Carl Bor. Aug., Anfang und Ende der Irren und Wirren in unseren Tagen mit Bezug auf Recht und Freiheit mit der Fackel der Wahrheit. 8. 201 S. Regensburg, Manz. 2/3 thlr.
- Neue Gespräche über alte Geschichten. Charakteristiken aus dem Leben der Gegenwart v. M. gr. 8. 186 S. Leipzig, Webel. 1 thlr.
- Mittimann, Prof. Dr. J., Kirche und Staat in Nordamerika. gr. 8. 191 S. Basel 1871, Amberger. 1 thlr.
- Sommer, Dr. Ernst, National-Oekonomie und Social-Politik in ihrer Beziehung und Wirkung auf die socialen Fragen der Gegenwart. 2. verm. Aufl. gr. 8. 99 S. Dresden, (Chemnitz, Ernst). 1/2 thlr.
- Napoleon und seine Freunde! Die Krankheiten der Großen oder der moderne Gögendienst. gr. 8. 21 S. Berlin, (Albrecht). 1/6 thlr.
- Wo hinaus? Ein Beitrag zur Lösung der kirchlichen Wirren. gr. 8. 16 S. Aarau, Sauerländer. 3 Jgr.
- Fric, Jos. B., Zur Idee des demokratischen Culturstaates. Ein Beitrag zur Verfassungslehre. gr. 8. 75 S. Berlin, zum Felde. 1/3 thlr.
- Baumstark, Chr. Ed., Das Verhältniß zwischen Kirche und Staat nach den Bedürfnissen der Gegenwart. gr. 8. 174 S. Heidelberg, J. E. B. Mohr. 2/3 thlr.
- Die Stellung der Staatsgewalt zur Unfehlbarkeitsfrage. Mit einem Nachtrag über Sylabus und Fastenmandat. 8. 42 S. St. Gallen. Köppel. 3 Jgr.
- Judichum, Prof. Dr. Frdr., Verfassungsgeschichte Schleswig-Holsteins von 1806—1852 in ihren deutschen und europäischen Beziehungen. gr. 8. 58 S. Tübingen, 1871. Kiel, Homann. 1/2 thlr.
- Durch die Schale zum Kern, von dem Schatten zum Licht. Von einem rheinischen Juristen, und Worte des Friedens in stürmischer Zeit. Von Franz Reinhard. gr. 8. 64 u. 58 S. Coblenz, Hergt u. Com. 1/2 thlr.
- Friedberg's, Dr. E., sogen. „Abfertigung des Bischofs von Mainz, Frhr. v. Rotteler“ im Lichte der Thatfachen. Zugleich ein Beitrag zur Aufklärung über die Freiburger Coadjutorsfrage. gr. 8. 45 S. Freiburg u. Br., Herber. 6 Jgr.
- Brade jr., W., Der Lassalle'sche Vorschlag. Ein Wort an den 4. Congreß der social-demokr. Arbeiterpartei. [Einberufen auf d. 23. Aug. 1873 nach Eisenach.] gr. 8. 78 S. Braunschweig, Brade jr. 1/6 thlr.
- Der Krypto-Katholicismus in den Grundlinien eine Rechtsphilosophie der Staats- und Rechtslehre nach evangel. Principien von Dr. F. v. Mühler, Staatsminister a. D. gr. 8. 98 S. Leipzig, Barth. 2/3 thlr.
- Meyer, Rud., Die neueste Literatur zur socialen Frage. 2. Abth. gr. 8. 45 S. Berlin, A. Schindler. 1/3 thlr.
- Frohsammer, Prof. J., Der Fels Petri in Rom. Beleuchtung des Fundaments der röm. Papstherrschaft. gr. 8. 41 S. Rempten, Dannheimer. 4 Jgr.
- Sauzet, P., Die Civilehe und die kirchliche Ehe. gr. 8. 64 S. Mainz, Kirchheim. 9 Jgr.
- Franz, Const., Abfertigung der nationalliberalen Presse nebst einer höchst nöthigen Belehrung über den Ultramontanismus. 8. 64 S. Leipzig, Klotzberg. 1/8 thlr.
- Goltz, Prof. Dr. F. v. der, Ueber sittliche Werthschätzung politischer Charaktere. [Aus „Deutsche Blätter.“] gr. 8. 24 S. Gotha, 1872. F. A. Perthes. 1/6 thlr.
- Meyer, Rud., Was heißt conservativ sein? Reform oder Restauration? gr. 8. 19 S. Berlin, A. Schindler. 1/6 thlr.
- Migel, L., Zur schweizerischen Bundesrevision. Eine Bombe in die kantonale Kleinstaateret. 8. 19 S. Chur, Kellenberger. 4 Jgr.
- Jnama-Sternegg, Prof. Dr. Karl Ehdr., Idealismus und Realismus in der Nationalökonomie. Rede. Innsbruck, Wagner. 1/6 thlr.
- Schulte, Justiz-R. Dr. Joh. Frdr. R. v., Die Berechtigung des Vorgehens der Altkatholiken vom Standpunkte des Kirchenrechtes. 8 Vorträge, gehalten im altkatholischen Verein zu Bonn. gr. 8. 40 S. Bonn, Neusser. 6 Jgr.

I. Aufsätze allgemein wissenschaftlichen, cultur- und literar-historischen Inhalts.

Zur Kritik von David Strauß: „Der alte und der neue Glaube.“

Unzeitgemäße Betrachtungen von Dr. Friedrich Nietzsche. D. Prof. der classischen Philologie an der Universität zu Basel. Erstes Stück: David Strauß der Bekenner und der Schriftsteller. Leipzig, 1873. Fritsch. 1 Thlr..

[Schluß].

Es wird dem Verfasser freilich leicht, das Gerede des Strauß vom Universum als „unserem Gott“ und religiöser Verehrung würdigem Urquell alles Lebens, aller Vernunft und alles Guten damit zu persifliren, daß er zeigt, (für Strauß) flöße zugleich aus jenem einen Urquell aller Untergang, alle Unvernunft, alles Böse. Nur muß erinnert werden, daß Schopenhauers Lehre, nur in anderer Fassung und ohne die Forderung religiöser Verehrung, im Punkte der Ableitung alles Positiven und Negativen aus dem Weltprincip im Wesentlichen auf dasselbe hinausläuft. Schopenhauer gibt sich nur den Schein größerer Tiefe, im innersten Grunde ist die Platttheit dieselbe wie bei Strauß und der Schein größerer Tiefe wird nur durch sophistische Blendwerke bewirkt. Wenn Strauß das Universum anbetungswürdig findet, so ist er zwar im Irrthum, aber er statuirt diese Anbetungswürdigkeit doch nur darum, weil, da er Gott leugnet, nichts Anderes als das Universum für die Anbetung mehr übrig bleibt, während Schopenhauer bei der gleichen Gottesleugnung überhaupt nichts Anbetungswürdiges mehr übrig lassen und insofern seine Platttheit hinter einen Zug von Satanismus verstecken will. Wer nichts Anbetungswürdiges mehr anerkennt, hat den letzten Rest des Idealen verloren. Wenn Frechheit Muth genannt werden könnte, so wäre Sch. allerdings muthiger als Strauß zu nennen. Vächerlich ist es, wenn der Verf. die Hegelianer der Vergötterung des Erfolgs beschuldigt, während er selbst der Vergötterung des Erfolgs huldigt durch die Aufstellung des Rechtes des Stärkern als oberstes Princip der Moral. Ein ehrlicher Naturforscher glaubt nach ihm an die unbedingte (will sagen, fügen wir hinzu, völlig blinde, geistlose) Gesetzmäßigkeit der Welt, ohne aber das Geringste über den ethischen oder intellektuellen Werth dieser Gesetze selbst auszusagen, als worin er das höchst anthropomorphische Gebaren einer nicht in den Schranken des Erlaubten sich haltenden Vernunft erkennen würde. Das heißt der ehrliche Naturforscher hält sich jenseits aller Philosophie und überläßt es den Philosophen, den ethischen und intellektuellen Werth der Naturgesetze vollends zu leugnen und bis auf die Wurzel aus dem menschlichen Geist zu vertreiben und dieses heißt mit andern Worten nur der Gott völlig ignorirende Naturforscher ist der ehrliche und nur der Gottleugnende Philosoph ist der ehrliche, wahre und ächte Philosoph.

An Deutlichkeit läßt dieß allerdings nichts zu wünschen übrig und man kann daraus das relative Lob verstehen lernen, welches Baader Schopenhauer zollt, indem er von ihm sagt, er habe sich durch seine Consequenz und Aufrichtigkeit ein ungleich größeres Verdienst erworben, als eine Unzahl anderer, in demselben Esprit schreibender Philosophen unserer Zeit, welche den heißen Brei im Munde behalten.*) Baader will sagen, Sch. habe den Schönfärbereien und Zweideutigkeiten der Pantheisten, richtiger der Pantheisten, womit sie die Re-

* Sämmtliche Werke Baaders III, S. 366. Vergl. IX, 82, III, 428, XII, 372, 230, VIII, 264, II, 298, II, 301, VI, 102.

gativität, den Nihilismus, die innere Nichtsnutzigkeit ihres Atheismus, verhüllt hätten, ein Ende gemacht und den unverblendeten Leuten darüber die Augen geöffnet, zu welcher monströsen Scheußlichkeit der sogenannte Pantheismus führt. Wie aber der Pantheismus Schopenhauers sich darstelle, dieß zeigt Baader in der kurzen Charakterisirung, worin er sagt, Schopenhauer behaupte, daß der Urwille (der ihm als Gott gelte) als das Ding an sich, welches der Welt als Erscheinung (der Materie) zum Grunde liege, ewig nur diese und nichts Besseres hervorzubringen vermöge, daß er ewig diese seine mißlungene schlechte Hervorbringung wieder tilge, daß aber eben dieses Nie- und Nimmer-Gelingen seiner Erscheinung — als Selbstgeburt oder Selbstformation Gottes und immer wiederkehrende Fausse-couche — die Perpetuität dieser Welt und das Immer-wieder-zum-Vorscheinkommen neuer Creaturen in ihr sichere. An dieser Darstellung läßt sich allenfalls aussetzen, daß sie strenger in der Sprache und in den Wendungen Schopenhauers gehalten sein sollte. Aber sie trifft das Wesen oder Unwesen seiner Lehre ins Herz. Daraus ergibt sich nun, daß nicht eben dem Verfasser als Schopenhauerianer die Berechtigung zusteht, sich über die freilich gründlich mißlungene, unsinnige Folgerung, welche Strauß aus jenem bekannten Worte Lessings zieht (S. 48—49), lustig zu machen, weil er mit Strauß dem gleichen Irrthum unterliegt, sich nur eine Welt voll Unvollkommenheiten, voll Widersprüchen, voll Leiden der empfindenden Wesen als möglich und das Weltprincip zu nichts Anderem fähig denken zu können, wobei der kleine, nur subjektive Unterschied nicht ins Gewicht fällt, daß Strauß die Welt nicht ganz so schwarz findet, als Schopenhauer und der Verfasser sie finden, welcher letztere ausdrücklich (S. 42) von den namenlosen Leiden der Menschheit zu reden weiß, die er doch so gut wie Strauß nur aus der angeblichen unbedingten (wie gesagt, absolut blinden und geistlosen) Gesetzmäßigkeit der Welt sich zu erklären versuchen kann. Will der Verf. diese von ihm eingeräumte, unbedingte Gesetzmäßigkeit der Welt mit Strauß, der mitten im Materialismus seinen früher angebotenen Segel nicht ganz vergessen kann, als Vernünftigkeit der Welt nicht gelten lassen, so gesteht er ja aufrichtig und ehrlich ein, daß ihm die Unvernunft Weltprincip ist und entweder gibt es kein Absurdum, dann gibt es auch keine Wahrheit und keine Erkenntniß der Wahrheit, oder dieß heißt, was das Richtige ist, sich selbst ad absurdum führen. Die Schopenhauerei ist nichts Anderes als die falsche Philosophie, die sich am aufrichtigsten und gründlichsten selbst ad absurdum führt. Die von dem Verfasser (S. 50—52) gegen Strauß erhobenen Vorwürfe: Furcht vor den Socialdemokraten, Vereinigung von Dreistigkeit und Schwäche, tollkühnen Worten und feigem Sichanbequemen, feines Abwägen der Gelegenheiten zu imponiren oder zu streicheln, Mangel an Charakter und Kraft bei dem Anschein von Kraft und Charakter zc., was Alles der Verf. an dem Strauß'schen Buche zu hassen erklärt (bei einem Schopenhauerianer sogar gegen die brüderlichen Atheisten anderer Färbung ganz selbstverständlich), sind nicht eben unverdient zu nennen. Aber im Munde des Verfassers bedeuten sie doch nichts anderes als die Anklage, daß Strauß zwar im Absurden schon ganz Erkleckliches leiste, aber noch weit wegen Mangels an voller Entschiedenheit davon entfernt sei, den Schopenhauerschen Gipfel des Absurden erstiegen zu haben. Es ist wahr, das Strauß'sche Buch ist jämmerlich armselig, aber viel mehr durch das, was es mit Schopenhauer gemein hat, als durch die Mängel, welche der Verf. an ihm rügen konnte. Der größte Theil der gerügten Mängel trifft mehr die Person Strauß, als das System oder die Weltanschauung, welcher sich der Getadelte zugewendet hat. Es kam aber in erster Linie auf eine Kritik der letzteren an. Es ist wahr, daß es beklagenswerth ist, daß Tausende von diesem Flachkopf, der als Philosoph gar nicht zählt, sich verwirren lassen. Wenn aber die Philosophie Schopenhauers, in welcher Auspuzung, in welcher secundären Modification immer, nach dem Verf., wie man glauben muß, dem kommenden Geschlechte der Deutschen zu einer wahrhaft deutschen Kultur, die er ihm in der Gegenwart abspricht, verhelfen soll, so muß uns noch ungleich übler zu Muthe werden, als es, wie der Verf. bemerkt, dem jungen Goethe zu Muthe war, als er in die triste*) atheistische Halbnacht des Systeme de la nature hineinblickte, und ihm das

*) Wenn Holbachs System, also auch sein Urheber, trist ist, so ist auch Baader gerechtfertigt, wenn er Schopenhauer einen tristen Philosophen nennt (W. III, 366). Denn die Ergebnisse beider

Buch so grau, so träumerisch, so todtenhaft vorkam, daß er Mühe hatte, seine Gegenwart auszuhalten, daß er davor wie vor einem Gespenste schauderte. Ungleich übler muß uns bei dem Ansinnen, auf Schopenhauers Lehre deutsche oder überhaupt irgend eine Cultur zu bauen, zu Muthes werden, weil uns in der Schopenhauerschen Philosophie, wenn man sie aus ihrer romantisch-phantastischen, falschmystischen Verhüllung heraushebt, nur eine andere Form des Naturalismus entgegentritt, die einerseits zum weltflüchtigen Quietismus, andererseits zum Hasse des wahrhaft Idealen hintreibt.*)

Zwar ist das System der Natur (unter dem Namen Mirabauds herausgegeben, aber von Baron Holbach verfaßt) keineswegs ein bloßer ins Populäre übersehter Abklatsch des Spinozismus, aber es ist ihm bei allen Unterschieden, vorzüglich in der Erkenntnistheorie und im Apriorismus der Metaphysik, in den Hauptpunkten innerlichst verwandt und entbehrt auch nicht eines pantheistischen Anstrichs.***) Holbach weiß sich mit Spinoza eins im Atheismus.***) Der Spinozismus ist ihm Identität Gottes und der Natur.†) Daraus zieht Holbach die Folgerung, daß nur die Natur existirt und Gott nur ein Name für die Natur ist. Dieß ist nur eine Modification des Spinozismus, keine Aufhebung desselben. Mag man diese Modification eine verschlechternde Umbildung zu nennen vollauf berechtigt sein, so verräth sie doch ihren Ursprung aus dem Spinozismus, wenigstens ihre Bestärkung durch ihn. Hätte dem Holbach Spinoza nicht mit dem Sage: *Praeter Deum neque dari neque concipi potest substantia*, die materielle Welt zu leugnen geschienen, was Spinoza nicht in dem Sinne wollte, den H. annahm, so wäre der Unterschied Holbachs von Spinoza zwar noch immer vorhanden geblieben, aber bezüglich der Ergebnisse zur Unerheblichkeit herabgesunken und fast nur noch in Bezug auf Spinoza's Erkenntnißlehre, metaphysische Apriorismen und scholastische Constructionen und Einleitungen seiner Gedanken bemerkbar geworden. Der Atheismus nimmt bei Holbach eine noch viel rohere Gestalt als bei Spinoza an, aber in allen gegen den Theismus gerichteten Negationen sind sie ein Herz und eine Seele. Goethe's Protest gegen die Identifizirung des Spinozismus mit dem Atheismus (Goethe's Leben von Schäfer, 12. A. I, 390) ist ohne Gewicht, da er selber einräumt nach Spinoza sei das Dasein

Philosophen sind schließlich gleich trist zu nennen. Das idealistische Moment bei Schopenhauer ist nur ein Humbug, wie schon der Titel seines Werkes verräth.

*) Wenn später (?) Goethe sich vom Spinozismus einnehmen ließ, so hat er entweder naiver Weise die innere Wesensverwandtschaft Spinoza's und Holbachs gar nicht bemerkt, oder er konnte Holbach nicht mehr so todtenhaft finden, als er ihm früher erschienen war. Wenigstens nicht, wenn er auf die Sache selbst sah. Fr. A. Lange scheint sich dieser Auffassung zu nähern, wenn er in seiner Geschichte des Materialismus (2. Auflage, I, 363 sagt: „So ist denn auch in Goethe's berühmtem Urtheil über das System der Natur die tiefste Kritik (?) mit der größten Ungerechtigkeit in naiver Selbst-Gewißheit des eignen Thuns und Schaffens zu einer großartigen Opposition des jugendfrischen deutschen Geisteslebens gegen die scheinbare „Greisenheit“ Frankreichs verschmolzen.“ Die Befreiung des Pantheismus bei Holbach ist nur gegen den an Theismus erinnernden Namen, nicht gegen das Wesen desselben, die Alleinslehre, gerichtet. Wenn Lange später (S. 407 ff.) nochmals auf Goethe's Aeußerung über das System der Natur zurückkommt, und die darin enthaltene entschiedene Ablehnung desselben damit zu erklären sucht, daß er sagt: „Man (d. h. Goethe) bedachte nicht, daß wenn das Weltganze auch das höchste Kunstwerk wäre, eine Analyse seiner Elemente stets etwas Anderes sein mußte, als der Genuß des Ganzen in der Anschauung seiner Herrlichkeit,“ so führt er die Verwerfung Goethe's auf bloß ästhetische Gründe zurück, welche die Sache selber gar nicht berühren. Aber Goethe glaubte damals auch wissenschaftliche Gründe gegen Holbach zu haben, hauptsächlich den, daß Holbach das, was höher als die Natur oder als höhere Natur in der Natur erscheine, zur materiellen, schweren, zwar bewegten, aber doch richtungs- und gestaltlosen Natur verwandelte. Eine Idee von Gott schwebte dabei Goethe offenbar vor, wenn er (in Wahrheit und Dichtung 11. C.) schrieb: „Alles sollte (nach dem System der Natur) nothwendig sein und deswegen kein Gott. Könnte es denn aber nicht auch nothwendig einen Gott geben? fragten wir.“ Aber der Gott, der ihm als höhere Natur in der Natur vorschwebte, war offenbar nicht der überweltlich-geistige, sondern wohl nichts Anderes als die Vorstellung einer Weltseele, die allerdings das System der Natur (wie den persönlichen Gott) verworft, wiewohl es ihr durch die Vorstellung der Natur als eines handelnden lebendigen Ganzen nicht so gar fern stand.

**) System der Natur von Mirabaud. Deutsch bearbeitet und mit Anmerkungen versehen. (Leipzig, 1841. Wigand.) S. 55, 227, 488—491.

***) System der Natur S. 414.

†) Dasselbst S. 443, 444.

(alles Daseiende zusammen) Gott. Goethe hat Spinoza nie gründlich studirt, aber noch weniger ernstlich darüber nachgedacht, was es heiße: das Dasein ist Gott, und wie Gott im stricten und eigentlichen Sinne alles Dasein sein könne. Hätte er den Satz im Sinne Böhm's genommen, so wäre er nicht Spinozist, was er sein wollte, sondern Böhmist gewesen. Alle Systeme, welche Gott als den absoluten Geist leugnen, sind nur, soweit sie auch scheinbar auseinandergehen, Variationen desselben Thema's und Spinoza, Holbach, Schelling in der früheren Epoche, Hegel, Schopenhauer streiten in ihren Nachfolgern nur um die Frage, wer von ihnen dasselbe Thema geistreicher, scharfsinniger, wissenschaftlicher, consequenter, kühner (b. h. toller) ausgeführt habe.

Die Beantwortung der dritten Frage: Wie schreibt Strauß seine Bücher? — welcher er unerwartet und überraschend genug eine vierte anhängt — leitet der Verf. mit Betrachtungen ein, denen man eine erhebliche Berechtigung nicht abstreiten kann und die ohne Zweifel bei allen Nichtverweischlichten, ernstlich Strebenden, Anerkennung finden werden. Dieß würde noch viel mehr der Fall sein, wenn der Verf. anstatt von dem Bedürfniß der Cultur (einer höheren Cultur als der erreichten) im Allgemeinen zu sprechen, ein Culturideal gezeichnet hätte, dem man sich wirklich mit Geist und Herz zuwenden könnte. Aus Schopenhauers Geschichte leugnenden Gedanken läßt sich gar kein Culturideal ziehen und wenn der Verf. etwa die Wendung von Hartmanns zur Culturidee im Sinne haben sollte, so wäre damit wenig oder nichts gewonnen, weil das Ziel dieser Cultur nicht bloß die Aufhebung aller Cultur, sondern auch alles Daseins wäre. Aber mit Recht bestreitet der Verf. die allgemein angenommene Clafficität des Dr. Strauß als Schriftsteller, wenigstens bezüglich seiner in sechs Auflagen erschienenen Schrift: „Der alte und der neue Glaube.“*) Man kann den Gründen des Verfassers für die Behauptung, daß Strauß in dieser Schrift sich nicht als wissenschaftlicher, streng ordnender und systematisirender Gelehrter benommen habe, nicht widersprechen. Wir finden es aber übertrieben, wenn er Strauß einen ganz nichtswürdigen Stilisten nennt, weil derselbe in Rücksicht des Stils sich weder mit Schopenhauer, noch mit dem Verfasser vergleichen kann und am Meisten, weil er in der Lage ist, der Strauß'schen Schrift eine ganze Reihe, zum Theil arger Verfehlungen gegen die Gesetze eines guten Stils nachzuweisen. Diese vom Verf. gelieferten Nachweisungen sind unbestreitbar richtig und gültig. Aber der Verf. läßt deutlich genug bemerken, daß es noch etwas Anderes als die formelle Stilistik ist, die seinen Zorn gegen Strauß herausfordert. Strauß ist ihm in dieser Schrift zu schwächlich, zu schlaff, zu zurückhaltend, beschönigend und Schönsfärberei treibend, zu wenig energisch und kräftig, man sagt wohl nicht zuviel, zu wenig Schopenhauerisch. Räumt man auch ein, daß Strauß kein Schopenhauerisches, überhaupt kein philosophisches Genie ist, so konnte man ihm doch nicht zumuthen, seine dürftigen philosophischen Gedanken in die oft genug das Maaß überschreitende Kraitsprache Schopenhauers zu kleiden. Wohl kann man Schopenhauer ein größeres Maaß von Aufrichtigkeit, Geradheit und Energie als Strauß zuschreiben, aber diese Eigenschaften treten bei Sch. nicht rein und lauter hervor, sondern entstellen durch heftige Leidenschaftlichkeit, Anmaassung, Schmach- und Verleumdungssucht, in kaum glaublichem Maaße für Jeden, der sich noch nicht aus seinen Schriften selbst davon überzeugt hätte, daß diese Vorwürfe nur zu sehr begründet sind. Der Mattigkeit, Schlaffheit, Schönsfärberei, Ordinarheit u. auf Schopenhauerische Weise entgegen, heißt doch in die entgegengesetzten Fehler fallen und die Philisterhaftigkeit durch eine an das Satanische grenzende Frechheit austreiben. Wem dieß übertrieben scheinen sollte, dem könnte man mit Duzenden von unwiderleglichen Nachweisungen dienen. R. Haym in seiner meisterlichen Abhandlung: Arthur Schopenhauer, hat sie noch

*) Die sechs Auflagen der schlechten Strauß'schen Schrift imponiren dem bekannten Theologen Rippold in der Art, daß er in seiner oben erwähnten Schrift (S. 136) in die Worte ausbricht: „Gewiß ein deutlicher Beleg, daß es eine geistige Großmacht ist, die Strauß repräsentirt und daß die selbstbewußten Empfindungen seines „Nachwortes“ (S. 9, 10) nicht auf bloßer (!) Selbsttäuschung beruhen.“ Der Mann zeigt sich unfähig zu begreifen, daß die sechs Auflagen wenig Anderes beweisen, als den erbärmlichen Zustand der Urtheilskraft der halbgebildeten Menge und einer nicht ganz geringen Anzahl geisteschwach gewordener Gelehrten. Das gestülpte Wort vom Obenaufschwimmen des Leichten und dem Untersinken des Schweren könnte man mit Fug auf die Schriften Schopenhauers im Verhältniß zu jenen Baaders anwenden.

lange nicht erschöpft. Aber eine Stelle daraus muß hier zum Beleg ausgehoben werden: „Wie durch die Pöcher des Mantels jenes Sokratikers, so blickt durch alles pathetische Ge- rede von Wahrheit der rechthaberische, der anmaßliche und unläutere Sinn unseres Autors hindurch. Denn nein! Es ist nicht bloß eine sachlich motivirte Antipathie, nicht bloß die innere Gegensätzlichkeit seiner zu den angegriffenen Meinungen, was den Cynismus dieser Angriffe erklärt. In dunkleren und immer dunkleren Farben zeichnet sich durch das polemische Gebaren des Mannes seine Persönlichkeit und sein Charakter hindurch. Aus seinen eigenen Schriften und vollends aus den Altenstücken, die wir dem urtheilslosen Eifer seiner Anhänger verdanken, geht mit peinlicher Gewißheit hervor, daß zu den hervorstechendsten Zügen seines Charakters Anmaßung, Neid, Schadenfreude und unversöhnliche Rachsucht gehörten. Die beiden Eigenschaften, die uns selbst unbedeutende Menschen werth machen und die, wenn sie sich vereint mit hohen Gaben des Geistes finden, unsere Verehrung zur Liebe stimmen, Bescheidenheit und Gutmüthigkeit waren nicht das Erbtheil dieses ungewöhnlichen Menschen. Psui über die Philistertugenden! Das Goethe'sche Wort, daß nur die Lumpen bescheiden sind, ist unter den Lieblingsthemen, die er nicht müde wird, zu variiren. Nicht minder offen, mit wahrhafter schamloser Naivetät trägt er seine Schadenfreude und Unversöhnlichkeit zur Schau.

Die Leser des zweiten Bandes der „Welt als Wille und Vorstellung“*) werden sich der Stelle erinnern, in der er bei Gelegenheit der Erwähnung Hr. Schlegels, er, der Lobredner der christlichen Ethik selbstvergessender Liebe, die erhabene Maxime aufstellt, daß Obscurantismus eine Sünde gegen den menschlichen Geist sei, die man nie verzeihen, sondern, „dem, der sich ihrer schuldig gemacht, dies unversöhnlich stets und überall nachtragen und bei jeder Gelegenheit ihm Verachtung bezeugen soll, so lange er lebt, ja, noch nach dem Tode. Die Leser der Parerga erinnern sich auch wohl der in noch späterer Zeit geschriebenen Stelle, wo er im Ton eines hämischen Buben sich an dem Spotte kitzelt, der schon jetzt die Deutschen wegen ihrer Bewunderung der Hegel'schen Altersphilosophie von Seiten ihrer Nachbarn treffe.“ Nicht genug, daß Sch. die bedeutendsten Forscher Deutschlands auf das Schrecklichste schmäh't,**) wohinter sich Neid, Eifersucht, Bosheit, Rachsucht versteckt, er hat auch die Stirne, wörtlich zu sagen: „Tüchtige, plumpe, von Ministern aufgeputzte, brav Unsinn schmierende Charlatane, ohne Geist und ohne Verdienst, — das ist, was den Deutschen gehört; nicht Männer wie ich.“ Und doch ist es nicht schwer, nachzuweisen, daß es mit seinem Genie lange nicht so weit her ist, als er vorgibt, auch wenn man ihm eine Dosis genialer Begabung einräumt. Denn er hat in dem argen Mißbrauch seiner Gaben nichts wahrhaft Fruchtbringendes hervorgebracht, kaum einen einzigen wahrhaft tief sinnigen Gedanken geschaffen, sondern einer Unzahl von bedeutenden, mittleren und ganz besonders perversen Geistern Gedanken abgenommen und gerade diejenigen bedeutenden vorzüglich ausgebeutet, welche er am Meisten geschmäh't und herabgewürdigt hat. Ganz mit Recht sagt K. Haym in seiner erwähnten Abhandlung (S. 78): „Nicht aus sich selbst, sondern aus den Vorrathskammern anderer Philosophen entnahm er (S.) das weitere Baugzeug, die gedankenmäßige Füllung, die begrifflichen Bindeglieder der vereinzelt in eigenen Geist entsprungenen Aporien. So hatte er sich ja bereits für den ersten Theil seiner Philosophie aus der Kant'schen Kritik der Vernunft versorgt, und sofort müssen die Engländer weiteres Material dafür liefern. So wird er nun auch für den zweiten Theil zum Freibeuter an den Lehren Kants, Fichtes, Schellings und der französischen Materialisten. Die entlehnten Vorstellungen werden sämmtlich den tiefen (?), aber in sich selbst keiner begrifflichen Entfaltung fähigen Grundanschauungen dienstbar gemacht.“***) Was kann man Gründliches dagegen aufbringen, wenn K. Haym Schopenhauer einen Nevenant in

*) Band II, 600.

**) Venetianer hat ganz Recht, wenn er z. B. Hegel (dessen Gegner wir sind) einen ungleich bedeutenderen Geist als Sch. nennt. Hegel hat im Guten und Schlimmen einen gewaltigen Einfluß auf fast alle Wissenschaften geübt, desselgleichen Sch. nie geübt hat und nie üben wird. Indes ist nicht zu übersehen, daß Hegel die Erwartung erweckt, den Glauben zum Wissen erhoben zu sehen, diese Erwartung aber täuscht, während Schopenhauer seinen Haß gegen den Glauben nicht bloß offen, sondern leidenschaftlich feindselig zu erkennen gibt, und also nur Solche verleiten kann, die den Reim des Glaubens- und Gotteshaßes schon in sich tragen.

***) Vgl. Hayms A. Schopenhauer, S. 79, 81, 83.

Verhältniß zu Candamus nennt, und behauptet, daß seine Philosophie die Wissenschaft nicht zu organisiren, sondern nur zu desorganisiren verstanden und daß sie keine Spur eines Einflusses auf das Wachsthum der Wissenschaften zurückgelassen habe?*) Was kann man Ausreichendes dagegen sagen, wenn Haym behauptet, daß jeder Versuch einer Entwicklung dieses Systems seiner Zerstörung gleichkomme und daß die eigenen Sätze Schopenhauers: „daß der Sinn und Zweck des Lebens kein intellektueller, sondern ein moralischer, daß die letzte Spitze, in welche die Bedeutung des Daseins überhaupt ausläuft, das Ethische sei,“ zugleich das Todesurtheil seiner Lehre seien, welche die Wurzeln der Ethik ins Nichts verlege, welche das Ziel aller Weisheit in der Erstödtung des Willens, in der Flucht aus dem handelnden Leben und der Wirklichkeit suche? Wenn man dem Verf. der (soweit sie positive Behauptungen aufstellen) zu-meist wirklich unzeitgemäßen Gedanken einräumen kann, daß er nicht wenig Schlagendes, Vernichtendes, Zermalmendes gegen Strauß gesagt hat, so ist es doch zu bedauern, daß er ent-weder nicht weiß, daß z. B. Haym, besonders in den letzten Blättern seiner Abhandlung, noch viel Zermalmenderes, wenn auch in gar nicht affektvoller Art, über und gegen Schopen-hauer gesagt hat, oder daß er, wenn er es weiß, wenig Aussicht gibt, bezüglich Schopen-hauers vernünftigen und wohlbegründeten Vorstellungen Gehör zu geben. Wir sind nicht der Ansicht daß die, überhaupt genommen, sehr zutreffenden Worte Hayms, welche wir hier nicht entbehren wollen, vollkommen auf den Verfasser passend wären, aber er würde doch gut thun, sich zu prüfen, ob sie in keinem Punkte Anwendung auf ihn finden. „Wen, sagt H., . . . beschlicke nicht zuweilen, in schlechten Stunden, etwas von jener pessimistischen und quietistischen Stimmung, von jener Weltverbitterung und Weltmüdigkeit, welche Schopenhauer mit so glän-zender Beredsamkeit entfaltet? Derjenige, in dem diese Stimmung habituell wäre, wenn er nun bei unserem Schriftsteller fände, daß sie dennoch mit einiger Poesie sich versehen lasse, ja, durch einen gewissen Idealismus eine Wendung zum Positiven bekommen könne, ein Solcher wäre offenbar reif für die Philosophie dieses Mannes, und doppelt wird er es sein, wenn strenges wissenschaftliches Denken nicht seine Sache ist, wenn er sich vielleicht an der Dürre und Künstlichkeit anderer Systeme ermüdet hat, wenn er endlich gar von dem Genialitätstrieb befallen ist oder Lust hat, mit Methode den Sonderling zu spielen. Es muß auch solche Küsse geben. Für sie ist die Schopenhauerische Philosophie eine Delikatesse, und unter der Gemeinde dieser wunderlichen Heiligen wird sie ohne Zweifel noch eine Weile fortfahren, Mode zu sein.“ Sollte der Verf. von Allem Dem mit vollkommenem Grunde nichts auf sich an-wendbar finden, so besorgen wir, daß noch etwas Anderes, mindestens nicht weniger Schlim-mes, Anwendung auf ihn finden könnte. Mehreres deutet nämlich darauf hin, daß der Verf. einen noch entschlosseneren, trozigeren Atheismus als Grundlage einer höheren Cultur zunächst Deutschland zu empfehlen und wo möglich einzupflanzen gedenkt. Diese Hindeutungen sind zu erstlich, als daß ein scharfer Blick sie verkennen könnte.

Bei der straffen, energischen Art des Verfassers ist es aber nicht wahrscheinlich, daß er seinen Atheismus auch nur eben so sehr, geschweige mehr als Sch., in mystische Verkleidungen einzuhüllen unternehmen sollte, und da wird ihm zur Vermeidung der Platteiten des (plura-listischen) Materialismus, die sich ja nicht allein in dem Feuerbach mit minderer Kraft nach-gemachten Straußischen finden, nichts übrig bleiben als den (monistischen) Naturalismus mit möglichster Schroffheit auszubilden und mit offener Feindseligkeit gegen den Theismus heraus-zukehren. Wenn er der Mann dazu ist, wenn das zürnende Niederdonnern des greisenhaft und matt gewordenen Strauß nicht versackerndes Strohfeuer ist, sondern aus einem wirklich energischen, von großer Begabung getragenen Quell hervorprudelt, so kann die Ausbildung seines Atheismus zu einer folgenreichen Krisis führen. Denn je consequenter, je umfassender, je durchgreifender der negative Grundgedanke der Geistlosigkeit des Weltprinzips ausgeführt werden würde, um so erkennbarer und einleuchtender für die ganze wissenschaftliche Welt würde

*) Die Anhänger Schopenhauers dürften verblendet genug sein, solche Wirkung noch zu erwarten, sobald die bereits angekündigte Gesamtausgabe seiner Schriften erschienen sein wird. Verwirrung kann er noch genug stiften vermöge jener einschmeichelnden Eigenschaften seines vorgelegten Giftranks, welche Haym S. 111 seiner Abhandlung so treffend geschildert hat. Aber positiven Gewinn wird die Wissenschaft niemals aus ihm ziehen, wenn auch einen nicht unerheblichen negativen.

sich solches System und zwar im Ganzen ad absurdum führen und die denkende Welt würde aus dem Nebel, in welchen sie durch die wirren Variationen jenes falschen Grundgedankens in den pantheistischen, naturalistischen und materialistischen Systemen sich einhüllen ließ, mit einem Schlage herausgeführt finden können. So einfach die Einsicht ist, daß die Annahme der Geistlosigkeit des Weltprincips mit der gesetzlichen Naturordnung einerseits und mit der Existenz des Geistes (der Geister) in der Welt andererseits in Widerspruch steht, so kostet doch der durchgreifende alldurchdringende Sieg dieser Wahrheit seit Jahrtausenden die ungeheuersten Kämpfe. Die Erklärung dieser Erscheinung kann nicht in dem platten Determinismus, sondern muß gerade in der Bestimmung des Menschen zum Höchsten gesucht werden, welche nur durch Zusammen- und Zueinandervirken aller Vermögen und Kräfte des Menschen erfüllt werden kann. Ohne Steigerung und fortschreitende wechselseitige Durchdringung der intellektuellen und der moralischen Cultur kann auch die religiöse nicht zur Lösung ihrer Aufgabe gelangen, die Menschheit von Innen heraus zu Einem Gottesreich zu einigen.

Streiflichter auf den Haushalt der Natur.*)

Der Mensch betrachtet sich unwillkürlich als den Herrn der Schöpfung, sein subjectives Denken bezieht Alles, was da ist und geschieht, auf sich und sein Leben, auf seine Wohlfahrt und seine Zwecke. Das ist gar nicht anders möglich, und wenn auch Philosophen und Naturforscher der neueren Richtung dem Menschen vorhalten, daß es sich im Leben der Natur gar nicht allein um den obersten Sohn und Herrn derselben, als welchen er sich betrachtet, handle, sondern daß in der Mannigfaltigkeit des Naturlebens alles, was da lebt, sich selbst Zweck und zum Dasein ebenso berechtigt sei, als das Vernunftwesen, so übt der Mensch einmal factisch ein Erstgeburtsrecht aus und unterwirft ohne alle Scrupel jede lebende Creatur, sei sie Thier oder Pflanze, seiner Herrschaft. Er tödtet und vernichtet, was ihm gefährlich, schädlich oder nur lästig entgegentritt, oder eignet sich an, was er zu seinem Dienst und Gebrauch verwenden, was ihm zur Nahrung dienen oder nützlichen Stoff zur Kleidung, zu Geräthen, zu Heil- oder technischen Zwecken geeignetes Material liefern kann.

In dieser Beziehung aller Naturwesen auf den Menschen und seine Lebenszwecke ist es nur gelegen, wenn für ihn Vieles, was da lebt, vertilgungswürdiges Raubzeug und Ungeziefer, Unkraut und Gift erscheint, dem er zur Selbsterhaltung den beständigen Krieg erklärt, oder wenn er sich Alles nach Umständen und Belieben zu nutz macht, zur Speise, zur technischen und Arbeitsbenützung, zum Vergnügen und zur angenehmen oder befehlenden Unterhaltung.

Was die Worte der Schrift vom Anfang an den Menschen sagen, „sie sollen sich mehren, die Welt füllen und sich unterthan machen“ — es ist im Lauf der Geschichte thatsächlich in Erfüllung gegangen und erfüllt sich immer mehr. Immer weiter werden die Kreise, die des Menschen Herrschaft über alle Geschöpfe der Natur zieht, immer vielfältiger die Eingriffe desselben in alle nur bestehende Lebensbereiche der organischen Welt. Und ist nicht auch die ganze unorganische Welt des Mineralreichs, der ganze Inhalt und die ganze Fülle von Körpern und Stoffen unsrer Erdrinde beständiger Gegenstand des menschlichen Eingriffs und menschlicher Verwendung? — Es wäre thöricht, aus philosophischer Resignation die Herrschaft des Menschen über die Natur als dessen Recht wie als geschichtliche Thatsache aufgeben und

*) Vgl. die neuesten Versuche zur Erweisung des guten Rechts der Theologie in der Naturbetrachtung gegenüber dem darwinistischen Materialismus, besonders R. E. v. Veier, zum Streit über den Darwinismus (Dorpat 1873); Rud. Seydel, Widerlegung des Materialismus und der mechanischen Weltansicht (Berlin, Genschel); auch James Martineau in dem Vortrage: „Der Ort des Geistes in der Natur“ (a. d. Engl., Protest. Kirchenztg. 1873, Nr. 13. 14) und McCosh, Christianity and Positivism (New-York 1871), chapt. 1—3.

mit den Pythagoräern etwa die Tödtung von Thieren zu unserer Ernährung und das Essen ihres Fleisches für ein Unrecht ansehen und dieser Gewohnheit ganz entsagen zu wollen. Und würde man nicht den für einen närrischen Einfaltspinsel halten, der sich nicht vor Giftschlangen und reißenden Thieren durch deren Tödtung zu schützen suchen würde, der sich scheuen würde, Käuse, Flöhe und anderes dem Körper lästiges Ungeziefer mit allen Mitteln zu vernichten?

Die Ansicht von der Gleichberechtigung alles neben einander Geschaffenen und das Leugnen eines natürlichen Menschenrechts auf das Leben und Dasein aller Mitcreaturen würde unbedingte Schonung alles Bestehenden, wenn es auch dem Menschen zu nahe tritt und sein Leben beeinträchtigt, consequenter Weise als Pflicht auferlegen. Wenn wir denn kein Recht haben, die Pflanzen und Thiere als Sklaven unseres Dienstes anzusehen, so ist es ja höchst unsittlich und irreligiös, Thiere zu tödten, um sie zu essen, oder von Angriffen auf unsern Leib, auf unser Eigenthum abzuhalten, ebenso sie zu unsern Arbeiten zu verwenden, mit einem Wort, über sie zu verfügen. Die Menschheit müßte ganz umkehren und ihr Leben von Grund aus umgestalten.

Daß der Mensch thatsächlich die Herrschaft über die Natur an sich gerissen hat, ist aus zwei Gründen jedem Wohlbedenkenden auch gerechtfertigt. Erstens liegt es in dem Höchsten und Heiligsten, was das Menschendasein kennt, — in der religiösen Tradition, dieser Ueberlieferung göttlicher Offenbarung, soweit sie unter Menschen und für dieselben von je her möglich war, daß der Mensch Sohn Gottes, sein Ebenbild und Erbe seines himmlischen Reichs, also dazu berufen sei, alles andere außer ihm als Eigenthum zu betrachten und zu seinen Zwecken bestimmt, für ihn vorhanden anzusehen. Die Bibelworte in der Genesis lassen für uns Monothisten, seien wir Christen, Juden oder Mohamedaner, darin keinen Zweifel aufkommen. Wir sind berechtigt, weil — so lehrt die Religion — es Gottes Wille ist.

Für die aber, die auf Religion nicht viel geben und alle Traditionen, auch die ältesten und ehrwürdigsten, für nichts anderes als für Menschenwerk ansehen, welche nur von Natur und ihren unerbittlichen, ewigen Gesetzen wissen wollen, ist ein Beruhigungsgrund über das mögliche Unrecht der vom Menschen ausgeübten Weltherrschaft: die Natureinrichtung selbst, die den Menschen ja mit allen Mitteln zur Herrschaft ausstattete, so daß man den nun bestehenden Zustand als nothwendige Folge aller gegebenen Ursachen ansehen muß. „Es ist so wie es ist, weil es bei den gegebenen Umständen jedenfalls nicht anders sein könnte“ — dies muß auch den kritischen Zweifler beruhigen, und er wird das Menschenleben gehen lassen, weil er es nicht ändern kann. Daß der Mensch sich ernähren muß, daß er dazu nur Pflanzen- und Thierstoffe verwenden kann, was ihm Magen und Gebiß unzweideutig von je her zu erkennen gaben, muß alle Scrupel beschwichtigen.

Was der Zweck und das Recht und die Pflicht alles Bestehenden, eines jeden nach seiner Art und Weise lebenden Geschöpfes betrifft, so ist wohl ohne Zweifel anzunehmen, es hat jedes erstens selbst ein Recht zum Dasein, mithin die Pflicht der Selbsterhaltung, und zweitens (davon bedingt) eine Pflicht gegen andere, die auch da sind und leben wollen. Wenn wir darum Alles im Dasein schützen müßten, sofern wir bei unserer Selbsterhaltung nur dazu im Stande wären, so ist auf der andern Seite, da kein Ding in Wirklichkeit ohne das andere als sein Subsistenzmittel existiren kann, das Recht nicht anzuzweifeln, sich soweit es seine Selbsterhaltung gebietet, des Mitwomens zu bemächtigen und als Mittels zum Zweck des Selbstdaseins zu bedienen. Gegenseitige Verwendung und Benutzung ist somit — wenn wir das Recht jeder Creatur auf Selbstexistenz bedenken — eine grausame, dem Menschen bei seiner Vernunftkenntniß hart dünkende Nothwendigkeit.

Pflanzen und Thiere machen den Krieg Aller gegen Alle ohne Bewußtsein und ohne die geringsten Selbstvorwürfe durch. Wir müssen von ihnen lernen, auch unser Gewissen zu beschwichtigen, und daran denken, daß es zu unserer Beruhigung dienen muß anzunehmen, daß es das unvernünftige Thier nicht ahnt und weiß, wenn der Mensch mit Mordgedanken gegen es umgeht, wenn ihm sonst auch Instinkt und Erfahrung an die Hand geben, vor Gefahren durch Mitgeschöpfe zu fliehen oder sich gegen solche zur Wehre zu setzen. Bewußtsein eines eigentlichen Sklavenlooses hat kein Thier, und dabei können wir uns beruhigen. Wenn wir die lebenden Geschöpfe mit Menschlichkeit schonend behandeln, sie nur zu vernünftigen Zwecken

tödten oder gebrauchen, im Uebrigen aber erhalten und schützen, so haben wir genug gethan und handeln wir im Einklang mit dem Naturrecht, wonach zwar Alles lebt, um des Lebens froh zu sein, aber auch um den Mitwesen zu dienen.

Eins dient dem andern als Gegenstand der Ernährung und Erhaltung, das Niedere dem Höheren, das Schwächere dem Stärkeren, das Untergehende dem Auflebenden, das ist der allgemeine Naturgang. Das Mineralreich läßt aus seinen Verwitterungsprodukten das Gewächreich seinen Unterhalt ziehen, das Reich der Pflanzen dient dem höheren Lebensreich „beseelter Geschöpfe“, der Thiere, zum Dasein. Niedere Thierorganismen müssen nebst den Pflanzen höheren zur Nahrung und Existenz verhelfen. Und obenan in dem Reich der „beseelten Lebewesen“ steht der Mensch, für den alles unter ihm Stehende zum Unterhalt, zum Gebrauch und Genuß, zum Lernen und zur Unterhaltung bestimmt, für den alles Vorhandene Gegenstand der Erkenntniß und der Benutzung ist.

Wenn auch Viele diese bevorzugte Stellung des Menschen zu der bewußtlosen Natur nicht anerkennen wollen, so mögen sie es versuchen, den thatsächlichen Zustand seiner allgemeinen Herrschaft über alle Gebiete und Kräfte der Natur wegzuleugnen. Sie werden es nicht können. Der Mensch ist darum das erste und oberste Geschöpf, und es ist deshalb auch keine Selbstüberhebung von ihm, wenn er sich dessen bewußt ist und rühmt. Er ist das eigentliche zur Weltherrschaft allein berufene Geschöpf, weil er allein dazu befähigt ist, indem er allein Geistesbewußtsein besitzt, vernünftig denkt, den Zusammenhang der Dinge erkennt und den Trieb zu höheren Erkenntnissen in sich trägt.

Wie ist es unter diesen Umständen anders möglich, als daß die andern Naturwesen für ihn geschaffen sind, daß sie zwar zunächst sich selbst, dann unter einander eins dem andern, in letzter Instanz aber alle dem Menschenleben zum Dienst bestimmt sind? Dies ist die schlichte Reihenfolge der Gedanken, die sich bei Betrachtungen über den Zweck des Daseins jedem denkenden Wesen zunächst aufdrängen, und erst bei dem grübelnden Nachsinnen des Zweifels aus Mangel an ganz befriedigendem Verständniß der Welt und Natur tauchen Bedenken dagegen auf, daß dem so sei, die aber bei ruhigem Erwägen der täglichen Wahrnehmungen und Vorgänge im Natur- und Menschenleben zuletzt immer zu dem Resultat führen: „Alles, was lebt, dient einer höheren Bestimmung und gehorcht einer Vorsehung, die es weislich schuf, damit es dem Endzweck alles Geschaffenen als förderliches Glied diene.“

Scheinbar den Plan störende Erscheinungen sind nichts destoweniger notwendige Dinge, deren Bedeutung für das Ganze des Naturhaushalts oft wichtig ist, auch wenn wir den Grund davon nicht einsehen. Mit Göthe werden wir sagen, wenn wir einen Blick auf so vieles in der Natur scheinbar Unnütze und zumal dem Menschen Unangenehme werfen:

Sprich, wie werb' ich die Sperlinge los? so sagt der Gärtner,

Und die Raupen dazu, ferner das Käfergeschlecht,

Maulwurf, Erdfloh, Wespe, die Würmer, das Teufelsgezücht?

„Laß sie nur alle, so frisst einer den andern auf.“

(Weisjagungen des Bakis.)

Doch würde man irren, wenn man für die Menschen von einem völligen Gewährenlassen der Naturgeschöpfe, wie es häufig geschieht, den besten, sichersten Weg zur Erhaltung und Schützung seiner Feldculturen erwartete. Nur in Beziehung auf das Naturleben an sich ist ein ganz freies, ungehindertes und vom Menschen nicht beeinflusstes Leben aller Wesen der Erhaltung und gegenseitigen Ordnung des Naturhaushalts wegen das Beste und sind alle Wesen zum Bestehen der allgemeinen Ordnung notwendig. Für den Menschen soll dieses Erdenleben noch nicht der Himmel oder ein ewiges, glückseliges Eden sein. Für ihn soll es Leiden, Plagen und Nöthen aller Art geben. Für ihn ist die Erde mit ihren Gefahren, Sorgen und Mühsalen „ein irdisches Jammerthal voller Noth und Qual.“ Die Erde gibt wohl mit ihren Genüssen, Freuden und Schönheiten einen Vorschmack vollkommener Glückseligkeit, ist ihm aber mit ihren unzähligen Uebeln eher jetzt schon Hölle und Fegfeuer, Ort der Prüfungen und Schule der Erfahrung, der Vorbereitung und Erkenntniß, als Paradies oder Himmel.

Nur für ihn gibt es hienieden alle Schrecken der Elementarereignisse, des Schicksals

geistiger und körperlicher Mühen, Entbehrungen und Anstrengungen, weil nur er mit Bewußtsein zu empfinden vermag. Nur ihn als vernünftiges Geschöpf regen alle irdischen Schicksale und Unvollkommenheiten zu einem Suchen Gottes, zu einer Sehnsucht nach einem besseren Jenseits an. Nur für ihn existiren bei seinem Ideal und Streben nach Freiheit und Glückseligkeit die ganze Menge von Uebeln, Leiden, Widerwärtigkeiten, Nachtheilen und Verlusten, welche ihm Welt, Natur und Mitmenschen täglich zufügen. Nur der Mensch hat ein Bewußtsein seines Elends und keiner kann hienieden ganz glücklich sein. Da fehlt es dem Reichen an Gesundheit und Zufriedenheit, dem Müßigen an Unterhaltung und angenehmem Zeitvertreib, dem Friedlichen an der richtigen Umgebung, dem Mühseligen und Beladenen an Ruhe und Erholung, dem Armen an zeitlichem Gut, dem Hungernden an Nahrung, dem Strebsamen an der Möglichkeit höherer Erkenntniß, — kurz, in dieser Welt gibt es nichts Vollkommenes, ist Alles eitel.

Die Erde ist noch nicht derjenige Ort, wo wir zufrieden und wahrhaft glücklich sein können. Aber sie ist Gottes großes Vivarium und Aquarium, an dessen unzähligen Geschöpfen sich der ewig Liebende und Erbarmende täglich ergötzt und über welche er ohne Aufhören seine Vorsehung walten läßt. Was darin geschieht, ist nach seinem Ermessen das Beste und Wichtigste. Alle Wesen freuen sich darin des Lebens, so weit er es für gut hält und soweit es das ihnen verliehene Lebensgefühl zuläßt. Dem Menschen aber, seinem denkenden, der Erkenntniß fähigen und selbstbewußten Wesen, soll Alles zur vorläufigen Schule der Erkenntniß und zum Ansporn eines höheren Strebens gereichen. Er soll Empfindung der Uebel, des Bösen, der Leiden und Unvollkommenheiten hienieden, er soll Bewußtsein seines nichtigen, ungenügenden irdischen Daseins haben, damit er Gott suchen lernt. Nur dann haben die Leiden und Schrecken dieses Daseins einen vernünftigen Sinn und sind sie eine weise Einrichtung. Als unbefangener Beobachter des Erdenlebens kann kein Mensch ohne Religion sein, keiner derselben zur Lösung des ewigen Daseinsrathfels entbehren. Wir müssen uns zu irgend einer Religion des Herzens bekennen, wir müssen an Gott glauben, weil wir ihn durchaus nicht entbehren können, weil wir ihn zum Verständniß der Welt durchaus nöthig haben.

Und so werden wir nicht mehr fragen, warum so vieles existirt, von dem wir für uns selbst sonst keinen nützlichen Zweck einzusehen vermögen. Warum z. B. die häßlichen Bitterungs- und Jahresverhältnisse, über die kein Mensch jemals Herr zu werden vermag, denen er sich widerstandslos ergeben und deren Ungemach, Widerwärtigkeit und Nachtheile er hilflos über sich ergehen lassen muß? Sie zeigen ihm deutlich, daß das Leben hienieden eitel und unvollkommen ist, daß es ein Leben größerer Wonne geben muß, das diesem Erdenleben vorzuziehen wäre. Warum z. B. Krankheit, Tod geliebter Angehörigen, Gram und Herzeleid über die Trennung von ihnen und ihren Verlust? Der Mensch soll empfinden, daß die Erde kein Himmel ist, und soll sich nach einem ewigen, seligen Jenseits sehnen lernen, wo er mit allen geliebten Todten wieder vereinigt sein und wo kein Tod und kein Trennungsschmerz mehr die sich lieben scheiden wird. Wozu die schrecklichen Unfälle und Schicksale, die zu Land und zu Wasser oft Hunderte und Tausende Unglücklicher zugleich vernichten? Sterben und untergehen muß einmal Alles, aber wir wissen durchaus nicht den vernünftigen Zweck der Vorsehung einzusehen, warum sie ihre Lebenswesen auf oft so schreckliche Weise abraust. Wir beugen uns und verehren eine unbegreiflich allwaltende Macht, die unser Geschick jede Stunde in der Hand trägt, wir lernen daraus — Religion.

Wäre es um des Menschen willen auch nöthig, daß reißende und giftige, gefährliche Thiere geschaffen sind und so mancher sein Leben durch solche Geschöpfe einbüßt? Um des Menschen willen sind sie wohl zunächst und direct nicht geschaffen, wenn sie auch in den weisen, unerforschlichen Schöpfungsplan sicher hineingehören und im Haushalt der Natur ihre Rolle zu spielen haben. Manches können wir uns sogar erklären. Wären die reißenden Thiere nicht, so würden die gras- und körnerfressenden Thiere auf Erden (von dem Menschen und seiner Jagd abgesehen) bald so überhandnehmen, daß kein Kraut, Gras und Getreide mehr übrig bliebe, daß die Thiere zuletzt dem Untergang durch Hunger ausgesetzt wären. Wäre das Ungeziefer nicht, so würden die Pflanzen an Ueberfluß von Früchten zu Grunde gehen und sich gegenseitig (wie wir es in Dschungeln und Urwäldern sehen) ersticken. Es muß in

den Erzeugnissen der Erde das rechte Maß und die nöthige Harmonie stattfinden, und die werden durch bestimmte Geschöpfe stets hergestellt. Wäre die Fülle und Menge des Ungeziefers nicht, so könnten aber auch unzählige Wesen ihr Dasein nicht fristen, und es ist doch Alles da, um zu leben und zu bestehen. Die aber von jenem leben, sind wieder für andere Geschöpfe zur Nahrung und zur Förderung bestimmt, indem auch sie wieder zur Herstellung eines Gleichgewichts zwischen Crescenz einer- und Ungeziefer andererseits zu sorgen haben. Die Frösche, Würmer, Schnecken u. dgl. niedere Thierklassen freuen sich des Lebens in Sümpfen, Gräben, in dem feuchten Boden und an täglich thaueuchten Gewächsen; sie vertilgen Wasserinsekten, verzehren Dammerde oder zarte Pflanzentheile, räumen auf und schaffen Maß und Schranken für zu üppige Vegetation, dienen aber wieder den eigens gegen sie geschaffenen höheren Thieren (Störchen und andern Wasservögeln, Maulwürfen, Staaren, Krähen) zur Ernährung. Die lästigen und quälenden Schnaken und Muskiten, die schreckliche, das Vieh tödtende Tschitse Afrikas, die columbatschen Griebeln oder Gnizen, durch welche großes Vieh und Wild dutzendweise zu Tod geplagt wird, der böse Sandfloh oder Chique Südamerikas, der seine Eier dem Menschen unter die Zehennägel bohrt und dessen Larven sich darunter festnisten, die schmerzhaftesten Geschwüre, ja den Tod herbeiführen, die widerwärtigen Bettwanzen, die Flöhe, Läuse und Krätzmilben und anderes kleines Geschmeiße mehr, oder die dem armen Schaf im Hirn Analen und Tod bereitenden Quesen oder Blasenwürmer, die gefährlichen Trichinen u. ff. andere böse Schmarotzer mehr, — alle diese bösen Dämonen für Menschen und höhere Thiere im Naturhaushalt scheinen wahrhafte Kinder eines die Welt verderbenden Satan zu sein, die zu nichts da sind, als zur Plage und zum Verderben höherer Mitgeschöpfe, zur Störung der Schönheit der Natur. Daher denn auch in vielen Religionen der Teufelsglauben!

Dem Menschen gegenüber sind viele Wesen unbedingt nur Plagen. Aber sollten sie nicht auch ihr Gutes haben und im Haushalt der Natur jedes nach einer oder der andern Seite doch wohlthätig wirken; ob wir es schon noch nicht wegbekommen haben, worin ihre Aufgabe jedesmal besteht? Jedenfalls machen solche Plagen auch wieder und oft gerade inmitten einer paradiesischen Natur dem Menschen fühlbar, daß hienieden kein vollkommenes Glück möglich ist. Sie lehren den Menschen Ergebung und demüthige Unterwerfung unter eine Gewalt, gegen die es keinen Widerstand gibt. Sie schärfen aber auch außerdem des Menschen Erfindungsgeist und treiben ihn zu Anstrengungen an, sich der Angriffe der Natur auf sein Wohlflein und Behagen mit allen Mitteln zu erwehren. Sie sind somit Anregungen zu geistigem Fortschritt, eine Schule des Lernens und der Arbeit, wie andere irdische Uebel mehr.

Die Masse der niederen Thiere, die Mannigfaltigkeit der Arten und die zahllose Menge ihrer Individuen, besonders z. B. der Insekten, beleben sodann die Natur, machen sie interessant, und ihre Lebensart und Entwicklungsgeschichte geben so viel Stoff zu den belehrendsten Beobachtungen, daß sie gewiß, wenn sonst nichts, eine höchst inhaltsvolle Schule der Naturforschung bilden und zur näheren Betrachtung auffordern. Ihr Studium ist so reich und umfassend, so gemüthvoll und belehrend, als nur dasjenige der Thierbeobachtung in unsern Aquarien und zoologischen Gärten mit ihren See- und Landgeschöpfen, ihren Vögeln und Säugethieren aller Zonen, Länder und Meere zu sein vermag. Gönnen wir allen so merkwürdigen, in ihrem Leben so wunderbaren und fesselnd verfahrenen, auch noch so niederen Geschöpfen doch ihr Dasein, ihre Art zu leben und zu wirken, und schützen wir uns nur, wo es gilt, vor den Nachtheilen, die sie uns und unseren Unternehmungen zufügen.

Pfahlwürmer und Bohrmuscheln sind z. B. dem Menschen gegenüber auch wieder wahre Dämonen, vor denen Schiffe und Hafenbauten nicht sicher sind und gegen die der Mensch ohnmächtig ist. Aber sie müssen doch auch ihren Zweck, ihr Gutes haben. Bei andern Uebeln wissen wir es gewiß. Wie bössartig und verderblich wirken dem Menschen und seinem Eigenthum gegenüber z. B. die Ameisen und Termiten der heißen Länder. Aber sie müssen den Urwald lichten und auf sie sind besonders Vögel und Säugethiere ganz besonders angewiesen, die ihr Umsichgreifen einschränken und ihrerseits von ihnen abhängig sind. Die Giftschlangen haben ihr Gift nöthig, weil es das Mittel für sie ist, ihre Beute sicher zu über-

wältigen und zu tödten. Und sie sind alle für Begräbung und Einschränkung gewisser anderer Thiere (Nagetiere, Amphibien etc.) geschaffen, wie sich in der Manguste, dem Stelzengießer u. a. wieder Thiere geschaffen finden, die ihrerseits auf die Giftschlangen angewiesen sind und deren Vermehrung einschränken.

Ist nicht die Thätigkeit der Insecten (der Bienen, Schmetterlinge, gewisser Käfer etc.) zur Befruchtung der Blüthen höchst wichtig und hoch anzuschlagen? Und können wir z. B. dem Kespstärkerchen bei seiner Belebung der Kespblüthen und der von ihnen beförderten Befruchtung nicht gönnen, daß es seine Brut in grünen Kespshoten unterbringt und sich so für geleistete Dienste bezahlt macht? Es ist sicher lange nicht Alles schädliches Ungeziefer, was dafür gilt; vieles macht sich bei näherer Untersuchung seiner Lebensart und seines ganzen Wirkens auch selbst für das Menschenwohl verdient. Daß die Obstblüthen von Rüsselkäferlarven und Obsträupchen vielfach mitgenommen werden, wird allgemein als ein großes Uebel angesehen. Aber wie oft, wenn sie nur in gewöhnlichem Maß auftreten, erleichtern sie nur den Baum seiner Bürde, seines nachtheiligen Ueberflusses an Blüthen, die jener unmöglich alle zu gesunden Früchten ausbilden könnte, oder der Blätter, so daß das Wachsthum mehr den jungen Früchten zugutkommt! Die Blattläuse sind gewiß verhaßtes Ungeziefer, das in der That sehr oft den Gewächsen höchst verderblich wird. Aber sie liefern den Ameisen den Honig für ihre Bruten und sind ein gesuchtes, zuträgliches Futter für kleine junge Vögel, eine Nahrung für viele andere Insecten, und wer weiß, ob sie in nicht zu großer Zahl durch Entziehung zu reichlichen Saftes den Gewächsen nicht auch wieder wohlthätig sind? Holz- und Borkenkäferlarven schaden gewiß den Gehölzen der Forsten und auch den Gartenbäumen; aber sie greifen in der Regel besonders schwächliche, kränkliche Stämme an und helfen sie möglichst schnell beseitigen, um gesundern Luft und Raum zu schaffen. Vieles von Dung, Aas und Roth lebende Geschmeiße und Geziefer nützt offenbar durch Reinigung der Gefilde von verpestenden kleinen Cadavern und Unflath.

Schmarotzer in den Eingeweiden und Gliedmaßen der Thiere und Menschen scheinen durchaus anders keinen vernünftigen Zweck zu haben, als den, sich von dem brauchbaren Stoff ihres Leibes Nahrung und Genuß zu bereiten. Alles dient in der Natur durch gegenseitige Zerstörung zur gegenseitigen Ernährung und Erhaltung. Und Lebewesen aller Art hat sich der Schöpfer zu seinem Vergnügen geschaffen und er will, daß sie leben. Des Einen Tod ist des Andern Leben, des Einen Substanz des Andern Nahrung. So ist der Natur Lauf und aller Dinge Bestimmung. Nichts kann hienieden bleiben, Alles ist dem Untergang geweiht, ob später oder früher, ob so oder so. Da ist nichts zu machen und nur geduldige Fügung in das Schicksal vonnöthen. Des Menschen Hoffnung und Verheißung eines besseren, unvergänglichen und verklärten Daseins hebt ihn über alle Trauer und allen Schmerz des Daseins hinweg.

Da alles Körperliche vergänglich ist, so müssen wir allein auf den Geist bauen und unsre Hoffnung setzen, muß das geistige Leben in uns Hauptsache sein und nicht nur unser physisches Leben hienieden veredeln, sondern uns auch zu Religion und der Hoffnung einer Seelenfortdauer führen. Mit Recht wird ein Mensch gering geschätzt, wenn er nur für irdische Sorgen und Genüsse Sinn hat und kein höheres Streben, keinen Himmel kennt. Ideale der Kunst und Wissenschaft, Ideale der Lebensanschauung oder Philosophie — alle höheren Güter dieses Lebens aber, sind sie ohne ein Jenseits etwa weniger eitel und weniger vergänglich, als der Leib und die natürliche Creatur? Und was sind sie dem Menschen daher nütze, wenn sie nicht zu Religion führen, nicht zu dem vertrauensvollen Aufblick zu Gott und zu der Hoffnung eines seligen Lebens? Wer diese Hoffnung hienieden nicht hat, der kann auch hier nicht wahrhaft glücklich sein, und wenn er sich aller irdischen Güter erfreut, wenn er so zu sagen den Himmel auf Erden findet. Schon der eine Gedanke der Vergänglichkeit ist mit wirklichem Seligkeitsgefühl absolut unverträglich.

Um alle Widersprüche im Reich der Natur, alle scheinbaren und wirklichen Unvollkommenheiten, alles Elend dieses wirklichen gegenwärtigen Erdenlebens zu erklären, bedürfen wir durchaus der Annahme einer ewigen Vorsehung, die Alles endlich zum Wohl und Besten aller Welt und Wesen hinausführt. Mit der Annahme eines ewigen, weisen und gütigen

Weltengottes aber können wir alle uns noch so schrecklich dünkenden Zustände und Ereignisse vernünftiger Weise verstehen und in der Ordnung finden.

Die stoische Ansicht, daß zeitliche Uebel nur scheinbare, eingebildete seien und daß in der Natur nichts Unvollkommenes existire, alles an sich gut, zur Erhaltung und zum wirklichen Wohl des andern nothwendig sei, ist nicht stichhaltig gegenüber der Thatsache, daß Tausende von Wesen zu Grund gehen, ohne ihren Lebenszweck und ihre Bestimmung zu erreichen, daß Alles ohne Ausnahme unvermeidlichem Untergang entgegengeht und schon im Leben unaufhörlich Widerwärtigkeiten aller Art ausstehen muß, bis es dann endlich der Tod erlöst. Das Leben ist somit eine große Noth, eine lange Prüfung, die nur hin und wieder durch Freuden und Genüsse verfürzt und erleichtert wird. Was ist die Natur an sich in ihrem Gebären, Wachsthum, Leben und Sterben der Creaturen anderes, als ein unsinniges Ungeheuer, das da wieder vernichtet, was es selbst geschaffen, ein die eigenen Kinder verschlingender Saturn?

Eine Erklärung der Zweckmäßigkeit des Geschaffenen ist nur dann möglich, alle Natureinrichtungen, gute wie schlimme, haben nur dann einen vernünftigen Sinn, wenn wir einen Gott annehmen, dessen allweisem, unserm blöden Auge undurchschaulichen Plan wir das ganze Dasein zuschreiben, und von dem wir annehmen, daß alles, auch das scheinbar Schreckliche oder das Zwecklose und für uns nur Schädliche, dennoch nöthig sein müsse, sonst wäre es nicht.

Gottlieb Sylvester.

II. Recensionen.

Theologie.

Hollensteiner, A. Der Bau des Reiches Gottes nach den Sprüchen und Gleichnissen Jesu vom Reich Gottes. 8^o. VIII. u. 183 S. Stuttgart, 1873. J. F. Steinkopf.

Der Gedanke der vorliegenden Schrift ist kein neuer: schon 1816 erschien von Pfarrer Nik. von Brunn in Basel „das Reich Gottes nach den Lehren Jesu Christi, besonders seinen Gleichnißreden.“ Nichts desto weniger muß diese Arbeit als eine neue, originale und selbstständige bezeichnet werden.

Der Verfasser, ein begeisterter Schüler Beck's, dem er, wie er sagt, die Weisung seines inneren Lebens verdankt, wie denn auch Beck's Einfluß deutlich zu erkennen ist, geht

davon aus daß „das Reich Gottes“ der Centralgedanke im Leben Jesu sei und der erste Entwurf dieses Centralgedankens sich am durchsichtigsten in den Sprüchen und Gleichnissen vom Reich finde. Da dies indessen nicht allgemein zugestanden, und von andern Schriftforschern dem Begriff *σωτηρία* diese centrale Stellung zugewiesen wird, so wäre der Nachweis zu liefern gewesen, daß der Verfasser zu seiner Annahme ein gegründetes Recht habe. Ferner hätte dieser schwerwiegende Grundbegriff eine eingehende Erklärung erheischt, während sich der Verfasser auf eine ziemlich kurze Bemerkung im Vorwort beschränkt, die eigentlich nur über das Vorkommen der Bezeichnungen Himmelreich und Reich Gottes bei den Evangelisten handelt, ohne sie selbst und ihren Unterschied zu erklären. Bei der Mannichfaltigkeit und Verschiedenheit der Auffassung dieser Begriffe wäre eine solche Erklärung, als Grund-

lage der folgenden Beschreibung, durchaus nothwendig gewesen.

In dem ersten, einleitenden Theile der Schrift wird eine Gesamtübersicht des Baues in zwei Abschnitten gegeben, deren erster den Grundplan, der zweite die Ausführung des Planes behandelt, beidemal nach den drei Gesichtspunkten: Volk, Gesetz und Oberhaupt des Reiches. Bei der neuest. Ausführung wird die Königsfrage zuerst abgehandelt. Mit aller Bestimmtheit wird hervorgehoben, daß Jesus, der nur den vom Vater herrührenden Grundplan ausführt und vollendet, für seine Person dieselbe Stellung beanspruche, die einst Gott im A. T. eingenommen, die Stellung eines unumschränkten einzigen Königs in seinem Reich. Es sei nur halb richtig, wenn man dies Reich so schlechtweg ein geistliches nenne: Jesus sollte der Erfüller der ganzen alttest. Reich-Gottes-Hoffnung sein. Dies ist jedenfalls richtig, nur hätte Hollensteiner sich erinnern sollen, daß die Königswürde Jesu meistens zurückgeführt wird auf seine davidische Abstammung. Hätte er dies bedacht, so hätte er schwerlich die Einsetzung eines Königs in Israel einen Abfall von der Idee des Reiches Gottes genannt, oder gesagt, die Prophetie habe sich nur schwer mit dem irdischen Königthum versöhnt, und das Reich Gottes habe sich in die Schriften der Propheten geflüchtet. Das Erste ist nur ein Mißverständnis von 1 Sam. 8, wo Israel einen König haben will, „wie alle Heiden haben;“ die Idee eines Königthums aber ist von Anfang an Bestandtheil der Verheißung, vgl. Gen. 17, 6; Exod. 19, 6. Das Verständniß des alttest. Königthums erschließt sich erst, wenn man Christum in seiner Königsstellung betrachtet. Eben darum haben sich aber die Propheten nicht etwa schwer versöhnt mit dem Königthum, sondern von der Erwählung Davids an ist alle Heilsverheißung an dieses Haus geknüpft und gar nicht mehr von demselben loszutrennen. Eine Folge jener falschen Behauptungen ist es auch, wenn als eine ursprüngliche, nur später vernachlässigte Bestimmung hingestellt wird, daß Gott den König wählen müsse: Gott hatte das Haus Davids ein für allemal erwählt und ihm den Thron Israels eingegeben (1 Kön. 8, 25 vgl. 2 Sam. 7, 16). Da gerade dieser erste Theil von grundlegender Bedeutung ist, so müssen wir einige Sätze von Wichtigkeit noch näher betrachten. Jesus, wird gesagt, verlangte von seinen Jüngern, daß sie ihre ganze ursprüngliche Natur umändern, allem bisherigen Besitz entsagen, von jeder natürlichen Familienverbindung sich los trennen. Das Letztere ist eine schon so oft widerlegte Behauptung, daß wir

füglich von einer eigenen Widerlegung absehen können; das Erstere aber ist eine unmögliche Forderung, welche die heil. Schrift nirgends aufstellt. *Metavosi*, welches der Verfasser im Sinne hat, hat, wie ihm jedes Lexicon sagen wird, gar nie diesen Begriff, und der Herr bezeichnet in seinem *ἄνωθεν γεννηθῆναι* die Umänderung nicht als That des Menschen, sondern als Widerfahrniß. Von der Bergpredigt wird gesagt, daß Jesus in derselben den Geboten und Anordnungen einer früheren Zeit andere entgegenstelle, die er mit dem gesetzgebenden und richterlichen Ansehen seiner eigenen Person bekleidet. Das ist gewiß nicht der Sinn von *ἐγὼ δὲ λέγω*, da auf diese Weise Jesus eigentlich mit seinem Ausspruch Matth. 5, 17 in Widerspruch träte. Damit hängt dann die weitere Behauptung zusammen, die zehn Gebote könnten mit einigem guten Willen gehalten werden, wenn man ihnen nicht in s. g. christlicher Erklärung eine Ausdehnung gebe, die sie nicht haben konnten und nicht haben sollten. Aber Jesus wollte nichts anders, als die ursprüngliche Bedeutung der Gebote für den Einzelnen gegen pharisäische Veräusserlichung und Verflachung widerherstellen; und damit daß eine Erfüllbarkeit des Gesetzes durch den Menschen behauptet wird, wird die ganze paulinische Lehre vom Gesetze über den Haufen geworfen. Hollensteiner will doch sicherlich keinen Gegensatz zwischen Paulus und Jesus statuiren? Mit Recht werden die Forderungen Jesu unerfüllbar genannt und für sie eine neue Kraft als inwendiges Gesetz, nämlich das Kraftgesetz der Liebe Joh. 13, 34 gefordert.

In den „Einzelbetrachtungen,“ der eigentlichen Auslegung der Gleichnisse, wird der Begriff Reich aufgegeben und dafür der des Hauses substituiert, ohne zwingende Nothwendigkeit und nicht zum Vortheil für die Darstellung; dies ist um so auffallender, als in der Schlussbetrachtung wieder zum Reich zurückgegriffen wird. Wir müssen dies für mehr als einen formellen Fehler halten: es übt einen bedeutenden Einfluß auf den Inhalt aus. „Der biblische Begriff des Reiches Gottes bringt überall das, was er ausschließt, die Welt, das Reich der Finsterniß und des Weltfürsten, also seinen Gegensatz schon mit sich und lehnt sich daher rückwärts an höher stehende Begriffe der Gnade, der Erwählung, des göttlichen Heilsbeschlusses an“ (Nitsch, System S. 121 f., wo noch besonders über die Verwendung des Begriffes Reich Gottes als Mittelbegriff die Rede ist).

Die Einzelbetrachtungen zerfallen in vier Abschnitte.

A. Die Gründung des Baues, die

mehr objective Grundlage des Himmelsreichsbauers. 1. Der Säemann und der Saatboden. 2. Der unvergängliche Sonnen und sein Wachsthum. 3. Der Acker und das Unkraut. — B. Die Ausführung des Bauers oder die mehr subjective Ausführung des Himmelsreichsbauers. a. Das Ausarbeiten des Fundaments: Das Gleichniß von den zwei verschiedenen Bauleuten. b. Die Aufführung der Umfassungsmauern: 1. Das Enstorn; 2. Der Sauerteig; 3. Der unfruchtbare Feigenbaum; 4. Das große Gastmahl; 5. Die Weingärtner. c. Die enge Pforte: 1. Die Arbeiter im Weinberg; 2. Die beiden ungleichen Söhne; 3. Der Pharisäer und der Zöllner; 4. Die Königshochzeit und das Hochzeitskleid; 5. Der reiche Thor; 6. und 7. Thurmabauern und Kriegführen; 8. Altes Kleid und neue Lappen; neuer Wein und alte Schläuche. d. Die innere Herrlichkeit: 1. Der verborgene Schatz; 2. Die Eine köstliche Perle. — C. Die irdische Haushaltung. a. Der Hausherr und die Hausgenossen: 1. 2. und 3. Das verlorene Schaf; der verlorene Groschen und der verlorene Sohn; 4. Der Gläubiger und die beiden Schuldner. b. Die Hausgenossen in ihrer Stellung zu einander: 1. Der Schalksknecht; 2. Knechte und Haushalter; 3. Der Haushalter der Ungerechtigkeit. c. Die Hausgenossen und die Welt: 1. Der reiche Mann und der arme Lazarus; 2. Der barmherzige Samariter. 3. Der bittende Jünger und der ungerechte Freund. 4. Die bittende Wittve und der ungerechte Richter. — D. Die himmlische Vollendung des Bauers. 1. Die zehn Jungfrauen; 2. Der Knecht nach der Arbeit; 3. Der Edle und seine Knechte; 4. Die Knechte und ihre Talente; 5. Das Neg. — Jedem Abschnitt ist eine kurze, in wenigen Sätzen das Resultat ziehende und die daraus abgeleiteten Regeln aufstellende Betrachtung beigelegt; und am Schluß des Ganzen folgt das Gesamtresultat der Einzelbetrachtungen und Schlußbetrachtung: der Unterschied irdischer Reiche und des Reiches Gottes nach Entstehungsgeschichte, Offenbarungsformen, Rechtszustand und Bestimmung, und die Eigenthümlichkeit der Gleichnißform, — was nach unserer Ansicht am Anfang hätte stehen sollen. — Hollensteiner ist überzeugt, daß gerade die Sprüche und Gleichnisse vom Meister selbst als erster Entwurf und Ausriß des ganzen Reichs gegeben sind, und daß sich aus ihnen die Lehre vom Reiche Gottes als ein in sich festgefügt Ganzes darstellen lasse. Wir haben zwar keine Gewähr dafür, daß uns die Evangelisten alle Gleichnisse, welche der Herr gesprochen, aufbehalten haben; sie sind auch zu verschiedenen Zeiten und vor verschie-

denen Zuhörern gesprochen, so daß man nicht sagen kann, Jesus habe einen solchen ersten Entwurf geben wollen. Aber das werden wir doch sagen müssen, daß der Verfasser seine Aufgabe mit Geschick gelöst hat. Die Theilung und Gliederung ist einfach klar und folgerichtig, die Gleichnisse sind meist am rechten Orte eingefügt; nur wären die Gleichnisse vom bittenden Jünger und der bittenden Wittve vielleicht besser bei Ca. aufgeführt, da sie im Grunde doch die Stellung der Hausgenossen zum Hausherrn behandeln. Ferner ist bei Bc. das Gleichniß von der engen Pforte als Ueberschrift genommen, ohne einen Platz in der Betrachtung zu finden. Ueberhaupt ist es schwer, die Grenze zwischen Gleichniß und eigentlicher Rede bei Jesu festzustellen; beides geht oft in einander über, und es gibt eine große Anzahl von mehr oder weniger ausgeführten Gleichnissen ist. Manches, was wir fast ohne Weiteres als Gleichniß nehmen, mag wirkliche Geschichte sein z. B. der verlorene Sohn, der reiche Mann und der arme Lazarus. Das Gleichniß Luc. 19, 11—27 enthält unverkennbar die Geschichte des Archelaus (siehe Hollensteiner S. 159).

Gerade in der Auslegung der Gleichnisse herrscht eine ungeheure Verschiedenheit. Der Verfasser hat klug gethan, die verschiedenen Auslegungen gar nicht zu berühren, sondern nur seine eigene Auslegung zu geben, und wenn wir ihm auch hie und da nicht beipflichten, so hat doch diese Unmittelbarkeit und Selbstständigkeit, die weder rechts noch links schauend dem Worte fest ins Angesicht blickt, etwas ungemein Frisches und Anregendes. Es kommen ja leider so viele Schriftsteller vor lauten Auslegungen, die sie mitbringen, nicht mehr zu einem unbefangenen Lesen in der heil. Schrift. Erwachsen aus ernster Vertiefung in die heil. Schrift ist das Buch geeignet, die Lust an der Schriftforschung zu wecken und zu beleben und in den Reichthum der heil. Schrift einen Blick zu öffnen. Obwohl nur Auslegung und keine Anwendung enthaltend, wird doch gerade der praktische Theologe in dem Buch viele Anregung finden, für Predigt und Katechese, und wir wünschen demselben darum eine recht weite Verbreitung. Es ist dem Verfasser ein rechter Ernst, in die heil. Schrift einzuführen. Denn „nur durch die heil. Schrift — die ganze, unzerstückelte und unzersezte — vermittelt sich eine stete Neubeburt für unser deutsches Volk; und in der heil. Schrift nur ruhen die starken Wurzeln seiner Kraft.“ (S. VII). Verstehen wir die Vorrede recht, so beabsichtigt der Verfasser ein Leben Jesu zu schreiben, nachdem er hier den Boden für dasselbe gewonnen; es würden dann

die weitem Neben Jesu, ferner seine Werke und endlich seine persönliche Lebensentwicklung zu betrachten sein. Wir wünschen dem Verfasser, der schon recht leidend war, frische Kraft des Leibes und des Geistes für diese Vorwürfe. Leider kam mit dem Buche selbst die Nachricht, daß der Verfasser seine Heimath, die Pfalz, verläßt und nach Holstein übersiedelt. Dieser Verlust ist bei dem Mangel an tüchtigen wissenschaftlichen Geistlichen in unserer Pfalz und bei dem auch ihr drohenden Mangel an Geistlichen zu beklagen; und das Consistorium hätte diesen Verlust wohl verhüten können.

3. Sch.

Choluck, Dr. A. Uebersetzung und Auslegung der Psalmen für Geistliche und Laien der christlichen Kirche. II. Aufl. 2. Abdruck. gr. 8°. 755 S. Göttingen, 1873. F. A. Perthes.

Nach einem dreißigjährigen Zwischenraum begrüßen wir die zweite Auflage dieser alten guten Schrift, welche von Anfang an weniger für die Bedürfnisse der gelehrten Auslegung, als für den unmittelbar practischen Gebrauch der Geistlichen und Laien aller Confectionen bestimmt war. Ist auch seitdem unstreitig in beiderlei Hinsicht Erhebliches von der theologischen Wissenschaft für die Psalmen, das „Büchlein aller Heiligen“ nach Luther, „das Gesangbuch für alle Zeiten“ nach Herder, gethan worden, haben wir jetzt eine ganze Anzahl neuer Commentare und nicht wenige practische Bearbeitungen derselben aufzuweisen, dennoch darf auch unser Werk es nochmaals versuchen in seiner schlichten und überzeugungsvollen Weise dem richtigen Verständnisse seine Dienste anzubieten.

Denen, welche aus früherer Bekanntschaft noch des Einblicks in den Charakter des Buches entbehren, sei hier gesagt, daß der Verfasser seiner Uebersetzung und Auslegung eine von S. 1—87 reichende Einleitung vorausschickt, in welcher er all diejenigen Vorbedingungen erörtert, welche zu voller Würdigung des Psalters nach Form und Inhalt zu wissen nöthig sind. In objectiver Ausführung, ohne viel Brunken und Herbeiziehung gelehrten Apparates, verbreitet sich der Verfasser im § 1 über den Psalter in der christlichen Kirche im Allgemeinen, S. 1—21. „Was müßte es für eine Geschichte werden,“ sagt er u. A. „wollte man aufzeichnen, was für geistliche Erfahrungen, welche Aufschlüsse, Tröstungen und Kämpfe sich für heilige Menschen im Laufe der Zeit an die einzelnen Aussprüche der Psalmen anknüpfen, welche Stelle sie in der innern Geschichte der Helden des Gottes-

reiches eingenommen haben!“ — „Gefänge, welche wie die Psalmen, eine dreitausendjährige Probe überstanden haben, schließen einen Kern für die Ewigkeit in sich!“ — § 2 belehrt von S. 21—34 über Form, Einteilung, Zweck und Gebrauch des Psalters in der alttestamentlichen Zeit; § 3 über die Verfasser derselben, S. 34—49; § 4 bespricht eingehender die Glaubens- und Sittenlehre der Psalmen, S. 49—87, indem er das Verhältniß beleuchtet, in welchem die Psalmen stehen zu den Lehren von Gott und Weltregierung, Mensch und Sünde, Frömmigkeit und Sittlichkeit der Psalmsänger, endlich mit besonderer Ausführlichkeit über den Glauben an den Messias.

Diese ganze Einleitung ist ebenso lichtvoll, wie reichhaltig, und läßt keinen für den Gebrauch wichtigen Punkt unbesprochen, nimmt auch auf neuere Forschungen, Annahmen und Ergebnisse durch Noten unter dem Texte die gebührende und berichtigende Rücksicht.

Was nun die Detailbehandlung selbst anbelangt, so ist der Arbeit eine auf den Parallelismus Bezug nehmende Uebersetzung jedesmal vorausgeschickt. Pietätsvoll ist das markige, kirchlich recipierte und in das Volksbewußtsein in so ausgedehntem Maße übergegangene Lutherwort, so weit es ohne offensbare Verstöße gegen grammatische Geetze geschehen konnte, beibehalten oder mit schonender Hand berichtigt. An die Uebersetzung schließt sich in kleinerem Druck eine Uebersicht und allgemeine Disposition des betreffenden Psalms, worauf dann Vers für Vers, oder je nach dem Zusammenhange die auch der praktischen Fingerzeige nicht entbehrende Worterklärung folgt.

Die Sprache und Darstellung des Verfassers ist verständlich und faßlich; sie hält jene edle und glückliche Mitte zwischen Gelehrt und Populär, und somit dürfte das ganze Werk für Geistliche und gebildete Laien trefflich geeignet sein in die göttlichen Gedanken dieses Lieblingsbuches aller Kinder Gottes einzuführen und ihnen deren Dunkelheiten aufzusehen zu dolmetschen zur Förderung in der Erkenntniß, wie im Glauben. —

Bd.

Böhl, Eduard. Forschungen nach einer Volksbibel zur Zeit Jesu und deren Zusammenhang mit der Septuaginta-Uebersetzung. 224. Wien, 1873. Braumüller.

Wenn irgend eine Schrift das lebhafteste Interesse aller Theologen in hohem Grade

verdient, so ist es die vorliegende, die sowohl durch den Gegenstand, den sie behandelt, als auch durch die Gelegenheit, mit der sie ihn behandelt, in den weitesten Kreisen Beachtung und freundliche Würdigung zu beanspruchen berechtigt ist. Es handelt sich dem Verf. darum, alle Eigenthümlichkeiten der alttest. Citate im neuen Testament auf eine „Volksbibel“ oder eine Uebersetzung des Grundtextes zurückzuführen, welche abgesehen von ihrem aramäischen Sprachgewande fast identisch war mit der griechischen Uebersetzung der LXX. Zu dem Behufe geht der Verf. auf eine ebenso anziehende als überzeugende Erörterung der Frage ein, ob unser Heiland und seine Apostel griechisch redeten oder nicht, deren Resultat nach gründlicher Abwägung aller Momente für und wider dieß ist, daß zur Zeit Jesu ein hebraisirender Dialect herrschte und Jesus demnach in diesem Landesdialekt redete, daß die Abhängigkeit des neuen Testaments von der LXX nur durch eine Revision der Geschichte der LXX, durch Darlegung ihrer Verbreitung über die Welt und ihres Verhältnisses zu den jüdischen Targumim endgiltig zu lösen ist. Diese Lösung unternimmt nun der Verf. in eingehender und sehr befriedigender Weise und zeigt, daß er sich bezüglich der Beschaffenheit der LXX genau umgesehen und Alles erwogen hat, was in dieses Problem auch nur im Entferntesten einschlägt. Er sendet eine sehr instructive Schilderung des Zeitalters der Ptolemäer voraus, welche für Alexandrien eine Blüthezeit der Wissenschaft hervorrief; unter ihnen ragt besonders Ptolemäus Euergetes (247—221) hervor, unter dem der Enkel Jesu, des Sohnes Sirach, der bereits die Uebersetzung der LXX vorfand, nach Alexandrien kam. Darum dient der Prolog des Buches Sirach dem Verf. als vollgiltiger Beweis, daß zur Zeit des Ptolemäus Euergetes I das ganze alte Testament bereits in griechischer Uebersetzung vorlag und deßhalb der Enkel des Sirach sich veranlaßt fand, auch seinerseits das großväterliche Werk zu übersetzen. Aber wann entstand diese LXX? Der Verf. kommt zu folgenden überraschenden Ergebnissen: die griechische Bibel entstand unter Ptolemäus Philadelphus, auf Betreiben des Demetrius Phalereus und erstreckte sich die Uebersetzung auf alle zum Gesetz gehörigen Bücher; er verweist die Nachricht, daß 70 Dolmetscher in ihren Zellen diese Uebersetzung zu Tage gefördert haben, in das Gebiet der Sage und faßt das Resultat seiner mit großem Geschick und aner kennenswerther Objectivität geführten Untersuchung dahin zusammen, daß für die Uebersetzung die ganze Regierungszeit des Ptolemäus II (285—247) anzunehmen ist, die kirchliche Geltung der LXX

von Anfang an eine sehr beträchtliche war, bis die Juden ihre Verehrung für dieselbe verleugneten, veranlaßt durch den Streit über den rechten textus receptus. In welch' hohem Ansehen die LXX stand, das erweist der Verf. durch die Mittheilung von der Art, wie sie von andern Schriftstellern z. B. Kallimachus, Theophrast, Megasthenes und sonderlich von Verosius und Manetho benutzt wurde; ja selbst von Josephus und Philo wurde sie fleißig gebraucht und die Apokryphen sind mit aus der LXX entnommenen Wendungen ganz durchwoben. Denn die LXX setzte sich in Palästina selber fest, wurde das älteste Targum der Palästinenser, wie der Verf. mit staunenswerther Akribie nachweist, ja es läßt sich eine ungemeine Uebereinstimmung zwischen ihr und dem samaritanischen Pentateuch gar nicht in Abrede stellen, wie denn der Verf. in gedrungenen Kürze schlagende Beispiele dafür citirt, und namentlich hervorhebt, wie aus Allem hervorgeht, daß letzterer nach den LXX modellirt wurde. Wir verweisen auf diese lichtvolle Darstellung um so mehr, da es uns unmöglich ist, auf das Detail, dem wir vollständig zustimmen, einzugehen.

Aber da die LXX auch an Zusätzen reich ist, besonders durch die Bereicherung aus Parallestellen, so handelt es sich darum, die Quelle ausfindig zu machen, aus welcher dieselben geflossen sind. Damit betritt der Verf. ein äußerst schwieriges Gebiet, zu dessen Erforschung die Ruhe, der Tact und der Fleiß erforderlich sind, die der Verf. in seiner ganzen aner kennens- und empfehlenswerthen Arbeit documentirt. Und in der That! der Verf. löst diese Frage ganz ungezwungen, so daß man den Eindruck empfängt, daß es so sein müsse und nicht anders sein könne. Hinsichtlich des Pentateuch constatirt er, daß Aristobul von einer vortolemäischen Version des Pentateuch wußte, was auch bei Aristas und Josephus der Fall ist, so daß sie der LXX zum Vorbild diente. Bezüglich der übrigen Zusätze in den andern heil. Büchern weist der Verf. nach, daß Textesänderungen entstanden sind aus Flüchtigkeit, kühner Conjectur, falscher Vertheilung und Construction und aus einer Diastemata, welche die LXX bei ihrem Uebergang in palästinensische Hände erfuhren, wie der Verf. in sehr gründlicher Erörterung wahrscheinlich macht.

Wir übergehen die allerdings sehr interessante, geistvolle und an feinen Bemerkungen reiche Darstellung über die targumische Entwicklung innerhalb Palästinas, über welche der Verf. bisher wenig bekannte und deßhalb um so dankenswerthere Aufschlüsse gibt, und wenden uns dem Abschnitte zu, der über die

syrische Bibel Näheres mittheilt. Diese syrische Bibel betrachtet der Verf. als das wiederaufgefundene vordrissliche Targum, geschrieben in der Volkssprache der Idioten die bereits zur Zeit des Exils das Hebräische der heil. Bücher verdrängte und ein Nesteg des Chaldäischen auf der Folie des Hebräischen war. Ausführlich wird nun erörtert, wie dieser Dialect sich allmählig einbürgerte. Nach dieser Erörterung tritt der Verf. der an die Spitze seines Werkes gestellten Frage, aus welcher Quelle die älteste Citate im neuen Testament stammen, näher und beantwortet sie dahin, daß nicht das hebräische Original, sondern ein Targum der besten Art, in dem die LXX den Grundstock bildeten, diese Quelle gewesen ist und daß die eine lebendige Volksüberlegung war, die den Bedürfnissen der Gemeinde Gottes dienen sollte; diese Quelle nennt er die syrische Bibel, nach Hi. 42, 17. (LXX). Deß zum Beweis citirt er einzelne Beispiele, an denen er seine aufgestellte Behauptung haarscharf und fast unwiderleglich nachweist, zugleich aber auch darlegt, daß diese syrische Bibel und die LXX später bedeutend corumpirt wurden, wie die Citate der Kirchenväter lehren.

Wir nehmen von dieser gelehrten Arbeit mit herzlichem Danke Abschied und drücken dem Verf. unsere unerschöpfte Freude ob seiner gebiegenen Leistung aus, die wir gerne in den Händen aller Bibelforscher sehen möchten, weil, wie wir offen gestehen, manche verkehrte und unrichtige Anschauung durch sie geklärt und namentlich das Verständniß der Geschichte des Bibeltextes bedeutend gefördert wird.

Wilh. Engelhardt.

Dorner, Lic. Dr. A. Augustinus. Sein theologisches System und seine religionsphilosophische Anschauung. D. XII. u. 352. Berlin, 1873. W. Herz.

Eine neue Darstellung der Augustinischen Theologie ist keineswegs überflüssig, denn die frühern Arbeiten über den Lehrgehalt seiner Schriften sind theils unvollständig, theils dem gegenwärtigen Stande der Wissenschaft nicht mehr entsprechend, und allzu viele haben sich von jeher nicht an diesen gewaltigen Kirchenvater gewagt, so daß allerdings eine zusammenhängende Darstellung seiner Lehre vermisht wird. Der junge gelehrte Forscher, der Sohn unsers ehrwürdigen Berliner Dorner, hat sich ein hohes Ziel gesteckt, indem er sein Studium diesem noch so manche ausgiebige Seite darbietenden Gegenstand gewidmet hat, und wir freuen uns, es gleich hier aussprechen zu können, daß seine Arbeit durch Vertrautheit mit dem reichen Material, sowie durch Sicher-

heit des Urtheils sich der hohen Aufgabe gewachsen zeigt. Gewiß ist der Gesichtspunkt, von welchem zur Beleuchtung des Augustinischen Systems ausgegangen wird, ein richtiger, weil das geschichtliche Verhältniß berücksichtigt. Während nämlich Viele bemüht waren, Augustin zum Vertreter oder Vertheidiger einer bestimmten theologischen Richtung zu machen, — haben doch Jesuiten, Jansenisten und Protestanten sich beeifert, ihn als ihren Gewährsmann zu erweisen —, dadurch aber den richtigen Maßstab der Beurtheilung verloren, will der Verfasser dadurch, daß er den Augustin in und aus seiner Zeit zu begreifen sucht, dem geschichtlichen Urtheil über ihn zu größerer Klarheit verhelfen. Auf diesem Wege kommt der Verfasser in der That zu selbständigen Resultaten, welche zum Theil von den herkömmlichen Urtheilen abweichen, namentlich schon dadurch, daß er als Centrallehre Augustins, womit alle andern in Verbindung stehen, nicht die Untersuchung über die sittliche Beschaffenheit des Menschen, also die Anthropologie ansieht, sondern die Gotteslehre.* Demgemäß weist er auch dieser Lehre die erste Stelle an und betrachtet zunächst die Lehre von der Trinität, vom Verhältniß Gottes zur Welt und zur Menschheit (Schöpfung, Erhaltung, Fortschung, Wunder, Offenbarung u. a.), dann die Lehren, welche das Verhältniß des Menschen zu Gott betreffen, nämlich von der Sünde, Gnade und Kirche.

Lassen wir die Zweckmäßigkeit dieser Anordnung des Stoffs im Einzelnen außer Frage und bezeichnen wir nur die Hauptresultate, welche der Verfasser gewonnen hat, so ist zunächst mit Recht hervorgehoben, daß Augustin in seiner Trinitätslehre den Rest von Subordinatianismus, der noch bei den frühern Vätern waltete, bei welchen der Vater immer mit dem göttlichen Wesen mehr identisch erschien, als Sohn und Geist, überwunden und das Verhältniß des göttlichen Wesens zu den drei Hypostasen klar gestellt hat. Daß der neoplatonische Gottesbegriff nicht ohne Einfluß auf den Augustinischen geblieben ist, wird ebenfalls nachgewiesen, wie denn überhaupt die unausschließlichen Einflüsse der Zeit, in welcher er stand, die Einflüsse von Seiten des Hellenismus und des Judentums, nach Gebühr mit in Rechnung gezogen werden. Die beiden Richtungen, welche die mittelalterliche Kirche beherrschten, die dem Orient eigenthümliche Richtung auf Zurückgezogenheit von der

*) Ungenau sagt der Verfasser, die Lehren bei Augustin seien durch die Religion bestimmt, das will sagen durch die Lehre vom Verhältniß des Menschen zu Gott. Er verwechselt hier Religion mit Lehre von der Religion.

Welt, und die dem Abendland entsprungene Richtung, welche die Kirche als Heißspenderin der Menschheit ansieht, finden sich, wie der Verfasser nachweist, bereits in Augustin, welcher auch in den Lehren von Christus, der Rechtfertigung und Versöhnung noch keine befriedigende Lösung hat finden können, sondern im Verhältniß der Creatur zu Gott bald eine allzugroße Abhängigkeit, bald eine falsche Selbständigkeit statuirt. Dennoch werden die großen Förderungen nicht übersehen, welche Augustin der christlichen Kirche gebracht hat, indem er die von der griechischen Kirche angebahnte Entwicklung der Lehre von der Trinität und Christologie zum Abschluß geführt, zugleich aber auch, eine neue Richtung anbahnend, den Blick auf das Verhältniß des Menschen zu Gott, auf die Lehre von Sünde und Gnade gelenkt hat. Indes muß der Verfasser dem gewöhnlichen Urtheil, als habe die Reformation an Augustin angeknüpft, entgegengetreten; denn wenn auch das, was der entscheidende Punkt in der Reformation ist, das Betonen der christlichen Persönlichkeit, von ihm nicht unwesentlich gefördert worden ist, so hat er doch nicht die Auffassung des Christenthums gewonnen, welche die Reformatoren vertreten, und hat den Werth der sittlichen Persönlichkeit nicht genügend gewürdigt, namentlich das Centrum der Reformation, die Rechtfertigungslehre, nicht klar erfaßt. Sonach muß man mit dem Verfasser allerdings den großen Kirchenlehrer vorwiegend als Vorläufer der mittelalterlichen Kirche und als Begründer der mittelalterlichen Theologie ansehen, und muß zugestehen, daß eine bloße Wiederanknüpfung an Augustin von Seiten der Reformatoren, ohne Hervorkehrung neuer Seiten, namentlich der ethischen Selbständigkeit der Person, — die Reformation nicht herbeigeführt haben würde.

So viel über die Hauptgesichtspunkte und Resultate des Buchs, welches im Allgemeinen klar und übersichtlich gehalten ist und die Sicherheit erkennen läßt, mit welcher das weite Gebiet behandelt wurde. In der Schlussrecapitulation ist das häufig wiederkehrende: „Wie wir sahen,“ — oder „wir haben gesehen“ ermüdend, obschon gerade diese Schlussbetrachtung nicht wenig zur Klarheit und Uebersichtlichkeit beiträgt.

Gr.

F.

Hugues, Ch. Die Conföderation der reformirten Kirche in Niedersachsen. Geschichte und Urkunden. 122 S. Celle, 1873. Schulze'sche Buchhandlung.

Die Conföderation der niedersächsischen Reformirten wird nicht Wenigen eine terra incognita sein, obschon dieser Kirchenverband seit fast zwei Jahrhunderten bestanden, und, wenn auch in kleinern Kreisen, mit Segen sich entfaltet hat. Nach der Aufhebung des Edicts von Nantes suchten bekanntlich französische Hugenotten in Deutschland Zuflucht, und fanden sie u. A. auch in den niedersächsischen Städten Hannover, Celle, Braunschweig, u. a. So entstanden dort reformirte Kirchen, mit welchen sie theilweise sich analgamirten, und haben seither ihre eigenthümliche Gestaltung sowie einen gewissen Zusammenhang untereinander gewahrt. Um nun diese Gemeinden selbst mit ihrer Vergangenheit bekannt zu machen, zugleich auch um an einem kleinen Beispiel zu zeigen, wie eine Verfassung evangelischer Kirchen ohne Trennung vom Staate durch presbyteriale und synodale Einrichtungen sich entwickeln und nach apostolischem Vorbild fortbilden könne, hat sich der Verfasser zu vorliegender attennmäßiger Darlegung bewogen gefühlt, welche in der That lehrreich und in vielen Stücken beherzigenswerth ist, besonders in einer Zeit der Kirchenbaupläne und der Lösungsversuche in Bezug auf das Verhältniß von Staat und Kirche. Man wird schwerlich alle Bestimmungen der Conföderation für erstrebenswerth und muster-gültig ansehen können, kann aber doch mit Befriedigung wahrnehmen, daß eine kirchliche Verfassung ohne bureaukratische Bevormundung auch dann nöthig ist, wenn — unbeschadet der einen Synodalverfassung, — ein organisches Verhältniß zwischen Staat und Kirche gewahrt bleibt. Die verschiedenen Documente, welche die Verfassungsgrundlage der niedersächsischen Conföderation bilden, werden in extenso mitgetheilt, nämlich die „Vereinigungsakte“ von Jahr 1703, sodann „die Kirchenordnung und Glaubensbekenntniß der Reformirten in Frankreich,“ welche den Hauptinhalt der ganzen Schrift ausmacht und hier in deutscher Uebersetzung mitgetheilt wird; endlich die neuere Kirchenordnung von Jahr 1839, welche die ältere zu ersetzen bestimmt war.

Wir wünschen dieser niedersächsischen Conföderation und ihrer Verfassung die Beachtung, welche sie ohne Zweifel verdient.

Gr.

F.

Kahnis, Dr. Karl Friedr. Aug., ordtl. Prof. d. Theol., Domherr ic. Die deutsche Reformation. Erster Band. VIII. u. 411 S. Leipzig, Dörffling u. Franke.

Eine Reformationsgeschichte nach Leop.

Ranke und Merle d' Aubigné zu schreiben, und zwar eine hinter den Leistungen dieser vorzugsweise classischen Bearbeiter des betr. Gebietes an Schönheit und Originalität nicht zurückbleibende Reformationsgeschichte, konnte nur Ein lebender Gelehrter unsrer Zeit berufen erscheinen, und dieser hat mit dem vorl. Bande einen vielversprechenden Anfang zu solcher Leistung gemacht. Seiner durch unvergleichliche Frische und Anziehungskraft der Darstellung ausgezeichneten Geschichte des „Inneren Ganges des deutschen Protestantismus seit der Mitte des 18. Jhdts.“ stellt D. Rahnis hier eine in ähnlichem Geiste und von ähnlichen Gesichtspunkten aus gearbeitete, nur freilich bedeutend ausführlicher gehaltene und ein reicheres Detail von Früchten selbständiger Quellenforschung darbietende Schilderung des Reformationszeitalters zur Seite. Zugleich kündigt er betreffs einer demnächst zu veröffentlichenden neuen erweiterten Auflage des „Inneren Ganges“ an, daß ein einleitender Abschnitt an der Spitze derselben „den Uebergang aus der Reformationszeit in die Mitte des vorigen Jahrhunderts“ vermitteln solle, damit so ein Zusammenhang zwischen beiden, allerdings unabhängig nebeneinander stehenden Werken hergestellt werde. — Der vorl. erste Band des reformationshistorischen Werks behandelt in einem 1. Buche (S. 1—128) die Vorgeschichte der Reformation oder die dem Protestantismus wesenstverwandten ihn anbahnenden und auf ihn abzielenden Erscheinungen und Bestrebungen der alten und mittelalterlichen Kirche. In den beiden folgenden Büchern (S. 129—247 und S. 249—411) werden die „Anfänge der deutschen Reformation“ (einschließlich der Jugendgeschichte Luthers und seiner Entwicklung zum Reformator), sowie der durch die Leipziger Disputation im Sommer 1519 angebahnte und in der Verbrennung der Bannbulle Ende 1520 sich vollständig vollziehende „Bruch mit Rom“ geschildert. Beides, jene Vorgeschichte und diese Schilderung des ersten Trienniums der Reformation, tragen das Gepräge einer wahren Meisterschaft in historisch-genetischer Darstellung und bieten auch dem bereits in eingehenderer Weise auf den betr. Gebieten Orientirten eine Fülle origineller, durch ihre Feinheit überraschender Bemerkungen und neuer Gesichtspunkte dar. Man vgl. z. B. im 1. Buche S. 30 ff. die treffende Charakteristik des Humanismus nach seinem die Reformation mit vorbereitenden Bestrebungen (S. 43 in Betreff der Briefe der Dunkelmänner: „Die Gegner Reuchlins vollziehen hier in naiven Selbstbekenntnissen an den zu den Kölnern verwirrten Ortuin Gratius ihre komische Selbst-

zerstörung;“ vgl. die Bemerkungen über Erasmus, S. 37, Mutianus S. 39, Reuchlin S. 40 f.); ferner ebendasselbst S. 62 ff. das auf die verschiedenen Hauptrichtungen des creaturvergötternden Aberglaubens (insbesondere den Reliquiendienst als den „materiellen Niederschlag der Heiligenlegenden“) Bezügliche; hierauf die bei aller Prägnanz doch höchst lehrreiche Charakteristik Wiclifs und Husens nach ihrer doppelten Bedeutung als „Männer des Katheders“ und als „Männer des Volks“ (S. 111, 119 ff.). Aus den folg. Büchern sind hervorzuheben: das kurzgefaßte, aber gewichtige Votum in der neuerlich mehrfach ventilirten Streitfrage über das wahre Geburtsjahr Luthers S. 131 f. (dahin lautend, daß es bis auf Weiteres bei 1483 sein Bewenden haben müsse); die treffliche Schilderung der Reise nach Rom im J. 1510, ausgezeichnet durch geschickte Verflechtung zahlreicher der bekannten derben und kraftvollen auf sie bezüglichen Aussprüche Luthers in dem Text der Erzählung (S. 173 ff.); die Schilderung des Auftretens Eds bei der Leipziger Disputation mit „der Stimme eines Herolds, der Beweglichkeit eines Schauspielers, der Belesenheit und Geistesgewandtheit eines gelehrten Gladiator's“, sowie im Gegensatz hierzu die nicht minder treffenden charakteristischen Bemerkungen über seine beiden Gegner Carlstadt und Luther (S. 266 ff.), u. s. f. Namentlich in der Gabe, überall die Quellen, zumal Luthers eigne Schriften, in ihrer markigen Kraft und alterthümlichen Schönheit reden zu lassen, ohne doch irgendwo zu dem Ausfuhrtsmittel längerer Notizen unter dem Texte greifen zu müssen, verräth unser Autor eine ungewöhnliche Meisterschaft, in welcher er der größten Mehrzahl heutiger Schriftsteller auf seinem Gebiete überlegen erscheint. — Auf einigen Punkten liegt es allerdings nahe, anderer Meinung mit ihm zu sein, z. B. S. 199, wo die von Blitt in seiner „Geschichte der evang. Kirche bis zum Augsburger Reichstage“ Zeitbestimmung des Sermons von Ablass und Gnade als erst im März oder April 1518, nicht schon Ende 1517 erschienen, zu bevorzugen sein dürfte. Im Großen und Ganzen leistet aber seine Darstellung auch in Ansehung ihrer Zuverlässigkeit das Mögliche, und so wird kein Kenner und Liebhaber des einschlägigen Forschungsgebietes dem weiteren Verfolge seiner Arbeit anders als mit gespanntem Verlangen entgegensehen. 3.

Demmer, Ed. Leitfaden der Kirchengeschichte für die Oberklasse der Volksschule und für den Confirmanden-Un-

terricht. Berlin, 1873. Wiegandt u. Grieben. 10 sgr.

Vor allen Dingen erscheint es uns fraglich, ob ein solcher Leitfaden für die Oberklasse der Volksschule und für den Confirmandenunterricht nützlich, nothwendig und brauchbar sei. In der Volksschule kann für die Kirchengeschichte verständiger Weise nur Raum gewonnen werden in unmittelbarer Verbindung mit dem Unterricht in der Weltgeschichte, und so wenig wie für diese ist für jene an dieser Stätte eine zusammenhängende Uebersicht und ein demgemäß gearbeiteter Leitfaden praktisch zu verwerthen. „Geschichten aus der Geschichte“ dürften dort am besten ihren Zweck erfüllen. Der Confirmanden-Unterricht wird aber kaum anders als im Anschlusse an den 3. Artikel Zeit darbieten und nur unter ganz besonders günstigen Verhältnissen eine längere und ausführlichere Behandlung gestatten. Dagegen für die Mittelschule resp. Rectoratschule und höhere Mädterschule würde ein solcher Leitfaden sich entschieden eignen, und dazu dürfte der vorliegende sorgfältig und geschickt gearbeitete Versuch recht brauchbar ausgefallen sein. Der Verf. hat es besonders verstanden, den Stoff gleichmäßig zu behandeln und unter dem Streben nach Kürze die Anschaulichkeit nicht leiden zu lassen. Nicht angebracht scheint uns nur die Kürze in der Darstellung der Christianisirung Deutschlands. Sind es doch deutsche Schüler, für die der Verf. schreibt.

Leider hat es der Verf. sich nicht vergast, unbeweisbare Behauptungen aufzustellen und unbewiesene Vermuthungen als Thatfachen zu berichten. B. V. S. 2: „Nun gab es in Jerusalem eine Schule, an welcher ausländische Juden . . . zu Vorstehern von Synagogen gebildet wurden. Etliche von dieser Schule standen auf und stritten mit dem frommen Armenpfleger Stephanus.“ Soll dies etwa eine neue Erklärung der Stelle Act. 6, 9 sein? Ferner S. 13: „Die Leitung und Unterweisung der Gemeinden übertrugen die Apostel an ältere und erfahrenere Christen, welche bei den Christen aus Juden Presbyter oder Älteste, bei den Christen aus Heiden aber Bischöfe d. i. Aufseher hießen.“ Unseres Wissens haben Nothe und Niedner diese Vermuthung doch nicht als Thatfache hinzustellen gewagt, und dessen, was dagegen spricht, dürfte mehr sein, als was dafür spricht. — Unter der Rubrik „das evangelische Vereinswesen“ notirt der Verf. den Gust. Ab. Verein, die evangelische Alliance, den deutschen Kirchentag und den Protestanten-Verein, letzteren aber mit so reservirtem Urtheil, wie es sich insbesondere für ein Schulbuch am wenigsten eignet. Es

wird dem Verf. ein Leichtes sein, diesen Mängeln bei einer neuen Aufl. abzuhelpen. C.

Praktische Theologie. Predigten.

Kübel, R. Lic. u. Prof. d. Theol. in Herborn, Ueber den Begriff der gesunden Lehre in seiner Bedeutung für das kirchl. Amt. Vortrag gehalten zu Barmen am 15. Aug. 1873. Barmen, H. Klein.

Viel Schönes und Gutes bietet dieser in der Wupperthaler Festwoche gehaltne Vortrag. Namentlich unterschreiben wir Alles, was der Verf. in seiner Charakteristik der gesunden Lehre gegenüber den ungesunden Verirrungen sagt, obgleich wir hier ein lebendigeres Eingehen auf die Fragen der Gegenwart gewünscht hätten, um die Resultate seiner Erörterung unmittelbar praktisch zu verwerthen. Denn wenn dies auch der dem Vortrag folgenden Discussion hauptsächlich überlassen bleiben mußte, so genügte es doch nicht, nur obenhin die Punkte anzudeuten, an denen das Interesse an dem Begriff der gesunden Lehre und der Gegenwart einsetzt. Und ist es auch richtig, daß die Grundzüge der Opposition des Un- und Aberglaubens durch alle Jahrhunderte hindurch dieselben bleiben, so daß der Verf. durch die Hinweisung auf die Irrlehrer derjenigen neuest. Schriften, in welchen allein dieser Begriff sich findet, der Pastoralbriefe, den Gegensatz kennzeichnen konnte, so wäre es doch wünschenswerth gewesen, zu sehen, in welches Gewand die Gegner von damals sich heute kleiden. Die allgemeinen Hinweisungen auf Pietismus, Supranaturalismus, Rationalismus, Romismus, Antinomismus genügen nicht, so lehrreich sie sind. Abgesehen hiervon aber müssen wir auch die richtige Fassung (nicht die Beschreibung) des Begriffs der gesunden Lehre entschieden beanstanden. Wenn der Verf. als erstes Moment derselben die Schriftgemäßheit hinstellt, so ist dies wenigstens für den Sprachgebrauch der Pastoralbriefe und also für den biblischen Begriff unzutreffend und rührt her aus einer unrichtigen Umstellung der beiden Principien der Reformation. Schriftgemäß ist die gesunde Lehre, eben weil sie gesunde Lehre ist; Schriftgemäß ist die Consequenz ihres Inhaltes; nicht das erste Moment oder auch nur ein Moment des Begriffs. Auf den Inhalt kommt es allein an. Gegenüber den Versuchen, die christliche Lehre, die Heilsverkündigung zwar nicht aufzugeben, sie aber auch nicht in ihrer

Integrität zu belassen, sondern nur an gewissen Punkten abzuschwächen, ihre Kraft und ihr eigenthümliches Wesen zu versehen mit anderen Elementen, wodurch ihre Heilsbedeutung geschädigt wird, — gegenüber diesen zu aller Zeit in wechselnden Formen sich wiederholenden Versuchen legt der Apostel alles Gewicht darauf, daß die Heilsbotschaft und Heils-erkenntniß in der Kirche in ihrer Integrität erhalten werden. Dem Bestreben, die christliche Lehre sich zu accomodiren, tritt die Forderung gegenüber, daß die Menschheit sich ihr zu accomodiren habe. Die Integrität der christlichen Lehre ist aber zu messen und zu erkennen an ihrem Inhalte. Das Heil als Erlösung, Rettung, σωτηρία, wie es geschichtlich beschafft, vorhanden und fort und fort zu erleben und damit zu erproben ist, — das macht der Inhalt und das Kennzeichen der gesunden Lehre aus. Eine Heilsverkündigung, die nicht das wirkliche Heil und nur dies zum Inhalte hat, kann nicht zum Heile gereichen und ist nicht gesunde Lehre. Darauf hin ist Alles zu prüfen: τὸ καλὸν κατέχευε — und hier genügt nicht die Berufung auf die Schriftmäßigkeit, sondern das eben ist unsrer und jeder Zeit praktisch und wissenschaftlich nachzuweisen, daß das Schriftmäßige als wirkliche und einzige Heilsbotschaft und Heilslehre wirklich und allein das Gesunde ist und darum das Richtige. Die Wahrheit resp. die gesunde Lehre erhält nicht ihre Auctorität durch die Wahrheit, und erst wo diese praktisch erlebt ist, wenn auch zunächst nur anfangsweise, da kann die Berufung auf die Schrift wirksam eintreten. Innerhalb der Kirche ist diese Berufung zur Vereinfachung des Streites und Klärung der Situation zulässig und nothwendig. Da heißt es: „Gottes Wort soll Artikel des Glaubens stellen, sonst Niemand.“ Nach außen hin verfährt diese Berufung nicht und wir thun wohl, überall den Spuren des Apostels zu folgen, der sich an den Gewissen der Menschen legitimiren will und schreibt: „Richtet selbst, was ich sage.“

Je wichtiger dieser Punkt für eine Scheidung zwischen Welt und Kirche ist, wie die unsrige, desto freundlicher wolle uns der verehrte Verf. unsere Ausstellungen zu gute halten.

Er.

Diegel, J. G. Dr. theol., Prof. am ev. Prediger-Seminar in Friedberg und Pfarrer daselbst. **Ueber den Werth des Kirchenbesuchs.** 26 S. Friedberg, 1873. Bindernagel.

Vorliegendes Schriftchen hat zunächst eine locale Veranlassung. Die in dem neuen Ver-

fassungsentwurf für die ev. Kirche des Großh. Hessen enthaltene Bestimmung, „daß nur solche Männer, welche fleißig am Gottesdienste und h. Abendmahl Theil nehmen, in den Kirchenvorstand gewählt werden dürfen,“ hatte im engern Vaterlande des Verf. manichfache Neben und öffentliche Urtheile über Werth und Nothwendigkeit des öffentlichen Gottesdienstes zur Folge, die öfters dahin gingen, daß man doch ein guter ev. Christ sein könne, ohne am Gottesdienst der Gemeinde sich zu betheiligen. Solchen Aeußerungen gegenüber hielt es der Verf. für angezeigt, zunächst an seine Gemeinde ein ernstes Wort über die Bedeutung des Kirchenbesuchs zu richten, das aber bei der allgemeinen kirchlichen Lage der Gegenwart auch in den weitesten Kreisen Beherzigung verdient. In ruhiger, klarer und überzeugender Weise beleuchtet bzw. widerlegt der verehrte Mann zuerst die wahren und unwahren Ursachen, die in unsern Tagen bei Vielen die Fernhaltung vom öffentl. Gottesdienst veranlassen. Dann entwickelt er die Gründe, weshalb jeder ev. Christ sich an demselben fleißig betheiligen müsse, und stellt als Hauptmotiv für solche lebendige Theilnahme den Satz hin: weil man ohne Gottesdienst nicht wohl Religion haben könne, was aus dem Wesen der letzteren und der Bedeutung der christlichen Gnadenmittel (Wort und Sacrament) erwiesen wird. Bei Beantwortung der dann aufgeworfenen Frage: darf man jetzt hoffen, daß die Gottesdienste fleißiger besucht werden?“ meint er, daß die dermaligen besonderen Zeitverhältnisse zwar kleinmüthig machen könnten, lebt aber doch der Ueberzeugung, daß durch den größeren Antheil, den die modernen Kirchenverfassungen den Gemeindegliedern an der Leitung ihrer kirchlichen Angelegenheiten einräumen, das Gefühl der religiösen Zusammengehörigkeit werde gestärkt werden, und daß überhaupt in dem geistigen Leben und Kämpfen der Gegenwart die freie Rede, die Hauptträgerin und Hauptwaffe des Geistes, also auch die überzeugungsvolle Predigt, ihre Bedeutung nie verlieren werde. Bei der Schlußerörterung: was hat man zur Vesserung des Kirchenbesuchs zu thun? erinnert er an die dringende Pflicht jedes ernstesten Christen müthig und treulich selbst mit gutem Beispiel voranzugehen und bessernden Einfluß auf alle, die im Kreise seiner Einwirkung liegen, auszuüben und den Verächtern des Kirchenbesuchs gegenüber nicht kleinlaut zu sein, besonders aber auch daran, daß man durch das eigne Verhalten beweiße, wie ein neuer, guter Geist durch rechten Kirchenbesuch gepflanzt, erhalten und gepflegt werde. Werden Diegels ernste und wohlgemeinte Auseinandersetzungen

auch Ungläubige und entschiedene Verächter den Gotteshäusern nicht zuführen, so erscheinen sie uns doch recht geeignet, solchen Gemüthern, die nicht principiell der Kirche den Rücken gewendet haben, aber durch den Zeitgeist auf falsche Bahnen sich leiten ließen, zu erstem Nachdenken über eine heilige Pflicht Anlaß zu werden, wie sie solchen vielleicht auch zu lebendigem Wiederanschluß an das kirchliche Gemeindeleben, insbesondere den Gemeindegottesdienst verhelfen können.

Wir machen auf das gebiegene Schriftchen besonders diejenigen aufmerksam, denen die Förderung des kirchlichen Lebens als eine Grundbedingung zur Besserung unserer socialen Zustände dringend am Herzen liegt. Der niedrige Preis von 4 Sgr. begünstigt dessen weiteste Verbreitung. D. Bd.

van Oosterzee, J., Ueber den Werth und Gebrauch der heiligen Schrift. 28 S. Gütersloh, 1873. Bertelsmann. 2½ sgr.

Der rühmlichst bekannte Verf. unternimmt es hier, an der Hand der Schriftstelle 2. Tim. 3, 14—17 in lichtvoller, erbaulicher und tief ins Herz hineingreifender Erörterung über den Werth und Gebrauch der Bibel goldene Worte der Wahrheit zu reden und legt jenes apostolische Wort in so einfältiger und kindlicher und doch zugleich so gründlicher Weise aus, daß wir diesen Vortrag nicht angelegentlich genug empfehlen können. Ausgehend von der unbedingten Nothwendigkeit der heil. Schrift für die Erkenntniß der geistlichen Wahrheit und das Leben in der Wahrheit behandelt er zuerst den hohen Werth der Schrift, indem er drei Fragen: von wem kommt sie? wozu dient sie? was wirkt sie? beantwortet. Trefflich und für jedermann verständlich ist, was der Verf. über die Inspiration bemerkt, in welcher er auf dem Boden der genuinen lutherischen Anschauung steht. Vorzüglich ist seine Auslegung der vier Worte: Lehre, Strafe, Besserung und Züchtigung, wobei wir nur vermissen, daß er bei der Erklärung des Wortes „Strafe“ nicht Joh. 16, 8 mit hereingezogen hat, da dieses Wort dem Apostel sicherlich vorschwebte. Gründlich ist seine Darlegung über das Ziel, welches das Wort Gottes im Auge hat und verfolgt. Was dem Gebrauch der Schrift anlangt, so fordert der Verf.: Untersucht die Schrift frühzeitig, gebrauchte sie gläubig, bleibt der Schrift treu. So bildet die ganze Predigt ein schön abgerundetes Ganze und ist wie aus Einem Guß, in der That ein frischer Trunk aus dem Quell des Wortes, die Herrlichkeit, den Segen und

die Bedeutung dieses Wortes ansprechend und lieblich malend. Wils. Engelhardt.

Der Führer des evangelischen Christen.

Eine Sammlung von Bibelstellen zur Erleichterung des Auffuchens und zur Stärkung und Vertheidigung des Glaubens. Aus der dritten französischen Aufl. übersetzt. Basel, 1873. Spittler. 10 sgr.

Der erste Abschnitt dieses empfehlenswerthen Buches gibt Trost, Pflicht und Vorrecht des evangelischen Christen, indem er die Stellen hl. Schrift, welche den Grund des Glaubens, die Heils- und die kirchl. Ordnung betreffen, nach den einzelnen Materien geordnet, anführt; und so Gelegenheit gibt, die reine Lehre des Wortes Gottes kennen zu lernen. Eingestreute Erläuterungen und Winke, summarische Uebersichten über das, was Gottes Wort in den citirten Stellen als Lehre bietet u. dgl. mehren die Nützlichkeit des Werkes, das nur leider in den Unterscheidungslehren der ev. luth. und der ref. Kirche, sowie der Secten so wenig Halt und Erkenntniß gibt, als ob ein fester Lehrgrund hierfür überhaupt nicht vorhanden sei. Um keine feste Lehre über das hl. Abendmahl führen zu müssen, ist sogar anstatt eines guten Kirchenliedes, Klopstocks Lied: „Freu Dich, Seele, rühm und preise ic. eingefügt. Der zweite Abschnitt des Buches ist der Rechtfertigung und Vertheidigung des ev. Glaubens durch das Wort Gottes und einige Kirchenväter (gegenüber Rom) gewidmet. Christen, welche sich in der Erleuchtung weiter fördern lassen wollen, und reif sind, zu prüfen und zu unterscheiden, können wir von dem Büchlein einen reichen Nutzen versprechen.

B.

F.

Polstorff, J. J. Th., Superintendent. Das Evangelium von Jesu Christo dem Sohne Gottes. Nach den vier heiligen Evangelisten in Bibelfunden ausgelegt. Zweiter Band. Das angeborne Jahr des Herrn. Zweite Abtheilung: Das erste Amtsjahr Jesu. Gütersloh, 1873. C. Bertelsmann. 20 sgr.

Das in seinen früheren Abtheilungen von uns angezeigte Werk schreitet in diesen Abtheilungen vom ersten Auftreten Jesu in Jerusalem bis zur Vernunft des Petrus voran. Das Gespräch mit Nicodemus, die Begegnung mit der Samariterin und die Predigt in der Schule von Nazareth sind die Haupt-

abschnittes dieses Bändchens. Da wir früher schon die Weise des Verfassers im Allgemeinen charakterisirt haben, können wir uns jetzt darauf beschränken, einige Einzelheiten zu erwähnen: denn der Verfasser hat die Weise lehrhafter Gründlichkeit, welche seine Arbeit auszeichnet, auch hier beibehalten. Treten wir einmal in das Gespräch mit Nicodemus ein. Das „Wir“ (II) versteht der Ausleger von der ganzen Zeugschaar, die Jesus gehabt hat von Moses an bis zu Johannes dem Täufer; ja, wir werden auch das Zeugniß seiner Jünger hinzunehmen müssen. Ich möchte vielmehr denken, daß dies letztere hier allein in Betracht komme. Es giebt schon einen neuen Lebenskreis, von welchem diese Worte gelten, Jesus ist nicht mehr allein, er hat schon Jünger, mit denen er sich zusammen schließen kann, er als der Anfänger des neuen Bundes. Dieser Ausdruck hat es mir immer wahrscheinlich gemacht, daß jenes Gespräch nicht ein bloßes Zwiegespräch gewesen, sondern seine Zeugen unter den Jüngern gehabt hat. Die „himmlischen Dinge“ werden auf solche gedeutet, von denen der Natur der Sache nach keine Erfahrung auf Erden gemacht werden kann, bei denen der Gläubige sich lediglich auf den Glauben an das Wort gewiesen sieht. Dieser Ausdruck scheint mir nicht genügend, auch nicht ganz zutreffend zu sein. Gewiß aber ist richtig, daß die himmlischen Dinge zunächst auf die Person des Herrn gehen, der den Himmel gefahren ist, wie er vom Himmel kommen ist, der im Himmel ist. Den ersten dieser Sätze wandelt Polstorff in einen futurischen um, als ob da stände: niemand wird den Himmel fahren, und legt ihn dann natürlich von der Himmelfahrt aus. Das ist dem Sachverständniß das nächste. Aber dem Wortlaut entspricht es nicht. Doch muß man zugeben, daß jede andere Erklärung ihre eigenthümliche Schwierigkeiten hat, indem dann nichts anderes übrig bleibt als eine geistige Thatsache anzunehmen, welche bewirkt hat, daß des Menschen Sohn, ob auf Erden, jedernoch im Himmel ist. Daß seine Auffahrt und Niederfahrt in enger Beziehung zu dem Erlösungswerke stehen, ist völlig zutreffend; in diesem Zusammenhange aber liegt der Gedanke fern, daß des Menschen Sohn auch den Menschen den Himmel erschlossen habe, hier handelt es sich nur um die Offenbarung Gottes, deren einziger Mittler Jesus ist. Verweilen wir noch einen Augenblick bei der Rede in Nazareth. Man kann dem Verfasser nur Recht geben, daß er sich auf den Staub, welchen die moderne Kritik um diesen Vorgang her aufgewirbelt hat, nicht einließ. Es ist in der That kein Grund vorhanden, dies Auf-

treten zu streichen oder auch nur in eine spätere Zeit zu verlegen, weil hier der Anfang zum Ende gemacht sei und die Person und der Charakter Jesu selber verlegt wären. So liegt es nicht. Wir haben hier kein ausgezeichnetes Portalbild zur Geschichte des Herrn, sondern einen wirklichen Eingang, wenn schon dieser Eingang den Ausgang vor- und abbildet. Das aber darf nicht Wunder nehmen bei einer Geschichte, die durchaus prophetisches Gepräge trägt. In einfach klarer Weise legt der Verfasser den Vorgang dar und ertheilt uns die Motive der ersten Feindschaft in der Heimath, die gleich zu einem Attentat auf die Person des Herrn fortschreitet. Gerade für die Heimath ist dies charakteristisch. Aber die Stumbe war damals längst noch nicht gekommen, wo des Menschen Sohn in die Hände der Menschen überantwortet werden sollte. Er ging mitten durch sie hinweg, um von da ab das Evangelium nach Kapernaum zu tragen. — Zum Schluß möchten wir noch darauf aufmerksam machen, daß diese Abtheilung sehr unter den Nachlässigkeiten des Satzes leidet und im Interesse des Buches um eine sorglichere Correctur bitten. D.

v. Bjarowsky, Dr. W. C. J., Decan und erster Pfarrer zu Erlangen. **Senskörner.** Erkanntes und Erlebtes in kurzen nach Luthers Katechismus geordneten Aufzeichnungen. Zweite Aufl. Erlangen, Deichert.

Ein kleines, aber inhaltreiches Büchlein, das in der That den Namen „Senskörner“ verdient, da es etwas Pikanter, Gewürziges enthält. Fast alle Aufzeichnungen, meistens von geringem Umfang, müssen den aufmerksamen Leser zum Nachdenken reizen: und eine weitere Verfolgung der dadurch veranlaßten Gedankenreihe muß nütze werden zur Lehre, Strafe, Besserung und Züchtigung in der Gerechtigkeit. Wir halten das Büchlein geeignet, dem Lehrer und Geistlichen bei, seinen Präparationen auf den Katechismusunterricht als würzende Kost zu dienen, sowie dem Erbauung suchenden Leser zur Errichtung seines Zweckes förderlich zu sein. Nur darf er nicht viele Seiten und längere Abschnitte auf einmal und hinter einander durchnehmen wollen; er muß es benutzen, wie der Titel andeutet, in kleineren Dosen, als ein Reizmittel. Ohne zu suchen geben wir einige Beispiele, wie sie uns beim ersten Aufschlagen begegnen. Seite 51 heißt es: Der rechte, ächte Glaube ist weder ein Todter, noch ein Müßiggänger, sondern ein fleißiger Arbeiter; denn er wirkt Liebe zu Gott und zu dem Nächsten,

er ist nicht ein Feigling, aber ein siegreicher Held, der über der Welt Lust und Last, Freud und Leid, Drohung und Lockung triumphirt; auch ist er kein hölzerner Wegweiser, wohl aber ein lebendiger Führer (Apost. 1631). — Matth. 20, 1—16 läßt sich kurz in zwei Mahnungen zusammenfassen:

- 1) Sei kein Tagedieb, { im Reiche Gottes.
- 2) Sei kein Tagelöhner {

„Die einzigen Wörtlein „aber“ „Dennoch“ endlich“ sind Hauptwörter der göttlichen Weisheit, Gnade, Allmacht und Langmuth „und ebenso Hauptwörter im Wörterbuche des christlichen Glaubens und der christlichen Hoffnung.“ — S. 52. „Joh. 20, 29. Diesen Spruch hat jeder Christ inwendig zu lernen sein ganzes Leben lang. Ohne Zweifel ist's ein selig Ding, die Nähe des Herrn zu fühlen, Seinen Friedenshauch zu verspüren, Ihn gleichsam zu schauen, die brüderliche Gemeinschaft zu kosten, und billig mag Solches als ein Vorschmack und Vorgeuß der Seligkeit des Himmels erscheinen. Aber schon daraus, daß solche Zeiten und Stimmungen nicht beständig sind und nicht anhalten, sondern gar häufig mit der Dürre abwechseln, mögen wir erkennen, wie wir von dem Herrn, der gar wohl weiß, was unserer Seele Noth thut, nicht auf das Fühlen oder Sehen, sondern auf das Glauben angewiesen sind. Sehr oft ist jenes Gefühl nur eine feinere geistige und geistliche Wollust, die den in den Noth des neuen Menschen gekleideten alten Menschen fiktelt; solcher Rausch der Empfindung ist weit entfernt von, ja ganz entgegengesetzt der einfachen Nüchternheit des Glaubens, und auch auf diesem geistigen Gebiete kann von Fleisch geredet werden; es gibt auch ein geistliches Fleisch das bekämpft und gekreuzigt werden muß.“

Einer weiteren Empfehlung wird es nicht bedürfen. K. Str.

Caspers, J. Kirchenpropst und Hauptpastor zu Hufum. **Praktische Auslegung der Sonn- und Festtageevangelien des Kirchenjahres.** 8. 438 p. Leipzig, 1872. Teubner. 2 thlr.

Eine sehr eingehende und durchaus praktisch gehaltene Auslegung der Evangelien, welche von dem ersten Studium dieses bewährten Kirchenmannes in Gottes Wort zeugt. Welche reiche Schätze in dem göttlichen Worte liegen, welche gesegnete Frucht sich aus demselben erholen läßt, das hat er durch seine gründliche Auslegung dieser Perikopen gezeigt und damit auch indirekt dargethan, welche Weisheit die Kirche in der Auswahl derselben bewährte.

Namentlich ist es seine liebende Hingebung an die einzelnen Züge in den Evangelien, sein feines Verständniß der tiefstinnigen Gedanken in denselben, was wir rühmend hervorheben müssen. Luther, Arnd, Heine, Müller, und von den Kirchenschriftstellern besonders Chrysostomus, hat er dabei fleißig benützt. In manchen Deutungen können wir ihm freilich nicht beistimmen. Wenn er daraus, daß Christus das Himmelreich einem Menschen in den früheren Gleichnissen vergleicht, den Schluß zieht, daß das Himmelreich am Anfang seines Kommens als Einzelner auftrate, so hat er ganz übersehen, daß ein Reich überhaupt nicht von einem Einzelnen gebildet wird, ein Reich umschließt immer eine Mehrheit. Wenn er meint, die Vergleichung des Himmelreichs mit einem Mann, z. B. einem Hausvater, einem Könige, weise darauf hin, daß dasselbe in seiner Kraftentfaltung gemeint sei, so legt er etwas hinein, was Christus in seiner Auslegung nie hervorhebt. Wenn er vollends sagt, daß das Himmelreich am Schlusse seiner Entwicklung mehr weiblich als die Braut erschien, von Anfang mehr als Mann um des Kampfes willen gegen die Welt; so ist das unwahr. Das Himmelreich ist beides allezeit je nach seiner Beziehung zu dem Herrn oder zu der Welt. Sie und da begegnet uns auch eine kleine Nachlässigkeit; wenn er sagt, des Menschensohn sei der Gottheit theilhaftig geworden, so entgegnen wir, er hatte sie immer, was auch der Verf. sicher nicht bestreiten will. Wenn er das Citat aus Chrysostomus über die Bösen zu dem Verse setzt, der von den Guten handelt, so ist das übel angebracht. Wenn er behauptet: Hätten die Gerechten ihre Werke und deren Verdienst gekannt, so wären sie verdammt gewesen, so ist das sehr inoffensiv gesprochen. Denn einmal haben diese Werke kein Verdienst und zweitens verdammt die Kenntniß eines Werkes nicht, denn wer die Salbung hat, weiß Alles, er weiß es eben in der rechten Demuth. Die Aussage: das Himmelreich wird der Braut zugeführt, ist nicht schriftgemäß, denn sie hat schon das Himmelreich und bildet selbst dasselbe. Ebenso wenig billigen wir die Behauptung, das Himmelreich sei nur den zehn Jungfrauen gleich, aber werde nicht von ihnen vertreten, denn das Gleichniß redet außer dem Bräutigam nur von den Jungfrauen und stellt das Himmelreich nicht als ein Drittes dar. Auch dies folgt nicht aus dem Gleichnisse, daß es außen nicht Mitternacht geworden wäre, wenn es nicht zuerst innen so gewesen wäre. Vielmehr sagt Jesus umgekehrt, weil es außen Mitternacht ist, schlafen die Jungfrauen ein. Trotz dieser und so mancher anderer Ausstellungen können wir

doch das Buch als ein recht anregendes, gedankenreiches, erfrischendes empfehlen, es namentlich Geistlichen bei der Vorbereitung zu ihren Predigten gute Dienste thun wird.
E.

Der Weg des Friedens. Predigten und Reden von Th. H. T. Dräseke, weil. Herzogl. Sächs. Hofprediger zu Coburg und Superintendent zu Rodach. Mit einer kurzen Lebensskizze als Vorwort. XXXVI u. 379 gr. 8. Bremen, 1871. C. Ed. Müller. 1 $\frac{1}{3}$ thlr.

Selten hat wohl, sagt das mit einem B. unterzeichnete Vorwort (S. VII) in Beziehung auf den verstorbenen Verfasser, selten wohl hat das Wort: „Trachtet nicht nach hohen Dingen, sondern haltet euch herunter zu den Niedrigen,“ eine vollkommenerere Erfüllung gefunden. Es ist die tiefe Ueberzeugung von dem eigenthümlichen Werthe des Heimgegangenen, welche Freundeshände zur Herausgabe einer Sammlung seiner Predigten bestimmten. Wir theilen aus dem Vorwort zunächst einige biographische Notizen über denselben mit. Theodor Dräseke, Sohn des Bischofs Dräseke, wurde am 25. Nov. 1808 zu St. Georg bei Ragnburg geboren. Wenige Jahre zuvor war die Familie durch den Verlust von vier hoffnungsvollen Kindern, unter denen auch ein Knabe war, in große Trauer versetzt worden. Drei Mädchen waren indeß wieder an die Stelle der so früh Abgerufenen getreten, aber noch kein Sohn. Endlich kam auch dieser, und der Vater nannte ihn in der Freude seines Herzens Theodor, Gottesgabe. Ragnburg, damals ein Theil von Hannover, war von Franzosen besetzt und hatte unter Erpressungen aller Art viel zu leiden. Das Dräseke'sche Haus aber blieb eine Herberge und Zufluchtsstätte des deutschen Geistes, der gerade unter jenen Drangsalen aus seiner Lethargie erwachte und Vandaunne und hohe französische Beamte richteten mit besonderm Mißtrauen ihre Blicke auf dasselbe. Diese drangsals- und ereignißvolle Zeit konnte an dem muntern Knaben nicht spurlos vorübergehen und legte frühzeitig den Grund zu jener thatkräftigen patriotischen Gesinnung, welche in seiner Predigerwirksamkeit oft den bereichendsten Ausdruck fand und ihn noch auf dem schmerzhaften Todtenbette mit dem lebendigsten Interesse den ruhmreichen Siegeszügen folgen ließ, durch welche nach langem Hoffen und Ringen ein einiges deutsches Reich endlich wieder aufgerichtet werden konnte.

Im Spätherbste 1814 wurde sein Vater an die Angari-Kirche zu Bremen berufen.

Der Aufenthalt in dieser reichbelebten See- und Weltstadt bot für die Entwicklung des Knaben die mannichfachsten Vortheile. Nachdem derselbe das Bremer Gymnasium und das Collegium Carolinum in Braunschweig besucht, darauf von 1828 bis 1832 in Göttingen, Berlin, Bonn und Jena studiert, bestand er mit Ehren das Candidatenexamen in Coburg. Denn Herzog Ernst hatte dem Vater Dräseke den Wunsch ausgesprochen, daß, da dieser die ihm angetragene Stelle eines Generalsuperintendenten von Coburg ausschlug, der Sohn in den Dienst seiner Landeskirche eintreten möchte. Da unterdeß der Vater Dräseke die Berufung auf die Stelle eines v. Bischofs zu Magdeburg angenommen hatte, so wünschte man den Sohn zu seinem Nachfolger in Bremen. Theodor lehrte jedoch dieses ebenso ehrenvolle als vortheilhafte Anerbieten ab und folgte der Vocation zu dem mit Einkünften sehr mäßig dotirten Hofdionat zu Coburg. Im Jahre 1843, nach Merkels Abgang, wurde er zum Hofprediger ernannt, nahm aber schon nach zwei Jahren auf den Wunsch seines fürstlichen Gönners die erledigte Superintendentur zu Rodach an, jene schöne, durch das Jdyll von Fr. Rückert „Rodach“ bekannt gewordne Stellung. Sein Leben floß hier unter der Ordnung der nicht geringen Amtsarbeit, den Freuden und Sorgen eines glücklichen Familienlebens in friedlichem Wellenschlag dahin. Am 4. März 1870 predigte er zum letztenmal. Am 3. Sonntag des Advents, den 11. Dec. 1870 hauchte er in Folge eines Magenübels, welches seit 1867 sich ausgebildet und dem Dulder viele schlaflose Nächte verursacht hatte, sanft seine Seele aus. Seine letzten vernehmlichen Worte waren: „Die Herrlichkeit ist groß, der Engel ist schon da.“

Die hier vorliegende Auswahl von 50 Predigten und Reden, deren jede im Durchschnitt etwa nur 7 $\frac{1}{2}$ Octavseiten füllt, ist reich an zeitgemäßen Belehrungen über die Art, wie in und außer dem Amt gegenwärtig zur Hebung christlicher Religiosität und Gesinnung zu wirken sei, reich auch an Aufmunterungen und Unterweisungen zu christlicher Ordnung des Familienwezens. Die Leser, sagt der Herausgeber, S. XXII, „werden aus ihnen erkennen, daß die h. Schrift uns für alle Zeiten der beste Trostquell bleibt, und daß es keinen andern Weg zum Frieden in der Welt, in den Gemeinden, in den Familien und in den Seelen geben kann, als den, dessen Friedensbotschaft in diesem heiligen Buche aufbewahrt ist. Auf diesen Friedensstifter aber weisen alle diese Predigten mit seltener Innigkeit und Begeisterung hin. Sie

sind recht dazu angethan, den Glauben an Jesus Christus als den Mittler, in welchem Gott die Welt mit sich versöhnt und durch welchen er das Wort von der Versöhnung in der Welt aufgerichtet hat, in vielen Herzen und Häusern wieder zu befestigen, wo er durch die moderne Weisheit und die Macht des Zeitgeistes wandelnd geworden ist."

Diesem Urtheil des Herausgebers mögen wir uns wohl anschließen. Zugleich sprechen wir unsre Freude aus, daß solche "Zeugnisse" gerade aus der Coburg-gothaischen Landeskirche laut geworden sind, aus welcher bisher meist ganz anders lautende Stimme zu ertönen pflegten. Dennoch nöthigt uns die Recensentenpflicht, mit einigen Ausstellungen nicht zurückzuhalten. Wir beschränken uns auf folgende Bemerkungen: Die Exordien, welche dem Text immer vorangestellt sind, sind, zwar nicht an sich betrachtet, wohl aber im Verhältniß zur Abhandlung selbst in der Regel zu lang. Thema und Partition sind öfter zu wortreich ausgedrückt. So z. B. in der IX. Predigt über Röm. 15, 4—13: "Ueber die Stellung der verschiedenen christlichen Confessionen zu einander, im Lichte ihrer gemeinsamen Hoffnungen auf ein Reich des Herrn" — fällt die dreigliedrige Partition (S. 72) über eine halbe Seite (17 Zeilen). Die Textbenutzung läßt zuweilen ziemlich viel zu wünschen übrig, z. B. in der Predigt am Erntedankfest über Ps. 104, 24—35 (S. 163 ff.), welche die Frage beantwortet: "Wie erscheint dem gefühlvollen und nachdenkenden Menschen die irdische Schöpfung?" Insbesondere leiden manche Predigten oder Predigttheile (was bei der Kürze der Predigten eigentlich gar nicht befremden kann) an einer gewissen Oberflächlichkeit. So z. B. streift das in der Predigt über Apg. 17, 16—23: "Das Neue auf dem Gebiete der Religion" (S. 51) über den Vernunftstolz Gesagte kaum die Oberfläche. Ebenso mangelt es den beiden Predigten (Nr. 4 und Nr. 19), welche der Dreieinigkeitslehre ihre praktische Bedeutung für das christliche Leben abzugewinnen streben, an der nöthigen Vertiefung. Wie anders greift z. B. L. Harms (zwoölf Predigten. Celle, 1849. S. 163 ff.) in seiner "Am Feste der h. Dreieinigkeit" über Joh. 3, 1—15 gehaltenen Predigt: "Das Geheimniß der Wiedergeburt" die Sache an, obwohl auch er auf der Kanzel von aller metaphysischen Speculation sich grundsätzlich fern hält; seine Predigt umfaßt freilich fast 20 Octavseiten.

Da der geehrte Herausgeber (S. VII) die Absicht ausspricht, aus dem Nachlaß des

Bewewigten noch einen Cylsus von Predigten über die kleinen Propheten und einen Cylsus biblischer Lebensbilder der obigen Sammlung nachfolgen zu lassen, während der Verfasser seine homiletischen Arbeiten nicht zum Druck bestimmt hatte, so rathen wir zu etwas strenger Prüfung und Sichtung.

M.

Philosophie. Pädagogik.

Schneider, Dr. Leonhard, Roger Bacon, Ord. min. Eine Monographie als Beitrag zur Geschichte der Philosophie des 13. Jahrhunderts. Aus den Quellen bearbeitet. 118 S. Augsburg, Krantzfelder. 22 1/2 sgr.

Eine Monographie über Roger Bacon, einen der leuchtendsten Sterne am Gelehrtenhimmel des christlichen Mittelalter, verdient unter allen Umständen dankbar willkommen geheißen zu werden; denn sowohl des Engländer's Bremer 1859 erschienene Ausgabe Bacon'scher Schriften, als das ziemlich umfassende Werk von E. Charles (Lycéalprofessor zu Bordeaux): R. Bacon, sa vie, ses ouvrages et ses doctrines d'après des textes inédits, Par. 1861, ließen bisher noch Raum für mancherlei Wünsche, Bedenken und ergänzende Nachträge übrig. Daß des Verfassers Arbeit Ansprüche darauf erheben darf, als wirkliche Bereicherung und Förderung der Bacon-Literatur zu gelten, steht wider jedweden Zweifel fest; den Namen einer abschließenden Leistung verdient freilich auch sie nicht, so fleißig und vollständig die in ihr niedergelegten Forschungsergebnisse auch verarbeitet sind. Nicht das zwar möchten wir als einen fundamentalen Mangel seiner Arbeit bezeichnen, daß ihm die Vergleichung neuer Handschriften unmöglich gewesen ist. Aber das von Anderem vor ihm, aus längst bekannten oder unentdeckten Handschriften zu Tage geförderte Material hätte in mehrfacher Hinsicht fleißiger von ihm ausgebeutet werden können, und auf eine nicht geringe Anzahl wichtiger Fragen betreffs Bacon's Lebens und Wirkens hätten, mittelst umfassender Zeugenverhöre aus dem Umkreiß der gesammten Literatur des 13. Jahrhunderts, gründlichere Antworten als die gegebenen erbracht werden sollen. So gewährt zugleich der 1. Abschnitt: "Biographische Notizen über Roger Bacon" (S. 1—7) nur unzureichende Aufschlüsse über die Lebensumstände des großen Mannes; so spärlich die über ihn vorhandenen zuverlässigen Nachrichten fließen, es hätten doch betreffs mehrerer Hauptpunkte reichlichere Aus-

einandersetzungen geboten werden können, als z. B. die auf die Dauer, Ort und Zeit seiner Untersuchungshaft unter Nicolaus IX. bezüglich auf S. 5, oder als die sein Sterbejahr betreffende ebendasselbst, wo die Frage, ob er schon 1292 oder erst 1294 gestorben, ganz unerörtert geblieben ist. Auch weiterhin begreift es dem wißbegierigen Leser nur allzuoft, daß er bis an dieses oder jenes dunklere Problem heran, aber weder tiefer in es hinein, noch glücklich hindurch geführt wird. — Wie sich das zunächst von Usserius (*Historia dogmatica de scripturis*, ed. Wharton, Lond, 1690) veröffentlichte berühmte Fragment: „De laude Scripturae Sacrae“ zu den umfassenderen Werken des genialen Mannes verhalte, erfährt man wieder aus Abschn. 2: „Roger Bacon's Werke“, noch aus irgendwelcher spätern Partie des Schriftchens, auch nicht aus den S. 52 f. gemachten Mittheilungen über Bacon's Lehre von der hl. Schrift, deren Ansehen und Gebrauche, einem Abschnitte, der ohnehin etwas dürftig gehalten ist und der Wißbegierde evangelischer Leser in Betreff des fraglichen Puncts kaum Genüge leistet. — Nicht lehrreich und gediegen sind die von Bacon's Naturphilosophie, seinen Kenntnissen, Anschauungen und Fertigkeiten in der Chemie (Alchymie), Optik, Astronomie (nebst Astrologie) und Chronologie handelnden Kapitel (S. 55 ff.; 73 ff.; 77 ff.; 82 ff.; 102 ff.). Auch die Schlußbetrachtung: „Bacon's Fortschritt in der Naturwissenschaft“ (S. 109—112) bietet eine gute Zusammenfassung aller charakteristischen Merkmale, wodurch der merkwürdige Oxford-Franziskaner als auf der Höhe naturwissenschaftlicher Kenntnisse seiner Zeit stehend, ja als dieselbe vielfach überragend und prophetisch auf zukünftige höhere Entwicklung eben dieser Wissenschaft hindeutend erscheint. Doch möchte man auch hier bezüglich einiger controverser Punkte, z. B. der Frage, ob und inwiefern er schon das Schießpulver, die Camera obscura, die Zauberlaterne, das Teleskop u. gefamnt habe, genauere und tiefer eindringende Untersuchungen angestellt sehen, als die am gedachten Orte vorliegenden. Auch derartige längere Excerpte, wie die anhangsweise S. 113 ff. aus der *Philosophia moralis* und aus dem *Compendium studii theologici* mitgetheilten, hätten in größerer Zahl und auch noch aus andern Schriften mitgetheilt werden können.

Zu diesen Versäumnissen kommt noch der Fehler öfterer unnöthiger Wiederholungen hinzu (wie denn z. B. zuerst S. 12 und dann wieder S. 15 Inhaltsangaben vom *Opus majus* gemacht sind; vgl. die mehrfach wiederholten Angaben über Bacon's Urtheil über Alter,

Ursprung und Ansehen der Philosophie: S. 25 u. f. f. 33); dergleichen der öfterer Ungenauigkeiten und Nachlässigkeitsversehen, die man zuweilen zwar auf bloße Druckfehler reduciren kann (z. B. S. 1: „Robert Gofret“ st. „R. Grosset“, S. 17: „Baconis Maronitae“ st. „Minoritae“, S. 74: „Hypocrates“ und andres Derartige, auch „Drigines“, „apogryph“, „hablonmäßig“ u.), die aber öfters keine derartige Entschuldigung zulassen. So z. B. die eine arge chronologische Unsicherheit (ein Schwanken zwischen den Jahren 1276 und 1288) involvirende Zeitbestimmung des Pontifikats-Antritts Nikolaus IV., auf S. 17; die Notiz auf S. 18: „in jener Zeit“, d. h. zu Bacon's Zeit hätten die Pariser Theologen eine Censur über die Leser des Aristoteles verhängt; die unbestimmte Erwähnung des „Buches Esdras“ auf S. 53, u. f. f.

Trotz aller dieser Mängel bildet das Schriftchen um der hervorragenden Bedeutung ihres Objects willen einen verdienstlichen Beitrag zur Geschichte der Philosophie und gewährt eine in ihrer Art anziehende Lectüre, die wir allen Forschern auf dem Gebiete des mittelalterlichen Culturlebens und geistigen Schaffens und Strebens angelegentlich empfehlen.

X.

Hunnins, Frommhold, Pastor zu Malmö. Das Leben Fénelons. XIV und 188 S. Gotha, F. A. Perthes. 22 Sgr.

Ein anspruchsloses, aber gehaltvolles Büchlein. Nicht auf Grund neuer, bisher unbekannter Dokumente zwar, aber doch gestützt auf liebende Beschäftigung mit Fénelons Schriften und auf fleißige Benutzung der hauptsächlichsten vorhandenen Hilfsmittel, schildert der Verf. den Lebenslauf des berühmten Mannes und sein Wirken als Pädagog, Seelsorger und Kirchenfürst, Kanzelredner, philosophischer Denker, endlich als Mensch und Christ im Handeln wie im Dasein. Er hebt besonders diejenigen Seiten seiner Wirksamkeit hervor, welche Beziehungen zu bedeutamen Erscheinungen, Richtungen und Ereignissen der Gegenwart darbieten und deren aufmerksame Betrachtung und Beherzigung für evangelische wie katholische Christen unsres Zeitalters segensbringend genannt werden kann. Aus den bemerkenswerthesten seiner Schriften werden deßhalb kurze Auszüge dargeboten, unter Hervorhebung des für unsre Zeitlage vorzugsweise Interessanten. So aus den Werken über „weibliche Erziehung“ (S. 8 ff.), über das „geistliche Priesterthum“ (S. 26 ff.), aus den „Regeln der Heiligen“ (S. 64 ff.) und

dem Tractat „über die Existenz Gottes“ (S. 142 ff.). Die gemachten Mittheilungen charakterisiren auf zweckmäßige Weise beides, seine evangelisch = innerliche Geistesrichtung, die ihn der römischen Kirche und Theologie unserer Tage als aneiferndes und großentheils als beschämendes Vorbild vorgehalten zu werden würdig macht, und seinen religiös = sittlichen Glaubensgeist und Lebensernst, kraft dessen er dem Materialismus und der Frivolität von damals und von heut als fester Hort entgegen gestellt zu werden verdient. — Nach einer Seite hin finden wir sein Charakterbild in ein allzu günstiges Licht gestellt; die Intoleranz und proselytenmacherische Zudringlichkeit, wie er sie gegenüber den Protestanten bethätigte, hätte einer schärferen Censur bedurft, als die seitens des Verf. ihr zu Theil gewordene. Nach dieser Seite hin hätten sie vor Kurzem von D. Douen („L'intolérance de Fénelon“, Par. 1872) gemachten Mittheilungen gehörig ausgebeutet werden müssen, auf die Gefahr hin, daß das Bild des lebenswürdigen Prälaten einige Einbuße an lichten und gewinnenden Zügen erfahren mochte. Eine andere Ausstellung, die wir zu machen nöthig finden, betrifft die äußere Einleidung und Darstellungsform, die der Verf. seinem Werkchen gegeben hat. Dieselbe läßt insofern die Ziehung einer scharfen Grenze zwischen der (offenbar zumeist und in erster Linie vom Vf. erstrebten) Popularität und zwischen gelehrter Haltung vermissen, als sie zwar im Uebrigen alles Fremdsprachige verdeutscht und z. B. auch fast alle Büchertitel nur in der Uebersetzung mittheilt, dabei aber doch einige Male auch da, wo das mit Rücksicht auf illiterate Leser oder Leserinnen sehr wünschenswerth gewesen sein würde, die Verdolmetschung lateinischer oder französischer Sätze oder Ausdrücke unterläßt, z. B. S. 64 oben und besonders S. 71 und 75, wo zuerst ein Dictum Augustinus über die Liebe zu Gott, dann das bekannte Bonmot des Papstes Innocenz XII. über Fénelon und Bossuet: „Eravit Cameracensis excessu amoris Dei, peccavit Meldensis defectu amoris proximi“*) ohne alle Erläuterung angeführt werden. — Hoffentlich läßt sich für diese im Ganzen doch nur geringsügigen und den Werth des Schriftchens nicht erheblich beeinträchtigenden Versehen schon bald, gelegentlich einer neuen Auflage, die nöthige Abhilfe schaffen.**)

X.

Schneider, Karl, Rousseau und Pestalozzi, der Idealismus auf deutschem und französischem Boden. Zwei Vorträge. Zweite Auflage. Herausgegeben zum Besten des Pestalozzi-Vereins für die Provinz Posen. Bromberg, 1873. Mittler'sche Buchh. H. Hefelder. 10 sgr.

Die erste Aufl. dieser gebiegenen päd. Parallele erschien 1864, und wir dürfen es gewiß als ein günstiges Prognostikon für dieselbe betrachten, daß eine zweite Auflage nöthig geworden ist. Natürlich wird niemand in zwei Vorträgen, die einen gedruckten Raum von noch nicht ganz 4 Bogen einnehmen, eine gründliche und ausführliche Schilderung der pädag. Thätigkeit der beiden genannten Personen erwarten; was aber in solchem Umfang zu leisten ist, hat der Verf. mit Sachkenntniß und unbefangenen Urtheile geleistet. Er hat die Licht- und Schattenseiten des französischen Philosophen und des Schweizer Schwärmers für Menschenbeglückung in anschaulicher Darstellung gezeigt. Daß er Pestalozzi den Vortzug vor Rousseau gegeben hat, ist gewiß nicht zu tadeln. Vom innerlichen Standpunkt ist kaum eine Vergleichung möglich. So sehr man sich auch geneigt fühlen mag, die Verirrungen Rousseaus seiner mangelhaften Erziehung und dem nachtheiligen Einflusse seiner Lebensverhältnisse beizumessen, die Verirrungen lassen sich auch von den größten Lobrednern desselben nicht wegleugnen. Ebenso wenig kann der verberbliche Einfluß der politischen und socialen Anschauungen des französischen Idealisten auf die Ausbreitung und Wirkungen des Revolutionschwinds aus dem Buche der Geschichte weggelugt werden. Ganz anders bei Pestalozzi, dessen Charakter, soweit man es von einem sündigen Menschen sagen kann, fast tadellos dasteht, und der, wenn auch manche Verirrungen der Pädagogik unseres Jahrhundert's auf ihn zurück geführt werden müssen, doch fast durchgängig wohlthätig auf das Schulwesen neuerer Zeit eingewirkt hat. Wer in der Kürze Genaueres erfahren will, den verweisen wir auf die hier angezeigten Vorträge, deren Veröffentlichung überdies einem wohlthätigen Zwecke dienen soll.

R. Str.

Pestalozzi, Bernhard und Gertrud. Bearbeitet und mit Erläuterungen ver-

*) Obendrein noch mit dem Druckfehler „defectus“ st. defectu.

**) Als weitere in diesem Jahre erschienene Monographie über Fénelon wurde vor Kurzem

gemeldet: E. R. Wunderlich, Fénelon, Erzbischof v. Cambrah. — Hamburg, Agentur des Rauhen Hauses (1 thlr. 10 sgr.). Die Red.

sehen von Karl Richter. (Aus „Pädagogische Bibliothek“ im Verein mit Gesinnungsgenossen von demselben Herausgeber). 2. Aufl. gr. 8. 192 S. Leipzig, Siegismund und Volkering.

Das vorliegende Buch gehört zu der bereits räumlichst bekannten Sammlung, welche als „Pädagogische Bibliothek“ seit einigen Jahren erscheint und sich eines gesteigerten Beifalls erfreut. Dieselbe unternimmt es, „nicht bloß der deutschen Lehrerschaft, sondern auch dem gesammten gebildeten Publicum und allen Freunden und Beförderern der Volks-erziehung und Volkswohlfahrt eine Reihe von Schriften zu bieten, welche eine gewählte pädagogische Bibliothek bilden und das Beste enthalten sollen, was in älterer und neuerer Zeit über häusliche wie öffentliche Erziehung und Volksunterricht gedacht und geschrieben worden ist und um seines bleibenden Werthes willen vollen Anspruch auf die Theilnahme der Gegenwart erheben darf.“ Die berühmtesten pädagogischen Werke der verschiedenen Zeiten sind aber nicht einfach wieder abgedruckt, „sondern vielmehr,“ wie das Programm lautet und bisher redlich durchgeführt ist, „durch Berichtigung falscher oder entstellter Texte, sowie durch erläuternde Einleitungen und Anmerkungen unter Berücksichtigung der bezüglichen Quellschriften und literarischen Hilfsmittel“ ganz besonders in ihrem Werthe erhöht und das Interesse für sie zu steigern versucht worden. Bis jetzt sind in freier Reihenfolge die Hauptschriften von Pestalozzi, Salzmann, Comenius, Montaigne, Francke, Rousseau erschienen und sollen demnächst ergänzt werden. Weiter sind in Aussicht genommen die von Kant, Campe, Winter, Lütke, Schleiermacher, Diesterweg, Moscherosch, Rochow, Herder, Flattich, Basedow, Fichte, und sollen dann noch andere nachfolgen. Jedes Heft und jeder Band sind einzeln käuflich. Refer. muß bekennen, daß von dem angekündigten Sammelwerke bis jetzt nach innerer und äußerer Ausstattung vorzügliche Sachen erschienen. Dieselben werden hoffentlich ein erneutes Quellen-Studium befördern helfen. Denn die epochemachenden Werke vergangener Zeiten müssen wieder mehr gelesen werden, statt daß nur theoretisch nach Pädagogen über sie nach- und abgeprochen wird. Wir wünschen dem Unternehmen den allerbesten Fortgang und wagen es ihm einen solchen vorauszusagen.

M.

F. G.

Redderhose, Karl Friedr., Leben und Schriften des M. Joh. Friedr. Flattich, weil. Pfarrer in Münchingen. — In

zwei Abtheilungen. 5. vermehrte Auflage (mit einem vollständigen Sachregister, dem Schattenriß und Facsimile Flattich's). — XV und 514 S. Heidelberg, Carl Winter. 1 thlr. 6 sgr.

Schon seit seiner 3. und 4. Auflage ist dieß Buch gewissermaßen ein Volksbuch und der Gegenstand seiner Schilderungen ein „Gemeingut des deutschen Erziehers und Lehrers“ — wenigstens des christlich-gesinnten, der Kirche nicht entfremdeten Erziehers und Lehrers — geworden. Der Verf. hat gerechte Ursache, mit Befriedigung und dankbarer Freude auf diesen Erfolg seines Werkes zurückzublicken. Schon allein Abth. I: „Flattich's Leben“ (S. 1—138) verdient es als lebensvolle, an interessantem Anekdoten-Material fast überreiche Charakterschilderung eines der originellsten unter den vielen geistlichen Originalen Württembergs (geb. 1713, † 1797), daß weitere Kreise, als etwa bloß theologische, ihr aufmerksame Beachtung oder vielmehr fleißiges Studium widmen. In Abth. II aber findet man, zunächst unter den Ueberschriften: „Hausregeln,“ „Vom Ehestand,“ „Unterschiedliche Gedanken,“ „Kurzer Entwurf, daß eine Mutter ihren Kindern den ersten Unterricht geben solle,“ besonders aber in den umfangreichen „Anmerkungen über das Informationswert“, Kap. 5, S. 182—354 (nebst mehreren ähnlich betitelten Zugaben: Kap. 6—9, S. 355—471), einen wahren Schatz der geiegensten pädagogischen Lebensweisheit und Erfahrung niedergelegt, dessen gewissenhafte Ausbeutung und Verwerthung im häuslichen Leben anders nicht als in hohem Grade segensvoll wird wirken können. Gerade daß unser Zeitalter gar manche dieser Flattich'schen Erziehungsregeln (u. a. Manches von dem, was er S. 465 ff. behufs Warnung vor geschlechtlichen Extravaganzen und deren Reizmitteln sagt) allzu herb und rigoros finden dürfte, macht sie aller Beachtung werth. Sie sind eine bittere aber heilsam kräftigende Arznei für das nur allzu sehr verweichlichte Geschlecht unserer Tage. — Auch die den Schluß des in diesem Bande Mitgetheilten bildenden „Anmerkungen über den Prediger Salomo“ (S. 471—514) verdienen als gehaltvolle, körnige und originelle Beiträge zur praktischen Schriftauslegung empfohlen zu werden.

Daß des Verfassers Schwiegersohn, Pfr. Hesselbacher, ein sorgfältig gearbeitetes Sachregister zu beiden Abtheilungen beigelegt hat, welches sich zugleich auch über den von Pfr. Schmann unter dem Titel „Pädagogische Lebensweisheit“ veröffentlichten Ergänzungsband zu dieser Redderhose'schen Biographie erstreckt, sei-

gert den Werth und erleichtert den Gebrauch des Werkes auf dankenswerthe Weise. Wir zweifeln nicht, daß dasselbe, neben so manchen schmachhaften Früchten, die bereits aus ihm als triebkräftigem Stamme erwachsen sind (und zu welchen u. a. das vor Kurzem in diesem Bl. empfohlene Schäfer'sche „Pädagogische System Plattichs“ gehört) noch lange seine Stelle nicht nur auf dem Büchertische, sondern auch in vieler Häuser und Herzen behaupten wird.

3.

Kießling, F. G., Moritz Ludwig Seyffert, ein Lebensbild. Berlin, 1873. Weidmann.

Ein Freund und Colleague Seyfferts hat in der vorliegenden Schrift uns ein Bild von dem Lebensgange eines Mannes entworfen, der um Schule und Wissenschaft sich die bleibendsten und anerkanntesten Verdienste erworben hat. In den Bildungsgang eines trefflichen Mannes einen genaueren Einblick zu thun, hat immer einen bedeutenden Reiz — und etwas sehr belehrendes. Wir wünschten namentlich daß jüngere Schulmänner angelegentlich der Lectüre guter Biographien thätiger Pädagogen sich hingeben wollten; sie würden für ihre eigene wissenschaftliche Thätigkeit und für die Ausübung ihres Berufes wesentliches gewinnen. Wenn das Leben eines Mannes von einem befreundeten Studiengenossen und langjährigen Collegen geschildert wird, wie es hier der Fall ist, so empfängt dadurch die Biographie einen um so größeren Werth, ein um so tieferes Interesse. Dr. K. war längere Zeit (von Oct. 1857—1872) Director des Joachimischen Gymnasiums, an dem Seyffert von 1846 bis 1871 als Professor eine allgemein anerkannte Thätigkeit entfaltet hatte. Beide Männer hatten in Halle unter Carl Reißig philologische Studien gemacht. Unter den Commilitonen Seyfferts befanden sich Gelehrte wie Fr. Müschl, dem die Schrift auch gewidmet ist, Ad. Stahl, Karl Ditsfurt, Büchner, Schöne, Fr. Haase, Hanow und andere, deren Namen in der Wissenschaft wohl bekannt sind. Nächst Nägelsbach und Krebs hat sich wohl kein Gelehrter so große Verdienste um die Betreibung lateinischer Stilistik erworben als Seyffert; seine Übungsbücher für die obersten Klassen der Gymnasien bieten reiche Fundstätten von den feinsten Beobachtungen des lateinischen Sprachgebrauchs. Daß aber Seyffert auch ein vorzüglicher Kenner des griechischen Alterthums war, beweisen seine Bearbeitungen des Sophocles und des Xenophon. S. wurde in Wittenberg den 19. März 1809 geboren, auf dem Gymnasium seiner Vater-

stadt, das unter der Leitung Franz Spigners in besonderem Ansehen stand, war er zu den academischen Studien außerordentlich tüchtig vorgebildet. In Halle machte er unter C. Reißig und Bernhardt seine Studien, 1830 übernahm er eine Lehrstelle am Gymnasium zu Nordhausen, dann war er von 1831 bis 1839 am K. Pädagogium in Halle thätig, folgte 1839 einem Rufe nach Brandenburg wo er bis zu seiner Versetzung nach Breslau 1846 sehr segensreich wirkte. 1871 ließ er sich wegen anhaltender Kränklichkeit pensioniren, siedelte nach Potsdam über, dort starb er am 8. Nov. 1872. Wir empfehlen die mit Einsicht und Liebe entworfene Biographie namentlich den deutschen Schulmännern und sind dem Schulrath Kießling für seine Gabe sehr dankbar.

G. R.

Böschstein, J., Johannes Buel, Diaconus, Schulinspector und Hofrath. Ein Lebensbild nach Briefen entworfen. Schaffhausen, 1872. Furter. 8 fgr.

Johannes Buel ist ein weniger bekannter Mann, der sich im vergangenen Jahrhundert und im Anfange des jetzigen wohl einige Verdienste um das Schulwesen seiner Heimath, der Schweiz, erworben hat, besonders als er Helfer in Hemishofen war; doch größeren Einfluß hat er nie erreicht. Es lag daher schon eine gewisse Schwierigkeit für den Verfasser seines Lebensbildes darin, daß er erst das Interesse für diesen Mann erwecken mußte. Wir geben nun gerne zu, daß manche ganz interessante Aussprüche in dem Büchlein erwähnt werden; indeß scheint es uns nicht, als ob es dem Verfasser gelungen wäre ein lebensvolles Bild zu zeichnen. Der Character Buels, seine Bestrebungen sind zu sehr verschleiert, als daß man sich eine klare Anschauung seiner Persönlichkeit bilden und für dieselbe besondere Hochachtung lernen könnte.

Uebrigens scheint es uns fraglich, ob das Festsetzen überhaupt noch andere Zwecke verfolgt, als Johannes Buel, dem Vorgänger des Verfassers, ein Denkmal pietätvollen Dankes zu setzen.

B.

R.

Biographien. Briefwechsel.

Briefwechsel und Tagebücher des Fürsten Hermann von Pückler-Muskau, herausgegeben von Ludmilla Assing. (Erster Band: Briefwechsel. Zweiter Band: Reisetagebücher und vermischte Aufsätze.) Hamburg, 1873. Hoffmann und Campe.

Die Zeit, wo die „Briefe eines Verstorbenen“ Aufsehn erregten und die noch bekannteren „Tutti frutti“ den literarischen Gaumen kitzelten, liegt einige Decennien hinter uns. Die Werke des Fürsten Büdler waren nicht classisch genug, um einen dauernden Platz in der Literatur zu beanspruchen. Ob bei solcher Lage der Dinge die nachträgliche Veröffentlichung seines Briefwechsels und vollends des Reisetagebuches von 1806 (einer von ihm selbst als unreif im Pulse gehaltenen Jugendarbeit) auf großen Erfolg rechnen dürfe, steht dahin. Die den ersten Band eröffnenden französischen Briefe dürften wohl von vielen Lesern überschlagen werden, und der ihn schließende Briefwechsel mit der Gräfin Ida Hahn-Hahn ist eine äußerst unerquickliche Lektüre; zwei emancipirte Genie's beräuchern einander und reiben sich einander in unaufhörlichem Wechsel oder vielmehr in stetem Ueineinander beider Thätigkeiten; hinter den Sammtspöckel der Schmeichelei schauen überall die Krallen der Eitelkeit hervor. Allein der Herausgabe werth scheint uns der mittlere Bestandtheil des ersten Bandes: der Briefwechsel mit Bettina; dieser hat ein hohes — pathologisches — Interesse. Dem sich seiner Eitelkeit mit Koketterie selbst anklagenden, durch und durch eiskalten fürstlichen Roué gegenüber erscheint die aufrichtig eitle, sich selbst belügende und Andre täuschende Bettina immerhin noch in einem sehr liebenswürdigen Lichte; aber es würde fast komisch wirken, wenn es nicht so tragisch wäre, wie jede dieser beiden Persönlichkeiten mit hellsehendem Scharfblick die Fehler und tiefen Seelenschäden der andern sieht und nur die eignen nicht! Das ist ein stetes gegenseitiges Bußpredigen ohne allen Erfolg. Natürlich sind die bitteren Pillen mit dem Zucker der feinsten Artigkeiten kandirt. Der Fürst erklärt Bettinen mit Recht, daß sie stets und mit allem und in allem nur spiele, und daß auch er nur ihr Spielzeug sei — sie versichert ihn fortwährend ihres heiligsten Ernstes. Sie führt dem Fürsten seine Eitelkeit und egoistische Eiskälte zu Gemüth; sie hält ihm Ermahnungen, daß er die ungeheuren Summen, die sein Paß ihm koste, lieber auf Menschenwohl verwenden solle; den ersten Streich parirt er mit der Versicherung, daß er sehr eitel sei; über den zweiten schweigt er in sichtlicher Verstimmung. Dann wieder sucht sie ihn von seinem Pantheismus zum geistreichen Christenthum Schleiermachers zu bekehren, und wechselt hierüber viele Briefe mit ihm; zuerst erklärt er Schleiermacher unbedenkens für einen „Paffen“; dann scheint dem consequenten Pantheisten der inconsequente und verhüllte Pantheismus

Schleiermachers nicht ganz übel einzuleuchten; aber da es eben nur das pantheistische, nicht das christliche Element in Schl.'s Theologie ist, welches ihn anzieht, so führt die Sache zu nichts; der Fürst argwöhnt, Bettinas Bekehrungsversuch habe keinen andern Zweck, als mit der Bekehrung, wenn sie gelungen, vor dem Theologen zu prahlen, und sie — läßt bald nach Schl.'s Tod ihr Bekehrungswerk fallen. Einmal kam es zum förmlichen Bruch zwischen ihr und dem Fürsten, wobei sie (nach der Versicherung der Herausgeberin, deren Richtigkeit wir nicht kontroliren können) bei einem Besuch in Muskau sich aufdringlich und tactlos benommen haben soll, wobei aber der Fürst seinerseits (den die Herausgeberin ganz entschuldigen will) unbedingt herzlos und unartig sich benommen hat. Und dennoch knüpfte sie, nach ihrer gewohnten Weise, sich an jeden großen oder für groß geltenden Mann wie eine Klette anzuhängen, um einen Theil seines Glanzes auf sich zu ziehen, den Briefwechsel wieder an! — „Geist! Geist!“ davon hallt es in diesem Briefwechsel wieder, aber was ist es für ein Geist? — Das Reisetagebuch von 1809 im zweiten Bande ist, selbst mit dem Maßstab einer gewöhnlichen Reisebeschreibung gemessen, sehr unbedeutend. Es hat die Form von Briefen an einen Freund. Die stabile Schlussformel dieser Briefe: eine Entschuldigung, ihn etwa gelangweilt zu haben, und eine Bitte um baldige Antwort, macht einen schülerhaften — die, S. 82 ausgesprochene „Gewissheit“, daß mit dem Tode alles aus sei, einen widerlichen Eindruck. Die Beschreibung der besuchten Städte und Gegenden ist oberflächlich, zeugt von keinem gründlichen Wissen, und hin und wieder finden sich grobe Unrichtigkeiten. Anstatt: „ich habe ein Gericht Fische bestellt“ sagt der Wiener nicht: „angepfriesmt“ (wie es der Fürst gehört haben will) sondern „angefremmt“; es ist das gute althochdeutsche Wort fremman, herbeischaffen, das sich ebenso auch im fränkischen Dialekt erhalten hat. Auch nennt der Wiener den Hindebraten nicht „Roßbraten“, sondern spricht nur die erste Silbe von „Roostbraten“ kurz. Die Citadelle von Schaffhausen heißt nicht „Munnath“, sondern „Munot“ (aus munimentum). S. 24 rechnet der junge Fürst die Muscheln und Schnecken zu den Mineralien, und S. 152 belehrt er die Welt, daß die johanneische Lehre vom „Logader“ aus dem Neoplatonismus stamme (!) welcher doch erst nach dem Tode des Ammonius Sakkas, um 270, an's Licht der Deffentlichkeit trat. — Der Fürst hat diese Jugendarbeit mit gutem Grunde unedirt gelassen; die Pietät hätte Ludmilla Assing gleiches Ver-

fahren zur Pflicht machen sollen. — Dagegen ließt sich die kleine Thüringer Reise von 1845 recht gut, und auch die Aufsätze: „Vom Bosphorus“ (womit der Bosphorus gemeint ist) enthalten viel Interessantes.

A. E.

von Helfert, J. Alex. Freiherr, Maria Louise, Erzherzogin von Oesterreich, Kaiserin der Franzosen. Mit Benutzung von Briefen an ihre Eltern und von Schriftstücken des k. k. Hof- und Staatsarchivs. Mit zwei Bildern und zwei Facsimile's. Wien, 1873. Braumüller. 4 Thlr.

Es ist eine Tragödie im großartigsten Stil, die in diesem vortrefflichen, mit meisterhafter Kritik und mit Geschmacl gearbeiteteten Werke sich vor unsern Augen abspielt. Die durch und durch kindliche, von der innigsten Liebe zu ihrem Vater erfüllte, von gerechtem Abscheu und Haß gegen den kalten Eroberer glühende Prinzessin wird, nachdem Oesterreich zu Boden getreten ist, von ihrem Vater als Opfer — man kann nicht einmal sagen: verhandelt; denn nicht das geringste Zugeständniß ward durch ihre Vermählung mit Napoleon erworben: es war nur die Furcht vor neuen Schlägen, die zu solchem Opferakt bewegen konnte. Ihr Gehorsam blieb nicht ohne Segen; daß Napoleon von aufrichtiger Liebe gegen sie ergriffen wurde, und auch ihr Herz gewann, und daß sie sehr glücklich in der Ehe mit ihm war, finden wir urkundlich bezeugt; ja wir müssen sagen: das Verhalten Napoleon's gegen Marie Louise ist ein heller Lichtpunkt in dem finstern Charakterbilde dieses Mannes; denn auch noch, als Kaiser Franz sein Feind geworden, als die Allirten in Frankreich und vor und in Paris standen, als jede Hoffnung dahin war, auch da noch ließ es Napoleon ihr nicht nur nicht entgelten, sondern sorgte mit einem wirklich rührenden Bartsinn dafür, die Unglückschläge, als sie sich nicht mehr verbergen ließen, so schonend als möglich zu ihrer Kenntniß zu bringen — während ihr Vater trotz flehentlichster Briefe der Tochter, lange Zeit sich um sie gar nicht bekümmerte. Und nun wurde sie mit kalter List von ihrem Gemahl getrennt gehalten und nach Wien gebracht, und sollte nun wieder eine deutsche Erzherzogin sein und als solche sich fühlen. Vier Jahre sollte sie aus ihrem Leben streichen, als wäre nichts geschehen, als schriebe man noch 1810. Aber — und das ist das Tieftragische — sie war treue Gattin und Mutter, und als solche

war sie Französin geworden mit Leib und Seele, und daß sie dies nicht verleugnete, gereicht ihr nur zur Ehre. Was ihr 1810 als Unglück erschienen war, das empfand sie 1814 als ein verlorenes Glück. In Wien nahm man ihr das übel. — Hier bricht das Werk ab, und das bebauern wir. Möchte der Vf. doch dies Lebensbild uns in seinem weiteren Verlaufe entrollen, der zwar nicht politisch aber psychologisch gewiß ebenso interessant ist, als das Mitgetheilte. — Die scharfe und besonnene Kritik, welche der Vf. bei der Abwägung widersprechender Memoirennachrichten und Anekdoten (namentlich in den beigegebenen Anmerkungen) und bei der Werthung der Urkunden anwendet, bedarf unseres Lobes nicht. Sehr dankenswerth ist die genaue, aktenmäßige Darstellung alles dessen, was sich auf die kirchliche Gültigkeit oder Ungültigkeit der ersten und zweiten Ehe bezieht. Es geht daraus hervor, daß, nach strengem kanonischem Rechte gemessen, die Ehe mit Maria Louise keine gültige war, und auch Kaiser Franz mußte — oder konnte das einsehen. — In der Orthographie des Vf. ist uns die Seltsamkeit aufgefallen, daß er statt „daß“ immer „daß“ schreibt. Die Schreibart „Ross, Process“ sowie „Bildnis“ hat einen guten Sinn, weil hier das (doppelte und einfache) s der ursprüngliche Stammbuchstabe ist; zur Wiedergabe des alten z hingegen (wie in daz, mazo, fuoz) ist das ß der allein richtige Buchstabe. Der Verf. verzeihe uns diese Krittellei, aber es ist zu besorgen, daß die unrichtige Schreibart (Füsse, Grüsse i. Füsse, Grüße) auch einen Verderb der Sprache selbst, nämlich ein Kurz-aussprechen langer Vokale, zur Folge haben werde, was bei der Vokalarmuth unsrer Sprache doppelt zu beklagen wäre.

A. E.

Eichwald, Karl, Johann Smidt, Bürgermeister von Bremen. Kurze Schilderung seines Lebens und Wirkens dem Volke dargeboten zu Smidt's hundertjährigem Geburtstage. 16. 26 S. Bremen, 1873. Karl Tannen.

Das Büchlein giebt in kurzen, fast zu kurzen, aber markirenden Zügen das Lebensbild eines echten deutschen Mannes. Johann S., Sohn eines Predigers in Bremen, geb. am 5. Nov. 1773, studirte in Jena Theologie, ließ sich in Zürich zum Prediger ordiniren und wurde im Jahre 1797 Professor in der philos. Facultät des Gymnasii illustris seiner Vaterstadt. Als solcher hielt er Vorlesungen über populär-wissenschaftliche Gegenstände, beschäftigte sich viel mit Politik und begründete

1799 das „Hanseatische Magazin“, von welchem bis 1804 sechs Bände erschienen. Verf. giebt eine Probe seiner Denk- und Schreibweise, und wir erhalten daraus den Eindruck, daß S. nichts Angelegentlicher sich vorgenommen hatte, als echten Bürgerstimm zu pflegen, „der“, so lauten S.'s eigene Worte, „als der lebende Geist den todten Buchstaben lebendig und kräftig erhalten muß“. Im Jahre 1800 wurde S. in den Rath gewählt. Als dann das deutsche Reich zusammenbrach, war er es besonders, der für Bremen zu retten suchte, was zu retten war. Am 5. Nov. 1813, als Bremen durch die ersten fliegenden Corps der Allirten von den französischen Truppen befreit war, proclamirten unter seinem Einfluß Senat und Bürgerschaft „die Herstellung der bremischen Selbstständigkeit in unauflöslicher Verbindung mit Deutschland.“ Die bremischen Truppen schlossen sich den Allirten an, und S. selbst zog mit dem Hauptquartier nach Paris, wohnte dann dem Wiener Congresse und war von 1816—1857 (7. Mai desselben Jahres †) Gesandter seiner Vaterstadt beim Bundestage, seit 1821 auch Bürgermeister. Er löste den Eisfletther Zoll ab, wonach man 200 Jahre vergeblich gestrebt hatte: Seine folgenreichste That für Bremen und den ganzen Welthandel ist die Gründung Bremerhavens. Als ihm am 5. Nov. 1860 die dankbaren Mitbürger ein Denkmal im großen Saale des Rathhauses setzten, pries auch der Festredner, Bürgermeister Duckwig, „wie der Mann, den die Mächtigen der Erde ehrten, in seinem Familientreffe das Muster aller häuslichen Tugenden war“.

M.

F. G.

von Busse, Karl Heinrich, Herzog Magnus, König von Livland. Ein fürstliches Lebensbild aus dem 16. Jahrhundert. Aus dessen nachgelassenen Papieren herausgegeben von Julius Freiherr v. Böhlen, gr. 8. S. XVI und 160. Leipzig, 1871. Duncker und Humblot. 1 thlr.

Magnus, der zweite Sohn des Königs Christian III. von Dänemark, geboren am 7. September 1540, gestorben erst 42 Jahre alt am 18. März 1583, welcher mit dem jugendlichen Feuer für glänzende Entwürfe die gewinnenden Eigenschaften milder Leutseligkeit und einer Freigebigkeit verband, die bis zur Verschwendung gehen konnte, erhielt 1560 das zu Esthland gehörige Bisthum Desel und 1570 von dem russischen Czaren den Titel

eines Königs von Livland. Sein durch eigenthümliche Verwicklungen ausgezeichnetes Leben verlief wie das so vieler Fürsten während des sechszehnten Jahrhunderts unter beständigen Kämpfen wegen Behauptung der kleinen Territorialherrschaft. Er war weder eine glänzende noch in das Getriebe der Weltgeschichte nachhaltig eingreifende Erscheinung, benahm sich aber als mannhafter Fürst in den Kämpfen um sein Gebiet, mußte aber doch der Macht des Czaren Ivan IV. unterliegen. — Das vorstehend genannte Lebensbild bietet aber doch mehr culturhistorisch interessante Seiten als eigentlich biographischen Inhalt, da der am 9. Mai 1860 verstorbene Verfasser aus verschiedenartigen oft sehr entlegenen Quellen das Material und vorwiegend sachlich beachtenswerthe Notizen mit großem Fleiß gewonnen hat. Die Schrift wird daher für alle diejenigen nicht ohne Interesse sein, welche die culturhistorische Entwicklung der russischen Ostseeprovinzen einige hundert Jahre zurück verfolgen wollen. Rdlff.

Staats- und Kirchenrecht. Kirchenpolitik.

Eck, Dr. C., Die neue deutsche Civilproceß-Ordnung. 38 S. (Heft 26 der „deutschen Zeit- und Streit-Fragen.“) Berlin, 1873. Carl Habel. 10 sgr.

Der Inhalt dieser Broschüre ist für jeden Nichtjuristen, der literarisches Interesse hat, verständlich, derselbe ist auch in seiner ersten Erscheinungsform als „Vortrag“ im letzten Winter einer überwiegend aus Nichtjuristen bestehenden Zuhörerschaft vorgelegt worden. Dr. Eck weist an dem Stand der Rechtsgeschichte nach, wie traurig es mit dem Civilproceß in Deutschland aussieht. „Preußen allein zerfällt in sechs verschiedene Proceßrechtsgebiete.“ Wenn eine materiell gleichartige Rechtsache mit denselben Beweismitteln in diesen verschiedenen Gebieten in sechs einzelnen Fällen zum Austrag kommt, so kann sich leicht ein Ergebniß herausstellen, das einen Commentar bilden mag zu dem Sprichwort, daß das Recht eine wächserne Nase hat. Im Proceß des einen Landes wird die Nase so, im andern Land anders gedreht. Die spezifisch technischen Gesichtspunkte faßt der Verf. natürlich nicht ins Auge; er hält sich an die auch dem Laien zugänglichen „Grundsätze der Logik, der Kirchenpolitik und der praktischen Erfahrung“ und empfiehlt in dieser Beziehung den Entwurf

des neuen deutschen Civilprocesses als einen großen Fortschritt in unserer Rechtsentwicklung. Wer nur ein wenig Erfahrung hat bezüglich dessen, was man einen „Proceß haben“, einen „Proceß verlieren“ heißt, wird dem Verf. zustimmen, wenn er den Uebergang von einem schriftlichen Proceß zum mündlichen, von den festen Beweisregeln zur freien Beweisprüfung — letztere ist im Strafproceß schon vorhanden — von der peinlichen Behandlung der Schadensersatzansprüche zu einer freieren Stellung des Richters, als entschiedenen Fortschritt zum Besseren betrachtet. Den Fortschritt vom heimlichen Verfahren zum öffentlichen betont der Verf. nicht besonders, wohl darum nicht, weil das Publikum, die Nichtbetheiligten, von dieser Oeffentlichkeit sehr wenig Gebrauch machen werden. Nur das, was der Verf. über die Abschaffung der Appellation sagt, kann Ref. nicht als zutreffend anerkennen. Wenn auch statistisch nachgewiesen ist, daß unter 100 Fällen 2 mit einem begründeten Angriff gegen das erstinstanzliche Urtheil vorgegangen sind, so steht allerdings fest, daß die höhere Instanz in 98 Fällen dasselbe geurtheilt hat wie die unterste Instanz, daß also der Rechtspruch geblieben ist, gerade in den 2 Fällen aber wäre ohne Appellation ein Unrechtspruch erfolgt. Die Richter sind fallibel, ebenso fallibel als alle anderen Beamten, warum soll man ihre Urtheile ohne weiteres für infallibel halten.

O. K.

Thompson, Dr. theol. und jur. Joseph P., Kirche und Staat in den Vereinigten Staaten von Amerika, — X und 163 S. Berlin, Bernhard Simon.

Dieses Büchlein verdankt seine Entstehung theils dem persönlichen Wunsche des Verfassers, durch Mittheilungen über das seitens seines Heimathlandes bei der Lösung großer socialer und kirchlichpolitischer Probleme. Erfahrene uns Deutschen einige Winke über die richtige Behandlung eben dieser Probleme an die Hand zu geben, theils der seitens „eines Kreises gelehrter Gläubiger und patriotischer Deutscher“ (wohl in Berlin, vgl. S. 155) an ihn ergangenen Aufforderung, den Inhalt gewisser auf eben jenen Gegenstand bezüglicher Vorträge, die er vor einiger Zeit in seiner Mitte gehalten, zum Besten weiterer Kreise zu veröffentlichen. Für Verdeutschung des englisch geschriebenen und inzwischen bei Osgood & Cie. in Boston erschienen Werckens hat der dem

Verf. befreundete Dr. Curtz in Berlin Sorge getragen.

Was das Schriftchen über das Verhältniß von Kirche und Staat in Nordamerika lehrt, ist durchgängig sehr dankenswerther Art und zeugt von einem nicht geringen Reichtum gewichtiger Kenntnisse und Erfahrungen, wie man sie bei einem gefeierten Prediger, dem Vorsteher einer der angesehensten und frequentesten Kirchen New-Yorks (der congregationalistischen Broadway-Tabernacle-Church, an welcher er laut S. 91 seit einem Vierteljahrhundert wirkt) nicht anders erwarten kann. Die von demselben eingenommene Stellung zur damaligen Kirchenpolitik der deutschen kaiserlichen Regierung ist eine im Wesentlichen sympathische, die gegenüber dem Papstthum und papistischen Clerus ergriffenen Maßregeln gutheißende. Er sucht zu zeigen, daß der Grundsatz unbedingter Trennung der Kirche vom Staate und völliger Religionsfreiheit, wie er in den Vereinigten Staaten gelte, doch keinerlei Uebergriffe der römisch-clerikalen Partei, kraft deren etwa eine Erhebung der Autorität der Kirche über die des Staates versucht werden könnte, aufkommen lassen dürfe. Gegenüber den dahin abzielenden Bestrebungen des amerikanischen Ultramontanismus bemerkt er: „Jetzt ist das amerikanische Volk noch langmüthig; es hat sich zu sehr an die Politik des *laissez-faire* gewöhnt. Gleich Mr. Micawber (in Dickens' „D. Copperfield“) liebt es, „auf etwas zu warten, was einen Umschlag bringt,“ und läßt die Dinge ihren Gang gehen. So vermögen denn die unheilsinnenden Ränkeschmiede noch eine Zeitlang ihren Weg zu verfolgen. „Sobald jedoch“ — — — etwas gegen die Regierung unternommen wird und die Fundamente der öffentlichen Ordnung gestört werden: dann werden dieselben Männer, die bisher so sorglos in Staatsgeschäften waren, alle Privatsachen bei Seite legen und die Dinge in ihre eigne Hand nehmen mit kühner Energie und mit einer Zähigkeit des Willens, der nichts widerstehen kann. So wurde die Sklaverei vernichtet, so wurde der Tammany-Ring in New-York gebrochen, und so wird der Romanismus in der Politik zu Boden getreten werden. . . . Deutschland und Italien brauchen in dem Kampfe für die Unabhängigkeit des Staates von kirchlicher Herrschaft nicht zu fürchten, daß die Lehre von der päpstlichen Oberherrlichkeit sich in den Verein. Staaten hinter der Unabhängigkeit der Kirche verschaukeln dürfe. . . . Hinter der Constitution steht ein Volk, hinter der Union ein nationales Leben; und Passenrante würden vergebens suchen, das eine zu verführen und

das andere zu zerstören. So wenig wird es dem Papste gelingen, Amerika zu romanisiren, als Deutschland zu revolutioniren.“ (S. 139 f. 142. 145 f.)

Beherzigenswerth, gleich diesen energischen antirömischen Kundgebungen, sind übrigens auch des Verf.'s wiederholte Hinweisungen darauf, daß die völlige Trennung der Kirche vom Staat, wie sie in Nordamerika durchgeführt ist, keineswegs auf der Basis irreligiöser oder gar religionsfeindlicher Gesinnungen der großen Wahrheit der Bevölkerung begründet sei. „In den Vereinigten Staaten gilt es als respectabel, religiös zu sein, und in kleineren Gemeinden ist regelmäßiger Kirchenbesuch auf die gesellschaftliche Stellung von Einfluß“ „Die amerikanische Gesellschaft ist durchdrungen von einer tiefen Verehrung der Religion; es gilt als achtungswerth, fromm zu sein oder wenigstens Respect vor der Religion zu zeigen. Die wohlhabenden und gebildeten Classen besuchen regelmäßig die Kirche, und die leitenden Männer sind meistens auch Mitglieder einer Church, Communicanten. Daher wird die Sitte, die Sessionen des Congresses und der Staatslegislaturen mit Gebet zu eröffnen, für die Armee und Flotte Capläne anzustellen und von Staatswegen Thantsgivings = Tage und Fasttage einzulegen, von der öffentlichen Meinung vollkommen gebilligt, und man hält dieß nicht für einen Uebergriß des Staates in die Domäne der Religionsfreiheit“ (S. 111, vgl. S. 94 f.). Auch aus dem Gebiete der freien Wohlthätigkeit und Opferwilligkeit, von welchen alle Religiosität und Kirchlichkeit dort getragen wird, macht er mehr als Eine interessante, für uns deutsche Evangelische heilsam aneifernde Mittheilung. So was er S. 90 ff. über die fast unglaubliche Höhe der Summen sagt, womit zahlreiche Mitglieder verschiedener New-Yorker Kirchen sich selbst im Interesse kirchlicher Zwecke besteuern (durch Entrichtung von 2—3000 Dollars für Einen reservirten Kirchenstuhl, durch sonstige freiwillige Subscription im Verlauf von Tausenden, durch großartige Geldgeschenke an Geistliche u. s. f.). Beschämender freilich, als solche Thatfachen, die immerhin noch eine verschiedene Beurtheilung zulassen (und bezüglich deren der Verf. selbst u. a. bemerkt, daß dieses System eigentlich „zur Ausschließung der Armen“ von der Kirche führe, S. 93), erscheint der Umstand, daß der Verf. wiederholt die in Amerika ansässigen Deutschen als das vorzugsweise religionsfeindliche und auch in moralischer Beziehung (wo freilich die Irländer ihnen noch nachstehen) keineswegs ganz vorwurfsfreie Element der Bevölkerung zu bezeichnen genöthigt

ist, so deutschfreundlich auch seine Gesinnung im Allgemeinen genannt werden mag (s. bes. S. 119 ff.). — Von besonderem Interesse ist auch, was er S. 85 f. Statistisches über das Verhältniß der Communikantenzahl der protestantischen Denominationen zur Zahl ihrer Kirchen (Kirchengemeinden) und zur Stärke ihrer Congregationen im Ganzen, d. h. ihrer aus sämmtlichen eingeschriebenen Mitgliedern oder Kirchenbesuchern gebildeten Genossenschaften mittheilt. Er schlägt hier die Totalsumme aller protestantischen Kirchen der Ver. Staaten auf 68000, die aller Communikanten auf etwa 6 Millionen, die aller Congregations-Mitglieder auf ungefähr 15 Millionen, endlich die der gesammten protestantischen Bevölkerung auf mehr als 30 Millionen an. — Der gesammte Inhalt des Büchleins wird ohne Zweifel in weiteren Kreisen unseres Vaterlandes Interesse erregen und hoffentlich manche heilsame Anregung von sich ausgehen lassen, und zwar das wohl um so mehr, da der Verf. in seinem Vorwort auf hochgestellte und einflußreiche Kirchen- und Staatsbeamte unsres Reichs als bei Veröffentlichung dieser seiner Mittheilungen interessiert, ja indirect mitbetheiligt hinzuweisen in der Lage ist.

Zur Literatur über die neuesten preussischen Kirchengesetze.

1. Höinghaus, R., Die neuen Kirchengesetze in Preußen, nebst den vollständigen amtlichen Motiven und Commissionsberichten und darauf bezüglichen Reden der Minister im authentischen Wortlaut herausgegeben. 168 S. Berlin, Gust. Hempel 15 sgr.
2. Oesfeld, M. von, Die kirchenpolitischen Reformgesetze Preußens vom 11., 12., 13. u. 14. Mai 1873. Aus den früheren Gesetzesbestimmungen, den amtlichen Motiven und den Landtagsversammlungen erläutert und ergänzt. Mit ausführlichem alphabetischen Sachregister. 151 S. Breslau, J. U. Kern's Verlag (Max Müller). 24 sgr.

Nr. 1 gewährt vermöge seiner Einschränkung auf officiële Urkunden oder Äußerungen amtlicher Acte, wie die Reden der Minister bei den Landtagsverhandlungen, den Eindruck größtmöglicher Objectivität und verdient daher dem, der zunächst nur den Inhalt und die amtlich beigelegten Erläuterungen der neuen Kirchengesetzgebung zu lernen und zu besitzen

wünscht, vorzugsweise empfohlen zu werden. Die Reihenfolge der darin mitgetheilten Geseze ist diese: a) Abänderung der Art. 15 und 18 der Verfassungsurkunde (nebst Motiven); b) Gesetz über den Austritt aus der Kirche; c) Gesetz über die Grenzen des Rechts zum Gebrauche kirchlicher Straf- und Zuchtmittel; d) Gesetz über die kirchliche Disciplinargewalt und die Errichtung des Königl. Gerichts- hofs für kirchliche Angelegenheiten; e) Gesetz über die Vorbildung und Anstellung der Geist- lichen.

In Nr. 2 wird, abgesehen von der auch hier (in einer „Vorbemerkung“, S. 1—18) vorangestellten Notiz über die Abänderung von § 15 und 18 der Verfassungsurkunde, eine andere Anordnung eingehalten. Das Gesetz über die Vorbildung und Anstellung der Geist- lichen steht hier voran, dann folgt das über kirchliche Disciplinargewalt, dann das über den Gebrauch kirchlicher Zucht- und Strafmittel, endlich das über den Austritt aus der Kirche; die Reihenfolge ist also hier dieselbe, wie die in welcher die Geseze von 11.—14. Mai d. J. zur endgiltigen Festhaltung im Landtage gelangten. — Die beigelegten Erläuterungen beschränken sich hier nicht auf Auszüge aus amtlichen Kundgebungen; sie tragen vielmehr größtentheils den Charakter von kirchenrechtlichen Deductionen und subjectiven apologetischen Betrachtungen des Verfassers. Sie und da sind diese Betrachtungen in dem Grade subjectiver und individueller Art, daß der kirchl.-politische Standpunkt des Verfassers deutlich genug in ihnen hervortritt; und daß dieser kein anderer ist, als der bekannte radicale des Protestantenvereins, kann u. a. daraus entnommen werden, daß hie und da in den unter dem Texte beigebrachten Literaturangaben auch Parteischriften der einseitigsten Art, z. B. auf S. 19 sogar Hanne's „Kirche im neuen Reiche“ (!) angeführt werden. — Uebrigens bieten die Erläuterungen des Verf.s auch manches Nützliche, z. B. S. 70 ff. im Anschlusse an das Vorbildungs- und Anstellungsgesetz eine tabellarische „Uebersicht über die in den Diöcesen des preussischen Staates vorhandenen katholischen Priester-, Clerikal- = Seminare, Convente und Knaben- = Seminare“, S. 132 die Denkschrift des Oberkirchenraths mit dessen kritischen Bemerkungen über die Kirchengesetz-Entwürfe; S. 147 ein recht nützliches Sachregister, das die Orientirung über die einzelnen in den Kirchengesetzen behandelten Materien wesentlich zu erleichtern dient.

Die lutherische Kirche des Großherzogthums Hessen im 19. Jahrhundert.

Ein Schlußwort, ihren Freunden zum Schutz, ihren Feinden zum Trutz. 218 S. Frankfurt, 1873. Zimmer.

Ein „Schlußwort“ ist vorliegende Schrift genannt, weil sie das letzte Wort von luth. Seite ist in dem Kampf um Recht und Existenz der luth. Kirche in Hessen gegen die vordringende bekennnißlose Union, wie sie Prof. Dr. Köhler in zwei Broschüren geltend macht. Es waren die Pfarrer Dieffenbach und Schloffer, welche seither mit ihren Namen einstanden in diesem Streite; da aber beide z. Z. verhindert waren, auch den letzten Angriff der bekennnißlosen Union durch eine Broschüre abzuwehren, so hat ein treuer Freund und Gesinnungsgenosse, dessen Hülfe und Rath ihnen seither schon nicht fehlte, den Kampf aufgenommen, ohne übrigens seinen Namen zu nennen, da es ja nur um die Sache sich handelt. Seine Schrift ist aber keineswegs nur eine Streitschrift, sondern in erster Linie eine ganz objectiv gehaltene geschichtliche Darstellung der Entwicklung unserer luth. Kirche in Hessen seit dem Anfang dieses Jahrhunderts. Die einzelnen Rechtsacte und Rechtsverhältnisse werden genau besprochen; Erörterungen über die Verfassung, die Bekenntnisse, den Katechismus, die Agende, den Altar, die Schulen und das Kirchenbuch fehlen nicht. Die rechtliche Geltung der luth. Kirche wird so unzweifelhaft festgestellt. Hieran schließt sich eine eben so genaue wie actenmäßige Geschichte der Union in Hessen und endlich eine Darstellung der landeskirchlichen Verhältnisse, wie sie seit 1832 geworden sind. Der Leser bekommt demnach einen klaren, sicheren Ueberblick über die wirkliche kirchliche Rechtslage in Hessen. Das Phantasiestück des Prof. Köhler, die factische Union, löst sich allerdings hierbei in Dunst und Nebel auf. Das wird jeder unbefangene Leser erkennen, — die besangenen Gegner aber werden nach wie vor ihre Einbildungen als geschichtliche Wahrheit darstellen. Das genannte Buch dürfte auch in weiteren Kreisen Interesse erwecken und sei hiermit bestens empfohlen. D.

Käbiger, Prof. Dr., Ueber die Bekenntnißfrage. Rede auf dem 6. Protestantentage zu Osnabrück gehalten. 36 S. Berlin, Henschel. 5 sgr.

In verständiger Form und ohne Schimpereien das alte Lied vom Dogmatismus, der ein „Abfall vom ursprünglichen Wesen des Christenthums“, „eine der furchtbarsten und verderblichsten Verirrungen des christlichen

Geistes" genannt wird! Der Herr Professor und seine Genossen nennen eben das „Wesen des Christenthums" das, was sie dafür halten, ihre engen und flachen rationalistischen Meinungen; wir aber können darin nichts weniger als christliche Tiefe und heilige Fülle erkennen und unmöglich in Christo den Anfänger des Protestantismus sehen. Der Verf. gibt uns von seinem Standpunkte aus einen Ueberblick über die gesammte Kirchengeschichte, für das ernste Ringen der Geister aber und die ewige Wahrheit hat er wenig Verständniß. In allen Verirrungen ist der „Dogmatismus" Schuld und die kirchlichen Bekenntnisse sind nichts als „Dogmatismus." Nächst der kath. Kirche findet natürlich die luth. am wenigsten Gnade vor den Augen des Redners. Derselbe bekennt sich zwar mit warmen Worten zu Jesus Christus unserm Herrn und Meister, als dem „gottgesandten Mittler, dessen Wort und Werk der Grund ist, auf dem seine Kirche ruht" &c., — aber wie er das sagt und was ihm Christus eigentlich ist, darüber läßt er uns schließlich doch im Unklaren. Es ist und bleibt doch am Ende ein Versteckspielen mit Worten. Wir möchten gern eine runde, klare Antwort auf die Frage: „Wie dünket euch um Christo?" — Was die Kirche darauf antwortet, ist dem Verf. „Dogmatismus". Was der Verf. darauf sagt, sind Worte, bei denen man sich Mancherlei denken kann. Scharfe, volle Klarheit wollen wir. „Wie dünket euch um Christo?" — D.

Grane, G., Superint. und Oberpfarrer in Jena, **Die kirchliche Lehrfreiheit.** Ein Beitrag zur Klärung und Lösung der kirchl. Streitfragen der Gegenwart. Jena, 1873. Ed. Frommann.

Die Brochüre ist Hase in Jena gewidmet. Das Wort Luthers, welches Hase seinem Huterus redivivus zum Motto gab, mag sie darum kennzeichnen. „Es will jedermann im Luthen feil stehen, nicht daß er Christum oder sein Geheimniß wolle offenbaren, sondern sein eigen Geheimniß und schöne Gedanken, die er über Christi Geheimniß hält, nicht will umsonst gehabt haben, damit er hoffet, auch die Teufel zu bekehren, so er er doch nie eine Mücke bekehrt hat oder bekehren kann, wo nicht das Verkehren das erste drin würde." Das Verkehren ist die starke Seite des Schriftstellers. Wir bieten zwar dem Leserkreis des Anzeigers nicht gern den belachenswerthen Anblick, daß, um mit Kant zu reden, einer den Voch meißt, der andere das Sieb unterhält; aber einige absonderliche Verkehrtheiten seiner Brochüre

müssen wir doch in unserm kritischen Sacke schütteln, schon damit man die Logik des Protestantismus und seine Wissenschaftlichkeit würdigen lernt. Das Ideal der römischen Kirche — werden wir zu Anfang gelehrt — „ist die volle Einheit in der Lehre". Die Reformation dagegen hat sich nicht etwa auf eine andere äußere Autorität, auch nicht auf die der Bibel, sondern auf das, was nach Ueberzeugung der Reformation als das wahre Evangelium in der Bibel bezeugt war, gestützt. Damit wiederholt der Verf., der doch ächter Protestant sein will, den schwersten Vorwurf, welchen die Römischen gegen uns vorbringen; „der Protestantismus ist Kostrennung von der gnadenreichen göttlichen Objectivität, und Selbsthingabe an die aller Gnaden baare menschliche Subjectivität." Ein Schafskopf war jener Bischof, welcher meinte: die Evangelischen saßen mitten in der Schrift; die Römischen aber draußen. Die saßen ja, statt in der Einen Lehre der Apostel, in dem Einen Glauben, Eph. 4, in ihren subjectiven Meinungen. Solche subjective Meinungen — meint der Verf. — kamen natürlich in der reformatorischen Kirchengemeinschaft viele auf. So entstand die Frage, ob dieselbe sich auch öffentlich geltend machen dürfte, die Frage nach der Lehrfreiheit, deren Lösung in der heutigen Zeit dringend geworden, wie der Fall des mißhandelten Sydow beweist. Aber auch die kirchl. Noth erfordert dies. Ohne Lehrfreiheit ist keine Reform der Kirche möglich; nur durch die Reform kann die Kirche aber zu neuem Ansehen und Einfluß gelangen. (S. 5). Gewiß haben den Herrn Verf. die Erfahrungen in den Ländern, in welchen die Lehrfreiheit blüht, in Baden, oder der Pfalz zu dieser Erkenntniß gebracht! Für die Lehrfreiheit macht der Verf. alldann geltend, daß heutzutage kaum ein einziger Theologe orthodox sei. Die eingehenden Studien der modernen Weltanschauung haben den Herrn Superintendenden wohl gehindert sich eingehender über die Frage zu verständigern, ob denn Alles, was einem Satz der symbol. Bücher widerspricht, schon heterodox ist. Einem sonderbaren Geständniß begegnen wir in den Untersuchungen über das Wesen der Religion, Untersuchungen, welche wir, ohne diesen Satz, dem Verf. gerne geschenkt hätten, da sie seit Schleiermacher schon vielfach wiederholt worden sind. „Bekanntlich ist bei denjenigen, welche im Vergleiche mit Andern, die würdigsten und und angemessensten Gottesvorstellungen haben, leider oft sehr wenig Religion zu finden, und andererseits finden wir diese oft in sehr reichem Maße und großer Wärme und Innigkeit bei Solchen, welche über Gott und sein Verhältniß zu

Welt und Menschen ganz verkehrte und unwürdige Meinungen sagen.“ Es soll dies wohl eine verschämte Andeutung sein, warum die Kirchen der protestantenvereiniglichen Prediger so wenig Anziehungskraft besitzen. Wir nehmen weiter Notiz von einer Auseinandersetzung des H. Verf. S. 16: „Uebernatürlich geoffenbarte, über alle menschliche Irrthumsfähigkeit erhabene Lehren würden allerdings, wenn sie überhaupt existirten, ein unbedingt gültiges Lehrgeſetz für die darauf erbaute religiöse Gemeinschaft bilden.“ Trogdem der Verf. meint, die „aben-enteurliche“ Vorstellung von einer derartigen Offenbarung sei seit Rothe überall aufgegeben, können wir ihn versichern, daß die ganze Christenheit mit Ausnahme der falschen Propheten und ihrer Verführten, immer noch festhält an dem Gotteswort, das die hl. Männer Gottes geredet haben, getrieben von dem hl. Geist. Es kann der Verf. deßhalb jedenfalls nicht leugnen, daß auf unserer Seite logische Consequenz ist. Aber wie sieht es mit der Logik des Herrn Superintendenten und seiner protestantenvereiniglichen Freunde aus? Wir müssen gestehen, daß sie uns ganz erbarmungswürdig und erbärmlich vorkommt! Wenn keine göttlich-gewisse Wahrheit vorhanden ist: so ist doch die einfache Folgerung die, daß es auch keine Grenze der Lehrfreiheit gibt. Wenn, wie der Verf. S. 19 behauptet, die ganze Geschichte der christl. Kirche beweist, daß mit jeder neuen, geschichtlich formulirten Lehrnorm ein neuer Zankapfel in die Gemeinschaft der Kirche hineingetragen wurde und unfruchtbare (!) oft wahrhaft verheerende Streitigkeiten „unausbleiblich“ sich einstellten. — so würden wir an des Verf. Stelle daraus folgern, daß die Menschheit hinfort vor jeder neuen Lehrnorm zu behüten sein müßte. Aber nein — der Herr Verf. hat doch bange Ahnungen! Ihm steht fest, daß eine religiöse Gemeinschaft durch bloßen gemeinsamen religiösen Geist nicht bestehen kann. Und dann — da sind die furchtbaren Ultramontanen und gar „die welschen Lutheraner“ (ob der Herr Superint. und Oberpfarrer zu Jena dieß wohl für eine anständige Polemik hält!), welche die Gemeinden — es ist gräulich zu sagen — zu offener Widersetzlichkeit gegen die bestehende (!?) Verfassung ihrer Landeskirche aufreizen oder, wie z. B. in der „Weimarschen landeskirchl. Gemeinschaft“ geschehen ist, die Gemeinde zum Austritt aus der landeskirchl. Gemeinschaft bewegen und ermuntern. Das überschreitet das vom Verf. gebilligte Maß der Lehrfreiheit. In den Protestantenverein darf ein Pfarrer die Gemeinde führen; ein Synodus darf Namen und Besoldung eines ev. Predigers führen, um

Lehren des Evangeliums für unwahr zu erklären — das ist männlicher Freimuth; aber wenn ein luth. Pfarrer seine Gemeinde vor den kräftigen Irrthümern unserer Zeit warnt — dann ist das nicht zu dulden. Wenn ein Kirchenregiment sein Amt gebraucht, wie das Brandenburgische Consistorium, um die kirchl. Ordnung zu handhaben, so sind das Mißhandlungen; wenn aber ein Kirchenregiment sein kirchl. Amt gebraucht, um die bestehenden Consistorien rechtlos zu machen und an ihre Stelle die Union einzuschmuggeln: so würde das Lehramt, wenn es spräche, wie die Apostel Act. 5, 29, die bestehende Ordnung untergraben und aufreizen! Also hier muß eine Grenze der Lehrfreiheit gesetzt werden. Ebenso meint der Verf. auch für den Cultus zc. dem Benehmen des Geistlichen eine Grenze ziehen zu müssen. Als solche bezeichnet er „das religiöse Zartgefühl der kirchl. Gemeindeglieder“. Die kirchl. Gemeindeglieder sind natürlich nicht die „Gläubigen“, welche zu Kirche und Abendmahl gehen — „wenn diese durch den Vortrag Synods sich verletzt fühlen, haben wir unsererseits für solches Gebahren kein Wort der Entschuldigung“. Es dürften jene „kirchlichen Gemeindeglieder“ also jene Ehrenmänner und tugendhafte Jung- und andere Frauen sein, deren Zartgefühl in unheilbarer Weise verwundet wird, wenn ein Pfarrer z. B. so platt und trivial ist, Sünden — gar Sünden der feinen, gebildeten Welt zu strafen oder wenn er einer gefallenen Braut den Ehrenkranz versagt, statt ihn ihr auf die Locken zu drücken, mit dem liebevollen Wort: Wo ist ein Reiner zc. Hier muß das Zartgefühl geschont werden. Endlich hat der Verf. auch noch einige eigene Vorstellungen über die geschichtliche Grundlage der christl. Kirche, die Persönlichkeit des Jesu von Nazareth. Ein Reformjude würde dieselbe gewiß ohne Anstand unterschreiben. Für was wäre der Mann aber Superint. und Oberpfarrer in Jena, wenn er nicht verlangen dürfte, daß seine, genau seine Vorstellungen zur Lehrnorm für alle Prediger und Religionslehrer gemacht würden. Wenn es sich um den eigenen Geist und seine Phantasmagorien handelt — dann fürchtet der Herr Verf. sich auch durchaus nicht mit männlichem Freimuth noch einen neuen Zankapfel in die Gemeinschaft der Kirche zu tragen. — Sehr naiv sind die Vorschläge, welche der Verf. macht, um seine Anschauungen in Wirklichkeit durchzuführen. Das dünkt ihm ohne alle Tyrannei, so sehr leicht möglich. Die Prediger werden gewählt. Sind in einer Gemeinde mehrere Prediger, so muß darauf Rücksicht genommen werden, daß jede „Richtung“ ihren Vertreter

bekommt. Wie rührend edel hat sich die Reformpartei doch in dem Frommelschen Fall in Heidelberg bewiesen! Schwieriger scheint die Sache, wo nur ein Prediger existirt. Doch das scheint nur so! Wie sollte ein Prediger nicht den verschiedenen Richtungen dienen können! Ist er liberal: so kann er, ohne unwahr zu reden, bei richtiger Beobachtung der pädagogischen Rücksichten zc. auch den altkirchl. Mitglieder der Gemeinde zur Erbauung (!) und zum Segen (!) wirken; ebenso ein altkirchl. Prediger den liberalerdenkenden Gemeindegliedern. Nur darf sich ein solcher Prediger, wie vielleicht hier und da ein Prediger altkirchl. Richtung thut, nicht einbilden, daß er gleich einem unfehlbaren Orakel der Gottheit sein Verhramt verwalte. O ihr guten altkirchlichen Apostel, was ist's so gut, daß ihr nicht Pfarrer der Superintendentur Jena seid! Obgleich nun der Herr Verf. bei solcher Lehrenfreiheit den edelsten Kern der ev. Gemeinden und die tüchtigsten Kräfte für das Predigtamt in Aussicht stellt: so hält er doch für nöthig „die Staatsgewalt an die Erhöhung der Befolgungen der ev. Geistlichen zu erinnern“. Jene edelsten Kräfte möchten sonst ausbleiben. Wir glauben allerdings, daß in jenen Kreisen die Erhöhung der Befolgungen anziehender wirken wird als die Lehrenfreiheit. Endlich dürfen wir es noch zur protestantenvereinlichen Logik rechnen, wenn der Herr Verf. am Schlusse sagt, die Arbeit der Kirche kann nur dann für das Staatsleben fruchtbar werden, wenn das Volk zu den Dienern der Religion und Kirche das Vertrauen hat, daß dieselbe weder durch staatl. noch durch kirchl. Zwangsmaßregeln gefördert sind zc. zc. S. 38 — und doch auf der andern Seite wieder die ganze neue kirchl. Gesetzgebung vom Kanzelparagraphen bis zum Zuchtübungsgeßez zc. zc. für sehr am Ort und durchaus angemessen hält. Natürlich denkt der Verf., daß alle diese staatl. Gesetze nur gegen die altkirchl. Partei gebraucht werden sollen und in seinem Sinn dürfte Röm. 13 gewiß lauten: „Die Gewaltigen sind nicht dem Protestantenverein sondern den Altkirchlichen zu fürchten. Willst du dich aber nicht fürchten vor der Obrigkeit: so tritt in den Protestantenverein; so wirfst du Lob von denselbigen haben. Trittst du aber für das altkirchliche Recht ein: so fürchte dich zc.“ —

Wir haben die Brochüre mit tiefer Entzürstung gelesen; aber tiefes Mitleiden erfüllt uns auch mit einem Superintendenten und Pastor der mit den Grundlagen der christl. Kirche zu zerfallen ist! Und als wir in der Widmung san Hase lasen, daß dieser Mann im Elternhause „in den altkirchl. Sazungen“

erzogen wurde — da drängte sich uns unwillkürlich das Wort Christi auf: „Wahrlich, ich sage euch, es sei denn, daß ihr euch umlehret, und werdet wie die Kinder, so werdet ihr nicht in das Himmelreich kommen.“ Matth. 18, 3. —

B.

F.

Breest, Ernst, Prediger in Sommerfeld.
Der moderne Glaube des Protestantenvereins. Den Grundzügen nach dargestellt und beleuchtet. 119 S. Gütersloh, C. Bertelsmann. 12 gr.

Ausgehend von der bekannten Distinction zwischen theologia crucis und theologia gloriae sucht der Verf. das Wesen der protestantenvereinlichen Religiosität als hinauslaufend auf eine falsche und voreilige (die himmlische Vollendung gewaltsamerweise für's irdische Diesseits anticipirende) theologia gloriae zu charakterisiren, im Gegensatz zu welcher die auf demüthigen und bußfertigen Glaubensgehorsam gegründete theologia crucis der treuen Bekenner des gekreuzigten und auferstandenen Gottes- und Menschensohnes Jesu allein im Rechte sei und bleibe. Er führt dieß aus unter Beibringung mancher feinen und geistvollen Bemerkungen und unter Mittheilung verschiedener werthvoller Lesefrüchte aus älteren wie jüngeren Wahrheitszeugen der evangelischen Theologie und Kirche, zugleich auch den Schriften der Gegner manches beachtenswerthe und für deren Standpunkt charakteristische Wort entnehmend. Eine durchgreifende Verarbeitung und organische Einverleibung dieser Lesefrüchte in den eignen Text des Verfassers wäre hie und da zu wünschen gewesen. Dergleichen eine bessere logische Partition und Gliederung des Stoffes; denn die vom Verf. angewandte I. Geschichtliches; II. Grundsätze und ihre wissenschaftliche Begründung; III. Der sittliche Werth des Protestantenvereins; IV. Die prakt. Bedeutung des Vereins für christliche Bestrebungen; — V. Die Verwandtschaft des Vereins; VI. Hauptpunkte der Differenz) ermangelt jeglicher schematischen Einheitlichkeit und Uebersichtlichkeit. Doch leidet unter diesen Mängeln der Composition der Werth und Gehalt des Einzelnen nicht so erheblich, daß wir das Schriftchen nicht, als mancherlei heilsame Anregung und Belehrung bietend, weiteren Kreisen zu empfehlen vermöchten.

Engel, Heinr., ev. Pfarrer in Selinhaar
 (Ober = Hessen). **Christenthum oder**

Heidenthum? Das ist jetzt die Frage. Ein Wort an's deutsche Volk über den großen Ernst der gegenwärtigen Zeitlage. Vortrag, gehalten in der Versammlung zur Gründung des christl.=conservativen deutschen Volksvereins am 4. Juni zu Gießen. Auf Beschluß der Versammlung gedruckt. (31 S.) Frankfurt, Zimmer'sche Buchhdlg. in Commission.

Ein kernhaft volksthümliches, treffendes Wort zu seiner Zeit, das insbesondere die seitens der demokratischen und socialistisch=communistischen Arbeitervereine unsrer Tage der Religion und guten Sitte drohenden Gefahren mit Geschick und eindringlicher Wirkung beleuchtet und auf ihre eigentliche Quelle: die alles zersetzenden Doctrinen des modernen pantheistischen Rationalismus und Materialismus zurückführt. Denn: „Wenn man den Arbeiter gelehrt hat, daß der Mensch ein Nachkomme der Affen und der Ochsen sei, dann darf man sich auch nicht mehr verwundern, wenn der Ochse stößt und der Affe beißt“ (S. 23). — Dem „christlich=conservativen deutschen Volksverein“, zu dessen Gründung der Verf. durch Haltung dieses Vortrags hat mithelfen wollen, wären von Herzen guter Fortgang und möglichst weite Ausbreitung im Norden wie Süden des Vaterlandes zu wünschen.

Geographie, Reisen.

Alex, Oscar, ehemaliger Superintendent der East-India Tea Company Ltd. **Pflanzenleben in Indien.** Kultur=geschichtliche Bilder aus Assam. 254 S. Berlin, 1873. Nicolai'sche Verlagshandlung. 1½ thlr.

Das jetzige Assam gehört zu denjenigen Provinzen Indiens, welche im Allgemeinen ziemlich unbekannt geblieben sind. Seine verborgenen Schätze sind unausgebeutet und seine unvergleichlichen Scenerien dem Auge der Außenwelt größtentheils unerklärlichen. Die moderne Spekulation allein hat das Land seit Jahren zum Schauplatz ihrer gewagtesten Operationen gemacht und alle Kräfte auf die Erzeugung eines einzigen Produkts, des Thee's concentrirt. Die mineral= und metallreichen Berge und Ströme hat sie nicht beachtet. Nur der Pflanzler durchwandert die dunklen Urwälder und grasbedeckten Prärien, um passenden Boden für Theeplantagen zu finden. Bei dieser Unbekanntheit mit Assam ist es

höchst erwünscht, daß der Verfasser in der Einleitung einen Ueberblick über Land und Leute giebt. Einzelnes heben wir aus ihr hervor. Die Anzahl der Flüsse übersteigt wohl die jedes andern Landes von gleicher Größe (22000 englische Quadratmeilen), denn von den bedeutendsten, unter welchen der Brahmaputra die erste Stelle einnimmt, hat man allein 61 gezählt, welche alle durch ein unentwirrbares Netz von Nebenflüssen mit einander verbunden sind. Das Land gehört daher zu den fruchtbarsten Indiens, aber auch zu den ungesundesten. Nicht allein der Elefant, sondern auch das Rhinoceros ist zähmbar. Heerden dieser Thiere kann man sehen, welche wie anderes Vieh gehütet werden. Eine wahre Landplage sind die Schakals und wilden Ragen. Der Thierreichtum des Landes muß überhaupt nach den Schilderungen des Verfassers ein sehr bedeutender sein. Diese Provinz excellirt z. B. in Blutigeln und Therniten, und keine andre Indiens ist so reich an giftigen Schlangen. Die jetzige Einwohnerzahl beträgt nicht ganz eine Million und besteht aus Hinbu's, Muhamedanern, eingewanderten Bengalen und einigen wilden Stämmen, den Ureinwohnern des Landes. Die Assamesen, ein ziemlich hellfarbener Menschengeschlag, sind im höchsten Grade bildungsfähig. Sie besaßen eine nicht unbedeutende Literatur. Seit 1770 trat der Verfall des Landes hervor, Birmanen und Engländer mischen sich in die Verhältnisse ein, bis endlich 1838 ganz Assam zu britisch Indien geschlagen wird. Den Assamesen drängte sich die Ueberzeugung auf, daß sie bei dem Wechsel ihrer Herrn die Gewinnenden seien, eine Ueberzeugung, die auch unter den Biskern Central-Asiens, die etwas von englischer Verwaltung kennen lernen, allgemein wird, wie Bamberti (in seinem Werk: „Centralasien und die englisch=rußische Grenzfrage“ Leipzig 1873) mehrfach bezeugt. In weitgreifender Weise wurde die Neu= und Umgestaltung der äußern Verhältnisse durch die Theekultur bewirkt, welche in beispiellos kurzer Zeit aus Assam ein zweites Kalifornien zu machen versprach. Man fand nicht nur den Theebaum, sondern Theewälder, und eine Untersuchung des Blattes zeugte bald, daß es besser und viel ergiebiger sei als das des chinesischen Theestrauchs. Der Theebau hatte eine Periode des Aufschwungs, des Verfalls und eines zweiten Aufblühens. Der Verfasser schließt seine Schilderung von Land und Leuten mit den verständnißreichen Worten: „Es bleibt der englischen Regierung in erster und der christlichen Kirche in zweiter Linie überlassen, den Assamesen, welche bis jetzt nur den Unternehmungsgeist des Europäers in seiner raffi-

nirtesten Gestalt kennen gelernt haben, zu be-
weisen, daß wir nicht nur selbstsüchtige
Krämer, welche vergängliche Schätze suchen,
sondern selbst im Besitz der höchsten und edel-
sten Güter sind, welche eine Nation glücklich
und groß machen und daß wir dieselben mit
ihnen zu theilen bereit sind. Zwei allmächtige
Hebel sind jetzt in Bewegung, um Indien
aus seinem zweitausendjährigen Schlaf heraus-
zuheben und sie erfüllen ihre Aufgabe mit
einer Kraft, welche alle Fugen des alten Rei-
ches, alle Völker, alle Rassen bis auf den
Grund erschüttert und die Basis zu einem
neuen herrlicheren Indien gelegt hat. Auch
Assam wird sich den Einwirkungen der revo-
lutionären Mächte nicht entziehen können.
Sie und da sind schon Regierungsschulen an-
gelegt. Amerikanische und englische Missionen
haben von Nord und West das Land in An-
griff genommen, und über kurz oder lang
wird Assam zum zweiten Mal erobert werden,
nicht mit dem Schwert in der Faust, sondern
durch die heilenden und belebenden Kräfte
europäischer Civilisation und Religion.“ —
Die ersten Kapitel schildern die Ankunft des
Verfassers in Assam und seinen Elephantenritt
auf dem weiblichen sechszigjährigen Elephanten
Makai durch tiefdunkle Wälder und zahlreiche
Flüsse, durch weiße Reisfelder und Dörfer
mit Bambushütten nach Lambating, der Haupt-
factori der Thee-Compagnie, bei der er
engagirt ist. Frisch und anmuthig schildernd
weiß der Verfasser ein vorläufiges Bild dieser
hinterindischen Natur zu geben. In ihrem
Rahmen sehen wir Tiger und Kuli-Leichen
ausgrabende Schakale, Pariahunde und um
nächtlige Feuer tanzende Jugend, die das
schwere Plantagenarbeitsjoch bis tief in die
Mitternacht spielend zu vergessen sucht. Fünf-
hundert Kuli's (Bengalen) befanden sich in
Lambating und zwar auf dreijährigen Kontrakt,
zwanzig bis dreißig davon waren wirklich
jeden Tag krank und beinahe eine gleiche Zahl
stellte sich so an. Es waren aus den nörd-
lichen Theilen Indiens. Galgenvögel erster
Klasse darunter, die schon mit allen Gefäng-
nissen Bekanntschaft gemacht hatten. Im
Allgemeinen verachteten die Assamesen diese
fremden Arbeiter. Was der Verfasser über
die bedrängte Lage der Theepflanzer und den
Theeschwindel mittheilt, läßt uns die Schatten-
seiten jener reichen Lebensverhältnisse leicht
auffassen. Im Folgenden schildert der Verf.
das Leben auf der ihm anvertrauten Plantage
Tingamonar; eine kleine aber schöne Theewild-
niß war es mit herrlichen Landschaftsbildern,
die das Auge bis zu den nie betretenen Höhen
des Himalaja führten. Das Daheim war
eine auf Pfählen aufgebaute, mit durchlöcher-

ten Schilfsdecken eingeschlossene und von zer-
regnetem halbverfaulten Grasdach bedeckte alte
madliche Hütte ohne Thüren und Fenster.
Der assamesische Baustil ist eben ein sehr ein-
facher Stil, dem Klima aber angemessen.
Die Stämme für den Hüttenbau werden bei
abnehmendem Mond geschlagen, um das Holz
vor dem Wurmstich zu bewahren. Der Verf.
theilt aber weder einen wissenschaftlichen noch
einen abergläubischen Grund dafür mit. Höchst
lehreich für die Kenntniß der socialen Ver-
hältnisse Indiens sind die Lebensgeschichten
mehrerer Diener des Verfassers; das eigentlich
Tragische liegt meistens im Verluste der Kaste.
Auch ein Brahmanensproßling befand sich
darunter und es heißt (S. 94): „Die Brah-
manen sind nicht mehr jene stolzen Wesen,
in deren Hand einst die Geschichte Indiens
lag, sondern im Allgemeinen eine ganz her-
untergekomme, sittlich untergegangne Gesell-
schaft. Natürlich giebt es auch unter ihnen
ehrenwerthe Ausnahmen, aber die Mehrzahl
sind religiöse Tagediebe und Gauner, welche
auf die traditionellen Vorrechte ihrer Kaste
pochend sich vom Publikum ernähren lassen.
Dem Volke freilich gilt der Brahmane immer
noch als heilig und unfehlbar.“ Nach und
nach war der erste Winter gekommen, den der
Verf. am Flusse Kafadanga in seinem Thee-
reich verlebte. Es kam nun die Winterarbeit,
das Samenpflücken, da man nach andern
Gegenden zur Anlegung neuer Plantagen den
berühmten assamesischen Theesamen verkauft,
aus dem überdies ein zum Brennen geeignetes
Del geliefert werden kann. Zu ihr gehört
auch die Säuberung der Theesträucher von
allem überflüssigen Holz, denn man läßt ihn
nur 2½ bis 3 Fuß wachsen, befördert aber
die Ausdehnung in die Weite. Endlich fällt
dahin das Kohlenbrennen. Man bedarf etwa
vier Man Holzstohlen (320 Pfd) zur Anfertigung
von einem Man (80 Pfd) Thee. Nach
einer Zeit führte Fler die Sonntagsfeier
ein. Seine Leute waren überglücklich und
die Resultate: Reinigung der Kleider und
Hütten überraschend. Prairiebrand und Hirsch-
jagd und Pferdetreppen der Pflanze
brachten Abwechslung in das Stilleben, das
der Genannte mit vielen Bestrebungen für das
Wohl seiner Untergebenen erfolgreich und ihn
selbst befriedigend ausfüllte. Und trotz der
Tiger, Bären, wilden Elephanten und Büffel
streifte er ruhig bis an die äußersten Grenzen
seiner Plantage und oft darüber hinaus.
Obgleich er sein Dach voll von Schlangen
und andern giftigen Ungeziefer wußte, welches
jeden Augenblick auf sein Bett oder seinen
Riemen fallen konnte, schlief und aß er ebenso
unbesorgt wie in einem Hotel (S. 148). Auch

in diesem kleinen Reiche stellte sich die Cholera-Epidemie ein und führte Tage über den Verf. herein, da er stumpf und halb bewußtlos in seiner Hütte sitzend seine besten Arbeiter und die gesündesten Leute sterben sehen mußte. (S. 179 u. f.). Später avancirte er und ward Oberassistent in der Hauptfaktorei selbst. Endlich zum obersten Vorsteher ernannt, beschäftigt ihn der Gedanke aus heidnischen Kuli's christliche zu machen. Mit einem Blick auf diese Möglichkeit (S. 252 u. f.) schließt das spannende und vielfache Belehrung in einem Gewand frischer Fiktion darbietende Buch.

P.

—h—

Riggenbach, Chr. Joh. Dr. und Prof.,
Eine Reise nach Palästina. 236 S.
Basel, 1873. F. Schneider. 24 fgr.

„Eine Reise nach Palästina, eine Pilgerfahrt ins gelobte Land, ein Besuch in Jerusalem, das übt noch immer eine mächtige Anziehung auf viele Gemüther. Es giebt manche Länder, die gar viel reicher sind an landschaftlicher Schönheit, manche Städte, mit denen sich Jerusalem an Prachtbauten und andern Erzeugnissen menschlicher Kunst bei weitem nicht messen kann. Aber der Dank für die höchsten Geistesgüter, die am meisten erhebenden und ersten Erinnerungen, die heiligsten Hoffnungen für die Zukunft knüpfen sich doch an diese Stadt wie an keine andre, an dieses Land, das seiner Bedeutung nach in aller Verstörung ohne seines Gleichen ist. Es ist eine Stadt ohne Macht und Gewalt auf Erden, das jetzige Jerusalem, und dennoch bekommt man den Eindruck, daß es selbst im gegenwärtigen Zustand der Verklümmern die ideale Hauptstadt der Welt ist.“ Mit diesen Worten beginnt der gelehrte Verf. seinen Touristenbericht. Die Reise machte er nicht allein, Professor von Bodet von Neuchatel und Dekan Güder von Gern, deren jeder noch einen Sohn mitnahm, begleiteten ihn. Es war eine Reise, wo sich in 73 Tagen ein Reichthum der mannigfachen Anschauungen sammelte. Kapitel I (S. 1—29) giebt uns einen allgemeinen Reiseüberblick und schildert die Einfahrt und Egypten, das heißt das Wenige, das die Reisegesellschaft sah, dieses aber in ungefühltester Weise. Manches in Egypten wurde zur Brücke von der Gegenwart hinüber zu der heiligen Schrift. Man liest diese kurzen Skizzen gern, wenn sie auch nur Bekanntes bieten (vergl. Placoul Racour „L'Egypte d'Alexandrie à la seconde cataracte“ Paris 1871 — Chrysostomus Stangl „Reisebilder aus Egypten, Palästina und Constantinopel“ Freiburg 1872 u.

A.). — Kapitel II (S. 30—54) behandelt die Reise von Jaffa bis Jerusalem und beschäftigt sich dann mit der Grabeskirche. Die weitausgedehnten Pflanzungen, welche man die Gärten vor Jaffa heißt, veranlassen zu der Bemerkung: „Ein solcher Garten ist ein Dickicht von Obstbäumen, die durch sorgfältige Bewässerung wohl gedeihen. Da stehen Dattelpalmen und Bananen, Orangen-, Citronen- und Granaten-, Feigen- und Maulbeerbäume dicht beisammen, alle umgeben von riesenhafte Decken aus stacheligen Cactus. — Zum Verweilen übrigens laden die Gärten nicht ein. Aber eine Zierde sind sie dennoch für die Gegend, eine Wohlthat durch ihre Einwirkung auf die Luft, auch wo sie nicht wie in der Blüthenzeit balsamische Wohlgerüche verbreiten, und eine Quelle des Wohlstandes für die Besitzer.“ Was über Jahreszeit und Klima Palästina's hier gesagt ist, ist nicht allein an sich lehrreich, sondern giebt auch für Reisen praktische Winke. Die Ankunft in Jerusalem war nicht erhebend gewesen, aber die Reisenden fanden es in Ordnung, in die Stadt des Todesleidens Christi ermüdet und mit gedämpfter Freude einzuziehen. In Jerusalem störte das Walten der Legende mehr, als daß es erfreute. An einer Hauswand zeigte man einen Stein mit einer mundähnlichen Oeffnung. Er sollte einer von denen sein, die geschrien haben. Das erinnert an das Geripp des Christkundes, das die Norddeutsche Allgemeine Zeitung entdeckt haben soll (siehe die Oktobernummer der Berliner Germania). Von der Grabeskirche, welche zu gelehrten Bemerkungen Veranlassung giebt, die uns von Treppen unter freiem Himmel und Weinstöcken hinweg zu der Welt der Kommentare zu tragen scheinen, aus der sogar Schenkel's Vibellexikon hervorragt, an manchen vergeblischen Streit bei nicht unnützem Erinnern mahnend, heißt es: „Es ist nicht unmöglich, es mag sogar wahrscheinlich sein, daß sie wirklich ungefähr an der Stelle steht, wo die heiligen Gottebstaten geschehen sind. Aber sicher ist es nicht zu beweisen, und ein evangelischer Christ kann derselben so wie sie ist, doch jedenfalls nur halb froh werden. Die Legende wuchert zu stark darin und ebenso mancherlei falscher Zierrath.“ — Kapitel III (S. 55—80) führt uns auf den Tempelberg, auf den Delberg und zu den neueren Bauten in und um Jerusalem. Die an der bekannten Mauer klagenden Juden geben Stoff zu recht erhebenden Worten über der Juden Volk und seine Zukunft. Die Omar-Moschee nöthigt auch die Ursprungsfrage zu berühren, ob sie ein altchristlicher Bau an Stelle des Hadrianischen Jupitertempels sei oder ein arabisches Gebäude?

Siloah, Ge-Hinnom (das Thal der Söhne des Gethöhs), die Gräber des Zacharias, Jakobus, Absalom und Josaphat und endlich Gethsemane mit seinen durch eine Mauer und einen freundlichen italienischen Franziskaner geschützten acht Oelbäumen, zwischen denen allerlei Blumen Rosmarin und Wermuth blühen, erwecken der heiligen Erinnerungen viele. Dann bietet der Oelberg am Abend einen lohnenden Blick nach Osten. Es heißt: „Da erblicken wir das Gewirre der rauhen und kahlen Berge, welche die Wüste Juda bilden, und zwischen deren Lücken hindurch hier einen kleinern dort einen größern Abschnitt des todtten Meers, das nichts weniger als abschreckend aussieht, vielmehr sehr zu einem Besuch einladet. Und darüber erhebt sich die blaue Wand der Berge Moabs in schönster Abendverklärung wunderbar leuchtend.“ Ein Besuch beim armenischen Patriarchen im Jakobuskloster giebt manches Interessante. Das Bestreben einen guten Unterricht seinem Volk zu verschaffen wird am Patriarchen gerühmt. (Die literarische Welt ist übrigens durch das dem Referenten augenblicklich vorliegende Buch wieder auf diesen Patriarchen und seine Mönche aufmerksam geworden: Deux ans de séjour en Abyssinie ou vie morale, politique et religieuse des Abyssiniens par le R. P. Dimothéos, Légat de Sa Béatitude le Patriarche Arménien auprès de Théodore roi d'Abyssinie — Traduit par ordre de Sa Béatitude Monseigneur Isate, Patriarche Arménien de Jérusalem — Livre premier — Jérusalem, Typographie Arménienne du couvent de Saint-Jacques 1871.) — Kapitel IV (S. 81—108) behandelt Hebron, Bethlehem und das todtte Meer. Ein zweimaliger Ausflug zu Pferde führte von Jerusalem dahin. Bei Hebron schlug man an einem Abhang der Stadt gegenüber ein Zeltlager auf und es wurde leicht, in die Tage der Urzeit sich zurückzudenken. Eichen waren es zwar nicht, unter denen man ruhte, aber Oelbäume in schöner Zahl. In der lauen wundervollen Mondsnacht kühlte man sich an der Stätte der einfach erhabenen Anfänge der Offenbarungen Gottes. Die Natur ist mehr als anderswo noch die gleiche, und die störenden Thaten der Menschen treten nicht ebenso stark wie sonst in den Weg. In Bethlehem fiel, wie zu Jesu Zeiten, ein Leiden der Einwohner auf; fast ein Viertel ist krank an den Augen, manche bis zum Erblinden. Das todtte Meer, durchaus nicht dem Namen entsprechend wie den graufigen Vorstellungen davon, bot einen Ausblick über den schönen blauen Wasserspiegel nach schroffen kühnen Ufern hin. Die Berge sind zwar kahl, aber die schroffen Abstürze und die gebräunten

Felsen verleihen ihnen einen eigenthümlichen Reiz. Es ist nicht wahr, daß kein Vogel darüber fliegen könne. Es mögen ihrer wenige sich einstellen, weil sie nichts in den Fluthen zu fischen finden, doch sah auch Van de Velde (Reise, II, 136) mehrmals Enten darauf schwimmen und fröhlich untertauchen, die jedenfalls nicht aus der Zucht irgend eines Presh-Bureau's herstammten. Das erbärmliche Dorf er-Riha, das alte Jericho, mit einer kümmerlichen Palme, wo früher Wälder den Ruhm der Stadt ausmachten, wird auf dem Rückweg vom todtten Meer besucht. Halbwegs vor Jerusalem fand wieder Legendenverfolgung statt. Ein zerfallener Khan sollte die Herberge des barmherzigen Samariters sein. — Kapitel V (S. 109—137) schildert die Reise von Jerusalem bis Nazareth. Durch das schön verzierte Damaskusthor ging es nach Norden zu. In Nablus, dem alten Sichem, besuchte man die Synagoge der Samariter, in der 30 bis 40 Männer den Abendgottesdienst hielten, auch den protestantischen Gottesdienst, der in arabischer Sprache gehalten wurde; endlich eilt man auf den Garizim. Auf der weiteren Reise machte Samaria, die alte Hauptstadt, mit ihrem Baumreichtum einen mächtigen Eindruck. Der alte Dnri hat jedenfalls durch die Wahl dieses Hügels für seine Königsstadt einen bedeutenden Geschmac bewiesen. Landschaftlich scheint es nahezu die Stadt von Palästina zu sein, welche sich der großartigsten Lage erfreut. Nach Ankunft in Nazareth bekam man am Brunnen der Maria nicht gerade die gerühmte Anmuth der Töchter von Nazareth zu schauen. Die Mehrzahl der Einwohner war christlich, die Stadt freundlich. — Kapitel VI führt von Nazareth bis Cäsarea Philippi (S. 138—164). Der Anblick des Labors, ein Bad im See Genezareth mit seinen lauen blaugrünen Wellen, der Aufenthalt in Tiberias, eine Fahrt über den See bis zum Dorfe Medschdel, dem alten Magdala, Safet und endlich Cäsarea Philippi, die Grenzstadt des äußersten Nordostens, dies sind die Gegenstände, die uns geschildert werden. Der zuletzt genannte Ort heißt heute Baniäs. Reich und reizend erscheint hier die Natur. Da steigen aus dem dichten Gebüsch, welches den Bach umsäumt, schlante Bappeln in die Höhe. Ueberaus lieblich winkten dichte Myrthenhecken, deren weiße Blüten sich zierlich vor dem saftgrünen Laub abhoben. Nahm man einen Busch davon in die Hand, so dufteten noch lange nachher die Finger von dem harigen Wohlgeruch. Man verstand ein Weniges von den Bildern des hohen Liedes. Aber kein Wort des Entzückens über die Schönheit der Natur tritt uns da entgegen, wo die Evangelisten dieser Gegend

gebenken. Hier müssen diese Laute verstummen. Es handelt sich um höhere, heiligere Dinge, wenn Jesus in dieser abgelegenen Ecke des Landes seine Jünger fragt: wer sagen die Leute, daß des Menschensohn sei? Mitten im Reiz dieser Gegend schloß er ihnen zum ersten Mal die Nothwendigkeit seines Leidens und Sterbens auf. — Kapitel VII enthält die Reise über Damaskus und Baalbek nach Beirut (S. 165—182). Als man Damaskus erreichte, lag es nahe, diese Stadt mit Kairo zu vergleichen. Man fand jenes weniger bunt und glänzend, jedoch auch weniger unsauber als die Hauptstadt Egyptens. Auch das Volksgewühl in den Straßen ist ein geringeres. Baalbek traf man als ein elendes Dorf an, und daneben die gewaltigen Trümmer alter Herrlichkeit des Sonnentempels, des Jupitertempels u. s. f. Auf dem Wege nach Beirut vernahm man heimathliches Glockengeläute und weißgekleidete Menschen sah man zur Kirche ziehen. Es waren Maroniten. Zwei Ruhezüge in Beirut bilden einen schönen Abschluß der morgenländischen Reise. — Das letzte Kapitel VIII (S. 183—236) beschäftigt sich mit dem heiligen Land und der heiligen Schrift. Im Einzelnen wird gezeigt, wie das heilige Land uns hilft die heilige Schrift auslegen. Eine besondere Aufmerksamkeit wird den Pflanzen im gelobten Land geschenkt, ebenso den Thieren und den Speisen. Brot, Eier und Fische sind noch heute wie zur evangelischen Zeit die drei Hauptnahrungsmittel des gemeinen Volks. Auch über Kleidung, Sitten und Gebräuche, Wohnungen und Einwohner, Regierung und Mission erhalten wir zum Schluß manche schätzbare Kunde. — Es war eine etwas schnelle Reise und dieser Charakter prägt sich auch im Buche ab, das mit seinen vielen historischen Rückblicken sich zu einer christlichen Familienlektüre recht eignet. Künstlerisch vollendete Schilderung will es wohl nicht bieten. Ein unverwöhnter einfacher Geschmack wird es doch gern lesen. Für manche besremdende Bibelstellen kann man aus ihm werthvolle Veranschaulichung schöpfen, z. B. für Richter 16, 3 (auf S. 205 f.).

P.

—y—

und Proben. Dritte vermehrte Auflage. 432 S. Langensalza, 1873. F. G. L. Grefler.

Wir stehen in einer Zeit, da größere wie kleinere, wissenschaftliche wie populäre literaturgeschichtliche Arbeiten, Zeitsäden, Sammelwerke zc. auftauchen wie die Pilze. Leider können wir nicht behaupten, daß Leistungen dieser Art immer oder auch nur vorzugsweise von berufener Hand ausgingen. Es muß vielmehr constatiert werden, daß gerade auf diesem Gebiete, wo nur auf Grund der eindringendsten Studien tüchtige Hervorbringungen möglich sind, eine verderbliche Buchmacherei überhand genommen hat, die ernste Entgegnung verdient. Unter die Erzeugnisse der letztern Art müssen wir nach eingehender Prüfung auch das vorliegende Buch rechnen, dessen bereits dreimaliges Ausgehen ins Publicum mit einer Fülle von Fehlern und Unrichtigkeiten, die sich dem Kundigen auf den ersten Blick bieten, wir darum in der That nicht begreifen können. Wir nahmen das in den frühern Auflagen uns gar nicht bekannte, durch Druck und Ausstattung sich vielmehr empfehlende Buch ohne alles Vorurtheil in die Hand und in der Meinung, daß an einen populären Zeitsaden, der in gedrängtester Weise eine Gesamtübersicht über den Entwicklungsgang der deutschen Literatur vermitteln will, ein allzu strenger Maßstab nicht angelegt werden dürfe. Eingehende Lebensabriss und scharfe, lebensvolle zutreffende Charakteristik der Schriftsteller und ihrer Werke sowie Darstellung des innern Zusammenhangs derselben mit ihrer Zeit erwarteten wir daher gar nicht, wohl aber exacte und zuverlässige Mittheilung der aufgenommenen biographischen und literargeschichtlichen Thatfachen, zweckmäßige Gruppierung des Stoffs in ansprechender Form, und sorgfältige Auswahl wie fehlerfreien Abdruck der mitgetheilten Proben. Doch wie wurden wir enttäuscht! Es ist gar Vieles, was wir in Bezug auf letztere Punkte zu beanstanden haben, und leider können wir uns Manches kaum anders als aus mangelhafter Kenntniß oder mangelnder Gewissenhaftigkeit des Verfassers erklären. Wie wäre es sonst möglich, daß ein Buch in 3. Auflage wie das vorliegende, namentlich in seiner ersten Hälfte, wo es Textproben aus dem Gothischen, Althochdeutschen, Altniederdeutschen und Mittelhochdeutschen mittheilt, von Druckfehlern, Irrthümern und Ungenauigkeiten wahrhaft wimmelte? Wir könnten eine lange Liste von wahrhaft erstaunlichen Mängeln und Nach-

Deutsche Literaturgeschichte. Belletristik.

Dröse, A., Einführung in die deutsche Literatur von ihren ersten Anfängen bis zur Gegenwart. Biographien

lässigkeiten, die das Buch in Bezug auf die gedachten Punkte enthält, folgen lassen, so daß die Leser mit dem Ref. verblüfft sich fragen würden: Sind das bloß Druckfehler? Statt vieler nur einige Beispiele! In der S. 3 mitgetheilten Probe des gothischen Dialects aus Ulfilas, Römer 15, steht gedruckt B. 6: hauhjaith goth (wofür B. 9 aber auch got sich findet) jah attan frauins unsaris iesuis christans, statt guþ = Gott und Iesus Christaus — ebenso B. 8 quitha auk christu jesu andbath waurtha statt andbath vaurþanana. Abgesehen von dem Gebrauch des th statt des üblichen Runenzeichens þ und des w für das allgemein übliche v ist es nicht wohl annehmbar, daß ein der Sprache wirklich Kundiger die als falsch bezeichneten Worte bei mehrfacher Durchsicht hätte stehen lassen können. Noch schlimmer stehts mit der mitgetheilten Textesprobe aus dem Hildebrandslied. Da steht von anderem abgesehen S. 5 her unas herörö man statt was herörö, ferner her sîn fater unâri statt hver ic. ferner ebenda „eddo huelihhes ennosles du sis“ statt ennosles, ferner chind in chunin crîche statt in chuninerîche. In dem dann folgenden Wessobrunner Gebet S. 6 liest man: ni nohbeinig (!) statt nohheinig, ferner manno maltisto statt nolltisto, weiter du himil enti erda gauuorathos statt gaworahtôs, was aber am meisten auffällt: du mannuu so mannai eoot forgapi statt sô mannae eoot forgâpi. Ebenso stören die folgenden Stücke von den auffallendsten, absonderlichsten und sinnlosesten Fehlern z. B. der Abschnitt aus dem Heliand. Da lesen wir (S. 7) zu unserer Verwunderung: thurh erlo ham statt hand; endi it siur nimid, gradad logna, statt gradag, ferner S. 8: hus lango statt hwo lango; liotes skine statt liohtes skine; fader wet in êno statt it; hvan it kumi werdad statt is kumi, von kleinern Nachlässigkeiten und der mangelnden Längsbezeichnung ganz zu schweigen. Ebenso ist's mit Otfried (S. 10). Statt Hrabanus Maurus (S. 9) schreibt Hr. Dröfe Rabanus, statt Graalsagen Graalsagen S. 33 und ebenda sangawis regalis statt sanguis regalis, und statt Reineke Vos S. 45 Reineke de Vos, aus welchem Epos ebenfalls ein kurzer Abschnitt voll errata geboten wird. Kurz, trotz der den einzelnen Abschnitten gegenübergestellten neuhochdeutschen Uebersetzung hält es schwer zu glauben, daß der Verf. auch nur dürftige Kenntniß der alten Sprache habe. Es hätten sonst in einer 3. Auflage solche Dinge nicht stehen bleiben dürfen. Stück für Stück durchgehend

würden wir dem Leser ein Fehlerverzeichnis liefern können, das die hier uns gesteckten Grenzen einer kritischen Besprechung weit überschreiten müßte. Solchem Thatbestande gegenüber liegt nur die Frage nah: was nöthigte den Verf. zur Herausgabe eines solchen Werks oder warum vertraute er nicht wenigstens, wenn er gewissenhaft sein wollte, die Bearbeitung und Correctur des ersten Theils desselben einer kundigern Hand an, statt dem urtheilsunfähigen größeren Publikum eine so mangelhafte Arbeit zu bieten? Denn verschwindet auch die seither gerügte Art von Fehlern bei der Mittheilung von Proben aus der neuern Literatur, so ist doch auch in Bezug auf die ganze Behandlung und Anordnung des literaturgeschichtlichen Stoffs noch so viel Auffallendes und Bedenkliches in dem Buche, daß wir es als guten Wegweiser auf diesem weiten Gebiete nicht wohl empfehlen können. Welcher Plan und was für Gesichtspunkte den Verf. bei Besprechung der einzelnen Schriftsteller und ihrer Werke geleitet haben, ist gar nicht ersichtlich. Er erscheint vielmehr, vollständig vom Zufall getrieben, aus andern Büchern nur ausgeschrieben zu haben, was ihm gerade passend erschien. Sonst hätte er die einzelnen Dichter nicht in der Auseinanderfolge anführen können, wie es meist geschieht, so daß Heterogenes zusammen kam, Zusammengehöriges aber getrennt wurde, und ebenso hätte manchnal unbedeutenderen Dichtern und Schriftstellern nicht mehr Beachtung und Raum gewidmet werden dürfen als den hervorragenden und epochemachenden. Vielleicht wären aber auch manche besser von der Betrachtung ganz ausgeschlossen und dafür die allgemein anerkannten Literaturgrößen und ihre Leistungen mit mehr Sorgfalt und Gründlichkeit behandelt worden. Welches bunte Durcheinander z. B. bietet in unserem Buche die Auseinanderfolge von Annelied, David von Augsburg, Sachsenspiegel, Schwabenspiegel, Hartmann v. Aue (dem S. 14 ein paar höchst dürftige Zeilen gewidmet sind) Nibelungen, Walthar von d. Vogelweide, Freidank, Wolfram v. Eschenbach, Gottfried von Straßburg, Gudrun, Heinrich Frauenlob, Hans Folz, Sebastian Brandt, Reineke de Vos (!), Heinrich von Laufenberg, Luther, Muscatblüt und Ulrich v. Hutten ic.? Was sollen Aegidius Tschudi, Joh. Fischart, Georg Rollenhagen, Johann Arnd, der Verf. d. wahren Christenthums, und Martin Opitz unvermittelt neben einander? Wie kommt Paul Gerhardt zwischen Abraham a Sta Clara und Friedrich von Logau, besonders da der „Entwicklung des Kirchenlieds“ ein eigner, aber freilich von Verstößen ebenfalls nicht ganz

freier Abschnitt gewidmet ist? so fragt man sich. Warum ist Walther von der Vogelweide mit 6, Gottfried von Straßburg mit 7 Zeilen, Wolfram von Eschenbach mit nicht viel mehr abgethan, wenn doch einmal von der ältern Literatur die Rede sein sollte? Warum sind Nibelungen und Gudrunlied nicht genügender behandelt und David von Augsburg und Sachsen- und Schwabenspiegel u. A. für Anfänger nicht lieber mit Stillschweigen übergangen? Was nützen solchen die wenigen oberflächlichen Zeilen über Opitz, die kaum $\frac{1}{2}$ Seite füllen, neben $2\frac{1}{2}$ über Andreas Gryphius, und was sollen die paar mageren Notizen über Gottsched, während Rabener „einem unserer vorzüglichsten Satyriker“ S. 101-109 gewidmet ist und E. Chr. v. Kleist S. 109-114? — Konnte J. J. Engel, Garve, Archenholz, wohl auch Tiedge, Haug, Grüber, Pfizer, Hebbel, Beck u. A. in einem Buch für Anfänger nicht unberücksichtigt bleiben, dagegen hervorragenderen Männern wie Rückert, Tieck, Platen u. A. mehr Beachtung geschenkt werden? Non multa, sed multum hätte auch hier vor allem des Verf. Grundsatz sein sollen. Den kurzen Urtheilen desselben über einzelne Männer und Werke können wir aber auch nicht überall zustimmen. Sie verathen oft nichts weniger als gründliche Kenntniß und muthen uns bisweilen komisch an, wie wenn es z. B. von Hagedorn S. 98 heißt: „Als Dichter ist er uns nicht reich, aber immer angenehm, oft dünn, aber stets wasserhell und frisch. Seine Begeisterung ist rein, nicht dauernd, nicht kühn und doch nicht ohne Muth.“ Die biographischen Abrisse sind, die engen dem Verf. gesteckten Grenzen gebührend in Anspruch gebracht, wegen der großen Menge der behandelten Persönlichkeiten vielfach gar zu dürftig, und sind sie auch im ganzen in correctem Styl geschrieben, so fehlt es doch auch in dieser Beziehung nicht an Nachlässigkeiten, wie z. B. auf S. 149, wo es von Wieland heißt: „Für den ihm ungenießbaren Umgang mit seinen Viberachen „Kantischadalen“ entschädigte ihn die Freundschaft des in der Nähe lebenden Grafen Stadion, dessen Gefährten La Roche und dieses Gattin, Sophie, Wielands Jugendliebste!“ Die kurz darauf erwähnte Berufung des Dichters als „Professor Primarius der Philosophie nach Erfurt“ thut freilich nur in Folge des Druckfehlers komische Wirkung. Einigen Werth können wir dem Buche nur als Beispielsammlung für den Unterricht in der neueren Literaturgeschichte beilegen. Die Auswahl ist da im ganzen gut, doch ist auch in dieser Beziehung Hr. Dröse von Andern weit überboten.

Schließlich erwähnen wir nur noch, daß

dem Werke anhangsweise eine Anzahl von Gedichten aus der Zeit des Franzosenkriegs von 1870-71 beigegeben ist, für welche die Leser dem Verf. danken werden. Den 2. Anhang, der auf 2 Seiten „über die verschiedenen Arten der Dichtkunst“ kurz belehren will, würden wir aber künftig wegzulassen entschieden rathen. Diese Auseinandersetzung ist ebenfalls gar zu ungenügend. Das Sonett, das doch nur eine lyrische Form ist, wird dabei auch merkwürdiger Weise unter den Untergattungen der Poesie aufgeführt.

Nach allem Angebotenen können wir nur wünschen, daß der Verf. bei einer etwaigen neuen Auflage, die bei der Art und Weise, wie die Schulbuchhandlung in Langensalza ihre Bücher an den Mann bringt, nicht zu den Unmöglichkeiten gehört, eine gründlichere Sorgfalt besonders in Bezug auf den ersten Theil, gewissenhaftere Sichtung des zu bietenden Stoffs und theilweise Umarbeitung desselben sich anlegen sein lassen möge, wenn er nicht Gefahr laufen will, sich noch schärferen Urtheilen auszusetzen, als sie Referent zu seinem Leidwesen zu fällen sich gebrungen fühlte.

Die Druckfehler *Blatua* statt *Platina* S. 79 und *Savanarola* statt *Savonarola* sollten in ed. 4 auch weggallen. D. Bd.

v. Eschenbach, Wolfram, Wilhelm von Orange, Heldengedicht. Zum erstenmal aus dem Mittelhochdeutschen überfetzt von San Marte (Dr. A. Schulz, Geheim-Rath). Halle, 1873. Waisenh. 2 thlr.

Der verdiente Mann, welcher unser Volk vor Jahrzehnten schon mit einer neuhochdeutschen Bearbeitung des *Parcival* beschenkt hat, hat diesem nun eine solche des *Willehalm*, dieses zweiten noch vollständig erhaltenen Epos von Wolfram von Eschenbach folgen lassen, und sich dadurch aufs Neue unsern Dank erworben. — Kommt auch Wolframs *Willehalm* an poetischen Werth und innerer Vollendung dem *Parcival* nicht gleich, so bleibt er doch immerhin ein höchst bedeutendes Gedicht, und ist kirchenhistorisch vielleicht noch merkwürdiger, als *Parcival*. Der evangelische, anti-hierarchische Standpunkt Wolframs tritt in *Willehalm* noch schärfer hervor, als in *Parcival*. Dem Laien, dem Markgrafen Wilhelm von Orange, beicht der sterbende Bivianz; der Laie, der Markgraf, reicht ihm die Hostie! Sogleich in dem unvergleichlich herrlichen Eingang des ersten Gesanges spricht der Dichter sein ganzes christliches Glaubensbekenntniß aus; auf den Dreieinig, den Vater, der im

Sohne seine Gnade geoffenbart hat, — und auf ihn unmittelbar, ohne Dazwischentritt einer Priesterschaft, einzig durch den „Glauben“ — ist Wolframs Heilshoffnung gerichtet.

„Du bist Vater und ich bin Kind.

„Laß, Herre, mich nicht übersehn,
Was mir Salden (Heiles) ist geschehn
Und endeloser Wünnē.
Dein Kind und dein Künne (Verwandter)
Bin ich bescheidenliche,
Ich arm, und du viel riche (reiche)
Deine Menschheit mir Sippe gibt (Verwandtschaft verleiht)
Deiner Gottheit; mich ohne Streit (unfehlbar)

Der „Pater noster“ genennet(e)
Zu einem Kinde bekennet.
So gibt der Tauf mir einen Trost,
Der mich Zweifels hat erlöst.
Ich habe glaubhaften Sinn,
Daß ich dein Genanne (dir gleichnamig)
bin,

Weisheit über alle Listē!
Du bist Christus, so bin ich Christen.

Während nun im *Parcival* die subjektive Heilsaneignung den Gegenstand des Gedichtes bildet, und der Uebergang vom Stande des natürlichen Menschen durch allerlei Irrwege bis zur Befreiung und Neugeburt mit der größten psychologischen Tiefe uns geschildert wird, so tritt dagegen im *Willehalm* der Christenglaube in seiner Objektivität in Gegensatz zum (muhammedanischen) „Heidenthum“, aber freilich in einen ziemlich steifen und äußerlichen Gegensatz. Daraus ist der Stoff der französischen Sage Schuld, welche dem Dichter vorlag. Der Held dieser Sage ist eine histor. Person; jener Herzog Wilhelm der Heilige (Sohn des Herzogs Theodorich, eines nahen Verwandten Pipins des Kleinen) welcher 790–806 Herzog von Toulouse oder Aquitanien war, mit Trumengard, der Tochter eines Herzogs Ingram, des Bruder von Chrodogang von Metz, vermählt war, 806 in der von ihm gestifteten Abtei Gellone (jetzt St. Willem an d'Esert) Mönch wurde und 813 starb. (Vgl. Vie et Vaissette, histoire du Languedoc, tom. II pag. 464 ff. Was San Marte in der Einleitung über Wilhelm der Heiligen beibringt, ist ungenügend.) Die Sage hat aus diesem Wilhelm dem Heiligen einen Sohn eines Grafen Haimeric von Narbonne gemacht, der nebst sechs Brüdern ohne Erbe in die Welt geschickt worden sei. Die Sage läßt ihn in

muhammedanische Gefangenschaft gerathen, wo nun die Tochter Terramers (d. i. Abderrahman's), die Gemahlin eines Sarazenenkönigs Tybald, von ihm zum Christenthum bekehrt wird, ihn befreit und mit ihm flieht. Bei der Taufe empfängt sie den Namen Kyburg, und wird Wilhelms Gemahlin. Terramer und Tybald — hier beginnt das Epos — ziehen mit ungeheurem Heer gegen Wilhelm, um Kyburg ihm abzuführen und sie zum Muhammedanismus zurückzuführen. Bei Alischanz (Alis-camp am Rhone) wird Wilhelms ganzes Heer aufgerieben; er allein schlägt sich in seine Burg Drange durch zu seinem Weibe, schleicht aber von hier fort, um in Frankreich bei Ludwig dem Frommen (in dessen Zeit die Sage ihn herabrückt) Hilfe zu holen, während Kyburg mittlerweile mit wenigem Volk die Belagerung aushält und allen Aufforderungen ihres Vaters, muhammedanisch zu werden, und allen Drohungen widersteht. Die Reise Wilhelms an den Hof Ludwigs, wo er sich übrigens als ein ziemlich jähzorniger Mann zeigt, füllt die eine Hälfte des Gedichts; der Entsatz von Drange und der Sieg über die „Heiden“ die andere. Diese ziemlich einfache und äußerliche Geschichte bildet das Gerüste, an welches Wolfram an gelegenen Stellen die Entwicklungen seines Glaubensbekenntnisses (die er namentlich Kyburg in den Mund legt) angehängt hat. Daß dies Gedicht nun seinem poetischen Bau nach dem tief-organischen *Parcival* nicht gleichkommt, leuchtet ein. Ueberdies geht, wie San Marte richtig sieht, aus einzelnen Stellen hervor, daß Wolfram dies Epos zwar mit einem Schlusse versehen, aber nicht seinem urprünglichen Plane gemäß vollendet hat. Wilhelm findet am Hofe Ludwigs einen wunderschönen und riesenstarken Knaben sarazenischer Abkunft, den Kennewart, und nimmt ihn in seinen Dienst — eine prächtige Gestalt, die in ihrer naiven Kraft an den jungen *Parcival* erinnert. Man sieht nun deutlich: das Gedicht war ursprünglich darauf angelegt, daß Kennewart sich als Bruder Kyburgs entpuppen, Christ werden, und die Königs Tochter Alice heirathen sollte. Aber diese Schlußentwicklung fehlt, und man erfährt zuletzt gar nicht, wo Kennewart hinkommen. An einer Stelle des Gedichtes deutet Wolfram selber an, daß die Ausführung desselben ihm durch irgend einen Umstand verleidet worden sei.

Trotz diesen Mängeln wird es niemand bereuen, das Gedicht gelesen zu haben; ist es als Ganzes nicht so vollkommen, wie *Parcival*, so wirkt es wenigstens durch einzelne Parteen — einerseits die religiösen, andererseits die

Kennewart betreffenden humoristischen — erquicklich. Und so fragt sich schließlich nur noch, in welchem Grade die Uebertragung ins Neudeutsche gelungen sei. Hier können wir nun aber bei allem Dank gegen den Bearbeiter und bei aller Anerkennung der Schwierigkeit der Aufgabe einige Bedenken nicht unterdrücken. Wir übergehen als eine Neuerlichkeit, daß er hie und wieder statt der Reimpaare überschlagende Reime angewendet hat. Weit bedeutlicher ist uns das Colorit der Sprache. Wolfram liebt es bekanntlich, französische Wörter zu gebrauchen;

Herbergen ist loschiern genant.

sô vil hân ich der sprâche erkant.

(237, 3 f.)

so braucht er denn öfters das Wort loschiern, bezeichnet auch Wilhelm als einen markis (Marquis) u. dgl. m. Ihm hierin zu folgen, hatte Dr. Schulz ein unzuverlässiges Recht, ja sogar die Pflicht. Ob aber daraus folgte, daß nun auch andre, gut deutsche Wörter des Originals durch moderne Französismen wiedergegeben werden durften, dies will uns sehr zweifelhaft erscheinen. 173, 21 schreibt Wolfram: Seht wie ihr meine werthen Mannen wohl sezt; Dr. Schulz schreibt hier und an andern Stellen ohne Noth: placiert; das öfter vorkommende Wort plumeute gibt er durch Plümeau wieder, statt durch Flaumbett. Auch davon abgesehen, bringt er Ausdrücke und Phrasen, die wesentlich der modernen Sprache angehören und zur Tonart des Gedichtes nicht passen.

246, 6 f.: Die Grafen dachten sich dabei,
Und die Barone theilten ihr
Gefühl,

Warum denn nicht dem Grundtext näher:

Die Grafen es also achten

Und die Ritter nach ihrem Beispiel —?

(Original: Und der barûn in der grâven Zil, d. h. nach der Grafen Art, Vorgang) — 290, 26: „das sag' aus Pietät ich schon,“ warum denn nicht mit dem Original: „das lehrt die Zucht die mich sagen schon“ —? Ueberhaupt könnte die Bearbeitung in sehr zahlreichen Fällen sich enger an den Urtext anschließen, ohne darum unverständlich zu werden. Wir geben eine Reihe von Beispielen. 8, 4 f.: Urtext: „Aus Freude in Sorge jagete Mit Kraft das Herze seinen Leib.“ Schulz: „Und mächtig wogt' in seiner Brust Statt Freude Kummer hin und her.“ 29, 24 ff.: Mit maneger rotte swanete Terramers bruoeder her, Arofel durch strîtes gêr. Schulz: „In vielen Rotten vorwärts drang des Bruders Königs Terramer Arofels Heer in Streitbegehr“ (völlig unklar!) Besser:

„Mit mancher Rotte vorwärts drang Terramers Bruder daher, Arofel, mit Streitbegehr.“ 49, 28 f.: mit dem Urtext: „Bivianz sich da zuhand Streckte, wie ein Todter liegt; Unkraft hatt' an ihm gesiegt.“ Dagegen Schulz: „Die Ohnmacht nahm nun überhand (!) Und streckte wie gestorben ganz In's feuchte Gras hin Bivianz.“ — In gar manchen Fällen wird durch solche Abweichung geradezu der Sinn der Stelle alterirt; nicht „geschwächt“ (mit Schulz) sondern „gekränkt“ (Urtext) wurde durch Arofels Tod und Enthauptung (81, 18) der Dienst der Frauen, d. h. das Gemüth der in Minnedienst zu ihm stehenden Frauen. 136, 11 f. lesen wir: „Die Speise ward zum Theil verzehret Und drauf ihm sanftes Bett gewährt;“ es muß aber mit dem Urtext heißen: „und sanftes Betten gar verwehrt;“ Wilhelm nimmt kein Bett an, sondern „legt sich uf ein Gras“. 235, 25 hat der Urtext (nach der von Lachmann als richtig erkannten Lesart:) si waent wir sin den vinden bi, d. h. Ryburg hält die heranziehenden Hilfsruppen Ruob's für Feinde, und Wilhelm sagt nun für sich: Sie wähnt, wir hätten es mit Feinden zu thun. Statt nun zu übersetzen: „Sie wähnt, es naheten Feinde hie,“ übersetzt Schulz: „Sie glauben (wer denn?) daß die Feinde hie.“ Die Stelle 249, 20 ff. ist nicht nur unrichtig sondern in völlig unverständlicher Weise wiedergegeben:

Die zwei verdienten gleichen Lohn,
Den Minn' etwa für Dienst verleiht.
Nicht ließ es Heinrich von Marbon,
Den jungen König ohne Reid
Dafür, daß er herkam, als Lohn
Zu nöthigen, ihm vortan zu gehen.

Der Urtext, wörtlich übersetzt, gibt vielmehr den Gedanken:

Die zwei verdienten solchen Lohn
Den Minne für Dienst haben soll.
Dem jungen König bot Ehrenzoll
Heinrich von Marbon;
Seiner Dankunst gab er Lohn,
Indem er ihn hieß vor sich gehn.

Wieder an andern Stellen würden durch strengeres Anschließen an das Original Geschmacklosigkeiten vermieden worden sein. Als solche müssen wir bezeichnen die Stellen:

37, 6. Doch todt hin mußte mancher
purzeln.

(Besser: Dazu die Wurzeln und der
Walz;

Doch todt hin fiel da mancher
bald;)

110, 7. „Die lassen mich bemogeln nicht“

(Wolfram hat übersagen, d. i. dem Context nach: betriegen. Wozu also den unedeln Ausdruck?)

Geschmacklos ist auch (170, 9 f.) der Reim:

Den Grafen und Baronen. Falls
Ein wackerer Knecht nur wäre als
Aus meinem Stamm geboren.

Warum denn nicht wörtlich mit dem Urtext:

Dem Grafen und dem Baron.
Ob ein wackerer Gargon
Aus meinem Geschlechte wäre geboren u.

Der Imperativ treffe statt trifft (243, 14) vom starken Verb. treffen, ist in der Feder eines Germanisten auffallend. Doch genug dieser Kritteleien, die wir am liebsten ganz unterlassen hätten, wenn nicht die Wahrheit über alles ginge. Jeder einsichtige Leser dieser Recension wird begreifen, daß einem Gedicht von 398 Seiten oder 13987 Zeilen ein Duzend mißlungene Stellen wenig oder nichts an seinem allgemeinen Werthe rauben. Und so empfehlen wir denn die Lektüre dieses poetischen Werkes unfrem gebildeten Publicum aufs wärmste. Dasselbe hat Freitags Ingo und Ingraban mit reger Theilnahme aufgenommen, und mit Recht; denn wenn schon darin weder das Verhältnis Winfrids zu der alten irischottischen Mission noch die Lage des Thüringens des 8. Jahrhunderts der geschichtlichen Wahrheit gemäß dargestellt ist (am mittlern Main saßen nicht die Burgunden, sondern gerade Würzburg war die Residenz der thüringischen Herzoge) so hat Freitag doch ein überaus lebendiges und fesselndes Cultur-bild jener Zeiten geschaffen. Wenn nun aber eine freie Reproduktion des deutschen Alterthums solcher Theilnahme sich erfreut, wieviel mehr sollten die beiden Meisterwerke des größten mittelalterlichen Dichters, die, aus der Geisteswelt der Hohenstaufenzeit geboren, uns die Ideen dieser Zeit lebendig vorführen, auf die allgemeinste Theilnahme rechnen dürfen? A. E.

Schöpffer, Dr. Karl, Keil und Bock.
Zweites Heft. Die Gartenlaube. 8°. 48 S. Leipzig, 1873. Karl Winde. 6 sgr.

Der Brochürenliteratur der Gegenwart widmen diese Blätter sonst nur nebenbei ein flüchtiges Interesse, da ihr Raum ohnedieß

kaum ausreicht die „bedeutenderen Erscheinungen“ des Büchermarktes jährlich einigermaßen zu berücksichtigen. Indes mag für diesmal eine Ausnahme uns gestattet sein, wenn auch die obige Aufzeichnung die persönlichen Controversen noch dazu ins Spiel zieht.

In einer solchen befindet sich der wegen seiner entschiedenen Leugnung des Kopernikanischen Systems weitbekannte (oder wie der Liberalismus lieber hört: berüchtigte) Verf. mit Keil, dem Herausgeber und Eigenthümer der „Gartenlaube“, und mit Bock, seinem bis zum Widerlichen in den Vordergrund des „Weltblattes“ geschobenen medicinischen Gewährsmann und gleichgesinnten Spießgesellen. Sie beide, als Repräsentanten einer bewußt widerchristlichen und revolutionären Zeitströmung, sucht er des Nimbus zu entkleiden, den sie in geschickter Weise mit Hilfe ihres zur Selbstreclame benutzten Blattes um sich zu breiten wußten.

Deshalb nennt er seine Entgegnung: „Einen Blick hinter die Coulissen der neuesten Journalistik, und Beitrag zur Geschichte dessen, was sich die Lesewelt gefallen läßt.“ Keil hat Schöpffer nämlich wegen eines Artikels in der Zeitschrift „der Volksarzt“, betitelt: „Medicinische Bauernfängerei“, gerichtlich belangt, wogegen dieser in unserer Brochüre den Beweis der Wahrheit öffentlich zu erbringen beflissen ist.

Der Blick, den er, gestützt auf reichhaltige Citate der letzten Jahrgänge der Gartenlaube, hinter die Coulissen derselben eröffnet, ist in der That für beide Inculpaten ein keineswegs schmeichelhafter. Schamungslos werden ihre unstreitig subversiven Tendenzen dem leichtgläubigen Lesepublicum aufgedeckt, und der Widerstreit tönender Worte und wichtiger Werke bei denselben findet seine Abfertigung. Ohne Zögern reißt der Verf. allerlei Scribelen, die durch das Selbstlob der Gartenlaube in den Augen Urtheilsunfähiger als „Helden des Geistes“, „Reformatoren“, „Freiheitsmänner“ und „wissenschaftliche Autoritäten“ erscheinen, den trügerischen Glorienschein von dem Haupte und zeigt an drastischen Beispielen ihre traurige Blöße.

Seine Darstellung gipfelt auf S. 44 darin, daß „Alle, denen die Religion heilig, das Recht und die Gerechtigkeit werth, insbesondere Buchhändler, die sich für den Vertrieb der Gartenlaube verwenden, und Eltern, die ihren Kindern das Lesen derselben gestatten, mit deren Sittlichkeit und Urtheilsvermögen ein sündhaftes

Spiel treiben.“ Dieses Urtheil ist allerdings scharf, aber wohlverdient; möge es an der rechten Adresse nur auch gebührend beachtet werden!

Dagegen aber stehen wir nicht an zu erklären, daß doch auch manche Besprechung zeitgenössischer Autoren uns etwas einseitig erscheint, und Männer, wie Freiligrath, Heine, Kinkel, Heise u. a. doch nicht so summarisch sollten abgethan werden; — wer zuviel beweist, beweist bekanntlich Nichts! — Trotz alledem ist die Brochüre immerhin sehr lesenswerth, und wenn auch der Eifer ihren Verf. im Einzelnen etwas zu weit geführt haben sollte, anzuerkennen als eine Stimme der Wahrheit gegenüber dem hereinbrechenden Heidenthum der modernen Culturbarbarei! —
Ed.

Zur Poesie des „allerjüngsten Deutschland.“*)

Eckstein, Ernst. Venus Urania. Satyrisches Epos. Stuttgart, 1872. Kröner.

Es ist der deutschen Dichtkunst unserer Tage eigen, daß sich ihre Erzeugnisse, abgesehen von den Leistungen weniger älterer erprobter Meister, fast durchweg eben so sehr durch Glätte und Vollendung der äußeren Form wie durch Seichtigkeit des Inhalts und Gedankenarmuth auszeichnen. Diese Wahrnehmung, die nur Besorgnis für die weitere Entwicklung unserer Literatur erwecken kann, ist um so betrübender, wenn wir sie auch bei Dichtern machen müssen, die, wirklich mit poetischem Talent ausgestattet, wohl eine höhere Kunststufe erreichen und einen ihrer Begabung mehr entsprechenden Platz auf dem deutschen Parnas sich erringen könnten. Ecksteins „Venus Urania“ ist es, die uns zunächst zu dieser Bemerkung Veranlassung gibt. Wir haben es hier nicht mit einem Erstlingswerk zu thun. Der Verfasser der Venus

Urania hat bereits durch mehrere Epen seinen Namen bekannt gemacht und in weiteren Kreisen Anerkennung und Beifall erzielt. Auch dieses jüngste Erzeugniß seiner Muse hat vielfach günstige Aufnahme gefunden. Die Vorzüge, die es hat, sind erhoben, die Fehler, an denen es leidet, sind übersehen, die ganze Dichtung ist weit überschätzt worden. Eine derartige Beurtheilung, die sich bei raschem Durchlaufen des Epos wohl erklären läßt, die aber immerhin ein Zeichen des herrschenden unlauteren Geschmades ist, muß sich bei genauerer Prüfung als unrichtig erweisen.

Der Verfasser der Venus Urania ist vor allem, das lehrt der erste Blick auf sein Gedicht, ein Meister in Beherrschung und kunstreicher Handhabung der Sprache und des Rhythmus. Er schaltet und waltet als Gebieter über die Sprache und fügt sie mit Leichtigkeit in die Form der wohlklingenden italienischen Stanze. Kein Gedanke, dem sich das Wort nicht eng anschniegte wie das wohl sitzende Gewand dem Körper, keine Empfindung, keine Handlung, keine Lage, die nicht im Vers den angemessensten Ausdruck fände. Kunstreiche Wortbildungen, kühn, doch immer glücklich geformte Composita ergötzen den Leser und erzielen oft schlagende Wirkung. Doch es ist nicht allein Formgewandtheit, die den Dichter auszeichnet; er besitzt unbestreitbar poetisches Talent. Das zeigt sich zunächst äußerlich in der Rede, die nicht nur fließend und rhythmisch, sondern auch, wenn man von den derb komischen und den satirischen Ausfälle enthaltenden Stellen absteht, edel und wahrhaft poetisch ist. Es werden alle diese Vorzüge des Werkes noch klarer hervortreten, wenn wir eine kleine Probe aus demselben geben. Ohne lange Wahl greifen wir zwei Strophen heraus, und zwar zuerst V, 2:

„Sie haben Recht, Sie Räthseltunsterprober!“

So klang Irenens flügelschnelles Wort.

„Hans Hellborn ist seit gestern mein Verlobter,

Hans Hellborn heißt mein auserkorner Hort!“

Indeß ein Graf, ein liebeswehurchtobter, Wirft nicht so leicht die Hoffnung über Bord.

„Mein wird sie doch!“ so schwur sich der Entzündete,

Wie Canto II des Breiteren schon verkündete.

Als zweite Probe möge die Schlußstrophe des Gedichtes dienen:

*) Wir glauben die Verfasser der beiden unter dieser Ueberschrift besprochenen komischen Epen in der That nicht richtiger classificiren zu können, als wenn wir sie der Schule des berichtigten „jungen Deutschland“ als jüngste legitime Fortsetzer oder Ausläufer zuthöten. Leider stehen sie keineswegs allein als Repräsentanten dieser poetischen Richtung. Von neuerdings erschienenen Poemen eines ähnlichen, ja theilweise noch frivoleren und lächerlicheren Charakters, wie der beiden hier beurtheilten, sind namentlich Ed. Grisebachs „Neuer Tannhäuser“ und Alfr. v. Wurzbachs „Laura“ zu nennen.

Der Barde schweigt. Mit wanderermüdem
 Flügel
 Geht Phöbus fern zur Schlummerstätte
 ein.
 Die Dämmerung senkt auf Thäler sich
 und Hügel,
 Sanft haucht der Wind sein Aeoe durch
 den Hain.
 Un wie sie kam auf adlergleichen Flügel,
 Ums keusche Haupt den goldgewobnen
 Schein,
 So schwebt die Muse scheidend durch das
 Dunkel
 Empor, empor ins Sternenmeer-Gefunkel!

Haben wir uns bisher auf die Betrachtung der Außenseite des Gedichtes beschränkt, so ist es nun an der Zeit, nach dem Inhalt und der Disposition desselben zu fragen. Max, der Held unseres Epos, ist der Sohn des Arztes Holm in Sundewald in Pommern. Dieser, der mit Kindern reich begeset ist, gibt gern dem Drängen eines kinderlosen Schwagers nach, ihm Erziehung und Versorgung des Knaben zu überlassen. So verläßt denn Max bei seinem Oheim Rolf Agenor in Björneborg in Schweden einen Theil seiner Kindheit und die ersten Jünglingsjahre. Ein Freund Agenors und Lehrer Maxens ist der Dorfschulmeister Erich Ingemann, zu dessen lieblicher Tochter Hedda der heranwachsende Jüngling in Liebe entbrennt, die von ihr erwidert wird. Indessen kommt die Zeit heran, wo Max in die Heimath zurückkehren muß, um das Vaterhaus wiederzusehen und dem von ihm erwählten Studium der Medicin obzuliegen. Vor der Abreise geloben sich die Liebenden Treue, und mit schweren Herzen reißt sich Max von Hedda los. Der herbe Schmerz der Trennung, der Max in die Heimath begleitet, macht mit der Zeit einer ruhigeren Seelenstimmung Platz. Bald vollzieht sich mit dem braven und ehrbaren Jüngling eine merkwürdige und plötzliche Veränderung. Der Anblick einer schönen Wirthschafterin erhitzt sein Blut und bringt die Sinnlichkeit bei ihm zum Durchbruch. Leicht behört er das Mädchen, leicht wie sie behört er nach ihr noch viele andere. Max ist auf einmal ein Wüstling geworden. Und das Spiel mit Weiberherzen und Weiberehre, das er so erfolgreich in Sundewald begonnen, setzt er in Berlin, wohin er sich zur Vollendung seiner Studien begibt, mit gleichem Glücke fort, bis ihn endlich dort die Strafe ereilt. Ein Verhältniß zur Mätresse des Grafen Fritz von Wodenstein erweckt ihm in diesem einen Gegner, dessen Einfluß ihm

Verderben bringt. Der Demagogie (!) verdächtig, wandert er in den Kerker. Indessen hat die schwer betäubte Hedda aus dem Ausbleiben der Briefe ihres Verlobten den Schluß auf dessen Untreue gezogen. Gewißheit darüber wird ihr in Berlin, wohin sie nach dem Wunsche ihres Vaters auf einige Zeit als Gouvernante geht. Sie erblickt dort an Maxens Arm ein fremdes Mädchen, mit dem sie ihn verlobt glaubt; von seinem sittenlosen Wandel erfährt sie nichts. Doch ist ihr Aufenthalt in Berlin auch noch insofern von Wichtigkeit, als sie dort, selbst ungesehen, Zeuge eines Auftritts ist, der für das Geschick eines anderen liebenden Paares und mittelbar auch für ihr eignes entscheidend wird. Der Dichter Hans Hellborn und Irene sind Verlobte. Irene stellt der Graf Benno von Wodenstein, Fritzens würdiger Bruder, nach, der vorher schon Hedda, die er in Berlin kennen gelernt, mit seinen Huldigungen verfolgt hat, von ihr aber stets zurückgewiesen worden ist. Als eines Tages Hans und Irene im Thiergarten lustwandeln, treten ihnen die beiden Brüder drohend in den Weg. Hans Hellborn wirft Benno unsanft zu Boden und öffnet sich so den Pfad. Benno sinnt auf Rache. Mit Hülfe eines bestochenen Arztes und unterstützt durch das Zeugniß seines Bruders, weiß er die erhaltene unbedeutende Verletzung als gefährliche Wunde hinzustellen, welche ihm von Hans Hellborn, der ihn überfallen habe, beigebracht worden sei. Hans wird vor Gericht gezogen und trotz energischer Vertheidigung verurtheilt. Im Gefängniß trifft er mit Max zusammen, welcher schon seit einiger Zeit die Zelle bewohnt, die nun auch ihm angewiesen wird. Mit Irezens Hülfe entfliehen Max und Hellborn, die mit einander Freundschaft geschlossen haben, aus dem Kerker und eilen, nachdem sie sich einige Zeit in einem Kohlen-schiff verborgen gehalten haben, nach Schweden, um in Björneborg eine neue Heimath zu suchen. Indessen ist Max beim Anblick der treuen Liebe zwischen Hans und Irene das Bild Heddas wieder vor die Seele getreten. Er empfindet Reue über sein leichtsinniges Leben und wünscht die Zeit seiner reinen Liebe zu Hedda zurück; doch fühlt er sich in richtiger Selbsterkenntniß ihrer nicht mehr würdig. Jedoch als er nun mit Hans und Irene nach Björneborg kommt, löst sich alles in Harmonie auf. Hedda, die unterdessen nach Schweden zurückgekehrt ist, verzeiht Maxen, der ihr wohlweislich nicht von seinen Liebesabenteuern erzählt, „um ihr engelreines Herz zu schonen.“ Da nun Hedda bekennt,

jene Scene im Thiergarten mitangesehen zu haben, so steht der Rückkehr Hans Hellborns, der durch ihre Aussage von jeder Schuld gereinigt werden wird, nach Deutschland nichts im Wege. Und wenn Fritz von Bodenstein so als meineidiger Zeuge erwiesen ist, so wird auch die gegen Max auf Grund seiner Denunciation eingeleitete Untersuchung in sich selbst zusammenfallen. So hat denn Venus Urania alles auf das schönste gefügt.

Das ist ein Stoff, nicht schlechter und nicht besser, als er uns in den meisten unserer Romane gewöhnlichen Schlags geboten wird. Zwei liebende Paare, die theils durch eigne Schuld theils durch die Bosheit der Menschen an ihrer Vereinigung gehindert werden, mancherlei, oft seltsame Glückswechsel, die die Helden der Erzählung bald in tiefe Noth versetzen, bald dem Ziel ihrer Wünsche rasch zuführen, schließlich ein alle befriedigendes Ende: das alles können wir hier wie dort finden. Doch es ist wahr, auch ein trivialer Gegenstand kann durch kunstreiche Behandlung vertieft werden, und nicht selten sind so poetische Meisterwerke entstanden. Hat der Verfasser der Venus Urania es verstanden, seinen Stoff poetisch zu durchdringen und über die Sphäre des Gemeinen zu erheben? Diese Frage muß verneint werden. Die erste Anforderung, welche man an einen Dichter stellt, ist, daß er die Handlungen und Begebenheiten, die er schildert, nicht bloß äußerlich ohne ihre Triebfedern und die Entwicklung einer aus der andern darzulegen, neben einander stelle, sondern daß er vielmehr die Ursachen, welche sie hervorrufen, und die geheimen Fäden, welche sie verbinden, aufdecke. Dieser Anforderung genügt unser Epos nur sehr unvollkommen. Es ist vor allem die zweimalige Sinnesänderung Maxens, der Hauptperson der Dichtung, die das erstemal gar nicht, das zweitemal nur sehr schwach motiviert ist. Wir müssen Max nach der vom Dichter im ersten Gesang und im Anfang des dritten entworfenen Schilderung für einen gutgearteten, sittenreinen Jüngling halten, der in der Liebe zu Hedda einen starken Schutz gegen alle Versuchung besitzt. Wir erwarten daher mit Recht, daß, wenn er nun im weiteren Verlauf des dritten Gesangs als ein Wüstling der schlimmsten Sorte auftritt, der Dichter uns mittheile, woher denn eigentlich diese ganz plötzliche und unvermuthete Umwandlung komme. Allein darüber finden wir auch keine Andeutung. Im ersten Gesang haben wir nur Vortheilhaftes über Max gehört und ihn zuletzt voll Schmerz von Hedda scheiden sehen. Im zweiten Gesang ist nicht

die Rede von ihm. In den 3 ersten Strophen des dritten Gesangs wird seine Ankunft in Sundewald erzählt, und sein Kummer über die Trennung von der Braut geschildert, der ihm den Appetit raubt und die Freude am Studium benimmt. Die vierte Strophe berichtet, daß sich im Lauf der Wochen sein Schmerz gemildert, und er in der Gewißheit der Treue Heddas Trost gefunden habe. Bis dahin findet sich nichts, was auch nur die leiseste Ahnung einer Sinnesänderung Maxens erwecken könnte. In der fünften Strophe heißt es, daß Max nach einem Vierteljahr genug Herzensruhe gewonnen habe, um Kneipen zu besuchen, Bier zu trinken und Studentenlieder zu singen. Auch hierin liegt noch nichts eigentlich Schlimmes. In der sechsten Strophe kommt der Dichter auf das Dörfchen Garbenheim zu sprechen, das unweit Sundewald liegt und zu seinem Bewohnern den Wirth Willibald zählt, der gute Speisen und Getränke und eine schöne Tochter hat. Max wird nicht erwähnt. Nun folgt die siebente Strophe, und in ihr vollzieht sich die Wandelung Maxens. Sie lautet also:

Im Juli war's. In goldbeladenen Aehren
Stand reich des Winters aufgeschoff'ne
Saar.

Da kam auch Max, ein Stangenglas zu
leeren,

Nach Garbenheim den buntbewach'nen
Pfad.

Und als, den Balsam lächelnd zu be-
scheeren,

Bisettchen zu dem Gartentische trat,
Da goh'r's ihm jäh im aufgeregten Blute;
Da ward ihm heiß und minniglich zu
Muth.

Die 3 nächsten Strophen enthalten eine kleine Digression, insofern der Dichter sich in ihnen über Kellner und Kellnerinnen ausspricht, und sein Verhalten der Liebenswürdigkeit und den Reizen der letzteren gegenüber mittheilt. Von Strophe 11 ab wird dann die Anknüpfung des Verhältnisses zu Bisettchen, die Fortsetzung desselben und weiterhin Maxens unaufhaltames, immer tieferes Versinken in den Schlamm der Sünde erzählt. Da also die plötzlich eintretende Corruption Maxens von dem Dichter in keiner Weise, weder durch äußere Einflüsse noch durch Vorgänge in seinem Inneren, begründet wird, und ein Sprung von völliger Sittenreinheit zu sittlicher Verworfenheit doch nicht gerade etwas Selbstverständliches ist, so bleibt die ganze Sache unerklärlich. Doch das kümmert den Dichter nicht. Er berichtet das Factum.

Mag es sich der Leser zurecht legen, wie er will und kann. Freilich vergiftet er dann, daß wir so über den Charakter der Hauptperson völlig im Unklaren bleiben, und daß dieß einer der schwersten Fehler ist, die eine Dichtung überhaupt haben kann. Ähnlich ist es mit der zweiten geistigen Metamorphose unseres Helden. Zwar wird eine Motivierung derselben, die aber auch mehr zwischen den Zeilen zu lesen als ausgesprochen ist, durch den Einfluß Hellborns und die Einwirkung seiner Liebe zu Irene auf Mar versucht, welche dieser, in ihrer Reinheit und Treue kennen lernt, und die in ihm die Erinnerung an Hedda erweckt. Aber dennoch fragen wir: Ist es wahrscheinlich, daß auf einen Menschen wie Mar solche Dinge, die er schon längst cynisch zu belächeln gewohnt ist und noch während seines Zusammenseins mit Hellborn bespöttelt, einen nachhaltigen und dauernden Einfluß ausüben, und bei ihm eine wirkliche Sinnesänderung herbeiführen werden? Und ferner fragen wir: Wenn Venus Urania wirklich die Macht hat, den tief gesunkenen Helden wieder zu erheben, warum hat sie dann überhaupt seinen Fall zugelassen, statt ihn vermöge dieser ihrer Macht zu verhindern? Möglich, daß sie glaubte, ihre himmlische Kraft würde durch die schwierige Rettung des Verlorenen in hellerem Lichte erscheinen als durch die leichte Verwahrung des Unschuldigen. Dann wird uns freilich um Hedda bang, die Göttin möge noch weitere Experimente der Art mit ihrem Schützling anstellen.

Doch wir wollen dem Dichter Gerechtigkeit widerfahren lassen. Ist auch die Charakterschilderung seines Helden misglückt, so sind ihm andere Figuren, allerdings solche, die eine mehr untergeordnete Rolle spielen, wirklich gelungen. Dahin gehört z. B. Frau Hill, die Besitzerin eines Kaffeechankes und Hauswirthin Hans Hellborns, dahin gehört auch Hanna, die Wittve des verkannten Poeten Knöpfe, die beide von vorwiegend komischer Wirkung sind. Ueberhaupt hat der Dichter zum Komischen unverkennbares Geschick. So ist sehr gelungen die Scene im vierten Gesang, die einen Streit zwischen Ulrike, der Gemahlin Rolf Agenors, und Mathilde, der Frau des Schulmeisters Ingemann, behandelt, welcher dadurch entsteht, daß erstere Winden an der ihren Garten begrenzenden Scheunenwand der Familie Ingemann hinaufzieht, und, indem sie dieselben begießt, die Scheune, ohne es zu wollen, beschädigt. Weniger glücklich ist Eckstein in der eigentlichen Satire. Freilich fehlt seiner Dichtung der Boden, aus dem allein die

wahre Satire erwachsen kann, der sittliche Ernst. Vielmehr herrscht in ihr, und wir müssen dieß zum Schlusse mit Bedauern constatieren, ein entschiedenes leichtfertiger Ton. Sicher ist es dem Dichter, der ja das Leben nachahmen soll, gestattet, unmoralische Menschen und unmoralische Handlungen in seinen Werken vorzuführen. Wenn aber der Verfasser der „Venus Urania“ sich bei Maxens lockeren Liebesabenteuern ohne Noth und, wie es fast scheint, mit Vorliebe aufhält, wenn die häufig eingestreuten Entschuldigungen, daß er derartige Dinge berichten müsse, ihm nur Gelegenheit bieten, die Sache recht breit zu treten und immer wieder darauf zurückzukommen: so muß dieß nothwendig das Gefühl des Lesers beleidigen, und dadurch auch den ästhetischen Eindruck jener Theile der Dichtung stören, ja theilweise vernichten.

H. G.

G.

Gottschall, Rudolph. König Pharao.
Ein komisches Epos in 4 Gesängen, mit
4 Illustrationen von Füllhaas. Leipzig,
1873. Amelang.

Nach Romik haben wir von der ersten bis zur letzten Zeile dieses Productes vergeblich gesucht; nicht Eine wichtige überraschende Situation, die ein fröhliches Lachen — nicht Eine Probe gesunden Humors, die ein heiteres Lächeln uns abgenöthigt hätte! Eine durch und durch ordinäre, ja gemeine Geschichte — ein Mensch gewöhnlichen Schlages, der nirgends etwas leistet, in Armut und Schulden geräth, sich nun dem Kartenkönig Pharao ergibt, durch Glück im Hazardspiel reich wird, und nun seine Amourchaft, eine Schauspielerin, sitzen läßt und eine feinerliche aber häßliche und böse Person heirathet. Punktum. Und doch wird es an Lesern nicht fehlen, die beim Lesen dieses Machwerks sich weidlich erlustigen und in schadenfrohes Gelächter ausbrechen. Denn die, an sich uralte weisliche Geschichte ist gewürzt mit dem Pfeffer mephistophelischen Spottes über alles und alles. Daß Herr Gottschall über die „Orthodoxen“ und über die Bibel seine frivole Lauge ausgießt, versteht sich von selbst und wird niemand in Verwunderung setzen; Bibelsprüche zu elenden Witz zu verwenden (wie wenn S. 67 jene feinerliche Megäre sagt: Mein Joch ist süß, doch meine Last nicht leicht, ist wohlfeil und erfordert wenig Geist. Aber auch rein humane Bestrebungen wie die Vereine gegen Thierquälerei werden (S. 61 f.) auf unbegreifliche Weise verhöhnt; auch die Idealphilosophie (S. 37 f.) wo es

von Hegel heißt, daß er „die Idee nur sah und ihre Purzelbäume“ und von Schelling: sein „Tumel der Potenzen, ein Rattenkönig mit verschlungenen Schwänzen“; ja selbst Dünzer's gelehrter Fleiß in seinen Studien über Göthe wird (S. 39) lächerlich gemacht; er „weiß Göthe bis aufs letzte Korn zu dreschen.“ Und was leistet denn nun dieser Herr Gottschall selbst?

„Mir ist's verhaßt,
Wenn in der Dichtung alle Farben
stimmen
Und regenbogenhaft verschwimmen.
Das Leben liebt den schreienden Contrast.
Und ob er den Geschmak beleidigt —
Auf Wahrheit nur ist der Poet bereidigt.
Glaskugelig soll er seine Dichtung
stellen
Recht in die Mitte von Jahrmärkten und
Vordellen.

Für Vordelle dürfte denn diese Nachtoppoeie eine ganz passende Lektüre sein. Eine ideale Wahrheit, die mit ethischen Forderungen der Gemeinheit und Sünde entgegenrät, gibt es bei Hrn. Gottschall nicht; die gemeine Wirklichkeit ist ihm die Wahrheit. Nicht einmal die Pflicht der Wahrhaftigkeit kennt er; denn wenn er (S. 76) schreibt: „Das Kind, das streitge, mitten hindurchhaun ließ er mit dem Säbel, ganz wie der königliche Weise“, so ist das eine Lüge, für bibelunkundige Leser berechnet, sinntmal Salomo jenes Kind weder zerhauen ließ noch zerhauen zu lassen vorhatte. Hr. Gottschall liefert nur einen neuen Beweis dafür, daß mit der Religion auch die Sittlichkeit zu Grunde geht. Er, der frivol genug ist, S. 14 ein mit der Drehkrankheit behaftetes Schaf, das seinen Kopf in die Höhe reckt, mit einem „gottbegabten Seher“ zu vergleichen, und S. 28 zu schreiben: „von Gottes Gnaden ist dies Lotto“ u. dgl. m., hat seine Freude daran, sich im Schlamm zu wälzen; entkleidete Schönen spielen eine große Rolle in seinen Vergleichen; S. 40 lesen wir:

Doch wenn sie gar mit größrem Glück
(als Küßen)
Beseligt ihren Freund sub rosa —
Dann wirft er einen schändlichen Seitenblick
Auf andre Julien und ihre Prosa.

Das Studentenleben (wie er es kennt) schildert er S. 3:

Wie Simson unter die Philister wetternd,
Mit eines Esels Kinn sie niederschmet-
ternd.
Verloren geht das Kinn, der Esel bleibt,

Der einst am Affentisch des Staats Re-
gister schreibt,
Gewohnt, nach jedem Wink von oben her
zu schielen,
Und tahl und lahm — vom Kusse der
Deliken!

Pfui über solche Poesie! S. 6 schreibt Rudolph Gottschall: „Die Tinte ist erstarrt. O wär sie's überall, Der Muse wär' erspart manch schnöder Sündenfall.“ Wäre seine Tinte vertrocknet, so würden wir nicht das Widrige erleben, daß eine Harpye sich an die Stelle der Muse, und Gemeinheit an die der Poesie drängt. A. G.

Vom Weihnachts-Büchertisch.

Allein in London. Von der Verfasserin von: „Der Fischer auf Derby-Haven; „die Belagerung von Straßburg;“ die Pilgergasse in Manchester“ 2c. Autorisirte Uebersetzung von M. H. — 126 S. Barmen, Hugo Klein (Evang. Buchhdlg.) 12½ sgr.

Dem Besten gehört die vorderste Stelle. Ref. bekennet, seitlange nicht in gleichem Grade ergriffen gewesen zu sein, als bei der Lektüre dieses Büchleins, das von einigen wenigen zweckmäßig gewählten und geschickt verknüpften Charakterzügen aus das Leben der Weltstadt London, das Elend der dortigen Armen und die Liebesarbeit der Agenten der inneren Mission zu seiner Viderung schildert. Es sind namentlich die Erlebnisse eines jener obdach- und heimatlosen, unter freiem Himmel oder unter Brückengewölben und Treppentportalen übernachtenden Knaben, wie sie sich zu Tausenden in den Straßen der Riesenstadt herumtreiben, an welchen die dortigen socialen Nothstände einerseits, und das christlicherseits zu ihrer Heilung Versuchte andererseits veranschaulicht werden. Im Bereiche des Letzteren ist es namentlich das Segensvolle der Hospitäler zur Aufnahme und Pflege heimatloser Kinder sammt den zunächst damit zusammenhängenden Bestrebungen barmherziger Samariterliebe, was man hier schön hervorgehoben findet. — Einer unserer thätigsten christlichen Volks- und Erbauungsschriftsteller äußerte vor Kurzem irgendwo, er wünsche dieses Büchlein geschrieben zu haben. Und in der That, dasselbe wiegt, was segensvolle Wirkung im Dienste des Reiches Gottes betrifft, Hunderte von schweren Bänden auf. Sein Grundgedanke besteht in einbringlicher, gleichhehr ersichtlicher wie tröstlicher Hervorhebung der Wahrheit, daß nur aus Christi Wunden der Bassam quillt, dessen wir zur Heilung jener Schäden unseres heutigen socialen Lebens und der in denselben beschlossenen fürchtbaren Gefahren bedürfen. Möchte diese

Wahrheit nicht bloß im Heimathlande der Verfasserin — wo man in ihrer Erkenntniß ohne Zweifel weiter ist, als bei uns — sondern auch im deutschen Reiche in stets weiteren Kreisen anerkannt und beherzigt werden!

Nicolay, zur Neujaarszeit im Pastorate zu Noddebo. Erzählung. Nach der 3. Aufl. des dänischen Originals deutsch von W. Reinhardt. Bremen 1873. J. Rühlmann. 1½ thlr.

Der erwärmende Hauch nordischer Gemüthsreife und nordischen Humors liegt über diese dänischen Geschichte. Die Freuden der Häuslichkeit, die stillen Reize des Familienlebens hat noch keine Feder des Südens so recht zu schildern gewußt. Aber die düsterste Zeit des Jahres, selbst die Nebel, die Frostnächte, die Schneegestirbe, die weiße Nede des Nordens beleben sich, wenn der behagliche Nordländer uns die Fülle des Lebens in den vier Wänden seines Hauses aufzählt. „Qu' peut-on être mieux qu'au sein de sa famille?“ sagt der Franzose. Aber bei ihm bleibt es bloßes Wort, hier wird es Wirklichkeit. Volle, fesselnde, schöne Wirklichkeit wird dieses Familienleben auch in unserer Geschichte im Predigerhaus zu Noddebo. „Gleichwie der, welcher nicht in Dänemark war, das Schönste auf Erden nicht kennt,“ so schließt unser Buch, und wir vergeben gern dem glühenden Vaterlandsgefühl diesen Lobpreis der Heimat. Aber gewiß stimmen wir bei, wenn er fortfährt: „So auch kennt der, welcher nie in einem Predigerhaus war, auch das Beste in Dänemark nicht.“ Denn ein Lob des Pfarrhauses zu singen, dazu wird sich mit dem Verf. noch gar mancher mit Freuden bequemen.

Gottlob, noch ist das Pfarrhaus bei uns die Heimstätte des unschuldigen Lebensgenusses wie des gedankenvollen Ernstes und der gemüthlichen Liebe. Nachdem die allzu nüchterne Zeit und das monotone Geräusch der Maschinen längst alle Mäusen und Grazien aus dem öffentlichen Leben verschenkt haben, so ist ein gut Stück Poesie uns in dem einfachen und bescheidenen Leben des Landpfarrers geblieben. Jedermann kennt den Vicar of Wakefield, und wir glauben, daß der dänische Pastor von Noddebo sich seinem englischen Amtsbruder nicht unwürdig zur Seite stellt. Ist der gesunde Humor, der practischthätige Sinn, der tiefste Ton und sind es die dem Norden eigenthümlichen Klänge, die Erinnerungen an die alte Helgenzeit des seefahrenden Volkes, ist es das heitre und doch so unschuldige Treiben, in das wir eintreten, ist es endlich die komische Verwicklung des Ganzen, die durch das naive und doch selbstbewußte Benehmen eines 18jährigen Studenten hervorgerufen, einer ebenso befriedigten als glücklichen Lösung entgegengesührt wird, — es ist so viel echt Heimathliches und wieder so viel Fremdes darinnen, daß wir theils uns selbst in der Geschichte spiegeln, theils etwas wirklich Neues zu empfangen uns bewußt werden.

Die Sprache ist einfach. Vortrefflich kopirt sie Ton und Färbung der Rede, wie wir sie an 18jährigen strebenden Jünglingen gewöhnt sind. Es ist der angehende Student, der hier empfindet und redet. Aber in den jugendlichen Gedanken liegt verborgen eine Fülle alten Goldes.

Ueber die Person des Verf. kann ich leider nichts mittheilen. Nicolay ist wohl nur pseudonym.

Hoffmann, Dr. Walter. Humor aus der Kinder- und Schullebe. Eine Sammlung der vorzüglichsten Anekdoten aus der Kinderwelt. 2. stark vermehrte Auflage. 12°. 196 S. Leipzig 1872. Arnoldi.

Schon das Titelblatt des hübsch und handlich gedruckten Büchleins versetzt den Leser in behagliche Stimmung. Denn da sieht er, um mit Cheirisophos, dem Spartiaten, zu reden, gleich vorne einen der würdigen „Volksbildner“ auf der Sella curulis sitzen, und einem armen Büblein die bedenkliche Frage vorlegen: „Wobon nährt sich der Eisbär?“ — Antwort: „Vom Eisel!“ — Indeß würde man doch irre gehen, wenn man, von diesem einen Beispiel verleitet, annehmen wollte, nur Anekdoten komischen Inhalts seien hier zusammengetragen. Wenn das Büchlein auch unwidersprechlich mächtig auf die Lachmuskeln wirkt, so hat der Verfasser desselben doch auch höhere Gesichtspunkte im Auge, man soll dadurch Blicke in die Seele der Kinder werfen und die Kindesart, namentlich falscher Behandlung gegenüber, richtig aus dessen Antworten verstehen lernen. „Denn das Kind sucht ihm noch unerklärte Dinge sich gewöhnlich in seiner Weise zu erklären, wie es das Dasein oder die Entstehung derselben sich eben als wahrscheinlich denkt, und so erhalten Eltern, Lehrer u. s. w. auf an Kinder gerichtete Fragen oft so überraschende, theils komische, theils rührende Antworten, daß diese letztern wohl geeignet sind, die Gemüthsanlagen, die Fähigkeiten und die Verstandessphäre eines Kindes zu kennzeichnen.“

Was in dieser Hinsicht der Verfasser sammelt hat, das ist nur zu einem kleinen Theile der eigentlichen Geschichte angehörig, obschon auch Histrorien aus der Jugend berühmter Männer nicht vergessen worden sind. Dagegen beruht die Hauptsumma des Inhalts liberal auf authentischen Mittheilungen von Eltern und Erziehern, die demselben sogar von der andern Seite des Oceans in der entgegenkommendsten Weise zugegangen sind und also den Werth seiner Gabe um ein Bedeutendes erhöhen.

Freilich gehört das Werkchen weniger in die Hände von Kindern, als von Eltern und Lehrern. Die Mehrzahl der Anekdoten haben ihren Reiz in den total falschen Fragen derselben. Sie weisen also darauf hin, lächerliche Blößen, dem Kinde gegenüber, ernstlich zu vermeiden, und zu gedenken,

daß nach dem Sprichwort „kleine Töpschen auch Ohren haben.“ Andererseits können sie auch dazu dienen; durch Vorlegung der betreffenden Frage das Kind auf die Probe zu stellen, um sein geistiges Urtheil zu prüfen, und fällt dieses besser aus, wie in der Anekdote, so darf man dieselbe ihm dann zur Belohnung mit in den Kauf geben.

Welchen Gebrauch man aber auch von dem Büchlein machen möge, gewis wird man gerne zu ihm zurückkehren als zu einem erprobten treuen Freunde, der in der harmlosesten Weise von der Welt und mit dem gutmüthigsten Gesichte doch „den Schall hinter ihm hat,“ wenn er uns seine Weisheit predigt. Bd.

Kausch, Ernst, Lehrer an d. ersten Bürgerschule zu Wittenberg. Das Buch der schönsten Kinder- und Volksmärchen, Sagen und Schwänke. Vierte vermehrte und verbesserte Auflage. Mit 60 in den Text gedruckten Abbildungen, 7 Tonbildern und einem Buntbilde. 254 S. Leipzig 1874. D. Spamer 25 sgr.

Es ist ein ungewöhnlicher, aber kein unbewandter Erfolg, der diese Kauschschen Kindermärchen nun schon zum vierten Male, und zwar wie jedes frühere Mal in einer Stärke von 10,000 Exemplaren, seinen Gang durch die Welt antreten läßt. Wir verweisen, was die genauere Charakteristik des Inhalts betrifft, auf die Kritik der 3. Auflage im Bd. X (1872) S. 463 des „Anzeigers“, und bemerken hier nur, daß der Herausgeber auch bei der diesmaligen neuen Auflage wieder erhebliche Verbesserungen und Bereicherungen vorgenommen hat, vermöge deren der Umfang um etwa 2 Bogen gewachsen ist. — Uebrigens dürfen wir nicht unerwähnt lassen, daß wenigstens in dem uns vorliegenden Exemplar, — wir wissen nicht, ob auch in allen übrigen dieser Auflage — der 13. Bogen (S. 193—208) durchaus defect gedruckt und obenbrein verkehrt geheftet ist, so daß einige der Erzählungen dieser Region nur ganz unvollständig vorliegen.

Wagner, Hermann. Entdeckungsreisen in der Heimath. I. Im Süden: Eine Alpenreise, mit seinen jüngern Freunden unternommen. (Mit 110 Text-Abbildungen, 2 Tondrucken und 1 bunten Titelbilde). II. Stadt und Land; Naturgeschichtliche Streifzüge in Mitteldeutschland, mit seinen jungen Freunden unternommen. (Mit 100 Abbildungen, 3 Tondruckbildern und 1 bunten Titelbilde). Zweite durchgesehene Auflage. Leipzig 1874. D. Spamer. (Preis

jedes der beiden Bändchen: geheftet 20 sgr., cartonnirt 25 sgr.).

Diese beiden Bändchen gehören, gleich den „Entdeckungsreisen in Haus und Hof“, den „Entdeckungsreisen in der Wohnstube“, den „Entb.-R. in Feld und Flur“ 2c. zur zweiten Gruppe des Spamerschen „Illustrierten goldenen Kinderbuchs,“ und zwar als 5. und 6. Band dieser Gruppe. Sie enthalten eine Reihe anregender Schilderungen und Betrachtungen in dem kindlichen Alter angemessener, frischer und naiver Darstellungsform, belebt durch einen ansehnlichen Reichtum wohlgelegener Illustrationen. Die „Alpenreise“ enthält, zum großen Theil in Briefform eingekleidet, Schilderungen von 1) Wanderungen in den nördlichen Kalkalpen Oberbayerns; 2) Wanderungen in den Centralalpen der Ostthaler Gruppe; 3) Wanderungen in den südlichen Alpen Tyrols. „Stadt und Land“ sodann zerfällt gleichfalls in drei Gruppen von Aufsätzen, deren ebenfalls mehrere die Briefform tragen; sie schildern: 1) Wanderungen vom Hause durch Busch und Feld zur Stadt; 2) Naturwissenschaftliche Entdeckungszüge durch die Stadt; 3) Wanderungen im Thiergarten. Besonders die anregenden Skizzen dieser letzteren Gruppe, auf welche sich die beiden vorzugsweise schönen Tonbilder: „Der Bärenzwinger“ und „Der Wolf“ beziehen, dürften sich nicht wenige Freunde in der jugendlichen Lesewelt erwerben.

Deutschland in Wort und Bild. Eine geographisch-geschichtliche Rundschau. Separat-Abdruck aus Otto Spamer's Illustriertem Conversations-Lexikon für Volk und Jugend. — Mit 70 Text-Abbildungen, 17 Kärtchen und acht Tontafeln. — Zweiter Abdruck. — Leipzig, Otto Spamer. (148 S. hoch Quart.)

Das nicht sowohl in Buch- als vielmehr in Atlasformat gebrachte und dabei reich illustrierte Werkchen bietet: 1) eine geographisch-ethnographische Schilderung von Land und Volk, auslaufend in 12 historisch-geographische Uebersichtskärtchen des deutschen Reichsgebiets (Sp. 15—18), die nur leider, weil sie nicht colorirt sind, ihrem Zwecke einer Veranschaulichung der successiven inneren Einteilung Deutschlands nach Stammgebieten, Provinzen, Ländern 2c. nicht recht entsprechen; 2) eine kurze Darstellung der politischen Geschichte des deutschen Volks und Reichs bis auf die Gegenwart, illustriert durch die sämtlichen, als Holzschnitte in den Text gedruckten Kaiserbilder des Frankfurter Kaiserzsaales (S. 19—52); 3) eine Uebersicht über die deutsche Cultur-Entwicklung, zu welcher die zur Veranschaulichung der Trachten, Wohnungen und Sitten der verschiedenen Zeitalter dienenden 8 Tontafeln als Illustrationen gehören (S. 52—60); 4) eine

kurze Uebersicht der Literatur- und Kunstgeschichte Deutschlands S. 60—92); 5) eine synchronistische Tabelle zur Vergegenwärtigung des gleichzeitigen Fortschrittes der politischen Cultur- und Literatur-Entwicklung (S. 93—108); 6) Statistisches über „deutsches Reich, deutsches Heer, deutsche Marine (mit Abbildungen militärischer Trachten aus verschiedenen Zeiten); 7) „deutsche Mythologie, deutscher Orden, deutsches Recht“; 8) deutsch-französischer Krieg, nebst kurzem Bericht über den Friedensschluß und Rückblick auf das Ganze (S. 136—148). — Das Ganze erscheint wohl geeignet, dem Spamer'schen „Illustrirten Conversationslexikon ob. Orbis pictus“ als einem großartig angelegten und trefflich ausgestatteten Werke Freunde zu werben, empfiehlt sich aber auch an und für sich betrachtet als angemessene Festgabe für die reifere Jugend.

Otto, Franz. Der Menschenfreund auf dem Throne. Leben und Wirken des edlen Kaisers Josef des Zweiten. Unter Benutzung einer Lebensstizze von W. Wagner dem Volke und der Jugend erzählt. Mit 30 Text-Illustrationen und einem Titelbilde. Zweite verbess. und erweiterte Aufl. Leipzig, D. Spamer (Der „Illustrirten Jugend- und Hausbibliothek“ X. Serie: „Pantheon; große Menschen und denkwürdige Ereignisse“ 2c.) VIII. u. 95 S. Geh. 7½ sgr.

In wiefern gerade die durch das Wirke Josefs II. bezeichnete Episode der neueren Geschichte zum Bestandtheile eines „Pantheon“ für unsere Jugend besonders geeignet sein soll, vermögen wir nicht recht abzusehen. Der denkwürdigen Monarchen umspielende Kranz von pikanten Anekdoten und Sagen hat allerdings sein Anziehendes; aber von den Grundgedanken seines Strebens auf politisch-socialen und kirchlichem Gebiete versteht diejenige Altersstufe, die sich durch dieses anekdotische Element vorzugsweise gerne fesseln läßt, durchaus noch nicht das Nöthige, und wenn sie etwas davon versteht, so mischt sich leicht Mißverständliches und Irreleitendes mit ein. Die aus dem nur allzu rosenfarbenen und panegyrisch gemalten, alle Schattenseiten und bitteren Früchte des Josephinismus geistlich ausmerzenden Bilde des Kaisers resultirende Moral, wie sie den jungen Lesern des Büchleins sich nahe legt, fällt ungefähr mit dem in Eins zusammen, was S. 32 dem amerikanischen Freiheits- und Aufklärungsmanne Benjamin Franklin gelegentlich seiner Unterredung mit Josef in Paris in den Mund gelegt wird: „Die Religion ist auf die Vernunft, die Staatsgesetze auf die Macht und den Boden der Sittlichkeit zu gründen und nicht auf die Gewalt. Die Freiheit, die Ehre, die Menschenliebe, alle Tugend muß ihre Heimath im Staate, im thätigen Leben finden; dann ist

alles Dasein lichterfüllt; der Sonntag ist nicht mehr allein geheiligt, jeder Werktag ist es,“ 2c. Was soll unsere deutsche christliche Jugend mit solcher Weisheit anfangen, als deren Formulierer der Vf. ausdrücklich Berth. Auerbach, (den Vor- erzähler des von ihm am betr. Orte Nacherzählten, bezeichnet? Oder welchen praktischen Nutzen soll sie aus solchen Sätzen ziehen, wie die obnehin vom Standpunkte historischer Wahrheit aus ansehbare Schlußbemerkung auf S. 94: „Die geläuterte Religiosität, zu welcher Josef II. sich bekannte, das Beispiel der Tugend, welche er übte, sie wirkten fort mit heilsamer Gewalt als erhabene Grundsätze auf des Volkes Empfindungen und Gedanken“ 2c.? — Wir können uns mit den für den Verf. bei Ausarbeitung dieser biographischen Skizze wahrscheinlich maßgebend gewesenem Ideen nicht befreunden. Die beiden anderen Lebensbilder neuerer Fürsten, wie sie der Verf. in derselben Abtheilung des „Pantheon“ (die auch den speciellen Titel: „Auf hohen Thronen: große Herrscher und Kriegsfürsten im 18. u. 19. Jahrh.“ führt) gezeichnet hat: „Friedrich d. Gr.“ und „Der neue Cäsar“ (Nap. I.), scheinen uns, ein jedes in seiner Art, besser gewählt zu sein. Den formalen Vorzügen und der trefflichen äußeren Ausstattung des gegenwärtigen Büchleins soll übrigens mit dem hier Bemerkten nicht zu nahe getreten werden. Nur sähen wir seinen Inhalt lieber nicht losgetrennt von dem jener beiden anderen Biographien neuerer Herrscher. Vereinigt mit Friedrich d. Großen und mit Napoleon würde auch Josef II. sich besser als Object biographischer Schilderung für die Jugend ausnehmen.

X.

August Trümpelmann: Perpetua und Felicitas. Erzählende Dichtung. 141 Seiten. Wittenberg 1873. Kölling. 18 sgr.

Schon vor mehreren Jahren hat uns der Verf. dieser dramatischen Darstellung mit einer recht dankenswerthen Gabe beschenkt, indem er die römische Frage vom kirchlich-nationalen Standpunkt aus behandelte. Heute führt er uns in das heidnische Rom und zeigt zwei edle Frauengestalten unfrem Blick, die obgleich durch ihre äußere Stellung verschieden, doch in ihrer Glaubens- und Bekenntnistreue einig sind und einig bleiben, bis sie ihr Leben unter dem Jubel eines heidnischen Pöbels auf der Arena aushauchen, der aufgestachelten Wuth wilder Bestien preisgegeben. In 5 Gesängen verläuft das christliche Epos und der Verf. versteht es, in lebendiger Schilderung uns in mediam rem hinein zu versetzen: ein Festgelage im Hause des Proconsuls Hilarius, an dem auch Glaucus, der Gemahl der Perpetua, und ihr Vater Honorius theilnehmen und bei dem sich Glaucus die Sklavin des Hilarius, Felicitas, für seine Frau ansittet, bildet den Ausgang; diese Sklavin gewinnt auf Perpetua einen so mächtigen Einfluß, daß letztere dem

Heidenthum den Kiden lehrt und Christen wird, so daß beide den Gottesdienst der Christen besuchen. Aber nicht lange bleibt ihre Conversion verborgen; sie werden vor den Proconsul geführt, erhalten den Auftrag, den heidnischen Götzen zu opfern, aber sie weigern sich beharrlich dessen. Alle Veruche, die männlich entschiedenen Seelen wieder in heidnischen Aberglauben und Creaturen-dienst zurückzubringen, scheitern an der Widerstandskraft der von Christo ergriffenen Frauen, deren Glaubenslicht selbst den Glauben nicht unberührt läßt, und beide sterben den schönen Tod um Christi willen.

In rührender, plastischer Weise entrollt der Verf. dieses Gemälde vor den Augen des Lesers und gibt damit eine Apologie des Christenthums, das wenn es einmal den Menschen in seinen innersten Tiefen erfaßt hat, ihn nicht mehr losläßt, sondern eine Gotteskraft ist, die das ganze Leben weicht und in den Dienst Christi stellt — und somit bezeichnen wir diese dramatische Darstellung als ein Lichtbild aus den trüben Zeiten schwerer und grausamer Verfolgung, dessen Betrachtung dem glaubensarmen, bekenntnißlosen und matten Geschlecht unserer Tage eine Mahnung zur Treue und Entschiedenheit sein und manchem Leser zur Bestimmung und zur Ermunterung dienen dürfte. Das Büchlein sagt uns: Löwen, laßt euch wiederfinden, wie im ersten Christenthum.

Wilh. Engelhardt.

Christliche Volksbibliothek. Herausgegeben und verlegt vom Hauptverein für christliche Erbauungsschriften. 1.—6. Bändchen. Berlin, im Magaz. des Hauptvereins (Klosterstr. 67).

Es sind sechs christliche Volks Erzählungen, die, (jede im Bändchen von durchschnittlich 80—100 Seiten in Schillerformat bildend) als erste Serie dieser Volksbibliothek geboten werden:

- 1) Der Feierrnann und sein Kind, eine Dorfgeschichte, von Armin Stein (6 Sgr.).
- 2) Die Badereise von W. Aulich (5 Sgr.).
- 3) Blumenkätzchen, von Mathilde Duednow (5 Sgr.).
- 4) Der Bettler, oder: Wer den Armen gibt, der leiht dem Herrn, von Martin Claudius (5 Sgr.).
- 5) Der Heiderer von Grimmitz, von D. Brenneke (7½ Sgr.).
- 6) Die Feuerkaufe, Erzählung aus dem Volke und für das Volk, von W. Chr. Höchstetter (7½ Sgr.).

Abgesehen von der schmucken, niedlichen Ausstattung — jedes Bändchen ist fein cartonirt mit einem Titelbilde in Tondruck — empfiehlt sich die kleine Sammlung durch die Gediegenheit ihres Inhalts, für welche bei einigen Nummern, vor allem bei Nr. 3, die schon anderweitig vorthelhaft bekannten Namen der Verfasser schon von vornherein Gewähr leisten. Die Erzählungen erinnern nach Inhalt und Tendenz besonders an

jene mit Recht beliebten Dorfgeschichten oder volkstümlichen Novellen, womit v. Horn (Dertel) die früheren, vorzugsweise gelungenen Jahrgänge seiner „Spinnstube“ zu eröffnen pflegte; nur daß der ächte Volkston meist doch nicht so vollständig wie bei diesem Meister in populärer Erzählungskunst getroffen erscheint (trotz der hie und da eingefügten Proben plattdeutschen Dialogs). Als Leser setzen sämtliche Erzählungen nicht sowohl Kinder, als dem reiferen Jünglings- und Jungfrauenalter näher stehende oder bereits in dasselbe eingetretene Personen voraus. Auch Gebildeten, ja Feingebildeten werden diese Geschichten „aus dem Volk und für das Volk“ einen reichen Genuß bieten, vorausgesetzt, daß christlicher Sinn und wahres religiöses Interesse bei ihnen vorhanden ist.

Schmidt, Ferdinand. Herder als Knabe und Jüngling. Für Jung und Alt erzählt. Sechste Auflage. (164 S. kl. Okt.) Berlin, Hugo Kastner. Pr. 7½ Sgr.

Gleich der Mehrzahl der zahlreichen (bis jetzt unfres Wissens bereits an 40 sich belaufenden) Bändchen der F. Schmidt'schen „Jugendbibliothek“ hat auch das vorliegende eine so günstige Aufnahme erfahren, daß es bereits eine ziemliche Zahl von Auflagen erlebt hat. Es ist eine nach Stoff und Form wohlgelungene, das reifere Jugendalter ansprechende, und dabei zwar einfach, aber freundlich (u. a. auch mit einem Titelbilde: Herder auf einem Baume lesend etc.) ausgestattete biographische Schilderung, welche die gewandte, unermüdet thätige Hand des in weiten Kreisen beliebten Jugendchriftstellers hier abermals ihre Kunde antreten heißt.

Deutsche Jugend- und Volksbibliothek. Nr. 40—45. (Fünf Bändchen, jedes ca. 8 Bogen kl. Okt. mit Titelbild, à 7½ Sgr.) Stuttgart, F. F. Steinkopf.

Es ist ein ächt süddeutsches Unternehmen, durch sein Mitarbeiter-Perfonal gleicherweise wie durch Form und Inhalt seiner einzelnen Abtheilungen als solches charakterisirt, das in diesen Bändchen mit jenen beiden norddeutschen Volks- und Jugendbibliotheken in Concurrenz tritt. Seine äußere Ausstattung (die etwas feiner ist als die der Schmidt'schen Hefchen, aber freilich nicht ganz so elegant, wie die der christl. Volksbibliothek des Berliner Hauptvereins) trägt im Allgemeinen ein ähnliches Gepräge, wie das jener rivalisirenden Sammlungen. Wodurch sich aber die vorliegende Sammlung vor jenen auszeichnet, das ist der ächt volkstümliche Charakter der meisten ihrer Erzählungen, von denen einige geradezu als Meisterstücke dieses Genre bezeichnet werden dürfen. Wohl am meisten gilt dieß unter

den sechs uns hier vorliegenden von Nr. 40: „D Straßburg, du wunderschöne Stadt! Erinnerung eines Feldpredigers“ von Emil Frommel (von dem auch schon mehrere frühere Nummern der Sammlung herrühren). Aber auch der andere aus den jüngsten Kriegsereignissen entnommene Stoff: „Die Schwaben an der Marne; zwei Erzählungen“, hat an Ernst Hoffmann einen geschickten Bearbeiter gefunden. Nicht minder angenehm lesen sich die „Alten und Neuen Geschichten“ von Fr. Blaul (Nr. 41), „Am Eichenstein; eine Erzählung aus dem Aargau“ von Maria Kabe (Nr. 43), „Franz von Sickingen, der letzte Ritter“ von D. Theleman (Nr. 44) und „Johann Friedrich Flattich, Pfarrer in Mülchingen“ von G. Weitbrecht (Nr. 45). Die Gegenstände sind überall gut gewählt und mit ächtem Erzählertalente ebenso volkstümlich als passend für das jugendliche Auffassungsvermögen und Interesse behandelt.

Stöckner, H. C., Unsere Zeit. Bilder aus dem Natur- und Menschenleben. Mit Beiträgen von E. Besser, Dr. C. Cornelius, Fr. Engel u. c. Mit 100 Text-Abbildungen und vier Tonbildern. — (4 Hefte à 76 S.). Leipzig, 1874. D. Spamer. Geb. 1 thlr. 10 gr.

Gleich den gegen Ende des vor. J. erschienenen „Zeitbilder“ desselben Verfassers (s. Allg. lit. Anz., Bd. XI, S. 45) bietet auch dieser neue Jahrgang der „Welt der Jugend“ eine reiche Auswahl anregender und gebiegender Aufsätze aus dem Natur- und Kulturleben der Gegenwart, ausgestattet mit vielen vortrefflichen Illustrationen. Die dort noch ziemlich vorwaltenden Kriegsscenen und Schlachtbilder haben jetzt einem fast durchwegs friedlichen Inhalte weichen müssen. Bedeutende Tagesereignisse der jüngsten Vergangenheit treten vor allem hervor und bieten theils zu Nekrologen Anlaß (z. B. Justus Liebig, S. 295 ff.), theils zu sonstigen Zeit- und Culturbildern, wie „Vom Ostseestrande“ (eine Schilderung der Sturmfluth vom Nov. vor. Jahres, S. 77 ff.), „David Livingstone und Henry Stanley“ (S. 155 ff.), „Ein Besuch in Japan“ (S. 223 ff.). Auch mehrere anziehende historische Skizzen aus der näheren und ferneren Vergangenheit werden unter der Rubrik „Gedenkblätter“ geboten, z. B. „Dem Andenken des Freiherrn v. Stein“ (das Denkmal zu Nassau), „Pariser Schreckenstage vor 300 Jahren“ (die Bartholomäusnacht), „Friedrich Schiller auf der Karlschule“, „Nik. Kopernikus und William Herschel“. Das anekdotische und statistische gemeinnützige Element vertreten die kleineren Aufsätze der Rubrik: „Unser Tagebuch“. — Aus der Wiener Weltausstellung entlehnt der vorl. Band noch keine Mittheilungen; der Herausgeber verspricht aber, den nächstfolgenden Jahrgang mit Schilderungen aus der Kaiserstadt

Wien, die er an Ort und Stelle selbst gesammelt hat, zu eröffnen.

1. Kane, Der Nordpolfahrer. Arktische Fahrten und Entdeckungen der zweiten Grinnell-Expedition zur Auffindung Sir John Franklins in den Jahren 1853, 1854 und 1855, unter Dr. Eliza Kent Kane. Beschrieben von ihm selbst. — 5. durchgesehene Auflage. Mit 120 in den Text gedruckten Abbildungen, sechs Tondrucktafeln und einer Karte. — (VIII u. 311 S.). Leipzig, 1874. D. Spamer. Geb. 1 thlr. 20 gr.

2. Die Franklin-Expedition und ihr Ausgang. Entdeckung der nordwestlichen Durchfahrt durch Mac Clure, sowie Auffindung der Ueberreste von Sir John Franklin's Expedition durch Sir Leopold Mac Clintock. — 3. durchgesehene und vermehrte Auflage, bis auf die neueste Zeit fortgesetzt. Mit 110 Text-Illustrationen, vier Tondrucktafeln, einer Karte u. c. — (VIII u. 276 S.). Ebendas. Geb. 1 thlr. 20 gr.

Einer eingehenderen Empfehlung bedürfen diese beiden neu aufgelegten Nummern des Spamer'schen „Buches der Reisen und Entdeckungen“, eigentlich nicht. Sie empfehlen sich der jugendlichen Lesewelt von selbst durch ihren unmittelbaren Anblick, zumal um die Weihnachts- und Neujahrszeit, wo die Naturumgebung und -beschaffenheit der südlicheren Heimath die Wunder und Schrecken der Polarwelt in der Regel wenigstens einigermaßen zu veranschaulichen dient und dazu einlädt, die Abenteuer der kühnen Erforscher jener Gegenden im Geiste zu verfolgen und mitzuerleben. — Für die Anziehungskraft und Gediegenheit des Inhalts von Nr. 1 legt obendrein die ansehnliche Zahl von Auslagen ein günstiges Zeugniß ab, welche dieser Band — der erste des „B. der Reisen und Entd.“ und, ihren wir nicht, eine der frühesten hervorragenden Publikationen des Spamer'schen illustrierten Verlags überhaupt — bereits erlebt hat (jede Aufl. ungefähr 4000 Exemplare stark). Nr. 2 berührt sich zwar in manchen Partien mit „Kane dem Nordpolfahrer“; namentlich in seinen naturbeschreibenden und ethnographischen Abschnitten allgemeinen Inhalts kehrt Manches von dorthin wieder. Doch stehen in der Hauptsache beide Bände im Verhältnisse wechselseitiger Ergänzung und wohlgefügten Zueinandergreifens zueinander. Die auf dem Titel angekündigte „Fortsetzung der Franklin-Expeditionen bis auf die neueste Zeit“ ist

ein kleiner Anhang von 5—6 Seiten (S. 271 bis 276), worin die jüngsten Nordpolfahrten, hauptsächlich die von Petermann angeregten deutschen Unternehmungen dieser Art, zwar nicht ihrem specielleren Verlaufe nach geschildert, aber doch in übersichtlicher Kürze aufgezählt werden.

Oberländer, Richard, Westafrika vom Senegal bis Benguela. Reisen und Schilderungen aus Senegambien, Ober- und Niederguinea. Vorzugsweise nach den Berichten von Mungo Park, Lambert, Mage, Winwood Reade, Baikie, Burton, Du Chailu, Bastian, Kohns, Maghar u. A. Mit besonderer Rücksicht auf die „Deutsche Expedition zur Erforschung Innerafrika's“. — Mit 160 Text-Abbildungen, vier Tonbildern, sowie zwei Karten in Farbendruck. (XVI und 464 S.). Geb. 2 thlr. 25 sgr.

Wie schon ihr stattdlicher Umfang zeigt, gehört diese Schrift zu denjenigen Abtheilungen der Spamer'schen „Mustrinen Bibliothek der Länder- und Völkerkunde“, welche einer über die Stufe bloßer Jugendchriften hinausgehenden Reichhaltigkeit und wissenschaftlicher Gründlichkeit in Behandlung ihrer Objecte nachstreben, wie dieß auch der Titel der Serie („Das neue Buch der Reisen und Entdeckungen“, und: „... zur Erweiterung der Kenntniß der Fremde“) andeutet. — Seiner in eben dieser Serie erschienenen, in Gemeinschaft mit Dr. Christmann entworfenen vorjährigen Schilderung der oceanischen Inselwelt (vgl. Bd. XI, S. 368 f. dieser Zeitschr.) läßt der Verfasser hier eine nach ähnlichen Principien und mit gleicher Geschicklichkeit und Anziehungskraft gearbeitete zusammenfassende Uebersicht über die wichtigsten bisherigen Reiseexpeditionen nach dem tropischen Westafrika, sammt deren geographisch-naturwissenschaftlichen und ethnologischen Ergebnissen folgen. Der behandelte Stoff zerfällt in drei Abtheilungen: I. Senegambien und der Niger (mit Berichten über die Reisen von Mungo Park, Lambert und Mage — S. 1—158); II. Oberguinea, d. h. Sierra Leone, die Goldküste, Achanti, Yoruba, das Niger-Delta (mit Mittheilungen aus Winwood Reade's, Baikie's, Verh. Kohns u. A. Reisen — S. 159—286); III. Niederguinea, vom Gabon bis nach Bihe und Benguela (mit Reiseberichten über Du Chailu, Servat und Labislaus Maghar — S. 287—456). Außer dem naturwissenschaftlich, topographisch und ethnographisch Interessanten wird auch das für die politische Geschichte, die philanthropischen und civilisatorischen Bestrebungen (z. B. die auf Abschaffung des Sklavenhandels bezüglichen) sowie für das christliche Missionsinteresse Belangreiche eingehender erörtert. So wird die Geschichte der Ansiedelungen auf der Goldküste von den einstigen

brandenburgischen Niederlassungen unter dem Großen Kurfürsten bis zum gegenwärtigen Achanti-Kriege der Engländer verfolgt; über die Negerrepublik Liberia wird eingehend berichtet, und auf dem Gebiete der Missionsbestrebungen werden die ehemaligen Scheiterfolge der Jesuitenmissionare in Congo und Angola ebenso eingehend und richtig gewürdigt, wie die wirklichen Verdienste, welche britische und deutsche evangelische Missionare wie Bischof Crowther, Miss. Hinderer u. in verschiedenen Theilen Oberguinea's sich erworben haben. — Das gehaltvolle Buch bietet so viel des Interessanten und Lehrreichen, daß es der mehrfachen Bezugnahme auf die vor Kurzem abgegangene „deutsche Expedition zur Erforschung Innerafrika's“ unseres Erachtens nicht erst bedurft hätte, um seine Bedeutung für das Interesse weiterer Kreise hervorzuheben.

Kalender und Almanache.

1. **Schneider, Pfr. in Pippspringe. Schreib- und Hilfskalender für Geistliche** auf das Jahr 1874. Erster Jahrgang. XXIV und 420 S. kl. Oct. Bielefeld und Leipzig, Velhagen und Klasing. 27 1/2 sgr.
2. **Julius Rückers deutscher Lehrkalender für 1871.** (Mit dem Bilde des Königl. Preuß. Ministers der geistl., Unterrichts- und Medicinal-Angelegenheiten Hrn. Dr. Falk). Viertes Jahrgang. 215 S. kl. Oct. Berlin, Rob. Oppenheim.

Nr. 2 erschien zum ersten Male 1870 und hat sich seitdem, Dank seinem billigen Preise bei ziemlich reichem gemeinnützigem Inhalte, bereits in weitesten Kreisen des deutschen Lehrstandes eingebürgert. Außer dem gewöhnlichen kirchlich-astronomischen Kalender (S. 10—34) bietet das Büchlein: einen Geschichtskalender mit Raum zum Eintragen neuer geschichtlicher Nachrichten bei jedem Tage (S. 35—138); Genealogisches über die europäischen Fürstenhäuser; eine Zinstabelle; Mittheilungen über Post- und Telegraphentaxen sowie über Gold- und Silber-Münzwerte; ein chronol. Verzeichniß der wichtigsten Erfindungen und Entdeckungen auf industriellem Gebiete (S. 155—157); einen Orientalkalender; Mittheilungen über „Vereinswesen“, d. h. über die größeren und kleineren deutschen Lehrervereine (S. 161—172); ein nach den einzelnen Ländern Deutschlands geordnetes Verzeichniß der wichtigsten auf Schulangelegenheiten bezüglichen obrigkeitlichen Rescripte mit Verweisungen auf die von Friedr. Keller herausgegebene „Deutsche Schulgesammmlung“*)

*) Hr. Fr. Ed. Keller nennt sich auch als den dermaligen Herausgeber des Lehrkalenders.

(S. 173—186); eine Biographie des damaligen preuß. Cultusministers Dr. Falk (S. 186—190); Nachrichten über wichtigere Personalveränderungen und Ordensverleihungen im Schulbereiche; Tabellen zu Lectiionsplänen und Schulverzeichnis; endlich eine kurze Uebersicht über bemerkenswerthe literarische Neuigkeiten auf pädagogischen Gebiete.

Nachdem in theilweiser Nachahmung des Vorbildes dieses Lehrerkalenders seit dem Frühjahr vorigen Jahres auch ein „Deutscher Universitäts-Kalender“, herausgegeben von Dr. Ferdinand Ascherfon, Custos der Berliner Universitätsbibliothek, ins Leben getreten war (— derselbe erscheint semestrisch um Ostern und Herbst jedes Jahres und enthält hauptsächlich nur Verzeichnisse der für die neuen Semester angekündigten Vorlesungen, der akademischen Preisaufgaben und studentischen Vereine der verschiedenen Universitäten, endlich ein fakultäten- und sachweise geordnetes Verzeichniß der beliebtesten und verbreitetsten Compendien der verschiedenen Wissenschaften —*), hat vor Kurzem Pastor Schneider zu Lippstange einen nach ähnlichem Muster gearbeiteten Kalender für die deutsche evangelische Geistlichkeit veröffentlicht, der an Reichhaltigkeit und Präcision seiner Zusammenstellungen alles Aehnliche, was bisher in dieser Richtung veröffentlicht worden, überbietet und dabei doch im Preise bedeutend niedriger gestellt erscheint, als z. B. Ascherfon's Universitäts-Kalender, dessen beide halbjährliche Nummern à 20 Sgr. zusammen fast das Doppelte dieses trefflichen Schreib- und Hilfskalenders für Geistliche kosten. Der Inhalt ist auf knappstem Raume ein ungemein reicher und den praktischen Interessen des geistlichen Amtes aufs Sorgfältigste angepaßt. Dem aftronomischen Kalender (nebst angehängten Genealogien etc.) folgt zunächst S. 5—134 der eigentliche Schreibkalender, betitelt: „Notizbuch auf alle Tage des Jahres,“ und mit nach dem Cyklus des Kirchenjahres geordneten Summarien (kurzen Periodenentwicklungen) für sämtliche Sonn- und Festtage versehen. Diese Summarien, deren geistvoll prägnanter martiger Inhalt den Veracht zu widerlegen dient, als ob es sich hier um die Darreichung ehrenrühriger und der Würde der evang. Geistlichkeit zu nahe tretender Hilfsmittel handle, rühren von dem Superint. Beckhaus in Högter her und dürften sich als wohl geeignet für ihren auf Gewinnung immer neuer Freunde für die herrliche Institution des ev.-lutherischen Kirchenjahres abzielenden Zweck erweisen. — Es folgen tabellarisch angelegte „Termin- und Colleen-Kalender“ zur Erleichterung amtlicher Verrichtungen; ein (dem Schülerverzeichnis in jenem Lehrerkalender nachgebildetes) Formular zu einem Confirmanden-Verzeichniß; ein „Tägliches Cassa-

buch“ und „Notizbuch“. Hierauf ein „Theologisches Jahrbuch“, bestehend aus einem exact gearbeiteten Personalstatus der evangelischen Kirchen Deutschlands, in welchem zwar nicht die Namen sämtlicher Geistlichen, aber doch die aller Behörden bis herab auf die Superintendenten (oder bezw. Metropolitane, Dekane od. Präpositi) aufgeführt sind (S. 194—241). Sodann wird aus der neuesten deutschen Gesetzgebung alles kirchlich Belangreiche und die Interessen der ev. Geistlichkeit irgendwie Verührende mitgetheilt, vom Kanzelparagraphen an bis zur jüngst erlassenen preussischen Kirchengemeinde- und Synodalordnung. Auch das oberkirchenrätthliche Erkenntniß in Sachen Synods fehlt nicht, denn — nach einer richtigen Bemerkung des Herausgebers im Vorworte — „fängt diese Sache mit ihrem Abschlusse erst an.“ — Es folgt ferner ein „Theologischer Literaturbericht“ über die hauptsächlichsten theologischen Publikationen seit der 2. Hälfte des vor. Jahres (S. 304—315); sodann „Vereins-Nachrichten“ aus dem Bereiche der äußeren, inneren und Juden-Mission, aus kirchlichen Stadt- und Dorfbereinen, Diaconissenanstalten, Gustav-Adolphs-Vereinen etc. (S. 316—338); eine „allgemeine kirchliche und Schulstatistik“ (in summarischer Fassung), ein theologischer Nekrolog über die Zeit vom Sommer 1872—1873; endlich allerlei „Gemeinnütziges“ für die geistliche Amtsführung (dabei auch verschiedene kirchliche Schemata, z. B. zu Vormundchaftslisten, zu einem kirchlichen Lagerbuche, zur Kirchenrechnung etc.) — Das recht Saubere, Crafte, Zuverlässige, auch relativ Druckfehlerfreie der Arbeit in fast allen ihren einzelnen Abtheilungen dient in erfreulicher Weise zur Erhöhung des Werthes des Büchleins. Nur auf wenigen Punkten sind wir kleineren Versehen oder Veräumnissen begegnet; z. B. ist der theologische Nekrolog weder ganz vollständig, noch ganz frei von Ungenauigkeiten; desgleichen fehlt im Personal-Status hie und da ein accessoirischer Titel oder auch die Angabe des theolog. Doctorgrads dieses oder jenes geistl. Würdenträgers, — wegen etwaiger Versehen dieser letzteren Art thut der Verf. ausdrücklich im Vorworte Abbitte. In der S. 240 f. im Anschlusse an den kirchlichen Personalstatus gegebenen Uebersicht über die ev.-theologischen Lehrer der deutschen Universitäten sind einige Privatdocenten nicht mit aufgeführt, z. B. Dr. Dibelsius in Berlin; auch steht bei den Professoren der theol. Fakultät zu Gießen ein Dr. „Meer“ verdruckt für „Mey“; und für Kiel ist Prof. Thomsen (gest. im Decbr. 1872) als noch lebend mit aufgeführt.

Von Hans zu Hans. Otto Spamer's Illustrierter Almanach. Jahresgabe für Jung und Alt im deutschen Haus. I. 92 S. gr. Lex.-Oct. Leipzig, D. Spamer.

„In diesem, von nun ab jährlich erscheinenden Almanach gedenkt die Verlagshandlung „das größere Publikum mit dem Inhalt ihrer der

*) Statt des statistischen Interesses, wie es der vor einiger Zeit verstorbene Dr. Muschack mit seinem vorzugsweise die Titulaturen etc. berücksichtigenden Universitätskalender hauptsächlich zu fördern bemüht war, ist es also der pädagogische Gesichtspunkt, dem dieser Ascherfon'sche Kalender in erster Linie zu dienen sucht.

Jugend und den Erwachsenen gewidmeten literarischen Neuigkeiten des laufenden Jahres bekannt zu machen, vornehmlich aber empfehlenswerthe wesentlich bedeutende Werke ihres Verlags durch kürzere Auszüge oder selbstständige Abschnitte aus denselben den Kreisen, wohin dieser Almanach gelangt, näher zu bringen.“ Diese Proben, den alljährlich zu publicirenden Verlagsberichten vorangestellt, sollen ein anmuthiges, lesbares Ganzes bilden; je sechs solcher Jahrgänge sind dazu bestimmt, zu Einem Bande vereinigt zu werden.

Laut dieser Ankündigung des Verlegers und Herausgebers soll also der „illustrierte Almanach“ fortan an die Stelle der literarischen Mittheilungen „Von Haus zu Haus“ treten und gleich denselben, nur in regelmäßiger Wiederkehr seiner Nummern, den geistigen Verkehr zwischen den Productionen des Spamer'schen Verlags und der deutschen Lesewelt pflegen helfen. Vorangestellt ist der in der gegenwärtigen Nr. I enthaltenen Zusammenstellung vermischter Erzählungen und sonstiger Probe-Aussätze aus den diesjährigen Spamer'schen Novitäten ein „Geschichtskalender“, bestehend aus einer Aufzählung von 365 Geburts- und Sterbetagen berühmter Menschen (in der Reihenfolge des Jahreslaufs vom 1. Januar bis z. 31. Decbr.). Die folg. Aufsätze und Erzählungssammlung enthält u. a.: „Spiel und Arbeit“ (von Elm), „Der Brotruchbaum“ (von Wagner), „Vom Töfel, der das Gruseln lernen wollte“; (von Franz Otto), „Thor's Fahrt zu Thrym“ (von Wagner), „In der Wildnader Haide vor 450 Jahren“ (von Roth), das letzte Riesenheim von Villamaria) 2c. 2c. Fast Alle einzelnen Artikel sind gleich ausgezeichnet durch schöne Darstellung wie durch treffliche Illustration. Dem ganzen Unternehmen darf deshalb gewiß ein guter Erfolg prognosticirt werden.

Stolz, Alban. Kohlschwarz mit einem rothen Faden. Kalender für Zeit und Ewigkeit 1873. 8°, 74 S. Freiburg im Breisgau 1872. Herder. 12 fr.

Mit der periodischen Literatur können sich unsere Blätter sonst nur im Allgemeinen befassen. Wenn wir bei dem genannten Erzeugnis derselben heute einmal eine Abweichung uns erlauben, geschieht es um des bekannten und hervorragenden katholischen Volkschriftstellers willen, und um der Bedeutung dieses Kalenders gerecht zu werden, der in eine Auflage von 40—50000 Exemplaren ausgehend, dem Tieferblickenden mancherlei zu denken gibt.

Sa, dieser Kalender ist diesmal mehr, denn sonst „Kohlschwarz“, scharf, bitter, ultramontan bis zur äußersten Grenze des nach den Preßgesetzen Erlaubten, und ohne die mindeste Schonung den Gegnern der römischen Kirche gegenüber. Da ist kein schwächliches Vertuschen und Pactieren, unversöhnlichen Gegensätzen gegenüber. Stolz gefällt sich recht gesittentlich darin dieselben überall möglichst greifbar dem gemeinen Mann darzu-

stellen, und namentlich die armelige, innere Hohlheit des landläufigen religiösen und politischen Liberalismus zu brandmarken.

Doch darüber vergißt er den „rothen Faden“ nicht. „Mein Kalender“, sagt er, „will als freibarer Hutar hinausfahren, um gegen böse Geister zu kämpfen. Mit einer Klinge von weichem Tannenholz richtet man nichts aus; die christliche Wahrheit ist ein zweischneidiges Schwert, sie verletzt deswegen manchmal Freund und Feind, will aber beiden, wenn sie es annehmen, heilsam werden.“ Nun wohl, diese Arznei ist bitter, aber gesund! —

Die einzelnen Abtheilungen des Kalenders sind: I) Doctormäßiges, worin nicht blos dem ausgebildeten „Arztvolk“ tüchtig der Lektüre gelesen wird, („denn es gibt auch solche darunter, die so wenig Religion haben, als die Creaturen, welche Heu fressen, und im Sommer Gras; solche von Religion unangelehrte Doctoren, derlei rufe keinen ins Haus, es sind gefährliche Menschen in jeder Beziehung, eben weil jeder Mensch gewissenlos wird, wenn er nichts mehr glaubt“) sondern auch den Bauersleuten sehr beherzigenswerthe Rathschläge, Rahnungen und Warnungen in gesundheitslicher Beziehung gegeben werden. II) Das gefährlichste Spiel.

Hier geistert der Sölibatär mit wichtiger Verbtheit, hier und da freilich etwas caricirt, die Verliebtheit, Puk- und Genußsucht aller Stände, insbesondere des weiblichen, und die daher stammende Zerrüttung der Familien. III) Das kleine Hirn großer Herrn. Dieser Abschnitt leistet in kapuzinerhaftem Tone das Mögliche, um die traurige Kurzsichtigkeit der Gewaltigen unserer Zeit zu beklagen, die mit ihren liberalen Maaßregeln gegen Kirche und Schule das Herz des gesunden Volkslebens vergiften und ihren eigenen Untergang befördern. „Nehmt dem Volk nicht sein Christenthum“, ruft er aus, „Das ist sein einziges Goldstück und auch sein letzter Heller. Wenn die Armen Gott nicht mehr fürchten, so werden sie euch selber anpacken und wie Ungeziefer zertreten, sobald sie euch unter die Füße bekommen!“ — IV) Schul-

sachen, wenden dieselbe Erfahrung auf dieses streitige Gebiet an und machen dem katholischen Volke Vorschläge, wie die Schäden desselben zu paralysiren sind. V) Katholik und Protestant rufen miteinander Hühnchen. Die schwächste Parthie des Buches. In Frage und Antwort gesetzt, macht der Diskurs einen sehr fleissigen Eindruck, und der Sieg wird dem Katholiken so leicht gemacht, daß ein wohlunterrichteter evangelischer Confirmand sicherlich besser sich vertheidigen würde. VI) Steckbrief gegen Zeitungen. Hier ist der Verfasser ganz auf der Höhe seiner Aufgabe angelangt, und man möchte mit Recht wünschen, daß alle guten Christen seine Rede hörten und alles aufböten, um diesen Krebschaden des Volkswohls zu entfernen. VII) Wählen, Wohlthun und Wählen, läßt einen Blick thun hinter die freigeistigen Coulisins des constitutionellen Theaters, und verabreicht

dem gestimmungstüchtigen Bier- und Fortschrittsphilister ein kräftiges Sturzbath zur Ernüchterung. Mit VIII) Glückseliges neues Jahr, als Epilog, legt der Verfasser die Feder nieder.

Rechnet man die specifisch römischen, hier aber unumgänglichen Ecken und Spigen des Werks

ab, so bleibt doch immerhin soviel des Gehaltvollen und vortrefflich Gesagten auch für andere christliche Leser übrig, daß man mit Freuden sich dem Genuße dieses Kalenders hingeben kann, der in dieser schlaffen Zeit mit löblichem Kampfesmuthe das Panier Christi festhält. Wb.

III. Referate aus Zeitschriften.

Das Ausland. Nr. 25—37.

Nr. 25. — Die Somäli-Halbinsel (Ihre Bewohner, die Somäli, werden von den bedeutendsten neueren Sprachforschern und Ethnologen, wie Col. Rigby, Fr. Müller &c., der f. g. mittelländischen Race, und zwar speciell dem hamitischen Stamme zugetheilt und als nahe Verwandte der Galla-Völker charakterisirt). — Gegen Prof. Max Müller (den bekannten vom linguistischen Standpunkte aus erhobenen Angriff dieses Gelehrten auf Darwins Descendenzlehre hat der Utrechter Prof. der Medicin Dr. Harten in der Londoner Medical Times and Gazette einer scharfen Kritik unterzogen und als nicht hinreichend begründet erwiesen. Das der menschl. Sprache zu Grunde liegende Vermögen, allgemeine Begriffe zu bilden, könne naturwissenschaftlich als kein eigentliches charakteristisches Merkmal für den Unterschied zwischen Mensch und Thier gelten). — George Smith's assyrische Entdeckungen (Vorläufige Notiz über die sehr reichhaltigen Funde, welche dieser Gelehrte während seiner auf Kosten des Londoner „Daily-Telegraph“ nach den großen Euphrat- und Tigrisstädten unternommenen Expedition durch Ausgrabungen zu Tage gefördert; darunter nicht weniger als 80 neue, zum Theil höchst wichtige Keil-Inschriften).

Nr. 26. — Goldmasken. Von C. v. Vincenti („Goldmasken“ sind hie und da im Orient plötzlich auftauchende und wieder verschwindende, vom Nimbus des Geheimnißvollen umkleidete und in räthselhaften Worten sprechende Männer mit goldener Stirnbinde unter dem Fes oder Turban, an deren Erscheinen sich vielfacher Aberglaube heftet, wie sie denn bald für Abkömmlinge Wakaana's, des „Gaukler's mit der goldenen Maske“ gelten, bald als Jungfrauöhne bezeichnet, und fast immer als mit höherer Macht ausgestattete Zauberkünstler gefürchtet werden. Der Verf. mutmaßt, sie dürften wohl in den meisten Fällen Eunuchen oder sonstige geheime

Agenten der Harems des Sultans oder sonstiger hoher Personen sein, denen die Vermittlung von allerlei Pallast-Intriguen und namentlich von Liebesabenteuern obliege). — Die europäische Colonisation in der Aequatorialzone (Nach einem Vortrag des bekannten holländischen Geographen Robidé van der Aa auf der neulichen Versammlung der „Indischen Versammlung für Sprachen-, Länder- und Völkerkunde“ im Haag erscheine eine Auswanderung zahlreicherer holländischer Feldarbeiter nach den niederländisch-überseeischen Besitzungen aus klimatischen Gründen nicht rathsam; vorerst müsse die Regierung sich damit begnügen, die Detail-Auswanderung nach Indien möglichst zu fördern). — Die Descendenztheorie im Anfange dieses Jahrhunderts (Zwei Gelehrte des 1. Viertels unseres Jahrhunderts sind den bekannteren Vorläufern Darwin's, wie Lamarck, Geoffroy St. Hilaire &c. hinzuzuzählen, nemlich 1) Leopold Trattinick, der in „Ausgemahlten Tafeln aus dem Archiv für Gewächskunde“, Wien 1818, den Grundsatz aufstellte, daß gerade die unvollkommensten Organismen eines jeden Stammes einander am nächsten verwandt seien und ebendamit sich bereits ganz auf den Standpunkt der Entwicklungstheorie begab, gleichsam die Moneren der Hölischen Stammbäume anticipirte; 2) Gottfr. Treviranus, dessen 1820 erschienene „Biologie“, gleichwie sein 1831 veröffentlichtes Werk: „Erscheinungen und Geseze des anorganischen Lebens“ ebenfalls eine deutliche Annäherung zum Darwin'schen Standpunkte hin zu erkennen geben).

Nr. 27. 28. — Ueber die Schrift und Sprache der alten Aegypter. Von Ludw. Stern (auf Grund von H. Brugsch's „Grammaire hiéroglyphique“, Leipzig 1872). — Rananäische Entdeckungen. Von Dr. Sepp (Der Verf. weist in Bethel, in Gilgal, bei Jericho und in Galgala, einen alten Steinreis

mit 12 riesigen Felsblöcken oberhalb Tiberias in Galiläa, alte Cultusstätten des kananäischen Sonnengottes Baal nach. Er sucht den Cultus dieser Gottheit als ursprünglich ganz harmlos darzustellen; ja er faßt den Melchisedek der Genesis als einen königlichen Hohenpriester des Baal auf! „Man erschrecke nicht,“ sagt er, „wenn wir erklären, er war ein Hohenpriester des Baal, welcher bei den Hyskos und solche waren die Zebusiter (1), den Namen Sutech, Melchisutech, Adonisutech führte und wonach Priester und König sich nannten.... Melchisedek nimmt den Zehnt von der Kriegsbeute in Anspruch, wie ihn der tyrische Melchart einforderte, bringt aber dafür — Baalweizen und Baalkrauben zum Opfer (1) und wird das Vorbild des unblutigen Gottesdienstes im Neuen Bunde.“ — Ein curioser Ranz fürwahr, dieser Münchener „Laientheologe“ (Sepp!). — Der Name Berlin (Nach Dr. Kilisch's Schrift „Ueber den Ortsnamen Berlin,“ 1872 sollte perlin ursprünglich einen „Mauerplatz“ oder Festererplatz der Gänse bedeuten. Anders Dr. D. Behersdorff in dem Vortrage: „Der Ortsname Berlin aus dem Slavischen erklärt, Beuthen 1873, wonach „der Berlin“ nichts anderes besage, als „der von einem Berla gegründete Ort oder bessere Platz.“ Der Personenname Berla aber könne Verschiedenes bedeuten: einen Sammler, Zubringer, Ernährer, Herrn, ja eventuell wohl gar einen Räuber, Dieb, Nehmer, Fortträger!).

Nr. 29. — Schlagintweit's Reisen in Indien (Referat über Herm. v. Schlagintweit-Saklinilinskis „Reisen in Indien und Hochasien,“ Bd. III, Jena 1872, — unter hauptsächlichster Berücksichtigung des Geographischen). — Die schwedischen Lappmarken. Von Dr. A. Dulk (Sehr gute ethnographisch-statistische Schilderung; vgl. schon Nr. 27. — Ueber die Christlichkeit der erst seit vorigem Jahrhundert zur Kirche bekehrten Lappen urtheilt der Ref. nicht gerade günstig. Nur was die Beobachtung der äußeren Formen betrifft, seien dieselben gute Christen. „Sie fehlen nicht in den Kirchen oder Kapellen der nypboggan (Christl. Prediger), wenn sie vorbeikommen auf ihren Winterzügen, und Taufe, Einsegnung, Ehe und Begräbniß wird regelmäßig vom schwedischen Priester besorgt. Sind doch Kirchenplätze für sie, wie für die Schweden, auch die Versammlungsorte für Markt und Austausch, für Feste und Gemeindegelangenheiten, für Gerichtspflege, wie für die Religionsübung geworden. In ihrem eigentlichen Gebiete freilich, im Reich der Fjällen, ist von solcher Uebung wenig mehr zu spüren; die summierte große Natur, von der sie wie der Schweizer von seinen Alpen erfüllt sind, ist der Tempel ihrer Andacht geblieben. Man hatte auf einem Fjäll — eine Kapelle für sie errichtet; allein der 14tägige Gottesdienst, nur von 2—3 Lappen besucht, mußte bald aufhören. Auch ist es noch nicht lange her, daß die Prediger der Lappmarken zur Kenntniß der Lappensprache verpflichtet worden sind“ u. Als Probe von der Ungeschicklichkeit der Dolmetscher, deren sich die früheren, lebighich des

Schwedischen kundigen Prediger bei ihren Gottesdiensten bedienen mußten, theilt Ref. die Anekdoten mit: ein solcher Predigtbolsmetz habe in der Widergabe des Weihnachtsevangeliiums Berlegenheiten wegen des Ausdrucks „Krippe,“ wofür es im Lappischen an einem genauen Aequivalente fehle, empfunden; deshalb habe er den betr. Text durch den Ausruf: „Ach, Herr Jesus, wie kalt ist es da;“ wiedergegeben, im Gedanken an die bittere, Stein und Wein gefrieren machende Kälte, wie sie zur Weihnachtszeit in Lappland herrsche. — Die Frage, ob neuerdings eine Abnahme der eingebornen Bevölkerung Lapplands stattfinde (wie mehrfach behauptet worden), wagt Ref. weder einfach zu bejahen, noch zu verneinen, erklärt es aber für ein Unglück, wenn wirklich ein Aussterben derselben stattfinden sollte, da bei der eigenthümlichen Natur der Gegend nur der Lappe und sein Renthier dieselbe bewohnen, nutzbar machen und den Verkehr in ihr vermitteln könne). — Prof. Wolbrich's Forschungen über den Bräjer Schädel (Dieser merkwürdige, im vor. J. bei Bräjer in Böhmen, südl. v. Erzgebirge, gefundene fossile Schädel sei ebenso gut, wie der berühmte Neanderthalschädel, eine abnorme Bildung oder Krankheitsform, könne also zu Schlüssen über die allgemeinere Beschaffenheit der einstigen prähistorischen Bevölkerung jener Gegend nicht gebraucht werden. Seine Abnormität bestehe in einer Synostose der Pfeilnath nebst darauf beruhender Dolichocephalie und geringerer Entwidlung).

Nr. 30. — Das Steinzeitalter in Aegypten (Gegenüber der Lepsius'schen Leugnung des wirklichen Kunstcharakters der Pfeilspitzen- und messerfingelartigen Silberstücke von Bibanel-moluf, Dschebel Sifsils u. führt der Ref. die Autorität einiger anderer Aegyptologen, insbesondere die Mariette's und Rauty's in's Feld. Der Letztere erkläre die einstige Existenz einer vorhistorischen Steinzeit in Aegypten zwar nicht für bereits erwiesen, aber doch für überwiegend wahrscheinlich). — Der Ocean der Vorzeit (Kritik des an Abentheuerlichkeiten reichen Buches von A. E. Moreau de Jonnés: L'océan des anciens et les peuples préhistoriques, Par. 1873, das die gesamte Mythologie der Aegyptier, Römer, Griechen, Scandinavier u., auf geographische und historische Daten zurückzuführen und um den Pontus Eurinus herum zu krystallisiren bestrebt ist und in verwegener Combination der alten Literatur wie in gänglicher Ignoranz der neueren das Menschenmögliche leistet). — Friedrich der Große und Darwin. Von Dr. G. Brossart-Verden (Friedrich's d. Gr. geistreiches Wort an Voltaire aus d. J. 1737: „La nature a force de travailler devient plus habile. Elle a formé votre cerveau sur tous les bons originaux, qu'elle a faits dans tous les siècles“ enthalte eine treffliche Anticipation der Darwin'schen Affenverwandtschaftslehre, da Voltaire's Hässlichkeit allgemein als affenähnlich gegolten habe).

Nr. 32. — Die Physik des Meeres

(Kritik der so betitelten Schrift von Seminar-director Kahser in Dürren). — Die neueste Geschichte der Sandwichs-Inseln (König Kamehameha V, † 1872, legte zuweilen überraschende Proben von Keuschheit ab; z. B. erscheint er unangemeldet im „Englischen Club“ in Honolulu, läßt sich dort von einem daselbst ansässigen Europäer, einem Branntweinfabrikanten, einen Offizier der österreichischen Expedition nach Ostasien, der einige Zeit vor ihm das Lokal betreten hatte, vorstellen, läßt hierauf, sehr ercent über die neue Bekanntschaft, durch den Kellner a bottle of Campaign bringen, erwartet aber dann freilich, daß der Fremde seinerseits eine zweite Flasche bestellt und bezahlt u. u. Ueber den durch Plebisit am 1. Jan. d. Jahres gewählten Nachfolger dieses Königs, Wilhelm Lunalilo, werden derartige Ergötzlichkeiten vorerst nicht berichtet, demselben aber nicht gerade ein schlechtes Lob hinsichtlich seiner Regententugenden erteilt. Den bekannten Annerionsgesüßten der Unkees gegenüber zeige er sich wohl auf seiner Hut. Das Hauptübel, woran sein Inselreich kranke, sei der leider, wie es scheint, unaushaltbare Aussterbeprocess, dem das Völkchen unterliege und an dem weder den Missionären, noch den Seefahrern, Matrosen, noch den eingeführten Genüssen und Verweichlichungsmitteln der Civilisation einseitig die Schuld zugeschrieben werden könne, während allerdings keiner dieser Factoren bei Ermittlung der Ursachen der traurigen Erscheinung außer Betracht bleiben dürfe). — Die linguistische Stellung des Chinesischen (Zu den neuen Vertheidigern eines Urzusammenhanges der chinesischen Sprache mit dem arischen Sprachstamme, den Briten John Chalmers und Jos. Edkins, und dem Holländer Gust. Schlegel, ist jüngst ein russischer Gelehrter W. Wassiljew, Verfasser eines Aufsatzes: „Ueber die Verhältnisse des Chinesischen zu den centralasiat. Sprachen“, ein „Journal des russischen Ministeriums für Volksaufklärung“ 1873, Nr. 3, hinzugetreten).

Nr. 33. — Ein Monat auf den Balearen. (Schöner Reisebericht von G. Pauli, sowohl naturhistorisch, als in Bezug auf Land und Leute sehr interessant. Bemerkenswerth ist u. a. das über einen Besuch der angeblichen Grabstätte Raimund Lull's Berichtete; bezugleich das über den Charakter der Religiosität der Bevölkerung bemerkte. „Jeder Innerlichkeit baar, schen es mir, nur auf eine gedankenlose Erfüllung äußerer Formen laufe hier die Religion hinaus. Eines Abends besuchte ich die Vorstellung eines Kunstreitercircus. Ein Dämchen tänzelte eben auf ihrem Schimmel dahin, als plötzlich die Musik verstummt, der Schimmel steht, das Dämchen auf Knie sinkt, die Cigaretten in den Reithen der Zuschauer bei Seite gehalten werden, um das Kreuz zu schlagen. Von draußen hört man das Glocklein des Meßners, der dem das Viatikum tragenden Priester voranschreitet. Eine Minute darauf, und das Schauspiel beginnt von Neuem. — Seit 1868 ist [in Folge der Errichtung der span. Republik] die Schule frei und die

Presse dazu. Wenn die letztere fortfährt, in Schrift und Bild das Heiligste zu verspotten, wovon man täglich an den Schaufenstern der Buchläden Proben sehen kann, so wird das Publikum nächstens pfeifen, wenn des Meßners Glocklein im Circus hörbar wird. — Nur von einem hübschen Gebrauche in dieser Osterzeit wurde mir erzählt. Am Charfreitag nemlich vereinigen sich Menschen, die sonst Unfriede getrennt erhält, zu gemeinschaftlichem Kirchgange. Könnte derselbe nicht doch hie und da zum Friedensstifter werden?). — Neue culturgeschichtliche Forschungen (Der Herausgeber vertheidigt in diesem durch mehrere Hrn. hindurchgehenden Aufsatze, gegenüber dem Münchener Culturhistoriker Kolb, seine Anwendung darwinistischer Principien auf die Darstellung culturgeschichtlicher Processse. Er beruft sich auf die Autorität des engl. National-Oekonomen Walter Bagehot, dessen Schrift „Physics and Politics“, Lond. 1873 er einer eingehenden Analyse unterwirft, bezugleich auf die der Archäologen Ehlor und D. Caspari, deren auf die Urgeschichte der Menschheit und die Anfänge menschlicher Cultur bezügliche Werke er in gleicher Absicht excerptirt, endlich auf P. Es. [Paul v. Kienfelde], dessen gleichfalls auf darwinistischem Grunde ruhendes Werk „Gedanken über die Socialwissenschaft der Zukunft“, Dorpat 1873, er als letztes Object eingehenderer apologetischer Besprechung behandelt).

Nr. 35. — Die Sterblichkeitsverhältnisse Constantinopels (Constantinopel erfreut sich einer überaus gesunden Lage, und wenn die andern hygienischen Bedingungen ebenso günstige wären, könnte man ohne Uebertreibung sagen, die türkische Hauptstadt übertreffe die in sanitärer Beziehung günstigst situirten Städte Europa's. Allein diese Vortheile einer gesunden Lage werden durch allerhand Momente größtentheils aufgehoben, unter denen die allgemeine Unreinlichkeit der Straßen, die schlechte Canalisirung, der Mißbrauch geistiger Getränke, die sanitätswidrige Nahrung und die Ueberfüllung einzelner Stadttheile obenangenannt werden müssen. Uebrigens widerspricht der Ref. den übertriebenen Angaben, welche Konstant. als eine Stadt von über 1 Mill. Menschen bezeichnen und vindicirt ihm, einschließlicb aller Vorstädte dieselbe und jenseit des Bosphorus, höchstens 520000—600000 Bewohner). — Das alte Culturgebiet der Hamiten (Ueberall, wo die Semiten auftreten, sehen wir sie als Nachfolger der vor ihnen angestiedelten Hamiten, so in Mesopotamien, in Palästina, in Nordafrika, in Arabien. Es scheint, daß die Semiten das in diesen Gegenden angestiedelte kuschitische oder hamitische Element frühzeitig in sich aufgenommen haben. . . . Alle wesentlichen Cultureinrichtungen der Semiten tragen den hamitischen Typus an sich.“ Während die Cultur Aegyptens durchaus den hamitischen Typus trägt, sei in der assyrisch-babylonischen Cultur jedenfalls alles vorzugsweise Charakteristische und Bedeutsame, insbesondere die Erfindung der Keilschrift [?], die Leistungen in der Astronomie, die Colossalbauten

und Sculpturen, auch fast das ganze Religions-system — hantirischen Ursprungs und Charakters. — Der Ref. beruft sich für diese Anschauung hauptsächlich auf den Wiener Ethnologen Friedr. Müller. Dem Russen Chwolson, Verf. des Werks „Die semitischen Völker“, Berlin 1872, widerspricht er mehrfach; namentlich sucht er ihm gegenüber den Renan-Müller'schen Satz, wonach „die religiöse Intoleranz ein speziell semitisches Product sei,“ aufrecht zu erhalten). —

Nr. 36. 37. — Beiträge zur Ethnographie der Slawen (insbesondere der Wäthern und der Slowaken, — auf Grund der betr. Abtheilungen der Wiener Weltausstellung). — Unser heutiges Wissen über die Zigeuner (auf Grund der Schrift von Paul Vataillard, *Les travaux relatifs aux Bohémiens dans l'Europe orientale*, Par. 1872, sowie der von Franz Miklosich: „Ueber die Mundarten und die Wanderungen der Zigeuner in Europa“, welcher Letztere irgendwelches griechische Land, etwa Thracien, für den Ursitz des merkwürdigen Wandervolks, wenigstens für seinen europäischen Ursitz hält, und zwar dieß weil seine Sprache vorzugsweise reich an griechischen und nächstdem an slavischen Elementen sei). — Ein neues Gemälde von Aegypten (Moriz Rittke, *Aegyptens neue Zeit* etc., 2 Bde. Leipzig, Brockhaus. Daß der Verf. eine Regeneration des ägypt. Landes und Volks lediglich von der Einführung des Christenthums erwartet und die Tage des Islams dort, wie überall, für gezählt erklärt, wird vom Ref. getadelt. Die eingeborene ägyptische Bevölkerung taugt kraft ihres gesammten Naturells und Racencharakters für keine andre Religion als für den Islam; und daß dieser bei ihr oder irgendsonstwo in Asien im Niedergang begriffen sei, widerspreche allen bekannten Thatfachen; vielmehr habe gerade bei den innerafrikanischen Stämmen die mohammedanische Religion weit mehr Aussicht auf fernere Ausbreitung als die christliche).

Nuova Antologia di scienze, lettere ed arti.

Juni 1872 — April 1873.

Juni. P. Fambri: *Le nostre frontiere marittime e la Spezia*. Die neuen artilleristischen Entdeckungen haben die Bedingungen der Defensiv für ein Land wie Italien ungemein verändert. Die Befestigungen seien auf Hauptplätze zu beschränken und diese genügend zu sichern. Dabei sei vor allem ein tüchtiges Artilleriecorps auszubilden. — *Spezia*, der großartig angelegte Kriegshafen, der nicht fertig werden will, wird eingehend behandelt. Es sei genügend zu Lande zu befestigen und durch Dämme nach der See zu schützen. Die ausführliche Besprechung der Lage, Richtung, Größe der letzteren mit Rücksicht auf alle seitherigen Vorschläge hat wohl nur für Fachleute Interesse. — G. Guerzoni: *Michelangelo amante*. L'amore nel cinquecento. (Juni- und Juliheft). Eine Schilderung der unwillkürigen und leichtfertigen Anschauungen des 16. Jahrh. über die Liebe bildet die

Folie zur Darstellung von Michelangelos Liebe, in der er sich offenbart als hervorragend über sein Jahrhundert wie durch kaum etwas anderes. Cesare Quast hat seit 1863 die ursprüngliche Form seiner Rime, die durch Ludovico Buonarroti entstellt waren, möglichst wiederhergestellt. Guerzoni sucht nachzuweisen, daß wohl die Hälfte sich auf eine bestimmte Jugendliebe beziehen müssen, von der freilich die Gedichte das einzige Denkmal sind, und die wohl auch nicht über das Dicht-hinausgekommen ist. Das spätere Verhältniß zu Vittoria Colonna wird warm und schön eingehend dargelegt. — C. Bon Compagni und N. Marselli führen einen literarischen Streit darüber, wie Italien sich zu dem neuen Deutschland zu stellen habe. Ersterer hat (Mai, Juni) ausführlich die politische Stellung Frankreichs zu Italien vom 15. Nov. 1864 — 21. Juli 1871 als Antwort auf ein Buch des letzteren über die Ereignisse von 1870. 71 behandelt, in einem Frankreichfreundlichen Sinn, dem Deutschland als Störer des Gleichgewichts erscheint, und der für Italien das Heil der Zukunft nur in Frankreichs Wiedererhebung sieht. Der andere antwortet im Zulibande und verfaßt eine gesündere Anschauung über das Wesen des deutschen Reichs und die Aufgaben Italiens. — Hervorzuheben ist ein Art. von A. Gabelli über den Religionsunterricht in den öffentlichen Schulen Italiens, auf Anlaß der Kammer-Verhandlungen über die geistlichen Directoren der Lyceen und Gymnasien. Er enthält werthvolle Notizen. Die praktischen Religionsübungen sind, die Convikte ausgenommen, aus den Schulen verbannt. In den Lyceen, Gymnasien und technischen Schulen wird von den geistlichen Directoren Religionsunterricht gegeben, aber nicht in diesem Fach examiniert. Auch findet er nur im 2. Semester, einmal wöchentlich eine halbe Stunde Statt, vor versammelten Classen, bei sehr mangelhafter Disciplin. Die Sache wird nicht ernst genommen, an manchen Orten überhaupt vernachlässigt. In den Elementarschulen bildet der Religionsunterricht wenigstens für die Unterklasse (die ersten zwei Jahre) einen regelmäßigen Unterrichtsgegenstand, in dem auch examiniert wird. In der Oberklasse hat das Religionszeugniß keinen Einfluß mehr auf die Berechnung. Der Priester hat das Recht in der Religion zu prüfen, es wird aber fast nirgends gehandhabt. In Toskana soll ein Cleriker in Religion unterrichten nach einer Verfügung vom 10. März 1860, in der Regel geschieht es aber auch da vom weltlichen Lehrer und gewöhnlich nicht mit besonderer Vorliebe. In den Normal-schulen (Lehrerfeminarien) hingegen wird der Unterricht regelmäßig gegeben. Es ist nun zwar Niemand gezwungen, sein Kind in die öffentliche Schule zu schicken, aber dennoch gibt das Gesetz von 1859 dem Vater noch weiter das Recht, für sein Kind den Dispens vom Religionsunterricht zu verlangen. Aber auch das nicht genug, schlugen manche Schulkatheten und Präfecten vor, den Religionsunterricht überhaupt abzuschaffen. Daher erließ der Minister am 29. Sept. 1870 ein Cir-

fular des Inhalts, daß die Communen und Schulrätthe darauf zu sehen hätten, daß die Religionsstunden nur von den Schülern besucht würden, deren Eltern ausdrücklich dieß als ihren Wunsch aussprächen. So ist der Religionsunterricht immer mehr gesunken; es gilt ihn entweder abzusuchen oder so zu gestalten, daß er lebendig, geachtet und wirksam werde. Es ist dieß das tiefste Problem der katholischen Nationen. Das Letztere kann nicht ohne eine innere Wiedergeburt des Clerus geschehen. Der Katholicismus lebt von Formen und ermangelt des praktischen Einflusses auf das Leben. Das Lernen des Catechismus wie es jetzt geschehe, bessere das Leben nicht und habe keinen sittlichen Einfluß auf die Jugend. — Fernerer Inhalt: Schluß der Abhandlungen von Cambay Digny über das Rechnungswesen in der Staatsverwaltung; Besprechung der „divina tragedia“ von F. Longfellow; ein ebnattiges Lustspiel ohne Werth; Anzeige von R. Fornaciari: Grammatica storica della lingua italiana (Auszug aus der Grammatik der rom. Sprachen, von F. Diez. Sehr dankenswerth, aber zu eng ans Original angeschlossen. In der Lautlehre besonders zu kurz. Eine Reihe von Erweiterungen und Erläuterungen werden vorgeschlagen.)

Juli. Lorenzo Mamiani: Della religiosità in Italia ed in Francia: (Juli und Aug.) In beiden Ländern ist die Religiosität in trauriger Abnahme. Das Vatikanische Concil hat die letzte Hoffnung wirksamer Reform zu nichte gemacht, die Katholiken sind in zwei Lager aus einander getrieben, das der Blindgläubigen und derer, die in ihrem Verlangen und Bedürfnis nach einem mit Freiheit und Wissenschaft vereinbaren positiven Glauben im Stiche gelassen sind. Die Masse ist abergläubisch und ungläubig, die Gebildeten skeptisch und indifferent. Dennoch sieht M. hoffnungsvoll in die Zukunft. Schon die Abschaffung der weltlichen Kirchengewalt in Italien kann nicht anders als den Clerus auf die Bahn seines wahren Berufs führen; für die gebildete Welt aber weist M. nach, daß die Offenbarungsreligion allerdings gegenüber aller Philosophie einen besonderen ewig bleibenden unschätzbaren Inhalt hat, der sich geltend machen wird und muß. Nur daß alle edlen Geister ernst und eifrig daran arbeiten möchten, das Studium der ewigen Wahrheiten und der Gewissenshatsachen zu wecken und zu fördern, und damit das religiöse Gefühl neu zu beleben. — Cesare Donato: La Compagnia della Morte, historische Novelle aus der Zeit der spanischen Kämpfe in Neapel und Aniello Falcone's. — Luigi Ferri: L'istruzione secondaria in Prussia e i libri di testo. Bemerkenswerth der Vergleich mit den ital. Gymnasien, wo statt des Religionsunterrichtes ein vollständiger Kurs der Philosophie, statt der guten Schulbücher die speziellsten Unterrichtsprogramme vorgeschrieben sind, und Autorität der Behörde und Selbständigkeit der Anstalten am falschen Orte wirksam sind. — F. Albato-Lucci: Ragazzi savi e vecchi matti non furono mai buono a nulla. Der Leser wird besonders auf-

merksam gemacht, daß dieß keine moralische Drama ursprünglich für eine pädagogische Zeitschrift geschrieben war. Die Verliebtheit eines alten Narren und die Geschichte von dem Scheitern eines gewöhnlichen Heirathsprojekts durch den abstoßenden Eindruck des verbildeten Kindes der jungen Wittve lassen es dazu wenig geeignet erscheinen. Diese Art von moralischen Stücken scheint in Italien sehr beliebt zu sein. Einen künstlerischen Maassstab darf man an die meisten nicht zu streng anlegen und muß sich an der meist harmlosen Tendenz genügen lassen.

August. I. de Lumia: I Romani o le guerre servili in Sicilia. Historische Studie über die sociale Frage des Alterthums in Sicilien von den Anfängen seiner Geschichte bis zum Untergang des Römischen Reichs. (Aug. bis Octob.) — Il cane del cieco, von v. Verfezio. Eine der besseren Novellen. — Goffredo Mameli. Nekrolog des in Rom 1848 gefallenen Dichters, der Körner und Petöfi mindestens zur Seite gestellt wird: quel fiore d'eroismo romano, il martire santo Mameli! — Folgt eine sehr lobende Besprechung von Gregorovius Reisen in Italien. — La Guerra del 1866 a proposito di una recente pubblicazione. Luigi Chiala, ein Augenzeuge aus der Nähe Samarinora's, hat ein Buch über die Schlacht bei Custoza geschrieben, um zu erklären, wie es kam, daß die Italiener trotz numerischer Uebersahl auf dem Schlachtfeld in so geringer Anzahl auftraten — eine Rechtfertigung des Oberfeldherrn.

September. L'Homme-femme. Treffende Geißelung des tollen Buchs von A. Dumas. Der Verf. habe doch wohl mehr Logik als sein Buch und mehr Herz als seine Philosophie. — G. D'offri. La lingua latina secondo gli studii fatti in Germania. Besprechung des Gangs der deutschen Studien über die lateinische Sprache (Leo Meyer, Curtius, Corssen, Schuchardt, Zeitschriften der berliner Akademie) zu Rug und Frommen italienischer Philologen. — La Ruina di Sante. Bericht über eine neue Erklärung von Inf. V, 34 in einem Commentar von E. Bernasconi. Ruina ist erklärt nach XII, 4 als Abstruz der sentrachten Wand des Abgrunds — hervorgerufen durch das Erdbeben bei Christi Erscheinung in der Unterwelt. Sehr geschickt vertheidigt und begründet. — La bambina della signora Lee, Novelle von P. Tedeschi. Sitten gemälde von moderner Vernachlässigung der Erziehung, leider in allzugesuchtem Feuilletonstil, der überhaupt der Fehler der modernen italienischen Novellisten ist. — E. Giglioli, Bericht über Beccari's Reisen in Borneo 1865—68. — A. Magliani: La Finanza e la libertà politica. Bspricht den inneren Zusammenhang zwischen der politischen Freiheit und dem Finanzsystem, exemplificirt an Italien und Frankreich. Während ersteres trotz seiner Finanznöthe gesunde freiheitliche Principien verfolge, sei letzteres in das Protectionssystem juridigefallen, übereinstimmend mit der falschen französischen Staatsidee, die die Freiheit des Staats nicht in die größtmög-

die individuelle Freiheit der Bürger setze, sondern in eine demokratische Regierungsform, die sich mit der größten Tyrannei des Staats wohl vertrage. Die politischen und commerciellen Folgen könnten nur höchst verderblich sein. — Lobende Anzeige von Wattenbach: Anleitung zur lat. Paläographie.

Oktober. De Sanctis: La poetica di Manzoni. Darstellung der poetischen Grundsätze M.'s in seinen zwei Tragödien Carmagnola und Abelschi, seinen historischen Dramen und seinem historischen Roman. Ihm selbst genügten seine Werke nicht, d. h. sie stimmten nicht mit seinem vorgefaßten System, nach welchem in historischer Poesie wirklich Geschehenes und Ersonnenes kennbar unterschieden sein müsse — wobei er Wahrheit und Wirklichkeit verwechselt und Unerfüllbares fordert. Seine Werke sind besser als seine Theorie. Immerhin haben auch seine Principien, obwohl übertrieben, als Reaktion gegen den klassischen Formalismus der ältesten Zeit die heilsamste Wirkung ausgeübt. — Gabelli: Il Progetto di legge sulle corporazione religiose. Im allgemeinen zustimmend. Das Gesetz muß gegeben werden, das alte paßt nicht auf die veränderten Verhältnisse. Die Corporationsrechte sind aufzuheben, die Güter den Gemeinden zu geben, die Jesuiten zu vertreiben. — Bertolini berichtet (Okt.- und Dec.-Heft) über Gregorovius' Geschichte der Stadt Rom im Mittelalter, deren Uebersetzung vom Römischen Municipium herauszugeben beschloßen ist. — Alessandro Paoli: I Letterati a Roma e il potere temporale nel secolo XV, con nuovi documenti. Schildert die Opposition der gelehrten Welt in der 2. Hälfte des 15. Jahrh. gegen die Papstherrschaft. — R. Bonghi berichtet wohlwollend über den Congreß der Altkatholiken in Eöln, glaubt jedoch, daß die Bewegung sich nicht über Deutschland erstrecken werde. In Italien ist der Katholicismus zu sehr Gewohnheitsache; interessant ist eine Notiz über die letzte Volkszählung in Florenz, der gebildeten Stadt Italiens. Unter 167,053 Einwohnern hat sich kein einziger als Altkatholik bezeichnet. 158,704 schrieben einfach „katholisch.“ Griechen, Protestanten, Juden und Türken abgerechnet blieben 1995, von denen 1345 nichts sagten, 31 waren „indifferent“, 261 „Rationalisten“, 89 „Freidenker“, 7 „Getaufte“, 3 „liberale Katholiken“, die übrigen schrieben verschiedene Selbstamkeiten. Das ist dürrer Boden für eine religiöse Bewegung. — Anzeige des 4. Bandes der Enciclopedia Dantesca von Ferrazzi. Enthält alles seit 1865 erschienene und Ergänzungen zu den früheren Bänden, leider durchaus nicht fehlerlos. —

November. B. Villari: La scuola e la quistione sociale in Italia. Man versucht alle möglichen Schulreformen — und scheitert immer wieder aus Mangel an thätigen Lehrern. Die Schulfrage ist eine sociale Frage. Das niedere Volk Italiens ist größtentheils in so jammervoller Lage, daß es Liebesthaten und Barmherzigkeit zu seiner Hebung bedarf. Der Aufsat

ist mit ergreifender Wärme und im Geiste wahrer Liebe zum Volk geschrieben. Die aufgestellten Sätze sind mit packenden Beispielen aus Neapel, der Lombardie zc. belegt. Hier ist endlich einmal unter den unendlichen Verbesserungsvorschlägen ein greifbarer und wirksamer. — G. Guergoni: Michelangiolo cittadino (Nov. u. Dez.) Entwirft ein Gemälde des politischen Verfalls Italiens im 16. Jahrh. und untersucht seine Ursachen, die im Ueberlebensein des politischen Lebens der damaligen Zeit gefunden worden. Schilderung der Politik Machiavellis und Guicciardinis und ihrer Charaktere als Zeichen ihrer Zeit. Auf dieser Folie wird das Bild Michelangiolos in seinem politischen Verhalten gezeichnet. Obwohl auch auf ihm ein Flecken liegt, seine Flucht aus Florenz vor der Belagerung, deren Gründe erforscht werden, so leuchtet er dennoch als letztes Beispiel des Heroismus und ächter vaterländischer Tugend in der verderbten Zeit. — Pantaleoni: Del Presente e dell' Avvenire d'Italia. Betrachtung über die inneren Nothstände Italiens, dem von außen gegenwärtig keine Gefahr drohe. Die größte Gefahr ist der Zwiespalt zwischen dem politischen und religiösen Leben des Volks. Wie ist dieser zu heilen? Hierüber entwickelt der Verf. seine Lieblingsgedanken, die schön, aber der Römischen Kirche gegenüber unausführbar sein dürften: Rückführung der Kirchenverfassung auf altkirchliche Ordnungen, Bischofswahlen von Clerus und Volk, Auslieferung der Temporalien an die kirchlichen Gemeinden resp. Diöcesen, bessere Bildung des Clerus, obligatorischer Besuch der Universitäten (opp. Lanza, der die theologischen Facultäten aufhob!) zc. Auch das Volk müsse Religionsgeschichte und Theologie studiren, denn der Clerus entsproch immer dem Volk, dem er entstammte. Der Staat hinwiederum müsse decentralisiren. Das allgemeine Suffragium sei ein Unfinn und verderblich. Die politische Freiheit bestehe keineswegs im Wählen der Gesetzgeber, vielmehr müsse das Augenmerk darauf gerichtet sein, die bürocratische Tyrannei in Verwaltung, Unterricht u. dgl. zu beseitigen. Das conservative Element sei zu stärken, die politische Mitwirkung des Clerus zu suchen, vor allem nach Hebung des moralischen Sinnes zu trachten und die Corruption, Selbstsucht und Parteitreiben zu bekämpfen. Bei all dem sieht der Verf. hoffnungsvoll in die Zukunft. — Locatelli: L'Oratio Arrigo Capra. Hübische historische Novelle aus dem Leben Petrarca's. — R. Bonghi: Il Conclave e il Diritto dei Governi. (Nov., Dez. u. Jan.) Entwickelt zuerst historisch die Geschichte des Einflusses der weltlichen Mächte auf die Papstwahl, des Bestätigungsrechtes, des Vetorechtes zc. und ihre Begründung. Sehr einflußreich sind sie nie gewesen. Dann folgt die Geschichte des wirklichen Einflusses auf die Wahl, nach Perioden gesondert, in denen politische, kirchliche oder factische Familien- und Parteirücksichten Einfluß übten. Die Berechtigung des Papstes, das Formular der Wahl zu ändern, geschichtlich nachgewiesen. Die

Lage der katholischen Kirche führt dahin, daß dies mal nur nach kirchlichen Rücksichten gewählt werden wird. Charakterisirung der einzelnen Cardinäle. Die Parteien werden sich gruppiren nach ihrer Stellung zur Politik Pius IX. Wahrscheinlichkeitsberechnung der kommenden Wahl. Unter allen Cardinälen werden nur 5 möglich sein: Riario Sforza, Morichini, Pesci, Trevisanato und de Luca. In zweiter Linie noch Guidi, Sacconi und Barili, gegen die jedoch die scharfe Partei leicht ein Exclusionvotum wird durchsetzen können: — Hilsher Giglioli: Bericht über die neuesten Entdeckungswesen in Sinterindien durch Mouhot, de Lagrée, Garnier und de Carné 1858—1868. —

December. Enthält meist nur Fortsetzungen früher begonnener Aufsätze. Außerdem eine nicht sehr wichtige Sammlung politischer Briefe von R. Tommaseo aus 1848 und 1849, wo er Agent Venedigs in Paris war, einen Aufsatz des unermüdlichen C. Baer mit neuen Vorschlägen über Steuerreform, und eine Vertheidigung der technischen Schulen Italiens von Luzzatti gegen einige Vorwürfe Billari's im Novemberheft. — Kritische Anzeige von Lindber: Ideen zur Psychologie der Gesellschaft. Wien, 1871. —

1873. Januar. Paolo Tedeschi: Dio Compagni poeta. Untersuchung und Bejahung der Frage, ob D. Comp. Verf. das von Ozanam zuerst veröffentlichte Gedicht: L'Intelligenza sei. — Dora d'Istria: Abhandlung über die persische Epopöe. — B. Zambini: Leopardi presso i Tedeschi. Kritik der deutschen Arbeiten über Leopardi, insbesondere der Uebersetzung von Brandes, der das billigste Urtheil habe, aber auch wie die andern auf sein Epistolarium zu viel Werth lege. Seine Uebersetzung leide an vielen Fehlern. Freilich dürfe man nicht zu streng sein, denn die Italiener hätten noch viel weniger geleistet als die Deutschen. — Anton Dohrn: Bericht über die Gründung und Einrichtung seiner zoologischen Station in Neapel. — A. Nyö: Felicità e Letizia. Eine ziemlich schwache Vorgeschichte mit höchst unnatürlicher Verwicklung. — Guerrieri-Gonzaga: Probe einer Uebersetzung von Hermann und Dorothea (Elio) in Ottave Rime. — Anzeige von Caroline Bauers Memoiren. — L. Albati: Virtù d'Amore. Commedia in un atto. Behandelt den Conflict zwischen Geld- und Geburtenaristokratie. Nicht sehr witzig. — Notizie letterarie: M. Pratesi: Jacopo e Marianna. Eine Erzählung in Manzoni's Weise. Wird sehr gelobt. —

Februar. R. Bonghi: Nekrolog von Napoleon III. — L. Ferri: Leonardo da Vinci Scienziato e filosofo. Bericht über zwei neue Studien über Leonardo: Ujinski: Ricerche intorno a L. d. N. Firenze 1872, und Saggio sulle opere di L. d. V. Milano 1872 (300 Epl.). Ersterer gibt über seine Biographie einige neue Daten; das andere Werk gibt treffliche neue Proben seiner Zeichnungen von Maschinen u. dgl. mit trefflichem Commentar, von verschiedenen Mitarbeitern. Ferri charakterisirt daran anschließend L.'s wissenschaftlichen Charakter und seine

Stellung als Aesthetiker und Naturphilosoph in seiner Zeit im Verhältniß zur mittelalterlichen Wissenschaft und der der Renaissance. Er zeigt in ihm den Vorläufer von Galilei, Baco und Cartesius, als der das Finden der Wahrheit auf die Unternehmung der Naturerscheinungen gründete. — P. Manfrin: Osservazioni sulla legge comunale e provinciale. Italien hat bereits die dritte Communalverfassung und steht vor der vierten als einer Nothwendigkeit. Es hat bisher ein Gemisch von Freiheit und Staatsgewalt ohne die Garantien, die jedes von beiden Systemen allein darbietet. Die Punkte, die bringend der Aenderung bedürftig sind, sind 1) daß die Communalbeamten für ihre amtlichen Handlungen nicht verantwortlich sind, denn sie sind durch die Ministerialverantwortlichkeit völlig gedeckt. 2) Das Wahlrecht ist verkehrt, denn es modificirt sich nach der Größe des Orts, den man bewohnt, und bevorzugt willkürlich einzelne Berufsclassen. 3) Die Verfassung ist für alle Communen völlig gleich. Den einen ist der Rock zu eng, den andern viel zu weit. 4) Die Communalsteuern bedürfen dringend der Regelung. Verf. verlangt eine gründliche Enquete und durchgreifende Reform. — F. Cardona: Studi nuovi sopra del Tasso alienato. Beweist daß Tasso wirklich wahnsinnig gewesen ist. — G. Adamoli: Beschreibung einer März- und April 1870 nach Chocand gemachten Reise. — A. Jannetti: Ausführliches Referat über P. Montegazza: Feste ed Ebbrezze, worin die verschiedenen Arten und Nervenauflregung und die Wirkung der verschiedenen narcotischen Mittel geschildert sind.

März. L. Palma: Il Ristabilimento del consiglio superiore d'istruzione pubblica nell'Assemblea nazionale francese. Wäre schlecht zusammengefaßt und besser zu ernennen als zu wählen. — P. Tedeschi: La battaglia di Maratone. Eine traurige Erzählung von einem im Keim vergifteten Jünglingsleben, das im Wahnsinn endet. — Daran reiht sich wieder ein Aufsatz von Gabelli über Reform der Unterrichtsweise in Italien, die mehr Rücksicht auf das Leben nehmen und die Scholastik, Rhetorik und Dogmatismus verbannen müßte, mit richtigen Gesichtspunkten. Wem nur mit diesen gethan wäre! — Ferner ein Bericht über den Stand der Statistik in Italien; das Copernicusjubiläum in Thorn, das in Italien großen Eindruck gemacht und viel Sympathie erweckt hat. Hervorzuheben ist ein Bericht über Beccari's Reisen unter den Bogos (1870) und auf den Molukken und Neu Guinea (1871—73) von Enrico Giglioli. — Mantegazza berichtet in der Rivista scientifica über die neuesten astronomischen Arbeiten und bekämpft wiederholt Darwins Theorie von der geschlechtlichen Wahl.

April. Del Lungo: Diporto Dantesco. Eine neue und geistreiche Erklärung der Scene in Inf. lib. VIII, wo Philippo Argenti Dante begegnet. Seine Verfolger seien Invidiosi, die sonst im Inferno fehlen. Die Begründung ist sehr scharfsinnig und macht die Auffassung glaublich

(cf. Sabatuf 2, 5—7). — R. Diamonte: Regno di Vittorio Amedeo II della Sicilia. Macht auf eine ziemlich unbeachtet gebliebene werthvolle Dokumentensammlung vom Abate B. A. Stellardi (Codice diplomatico) aufmerksam. In jetziger Zeit doppelt beachtenswerth, — da der damalige Streit mit Rom lehrreiche Parallelen bietet. — Onida: Pascarello. Anfang eines weitgeschichtigen Romans à la Wilhelm Meister. — G. Buonazia beschäftigt sich mit der Volksschule und Klosterschule in Italien. Die statistischen Tabellen weisen einen Fortschritt der Volksbildung auf, doch ist er nicht bedeutend. Die Schulzeit der niederen Volksschule (vom 7.—10. Jahre) ist zu kurz. Die höhere Klasse (Zwölftiger Curfus, also vom 10.—12. Jahre) braucht nur in Orten über 4600 Seelen errichtet zu werden. Die Lehrer und Lehrerinnen sind kläglich besoldet (Minimum 500 resp. 333 Frc.). Die höhere Mädchenerziehung ist noch ganz in den Händen der Nonnen, und so lange den 560 Klosterinstituten dieser Art nur 6 collegi reali gegenüberstehen, kann auch nicht anders werden. — F. Cabelli weist gründlich nach, daß die italienischen Eisenbahnen (wegen Kleinheit der Bahnhöfe, Kürze der Ausweichungen, mangelnder Transportmittel u. dgl.) im Falle eines Krieges vollständig unzureichend, ja unbrauchbar sind. — Sehr interessant ist die Erzählung von dem Feldzug des russischen General Abramoff gegen Scherifab (die Geburtsstätte Tamerlans) im August und Sept. 1870, von einem Theilnehmer und Augenzeugen: G. Adamoli. — G. G.

Russische Revue, Monatschrift für die Kunde Rußlands. Herausgegeben von Carl Röttger. — St. Petersburg, Kaiserliche Hofbuchhandlung v. S. Schmitzdorff (Carl Röttger); Leipzig, C. F. Steinacker. 1. Jahrg., 5 Hefte (Aug. bis Dez.), 1872. 2. Jahrg., Hefte 1—4, 1873. Jährlich 12 Hefte von 6—7 Bogen. 6 Rubel. — Fürs Ausland portofrei 6 thlr. 20 gr.

Der gewaltige Aufschwung, den die gesammte innere Entwicklung des Russischen Reiches unter der Regierung des Kaisers Alexander II. genommen hat, hat auch einen bedeutend vergrößerten internationalen Verkehr Rußlands mit dem Auslande zur Folge gehabt. Für einen solchen Verkehr ist aber eine richtige Kenntniß und daraus resultirende Würdigung und Beurtheilung der einzelnen Länder und ihrer Zustände und Verhältnisse ebenso ersprießlich als notwendig. — Für die Kunde Rußlands fehlte es bisher an genügendem Quellen-Material in anderer, als russischer Sprache; die „Russische Revue“ will es versuchen diesem Mangel abzuhefen, und zwar will sie in Originalartikeln, Referaten und Uebersetzungen objectiv, authentische Mittheilungen bringen über das staatliche, gesellschaftliche, ökonomische und geistige Leben in allen Theilen des ganzen Russischen Reiches. — Kleine Mittheilungen sollen sich ergänzend den größeren Artikeln anschließen,

Literaturberichte werden über bemerkenswerthe Erscheinungen auf literarischem Gebiete referiren; und eine bibliographische Uebersicht wird eine Titel- und eventuell kurze Inhaltsangabe*) sämtlicher bemerkenswerthen Publikationen der russischen Literatur bringen.“

Unsern ersten Bericht über das sehr verdienstliche Unternehmen des Hr. C. Röttger beginnen wir um so lieber mit den eigenen Worten des Prospekts, da derselbe nichts verspricht, was nicht in vollem Maße gehalten worden ist.

Wie der Aberglaube gewöhnlich ein Kind des Unglaubens ist, so kommen auch die Vorurtheile fast stets aus der Unwissenheit. — In Deutschland sind wohl kaum über irgend einen europäischen Staat so viele Vorurtheile verbreitet wie über Rußland, und warum? — weil man von ihm am wenigsten weiß. Glauben doch nur gar zu Viele, das mächtige Reich des Ostens sei heute fast noch in demselben Zustande wie zur Zeit Peters des Großen! Da kann es denn nicht übersehen werden, wenn gar oft eins der beiden hier ungerechtfertigten Gefühle, „Furcht“ oder „Geringschätzung“, an Stelle der richtigen Würdigung der Verhältnisse steht.

Um der Gerechtigkeit nicht zu nahe zu treten, müssen wir allerdings gestehen, daß ein Theil der russischen Presse, in Wüktennung des deutschen Charakters wie der deutschen Politik, alles Deutsche haßt und verachtet, und daß die Rundwerdung dieser Aeußerungen in Deutschland das an sich grundlose, aber leider vorhandene Gefühl des Gegenjatzes steigert.

Es ist hiernach unter allen Umständen sehr anzuerkennen, wenn in Rußland selbst aufgeklärte Männer uns die Hand reichen und die Mittel zu besserer Informirung darbieten. Die thätigsten und kenntnißreichsten Männer haben sich mit dem Herausgeber vereinigt, um ihm die Ausführung seines aller Anerkennung werthen Zweckes zu erleichtern, so die Herren v. Nebrafov und Wils, Mitglieder der Akademie der Wissenschaft, v. Thörner, Mitglied des Conseils des Finanzministeriums, P. v. Semenov, Director des centralstatistischen Comites, ferner Friedr. Matthäi, A. C. Horn, Baron v. Osten-Sacken, A. Brückner, E. Dalton, P. Lerch und Andere. — Dafür ist denn auch Hr. Röttger die Genußthuung zu Theil geworden, daß der erste Jahrgang (1872, 5 Hefte) bereits vergriffen ist. Daher heben wir aus dem reichen Inhalt der ersten Hefte hier nur Einiges hervor: 1) Staatliche Organisation des Russischen Reiches; 2) P. Lerch: das russische Turkestan, seine Bevölkerung und seine äußeren Beziehungen; 3) Fr. Matthäi: Die polytechnische Ausstellung in Moskau im Jahre 1872 [sehr eingehend und belehrend]; 4) E. Dalton berichtet im ersten Hefte (von dem noch einige Exemplare vorhanden) S. 60—66 über den 1872 gegründeten Petersburger Zweig des 1862 in

*) Die Titel der russisch geschriebenen Werke werden in russischer und deutscher Sprache gegeben. Ann. des Ref.

Moskau zusammengetretenen Vereins der Freunde geistlicher Aufklärung. Die hiesige durch den Großfürsten Constantin Nicolajewitsch ins Leben gerufene Abtheilung hat sich folgende Ziele gestellt (S. 61. 62): „1) Die Annäherung zwischen unserm Clerus und der weltlichen Gesellschaft und den Gedankenaustausch über Fragen, welche die rechtgläubige Kirche betreffen, zu fördern; 2) Der Verbreitung gesunder Anschauungen von der wahrhaften Lehre, den historischen Sittensalen und den derzeitigen Desiderien der rechtgläubigen Kirche durch Schriften und Vorlesungen, wissenschaftliche sowohl als populäre, zu dienen; 3) mit den Vorkämpfern der rechtgläubigen Wahrheit im Auslande Beziehungen zu unterhalten, ihnen einen moralischen Halt zu bieten und zur Läuterung der Ansichten über die orthodoxe Kirche im Auslande mitzuwirken.“ Zwar ist wegen der Kürze der verflossenen Zeit ein bestimmtes Urtheil nicht wohl möglich; da aber auch hochgestellte Priester ihren Beitritt zum Verein erklärt haben, darf man wohl hoffen, daß die angeregte Bewegung nicht erfolglos bleiben werde.

Der zweite Jahrgang (1873) beginnt mit einer durch zwei Hefte sich ziehenden Abhandlung über „die Reise Katharinas II. nach Südrussland im Jahre 1787.“ Der Verfasser, A. Brückner, hat bei seiner Darstellung auch viel erst kürzlich in russischen Zeitschriften veröffentlichtes Material benutzen können; daher fällt sowohl auf die Verhältnisse Russlands während der ganzen Regierung jener viel genannten Kaiserin, als auch besonders auf die Zeit unmittelbar vor dem Ausbruch des Krieges zwischen Rußland und der Türkei manch interessantes Streiflicht. — Der Aufsatz

„die Mission des Fürsten Menschikoff nach Konstantinopel“ (S. 175—192) ist ein Auszug aus der nach Originaldokumenten gefertigten Arbeit von M. S. Bogdanowitsch (Europäischer Bote, 1873, Bd. I) und schildert die dem letzten russisch-türkischen Kriege vorangehenden Verhandlungen. — Für die innere Entwicklungsgeschichte Russlands lehrreich ist die auf Arbeiten des russischen Historikers A. Pypin ruhende Abhandlung: „Die russischen Slavophilen im vierten bis zum sechsten Jahrzehnt dieses Jahrhunderts.“ — Die Industrieverhältnisse des Zarthums Polen und des Großfürstenthums Finnland erörtert F. Matthäi mit sachkundiger Feder. Ueber das erstgenannte Land erhalten wir auch eingehende statistische Nachrichten. Das Reichsbudget für 1873 wird S. 56 ff. mitgetheilt, während S. 231 ff. die Ergebnisse des abgeschlossenen Budgets für 1871 durch Dr. A. v. Staël-Holstein gewürdigt werden.

Im „Literaturbericht“ werden u. A. folgende Schriften angezeigt: A. Th. Bytschkoff, Briefe Peters des Großen und Nachrichten über die in Petersburg befindlichen Materialien zur Geschichte desselben; Wostojakoff, Sammlung von Auszügen aus Archiven über Peter den Großen; v. Todleben, die Vertheidigung von Sewastopol; Heppner, Beobachtungen eines Militär-Chirurgen im Kriege von 1870; v. Helmersen, Geologische Karte des Europäischen Russlands [mit russ. und deutschem Text]; v. Tiefenhausen, die Münzen des morgenländischen Chalifats.

Das Ende jeder Nummer bilden die „Rueue russischer Zeitschriften“ und die „russische Bibliographie.“





GTU Library

3 2400 00251 3715

DATE DUE

Temporarily circulated from
Pacific School of Religion

GAYLORD

PRINTED IN U.S.A.

1873

Allgemeiner literarischer
Anzeiger für das evan-
gelische Deutschland

CRPaC

v.12
1873

326748

GRADUATE THEOLOGICAL UNION LIBRARY

BERKELEY, CA 94709

